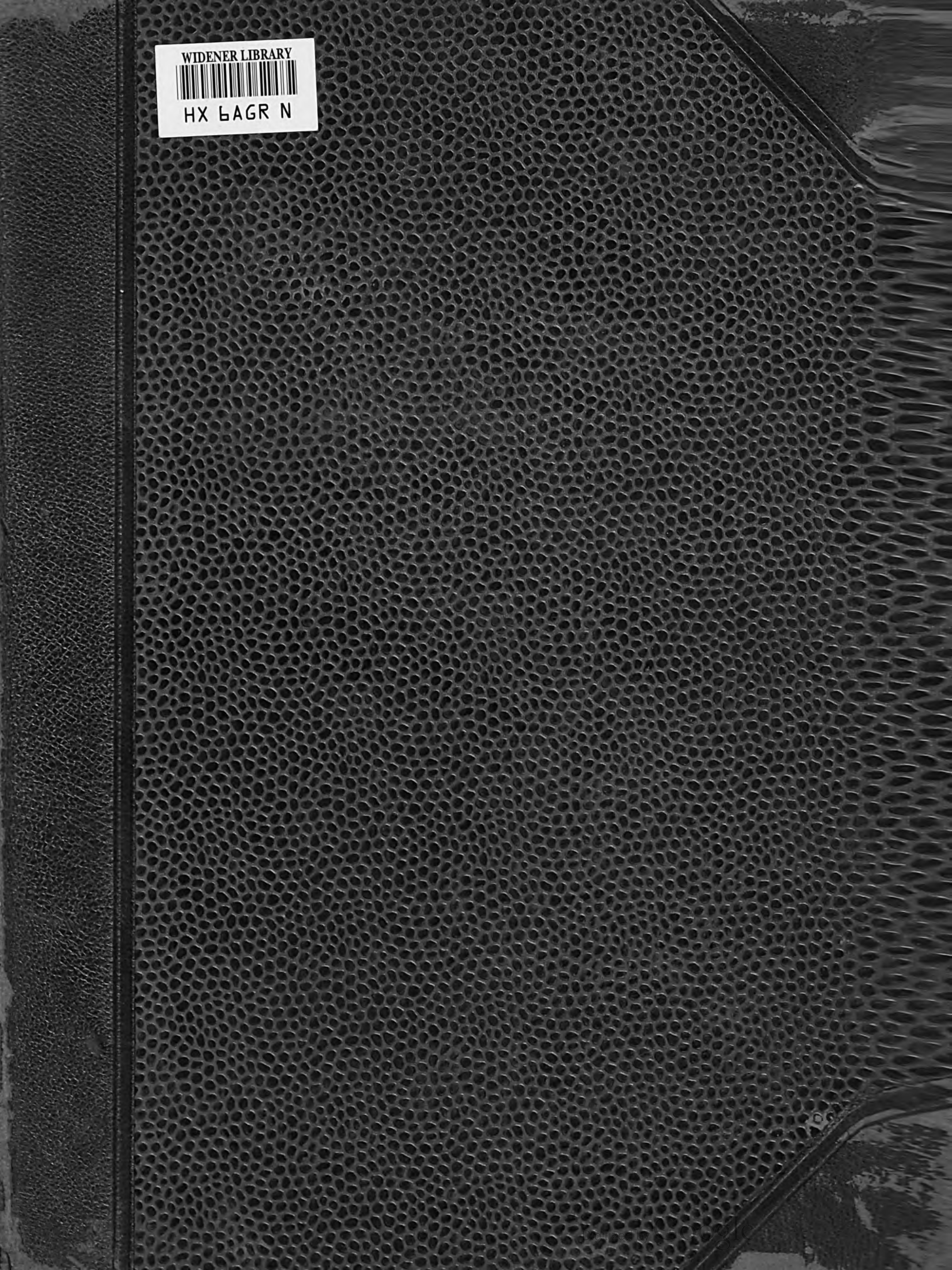




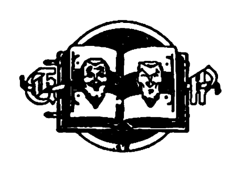
Der Türmer

Kriegsausgabe

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Siebzehnter Jahrgang · Band II

···· (April bis September 1915) ····



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Türmers Tagebuch

Literatur

Bildende Kunst

Musik



Auf der Warte



Kunstbeilagen und Illustrationen

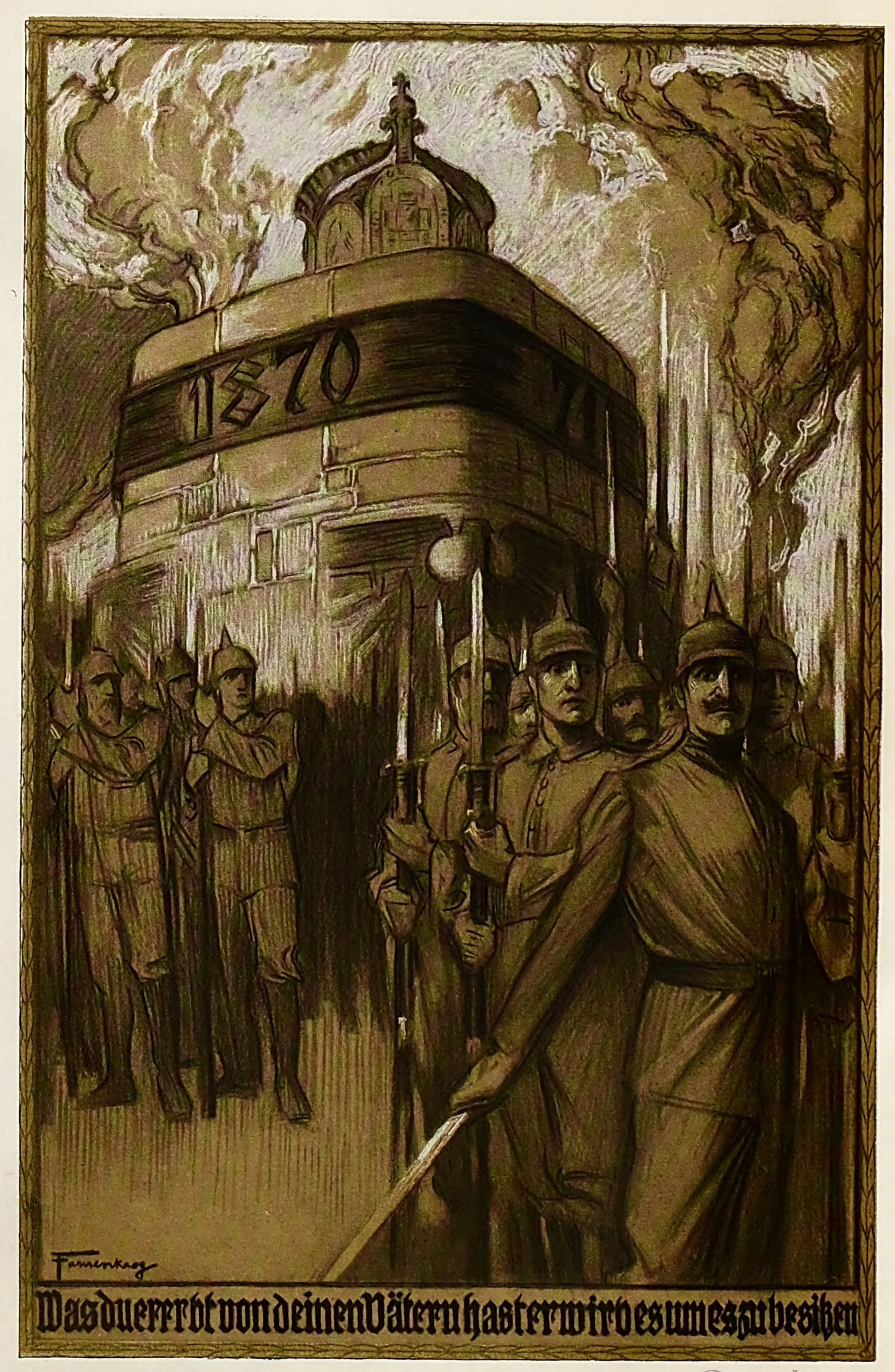
Notenbeilagen

Briefe

Auf den Beilagen.







Bismarcks Vermächtnis — Ludwig Fahrenkrog

Beilage zum Türmer



XVII. Jahrg. Erstes Aprilheft 1915 Heft 13

Bismarck · Von Helene Brauer

Kannst du denn noch schlafend liegen
Heut mit müdem Schwingenpaar?
Komm, uns stark voranzufliegen,
Komm noch einmal, deutscher Aar!

Die dein Werk zerstören wollen,
Rufen höhnend, du seist tot —
Lache du der Neidestollen,
Bismarck, komm! Du bist uns not!

Komm, uns noch ein Werk zu schaffen,
Das uns auf zur Sonne reißt!
Sprich den Segen unsern Waffen,
Bring uns Geist von deinem Geist.

Hilf uns, daß wir nicht ermatten,
Führe selber unsre Reih'n,
Laß uns ziehn in deinem Schatten —
Bismarck, komm! Wir warten dein.





Ludwig Fahrenkrog



XVII. Jahrg. Erstes Aprilheft 1915 Heft 13

Bismarck · Von Helene Brauer

Kannst du denn noch schlafend liegen
Heut mit müdem Schwingenpaar?
Komm, uns stark voranzufliegen,
Komm noch einmal, deutscher Aar!

Die dein Werk zerstören wollen,
Rufen höhnend, du seist tot —
Lache du der Neidestollen,
Bismarck, komm! Du bist uns not!

Komm, uns noch ein Werk zu schaffen,
Das uns auf zur Sonne reißt!
Sprich den Segen unsern Waffen,
Bring uns Geist von deinem Geist.

Hilf uns, daß wir nicht ermatten,
Führe selber unsre Reih'n,
Laß uns ziehn in deinem Schatten —
Bismarck, komm! Wir warten dein.



Otto v. Bismarck

Von Dr. Richard Bahr

Als ein Grollender und Unbefriedigter ist der dreiundachtzigjährige Otto von Bismarck heimgegangen. In den von schwerer menschlicher Tragik umdüsterten letzten Jahren hat er immer gemeint, daß ihm trotz aller Erfolge das Leben zu wenig Glück gebracht habe. Und doch ist er ein Liebling der Götter gewesen und noch jetzt, da im Ringen um ihr Sein die Nation sich rüstet, die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages zu begehen, bezeugt das Schicksal ihm die letzte, vielleicht die höchste Gunst. Man hat im Kreise wackerer und tüchtiger Männer sich über das spärliche Maß von Ehrung aufgehalten, das die preußische Schulverwaltung, inmitten des allgemeinen Umlernens noch immer allzu zaghaft und bedächtig und an alten Rangvorstellungen klebend, dem größten politischen Genius der neudeutschen Geschichte zugemessen hat. Sie übersahen dabei, daß eine gigantischere Gedenkfeier noch nie einem Sterblichen bereitet ward. Die Welt ist in Brand geraten, auf daß das Werk des Hundertjährigen darin seine Lebenskraft erweise. Und die über Europa lodernden Flammen stählen und läutern nicht nur dieses Werk — das Deutsche Reich und die in ihm siedeln —, sie werden auch von dem Erinnerungsfest die Schlacken und all die kleinen Menschlichkeiten wegzehren ...

Man braucht kein Dichter zu sein, um sich vorzustellen, wie es sonst wohl gekommen wäre, wenn im Gleichmaß müder Alltäglichkeit der Jahrhundertsmorgen uns aufgedämmert wäre. Die Ausleger und Fanatiker hätten sich, wie so oft schon, über das große Leben hergemacht und es für ihre kleinen Zwecke zurechtgeschnitten. Sie hätten uns wieder vorerzählt, daß Bismarck der sozialen Reformpolitik abhold gewesen sei, deren Anfänge und bislang größte Tatsache doch von ihm herrühren. Daß ihm das Reichstagswahlrecht in tiefster Seele zuwider gewesen sei, obschon er es selber seinem Volke schenkte als ein Mittel, „die gesunden Elemente, welche den Kern und die Masse des Volkes bilden, wieder in Berührung mit der höchsten Gewalt zu bringen". Und obgleich er noch viel später, als die Schattenseiten des neuen Systems sich bereits zeigten, nüchtern wie nur ein historisch-realistischer Beobachter zu bemerken pflegte: einen absoluten Vorzug habe keine der verschiedenen Wahlmethoden.

Man hatte den Alten im Sachsenwalde, wie das Hermann Oncken einmal genannt hat, kanonisiert und aus seinen Worten, die uns Weistümer sein und bleiben sollen, unwandelbare Dogmen gemacht. So war es gekommen, daß der Schatten des Großen sich vielfach wie lähmend auf unsere politische Betätigung legte. Bei der emphatisch vorgebrachten Behauptung: „Das hat Bismarck gesagt", hörte für weite Kreise einfach die Erörterung auf. Man untersuchte nicht mehr, wann und unter welchen Umständen Bismarck das so gesagt hatte; man hielt es nicht für nötig sich zu erinnern, daß der eiserne Kanzler sechzig lange Jahre in der Öffentlichkeit gestanden, daß er in dieser Zeitspanne von dem Recht des denkenden

Kopfes, Neues aufzunehmen und dementsprechend sich zu wandeln, jederzeit freiesten Gebrauch gemacht hatte; daß auch über ihn Stimmungen und Verstimmungen Gewalt gewannen und gelegentlich auch dämonische Leidenschaften. Mitunter revoltierte wohl etwas in uns bei der Zumutung, mit einem Bismarckzitat als aller Debattenschluß uns zu begnügen. Aber dann schwieg man lieber. Es war in diesen Stücken ein Cant aufgekommen, ein terroristischer Autoritätsglaube, der nicht selten das freie Denken uns in Banden schlug: wir hätten — das ist wohl kaum noch eine Frage — rechtzeitiger sonst auf Rußland zu achten gelernt und wären vor der „traditionellen Freundschaft“ früher auf der Hut gewesen.

Man kann als Deutscher unter Deutschen die historische Leistung Bismarcks gar nicht hoch genug einschätzen. Er ist ganz einfach die größte Tatsache unserer neueren Geschichte. Deutschland wäre politisch untergegangen, vielleicht dauernd in kleine schwächliche Bildungen zerfallen, denen in der heraufziehenden Epoche der Weltmächte jede Lebens- und Widerstandsfähigkeit fehlen mußte, wenn nicht Otto von Bismarck mit der traumhaften Schöpferkraft des Genies, zuerst unter dem Widerstand seiner Preußen, dann unter der rauschenden Begeisterung der ganzen Nation, dies neue Reich mit starken Schlägen zusammengehämmert hätte. „Solange deutsches Leben und deutsches Wesen bestehen, wandelt er mitten unter uns“, rief Erich Marcks ist dem schönen Gedenkwort, das er zwei Tage nach dem Tode des Großen vor den Leipziger „Deutschen Studenten“ hielt. Daß Bismarck gelebt hat, spürt man in Palast und Hütte, spürt vor dem ewig glühenden Hochofen der rußige Arbeiter und der kalkulierende Großkaufmann in seinem Kontor. Ihm verdankt die Nation nicht nur die politischen Lebensformen, die es ihr ermöglichen, selbständig und in freiem Wettbewerb mit ihnen neben anderen Völkern zu bestehen, die früher und nach glücklicheren Geschicken Einheit und staatlichen Zusammenschluß fanden. Auch diese ganze wunderbare wirtschaftliche Entwicklung, die vor die Söhne bedächtig rechnender Kleinbürger und Krämer plötzlich die Schätze des Erdballs auszuschütten begann, wäre ohne ihn nicht denkbar gewesen. Selbst ein Teil unserer Kultur — der technischen gewiß — ruht zuletzt auf seinen Schultern.

Und dennoch: wenn man die letzten vierundzwanzig Jahre deutscher Entwicklung sinnend überblickt und ihren großen und neuen Problemen ernsthaft nachdenkt, wird man doch wohl bekennen müssen: es war eine tragische Notwendigkeit, daß Otto von Bismarck im März 1890 ging. Die Formen, unter denen er ging, hätten anders sein können, anders sein müssen. Aber in der Tatsache selbst wird man rückblickend die unbewußt waltende Gesetzmäßigkeit der Geschichte respektieren dürfen. Bismarck und der Kaiser, dessen treuen deutschen Diener er sich nannte, waren zusammen alt geworden; gewaltiges gemeinsames Erleben hatte sie aneinander gekettet. Trotzdem rangen sie bis zum Schluß miteinander; fanden sie sich fast immer nur erst nach harten inneren Kämpfen und leisen, aber zähen Reibungen. Daß ein Dreißiger und ein Fünfundsiebzigjähriger, von denen der jüngere dabei doch der Kaiser und der preußische König war, sich harmonisch in die Staatsleitung teilen konnten, gehörte bei den gegebenen Temperamenten schlechthin zu den unmöglichen Dingen. Gustav Schmoller hat in dem

schönen Essay, das er bei Bismarcks Tode in der „Sozialen Praxis“ veröffentlichte (bei aller Schlichtheit der Darstellung vielleicht das Feinste, weil psychologisch am tiefsten Schürfende, was über Bismarck als Volkswirt und Sozialpolitiker geschrieben worden ist), derlei ganz offen ausgesprochen. Da meint er: Zwischen 1888 und 1890 hätte es zwei verschiedene Regierungen und zwei sich bekämpfende Höfe gegeben. Unter solchen Umständen wäre es für den realistisch Denkenden nicht zweifelhaft gewesen, daß eine Scheidung kommen mußte. „Man fragte sich mit Recht, ob und wie lange eine solche Spannung der obersten Staatsleitung dauern könne, ob sie dem Staat und der Monarchie fromme, ob Gefühle der Dankbarkeit für die größten Dienste in der Vergangenheit einen leitenden Minister im Amt halten könnten, wenn seine Ziele mit denen des Monarchen unvereinbar geworden seien.“ Und an einer anderen Stelle: „Ich sah in der Entlassung eine unvermeidliche Katastrophe und zugleich eine Wendung, welche neben ihren erheblichen Schattenseiten doch den Vorteil einer erwünschten Wendung in der inneren Politik bot ...“

Nun, die Schattenseiten waren mehr, als nur erheblich, die innerpolitische Wendung, auf die Schmoller hier anspielt, hat nicht gar lange angehalten und daß wir, was die auswärtigen Dinge angeht, in der nachbismärckischen Epoche nicht gerade vom Glück verfolgt waren, wissen wir alle. Die Wahrheit ist: die Staatengesellschaft, aus der heraus Otto von Bismarck so Gewaltiges seinem Volke gewirkt hatte, bestand nicht mehr. In dem Europa der siebziger und achtziger Jahre hatte das von Bismarck geleitete Deutschland den beherrschenden Mittelpunkt bilden können. Aber inzwischen hatten die Mächte des alten Europa angefangen, ihr Tätigkeitsgebiet über die ganze Welt auszuweiten und andere, bislang kaum beachtete, waren ihnen an die Seite getreten mit dem gleichen Anspruch, mitzureden und mitzugestalten. Und nun paßte mit einem Male das bisherige System nicht mehr. Nun war es nicht richtig, daß Deutschland „saturiert“ war, daß wir, die Augen zu Boden gerichtet, fortzufahren hätten, ausschließlich den eigenen kleindeutschen Acker zu bestellen, in alle Ewigkeit uns nicht um die Brüder kümmern dürften, die draußen geblieben waren und in den neuen Reichsbau keinen Einlaß gefunden hatten. Das alles war überaus klug und wohlgetan gewesen, solange es galt, das neue Deutschland überhaupt erst „in den Sattel zu setzen“: dies junge Gebilde, das im Entstehen so viel Besitzrechte gekränkt hatte, durfte sich nicht übernehmen; konnte nicht frank und kühn die Blicke schweifen lassen, sollte ihm nicht schon der erste Wachstumsprozeß von Neidern und Feinden gestört werden. Aber indem wir zu Glaubenslehren formten, was aus der Zeit für die Zeit gegeben war, gerieten wir in Gefahr, unfrei zu werden. Wie eine Last legte der Schatten des Großen sich auf die minder Großen und drohte sie zu erdrücken. In dem Bemühen, Otto von Bismarck eine sklavische und doch nur vermeintliche Treue zu bewahren, waren wir nahe daran, im tiefsten Sinne ihm untreu zu werden.

Das ist nun alles vorüber. In dem Weltbrand, der uns umloht, ist, das fühlen jetzt wohl wir alle, das Deutschland, das als das Deutschland Bismarcks begriffen und betreut wurde, endgültig zur Rüste gegangen.



Wie Friedrich der Große hat auch Bismarck keine Schüler hinterlassen, und wenn er sie hinterlassen hätte, wären ihnen Auge und Hand schwerlich auf die Probleme dieser neuen Zeit eingestellt gewesen. Denn die Welt, in der Bismarck sich auswirkte und mit der er spielte, wie nur die Urkraft zu spielen vermag, war eine andere als die, heute in Wehen kreißende ...

Dem großen Toten aber dienen wir am würdigsten, wenn wir in seinem Sinne weiter arbeiten. Das heißt, wenn wir kraftvoll und rastlos, helläugig und gegenwartsfroh sein Werk fortzusetzen suchen mit den Mitteln unserer Zeit ...



Verlassenes Dorf · Von Grete Massee

Feuerregen ging darauf nieder,
Flammen haben den Kirchturm umloht,
Die eiserne Armbrust spannte der Tod
Einmal und zweimal und immer wieder.

Zerstörtes Dorf mit Trümmern und Scherben,
Natur umfängt dich noch hold und grün,
Bäume stehn, Blumen sprießen und blühn,
Wenn Häuser auch stürzen und Menschen sterben.

Die Kugeln nicht trafen und Feuer nicht brannte,
Flohen die Heimat, wo sie gesät,
Wo sie die Ernte singend gemäht,
Wo jeder Weg ihre Schritte kannte. —

Leer ist das Dorf, öd' starren die Gassen —
Ein Hündchen nur harrt auf den toten Herrn
Treu und geduldig. — Der Abendstern
Steigt über das Dorf, das vom Leben verlassen.



In dunkler Nacht

Von Josephine H. Nebinger

Es war die Hölle. Eine Hölle, die aussah wie die Erde: im Westen die Sonne in flammenden Gluten und rosenfarbene Wolkenfetzen in abendblauer Höhe — im Aufspringen sah er es. Nur sekundenlang. Das Bild fiel in seine Seele — sie krampfte sich zusammen und zitterte. Die Sonne? Der Himmel? Brennende, süße Schönheit über dem Geheul und Pfeifen der Granaten, über den Todesschreien der Getroffenen, dem Stöhnen zerfleischter Pferde, über dem rauchumballten Gehöft da vorn, aus dem die Flammen ihre feurigen Zungen gen Himmel streckten — — Sonne? Leuchtender Abendschein? Gab es denn das noch?

Er lag wieder auf dem Boden, den Finger am Abzug. Die rotunterlaufenen Augen suchten das Ziel. Dort — die gebrochene Linie — — der Tod flog mit dem Geschoß.

In der Luft summte es dumpf durch das Dröhnen und Krachen der Geschütze. Lauter summte es, wilder, höher, durchdringender — es schlang alle Töne in sich, wälzte sich heulend, zermalmend über das Flachland geradeaus, bäumte sich auf und zerbrach in ein zerberstendes Getöse und schwieg. Eine Erdwolke stieg in die Höhe. Tausend feurige Blitze tanzten durcheinander. Graue Schatten — oder waren es Menschen? sprangen auf neben ihm, vor ihm, fielen zur Erde, sprangen wieder auf. Er mit ihnen. Er? Wer? Ein Etwas mit Augen und Ohren, Händen und Füßen und eine unsichtbare Kraft dahinter. Eine Kraft, daß man aufsprang, sich hinwarf, feuerte — sich wieder aufriß, vorantaumelte und wieder hinstürzte — eine halbtote, bleischwere Masse, durch die ein Blitz hindurchfuhr: Ziel — Feuer — Ziel — Feuer — —

Es war kein Denken mehr in dem blutjungen Feldgrauen. Nur ein blindes Voran mit den andern Feldgrauen, voran unter Schmettern und Donnern, Rattern und Prasseln mit schwerem, keuchendem Atem, die Augen springende Katzen, die sich auf die lebendige Linie stürzten weit da vorn, hinter der Pappelreihe. Und über allem schon wieder das furchtbare Summen und Singen. Lauter, drohender, näher — es zerriß die Ohren, es wühlte im Hirn — —

„Sprung — — — auf marsch marsch!"

Der Feldgraue sprang in die Höhe. Mitten im Springen fiel er zurück — hintenüber. Der noch in äußerster Sammlung gespannte Blick nahm die Sonne mit in die Nacht, die darüberfiel.

Die Sonne verglühte. Violetter Dunst quoll im Westen auf. Ein seltsames Funkeln und Leuchten stand zwischen Himmel und Erde und goß seinen Glanz über Blut und Leichen, Feuer und Rauch, über das zerstampfte, zermarterte Land. Der Abend kam. Schatten sanken. Die eisernen Ungeheuer verstummten. Dort am Wald kläffte es immer noch tak—tak — tak—tak—taktaktak —. Dazwischen Pausen — Munition nicht unnütz verschießen! Kein Büchsenlicht mehr für das Menschenwild —

Das Tosen und Lärmen schwieg, aber es war nicht still. Aus Gras und Ackerfurche, aus Gräben und Büschen stiegen Stimmen auf. Ein wimmerndes Klagen. Der schrie nach Wasser, der nach der Mutter. Der lallte mit schwerer Zunge: „Meine armen Kinder“ — und der schrie zu Gott. Ein wirres, hilfloses Stöhnen — die Qual der Todwunden schrie und schrie — —

Einer hörte nichts davon. Der lag wie im tiefen Schlaf, und die Sonne stand in dem Schlaf wie ein himmlisches Auge. Er rührte und regte sich nicht. Er sah nichts von den Schatten, die herankamen, sah nicht die grauen Helfer mit der weißen Binde am Arm. Den Stummen, Blutüberströmten berührte keine helfende Hand. Der Feldgraue dicht neben ihm lag so still und starr wie er und die vielen, die mit reglosen Augäpfeln in den Abend, in die Nacht hineinstarrten und nichts mehr sahen von allem, was zur Erde gehörte — hineinstarrten in das Land, dahin ihre Seelen gegangen waren.

Es war dunkle Nacht und tiefe Stille. Da sprang aus der Tiefe des Bewußtlosen eine Freude: die Sonne — — aber im nächsten Augenblick war sie verschwunden. Eine Sekunde blitzschneller Selbstbesinnung. Ein Regen und Dehnen der Glieder. Es war Nacht — er lag auf der Erde — neben ihm ein stiller, schwerer Körper. Ein wimmernder Laut brach von seinen Lippen. Die Wunden waren wach geworden — der Schmerz schlug seine brennenden, giftigen Zähne hinein. In den Kopf schoß ein Sturm und jagte Schmerzen und Bilder, Ängste und Gedanken in einem wilden Wirbel herum. Der Mutter Gesicht — ihre Hand — ein endloser Eisenbahnzug in fliegender Fahrt — hurra — hurra — seine Zähne schlugen aufeinander, seine Glieder krümmten sich in wahnsinnigen Schmerzen — —

Auf der Erde — in dunkler Nacht — — allein, allein? Verenden wie ein angeschossenes Tier — — warum? warum? Eine Melodie durchrauschte seine Ohren. Er konnte die Worte nicht denken. Aber hinter dem Lied wogten Bilder: Rosen im Garten — die Mutter an seinem Bett — einen Atemzug lang fühlte er ein Geborgensein, eine Stille — — da schlug der Schmerz mit eiserner Rute hinein und sein Herz schrie wieder: Warum? Warum? Sein Blut hämmerte wie der harte Marschschritt des endlosen grauen Zuges, in dem er marschiert war. — ein schweißtriefender Körper im dicken Staub der Straße. Sie hatten singen wollen — — es war nur ein rauhes Geschrei gewesen. Aber ein verbissener, wilder Wille hatte die Müdigkeit totgeschlagen. Nur ran an den Feind — an die Diebe, die der Heimat den Frieden gestohlen hatten, die mit übermütigem Herrentum nehmen wollten, was ihnen nicht gehörte — — er wußte es plötzlich wieder, mitten im Wüten seiner Schmerzen: Darum war's! Darum! Um die Heimat, um die enge, kleine, die wie ein Kindlein sicher liegen sollte im Schutz und Frieden des großen Vaterlandes. Darum lag er hier — — die Mutter sollte in Frieden wohnen, kein Sieger sollte sich an ihr vergreifen, an ihr nicht, nicht am Haus und nicht am Garten. Das Bild der Mutter verschwamm. Dahinter wogte es schattenhaft: Mensch an Mensch, Augen voll Angst, die auf ihn sahen, Stimmen, Millionen Stimmen, die ihm in die Ohren schrien: „Krieg – Krieg – der Feind – der Feind“ – und eine Wiese am Wald und Lachen und Singen – – all das mischte sich mit dem Höllengraus seiner Schmerzen und versank in ihnen. Und durch die Nacht klagte sein qualerpreßtes Stöhnen.

In der Dunkelheit bewegte sich etwas und kroch heran. Eine Stimme rief: „Kamerad, ich komme — ich hab' einen Schluck Wein in meiner Feldflasche" — —

Das Stöhnen verstummte. Mühsam hob sich der Kopf.

Langsam kam es näher. Wie ein krankes Tier, das sich mühselig über die Erde schleppt. „Gleich, gleich — es geht langsam. Ich bin in den Fuß geschossen und in die Seite — — wo bist du? Gib Laut — —"

Jetzt erreichten die tastenden Hände den Liegenden. „Da, hier ist die Flasche — kannst den Kopf nicht heben? Wart — ich helf' dir! Den Affen 'runter! Dann liegst du besser — — —"

Das ging nicht so schnell. Aber jetzt war's geschehen. Jetzt lag der Kopf auf dem Tornister. „Hier die Flasche — hier — trink, Kamerad — —"

Der jammernde Mund war verstummt. Er trank, trank gierig. So lange nichts gegessen, nichts getrunken — — über die glühende Zunge, in den Brand der Schmerzen rann das Labsal.

„Das — war — gut. Danke, danke." Die matte Hand griff nach dem dunklen Helfer. Jetzt fanden sich die Hände.

„Auch — ver—wundet?"

„Ja, aber kriechen kann ich noch. Kann nicht so schlimm sein. Hab' mich vom Waldrand herübergeschafft, als ich dich gehört hab'. Morgen früh finden sie uns, dann sind wir gut dran. Noch ein paar Stunden — — Liegst du gut?"

„Danke. Bleib — bei — mir — — so ganz allein — — jetzt — —" Ein Schauer schüttelte die Gestalt. Ein hartes Zähneklappern schnitt das Wort ab.

„Wart, ich mach' den Mantel auf und deck' dich zu."

„Nein, nein. Mir ist heiß. Laß mir deine Hand. Gott, erbarme dich — ach —" Die Schmerzen tobten und schrien! Überall — im Kopf — am ganzen Körper, daß er zuckte und sich wand in Qual.

„Die Hand festhalten — beten — beten — Gott, laß uns siegen — Jesus — hilf — die Vögelein im Walde — — das ist mein einziger Trost im Leben — und — im Sterben — — wo die heilige Ilios hinsinkt — plus — mal —"

Der Tod war da und rang mit dem jungen Leben. Die Stimme wurde leiser — — „fürchte ich — kein — Unglück — — denn — du —" ein undeutliches Murmeln verhallte in der Nacht.

Dann wurde es still. Die Hand wurde schlaff, zuckte leise und stieß matt gegen die Hand, die sie hielt. Ein gurgelndes Lallen: „Beten" —

Der Dunkle neben dem Sterbenden fuhr zusammen.

Beten? Aber er konnte ja nicht beten — —

Und wieder das leise Stoßen an seiner Hand und ein röchelnder Laut — „beten" — —

Der dunkle Helfer beugte sich über den Liegenden. Er suchte verzweifelt nach einem Wort. Beten? Er hatte nie gebetet — —

Aber er mußte beten — er mußte! Der Sterbende ließ nicht ab.

„Be—ten — —"

Ein Schauer durchlief ihn. Wenn hinter Rausch und Not des Lebens ein Gott stünde — — wenn — —

„Be—ten — —“ und wieder ein mattes Stoßen gegen seine Hand.

Da zwang es ihn.

Er fing an zu stammeln: „Gott — hilf — hilf — erbarme dich —“ Und wie er seinen Kopf zermarterte um ein anderes Wort, da fiel ihm ein, was er vor einigen Wochen an einem offenen Grab gehört hatte: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland — —“. Gierig haschte er die Worte aus der Erinnerung und sagte sie laut, sagte sie immer wieder über den Sterbenden und über die Toten ringsum, bis der schwere Atem stillstand — —

Danach saß er zitternd und zerschlagen, die Stirn naß von Schweiß. Beten müssen — — und hatte nie gebetet in seinem Leben! Über den Sterbenden, über die Toten ringsum hatte er nach Gott gerufen — zum erstenmal in seinem Leben!

Gott? Es gab ja keinen! Wenn's einen gäbe, der würde das nicht dulden, was jetzt geschah auf Erden — — all die Toten, die um ihn herumlagen, herausgerissen aus ihren Familien, herausgerissen aus ihrem Wollen und Wünschen? Zeugten sie nicht gegen einen Gott? Waren sie nicht Zeuge dafür, daß ein blinder satanischer Wille Leben schuf, nur um es grausam vernichten zu können?

Sein Fuß brannte. Die Wunde in der Seite brannte. Aber das tat nicht halb so weh wie das andere, das dunkler wie die Nacht sich auf seine Seele legte: er hatte gebetet! Laut. Über die Toten ringsum. Er, dem Beten ein lachhafter Gedanke war. Nun riß eine furchtbare, wachsende Scham, die zu einer Angst wurde, an seinem Herzen. Es war keine Angst in ihm gewesen mitten im Kugelregen. Nur ein wildabenteuerliches Rauschgefühl: Wen's traf, den traf's. Punkt. Schluß. Schweigen — —

Zerplatzt wie eine Seifenblase war der kecke Übermut. Das Sterben des Unbekannten neben ihm krallte sich hinein in ihn. Er hatte beten müssen — er hatte gebetet — — plötzlich wurden ihm die Augen heiß und naß und ein Schluchzen schüttelte seinen Körper. Ihn hatte niemand beten gelehrt — niemand hatte suchend mit ihm geredet von dem, zu dem er vorhin die Stimme erhoben. Niemand! Er war groß geworden in Spott und hochmütigem Mitleid mit den Beschränkten, die noch im veralteten Köhlerglauben staken. Er war ein Kind der Zeit, des Genusses, ein Freudenanbeter. Er hatte nach keinem Gott gefragt, nur nach sich selbst. Da war der Krieg gekommen. Ein Zwang — keine heilige Not für ihn, ein Rausch, ein Abenteuer, das stärkste in seinem Leben mit dem höchsten Einsatz — —

Wie losgerissen von sich selbst war er. Er hatte gebetet! Wie ein furchtgepeinigtes Kind nach der Mutter schreit, so hatte er zu Gott geschrien um der Not eines Menschen willen, den er nicht kannte, der aus dem Dunkel die Hand ausgestreckt hatte nach ihm — — Nun wühlte und bohrte es in ihm. Er glühte vor Schreck und Scham und fühlte einen unverständlichen Schmerz.

Ein Lichtreiz fiel plötzlich in seine Augen. Sein Kopf schnellte auf. Dort — ein langer, matter Lichtstreifen — — und dort der hellstechende Punkt, von dem er ausging. Der Lichtstreifen glitt langsam herum wie ein drohender Riesenfinger.

Hilfe? Er wollte schreien. Aber er brachte keinen Ton hervor. Er setzte noch einmal an. Aber wieder versagte seine Stimme. Von dem suchenden Licht strömte

es plötzlich aus wie eine Warnung, eine Feindseligkeit. Es kam langsam näher. Strich kreuz und quer — tastend — suchend — —

Von einem dunklen Gefühl bezwungen, kauerte er sich seitwärts zusammen. Sein Kopf lag auf dem Toten. Unter dem Arm hervor folgten seine Augen dem Licht. Jetzt lag eine runde Helle auf der Erde — auf einem Toten — — in der Helle sah er ein Messer blitzen, sah zwei Hände — —

Hyänen! Hyänen — — Nun stand der Tod über ihm, wie er vorhin über dem Kameraden gestanden. Er wußte, wie sie das machten: ein Griff an die Kehle — ein Stoß — —

Im Feuer hatte er keine Angst gespürt. Jetzt lief es ihm eiskalt über den Rücken. Er würde sich wehren. Er wollte nicht sterben. Er wollte leben.

Das Licht kam gerade auf ihn zu. Der grelle, weiße Punkt wurde größer.

Augen zu! Still liegen, wie die Toten.

Gedämpfte Laute schlugen an sein Ohr. Sein Atem stockte. Er biß die Zähne zusammen. Aber in ihm schrie eine Stimme, die aus ihm zum erstenmal in dieser Nacht geschrien hatte. Nur ein Wort: „Gott!"

Das Flüstern wurde lauter. Es riß ihm die Augen auf. Seine matten Hände ballten sich. Wenn es sein mußte — Gott — Gott — ein Schauer durchrieselte ihn.

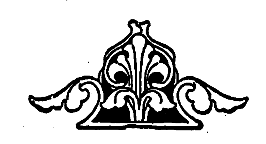
Ein grelles, rundes Auge glotzte in die Dunkelheit, knapp zehn Schritte von ihm entfernt. Dahinter zwei gespensthafte Schatten. Jetzt bückten sie sich. Das Messer blitzte. Ein knirschendes, sägendes Geräusch. Ein Wühlen und Suchen. Leise Flüche — — Jetzt standen die Schatten wieder aufrecht. Das Licht schlich suchend über ihn hin.

Ein rauhes Tuscheln.

„Gott — Gott —" aus sich selbst heraus schrie seine Seele das Wort. Unablässig. Immerzu. Und da geschah es, daß die gemarterte Seele sich plötzlich reckte und weitete. Ein Glanz fiel hinein, eine Ruhe, ein Niegefühltes — ein Lossein vom Körper war in ihr, ein allerstärkstes Ichgefühl, das nichts mehr wußte von Angst und Schmerz, das nur sich selbst fühlte auf einer dunklen Wegscheide: davor und dahinter dehnten sich endlose Gefilde des Lebens — — Die Gefahr versank: er sah nur die dämmernden Weiten des Lebens. Den Tod sah und fühlte er nicht. Ein bebendes Stammeln war in seinem Herzen: „Gott — Gott — —"

Immer noch das rauhe Tuscheln. Aus dem weißglühenden Auge kroch langsam ein Lichtstreifen an ihn heran. Jetzt lag er auf ihm. Jetzt — — — da zuckte er plötzlich weg. Der weiße Riesenfinger fuhr in weitem Bogen herum auf die andere Seite. Dorthin wandten sich die zwei schwarzen Schatten. Der Laut ihrer Stimmen verhallte.

Unter den Toten lag der Lebende, die Hände vor dem Gesicht, und murmelte: „Gott — Gott — — —"



Bismarcks Bild im deutschen Volk

Von Marie Diers

Das Jahrhundert, in dem er lebte und starb, läuft ab. Wir, die wir ihn noch mit unsern Augen gesehen haben, die wir das Rauschen der Volksbegeisterung mit erlebten, mitten darin steckten, nach seiner unvergeßlichen Rede am 6. Februar 1888, die wir bei seinem Abschied tobten und weinten wie Kinder, denen man ihren Vater und Beschützer nimmt, wir gehen selber schon dem Alter entgegen. Für unsre Jungen aber, die draußen stehen, die für sein Deutschland kämpfen, das er schuf und baute, gehört sein Bild schon zu den Helden der Geschichte, ist mit dem leisen, unnennbaren Hauch des Mythischen umzittert. Und so werden ihn unsere kommenden Geschlechter sehen. So wie wir den alten Fritz und Königin Luise heut schon sehen.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein." Die harte Nüchternheit der Tatsachen ist da, soll in ihrer geschlossenen, unzersetzten Wirklichkeit dem Volk erhalten bleiben. Der Deutsche vor allem in seinem unbestechlichen, leicht zum Übermaß gesteigerten Ehrlichkeitsgefühl braucht sie. Wir sind kein Volk von Komödianten und Selbsttäuschern. Eine gefälschte Siegesnachricht, ein Wortschwall, der bittere Tatsachen überdeckt, wäre bei uns unmöglich. Es fände sich an leitender Stelle keiner, der sich dazu hergäbe, und das Volk würde einen solchen Versuch nicht ein einziges Mal ertragen, ohne für alle Zeit sein Vertrauen zu verlieren.

Daher ist für uns auch kein Boden für einen „Heldenkult". Diese Art von Kult, die sich berauscht, bis alle Wirklichkeit in verschrobenen, buntschillernden Bildern zerfließt, gehört bei uns den Backfischen und Hysterischen. Stellen wir in Vergleich den Napoleonkult, der auch bei uns umlief, und die Bismarck-Verehrung.

Nein, der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Wir sind keine Engländer. Es genügt uns nicht, die Vorteile großer Taten für uns einzuheimsen, damit jeder möglichst behaglich lebe, dann mit diesen Vorteilen zu protzen und den, der sie uns schenkte, zu vergessen, oder dann hervorzuzerren, wenn es gerade in die augenblickliche Lage paßt. Im Deutschen liegt, seit altersgrauen Zeiten her, daraus uns noch greifbar deutlich das Bild des Cheruskers entgegensieht, ein Zug von tiefer Liebe, persönlicher Anhänglichkeit für seine Helden, wie sie wirklich waren, nicht wie ein Taumel erregter Sinne sie schuf und umbildete. Nicht als Halbgötter und Zauberer, aber leise umweht von einem unvergänglich goldnen Schimmer. Ihre Menschlichkeiten nicht künstlich gemildert, aber von der Größe der Wirklichkeit geadelt und durchströmt.

Das ist das Wunder des zwiefachen Lebens, das sich in keiner Nation als der deutschen so zart und stark erhalten hat. Die ungebrochene Wirklichkeit und hinter ihr das große Geheimnis allen Daseins, der Triumph des Geistigen über das Stoffliche.

Es ist interessant, hierbei das Gegenstück des Napoleonkult näher zu betrachten.

Sehen wir hier einmal von der haltlosen Charakterschwäche oder der Gedankenlosigkeit ab, die es zuwege bringt, einen Menschen kriechend anzubeten, der das eigene Vaterland in Schmutz getreten hat. Diese Art von „Vorurteilslosigkeit" galt vor dem Kriege als „gebildet". Napoleon war eben eine „unbestreitbare Größe". Wer sich diese unbestreitbare Größe erst im Ausland und aus sehr fragwürdigem Bedürfnisse suchen mußte, der finde sich jetzt, da der Nationalstolz auch in den Dummen und Dumpfen aufzuwachen beginnt, selber mit dieser Geschmacksverirrung ab.

Um diese Seite der Sache handelt es sich hier auch nicht, sondern um die einfache, klare Gegenüberstellung von Napoleon und Bismarck als Gegenstand der Volksliebe. Um die Gegenüberstellung von Kult und Verehrung.

Napoleon war also ein „Genie". Dies ist in bestimmten Punkten zuzugeben. Genial war fast durchweg seine Strategie, seine Ausnutzung der überall verrotteten Staatsverhältnisse, seine völlige Unabhängigkeit von bestehenden Begriffen. Man kann auch seine Unabhängigkeit von einfachen Anstandsgefühlen und Gemütseinflüssen genial nennen.

Dies alles sehen seine Anbeter, und je knochenschwächer sie selber sind, um so mehr erdrückt sie diese gewalttätige Natur. Ja, für manche muß sie sogar eine Art Zauber haben, den wollüstigen Reiz der Brutalität auf überspannte Nerven.

Wie ungesund dieser Kult ist, zeigt sich, wenn man mit unbefangenem Auge, nicht dem des in seinen Sinnen Berauschten, die Geschichte, die Pläne dieses Mannes verfolgt. Dann faßt einen eine Art bodenlosen Staunens, und die Frage drängt sich gebieterisch vor: Was wollte dieser Mensch eigentlich? Warum dies alles? Was so übergroß und genial auftritt, ist in seinem tiefsten Kern ein Unsinn, eine riesengroße Kinderei.

Er mußte wissen, so wie er die Menschen, auch die Führenden um sich her reichlich kannte, daß niemand, aber auch niemand sein „Weltreich" fortzuführen imstande war, daß es einzig und allein auf seinen zwei Augen stand. Er konnte hoffen (was sich dann durch seinen wenig genialen Rußlandzug nicht erfüllte), daß es zu seinen Lebzeiten zusammenhielt und sich bis zum Ganges ausdehnte. Er konnte alles Mögliche und scheinbar Unmögliche für seine Lebenszeit hoffen. Aber er mußte sich bei einigermaßen klarer Überlegenheit sagen, daß im Grunde die Sache ohne Sinn und Verstand war. Ein vergnügtes Leben für ihn selbst, das seinem Geschmack und seinen spannungsbedürftigen Nerven entsprach, aber ein haltloser Bau. Ein Spiel. Eine kurze, wilde Episode in der Geschichte der Menschheit. Die sinnlose Laune eines vom Machtkitzel Besessenen.

Mag immerhin für manche Leute auch diese Auffassung ihren nervenerregenden Reiz behalten, im natürlichen Instinkt wird dieser Mann zu einem kranken Geist. Entweder sprach sein Verstand in weltgeschichtlicher Richtung überhaupt nicht mit, oder er war geknebelt von den Wahnideen eines ins Groteske gesteigerten rein persönlichen Ehrgeizes. Wer nur für die eigene Person schafft und lebt, und mag er es in noch so großem Stil tun, noch so große Mittel dafür besitzen und anwenden, dessen Genie ist eine fragliche Sache. Den Zusammenhang mit der Menschheit, mit der Geschichte löst selbst der Gigant nicht, ohne sich selbst das Urteil

zu sprechen. Das Raubtier und unter den Menschen der Idiot ist vollkommener Egoist.

Was Napoleons Strategie betrifft, so spricht sein Untergang auch über sie das Urteil. Er hätte nie untergehen dürfen! Dann wenigstens blieb diese Seite bei ihm heil. Doch nicht einmal das! Dem taktischen Fehler seines Russenzuges schloß sich ein noch verhängnisvollerer an: dieselbe Unkenntnis, die heute England in seine fatale Lage gebracht hat. Die typische Unkenntnis der sittlichen Volkskraft in Preußen Er war ebenso unfähig, wie heute die Ausländer sind, deutsche Spannkraft zu begreifen und mit ihr zu rechnen. Derselbe Schnitzer, den heute der kluge Dreiverband macht, an dem ist Napoleon auf der Hälfte seiner Bahn gescheitert.

Wer Napoleon verehren will, muß sein eigenes klares Urteil, seinen unbefangenen und unschuldigen Blick preisgeben. Er muß mit ungesunden Nerven nach einer Sensation greifen, gleichwie das französische Volk es noch heute tut. Dann erst mag er vor dieser brüchigen Größe knien.

* * *

Ein Held wie Napoleon wäre im deutschen Volk unmöglich gewesen. Von hier aus hätte er nie seinen Siegeslauf antreten können. Alle Voraussetzungen, die nur in dem theatralischen Franzosenvolk vorhanden, sind bei uns unmöglich. Seine ganze Art ist undeutsch, durch und durch. Und er paßte nur in seine Zeit. In keiner anderen wäre er emporgekommen. Vor Friedrichs Preußen sowohl wie vor der neuerstandenen deutschen Macht wären seine Pläne zerschellt. Er war, was er als Franzosenkaiser sein mußte: eine Modegröße.

Bismarck ist kein Ideal für Backfische, kein Reizmittel für hysterische Nerven. Er gibt ihnen gar keine Handhabe. Er hat nicht die nötige Brutalität, noch sonst die Eigenschaften eines Helden vom Hintertreppenroman. Der Nimbus des Räuberhauptmanns fehlt. Und er ist keine Modegröße.

Es ist uns, als wenn wir, das vorige Kapitel vom Napoleonkult verlassend, aus schlechter, verdorbener, parfümierter Luft in frische, klare Gottesluft treten. Wir atmen aus befreiter Brust tief auf. Wir sind wieder bei uns, wir brauchen unseren Blick nicht mehr schief einzustellen. Wir stehen vor dem Helden unserer eigenen Geschichte, vor des Vaterlandes Gründer und seinem kerndeutschen Sohn.

Kult wäre hier ein lächerliches Wort. Er selbst hätte solch Raupennest mit seinem Kürassierstiefel zertreten. Wir haben ein anderes Verhältnis zu ihm. In Bauernstuben und in Schlössern hängt sein Bild. Aber das will noch nichts sagen. Die Selbstverständlichkeit, mit der sein Bild in jedes einzelnen Deutschen Herzen lebt, die ist bezeichnend.

Diese Liebe braucht keinen Rausch, denn sie hat die Wirklichkeit. Es packt uns mit Lachen und mit Weinen, und plötzlich dann mit einem jähen Schauer der Ehrfurcht, wenn wir uns in sein Leben vertiefen. Echt deutsch war der tolle Junge mit seinen Streichen, der werdende Mann mit der ausgeprägten Willensrichtung. Immer von neuem erstaunt uns die Knappheit und Treffsicherheit im Ausdruck, von dem vieles im Gedächtnis des Volkes für alle Zeiten haftet.

Es wird jetzt zu seiner Hundertjahrfeier den Deutschen viel von ihm erzählt werden, die großen Züge seiner Politik, die kleinen des täglichen Lebens. Möchte jeder so viel davon in sich aufnehmen wie nur möglich ist, ohne die Grenze, die das Allerheiligste des intimen Privatlebens abschließt, zu verletzen. Es ist auch das, was uns allen frei und offen zugänglich ist, ein unerschöpflich sprudelnder Quell. Und ein reiner Quell, frisch vom Berg heraus, stahlhaltig! Da trinkt sich heute vielleicht manche matte Seele — und manches zerbrochene Herz wieder daran gesund.

Denn hier hält wirkliche Überlegenheit die Fäden der Völker und ihre Geschicke in der Hand! Hier arbeitet feinste Diplomatie und harte Sprache der Waffen mit unvergleichlicher Sicherheit miteinander, durcheinander. Hier trägt ein Künstler das Werden der Zeit im mächtigen Haupt. Hier betet fromm und gerade der deutsche Soldat sein Stoßgebet vor schweren Stunden.

Wir sehen unter seinen Händen wachsen und werden, was heute als eine unbezwingliche, ja im Auslande als eine unverständliche Macht vor dem wüsten Anprall aller der durcheinander gemischten Rassen steht. „Des Deutschen Reiches Schmied." Stolzer war nie ein Name, weniger aus der Phrase geboren war keiner. „Was wir durch dich geworden, wir wissen's und die Welt —" Und was wir in und nach diesem Kriege werden, dafür soll alles, was deutsch heißt, ihm noch einmal danken!

Aber beneiden, mit allen ihren Traumgötzen und Modegrößen, tausendmal beneiden sollen sie uns um ihn! Napoleon hat Frankreich nichts hinterlassen als seinen Kult. An ihrem Erbe sollt ihr sie erkennen!

* * *

„Nur die Größe versteht die Größe." Ist das wahr? Auch der ärmste Bauer, das Mütterlein auf der Ofenbank kann unseres Bismarcks Größe verstehen. Wir brauchen dazu weder Gelehrsamkeit noch Intelligenz, keinen Schimmer von Diplomatie und Politik, keine künstliche Begeisterung und keinen Stimmungsqualm, weil seine Tat er selber ist, und seine Tat uns allen gehört. Und sie fühlen wir in jedem Blutstropfen mit.

Laßt uns ausdenken, was wir wären ohne ihn. Ein Deutschland ohne Einigkeit. Wir blicken auf die jammervolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges, auf den zerrissenen Zustand des Reichs, als Napoleon unsere Grenzen überschritt, hohnlachend, ohne Kriegserklärung mit dem alleinigen Recht des Starken vor dem Schwachen. Das versteht jedes Kind heute in Deutschland.

Aber da ist eine Schicht, die gehört zwar nicht zu den Großen, aber auch nicht zu den unbefangenen und harmlosen Kleinen. Das ist die nicht ganz unbekannte Sorte derer, die alles besser wissen als die andern, und dies vornehmlich dadurch beweisen, daß sie anerkannte und vom Volk verehrte Größen durch allerlei „Nachweise" und „Enthüllungen" herabzuziehen versuchen.

Es ist noch verständlich und kann sogar entschuldbar sein, wenn es in ehrlicher Feindschaft geschieht. Nur tritt dann allzuschnell der Fall ein, daß der Kleine, der an dem Großen emporbellt, sich selber viel mehr schadet als dem Angegriffe-



nen. Bismarck ist Zeit seines Lebens von dem Gekläff begleitet worden. Vom Hofjungenärger hinauf bis zum ernsten Schmerz um abtrünnige Freunde ist ihm nichts erspart worden. Ein Politiker, der mit eisernem Griffel dem alten Europa neue Grenzen, neue Formen vorschreibt, kann nicht im windstillen Eckchen leben. — Uns aber, die wir Bismarcks Werk erlebten und unter dem Schild seiner Taten wohnen, wandelt ein seltsames Empfinden an, wenn wir diese Verkleinerer an der Arbeit sehen. Das leidenschaftliche, oft persönliche Für und Wider ist verhallt. Er selber ging und ließ uns sein Werk zurück. Auch die ihm einst grollten, stehen jetzt unter dem unabwendbaren Eindruck dessen, was er für uns tat. Aber nun hebt hier und da das unpersönliche, leidenschaftslose Mäkeln an, geführt von kurzsichtiger Schulweisheit, von einem Geistesdünkel, der sich über die Grenzen der eigenen Erkenntnisfähigkeit täuscht.

Es ist möglich, daß ein feines aber beengtes Empfinden nicht an den Riesenverhältnissen ungewöhnlicher Menschen hinaufreichen kann und daher an Dingen Anstoß nimmt, die nur an jenen Größenmaßen gemessen, verstanden werden können. Wir haben das zu allen Zeiten erlebt, in ernster und in läppischer Form. Zuweilen führte treulich heißes Bemühen, das sich seinem Gegenstand gewachsen glaubte, dieses Amt des Untersuchungsrichters, meistens lief es auf Wichtigtuerei hinaus, auf die billige Sucht, den eigenen Namen in Anschluß an den des großen zu bringen. Thersites lebt noch immer. Er hat es nicht verschmäht, sich selber durch blödes Gegeifer gegen den großen Friedrich lächerlich zu machen, und sogar die edelste und reinste Königin zu besudeln. Er versucht heute in anderer Gestalt, die Arbeit unserer Heerführer geschwätzig vor bewundernden Ohren zu zerpflücken. Und wir denken jetzt alle an die merkwürdige Tatsache, daß ein Dichter, der ehemals Deutschland etwas zu geben hatte, sich jetzt an Bismarcks Heldengestalt in schmähender Nörgelsucht vergriff. — Es mag hier partikularistische Feindschaft das Wort geführt zu haben. Das wäre eine Erklärung. Entschuldigung — heute — im Jahre 1915 — nicht.

Sehen wir hierbei von Einzelerörterungen ab, so scheint eine Frage durch die ernsten Kritisierversuche dieser Art angeregt zu werden: hat das deutsche Volk ein Anrecht darauf, seine Helden in wahrheitsgetreuer Darstellung zu sehen, auch mit ihren Mängeln und Irrungen und (was schwerer wiegt) mit den notwendigen Härten und bewußten Übertretungen einer Durchschnittsmoral, die den Bürger bindet und binden muß? Oder soll man ihm seine Helden idealisieren?

Diese Sorge hat im ganzen bei uns nicht viel Boden. Wir sind keine Romanen. Das sittliche Empfinden ist derart bei uns eingewurzelt, daß Deutschland keinen Heros haben könnte, der in seinem Privatleben zuchtlos wäre, etwas zu verstecken hätte. Es ist ein merkwürdiges Ding um das Zusammenklingen aller Kräfte im hochstehenden Menschen. Der geniale Sünder bleibt eine Modefigur.

Als Prinzip hingestellt ist zwar das Privatleben auch der Großen unter uns Eigentum des Einzelnen. Es ist kleinbürgerliche Unart, sich da hineinzudrängen und nach Anekdoten, die den Helden „menschlich" zeigen, allzu gierig zu schnappen. Seine Briefe, die nur für zwei Augen bestimmt waren, an die Öffentlichkeit zu zerren, und über all sein intimstes Leben die hochtönende Inschrift: Gemeingut

zu setzen. Denn gerade daß diese Menschen menschlich fühlten, soll sie doch vor Übergriffen sicher stellen. An flüchtigen Schlaglichtern in das Privatleben hinein, die den Betroffenen nicht stören würden, fehlt es ohnehin nicht, an herzerfrischenden, rührenden und erhebenden, kleinen Zügen, zu denen keine Indiskretion führte, und die dem Volk als treugehüteter Besitzstand verbleiben.

Aber diese Achtung der Nachlebenden vor den zarten und starken Innenerlebnissen des großen Toten bedeutet kein Verschleiern, Verbergenwollen, sondern ein Zurücktreten vor dem, das uns nicht gehört. Aus denen, die alles wissen wollen, entspringen die, die alles besser wissen, die sich durch das Eindringen in alle Privatverhältnisse eine plumpe Vertraulichkeit angewöhnt haben, ihn in ihren Gedanken womöglich mit „Otto" anreden und nun immer mehr in den Schulmeisterton übergehen.

Ob es auch der Allgemeinheit dienlich ist, die diplomatischen Fäden, die durch Bismarcks Hand liefen, alle einzeln beleuchtet zu sehen, das möchte ich bezweifeln, und das vorerwähnte Epos gibt mir recht. Wir haben seine gewaltigen Ergebnisse, wir haben das, was wir wissen sollen, seine unvergleichlichen Reichstagsreden, seine persönlichen Aussprüche, die wie Schlagworte wirken. Daran haben wir genug. Hier gilt wirklich das Wort: „Nur die Größe kann die Größe verstehen". Es ist nicht jedem gegeben, dem großen Pinselstrich, der über ganze Länder führt, folgen zu können. Sie vermögen dann nur, ein paar umgestürzte Grenzpfähle, ein paar ausgewischte Existenzen zu sehen. In großen Zeitläuften müssen Unschuldige mit den Schuldigen weinen. Der ihre Tränen zählt, ist vielleicht ein guter, sicherlich aber kein im politischen Leben zum Großen berufener Mensch. Und wenn einem solchen die Überschätzung der eigenen Urteilskraft eignet, kommen solche Machwerke zutage, die peinlich sind für den Leser und peinlich für den, der sie schuf. —

Treten wir leise in eine ehrfurchtsvolle Entfernung zu dem Bilde unseres herrlichen Bismarck. Tasten wir nicht mit ungeschickten Fingern darin herum. Nur wenige sind ihm so gewachsen, daß sie ihn ganz verstehen, und diese Wenigen wissen ihn am tiefsten zu verehren. Für uns aber und unsere Nachkommen legt sich schon der zarte, geheimnisvolle Hauch der Ferne um seine geliebten Züge. Es ist keine Idealisierung, die da wirkt, es ist etwas ganz anderes: die Poesie hat von ihm Besitz genommen. Die Poesie, deren Duft um die Gestalt unseres heißverehrten alten Kaisers webt, um die unvergeßliche Lichtgestalt unserer holdesten Königin, um den Alten Fritz, um den Großen Kurfürst. In ein paar Jahrzehnten wird sie um Hindenburgs Gestalt weben.

Es ist im deutschen Volkscharakter eine wundersame Mischung von herber Realistik und süßer Poesie. Ich glaube, diese Mischung ist eines der Geheimnisse, an der sich unsere Feinde jetzt die Köpfe einrennen, denn das Blut, das beides in sich vereint, hat eine gesunde Lebenskraft. Aber darum sind uns auch alle diese Klugmacher, die Enthüller und Schwätzer so verhaßt. Realistik haben wir selber genug in uns, wir lassen uns nichts vormachen. Die fanfarons sind zwischen uns unmöglich, begegnen mißtrauischer Abwehr auf Schritt und Tritt. Aber hätten wir die Realistik allein, wir wären traurige Gesellen in öder Sandwüste.

Ein gesundes Volk braucht Ideale, und es braucht Träger dieser Ideale. Heilig seien uns die Stätten, aus denen Deutschlands Größe hervorging. Auch die Dichter und Denker, deren Werke verstreut und verloren wären, ohne den Heimatsboden, den Bismarck ihnen wiedergab, sammeln sich heute zum Dank um Deutschlands Schöpfer.

Du gingst von deinem Werke,
Dein Werk ging nicht von dir.
Denn wo du bist, ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir. —



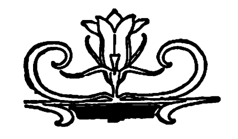
Irland · Von H. van Ermen

In Irland sind die weiten Heideflächen
Mit tiefen Seen und stillen Mooren;
Es weiden einsam Herden an den Wassern
Und drüber ziehen Wolken traumverloren.

Von kahlen Hügeln sinkt die Dämm'rung abends
Voll Schwermut nieder auf die Lande,
Und ernst ob finster hingereckten Fjorden
Wacht nachts der Mond in strahlendem Gewande.

Es schwebt hervor in klaren Sternennächten
Aus Berg und Sumpf das Volk der Elfen,
Und wer den Liedern lauscht, die süß sie singen,
Dem kann auf Erden hier kein Glück mehr helfen.

Und manche Menschen dieses herben Bodens,
Sie haben wundertiefe Seelen. —
Es scheinen ihre Augen in der Fremde
Von ihrem Heimatlande zu erzählen.



Bismarck und Moltke

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

Das deutsche Gemüt denkt sich gern seine nationalen Helden, die Zeitgenossen waren, als verbunden durch gleiche Gedankenrichtungen und Bestrebungen, mithin als Freunde — nicht nur in der Gemeinsamkeit hoher Ziele, sondern auch in den Bedürfnissen der Herzensgemeinschaft. Bis in die Schulliteratur hinein wird daher der Freundschaftsbund gepriesen von Luther und Melanchthon, von Goethe und Schiller, von Blücher und Gneisenau und auch von Bismarck und Moltke. Es ist nützlich und historisch erforderlich, das Verhältnis dieser beiden letzten gewaltigen, nationalen Heroen zueinander zu beleuchten. Die Geschichte hat schon gesprochen, und man hat gesehen, daß auf keinen von beiden ein Schatten fällt und, daß sie beide, von hellem, vaterländischem Glanz umstrahlt, nebeneinander und gleichwertig eingehen konnten in Walhallas Ruhmeshalle. Diese Zeilen sollen nur kleine Einzelheiten bringen, die die große Geschichtsforschung bestätigen, etwa wie ein Ährenleser hinter der Mähmaschine hergeht. Auch dieses Unterfangen würde einer Vermessenheit gleichkommen, wenn nicht der Schreiber dieser Zeilen den großen Männern hätte persönlich nahe treten können — wenn auch in allerbescheidenster Weise. Bismarck und Moltke waren beide geistige Giganten — Genies. Aber da sie das letztere waren und Genie's niemals gleichartig sein können, waren ihre Charaktereigenschaften abweichender Art und deshalb nicht einander anziehend, sondern eher abstoßend, wie die Elemente negativer Elektrizität. Moltke war eine tiefbescheidene Natur, aber getragen von dem Bewußtsein des eigenen Wertes. Sagte er doch: „Dauernden Erfolg hat nur der Tüchtige.“ Gestützt durch eine Fähigkeit ohnegleichen, die schwerste Verantwortung zu tragen und imstande, die schwierigsten Entschlüsse durch eine verblüffende Sicherheit in der Beurteilung strategischer Fragen in die Tat zu übertragen, hatte er eine solche geistige Beherrschung seiner Umgebung gewonnen, daß Männer wie General von Verdy und von Blume sich glücklich schätzten, in ernster Zeit unter ihm arbeiten zu können. Wer das Glück hatte, die Kritiken mit anzuhören, die Moltke in betreff der Lösungen der sogenannten „taktischen Aufgaben“ im Generalstabe erteilte, der wird wissen, daß die Überzeugungskraft der geäußerten Urteile so mächtig war, daß eine Diskussion sich gar nicht hervorwagte. Das Überwältigende höchster geistiger Überlegenheit trat da hervor, und ein unendliches Zutrauen zu dieser Feldherrngröße faßte Wurzel in den Herzen der andächtigen Zuhörer. Die tiefinnerliche Herzensgüte Moltkes hinderte nicht, daß er sich mit einer Zurückhaltung im persönlichen Verkehr umgab, die fast abweisend genannt werden konnte. Hier trog aber der Schein. Rechnet man hinzu, daß Moltke im dienstlichen Verkehr wortkarg war, obgleich er sich als parlamentarischer Redner erster Klasse zeigte — wenn er es sein wollte —, so wird man verstehen, daß um diese ganze, imponierende Persönlichkeit ein gewisser Bannkreis der Abwehr, der Fernhaltung gezogen war, der dem Uneingeweihten den Eindruck der Unnahbarkeit machen mußte. Nun denke man sich neben dieser

innerlich lebenden Persönlichkeit Bismarck, den gigantischen Feuergeist, eine Kampfesnatur bis zum Äußersten, jeden Angriff mit schmetterndem Gegenhieb erwidernd, an der eigenen, selbstvertrauenden Größe sich aufrichtend, leidenschaftlich im Haß, aber glühend in der Liebe zum Vaterland, und ganz eingenommen von weitausschauenden, patriotischen Zielen — dann wird es klar, daß beide großen Männer parallele Bahnen gehen konnten zu gemeinschaftlichem Wirken, daß aber ein leichtes Anecken, eine kleine gegnerische Berührung — aber nur auf kleinem Gebiet, nicht ausbleiben konnte. Die „Froissierungen" — wie Bismarck selbst sie nannte, können jetzt, aus ferner geschichtlicher Perspektive gesehen, einen fast humoristischen, jedenfalls aber nichts weniger als trübenden Eindruck hervorbringen, umsomehr, als selbst aus diesen die wohltuende, mächtige Hochachtung hervorgeht, die die beiden Nationalhelden voreinander hatten. Moltke liebte es nicht, seine strategischen Ansichten in Kriegszeiten zu offenbaren. Mit eisiger Gelassenheit wies er die Frager ab. Als die Schlachten noch von einem Feldherrnhügel aus geleitet werden konnten wie bei Königgrätz, Gravelotte, Sedan, sonderte sich Moltke stets von der Menge der Schlachtphilosophen und Schreier ab und blieb selbst seinem kaiserlichen Herrn nicht ohne Absicht fern. So war es auch bei Königgrätz. Als die Schlacht stand und der Ausgang noch nicht erkennbar war, wagte Bismarck nicht, den unnahbaren Moltke um seine Ansicht zu fragen. Wie er aber selbst humoristisch erzählte, reichte er ihm seine Zigarrentasche hin, in der noch ein sehr edles und ein minderwertiges Kraut sich befanden. Moltke wählte sorgfältig und nahm sich die gute Zigarre. „Da sah ich," sagte Bismarck, „daß er unbesorgt und der Ausgang der Schlacht gesichert war." So unscheinbar der Vorgang an sich war, so charakteristisch erscheint er in der Beurteilung des Verhältnisses der beiden Männer. Zum erstenmal treffen sich ihre Gedankenkreise exzentrisch bei den Friedensverhandlungen 1866 in Nikolsburg. Hier trafen Diplomatie und Militärpartei hart aufeinander und das um so mehr, als der König den Forderungen der letzteren zustimmte. Nicht ohne tiefe Rührung sind die Seelenkämpfe zu lesen, die Bismarck dabei zu durchleben hatte (Gedanken und Erinnerungen II). Sie steigerten sich sogar bis zu einem Weinkrampf und dem Entschluß, sein Amt niederzulegen. Als Retter der Lage erschien der damalige Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich, und wußte den König davon zu überzeugen, daß Bismarcks Standpunkt vorzuziehen sei. Dieser ging in weitausschauender Politik dahin, den Krieg bald zu beendigen und Österreich für spätere Zeiten bündnisfähig zu machen durch Schonung seines Länderbesitzes. Moltke hatte indessen eine seiner wunderbaren Denkschriften ausgearbeitet, die die Weiterführung des Krieges gegen Österreich (defensiv) und den Krieg gegen Frankreich (offensiv) als möglich und erfolgreich behandelte. Diese Denkschriften Moltkes, die er je nach der Wendung der Europäischen Politik verfaßte, sind wahre geistige Edelsteine. Jetzt ruhen sie wohl noch als kostbarster Schatz beim Generalstab — später werden sie wohl das Staatsarchiv als tiefgründigste Geschichtsquelle zieren.

Das Jahr 1867 brachte bekanntlich neue Kriegsgefahr durch die Aufrollung der Luxemburger Frage. Auch hier war Moltke durch einen klassischen Kriegsplan, der eine Beteiligung Süddeutschlands voraussetzte, auf der Höhe der Lage. Bis

marck hielt den Krieg, den auch er als unvermeidlich erkannte, noch nicht für erwünscht. Er erreichte es auch hier, daß der König seine Gedankenreihe zu der seinen machte. Nun ist es hochinteressant, daß in Moltkes großer Seele nicht das Gefühl entstand, das man im diplomatischen Leben als „rancune“, also „stille, haßerfüllte Gegnerschaft“ bezeichnet; dixi et salvavi animam meam, sagte er — ich habe gesprochen und meinem Gewissen gehorcht —. Die gemeinsame Arbeit der beiden Heroen erlitt keine unliebsame Unterbrechung. Bei dieser Gelegenheit erscheint es aber angebracht, der Anschauung Bismarcks über die Entfesselung eines großen, nationalen Krieges zu gedenken. Es war in der Mitte der achtziger Jahre, als ihm mitgeteilt wurde, daß Deutschland in seiner Heeresentwickelung einen gewaltigen Vorsprung vor Frankreich gewonnen habe. Deutschland hatte einen Mehrlader für die Infanterie — Frankreich nicht. Ersteres hatte durch das sogenannte „Wehrpflichtgesetz“ 568 Bataillone Verstärkung für den Kriegsfall erhalten, es hatte seine Festungen betonniert (also für französische Artilleriewirkung unverwundbar gemacht), und hatte endlich in der neu erfundenen Brisanzgranate ein gewaltiges Angriffsmittel, das Frankreich fehlte. Der Kanzler erwiderte in einem Schreiben an die Militärverwaltung, daß ihm die Stärkung der deutschen Wehrkraft hoch willkommen und daß sie seine Politik zu kräftigen in der Lage sei. Sie könne ihn aber nicht veranlassen, zu einem Präventivkrieg zu raten. Ein großer deutscher Krieg müsse aus der Tiefe des Volksgemüts geboren sein mit dem Bewußtsein, daß es sich um die Verteidigung der heiligsten Güter der Nation handle.“ Dies war der Sinn des Schreibens, von dem ich bedaure, daß es in den jetzigen Zeitläuften nicht zur allgemeinen Kenntnis des deutschen Volkes gebracht werden konnte. Eine solche Aufrührung des deutschen Volksempfindens brachte ja bekanntlich das Jahr 1870, eine Begeisterung, die die französische Frechheit mit Entrüstung zurückwies und sich mutvoll zur Abwehr französischer Eroberungssucht entschloß, die selbst nach dem heiligen Strom der Deutschen — dem grünen Rhein — die gierigen Räuberhände gestreckt hatte. In dieser gärenden, großen Zeit standen Bismarck und Moltke ganz Schulter an Schulter und selbst eine herzliche und vertrauliche Färbung des persönlichen Verkehrs konnte Platz greifen. Man weiß, wie gemeinsam zu bestehende Gefahr die Herzen näher bringt und sie höher schlagen läßt in heiliger Mitarbeit. Der Zeitraum der Spannung, der jedem großen Krieg — wenn auch nur tagelang — vorhergeht, ist von Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen (II., 80 ff.) meisterhaft geschildert werden — besonders drastisch wirkt die Erzählung von dem ernsten Mittagsmahl, das er mit Moltke und Roon gehabt hat; — wie mit der Abänderung der bekannten Emser Depesche, die der König ihm gestattet hatte, die Befürchtung eines demütigenden, latenten Kriegszustandes ohne Krieg beseitigt und die Herausforderung Frankreichs würdig beantwortet wurde. Moltke sagte bekanntlich: „Die vorige Fassung der Depesche klang wie eine chamade (Trompetensignal, das früher bei der Übergabe einer Festung in Gebrauch war); die jetzige wie eine Fanfare (Trompetensignal zum Angriff). Diese Äußerungen geschahen während des Essens, an dem nur das Heldendreiblatt Bismarck, Moltke, Roon teilnehmen. Wer die Einzelheiten dieser historischen Vereinigung lesen will, findet sie in den Gedanken und Erinnerungen

Bismarcks (II., 90 u. ff.). Der fromme Roon sagte: „Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht in Schande verkommen lassen." Moltke aber brach glückstrahlend in die Worte aus: „Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unsere Heere zu führen, so mag gleich nachher ‚die alte Carcasse' der Teufel holen." Den folgenden Feldzug machte auch Bismarck im Hauptquartier mit. Daß sein Feuergeist auch den militärischen Ereignissen Schritt für Schritt und mit voller Kenntnis der strategischen Bewegungen folgen wollte, ist mehr wie erklärlich. Daß Moltke aber seine geheimen Entschließungen nicht preisgeben wollte — um so weniger, als das vielköpfige Hauptquartier doch allerhand wichtige Nachrichten ins Ausland dringen ließ —, ist ebenso begreiflich. Die Folge seiner Zugeknöpftheit war ein ärgerliches Empfinden Bismarcks, das späterhin einen etwas akuten Charakter annahm. Der große Schlag von Sedan, die dabei offenbar gewordene, imponierende Feldherrngröße Moltkes, der verblüffende, blendende Erfolg glichen diesen leisen Antagonismus zunächst aus. Eine an sich ganz geringfügige Szene mag aber doch hier Erwähnung finden. Am Morgen nach der großen Katastrophe fuhren Bismarck und Moltke mit zwei Adjutanten über das Schlachtfeld. Die Truppen stürzten heran und ein wahrhaft brausender Jubel begrüßte die Insassen des Wagens. Bismarck äußerte nicht ohne Befriedigung, daß „die Truppen ihn immer sogleich erkannten und ihm ihre Huldigung zubrächten". Moltke schwieg. Nur ein feines Lächeln umspielte seine ehernen Züge. Die Adjutanten wußten die Gedanken wohl zu deuten, die dieses Lächeln hervorriefen. Schon am 17. August auf dem Schlachtfelde von Mars la Tour-Vionville hatte Bismarck ein Urteil über die taktische Führung verlautbaren lassen, insofern als er die ehrwürdigen Verluste der brandenburgischen Regimenter ihrer allzu kühnen Vorführung zuschob. Damit hatte er nicht recht. Er plädierte auch an diesem bedeutsamen Vormittag auf der Höhe nördlich Flavigny dafür, daß die kommende Entscheidungsschlacht erst am folgenden Tage geschlagen werden sollte. Er fand darin die Unterstützung des Prinzen Friedrich Karl. Diese kleinen Vorgänge werden hier nur erwähnt, um anzudeuten, daß die leidenschaftliche Anteilnahme des Kanzlers an den Kriegsereignissen ein leises Hinüberfühlen in das Ressort des Generalstabschef bedingte. Irgend welche bösen Folgen hatte dies aber nicht, denn mit überlegener Hand hielt der König das Steuerruder endgültiger Entscheidungen fest in allerhöchster Achtung der Ressortverhältnisse. Diese Achtung war eine Herrschertugend ersten Ranges und hat viel dazu beigetragen, daß am letzten Ende alle die Großwürdenträger an einem Seile zogen. Als die Belagerung von Paris, nicht wie Moltke angenommen hatte, 6 Wochen, sondern am Ende des Jahres 1870 3½ Monate gedauert hatte, ohne daß ein Bombardement von Paris begonnen hatte, bemächtigte sich der Armee, des deutschen Volkes und auch Bismarcks eine fieberhafte Ungeduld. Es galt den Krieg rasch zu Ende zu führen, denn das übrige Europa wurde einmischungslustig. Es haben über diese Verspätung sich Legenden entwickelt, die eine unnötige Entrüstung hervorriefen. Der Tatbestand war folgender. Die Militärverwaltung hatte vor Beginn des Krieges den riesigen Bedarf an schweren Belagerungsgeschützen nicht vorausgesehen. Die Belagerungen der zahlreichen kleinen französischen Festungen nahm die vorhandene in Anspruch und

eine ganze Anzahl wurde durch den Feuergebrauch ausgeschossen und nicht mehr verwendungsfähig. Ein Ersatz ließ sich damals so schnell nicht schaffen. Dazu trat, daß die Belagerungsarmee vor Paris nur eine einzige Eisenbahnverbindung mit Deutschland hatte und daß diese durch die Sprengung der Tunnels von Nanteuil (der nicht wieder hergestellt werden konnte) schon 16 Meilen von Versailles ihre Endschaft fand. In Versailles war auch der Belagerungspark in der Bildung begriffen. Dieser sah in den ersten Monaten der Belagerung recht ärmlich aus. Man hatte selbst die 25- und 50-zölligen, glatten Bombenkanonen mit herangeschleppt, Geschütze, die nach dem Fall von Paris des Rücktransports nicht für wert erachtet, sondern gesprengt den Franzosen als Andenken hinterlassen wurden. Zum artilleristischen Angriff der Hauptfronten von Paris waren mindestens 200—300 schwere, gezogene Geschütze erforderlich und für die Chargierung genügten kaum 1000 Schuß für jedes einzelne. Bismarck sah wohl die technischen Schwierigkeiten nicht ganz ein und verlangte stürmisch den Beginn des Bombardements. Die klassischen Denkschriften, die Moltke und der spätere Feldmarschall von Blumenthal dem Könige vorlegten, bewiesen, daß diese Führer den Beginn des Bombardements ebenso wünschten, wie Armee und Volk, daß sie aber vor dem vorzeitigen Beginn deshalb warnen zu müssen glaubten, weil seine Unterbrechung von einem gar nicht gut zu machenden moralischen Nachteil begleitet gewesen wäre Als Geschützr und Munition in genügendem Maße hatten herbeigeschafft werden können, begann das Feuer, das ja auch wie der Hunger zum endlichen Fall der Hauptstadt wesentlich beitrug. Die Spannung zwischen Moltke und Bismarck verschwand mit dem Eintritt des großen militärischen Erfolges. Wenn aber an dem Gefabel von der Einmischung Unbefugter in diese Bombardementsfragen etwas Wahres gewesen sein sollte, so ist erwiesen, daß dieser Einmischungsversuch auf die Entschließungen der berufenen Heerführer nicht den mindesten Einfluß gewonnen hat. Legende ist es auch, wenn beim Friedensschluß Moltke und Bismarck wegen Belfort in einen geistigen Gegensatz gebracht worden sind. Allerdings wollte der Kanzler rasch Frieden schließen und wegen dieser — wenn auch wichtigen Festung — die Verhandlungen nicht verschleppt sehen. In einer seiner späteren Tischreden wies er darauf hin, daß der spanische Erbfolgekrieg für die damals Verbündeten Deutschland und England trotz der gewaltigen Siege von Turin, Höchstadt und Malplaquet und so weiter gegenüber Ludwig XIV. deshalb nicht den gewünschten Friedenserfolg gehabt habe, weil diese Staaten sich nicht mit dem Erreichbaren begnügt, sondern Unmögliches erstrebt hätten. Zur Lichtung dieser so oft erörterten Frage genügt es, eine spätere Reichstagsrede des Fürsten Bismarck auszugsweise anzuführen:

„Es war Herr Thiers, der mir sagte: Eines können wir nur geben, entweder Belfort oder Metz; wenn Sie beide haben wollen, dann wollen wir jetzt den Frieden nicht schließen. Ich war damals sehr in Sorge vor der Einmischung der Neutralen. Ich wünschte dringend, daß Thiers die Anerbietungen zum Frieden nicht wieder rückgängig machte. Ich habe mich darauf mit unseren militärischen Autoritäten und namentlich mit meinem vor mir sitzenden Freunde (dem Grafen Moltke, der Reichstagsabgeordneter war) besprochen: Können wir darauf eingehen, eins von beiden zu missen? und habe darauf die Antwort erhalten: Belfort ja, Metz

ist 100000 Mann wert; die Frage ist die, ob wir 100000 Mann schwächer sein wollen gegen die Franzosen, wenn der Krieg wieder ausbricht, oder nicht. Darauf habe ich gesagt: Nehmen wir Metz." Aus der lichtvollen Darstellung von Hermann Hofmann über Fürst Bismarck (Stuttgart, Berlin, Leipzig 1913) geht hervor, daß wirklich ernstliche Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Moltke nur einmal — nämlich nur in bezug auf den Nord-Ostsee-Kanal — bestanden haben, dem gegenüber Moltke sich abwehrend verhielt, während Bismarck ihn für unentbehrlich bezeichnete. Die Folgezeit hat ihm recht gegeben.

Die Jahre, die dem Friedensschluß von Frankfurt a. M. folgten, ließen sich äußerlich ruhig an. Unter der Oberfläche tobte aber ein diplomatischer Kampf, der vielleicht leidenschaftlicher und haßerfüllter war, als die Begegnung der Armeen auf den Schlachtfeldern. Das Jahr 1875 war eins der kritischsten. Unter der Beihilfe der französischen Botschafter in Konstantinopel und Berlin — Chaudordy und Gontaut Biron — war die Schließung einer Triple-Allianz gegen Deutschland der Vollziehung nahe, die dieses fast denselben Feinden gegenüberstellen sollte, die Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege zu bekämpfen hatte. Der Fürst-Reichskanzler hatte die feindliche Wühlarbeit wohl bemerkt. An einer der Frühstücksmahlzeiten in seinem Hause, die er gern in einem kleinen Kreis von Gästen einnahm, und der der Schreiber dieser Zeilen beiwohnen durfte, sagte er, nachdem er dichte Rauchwolken seiner Pfeife entlockt hatte, etwa Folgendes:

„Wenn erst die diplomatische Geschichte dieser Zeit geschrieben werden kann, wird Deutschland mit Erstaunen erkennen, wie oft der Staatswagen mit seinen Rädern haarscharf an den Rändern des Abgrundes eines großen Krieges dahin gerollt ist." Am selben Tage begab er sich zu einer Konferenz zum Feldmarschall; dessen Neffe und Erbe, der sein Schlafzimmer neben dem seines Oheims hatte, erzählte mir folgendes:

„Er hatte sonst einen tiefen und gesunden Schlaf. Gestern nacht hörte ich ihn ruhelos auf und ab wandern und mit sich selber sprechen. Ich ging zu ihm mit der Frage, ob er sich krank fühle. Er verneinte das, sagte aber: Ich konnte annehmen, daß wir mit zwei Gegnern fertig werden würden. Wenn wir aber nach drei Fronten fechten müssen, dann muß der Herrgott unser Alliierter sein." Am andern Morgen setzte er sich an seinen Schreibtisch und arbeitete drei Tage angestrengt und allein. Ich erfuhr später, daß er da die wunderbare Denkschrift verfaßt hat, die die Möglichkeit beleuchtete, und konkrete Vorschläge enthielt, wie wir dem dreifachen Feind entgegentreten könnten. Nachdem er so alles getan und vollendet hatte, was die damalige Weltlage erforderte, schlief er wieder fest und friedlich." Bekanntlich wußte Kaiser Wilhelm I. den Krieg zu verhüten durch einen besonderen geschickten Sendboten an seinen Neffen, den Zaren Alexander I. Seit dieser Zeit aber keimte in der Seele Bismarcks der Entschluß auf, Deutschland und Österreich-Ungarn durch ein enges Bündnis zu vereinigen. Dieser Entschluß ist zur Ausführung gekommen und hat im jetzigen Weltkrieg beiden Reichen die gegenseitige militärische Rettung gebracht.

Das Attentatsjahr 1878 sah unsere beiden Nationalhelden wiederum eng vereint, diesmal zur Abwehr eines gefährlichen inneren Feindes. Auch während



des folgenden Jahrzehnts blieb dieses geistige Bündnis bestehen zum Heile besonders des Ausbaues unserer militärischen Macht. Wer Bismarck und Moltke während der Reichstagsverhandlungen, die das sogenannte Septennat zum Gegenstand hatten, nebeneinander sitzen sah in der ganzen Größe ihrer ruhmvollen Vergangenheit, wer auf den wie aus hartem Eichenholz geschnittenen Gesichtern den festen Entschluß lesen konnte, das, was zum Heil des Vaterlandes gefordert werden mußte, unter allen Umständen durchzusetzen, der mußte sich sagen: Glücklich das Land, das solche Söhne, solche Eckpfeiler seiner Sicherheit, seines Gedeihens, seines Ruhmes, seiner Wohlfahrt sein eigen nennen kann.

Schwerere Gefahren, als das Zeitalter Bismarck-Moltke an Deutschland herantreten ließ, umwölken jetzt den Horizont. Deutschland steht im jetzigen Weltkrieg wie der Schiffer inmitten der rasenden Wirbel eines Taifuns. Hoffentlich werden die Leute am Steuer das Schiff zur rettenden Außenseite des Zyklons zu steuern wissen. Das walte Gott.

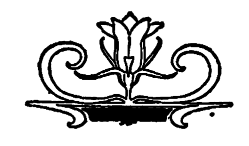


Krieg ist —

Von Friedrich W. Wagner

Krieg ist —
Alle Flöten schweigen.
Verstummt sind Tanz und Reigen.
Fanfarenrufe steigen!
Krieg ist —
Wir wollen uns betend neigen!

Krieg ist —
Die Erde bäumt sich in Wehen.
Tausend Städte vergehen.
Tausend Leben verwehen.
Krieg ist —
Wir wollen Gott anflehen!





Aus Bismarcks Häuslichkeit

Alle die festlichen „Gelübde", die man zu dem hundertjährigen Bismarck getan haben würde, sind nun zu einer schneidenden, stilleren Sehnsucht nach ihm geworden. Nicht, daß man über Dinge, die der Privatmensch zunächst nur von außen wahrnehmen kann, genauer urteilen soll, und jedenfalls der Notenwechsel mit Nordamerika hatte Bismarckschen Geist und tat wohl, daß Männern und Frauen die Herzen hüpften. Das Unersetzliche ist aber, wie bei Bismarck der diplomatische Aktionsradius der rechtzeitigen, zwingend ineinandergreifenden Handlungen lebendig und umfassend war.

Mit dem Durchschnittlichen hat er dabei ja auch seine Kämpfe gehabt und zeitlebens die schwersten. In Briefen seiner Gattin, die ich soeben herausgebe (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), schreibt sie einmal davon, wie viel es sein Schicksal sei, tauben Ohren zu predigen, „woraus denn alles Elend nachher entsteht, was er hindern möchte und könnte, wenn die Welt um ihn her nicht so unsinnig lobesüchtig, nicht so niedrig feige oder mindestens schlapp wäre".

Das ist im Januar 1871. Dann am letzten des gleichen Monats kann sie aufatmend schreiben: Alles geht gut bis jetzt. Und nun kommt in den Hunderten von Briefen von ihr, die ich durchgelesen habe, die einzige Stelle, wo es sie anwandelt, den Mann von 1870/71 groß zu schreiben, der ihr Bismarck ist. „Fürs weitere glückliche Ende wird Er und Gott schon sorgen." Allerdings, mit einem törichten Vergnügen darf das doch nicht gelesen werden. Sie hatte natürlich das Er schon geschrieben, als ihr zur rechten Zeit einfiel, auch Gott nicht zu vergessen. Aber sie strich das Er doch nicht wieder durch.

Eine sekundenhafte Selbstentschädigung für vieles, vieles, dieses impulskräftige Er. Subalternitäten gibt es in ihr aber nicht. Erstlich diejenigen nicht, welchen sich die Menschen nach dem äußeren Rang unterscheiden. Von Nachtwächtercharakteren und Leder-Höflings-Seelen in höheren Ämtern spricht sie ohne Besinnen, und z. B. wenn ihr ein fürstliches Menschenkind, eine Prinzessin, sehr gefällt, weil sie lieblich und von Herzen liebenswert ist, so muß sie sich Gewalt antun, sie nicht „zu eien und zu umarmen". Auch wenn sie kaum die Ältere ist, ist sie im Gefühl die unwillkürlich zu Taten Getriebene, die Handelnde, Souveräne. Bismarcks Turmhöhe neben ihr hat auf sie nicht den Druck eines Millimeters geübt. Drum bleibt sie zweitens aber auch denkbarst entfernt von allem, was das Sprichwort von dem Kammerdiener versinnbildlicht, für den es keinen Helden gibt.

Nichts übt auf diese Frau einen Zwang, was nicht in ihr ist. Auch die Ehe nicht, diese grenzenlose, steigend erkennende, staunende, dankende Liebe zu ihrem „Geliebtesten", „Einzigsten", eine Ehe, in der die Frau nach langen Jahren Bismarcks Liebenswürdigkeit nur beständig größer geworden findet. (Und wir kennen doch die aus der Braut- und jungen Ehezeit,

aus seinen Briefen an sie.) Eine Frau sagt das, die in außerordentlichem Maße überlegt und gedacht hat, was sie ausspricht. Und darin, zusammen mit der tiefen Liebesfülle ihrer hundertprozentigen Natur, liegt auch das, was ihre Anziehungskraft niemals altern läßt: in ihrer klaren, sicheren Selbstbehauptung, die die durch nichts zu verformende, zu degradierende Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit ihrer Persönlichkeit ist.

Die schöne Griechenfabel von Hera als Gattin des Zeus, deren Mädchenhaftigkeit der anbrechende Tag erneuert, gilt in der feinsten Anwendung von der Seele dieser Frau, — auch wenn sie den Vergleich nicht hätte hören dürfen. Das Übliche bei den jungen Mädchen oder Frauen, daß mit oder richtiger „wegen" der Verheiratung nun allerlei anders auf einmal ist, davon ist nichts bei ihr zu erkennen. Sie kann noch genau so schwärmen, und sie sieht kein Verbotenes. Die rohe moderne Neigung, alles physiologisch aufzufassen und die natürliche Unschuld vorweg zu entblättern, wird bei dieser Frau eine „rückständige" Herzensjungfräulichkeit antreffen. Aber hinwiederum auch die Schicklichkeitstanten mögen sich unbehaglich berührt fühlen von ihrer viel zu wenig abgewogenen Art gegen die Männerwelt, von der Offenherzigkeit, „sogar" gegen Dritte, womit sie im Gefühl als naturechte Frau aufs Ganze geht und die feineren Gehemmtheiten in der männlichen Verehrung und Erwiderung, wenn diese auch deshalb nicht minder treu und tief und herzlich ist, nicht immer mit richtiger Auslegung anzuerkennen vermag. Ihr sind es eben keine „Herren" im Sinne der Institutserziehung, es sind die Menschen, die ihr gut gefallen, die Freunde aus alter lieber Zeit, die jüngeren und anderen Männer, die zu Bismarcks Arbeit mitwirken und damit für sie in gewissem Sinn zum Hause mitgehören. Ganz reizende Briefstellen gibt es da; wie z. B. die junge Frau ein paar Tage in Moll gestimmt ist, weil die Husarenleutnants der Manövereinquartierung, mit denen sie und die Kinder sich so herrlich vertragen haben, auf höchstwahrscheinliches Niewiedersehen davonziehen und sie nun über den Fall nachsinnt, ob diese elegische Stimmung phantastisch ist oder die feine, kluge Freundin sie darin begreifen könne. Je weniger im voraus vom Trüben des Lebens sie weiß, die in einer Atmosphäre ohne Mißtrauen und Belehrungen so frei und schön aufgewachsen ist, desto fassungsloser steht sie einzelnen Vorkommnissen in ihrem oder fremdem Hauspersonal gegenüber, von Erschrockenheit und Ekel erschüttert und geschüttelt. Ähnlich auch gesellschaftlich, soweit es ihr bewußt wird — man weiß ja, was Bismarck über die Frankfurter Vergnügtheit an Gerlach schrieb. Aber das gemachte Prüde bleibt da meilenfern, selbst das eigentliche Hervortreten der Moral; persönlich, vom Menschen zum Menschen, urteilt sie darüber, gering und jämmerlich ist ihr ein Leben, das in Eitelkeitserfolgen und Don-Juanerien seinen Inhalt sucht und sich selbst verliert und schließlich „verkommt und versauert". Es liegt viel darin gesagt: „Nun, meinetwegen auch: Renn hin in dein Elend — was geht's einen an!" Nicht zum Spektakeln, sondern mit Ärger und Mitleid hat es sie erregt.

In einer Zeit, da Turgenjeff und Paul Heyse revolutionär waren, hat sie sie in ihrer Art gelesen, wie sie Bücher liest, wenn sie ihr etwas geben: „zum Aufbrennen" festgehalten, ärgerlich über jede Störung, die sie in die „Alltäglichkeit" zurückwirft, aber dennoch nicht hastig, mit ihrer ganzen genauen Eindringlichkeit; und wie sie dann teils bewundernd, entzückt und hingerissen, teils ablehnend sich ihre Rechenschaft gibt und vom Künstlerischen oder Poetischen Grundauffassungen sondert, das dürfte noch immer ein konservativerer Literaturhistoriker mit Nutzen für seine Ausdrucksfrische nachahmen. Ihre unbeschränkte Freude hat sie an einigen weniger Gekannten; darunter sind der jung auftauchende „Corvinus" (Wilhelm Raabe) und der liebenswürdig feine Rudolf Reichenau, „Aus unsern vier Wänden". Mit der lauten Literaturgeltung hat keines ihrer Urteile das geringste zu tun; für Berthold Auerbach hat sie Anerkennung, aber man sieht, wie er sie nicht nachhaltig erfreut, und bald hat sie heraus, diese gemachten Sachen stellenweise reizend, aber meist grundverdreht zu finden, „nach meiner Ansicht".

Ihre Briefe an ihre liebsten Freundinnen sind das rückhaltlos aufgeschlagene Buch von allem, was in ihr vorgeht. Nie waren Briefe freier als die ihren von Absichtlichkeiten,

Überlegungen, Bedenken, — von dem Denken daran, daß sie nun als Geschriebenes dastehen. Sie schreibt sie, so wie Menschen mündlich sprechen, die sich restlos dem andern überlassen und ihn mit sich selber gleichsetzen. Deshalb auch, und nicht aus Wichtigkeiten, ist von Anfang an bei allem bunten Inhalt ihr Mittelpunkt Bismarck, die starke große Sonne ihrer Tage, um die alles schwingt. Plastisch gesehen, wie alles, tritt er in den flüchtigsten kurzen Grußbriefen auf, wie in den ausführlichen; seine Reisen, seine Stimmungen, sein Befinden, alles wird große und kleine Malerei: wie er eben mit Herrn v. Poyda sitzt und Wasser mit Kirschsaft trinkt, wie er in den Wiesen und Wäldern von Varzin von Morgen bis Abend herumstreift, „in dicken Wasserstiefeln und dicken Jagdröcken und Pelzmützen, ganz Land- und Urmensch, ohne Hören und Sehen jeglicher Menschen“, oder: „Bismarck wandelt eben an meinem Epheuschirm vorbei und bittet sehr, Ihnen zu Füßen gelegt zu werden, zu deutsch, er läßt Sie herzlich grüßen, und ist etwas verstimmt über den unversiegbaren Regen.“

Man hat die Frau und Fürstin v. Bismarck in der Berliner Gesellschaft wenig gekannt, und das hat naturgemäß in negativer Art auch in sonstigen Urteilen weitergewirkt. Es reichte nicht dazu, liegt aber auch an ihr. Wenn sie mit den Menschen innerlich nicht übereinkommt, so kann sie auch im Geselligen nicht, es gelingt nicht. Das ist nicht stiller Hochmut, sie hat nicht das Talent dafür, spielt da die Rolle, wenn man's vergleichen will, wie so manchmal den Gebildeteren unvermeidliche Gelegenheiten an einen gut miteinander eingepaukten Stammtisch führen, und er dann da als der Unbeholfenste sitzt, gerade weil er sich anzupassen bemüht. Bei ihr sind die Wiederholungen zu chronisch, als daß sie nicht einen Modus finden muß. Während sie im näheren Umgang vibriert von Temperament — ihre Neigung, sich gesellschaftlich erfolglos mit „Liebe“ und mit Unterhaltung „abzustrapazieren“, erlahmt früh, sie lernt es, mitten im „Schwirbel“ mit sich allein zu sein. Gelegentlich brieflich: „Vielen Dank noch für Rüvel-Auskunft! Ich weiß aber doch keine Spur von ihr, Bismarck ebensowenig, und zu helfen ist ihr auch nicht in ihren sonderbaren Heiratsideen, und Örtzen mochte ich nicht fragen, weil ich mich nicht zu arg blamieren wollte, da er mir wahrscheinlich allerlei in Kissingen erzählt, wobei ich an ganz andere Dinge gedacht, also gar nicht zugehört hatte — wahrscheinlich.“

Ihre Dinge liegen weitab von denen der glänzenden und repräsentativen Frauen. Zu neidlos von vornherein, um nicht gänzlich außer Wettbewerb zu sein, um nicht gerne vieles Fröhliche, Hübsche, Elegante anzuerkennen, um den ihr eigentümlichen, in ihr bestimmend starken, lebhaften Sinn für schöne Menschen einzuschränken, um den ganzen Trubel der Bälle, lebenden Bilder, der Verherrlichung hoher Geburtstage, der Bazare und Wohltätigkeitszauber für Marthen und Magdalenen kritischer zu behandeln, als mit einer leichten ironischen Gutwilligkeit. So ist sie ganz zufrieden und rettet sich viel, wenn sich das Bild von Bismarcks Gattin als das einer zurücktretenden, stilleren Familiennatur herumspricht. Bismarck schuf ja ihr zuliebe den Unterschied, der unverstanden mechanisiert heute zum Blödsinn wird: „Der Bundeskanzler und die Gräfin Bismarck.“ Je höher sie in der Rangwelt aufsteigt, desto enthobener fühlt sie sich, auf äußerliches Rang- und Zeremonien- und höfisches Modewesen Rücksichten zu nehmen. Wie respektvoll, je länger er zusammen mit seinem Kanzler steht, schreibt sie von dem alten Kaiser, an dessen frischer Rüstigkeit sie sich erfreut, wie tiefmenschlich von dem hinsterbenden „lieben Kaiser Friedrich“; der März 1888 wirft sie selber aufs Krankenbett; aber Leute, die ihr von einem „hochseligen“ Kurfürsten von Hessen reden, gewinnen nichts bei ihr. Die Savignys „sind ganz Bülowsches Genre, sehr fröhlich, sehr gescheut, sehr angenehm, ein bißchen zu förmlich — auch ganz Bülow [die Eltern des jetzigen Fürsten] — aber es lebt sich gut mit ihnen“. „Holstein segelte Montag von dannen, faselte noch recht viel, hatte dann auch lichte verständige Augenblicke, in denen ich ihm gern einen Spiegel vorhielte, um ihm zu zeigen, wie 1000 Mal besser ihm die natürlichen Gewänder und Manieren stehen, wie dies ewige läppische Wesen, was mir häufig stark auf die Nerven fällt. Er schenkte mir zum Abschied eine herrliche Bonbonskiste aus Paris, wobei ich innig (wie stündlich überhaupt) Deine Abwesenheit

beklagte und Dir zum Spaß $^1/_3$ davon schickte, mein Engel, weil Du ja die süßen Dinge nicht verschmähst."

Was nicht aus ihr kommt, was sie ändern, beeinflussen will, was sie anfremdelt, ist ihr Gewalttätigkeit; wie es Bismarcks altem Herrn zumute ist, als er aufhören soll, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen zu heißen, so geht es ihr bei ihren Rangerhöhungen. „Bitte, lassen Sie die alte Gräfin immer aus dem Spiel", wünscht sie 1865, als ob das so souverän ginge. Das Wort „alt" wendet sie nach dem niederdeutschen Sprachgebrauch an, teils wegwerfend, teils auch wieder herzlich. Ihre Ausdrucksweise ist voller Mundartlichkeit, weil ihr die minder schattierungsreiche Schriftsprache zu wenig ausreichend für die allebendige Deutlichkeit und Empfindung bleibt, und wenn sie über ihr holdes, junges Mariechen Becker, Frau Marie Meister, ihr „Krönchen" aus der glückseligen Frankfurter Zeit, ihre ans Herz drückende Liebe ausschüttet, so staunt man über die gedächtnistreue Feinhörigkeit, womit sie die geeigneten zärtlich-gescheit-gemütlichen Anklänge des Rheinisch-Frankfurterischen findet. Und Frankfurt, das nie vergeßliche, den jungen Eindrücken die Welt aufschließende, mag ihr auch wohl unbewußt auftauchen, als sie eines Tages Fürstin ist: d. h. „bloß Titel, ich fühle mich ganz Ysenburg II!"

Im Ergänzungsverhältnis zu so vieler gelassener Unbekümmertheit steht die desto weitergehende Hartnäckigkeit, Eindringlichkeit, Treue, womit sie das, was ihr wert ist, an sich zieht und festhält. Ich streifte es schon von den Menschen. Die Trauer um die schon zu ihrer Mädchenzeit gestorbene edle, schöne Marie von Blanckenburg, geborene v. Thadden, zieht sich durch ihr ganzes Leben mit Zeugnissen von unverblaßter wehmütiger Treue, die auch mit nicht unmerklichem Besagen sich öfter an den mit ihrer eigenen Cousine wieder verheirateten Gatten der Verstorbenen richtet, so gern und lieb sie beide hat. — Und wo sie die Menschen lieb hat, verlangt sie dann auch, alles um diese herum genau zu sehen, zu wissen — dieselbe, die so gut versteht, nicht zuzuhören. Wer ihr das erfüllt, der versteht sie als Freund oder Freundin erst ganz richtig. Die alternde, kränkelnde, von vielem in Anspruch genommene Fürstin bekommt die Briefe mitgeteilt, die sich die einstigen Kindheitsgespielinnen, die Versiner Cousinen (v. Puttkamer), untereinander schreiben. Und wenn ihre Freundin Frau v. Eisendecher brieflich eine Erörterung erwähnt, die sie mit Bismarck gehabt, so läßt sie nicht los, bis diese ihr haarklein vorgetragen wird, um dann „Bismarck etwas, Ihnen ziemlich Recht" zu geben.

Ein kleiner Schiedsspruch, der sie auch wieder unmittelbar in diesem selbsteigenen, sicheren, unwillkürlichen Wesen zeigt, durch das sie von Kindheit her magnetisch überlegen, beherrschend und sich bemächtigend auf alle ihr näher Stehenden gewirkt. Auch ihr äußeres Wesen tat das, kam damit überein, das Bündige, Elastische der Bewegung, der schwingende Schritt, eine nur ihr eigene Art von ursprünglicher Anmut des Belebten, Lebensstarken. Die tiefdunkelblauen, klugen, leuchtenden Augen unter der schönen zugewachsenen Stirn, zu dem schönwelligen schwarzen, später silberigen Haar, der vornehme, seelenvolle Ausdruck des besonderen Menschen haben die ihr näherstehenden Verwandten und Freunde es nie begreifen lassen, daß gleichgültige Menschen sie so wenig schön fanden. „Und ich bin doch sonst nicht so!" fügte die in charaktervollen Zügen mit ihr verwandte Dame hinzu, auf deren Mitteilungen ich hier mich stütze.

Ich teile ein paar lose Auszüge aus jenen Briefen mit, solche, die die Zerstörung der Zusammenhänge leidlich vertragen. Zunächst ein einzelnes Stück aus den Briefen ihrer Mädchenzeit, an Marie von Blanckenburgs jüngeren Bruder, Gerhard v. Thadden, der bis an seinen Tod ihr lieber „Bruder" aus der Jugendverabredung bleibt. Seine Gattin ist Frau Eugenie v. Thadden, geborene v. Zanthier, die von Frau v. Bismarck so herzlich geliebte wunderschöne Frau, an die sich mit ihre impulsivsten und humorvollsten Briefe richten.

*

„Wie schön klingt jetzt das Mühlrad, — ich glaube, Sie würden ganz weich werden bei diesen sanften, reinen, klagenden Tönen! — Matthaey [Ernesto Mattei, italienischer Musiker] macht heute Abschiedsvisite in Versin, er ist noch immer melancholisch, doch nicht mehr in so unausstehlicher Gestalt; das Augenlied hat er richtig Charlottchen dédiziert, und mir ein andres, welches er ‚die göttliche Freude' nennt, — ich finde aber keine Spur darin, sondern recht weltliche, leichtsinnige Lustigkeit. Der arme kleine Mensch hat so sehr verworrene Begriffe vom ‚Diesseits' und ‚Jenseits'!

Nach seinem Spiel wird mich doch noch mitunter bangen — vielleicht! Aber sonst ist's mir recht lieb, daß er mich verläßt. Übrigens war er sehr zerknirscht über Ihren Gruß.

Dienstag hatte Vater einen sehr lieben Brief von ‚Vater Thadden', wofür ich ihm ohne Ende danken möchte, weil er meiner mit so herzlicher Liebe gedenkt, daß ich tief, tief beschämt davon bin. Ach, Ihr geliebter Vater! — Mutter erwartet posttäglich einen Brief von Reinfeld, ich von Ihnen — aber wir täuschen uns bitter.

Morgen kommt Moritz [v. Blanckenburg], so Gott will, zu dem wir uns sehr innig freuen — er ist noch der Einzige, der uns Nachrichten von allen gibt, unermüdlich treu. Nehmen Sie nur ein Beispiel an ihm, dies wünsche ich Ihnen auch recht dringend, — zum Geburtstage. Haben Sie Mittelstädts meine Grüße bestellt? Ich mag Ihnen keine neuen auftragen, Sie werden Sie doch vergessen.

Also wirklich nur bis zum 30st. Jahre??? Freiligrath wird vielleicht noch länger aushalten und Sie dann mitunter an die Schwester erinnern, die einmal jung war! — Aber wenn ich nun vorher sterbe, vielleicht bald — das ist doch sehr leicht möglich, sogar wahrscheinlich — — und Sie wünschten es ja so sehr, damit ich doch nur ja nicht alt würde!! —

Ach Gerhard, was soll ich doch wohl von Ihnen denken?! — Leben Sie wohl, mein lieber Bruder!

In treuer Freundschaft grüßt Sie

Juanina.

Vater grüßt Sie sehr, er schwärmt noch immer für Thiersch [den irvingianischen Theologen] und gibt mir oft einige Dosen daraus ein, die ich zu meiner und seiner Freude noch immer verstanden habe, obgleich ich sehr das Gegenteil befürchtete. Die Trieglaffer sehr schönen Bilder sind glücklich unzerbrochen in meine Hände gekommen, aber noch nicht aufgehängt, die geliebte Katharina auch nicht. Ich bin noch immer nicht klar über die Plätze und will unseren Freund Moritz entscheiden lassen."

*

(An Frau v. Eisendecher in Frankfurt. Von einer Schweizerreise 1853.)

... „Mir ist dieser Nachmittag sehr lieb gewesen, ich habe die sonnenlosen Tage mitunter recht gern, da kann ich so frei um mich blicken, meine Augen fühlen sich so ungemein wohl in trüber, warmer Luft, und ich war äußerst glücklich in dem reizenden Dorf, welches hart am schönen Brienzer-See liegt, der zwar keine Schnee-Alpen in seiner Nähe hat (weshalb Papachen sich nichts aus ihm macht), aber wundervolle hohe Berge, deren grüne Matten und kleine Sennhütten hin und wieder durch den Nebelschleier auf uns herabblicken, — geheimnisvoll und lockend, daß man gern zu ihnen hinaufgeflogen wäre, wenn man's gekonnt.

Da ist ein Stückchen Brienzer See, unendlich einsam, ruhig, friedlich, und die gestrige Beleuchtung gab ihm so viel Wehmuth, daß er mir erschien, wie ein schönes tiefblickendes Auge, welches sich nach einem fernen theuren Herzen sehnt; — es weinte nicht, es war kein Lenau'sches Elendfühlen, keine Beethovensche Zerrissenheit, nur tiefe Wehmuth und unaussprechliche Einsamkeit, aber nicht kahl und abgestorben, verwelkt und verblüht, sondern grün, frisch, voll jugendlicher Gedanken und jugendlicher Gestalt, — etwas wie Immensee — Sie verstehen mich wohl! — Die Eltern nahmen einen Einspänner zur Heimkehr, Tante Jeanette, Eugenie und ich setzten uns in ein Schiffchen und ließen uns auf dem spiegelglatten See in abendlicher, nebelhafter Dämme-

rung zurückrudern; kein Lüftchen rührte sich, Niemand sprach, man hörte nichts, als die gleichmäßigen Ruderschläge und einige Worte der Schiffer, die sich zuriefen, wohin sie steuern und lenken wollten. — Während der Fahrt fing's schon an zu regnen, später immer mehr und mehr, die ganze Nacht, heute immerzu, als wenn's nie wieder aufhören würde. Wir hatten noch viele Parthien vor: Abendberg, Rosenlaui, Grindelwald encore une fois, — nun wird's wohl alles zu Wasser werden und wir am Ende wohl schon früher abziehen. Im Regen ist's äußerst unschön in der Schweiz."

*

(An Frau v. Eisendecher.)

Reddentin, 21. Oktober 1854.

Mein altes langes Unnützchen aus der Gallenstraße [Bismarck] hat sich völlig in die Stille zurückgezogen, er schreibt keine Sylbe mehr und ich vermuthe fast, daß er wieder mal auf unnennbaren Reisen begriffen — weshalb ich meiner Feder für ihn auch Zaum und Bügel anlegen will und mich lieber zu Ihnen wenden mit tausend Herzensdank für den geliebten Brief, den Sie mir im Bett geschrieben. Ich bin ganz niedergeschlagen, daß die Krankheit so ernstlich geworden, Bismarck schrieb mir, Sie wären heiser und dürften dabei nicht ausgehen, was mich schon sehr betrübte ... Gott helfe, daß Ihre Mittel Segen- und Heil bringend für Sie sind, damit ich Sie wieder ganz wohl finde, wenn ich komme.

Aber wenn's wirklich wahr wird, wie die Zeitungen in hoher Aufregung melden, daß die nichtswürdigen Franzosen uns, mir nichts, dir nichts, überfallen wollen, — ja dann weiß ich garnicht, was aus mir wird, und ich fürchte fast, daß Bismarck mich in diesem Fall mit Händen und Füßen, Mund und Herzen abwehren wird. Ach, Gott verhindere doch, daß das Kriegselend über uns hereinbreche. Bis jetzt hatte ich mir die Angst immer glücklich fern gehalten, weil man alle Augenblick (seit 48) die Schwerter klirren hörte, aber Gottlob noch nie in der Nähe blitzen sah, also habe ich stets gedacht: Bange machen gilt nicht! Aber jetzt ist die ganze Freundschaft hier in hoher Aufregung, und ich wurde auch allmählich davon angesteckt. Gott erbarme sich über uns Alle! —

*

(Kürzlich hat der hundertjährige Geburtstag der Württembergerin Wilhelmine Canz wieder die Erinnerung an ihren Bekenntnisroman Eritis sicut Deus geweckt, ein persönliches starkes Buch, das denn auch entsprechend gleichviel Haß bei den abgelehnten Freireligiösen, wie Lauheit und Verständnislosigkeit bei den konservativen Gemeindechristen fand. Um so stärker hat es auf die von Vermittlungen und eigentlicher „Kirchlichkeit" unabhängige junge Frau v. Bismarck gewirkt. — Wilhelmine Canz hat nur dies eine Buch, aus einem Imperativ der Befreiung, geschrieben; das weitere Leben der so viele schöne Liebe in sich tragenden Unvermählten hat dem Mutterhause für Kinderpflegerinnen gehört, das sie ohne helfende oder amtliche Gunst in Großheppach gegründet und nach und nach in Blüte gebracht hat.)

„Reinfeld, 22. 8. 54.

... Denken Sie, daß ich Mamachen richtig zu Eritis bekehrt habe, sie liest es, und wenn sie nur erst angefangen hat, so kann sie garnicht aufhören — es ist ja garnicht, garnicht möglich! Aber begierig bin ich auf den Eindruck, wie Sie's nicht denken können. Ich zitt're nur vor dem schlimmen Kapitel im 2t. Bande, sonst sehe ich allem mögl. Mißfallen dreist entgegen, und Niemand kann mir meine Freude daran rauben, — das aber ist und bleibt ein Schatten, den ich gern wegwehen, ein Flecken, den ich gern abwischen möchte!

Den Reddentinern gab ich neulich etwas Tristan [von Gottfried von Straßburg] ein, d. h. nicht mit Gewalt, bewahre! Cecilie hat große Freude an poetischen Ergüssen, und da las ich ihr das Ende vom Held Tristan vor, ‚dein Lieben, daß sich Gott erbarm', deine Seele ist so arm, so arm', und sie waren alle sehr entzückt, ich auch wieder von Herzensgrund, — ‚Und wie er wirkt und wie er strebt, In Reden und Thaten wundergroß, das Herz, das Herz bleibt

heimathlos!' und mehrere Stellen fischte ich heraus, zu ihrem Vergnügen; aber wüßten sie's ganz, nimmer würden sie's ansehen, und mich vielleicht verachten, daß ich solch' ein Buch in meinem Gewahrsam halte. Mir würde es viel werth sein, wenn die Liebe anständig behandelt wäre, dann könnte mich die Treue sehr begeistern, und ich würde Tristan und Isolde sehr hoch halten, — so aber begreife ich's nie, warum's auf diese Weise geschah und wenn wirklich— warum es dann so breit auseinander wickeln? Warum so lange und so schleierlos es schildern, — warum überhaupt? Ich muß gestehen, daß, als ich vor einigen Tagen zufällig wieder an eine schaudervolle Stelle gerieth, ich nahe daran war, das ganze Buch zu verbrennen — und sicher ist's nicht, ob's nicht doch noch einmal dieses Ende nimmt."

*

Reinfeld, 2. 9. 1854.

„Über Eritis will sie [Frau v Puttkamer] selbst ein Blatt einlegen — sie tobte abwechselnd und freute sich dann, warf das Buch fort und nahm es wieder, las übrigens mit einer beneidenswerthen Schnelligkeit, findet Elisabeth reizend, aber zu schwach, mag Bertram nicht leiden — Bertram! Denken Sie doch! und liebt Eberhard vorzugsweise, erstarrte über den Lieutenants-Kuß, wie über die Umarmung in der Höhle, und liegt völlig in Ohnmacht über das schlimme Kapitel. Sie wissen schon! Das letzte, wenn's so ist, wie sie es versteht, ist aber auch über alle Begriffe schauderhaft, viel schlimmer wie Tristan — aber ich denke mir immer, Alle irren sich, ich rede es mir gewaltsam ein, daß es falsche Deutung ist, weil ich meinem lieben Eritis den schwarzen Schatten wegblasen möchte, der mich zu sehr daran ärgert und betrübt. Nun die Mama wird ja selbst reden, ich schweige also — da Sie überhaupt meine Ansicht hinlänglich kennen und mein großes, fast möchte ich sagen zu großes Interesse an diesem Buch. —

Ach, meine Mutter! wenn Sie sie doch einmal hier sehen, mit ihr leben könnten, wie einzig liebenswürdig sie ist! Viel mehr noch wie in Frankfurt; Sie würden mich garnicht mehr ansehen neben dieser Engels-Mutter. Ich falle wirklich in Staub zusammen, bin kein bischen liebenswürdig, wenn ich neben ihr stehe. Ach, sie ist zu, zu lieb!"

*

(An Frau v. Eisendecher, am Hochzeitstag ihrer ältesten Tochter.)

Petersburg, 30. 10. 60.

„Dieser Brief wird zwar erst übermorgen in der sicheren Mappe eines gefälligen rückkehrenden Landsmann's die Reise nach Frankfurt antreten, liebste Frau von Eisendecher. Das ist ja das Elend vom 60t. Breitegrad, theuerste Frau, daß man mit allen Dingen zu spät kommt, weil man nichts nach eigenem Belieben fortfliegen lassen kann, sondern 100 Grübeleien, Forschungen, Bitten usw. anstellen muß, bis irgend ein Menschenfreund sich zu gütiger Hülfeleistung bereit erklärt! Man ist ja so ewig weit weg, daß man sich stets verhagelt, verschrumpft, verrostet, verstaubt erscheint — vergessen und verloren von aller Welt glaubt! Verzeihen Sie diesen Klage-Ausbruch, theure Lina, aber Sie werden ihn wohl begreifen, wenn Sie sich vorstellen, wie seelengern ich heute in Ihrem Kreise gesessen und gestanden hätte, um von Herzen meine Gebete mit den Ihrigen zu vereinen für das geliebte Gustawa-Kind, welches Ihren Mutterarmen nun entflieht, was wohl zuerst ein schmerzliches Losreißen und Weinen sein wird, aber Sie doch nicht zu heftig einnehmen kann, da Sie Ihr theures Kind ja wohl geborgen wissen und glücklich mit voller Seele! Ich hätte Sie aber so gern streicheln und lieben mögen, theuerste Frau, wenn alles weggefahren und verklungen, wenn Sie im einsamen Stübchen zurückblieben und die ersten Stunden recht traurig waren. Und weil die sichtbare Umarmung doch ganz unmöglich, zu meinem Leid und Ärger, so soll die Feder es wenigstens bewerkstelligen, sanft und leise, treu und warm. Sie durften mich nicht auffordern zur Gedanken-Vereinigung, liebste Frau. Sie wußten's doch wohl, daß ich unzertrennlich von Ihnen sein würde, aber daß Sie mir den Tag früh genannt, war sehr lieb von Ihnen, so hat Ihr Brief — nach langer Reise — die Nachricht doch noch rechtzeitig zu mir gebracht, und ich meine, Sie

müssen's körperlich gefühlt haben, daß ich da gewesen immer und immer von früh bis spät, sowohl d. 29t. als 30t. — Sollte man's nicht fertig bringen mit sehr anhaltendem gründlichem, recht gewaltsam innigem Denken an geliebte Menschen, daß sie's nicht geistig allein empfänden, sondern auch leiblich gewahr würden, wie man in ihrer Nähe ist?? — Ich träumte schon mehrmals sehr lebhaft vom Zusammensein mit theuren Freunden und wachte auf von ihrem lebhaften Händedruck. Sie waren natürlich nicht gespenstisch da, aber man kann so viel mit recht leidenschaftlich heißen Wünschen erreichen — sollte ich Ihnen nicht auch auf diese Weise eine stürmische Umarmung beigebracht haben? An Sehnen und Wünschen und Liebhaben hat's gewiß nicht gefehlt von meiner Seite!"

*

(An Frau v. Eisendecher.)

Varzin, 14. 4. 73.

... „Man lebt seine Tage dahin, 'mal stiller, 'mal geräuschvoller, immer mit denselben lieben und unlieben Menschen und sie sagen wenig, man noch weniger, was werth wäre, weiter erzählt zu werden. Die Hauptsache ist aber inniger Dank gegen Gott, daß Er dem geliebten Bismarck einen besseren Winter verliehen, wie den vorigen, trotz reichlichem Ärger über Feinde und Freunde (sogenannte), worin letztere leider jetzt immer weit ergiebiger sind, wie die ärgsten Gegner, was ich, dickfällige Creatur, ohne Schaden ertragen kann, Bismarck aber viel tiefer grämt, wie die ganze miserable Wirthschaft werth, die mir sammt und sonders gestohlen werden kann, ohne daß ich einen falschen Pfennig dafür gäbe oder eine Viertelsthräne darum weinte. Wenn sie sich so widersacherig gegen uns stellen und so schnell von uns abfallen, so mögen sie's doch gern thun, — wir können reizend ohne sie leben, ich namentlich ungeheuer, und wüthe über jeden Seufzer, zu dem sie meinen geliebten Bismarck veranlassen durch ihr grenzenlos verrücktes Gebahren!! [Bezugnahme auf die beginnende Verstimmung der Konservativen.]

Bismarcks Geburtstag verlief sehr brillant mit gratulirenden, essenden, trinkenden Menschen von Morgen bis Mitternacht — meiner [11. 4.] war nach Verhältnis, und weil Char-Freitag, natürlich viel stiller. Mittags Arnim's, Babettchen, 2 Veilchen-Sekretäre und die inséparablen ostpreuß. Freunde, Abends der alte gute Rosenberg, Minister Eule und wieder die ‚irrésistiblen Grafen', — aber nicht spät, weil wir Sonnabend früh hierher abzogen, wo wir bis Mittwoch oder Donnerstag zu bleiben hoffen und dann direkt in den höchsten Hochzeitsschwindel fallen, der gewiß ziemlich fatiguant und wenig amüsant sein wird. Hier ist's sehr angenehm, noch ziemlich kalt und rauh und doch schon Veilchen im todten Rasen und Sonne hell freundlich in die Zimmer scheinend — und unser geliebtes Billchen pfeifend und singend von früh bis spät, der leider künftige Woche nach Wiesbaden entflieht, was mir furchtbar weh thut, weil ich mich zu gewaltig nach meinem süßen Schlingel bangen werde."

[„Veilchen" sind die Legationssekretäre, weil ihre Talente „im Verborgenen blühen".]

*

(An Frau Franziska Barschall, geb. v. Puttkamer.)

Varzin, 25. September 1882.

„Ich wollte Dir gestern gleich für Deinen lieben Brief danken, meine theure Franziska, und Dich auch mit einigen Aufträgen für den ‚Puttkamer-Tag' belästigen, — aber der arme Bismarck hatte wieder so furchtbare Schmerzen, die mich grenzenlos betrübten, so daß mir alle Schreibe-Gedanken vergingen und ich nichts vermochte, als mich immerzu schrecklich zu grämen. Wahrscheinlich erregte das ekelhafte Regenwetter die gräulichen Schmerzen von Neuem, die heute Gottlob ein bischen besser sind, weshalb ich nun eile, damit ich mich nicht gar zu sehr verspäte und Du, meine liebste Franziska, mit sämmtlichen Puttkamer's noch nicht in weite Ferne entflohen bist.

Seit gestern ist Graf Münster (unser engl. Botschafter) hier, der aber morgen wieder von dannen geht, was recht gut ist, weil die braven Männer den lieben Bismarck immer angreifen. Euer Präsident Zander war gestern auch hier, der uns heute früh schon wieder verließ

und recht angenehm zu sein scheint. Ich habe mich den beiden Herren fast ausschließlich gewidmet, weil Bismarck fast garnicht sprechen konnte, und bin heute, zu seiner Schonung, 3½ Stunden mit Gf. Münster umhergefahren, glaube aber, daß ihm die schönen Wälder keine Spur Eindruck machten, da er nur Politik denkt und rasend gelangweilt aussah; was mir aber egal war, ich wollte ihm ja nur Abwechslung verschaffen, und die hat er in den 3½ Stunden im Stuker-Wägelchen schon gehabt; ist auch nett müde geworden und ruht sich eben von der Anstrengung oben aus! Möge er lange schlafen! Übermorgen ziehst Du also nun nach Schönwerder, meine liebe Franziska, wohin ich Dir viele herzliche Grüße mitgebe und recht glückliche Fahrt wünsche! Nochmals den wärmsten Dank für Deine Liebe, herzlichen Gruß an Emmchen und somit Gott befohlen!"

*

(An Frau Kirchenrat Lasius, geb. v. Puttkamer.)

„Wieder Wohlthatsbillets zu gütiger Verwendung für Magchen usw. wer Lust hat, mein Laurachen!

Petrowitsch klingt sehr jämmerlich in dem bittenden Begleitbrief, aber warum lernt er auch ‚Lyriker und Rezitator', was ihm bestimmt bitter wenig einbringt. Ich kenne den Wurm übrigens schon Jahre, d. h. nicht persönlich (unberufen!), aber durch Erkundigungen und Billets. Brav ist der Stümper, aber schlecht geht's ihm, natürlich. Warum wurde er nicht Schuster, Schneider, Handschuhmacher, die ja jetzt rasend verdienen, wie ich an Füßen und Händen usw. betrübend erfahre. ‚Lyriker' ist zu verrückt und trostlos.

Bald muß ich Euch wieder 'mal haben. Bis dahin 1000 Grüße."

(An Frau Laura Lasius, geb. v. Puttkamer.)

Kissingen, 29. 7. 92.

„Morgen nehmen wir Abschied von unserem lieben Kissingen, was uns diesmal ganz schwer wird, weil es von Anfang bis Ende hier so sehr hübsch und fast immer gutes Wetter gewesen ist. Gott gebe, daß mein geliebter Bismarck für seine liebe Gesundheit nachhaltig recht großen Nutzen empfinde und wir einem schönen Herbst und Winter entgegengehen.

Ich muß Dir für Deinen Brief noch von hier herzlichen Dank sagen, mein Laurachen, um Dich zu veranlassen, mir bald wieder zu schreiben nach Varzin, wo wir künftige Woche einzutreffen hoffen mit Umwegen über Jena, Schönhausen, Külz — Berlin nur durchfliegend, Gottlob, schon das ist mir höchst unbehaglich, weil ich das alte Nest so schrecklich, so höllisch finde, daß ich mit geschlossenen Augen dran vorbei möchte — um der wenigen Gerechten willen, Du, mein Engel, die Deinen und außer Euch einige sehr wenige, steht es wohl noch, sonst wäre es wohl längst in Pech und Schwefel untergegangen, meine ich und gönne es ihm.

Die Briefe lege ich auch wieder ein, mein Laurachen, weil ich allerlei draus wissen möchte, was ich nicht ahne; z. B. wer ist:

1) der arme alte Lawen? und wer ist 2) der siegreiche Vollbringer ehrgeiziger Thaten? und 3) warum war Magchen so piquirt, Anna nicht zufrieden? sie konnte doch, weiß Gott, sehr glücklich über Franziskas Gegenwart sein. Und warum wurde ihr Anna's Fernsein verheimlicht und 4) wo war Annchen überhaupt? Wen besuchte sie in Stanowitz, und wo liegt der wunderbare Ort?? Und 5) welchen Aufruf hat Pastor Brachmann erlassen, mit dem Franziska nicht einverstanden? und 6) wen will er heirathen? ich denke, er hat eine brave Gattin, bei deren kürzlich geborenem Kind Emma oder Franziska Gevatter stand? 7) Was fehlte Wilhelm Bandemer, weil Franziska meint: möchte er ganz gesund sein? 8) Von Reckow schrieb mir Lieschen vor Wochen nach Friedrichsruh, als wüßte ich alles. Nichts wußte ich, und die Armen thaten mir so leid, daß sie dahin verbannt wurden, wo es ja wohl schauderhaft ist? Und wo liegt's eigentlich ungefähr? Weit ab im fernsten Kassuben? Was giebt's überhaupt für dämliche Männer, daß sie nicht längst die beiden reizenden Jungfräulein heiratheten! Und 9) Wo ist Paul Spangenberg hin? und wohin geht Emilie?

All' diese Fragen bitte ich Dich herzinnig, zu beantworten, mein Laurachen, und tausendmal danke ich Dir immer wieder für Deinen lieben Brief, der so schön ausführlich meiner Wißbegierde willfahrte und mich so sehr freute. Dann noch Deine liebe Frage nach den Pantöffelchen. Du bist immer ein Engel, und die Pantöffelchen sind immer reizend. Meine Elise fand aber, daß die vorvorjährigen für zu Hause noch längst schön genug seien und gab die vorjährigen nur für Kissingen und Homburg, verwahrte sie dann bis Wien und so sind sie noch sehr nett. Vielleicht, wenn wir leben, 1893, habe ich Alle aufgetragen. Aber das ist noch lange hin!"

Prof. Dr. Ed. Heyck

Deutsch in Belgien und Französisch-Flandern

Im heutigen Belgien ist die kleinere Hälfte der Bevölkerung wallonisch, spricht also eine dem Französischen nahestehende Übergangssprache. Die größere Hälfte ist niederdeutschen Stammes (vlamisch).

„Unter den Karolingern, ja noch unter den ersten Kapetingern", unterrichtet M. C. Menghius in der „Frankf. Ztg.", „war das Fränkische, also das Deutsche, die Sprache des Adels und des Hofes auch in Frankreich. Aber bald trat Verwelschung ein, die dann auch mehr und mehr die südlichen Niederlande in Mitleidenschaft zog. Dort reichte die Sprachgrenze aber immerhin noch bis zur Pikardie, so daß jetzt also der größere Teil der Departements Pas de Calais (d. h. die Landschaft Atrecht-Artois) und Nord (Französisch-Flandern und Französisch-Hennegau) verwelschtes Gebiet ist. Auch in das jetzige belgische Flandern und nach Brüssel erstreckte sich schon im Mittelalter der französische Einfluß. Besonders der Adel liebäugelte stark nach der welschen Seite, während das Bürgertum sich damals energisch seines niederdeutschen, vlamischen Stammes erinnerte. Was Hendrik Conscience in seinem ‚Löwen von Flandern', den wir als Gymnasiasten so gerne lasen, als dessen Schlachtruf angibt (Was welsch ist, falsch ist: Schlagt alle tot!), gibt ganz richtig diese Stimmung wieder. Aber die Höfe, besonders die zu Luxemburg und Brügge, können im 12. und 13. Jahrhundert direkt als stark französiert angesehen werden. Dem trat die bürgerliche demokratische Bewegung im 14. Jahrhundert energisch entgegen. Die Herzöge von Burgund, die dann die Niederlande erwarben, waren eine Seitenlinie des französischen Königshauses, hatten auch im östlichen Frankreich großen Besitz, waren also, ohne direkt Verwelschung zu betreiben, doch unwillkürlich Förderer des Französischen, zumal in den oberen Klassen.

Im 17. und 18. Jahrhundert gewann dann das Französische in ganz Europa eine große internationale Bedeutung und ein internationales Übergewicht. Auch viele Höfe im eigentlichen Deutschland waren ja damals französisch. Wie stark das Französische damals herrschte, dafür ist u. a. Friedrich der Große ein lehrreiches Beispiel.

Das jetzige Französisch-Flandern zerfiel im 13. Jahrhundert in die Grafschaften Boulogne (Boonen) und Guines. Hier erstarkte das Französische sehr rasch. Besonders war es wiederum der Adel, dann aber auch die Bürgerschaft der größeren Städte, die immer mehr verwelschten, während das Volk noch lange an seiner niederdeutschen Muttersprache festhielt. Insbesondere blieb auch das Gerichtswesen zweisprachig. Das gilt besonders für alle Städte, Calais, St. Omer, Dünkirchen, Kassel usw. Doch glitt mehr und mehr das Vlamische in die schwächere Stellung hinab. Dann wurde es auch noch von der Staatsgewalt angegriffen. Im Jahre 1694 wurde durch ein Dekret Ludwigs XIV. das Gerichtswesen völlig verwelscht. Das Vlamische wurde völlig verboten, seine Anwendung machte ein Schriftstück oder ein Urteil ungültig. 1794 unter der Schreckensherrschaft wurde abermals für ganz Frankreich (die Elsässer wehrten sich allerdings energisch dagegen und erzwangen für das

Elsaß dessen Aufhebung) ein Gesetz erlassen, wonach keinerlei gesetzlicher Akt oder eine Veröffentlichung Gültigkeit habe, außer in französischer Sprache, und zwar habe dies auch für rein private Akte zu gelten. Die Schulen, die bis dahin teilweise noch das Vlamische erhalten hatten, wurden ebenfalls völlig verwelscht. Noch aber blieb das Vlamische die Sprache der Kirche, bis auch diese schließlich im Laufe des vorigen Jahrhunderts verwelschte.

Trotz alledem ist aber das Vlamische auch jetzt noch nicht in Französisch-Flandern erloschen. Der nördliche Teil des Departements Nord und einige Dörfer des Departements Pas de Calais sind auch heute noch vlamisch, während es in den Städten, wie Dünkirchen, St. Omer usw. nicht mehr viel besagt. Abgesehen von Dünkirchen ist das Gebiet östlich von Grävelingen, Bourbourg, Watten, St. Omer, dann weiter südlich von Hazebrouck (Hasenbroich), nördlich der verwelschten Orte Thiennes, Merville, Neuf-Berquin, Estraires, Lagorgne, Steenwick und Noppe vorbei noch heute vlamisches Sprachgebiet. Die belgische Ecke zwischen Bailleul, Quesnoy (Eichicht) und Warneton ist welsch. Im übrigen ist das belgische Flandern, ausgenommen wenige Grenzorte, noch rein vlamisch, trotz des vielfach auftretenden französischen Firnisses. Im ganzen kann man in Französisch-Flandern immer noch etwa 150000 Seelen dem niederdeutschen Sprachgebiete zuzählen."

Wie viele unter uns haben auch nur eine Ahnung davon, daß es sich in Belgien nicht nur um ein Stück kerndeutscher Stammesgeschichte handelt, sondern um noch heute lebendiges deutsches Volkstum, Blut von unserem Blute?! „Wie viele Leute", klagt H. v. Pfister-Schwaighusen in der „Deut. Tagesztg.", „haben wohl, bei der uns bewegenden belgischen Frage, auch nur Kunde naher Vergangenheit! Wer weiß von der seit 1840 einsetzenden sogenannten vlamischen Bewegung? Diese entsprang aus Reue über den Abfall Belgiens in 1831 von Holland. Unredliche französische Machenschaften hatten dies zuwege gebracht, um belgischem Welschtume, d. h. wallonischer Minderheit, niederdeutschen Vlamen gegenüber zur Vorherrschaft zu verhelfen. Und in der Tat machte die Verwelschnug des urdeutschen Landes, von wo einstens unser altes Reich begründet war, große Fortschritte. Schon unsere herrlichen Erfolge in 1870 wirkten jedoch stärkend auf vlamische Gemüter.

Damals dichtete Professor Hiel, Vorstand der Gemäldehalle zu Brüssel, treffliche Strophen:

Wie sollen wir dir danken?
Du deutsche Brüderschar!
Hast uns in heißem Kampfe
Errettet aus Gefahr.
Vor welschen Räuberbanden,
Die über deutschen Rhein,
Wie über Maas und Schelde
Die Herren wollten sein.

Vom Reiche aus, bei engherziger Diplomatenstimmung, nahm von alledem man keine Acht; bis der Alldeutsche Verband einsetzte. Als dessen Vertreter habe ich zu Antwerpen, in vlamischer Zunge, vor starken Versammlungen geredet. Mitglieder unserer Gesandtschaft zu Brüssel nützten ihren dortigen Aufenthalt, um sich in französischer Sprache zu üben. Und doch liegt Brüssel noch in vlamischem Sprachgebiete. In traulichem Kreise sagte mir damals ein Vlame, und zwar auf hochdeutsch: unsere Jungens sollen tüchtige preußische Soldaten werden!

Im Jahre 1898 erhielt ich nach Darmstadt eine vlamische Zeitung zugesandt, die ich nachher nach Berlin weiterreichte. Darin hieß es:

Wenn der Deutsche Kaiser zu Schiffe in die Schelde einliefe, dann sollten alle Glocken durch Vlamland erschallen, und an Rolands Säulen vor den Rathäusern schwarz-rot-goldene

Fahnen flappen (flappen ist vlamisch: klatschen). Ein Empfang solle dem Kaiser bereitet werden, wie noch nie einem Fürsten zuvor.

Möchte deutschem Volke in Treue gelingen, verschüttete Bahnen geschichtlicher ältester Gemeinschaft wiederum gangbar zu machen."

Das walte Gott!



Gedanken über die Einsegnung

In einer der interessantesten Schulschriften des 16. Jahrhunderts, dem Büchlein „Grobianus und Grobiana, von unfletigen, groben, unhöflichen Sitten und Bäuwrischen Gebärden", lesen wir über die Art, wie der gemeine Mann „heilsame Verordnungen" und „gute Gedanken" aufzunehmen pflege, die bezeichnenden Worte:

„Es ist ein alt herbrachter Sitt,
Was man gebeut, das hält man nit,
Deßgleichen, was man hoch verbeut,
Wie bös es sey, so thuns die Leut.
Denn wie man Tugend lernen soll,
Seind alt und neue Bücher voll.
Hat nie Sirach und Salomon
Viel chöner guter Lehr gethon?
So hond Plato und Seneca
Gemacht viel schöner Opera.
Cicero, Aristoteles
Hond sich auch sehr beflissen des.
Erasmus hat gelehrt darbey
Wie züchtig sich zu halten sey.
Und wär'n der Bücher noch sov iel,
So thut man doch das Widerspiel.

Die Wahrheit dieser aus dem Leben gegriffenen Worte steht außer allem Zweifel. Wer je mit Erziehung zu tun gehabt, hat's erfahren müssen: „man tut das Widerspiel". Auch der größten Erzieherin, die in den letzten zweitausend Jahren den gemeinen Haufen unter den Händen gehabt hat, der Kirche, ist's nicht anders gegangen: was hat das Volk nicht all aus ihren großzügig angelegten, zu heilsamem Wirken bestimmten Sitten, Gebräuchen und Anordnungen gemacht! Aus der Geschichte der evangelischen Kirche liefert hiefür vielleicht den besten Beweis die Geschichte der Konfirmation.

Die heute in allen deutschen evangelischen Landeskirchen als feststehender Gebrauch eingeführte Einsegnung ist eine Errungenschaft der Reformationszeit. Martin Butzer, der Reformator und Organisator des evangelischen Kirchenwesens einer ganzen Anzahl deutscher Städte und Staaten, hat sie ums Jahr 1538 erfunden und trotz des Widerspruchs Luthers vornehmlich in zwei Gebieten eingeführt: Straßburg und Hessen; dort vorübergehend, hier mit bleibendem Erfolge. Die Absicht, die ihn dabei leitete, war: der in beiden Gebieten stark zutage getretenen wiedertäuferischen Bewegung das Wasser abzugraben. Die Täufer, in deren Reihen, wie Butzer einmal schreibt, „viel gutherziger Leut" waren, sollten fortan der Landeskirche nicht mehr den Vorwurf machen können: „ihr taufet die Kinder und lasset es dabei bleiben, lehret sie kein Buß und Besserung." Butzer wollte „die christliche Haushaltung besser bestellen und die christliche Zucht (= Erziehung) ernstlicher üben". Um aber die Gewähr zu bekommen, daß die Zucht auch jeden erreiche, wurde die Einsegnung eingerichtet: ein feierlicher, öffentlicher Akt, in dem die Kinder nach Abschluß des ihnen zuteil gewordenen kirchlichen Unterrichts nachweisen, daß sie die „fürnemsten Stücke des christlichen Glaubens" begriffen haben, „sich öffentlich Christo und seiner Kirchen ergeben" und auf Grund dieser Voraussetzungen „unter Gebet der Gemeinde und Handauflegung im Namen des Herrn eingesegnet und zur christlichen Gemeinschaft bestätigt" werden.

Wie schon erwähnt, bildet die Geschichte der Konfirmation in der Geschichte der Straßburger Kirche nur eine Episode. Als der Zeitpunkt herankam, da die heilige Handlung All-

gemeingut der „Straßburgischen Kirchen" werden sollte, fegte eine in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Straßburg einsetzende kirchliche Reaktion den Brauch weg. Anders in der hessischen Kirche. Hier ward — etwa von 1570 an — die Einsegnung allgemeiner Brauch und blieb es bis zur Gegenwart. Da von diesem Zeitpunkt an in den nächsten hundert Jahren eine andere deutsche Landeskirche den Brauch der Einsegnung nicht annahm, kann man in dieser Zeit von der Einsegnung als einem dem Hessenland eigentümlichen Brauch reden. Erst gegen Ende des 17. und im 18. Jahrhundert ward dies anders. Durch die Pietisten, allen voran Philipp Jakob Spener, ward gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit der Einführung der Einsegnung in außerhessischen Gebieten begonnen; im 18. Jahrhundert fand dann der Brauch seinen Weg in die meisten deutschen Landeskirchen. Einige Nachzügler haben ihn erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Reihe der ordnungsmäßigen kirchlichen Handlungen aufgenommen.

Die Einsegnung, die auf Butzers Veranlassung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Allgemeingut der hessischen Kirche ward, sollte ein Lebensauffrischer für diese Kirche werden. Es sollte dafür gesorgt werden, daß alle, die als mündige Glieder der Kirche an deren Leben, vor allem an der Feier des heiligen Abendmahls, teilnahmen, ein Verständnis für dies Leben und die ihm zur obersten Richtschnur gesetzte Kirchenlehre besaßen, auch sich nicht aus Zwang, sondern auf Grund freiwilligen „Ergebens in den Gehorsam dieser Kirchen" als Glieder dieser Kirche fühlten. Aber es kam ganz anders. Die Einsegnung ward Volkssitte. Wer über seine vierzehn Jahre hinaus war, mußte, falls er auf seine Würde etwas hielt, eingesegnet sein. Die Handlung ward über dem ganz veräußerlicht. Der Grundsatz der Freiwilligkeit kam in Wegfall. Das Verstehenlernen von Kirchenlehre und Leben der Kirche ward auf das Auswendiglernen des Katechismus und widerspruchslose Beugung unter die kirchlichen Sitten eingeengt. Man tat eben das Widerspiel von dem, was Butzer ursprünglich geplant hatte. So stand's schon in der Zeit des großen Krieges, in dem im übrigen die Einsegnung in Hessen sich einer solchen Beliebtheit erfreute, daß selbst in den traurigen Wochen, da die Landbevölkerung oft aus 20—30 Orten landflüchtig in den engen Mauern einer festen Stadt in jammervollster Verfassung zusammengepfercht war, die einsegnungspflichtigen Kinder ohne Ausnahme „zur christlichen Gemeine bestätigt" wurden, während man andere geistliche Handlungen, der Not der Zeit gehorchend, unterließ oder auf bessere Zeiten aufschob. Nach dem Krieg ward die Veräußerlichung der Handlung noch ärger. Die Einsegnung stand in Hessen am Ende des 17. Jahrhunderts fast im Ansehen eines Sakramentes, das durch sich wirkt.

Als der Pietistenführer Spener in dieser Zeit daran ging, die hessische Einsegnung als Mittel zum Erziehungszwang auch auf andere Gebiete zu verpflanzen, da sah er in ihr ebenfalls einen Lebensauffrischer. Damit dieser seine Wirkung recht tun könne, ging Spener ängstlich darauf aus, daß die Einsegnung nur nach gründlicher Vorbereitung vorgenommen werden dürfe und sprach häuslichen Einsegnungen das Wort, während er die wahllose Masseneinsegnung verwarf. Aber der gemeine Haufe zerstörte auch seine Pläne. Man tat das Widerspiel. Dreißig Jahre später war die Einsegnung in den Gebieten, in die sie von Spener und seinen Freunden eingeführt worden war, in demselben Maße Allgemeingut und wurde für ebenso heilsnotwendig gehalten wie vordem in der hessischen Kirche. Und darum stellten sich dieselben Schäden ein: Veräußerlichung und Entwertung. An diesem Tatbestand haben die nachfolgenden Zeiten nichts geändert, so sehr sie sich auch — wie z. B. die Zeit des Rationalismus — darum bemühten. Unter den Folgen der Masseneinsegnungen stehen wir noch heute.

Bildet somit die Geschichte der Einsegnung nicht gerade einen Abschnitt aus der evangelischen Kirchengeschichte, über den man sich von Herzen freuen kann, so darf doch nicht vergessen werden, daß unser deutsches Volk durch diese Geschichte den reichsten Segen empfangen hat. Die Einführung der Konfirmation ist für alle Gebiete ein Ereignis gewesen, das die kulturgeschichtliche Entwicklung im allergünstigsten Sinn beeinflußt hat. Schon bei der Einführung

der Einsegnung in Hessen läßt sich das deutlich erkennen. In demselben Augenblick, da die Einsegnung hier Volkssitte ward, entstand in Hessen ein von allen umliegenden Ländern unterschiedenes Volksschulwesen, dessen Eigenart und Kraft darin bestand, daß es jeden erreichte. Schon um 1600 galt es als selbstverständlich, daß jeder Pfarrort und jedes größere Filial — mit zur Vorbereitung für die Einsegnung — seine Schule hatte, die auch jeder besuchte, weil schon damals ohne vorausgegangenen Schulbesuch niemand eingesegnet ward. In den Zeiten des großen Krieges ging diese Entwicklung ungeschwächt weiter; dessen zweite Hälfte hat Hessen mehr Schulgründungen gebracht als irgend ein gleichlanger Abstand der nächstfolgenden hundert Jahre. Als dann die Einsegnung ihren Weg in andere Lande begann, stellte sich dieselbe Folge ein. Der Aufschwung des Schulwesens in dem Zeitalter des Pietismus ist nur erklärlich als Folge der Einführung der Einsegnung. Für einzelne Gebiete ist der Beweis für diese Behauptung erbracht; für andere wird er erbracht werden, wenn man einmal daran gehen wird, für sie Schulgeschichte zu schreiben, die nicht bloß Geschichte von Schulmännern und Unterrichtsideen, sondern Geschichte einzelner Schulen ist. Am deutlichsten tritt diese Folge der Einführung der Einsegnung im 18. Jahrhundert in Brandenburg zu Tage. Hier hat nicht der Pietismus als religiöse Strömung, sondern der mit dem Mittel der Konfirmation arbeitende Pietismus in den Zeiten Friedrich Wilhelms I. eine neue Zeit heraufgeführt. Die Durchführung der Einsegnung in Brandenburg und dann in Gesamtpreußen hat den Grund gelegt zu Preußens Machtentfaltung im 18. und 19. Jahrhundert, die mit den Waffen allein nie errungen worden wäre. Darin liegt das Richtige in der Behauptung, daß Preußen durch seine Waffen und seine Volksschulmeister hoch gekommen sei.

Durch ein merkwürdiges Widerspiel hat die kirchliche Einsegnung ihren glänzendsten Erfolg auf dem Gebiete der kulturgeschichtlichen Entwicklung gehabt. Auf diesem Gebiete ist ihre Rolle ausgespielt. Man könnte sie, nach dieser Seite ihrer Wirkung angesehen, im Zeitalter der allgemeinen Volksbildung und des Schulzwangs billig entbehren. Daß sie ihre Rolle ganz ausgespielt hat, kann ich, trotz allerlei bedenklicher Anzeichen in der Gegenwart, nicht glauben. Sie wird noch einmal eine Rolle spielen, und die wird auf kirchlichem Boden liegen. Möglich wird das freilich nur sein, wenn sich die Konsistorien und Synoden endlich entschließen, über die Geschichte zurück zur ursprünglichen Quelle zu gehen. Die Einsegnung, durch die junge Menschen auf Grund ihres Verständnisses von Leben und Lehre der Kirche sich freiwillig in den Gehorsam dieser Kirche begeben und dabei unter Handauflegung Gott und der Gemeinde befohlen werden, hat noch eine Zukunft vor sich. Für viele Landeskirchen hängt an ihr die Zukunft überhaupt. Um dieser Zukunft die Wege zu bahnen, gilt es aber sich von vielem loszulösen, was erst in der geschichtlichen Entwicklung sich der Einsegnung an die Rockschöße gehängt hat und ihre Durchführung als eine innerlich wahre Handlung vielfach zurzeit unmöglich macht.

Prof. D. Dr. Diehl

Bismarck und Shakespeare

Gervinus hat einst in Shakespeares Werken, zumal in seinen Königsdramen, aller politischen und menschlichen Weisheit letzten Schluß finden wollen, ja, er feierte in seinen Dramen die „Bibel des Staatsmannes", darin der kommende große Mann der Tat die beste Begründung und Bestätigung seines Wirkens finden werde.

So konnte, schreibt Theodor Antropp in der Wiener Halbmonatsschrift „Deutsch-Österreich", die Zeit der sterbenden Romantik nur ein literarisches Ideal für ihre Hoffnungen aufstellen, bis endlich in Bismarck die überragende Persönlichkeit erstand, die den sehnsuchtsvollen Träumen Erfüllung schuf, und wie viel sich seither im Verhältnis zwischen dem deutschen

und britischen Reich geändert haben mag, bleibt doch die Frage gleich anregend und fesselnd, inwieweit der eiserne Kanzler die Gedankenwelt Shakespeares in sich aufnahm und inwieweit er den großen Briten, dem die andern nur nachgedichtet hatten, nachzuleben verstand. Ein vor sechs Jahren erschienenes Werk „Bismarck und Shakespeare“ von Artur Böhtling suchte darauf Antwort zu geben, und gerade die Parallelen, die es bietet, lassen zwischen den Zeilen den Entartungsprozeß Englands erkennen, der naturnotwendig den Bruch mit Deutschland herbeiführen mußte.

Schon als Göttinger Student hat sich Bismarck, der damals hauptsächlich mit Engländern verkehrte, in die wundersame und doch so wirkliche Welt des größten britischen Dramatikers eingelesen und eingelebt. Der erste Brief Bismarcks, der überhaupt zur Veröffentlichung gelangt ist, bittet seinen lieben Freund Astley in englischer Sprache um ein paar Bände des „alten Shakespeare“, besonders um „Richard II.“ und „Hamlet“. Seinen Hund, den unzertrennlichen Gefährten dieser tollen Jahre, nannte er „Ariel“ als komisches Gegenbild zu dem dienstbaren Luftgeiste des „Sturm“. Unter den Helden seines Lieblingspoeten hatte er sich wohl damals neben dem ritterlichen Heißsporn Percy besonders den „tollen Prinz Heinz“ zum Vorbilde erkoren. Wie Falstaffs Kumpan und Schüler stürzte auch er sich in den Saus und Braus jugendlicher Freuden, und nicht minder wunderbar erscheint die Entwicklung seines Charakters als die allmähliche Entfaltung des englischen Prinzen, der aus dem Trinkgesellen und Wegelagerer zum Musterbild eines großen Königs emporwächst. Als dann Bismarck aus dem „wilden Junker“ ein gesitteter pommerscher Landedelmann geworden ist, bleibt ihm sein William die schönste geistige Erquickung. Regelmäßige Shakespeare-Abende wurden veranstaltet, an denen sich seine junge Gattin mit Eifer beteiligte. Mit politischen Freunden findet er sich am liebsten unter dem Zeichen des Briten, dessen Gestalten sogar den Deckmantel für verschleierte Anspielungen auf politische Personen bieten müssen. So hat er in seinem vertraulichen Briefwechsel mit dem einflußreichen Beamten Friedrich Wilhelms IV., dem General Leopold von Gerlach, in einer Art Geheimsprache die Namen durch Figuren aus Shakespeare ersetzt, so daß in diesen staatsmännischen Auseinandersetzungen Falstaff, Romeo, Trinkulo, Fortinbras eine lustige und wunderliche Rolle spielen. Auch in seinen Reden tauchen häufig Shakespearesche Gestalten auf, in denen sich bald komisch, bald erschütternd die Zeitereignisse spiegeln. Im romantischen Geist von 1849, dessen Phantastik General von Radowitz in der Nationalversammlung so hinreißend verteidigte, sieht er unter der Löwenhaut Schnock, den Schreiner aus dem Kugelspiel des Sommernachtstraums, verborgen; Napoleon III. erinnert ihn an Hamlet, wie denn überhaupt die berühmte Schicksalsfrage „Sein oder Nichtsein“ ein Lieblingszitat Bismarcks war; 1870 vergleicht er die ungestümen nationalen Heißsporne mit Percy, die vertrauensselig Kurzsichtigen, die von der schweren Gefahr Preußens nichts wissen wollen, erinnert er an den schlaftrunkenen Kämmerling des Königs Duncan, der den Dolch der Macbeth auch nicht sah. Für die Unfehlbarkeit des Papstes hat er die derbe Zusammenstellung mit dem Demagogen Cade aus dem zweiten Teil Heinrichs VI., der von so hochmütiger Unduldsamkeit ist, und immer wieder erscheint ihm eine verzwickte Lage im Lichte einer Shakespeareschen Szene. Als nach dem über Erwarten glücklichen Gasteiner Vertrag außer Kiel und der Verwaltung Schleswigs auch noch das Herzogtum Lauenburg an Preußen fiel, machte Bismarck, der mit dem General von Manteufel auf den Steinen an der Kirche von Beckstein König Wilhelm erwartete, den Vorschlag, seinen königlichen Herrn mit dem Rufe der drei Hexen aus „Macbeth“ zu begrüßen: „Heil, Than von Lauenburg! Heil dir, Than von Kiel! Heil dir, Than von Schleswig!“

Wenn sich der junge Bismarck als Prinz Heinz, als Percy, ja bisweilen auch als Hamlet gefühlt hat, so traten dem Alten von Friedrichsruh, dem „Abgedankten“, zwei tragische Weltbezwinger der Shakespeareschen Kunst besonders nahe: „König Lear“ und „Coriolan“. Sich abwendend von den Geschöpfen, die durch ihn groß geworden, voll Gram und Besorgnis in

die Zukunft sehend, spricht er an wichtiger Stelle seiner Gedanken und Erinnerungen die weltverachtenden Worte des großen Römers aus: „Macht, daß ihr heimkommt, ihr Fetzen!" Schon früher einmal hatte er den Vaterlandsverrätern die Worte entgegengeschleudert: „Die Coriolane sind in Deutschland nicht selten, es fehlt ihnen nur an — Volkstern!" Zu ihrer ganzen Weltanschauung verbindet Bismarck und Shakespeare ein verwandter Zug. Beide haben das gleiche so gar nicht sentimentale und doch so tief in die Wunder des Seins eindringende Naturgefühl, beide haben eine innige Religiosität, die ein Ewiges über den Dingen ahnt. Manche Parallelen in Bismarcks Äußerungen lassen sich zu den Worten des Prospero in dem letzten dramatischen Bekenntnis Shakespeares, dem „Sturm", finden. „Reif sein ist alles!" war auch Bismarcks Losung. Nur einem gemeinsamen Zug hat das ebenso verdienstvolle wie anregende Werk Artur Böhtlings nicht die gebührende Beachtung zugewandt: der Liebe, die beide in den tiefsten Tiefen ihres Herzens für Musik hegten. Und gerade in dem Mangel dieser Liebe für Musik scheint mir ein deutlich erkennbares Merkmal für den äußeren und inneren Verfall Englands zu liegen. Es hat wohl eine Zeit gegeben, wo auch in deutschen Landen ein Gervinus behaupten durfte, daß die Liebe für Musik von dem praktischen und dem wahrhaft geistigen Leben zugleich abführe zu einem bloßen gedankenlosen Sinnengenuß, in dem selbst Geschmack und Kunsturteil untergehen. Gervinus hat persönlich kaum jemals erfahren, welch echt männliches Zusammenfassen aller geistigen Potenz dazu gehört, um ernste Musik zu genießen oder gar um als Nachschaffender auf dem Wege der Tonkunst mit voller Deutlichkeit und überzeugender Energie von den Dingen des Innern zu reden, und nur seiner unschöpferischen Verstandesart konnte die Warnung entschlüpfen, daß die Selbstausübung von Musik für die bürgerliche und kriegerische Tätigkeit Gefahr bedeute und darum auch von den Engländern für Männer kaum würdig erachtet werde!

Wohlan: Bismarck, der größte Tatmensch des vergangenen Jahrhunderts, konnte sich ein Leben ohne den Trost, den ihm die tönende Wunderwelt Beethovens spendete, nicht vorstellen, und die poetischesten Worte, die je zum Preise der Musik geschrieben wurden, finden sich in Shakespeares „Kaufmann von Venedig". Die stets wachsende Entfernung des englischen Volkes vom Mutterboden des unmittelbaren Gefühlslebens hat ihm eben die Fähigkeit entzogen, Dinge zu schaffen, die den Menschen in seinem innersten Geheim berühren, ihn über sich selbst erheben und ihm neue Ideale zuführen, neue Ziele seines Strebens aufstellen. . . . Und mit der Fähigkeit, sich durch die Musik über die Niederungen des Alltags zu erheben, ist ihm auch Shakespeare selbst abhanden gekommen. Wer heute die Königsdramen sehen will, muß irgendeine deutsche Hofbühne aufsuchen, und wenn einmal auf einer englischen Bühne Shakespeare mit einem Werk erscheint, dann dient es sicherlich nur als Vorwand für grobschlächtige Ausstattungssensationen. Sowohl Shakespeare wie auch Bismarck war das Menschliche das Wichtigste, die innerliche Größe des Gefühls, wenn aller äußere Glanz abgefallen ist und Herz zu Herzen spricht. Dies allein ermöglichte den geistigen Bund zwischen ihnen. Noch ein letztes aber stellte Bismarck ganz nahe zu Shakespeare: auch sein Genie war ein künstlerisches, dessen Schöpfungen aus Ahnung und Traum entstanden. Er hat selbst gesagt: „Politik ist weniger eine Wissenschaft als Kunst; sie läßt sich nicht lehren, man muß dafür begabt sein." Was aber die Engländer heute Politik nennen, ist weder Wissenschaft noch Kunst, sondern ein Geschäft, wo nicht gar ein Va-banque-Spiel.





Deutschenhaß?

Seit Beginn des gewaltigen Ringens erscheinen in den Zeitschriften häufig Artikel über die feindliche Stimmung der Amerikaner gegen die Deutschen, in denen auch häufig das Wort „Deutschenhaß“ gebraucht wird. Auch im ersten Februarheft des „Türmer“ bespricht Herr W. Müller diese Erscheinung und meint, daß ein Ausbruch von einer solchen elementaren Wucht nicht das Ergebnis einer augenblicklichen Erregung sein könne, sondern daß er von anderen tiefgreifenden Ursachen herrühre. Bei der Untersuchung dieser Ursachen kommt er zu dem Schluß, daß die Deutschen, obwohl sie vieles und Großes für Amerika geleistet haben, es doch nicht verstanden haben, die richtige Fühlung mit den Amerikanern zu gewinnen, und so an dem jetzigen Zustand mit schuldig sind.

Ich bin nun während meiner Seefahrtzeit als Matrose, Schiffsoffizier und Kapitän einer unserer größten Schiffahrtsgesellschaften sowohl während des verschiedentlich monatelangen Aufenthaltes an Land in St. Franzisko, Neuyork, Baltimore, Galveston usw., als auch an Bord großer und größter Schiffe viel mit Amerikanern aller Klassen, vom Matrosen und Arbeiter aufwärts, in Berührung gekommen, habe aber von einem Haß gegen uns Deutsche nie etwas gemerkt noch davon gehört. Wohl aber von einem Gefühl der Geringschätzung, das der Amerikaner indessen nicht nur den Deutschen, sondern jedem Nicht-Amerikaner entgegenbringt. Und hierin stehen die Deutschen noch nicht einmal auf der untersten Stufe; die Reihenfolge, von unten angefangen, ist ungefähr folgende: Spanier, Italiener, Japaner und Russen, dann die Franzosen, nach diesen die Deutschen, und am wenigsten kommt dies Gefühl zum Ausdruck den Engländern gegenüber. Für das letztere lasse ich die Gründe gelten, die Müller auf Seite 618 anführt, vermisse aber dabei, daß er die für uns ungünstige Wirkung der ganz unter englischem Einfluß stehenden Presse, die meiner Ansicht nach der Hauptgrund ist, außer acht läßt.

Das Gefühl der Geringschätzung gegenüber allem, was nicht amerikanisch ist, hat seinen Grund in der Erziehung des Amerikaners in der Schule — nebenbei steht die amerikanische Schule auf einer viel tieferen Stufe als die, welche man nach den Beschreibungen deutscher Schulmänner, denen drüben eine Musterschule vorgeritten wurde, annehmen müßte —, und durch die Zeitungen, die der Junge drüben schon eifrig studiert, wenn die unseren noch Märchenbücher lesen. Beide lehren, daß sein Vaterland einzig und allein das Land ist, in dem ein freier Mann überhaupt leben kann, weil es am besten und freiesten regiert wird; von anderen Staaten erfährt er so gut wie nichts.

Amerikanische Freiheit?! Ich habe manchem Passagier bei der Einfahrt in Neuyork die Freiheitsstatue gezeigt und ihm gesagt: „Sehen Sie sich die ordentlich an, das ist das einzige, was Sie in diesem Lande von wahrer Freiheit zu sehen bekommen!“ Und mancher, den ich später wieder traf, hat mir recht gegeben; doch das gehört eigentlich nicht hierher.

Auf Seite 617 nennt Müller den Amerikaner „intelligent“, und es scheint mir aus dem ganzen Aufsatz hervorzugehen, daß er darunter auch gebildet, und zwar so gebildet versteht, daß der Durchschnittsamerikaner, von dem ich nur spreche, fähig ist, sich ein eigenes Urteil zu bilden über das, was um ihn vorgeht. Das bezweifle ich.

Meiner Ansicht nach ist die Intelligenz, die sicher vorhanden ist, sehr einseitig. Es ist eine rein geschäftliche Intelligenz, die infolge der Erziehung vollständig versagt, sobald es sich darum handelt, ein eigenes Urteil zu fällen in Fragen der Politik — solange nicht die eigene, die drüben eben auch nur Geschäft ist, gemeint wird —, in Fragen der Kunst, der Musik, der Literatur usw.

Dem religiösen und kirchlichen Leben in Amerika und vor allem auch der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung legt Müller meiner Ansicht nach viel zu tiefe Beweggründe

unter. Ich will gewiß nicht bestreiten, daß es einem großen Teil des amerikanischen Volkes heiliger Ernst ist mit der Religion und mit der Bewegung gegen den Alkohol, aber dem Durchschnitt ist das Kirchenlaufen Mode-, Geschäfts- und Wahlsache, ebenso wie die Mäßigkeitsbewegung.

Wie ist es sonst möglich, daß ein Volk und eine Regierung, deren Reden nur so triefen von frommen Friedensworten, jetzt das fürchterliche Ringen durch einseitige Waffenlieferungen verlängern?! Wie ist es sonst möglich, daß der Aberglaube (Spiritismus, Wahrsagerei usw.) eine solche ungeheure Verbreitung drüben hat, und wie ist es sonst möglich, daß jede Kneipe ihre backdoor hat und daß man an den Sonntagen, ebenso wie in England und seinen Kolonien, die meisten Betrunkenen auf den Straßen sieht?!

Nur wenn man sich klar macht, daß für den Amerikaner sich alles um das Geschäft und, was eigentlich drüben auch dasselbe ist, um den Ausgang der Wahlen dreht, kann man die jetzige Haltung Amerikas verstehen.

Und die Regierung? Für sie ist derselbe Grund maßgebend wie für die Kriegserklärung Englands: Der Neid und die Furcht, daß der wirtschaftliche Aufschwung Amerikas gehemmt wird, wenn neben England noch ein mindestens gleichstarker Wettbewerber steht.

Durch England allein ist das Gefühl der Geringschätzung, das ich oben erwähnte, infolge seiner Lügenmeldungen und seiner schmutzigen Hetzereien in Abneigung und selbst Haß gegen uns verwandelt; vor dem Kriege war er nicht da. Und sitzt dieser Haß wirklich so tief, wie man nach vielen Nachrichten annehmen muß? Ich glaube nicht.

Ich möchte wetten, um amerikanisch zu reden, daß die Stimmung in den Bezirken, in denen die Stimmen der Italiener ausschlaggebend für die nächsten Wahlen sind, sofort zu unseren Gunsten umschlagen würde, wenn Italien sich heute auf unsere Seite stellen würde.

Und wo wäre von Deutschenhaß die Rede gewesen, wenn England neutral geblieben wäre, neutral im strengsten Sinne? Wenn wahre Berichte nach drüben gegangen wären, wenn die Amerikaner ihre Schiffe nach allen Ländern, Frankreich, dessen Häfen wir jedenfalls blockiert haben würden, vielleicht ausgenommen, unbehindert hätten fahren lassen können.

Und wenn gar England sich auf unsere Seite gestellt hätte, das Wort „Deutschenhaß“ wäre nicht erfunden worden, und niemand hätte daran gedacht, uns aus unserem Vormarsch durch Belgien einen Strick zu drehen. Die Regierung hätte dann, eben wieder der Wahlen wegen, der Volksstimmung folgen müssen und statt, wie jetzt, von Abneigung und Haß wäre nur von Freundschaft und zwar „alter“ Freundschaft die Rede gewesen.

Ein Seemann



Speiseregeln in ernster Zeit

Englands Aushungerungsplan legt uns die Pflicht auf, unsere Eßflagge auf Halbmast zu setzen. An Ratschlägen hiezu hat es auch vor dem Krieg nicht gefehlt, und es ist das zweifellose Verdienst der Vereine für naturgemäße Lebensweise, schon früher darauf hingewiesen zu haben, daß der Eiweißbedarf herabsetzbar ist, ohne daß der Mensch Schaden leidet. An der vollen Schüssel sind mehr Menschen gestorben als am Hunger. Es ist jetzt zahlenmäßig nachgewiesen, daß wir 28 % unseres bisherigen Eiweißbedarfes aus dem Ausland bezogen. (Volksernährung von Elzbacher.) Es ist dargetan, daß die alten Zahlen von Liebig, Voit, Pettenkofer über den Eiweißbedarf zu hoch gewesen sind. Der Durchschnittsmensch kommt mit 70 g Eiweiß für den Tag aus. Eiweiß ist aber notwendig als Baustoff; als Betriebsstoff und Energiestoff gelten Fett und Kohlehydrate. Der wertvollste Darbieter des Eiweißes ist das Fleisch. Aber weder reine Fleischkost noch die reine vegetabilische

Kost ist das richtige, der Mensch ist (wie das Schwein) sein neuer Feind und sein erheblicher Konkurrent ein Allesfresser (Omnivore). Wir müssen im Essen maßhalten. Alle Festessen, Geburtstagsessen können wegfallen. Wir müssen umlernen und umschalten. Gäbe es ein „Nutrimentum" für alle Menschen, welches die für die Erhaltung des Organismus notwendigen Stoffe von etwa 70 g Eiweiß, 60 g Fett und 800 g Kohlenhydrate, die Salze und Mineralien etwa in Form von Kriegspillen enthielte, so schiene das Kriegsernährungsproblem gelöst. Es ist aber ausgeschlossen, daß wir unsere Nährstoffe in dieser reinen chemischen Form zu uns nehmen. Unsere Verdauungsorgane, Zähne, Zunge, Magen, Darm, Leber, Galle usw., sind hiezu da, die Nährstoffe aus den Nahrungsmitteln aufzunehmen, auszusaugen und auszunutzen. Wir sündigen leider täglich gegen eine Reihe bewußter Speiseregeln. Wir essen zu schnell und kauen zu wenig. So gehen im Verdauungskanal eine Menge Nährstoffe ungenutzt ab. Setzen wir die Menge der Nahrungsmittel herab und nutzen wir sie mehr aus, so decken wir das Defizit an Nahrungsmitteln, was uns droht. Wenn das jeder tut, ist allen geholfen. Der Kampf zwischen Individuum und Gattung muß auch auf dem Speisegebiet gekämpft werden, das verlangt der Ernst der Zeit. Wer in der Lage ist, teuere Sachen zu bezahlen, der soll es auch in Kriegszeiten tun. Wer einen Fasan bezahlen kann, soll ihn essen. Falsche Sparsamkeit ist es, wenn der Reiche diese Dinge nicht kauft und dafür Dinge ißt, die er dem Armen wegnimmt. Das ist der speisesoziologische Ausgleich. Auf dem Gebiet, das so individuell ist wie kein anderes, wo der Geschmack herrscht, über den man nicht streiten soll, scheint es schwer, allgemeine Regeln zu geben, die für alle gelten. Der Schneider braucht weniger Nährkalorien als der Grobschmied. Die Näherin kommt mit 2000 Kalorien aus, die Waschfrau braucht 3700. Der Verdauungsprozeß ist ein Brennprozeß. Die Nährmittel werden verbrannt zu ganz verschiedenen Teilen. Fette und Kohlenhydrate verbrennen fast ohne Verlust, Eiweiß läßt einen Rückstand, der als Harnstoff den Körper verläßt. Es ist nicht nötig, besondere Nährsalze zuzuführen Sie sind in den Speisen enthalten. Nur Kochsalz muß eingeführt werden Kartoffeln sollten nur in der Schale genossen werden. Schwarzbrot ist nahrhafter als Weißbrot. Durch den vielen Gebrauch von Weißbrot haben unsere Verdauungsorgane verlernt, das Schwarzbrot zu verdauen. Die kleienreichen Brote wirken günstig auf die Verdauung. Außerdem enthalten sie das Getreideeiweiß, den Kleber. Wir leben von dem, was wir verdauen, nicht was wir essen; das gilt für Gesunde und für Kranke. Die Bouillon hat keine Nährkraft, aber sie ist, wie alle Suppen, ein Appetitanreger, was Fett z. B. gar nicht tut. Gewiß sind nicht alle Speisen allen gleich bekömmlich. Aber wir werden uns anpassen, wie wir uns an manches andere anpassen müssen. Man kann sich auch an die „Unregelmäßigkeit der Magenuhr" gewöhnen; das verlangt der Ernst der Zeit. Mit der Verwendung der Speisenreste muß man vorsichtig sein. Sie dürfen nicht verdorben sein. Daher frische Luft und Fliegenschutz für jede Speisekammer. Die Reste sind staubfrei aufzubewahren. Die Selbstverderbnis der Reste ist größer als man glaubt. Auch im Eisschrank verderben oft Reste. Nur saubere Hände sind in der Küche verwendbar. Wir sollten das Entstehen von Speiseresten auf das geringste Maß beschränken. Abfallmenüs und gedrängte Wochenübersichten sind zu vermeiden, und die aufmerksamste Aufbewahrungskunst schützt oft nicht vor der Selbstverderbnis. Zwischen der keimfreien Konserve und zwischen der Aufbewahrung der Mahlzeitreste ist ein Unterschied. Künstliche Konservierungsmittel sind keine sichere Verhütung der Selbstzersetzung. Viele sind gesundheitsschädlich. Das sind einige wichtige Speiseregeln in ernster Zeit. Wer sie befolgt, der hilft auch als Mitglied der Heimarmee zum Siege leichter als es unseren Brüdern im Schützengraben wird. Es heißt hier aushalten, haushalten und also durchhalten.

Oberstabsarzt Dr. Neumann



Andreas Hofer und die belgischen Franktireure

Ein deutschfeindliches Wochenblättchen, „Nieuwe Amsterdamer“, glaubte einen ganz großen Trumpf auszuspielen, indem es sich darauf berief, daß das Bild Andreas Hofer und die aufständischen Tiroler von Egger-Lienz in Deutschland sehr volkstümlich sei. Warum also würdigten die Deutschen die belgischen Franktireure nicht ebenso wie die alten Tiroler? He? — Dr. Baart de la Faille aus Amsterdam, der Egger-Lienz kennt, schickte ihm den Aufsatz und fragte, was er, der Verherrlicher der „Franktireurs“, davon halte. Egger-Lienz diente mit dieser Antwort:

„Der Tiroler Freiheitskrieg 1809 war, wie der Vendeer Aufstand, kein Franktireurkrieg, wie Sie meinen, sondern ein unter kaiserlich diplomierten Bauernoffizieren organisierter Landsturmkrieg mit offenem Visier.

Die Tiroler Bauern spielten nicht friedliche Zivilisten, um hinterrücks über die Eroberer herzufallen, sondern sie führten offenen Krieg gegen die französischen Eroberer in offenen Feldschlachten.

Selbst im dritten für sie verhängnisvollen Aufstande kämpften alle im festen Glauben, daß der Friede mit Napoleon nicht vorhanden sei, da unbegreiflicherweise der Kaiser von Österreich den Tirolern keine bestimmte Friedensschlußnachricht zukommen ließ.

Aber, wenn Sie das nicht gelten lassen und behaupten, Franktireurs waren sie trotzdem . . . nun gut: sie wurden auch von den Franzosen erschossen, wo man sie fing, wie Andreas Hofer und andere, und ihre Häuser wurden zerstört, ihr Gut beschlagnahmt, als ob sie Franktireure wären.

Was die Franzosen in Tirol mit Unrecht, nun, eben das tun jetzt die Deutschen in Belgien mit Recht, wo sie es mit wirklichen Franktireurs zu tun haben.

Übrigens mache ich den Franktireurs keinen Vorwurf — sie verteidigen ihr Vaterland, und wenn ich wallonischer Maler wäre, würde ich sie verherrlichen können. Aber — und da ist der größte Unterschied — Andreas Hofer und die Seinen jammerten und winselten nicht über feindliche „Barbarei“, „Neutralität“ usw., sondern nahmen die Folgen auf sich. Die belgischen Franktireurs aber wollen schießen und verlangen dann Pardon. Ja, sie verlangen, daß die Deutschen ruhig auf sich schießen lassen.

Wenn man Franktireur ist (wie z. B. Lützows Freischaren), so nimmt man die Folgen auf sich und heult nicht über verletzte Neutralität und Barbarei usw.

Andreas Hofer kann man malen, aber so einen heimtückischen Franktireur, der die Tat will, aber nicht die Folgen — den nicht . . .

Daß die Deutschen unglücklichen und verzweifelten Menschen gegenüber einem kleinlichen Rachegefühl Ausdruck geben, ist eine von den vielen französischen Erfindungen, über die Sie, der Sie die Deutschen kennen sollten, doch nur lachen müßten. Oder muß ich Ihnen wirklich sagen, daß es nicht wahr ist, daß die Deutschen täglich französische Kinder braten und zum Kraut essen? Das glaubt doch nur die Intelligenz von Paris, die da mit Negertruppen nach Deutschland Humanität bringt.

Ihr ergebener A. Egger-Lienz.

P. S. Sie dürfen von meiner Antwort beliebigen Gebrauch machen. Und nochmals: Als Andreas Hofer in Mantua vor der Hinrichtung stand, schrie er nicht: ‚Neutralität!‘, ‚Barbarei!‘, er fand keine Verleumdungsphrasen, sondern er selber kommandierte: ‚Feuer!‘ und bewahrte die Würde der Konsequenz. Die Belgier aber schießen und schreien: Wir sind friedliche Bürger!“



Fulton, der Erfinder der Torpedo- und Unterseeboote

Dem am 24. Februar 1815, also vor 100 Jahren Heimgegangenen widmet der „Vorwärts“ einen Gedenkaufsatz:

An einem Augusttage des Jahres 1803 sammelte sich das Pariser Volk an der Seine und blickte mit Spannung auf ein Schiff, das unter höchst merkwürdigen Umständen stromaufwärts fahren sollte. Böswillige Hände hatten zuvor das Fahrzeug beschädigt, aber der Erfinder hatte es rasch wiederhergestellt. Was sich nun begab, schildert ein Augenzeuge: Um sechs Uhr abends setzte Fulton, nur von drei Personen unterstützt, sein Schiff und zwei andere hinten angebundene in Bewegung und anderthalb Stunden lang bot er den Zuschauern das befremdliche Schauspiel eines Schiffes, das durch Räder bewegt wurde, wie ein Wagen, diese mit Windmühlenflügeln oder flachen Rudern ausgestatteten Räder, die selbst wieder durch eine Feuerspritze bewegt wurden. Indem wir am Ufer die Fahrt verfolgten, schien uns die Schnelligkeit stromaufwärts der Seine gleich der eines eiligen Fußgängers, das heißt 2400 Klafter in der Stunde; stromabwärts wurde sie noch beträchtlicher. Er fuhr viermal auf- und abwärts, er lenkte leicht nach rechts und links, ging vor Anker, fuhr wieder ab und passierte die Schwimmschule.

Die Zeiten, da man kühne Erfinder für den Leibhaftigen selber hielt, waren jetzt vorbei. Den technischen Erfindungen begann die Welt zu gehören, und in dem furchtbaren, zwei Jahrzehnte die Menschheit erschütternden Weltkrieg zwischen Frankreich und England wandte sich der Scharfsinn der Erfinder neben den Maschinen für die Herstellung der Waren des täglichen Gebrauchs, neben der Vervollkommnung des Verkehrs, sofort auch den Kriegsmitteln der Zerstörung zu. Der Erfinder war auch nicht mehr ein verhöhnter und verfolgter Narr, kein Unhold, der mit dem Teufel im Bunde stand, sondern galt als Führer der Gesellschaft, dem Ruhm und Gold zufloß. Wenn sich um Fulton, dem Erfinder jenes Dampfschiffes auf der Seine, trotzdem eine Legende tragischer Verkennung und Mißachtung gebildet hat, so widersprechen die Tatsachen seines Daseins diesen Märchen durchaus. Denn wie sehr auch Fultons Leben von Enttäuschungen nicht verschont blieb, so steigt es in Wahrheit, geführt von den Ergebnissen seines Erfindergeistes, aus verlorenen Tiefen sicher zu höchster Weltgeltung auf.

Robert Fulton wurde 1765 in Pennsylvanien geboren als Sohn ganz armer Eltern, die aus Irland eingewandert waren. Er ist eine Zeitlang in seiner Heimat Lehrling bei einem Juwelier; sein Zeichentalent macht einen Gönner auf ihn aufmerksam, der ihm die Mittel gewährt, nach London zu reisen. Hier bildet er sich als Maler aus, als Schüler des berühmten West. Bald erkannte er, daß er für die Kunst nicht geboren war, und er wandte sich Studien der Mechanik zu, besonders auch angeregt durch seine Freundschaft mit dem Amerikaner Rumsey, der damals in London weilte, um Dampfmaschinen und andere Erfindungen nach Virginien einzuführen. Schon in dieser Londoner Zeit reifen die mannigfaltigen Erfindungen Fultons. Er konstruiert eine Mühle zum Sägen und Polieren von Marmor, er entwirft ein verbessertes Kanalsystem, das der Schleusen nicht bedarf, er erfindet auch eine Maschine zur Verfertigung von Seilen. Schon 1793 entwickelte er in einer Abhandlung seine Gedanken über Dampfschiffe.

1796 ging er auf Einladung des dortigen amerikanischen Gesandten, des Dichters und Diplomaten Joel Barlow, nach Paris. Er erhielt zunächst den Auftrag, an einem Panorama mitzuarbeiten, einem damals ganz neuen Kunststück. Im Hause Barlows lebend, sorgenlos, in regem Verkehr mit bedeutenden Geistern, gab er sich ganz seinen Erfindungen hin. Sieben Jahre blieb er in Paris, nicht ohne auch an den öffentlichen politischen Angelegenheiten Anteil zu nehmen. In seinen Briefen an den Grafen Stanhope entwickelte er seine Ideen über Handels-

freiheit und Volksunterricht. Hier faßte er auch den Gedanken, als schrecklichstes und wirksamstes aller Mittel des Seekrieges, Bomben zu konstruieren, die unter Wasser den Schiffsrumpf sprengten, indem sie durch Unterseeboote unbemerkt an das feindliche Fahrzeug gebracht wurden. Er gab seiner „Höllenmaschine“, wie man damals zu sagen pflegte, den Namen Torpedo, der lateinischen Bezeichnung für Zitterrochen. Schon 1773 hatte der Amerikaner Bushuel ein von einem Mann bewegtes Unterseeboot ersonnen, dessen Probefahrt aber keinen Erfolg hatte. 1797 begann Fulton seine Torpedo- und Unterseebootversuche auf der Seine. Zweimal bot er vergebens seine Erfindungen dem Direktorium an, ebenso vermochte er die holländische Republik nicht für sie zu interessieren. Falsch dagegen ist die landläufige Geschichte, daß auch Napoleon ihn wie einen Narren abgewiesen habe. Im Gegenteil: als Napoleon erster Konsul geworden war, setzte er alsbald eine Kommission ein aus drei hervorragenden Gelehrten, die die Frage der Unterseeboote zu prüfen hatten. Fulton führte in Havre zwei Fahrten unter Wasser aus; das erstemal blieb er drei Stunden unter Wasser, das zweitemal — mit vier Gefährten — sechs Stunden und tauchte fünf Meilen vom Ausgangspunkt erst wieder auf. Die Kommission erstattete einen günstigen Bericht, und Fulton erhielt den Auftrag, seine Versuche in Brest in größerem Maßstabe fortzusetzen. Hier gelang ihm auch der Versuch, ein Torpedo durch sein Unterseeboot an ein altes, für diesen Zweck zur Verfügung gestelltes Schiff heranzubringen, das alsbald in die Luft ging. Das Interesse Napoleons an diesen Versuchen war natürlich durch seinen Kampf gegen England bestimmt. Fulton war auch mehrere Monate lang beschäftigt, eines der an den Küsten kreuzenden englischen Schiffe zu torpedieren, da aber keines nahe genug ans Land herankam, kam es zu keinem Versuch. Ungeduldig zog Napoleon, der wie im Bewußtsein seines frühen Endes keine Zeit zwischen Gedanken und Tat abwarten wollte, seine Unterstützung Fultons zurück. Aber als es ihm gelang, 1803 jene erste Dampferfahrt zustande zu bringen, wurde die Öffentlichkeit in England alarmiert und der Erfinder 1804 nach London berufen. Aber auch in England fand sein Unterseekriegsboot keinen Anklang, die zur Prüfung eingesetzte Kommission verschleppte den Bericht so lange, daß Fulton verdrießlich Europa verließ und nach Amerika zurückkehrte. In Neuyork gelangte er rasch zu allgemeiner Anerkennung. Er vervollkommnete sein Torpedo, von der Regierung der Union unterstützt, seine Versuche im Hafen von Neuyork glückten vollkommen. 1810 bewilligte ihm der Kongreß 5000 Dollar zur Fortsetzung der Versuche.

Inzwischen hatte er schon 1807 ein Dampfboot auf dem Hudson fahren lassen, das eine Schnelligkeit von zwei Meilen in der Stunde erreichte. Die Probefahrt ging unter großem Zulauf und dem Jubel der Bevölkerung vor sich. Dies ist das erste Passagierboot, das dauernd in Betrieb blieb. So darf Fulton, obgleich ja die Versuche mit Dampfbooten bis in die Anfänge des 17. Jahrhunderts zurückgehen, doch als ihr Erfinder gelten, weil er zuerst ein brauchbares Schiff baute. Fulton hatte erkannt, daß die bisherigen Versuche an den schwachen Dampfmaschinen gescheitert waren. Sein Hudsondampfer benutzte eine 20pferdige Maschine; er hatte eine Länge von 42,6 m, eine Breite von 14,6 m, eine Raumtiefe von 2,25 m. Die Schaufelräder hatten einen Durchmesser von 4,6 m und vollendeten 20 Umdrehungen in der Minute. Torpedo- und Unterseeboote verschwanden mit seinem Tode wieder aus dem öffentlichen Interesse, und der Gedanke wurde erst Jahrzehnte später wieder aufgenommen.

Neben großartigen, später ausgeführten Kanalplänen ersann er endlich den ersten Kriegsdampfer. 1814 legte er dem Parlament den Entwurf eines Kriegsdampfers zum Schutze des Neuyorker Hafens vor. Es war ein Doppelschiff, zwischen den beiden Schiffskörpern das geschützte Schaufelrad. Das Kriegsschiff war mit dreißig Geschützen bewehrt. Aber bevor das Werk fertiggestellt war, starb sein Erfinder an einem hitzigen Fieber. Seine letzten Zeiten waren durch den Gram verdüstert, daß ihm trotz des ihm erteilten Privilegs auf den für seine Dampfer vorbehaltenen Gewässern andere Dampfboote auftauchten, eine unlautere Konkurrenz, die sich noch dadurch verteidigte, daß sie Fulton die Erfindung überhaupt streitig machen wollte.



Der Kongreß aber erklärte bei seinem Ableben den Tag als nationalen Trauertag. Hundert Jahre später sind die Erfindungen des Mannes nicht nur zur vollkommenen Umwälzung des Weltverkehrs geworden, sondern begehren auch, als zerstörende Kriegsmittel von schrecklicher Gewalt, den Lauf der politischen Weltgeschichte zu entscheiden.



Unterseeboot und Zerstörer

Die nachstehenden Darlegungen des Grafen Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung" sind nicht nur in dem landläufigen allgemeinen Sinne zeitgemäß, sie sind es noch in einem ganz besonderen, der dem Leser nicht entgehen wird: Es war schon vor dem Beginn unseres Handelskriegs gegen England anzunehmen, daß die großbritannische Admiralität Massen von leichten Fahrzeugen, besonders von Torpedobootszerstörern, in denjenigen Gewässern versammeln werde, die man in erster Linie als durch deutsche Unterseeboote gefährdet ansehe. „Die seit dem 18. Februar vergangenen Wochen haben diese Mutmaßung bestätigt: augenscheinlich kreuzen im Ärmelkanale und vor den Eingängen zur Irischen See ständig Massen von britischen Torpedofahrzeugen mit der Aufgabe, deutsche Unterseeboote zu entdecken und zu vernichten. Das Torpedofahrzeug ist seit Jahren als der gefährlichste Feind des Unterseeboots bekannt, läßt sich in allen Gewässern verwenden, steht in großen Mengen zur Verfügung, ist überaus beweglich, ist im Augenblick aus dem Zustande des Stilliegens auf die höchste Geschwindigkeit zu bringen, verfügt über eine sehr hohe Fahrtgeschwindigkeit und führt Geschütze, die, bei großer Feuergeschwindigkeit, an Wirkung genügen, um auch auf erhebliche Entfernung ein sich über der Wasseroberfläche lange genug zeigendes Unterseeboot tödlich zu treffen. Bei der Leichtigkeit und Beweglichkeit des Torpedofahrzeuges ist das Zusammenwirken einer größeren Anzahl von ihnen unmittelbar möglich und kann in jedem Augenblicke durch ein Signal improvisiert werden. Nach den bisherigen britischen Nachrichten über die Vernichtung von „U 8" sind ungefähr ein Dutzend britischer Zerstörer beteiligt gewesen. Man muß sich eine solche Jagd ungefähr derart vorstellen, daß die Torpedofahrzeuge in bestimmten Abständen voneinander kreuzend, unter Umständen stilliegend, sorgfältig das von ihnen kontrollierbare Meeresgebiet überwachen. Sobald sich das Sehrohr eines Unterseebootes oder gar der Oberteil des Bootes selbst zeigt, so wird geschossen, oder ein Torpedofahrzeug, das sich in günstiger Position glaubt, rennt mit höchster Fahrt auf die Stelle los, um das U-Boot durch Rammen tödlich zu beschädigen, ehe es den Gegner gesehen oder jedenfalls Zeit genug gehabt hat, so tief zu tauchen, daß das feindliche Boot bei seinem Rammversuche unschädlich über dem Unterseeboot wegläuft. Angenommen, ein solcher Versuch mißglückte, so setzen die feindlichen Torpedobootszerstörer ihre Wachtätigkeit verschärft fort, in der Meinung, daß das Unterseeboot früher oder später wieder an die Oberfläche kommen müsse, um sich zu orientieren. Besonders, so nimmt man an, werde das in einem Gewässer der Fall sein, wo erheblicher Verkehr von Kauffahrteischiffen stattfindet.

Das Unterseeboot muß in dieser Tätigkeit feindlicher Torpedofahrzeuge zumal deshalb eine große Gefahr erblicken, weil es nur mit dem Sehrohr oder auch mit seinem Oberbau ausgetaucht, über einen sehr geringen Gesichtskreis auf der Wasseroberfläche verfügt. Es sieht viel weniger weit, als der mit seiner Kommandobrücke hoch über Wasser befindliche Torpedobootszerstörer. Dazu kommt die ungeheure Geschwindigkeit des Zerstörers, der vorher beinahe unsichtbar in wenigen Minuten am Standorte des Unterseebootes sein kann. Je mehr Torpedobootszerstörer in der Gegend sind, desto größer ist die Gefahr für das Unter-



seeboot. Umgekehrt sind die Aussichten für den Zerstörer um so größer, je bessere Anhalte er über den Tätigkeitsbereich und die voraussichtlichen Manöver des Unterseebootes besitzt. Daraus ergibt sich folgerichtig, daß Unterseeboote sich so wenig wie irgend möglich an der Oberfläche des Wassers zeigen dürfen. Während der letzten Tage wurde verschiedentlich berichtet, daß deutsche Unterseeboote englische und französische Dampfer durch Signal oder Anruf aufgefordert hätten, zu stoppen, und daß die Mannschaft das Schiff verlassen solle. Das ist ohne Zweifel human, aber außerordentlich gefährlich, unter Umständen selbstmörderisch. Die Wahrscheinlichkeit ist nicht immer gering, daß in solchen Fällen feindliche Torpedobootszerstörer, die zu weit entfernt oder zu schlecht beleuchtet sind, um vom Unterseeboote erblickt zu werden, bei ihrem viel größeren Gesichtskreise und mittels der ausgezeichneten modernen Ferngläser den Vorgang zwischen Unterseeboot und Dampfer beobachten und sich von verschiedenen Seiten — vielleicht auch gedeckt durch den Dampfer — mit höchster Geschwindigkeit der Stelle nähern. Es liegt uns fern, Einzelmöglichkeiten hier erörtern zu wollen, aber schon diese Andeutungen dürften genügen, um zu zeigen, wie gefährlich Humanitätsakte des Unterseebootes feindlichen Dampfern gegenüber an und für sich sein können. Zieht man aus dieser Gefährlichkeit aber die Folgerung, so ergibt sich eine Gefährdung des militärischen Zweckes überhaupt des Unterseebootes in diesem Handelskriege. Menschliche Absichten dieser Art dürfen nicht so weit führen, daß daraus ein Harakiri für das Unterseeboot wird. Selbstverständlich soll in keiner Weise angedeutet werden, daß dieses oder ähnliches in den Fällen ‚U 8‘ und ‚U 12‘ vorhanden gewesen sei. Diese Fälle führen aber andererseits auf die Erörterung der großen Gefahren der Unterseebootstätigkeit unter jenen Umständen hin und damit auf die Frage, wie das Unterseeboot sich gegen seine schlimmsten Gegner am wirksamsten sichern kann. Die Antwort scheint uns zu sein: wenn es sich so wenig wie irgend möglich über der Wasseroberfläche zeigt! Dieses ‚so wenig wie möglich‘ darf nur durch den unmittelbaren Kriegszweck, also durch die Notwendigkeit, das zu vernichtende Schiff bis zum Torpedoschusse unter Augen zu haben, begrenzt werden. Das Anrufen von Dampfern, wobei das Unterseeboot, jedenfalls zum Teil, auftauchen muß, wird in belebten Gewässern immer gefährlich sein, denn es verrät das Boot und zieht ihm im Augenblicke Dutzende von feindlichen Zerstörern auf den Hals. Die wird es dann nicht mehr los und fällt ihnen schließlich zum Opfer, wenn nicht die Dunkelheit hereinbricht oder das Boot dauernd unter Wasser bleibt, womit es sich dann selbst solange für seine militärische Zwecke außer Funktion setzt.

Soll dauernd der Unterseebootskrieg gegen den britischen und französischen Handel wirksam geführt werden, so muß mithin die Rücksicht auf die Mannschaften der feindlichen Dampfer hinter der Rücksicht auf die Selbsterhaltung des Unterseebootes verschwinden. Die britische Admiralität hat es so gewollt: so kann denn auch jene Rücksicht auf Mannschaft nur dann genommen werden, wenn das Unterseeboot sich dadurch nicht gefährdet.“



Die Romantik der Dardanellen

Wie die Dardanellen, der vielleicht meist umkämpfte Punkt auf dem Schauplatz der geschichtlichen Welt, auch von einem unvergänglichen Zauber der Romantik umwoben sind, wird in der „Deut. Tagesztg.“ in Erinnerung gebracht: Von allem Goldglanz der Poesie umstrahlt, lebt die allbekannte Sage von Hero und Leander durch die Jahrhunderte. Das griechische Altertum nahm sie als geschichtliche Wahrheit, und der „Bädeker“ des Hellenismus, der Reisende Pausanias, berichtet, er habe noch in einem



Bismarck und seine Bundesstaaten

Gertrud Stamm-Hagemann

Beilage zum Türmer

Turme das Lämpchen gesehen, das dem unglücklichen Leander den Weg zur Liebe durch die Wogen wies. Aus der Ferne herüber grüßt die ausgegrabene Ruinenstadt von Troja, die an die glänzenden Königstage des „griechischen Mittelalters" — wie man seit Eduard Meyer die Blütezeit der trojanisch-mykenischen Kultur nennt— erinnert, an das Kommen und Gehen der vielen Geschlechter, die hier im Lauf der Jahrtausende Stadt auf Stadt über Schutthügeln getürmt haben. Man denkt auch an den „Reisekaiser" Hadrian, der hier eine Lieblingsvilla hatte und in ihr den rätselhaften Bithynier Antinous, der sich später als Opfer für das Glück seines Herrn in den Fluten des Nil den Tod gab, und wird schließlich den phantasievollen, unermüdlichen Schliemann, der hier mit odysseeischer List den berühmten „Schatz des Priamos" vor den türkischen Behörden für Berlin rettete . . . Näher dem Meere noch türmt sich das „Grab des Achilles", von Byrons romantischer Poesie für alle Zeiten verklärt — der Dichterlord war auf nichts stolzer als auf seine vorzügliche Schwimmleistung, die mit der Durchquerung der Dardanellen Leanders Beispiel nachahmte — und mehr südwärts, am Horizont verschwindend und nur mit dem Fernglas erkennbar, das angebliche Grab des Hannibal. Der karthagische Patriot wollte durch Mithridates den Großen der Welt des Ostens gegen den Westen mobil machen; es war ein weltgeschichtliches Ereignis von noch heute nachwirkender Kraft, daß das Römerreich damals stark genug war, die griechische und damit die europäische Kultur vor dem Ansturm der Barbaren zu retten. Könnte man dem Meeresgrund der Dardanellen seine Geheimnisse entreißen, so fände man die Trümmer der gewaltigen, über 400 Schiffe zählenden Flotte des Arabers Maslama, die hier 698 von den Byzantinern mit Hilfe des berühmten „griechischen Feuers" vernichtet ward. Mit Maslam verlor damals die junge Welt des Islam einen ihrer bewährtesten Feldherren, dessen edle Charaktereigenschaften von christlichen wie arabischen Geschichtsschreibern gleich gerühmt wurden. Hinter Fort Tschanak Kale, auf einem weit über Meer und Land hinausschauenden Hügel, liegt das Grab des tunesischen Korsaren Chaireddin Ilderim („Der Blitz"). Dieser Seeräuber war der Bruder jenes großen, durch den tunesischen Feldzug des deutschen Kaisers Karl V. bekannten Seeräuberfürsten Chaireddin Barbarossa, dessen letzte Ruhestätte sich in Konstantinopel befindet. Ilderim war der Gründer des sog. „Barbareskenstaates" Tunis; seine Taten haben, was wenig bekannt ist, nach Elzes Forschungen Lord Byron das Vorbild für viele Züge seines „Don Juan" geboten; auch Byrons Dichtung „Der Korsar" erinnert an ihn. Die heutigen kleinen Dardanellendörfer waren einst ein Kranz blühender Städte, die 1403 durch den mongolischen Weltenstürmer Timur in Schutt und Asche gelegt wurden. Zwischen den Schädelpyramiden, die seine grausigen Siegeszeichen bildeten, stand der Vernichter so vieler blühender Kulturen und Völker und sah in der Ferne die Küsten Europas, denen sein nächster Zug gelten sollte. Im Rate des Schicksals war es anders beschlossen: Aufstände in Hochasien riefen den Gewaltigen nach dem Osten, und hier in Samarkand ereilte den nimmer kriegsmüden Greis der Tod, als er eine Heerfahrt gegen China vorbereitete. In der neueren Zeit versank auch der Rest der alten blühenden Dardanellenkultur unter der Paschawirtschaft des alten türkischen Reiches zu völligem Verfall. Überall war es wie in den Ruinen der Hadriansvilla, wo nach dem Wort des persischen Dichters „die Eule schreit in des Palastes Hallen und die Spinne Türsteherdienste tut in des Kaisers Saal". Jetzt werden vielleicht die Granaten der verbündeten Flotten die letzten Reste einer romantischen großen Vergangenheit in Schutt legen.



Gruß und Krieg

Warum — dieser Frage wird im „Vorwärts“ nachgegangen — warum nimmt der Grüßende den Hut ab, reicht dem andern die Hand und macht eine Verbeugung oder, wenn er Soldat ist, warum legt er die Finger an den Helm, senkt den Degen oder präsentiert das Gewehr? Diese Höflichkeitsbezeugungen erscheinen uns so selbstverständlich, daß wir ihrem tieferen Sinn gar nicht mehr nachgrübeln, und wenn wir über ihre Bedeutung nachdenken, so können uns die Grußformen nur als ein Zeichen der gegenseitigen Achtung und Freundlichkeit erscheinen. Niemand macht sich klar, daß diese Gebärden eigentlich aus dem Urgrund des Krieges geboren sind, und daß sie nur für den eine deutliche Sprache reden, der sich den „Kampf aller gegen alle“ in den Urzeiten vergegenwärtigt. Unser Gruß ist der letzte Überrest eines allgemeinen Kriegszustandes, der unter den Urmenschen herrschte, und als solchen haben ihn auch Philosophen, Sprachgelehrte und Kulturforscher, wie Spencer, Rudolf Hildebrand und Georg Steinhausen, erklärt. Wenn sich in grauen Vorzeiten zwei Menschen begegneten, dann lag dem Schwächeren daran, sogleich dem Stärkeren zu zeigen, daß er sich seinem Willen füge. Er tat dies am besten, wie es noch heut bei primitiven Völkern üblich ist, indem er sich platt auf den Boden warf, „sich unterwarf“. So wie noch heute der Sieger dem Besiegten in sinnbildlicher Redensart „den Fuß auf den Nacken setzt“, so tat er es damals dem wehrlos Daliegenden buchstäblich. Die Griechen nannten diese Sitte, die sie bei den Persern sahen, „proskynein“, d. h. „anhündeln“, und noch heute sagt der polnische Bauer zum Edelmann: „Ich falle zu Füßen“. Aus dem Fußfall ward das Knien, aus dem Knien das Beugen des Oberkörpers und daraus das Neigen des Kopfes, so daß eine reiche Nuancierung dieser Unterwerfungsformen gegeben war bis zu dem einfachen Gruß: „Ihr Diener“, bei dem man heut gewiß nicht mehr an die ursprüngliche „Unterwerfung bis zur Sklaverei“ denkt. Bei den primitiven Völkern gilt als Zeichen des Sichunterwerfens neben dem Niederfallen das Entblößen; man legt nicht nur seine Waffen, sondern auch Stücke seiner Kleidung ab.

In einer Zeit, wo jedermann ein Schwert trug und alles von Waffen starrte, war es dringend gebotene Vorsicht, die Männer bei friedlicher Vereinigung ohne Waffen erscheinen zu lassen, damit kein blutiger Krieg ausbrechen könne. Das wichtigste Rechtsbuch unseres Mittelalters, der Sachsenspiegel, bestimmt denn auch, daß der Lehnsmann vor den Herrn treten müsse „ohne Messer, Schwert, Sporen, Hut, Handschuhe und alle Waffen“. Der „Hut“ ist natürlich der Helm oder Eisenhut, die Handschuhe sind die Eisenhandschuhe der Rüstung. Das Ablegen der Waffen gilt also als Zeichen der Unterwerfung. In den Hofsitten hat sich dies noch lange erhalten; am österreichischen Hofe erschien noch Karl VI. stets mit bedecktem Kopfe; bei der Eröffnung des Landtages setzt sich der preußische König den Helm auf; die spanischen Granden durften vor ihrem Herrscher mit aufgesetztem Hut erscheinen und sich so ihm gleichstellen; im englischen Parlament behalten die Vertreter des Volkes ihre Zylinder auf, der nun zum Sinnbild der Selbstherrlichkeit geworden ist. Wenn ein mittelalterlicher Held seinen Helm abband, so gab er damit das Zeichen des Friedens, wie wir aus den Nibelungen und der Gudrun ersehen. Um in Gesellschaft zu zeigen, daß er als Freund nahe, tat er dies auch wohl vor Frauen, und aus diesem Helmabnehmen ist dann unser Hutabnehmen zu Ausgang des Mittelalters entstanden. Erasmus befiehlt in seinen Anstandsregeln, „bei Begrüßung achtbarer Personen auszuweichen und das Haupt zu entblößen“. Im 17. Jahrhundert wird dann diese Grußart allgemein.

Was sollte aber der Soldat tun, der sich doch von seiner Waffe und seinem Helm nicht trennen darf? Er nahm eine Abkürzung vor, indem er die Hand an die Kopfbedeckung legte und damit zu erkennen gab: ich müßte eigentlich den Helm abnehmen, das darf ich aber

nicht; ich tue also wenigstens so, als wenn ich ihn abnehmen wollte. Ähnlich ist es mit dem Senken des Degens bei den Offizieren. Hier deutet der Krieger seine Wehrlosmachung an, indem er seiner Waffe eine Haltung gibt, die der zum Hieb ausholenden, angreifenden gerade entgegengesetzt ist. Beim Präsentieren bietet der Soldat dem Vorgesetzten gleichsam sein Gewehr an, erklärt sich symbolisch bereit, es niederzulegen und sich so zu unterwerfen. Nicht anders ist es mit dem Hinstrecken und Darreichen der Hand. Der primitive Mensch zeigte durch diese Gebärde, daß er waffenlos kam und nichts Böses im Schilde führte. Dies läßt sich sogar bis in alle Einzelheiten unserer Grußsitten verfolgen. Wenn es z. B. guter Ton ist, daß man erst seine Handschuhe auszieht, bevor man den Händedruck wechselt, so ist dies eine Erinnerung an den alten Eisenhandschuh, der zur Rüstung gehörte und dessen Ablegen nicht nur der Sachsenspiegel, sondern auch in guter Gesellschaft bereits die höfische Sitte des Rittertums forderte. Daß die Damen ihre Hüte nicht abnehmen wie die Männer, rührt daher, daß die Frauenhüte eben nie Helme waren, ihre Kopfbedeckungen also nie Furcht erregen konnten und das Entblößen des Hauptes von den Frauen deshalb in der Vergangenheit nicht verlangt wurde. So leuchtet aus unseren friedlichen Grußformen überall der uralte Kriegergeist in merkwürdiger kulturgeschichtlicher Spiegelung hervor.



Luxemburg

Wenig Tröstliches weiß Rau-Zwickau in der „Kreuzztg." über die heutigen Luxemburger Deutschen zu sagen:

In bewundernswerter Treue haben die Siebenbürger Sachsen, deren Vorfahren vor sieben Jahrhunderten aus dem Mosellande in ihre neue Heimat einwanderten, an unserem Volkstume festgehalten. Um so mehr muß man bedauern, daß ihre in der alten Heimat gebliebenen Volksgenossen, die heutigen Luxemburger Deutschen, in ihrer Mehrzahl so schlaffe Vertreter deutschen Volkstums sind, daß Kenner der Verhältnisse sie als einen toten Posten im Buche des Deutschtums bezeichnen. Das Großherzogtum Luxemburg ist ein fast reindeutsches Land, denn für 250 000 seiner Bewohner ist deutsch (mittelfränkisch) die Muttersprache und nur für etwa 10 000 französisch. Die Geistlichen des Landes predigen in unserer Sprache, und mit Ausnahme einer einzigen in der Hauptstadt erscheinenden französischen Zeitung sind alle Tagesblätter deutsch. Auch an einer deutschen mundartlichen Dichtung fehlt es nicht. Wenn man nun noch bedenkt, daß von 1840—1866 Luxemburg ein selbständiger deutscher Bundesstaat war, und daß infolgedessen das Land noch heute mit unserem Reiche in fester Zoll- und Eisenbahngemeinschaft steht, müßte man meinen, daß unsere Sprache allenthalben vorherrsche. Aber unter dem Einflusse einer kleinen, französisch gesinnten Oberschicht verdeckte französischer Firnis die bodenständige deutsche Art immer mehr. Die Verwaltung bedient sich mit Vorliebe der französischen Sprache; diese herrscht auch in den Gerichten vor. Die Lehrpläne der höheren Schulen bevorzugen die Sprache unserer westlichen Nachbarn. Das Schlimmste aber, gewissermaßen das Titelblatt der Verleugnungsgeschichte des Deutschtums, ist der amtliche Name Luxemburg. In alten Zeiten hieß die Stadt und der Staat Luzilunburg, Lucelenburg, Lutzenburg. Warum die französelnde Form Luxemburg? Schämt man sich etwa, weil Luzilenburg eigentlich kleine Burg (oder Stadt) heißt? Richtig wäre Lützelburg oder Lützenburg. Hoffentlich siegt einmal in diesem alten deutschen Lande unsere Sprache über die französische.



Das Ende der Volksbühne?

Einst hatte die Kriegsfurie ein gespenstisches Gefolge: Ödnis, Hungersnot, Pest. Wir mögen, da nun dieser furchtbarste aller Kriege über uns gekommen ist, dem Schicksal doch täglich danken, daß wir im zwanzigsten Jahrhundert leben. Und danken dem kategorischen Imperativ der preußisch-deutschen Verwaltung, im Frieden als lästiger Pedant, jetzt als Wohltäter und Retter empfunden. Der Zusammenbruch im Innern war es, der während des Dreißigjährigen Kriegs und noch lange nachher Deutschland dem Tode nahebrachte. Zehnmal dichter bevölkert ist heute das Reich, zehnmal größer wäre, wenn nicht ganz andere Schranken ihr entgegenstünden, die Wucht der wirtschaftlichen Katastrophen. Verzehnfacht sind die Feinde Deutschlands, die es vom Westen, Osten und Süden her erdrücken und ihm den Nahrungszufluß absperren wollen. Doch die vereinigte Wut der Welt ist nicht imstande, unsere innere Ordnung aus den Angeln zu heben. Ruhig und gleichmäßig geht das öffentliche Leben seinen Gang. Wären nicht so viele Augen rotgeweint, trügen nicht so viele blasse Frauen schwarze Schleier, wir im Innern des Landes würden es kaum wahrnehmen, daß Krieg ist. Und welch ein Krieg!

Nicht einmal der Hundefänger mit der großen Schlinge geht um. Herr Bankrott ist sein Name. Seinen Besuch befürchteten, als der Krieg ausbrach, viele Tausende. Irgend etwas hemmte seine raschen Schritte. Im kaufmännischen Handel und Wandel spielt die Humanität sonst nicht gerade die erste Geige. Diesmal aber hatte der allgemeine Geist des Zusammenhaltens und der mitbürgerlichen Rücksicht ohne Zweifel sogar die Rechenmaschinen auf zwei Beinen ein wenig beeinflußt. Mehr freilich tat die Klugheit, die sich sagte, daß Zuwarten und Stunden besser ist als Zuschnüren und Verlieren. Alsdann gewöhnte sich der wirtschaftliche Organismus allmählich an die neue Lage. Die Betriebe und die Haushaltungen streckten sich nach der Decke, richteten sich ein.

Ist es nicht auffallend, daß wir Berliner in diesem Kriegsjahr bisher nicht einmal einen richtigen Theaterkrach hatten, während doch jedes Friedensjahr einige tote Kutscher vom Thespiskarren herunterwarf? Ich möchte nicht das scheinbar sich wohlbefindende Theater zum Ausgangspunkt einer nationalökonomischen Betrachtung machen. Auch wenn nicht etwa der Außenschein trügte, es schiene mir doch unschicklich, vom Schicksal des Theaters gleichsam den Maßstab zu nehmen für das Schicksal und den Zustand der Nation. Zwar ein letzter Daseinszweck des Menschen ist die Kunst — und Deutschland, das im Kriege das Herz für die Kunst verlöre, wäre nicht Deutschland mehr. Nur wollen wir uns hüten, nach Art gewisser Budenausrufer (es können auch Theaterdirektoren sein!) all das mit dem schönen Wort Kunst zu decken, was vielleicht nur nacktes Geschäft ist. Auch lockt nicht das Beispiel des monomanen Theaterblattschreibers, für den die Bühne nicht im höheren Sinne die Welt sein kann, weil sein Verstand über die Welt der drei Wände niemals hinaussieht. Trotzdem und obwohl die Theater sich mit herabgesetzten Preisen helfen (ja, helfen! denn die Schauspielergagen sind weit mehr herabgesetzt als die Eintrittsgelder der Zuschauer); und obwohl die vollen und halbvollen Häuser oft von Lilien gefüllt werden, die der Herr kleidet: bemerkenswert ist doch, daß die Berliner Theater durchzuhalten imstande sind. Bemerkenswert ist das als eines der Anzeichen unseres Willens zum Frieden im Kriege.

Ein Opfer aber ist gefallen: die Berliner Volksbühne. Oho! Mitnichten! — berichtigen die gegenwärtigen Verwalter des viertelhundertjährigen Erbguts. Und sie weisen darauf hin, daß der Verein nicht Konkurs angesagt, daß er sein funkelnagelneues Theater auf dem Bülowplatz weder verkauft noch zugesperrt, daß er es bloß — bloß! — an den Direktor Max Reinhardt für zwei Jahre vermietet hat. Nun denn, wir wollen es genauer sagen: Hat sie auch nicht den Totenschein, die Volksbühne, so ist sie doch begraben. Das kann schwerlich einer leugnen, der um die Zwecke und die Vergangenheit der Volksbühnenbewegung weiß. Eben

einem solchen — er braucht nicht einmal, wie der Schreiber dieser Zeilen, dem Verein in vielen Jahren nahegestanden zu haben — legt sich die Frage schwer auf die Brust, ob es noch eine Auferstehung geben wird?

Es ist, selbst in so ernster Zeit, der Mühe wert, sich mit dem Schicksal des Theaters auf dem Bülowplatz zu befassen. Denn dieses Theater ist — richtiger: es war — nicht ein Theater wie irgendein anderes. Dieses Theater war eine zu monumentaler Wirklichkeit verwandelte Idee. Eine Idee, die bester deutscher Kunstgeist und Volkssinn geboren — und die tief im Volke Wurzel geschlagen hatte. Gegründet vom sozialen Idealismus, aufgerichtet vom Opfersinn unzähliger kleiner Leute, die mit ihren Spargroschen die Bausteine herbeitrugen, sollte das Theater auf dem Bülowplatz eine Eigenart sein und ein Typus der Zukunft werden. Nur in seiner Eigenart hatte es Bedeutung und Berechtigung. An leistungsfähigen Schauspielhäusern leidet Berlin Überfluß, und dem kühnen Kunstunternehmer Reinhardt zu seinen zwei Bühnen noch eine dritte zur Verfügung zu stellen, das konnte nicht die Absicht der Volksorganisation sein — und war gewiß auch nicht der Traum, der Joseph Ettlinger bis zur Todesstunde begleitete, Ettlinger, den eigentlichen Urheber einer nicht bloß programmatischen freien Bühne.

Worin bestand das von allen anderen Theatern unterschiedene Wesen der Volksbühne? Es ist von wiederholten Beleuchtungen her den Lesern dieses Blattes bekannt. Unabhängig die Kunst, unabhängig ihr Haus: das war die Losung. Unabhängig der Bau und die Bühne von der Privatschatulle und dem Privatgeschmack des Fürsten, von der Dividende einer Aktie, von dem Geschäftsinteresse eines Unternehmers; unabhängig aber auch von den Dogmen politischer Parteien. Ein Theater, das niemandem dienen und nützen wollte, als der Dichtung und durch die Dichtung dem ganzen Volke. Eine Kultstätte, verwaltet und geleitet in Ämtern ohne Sold von künstlerischen Vertrauensmännern. Eine demokratische Organisation zum Schutze des idealen Absolutismus der Kunst.

„Seht ihr," so raunen schadenfroh die neunmalweisen Praktikusse, die kompromißlerischen Dutzendseelen; „seht ihr, so etwas geht eben nicht! Auch die liebe Kunst muß sich in die gottgewollten Abhängigkeiten fügen!" Muß sie? Müßte man alles, was herkömmlich ist, als gottgewollt achten, so wäre jeder Aufschwung und jede Errungenschaft des Teufels. In fünfundzwanzig Jahren hat der Verein „Neue Freie Volksbühne" Schritt für Schritt Boden erobert. Er umfaßte, ehe der Krieg ausbrach, mehr als 50000 Mitglieder — und im Bunde mit dem Schwesterverein deren über 70000. Er hatte die Sonntag-Nachmittage in zwölf großen Berliner Theatern für seine Mitglieder in Beschlag genommen und leitete seit drei Jahren, erfolgreich und sicher, ein kleines, täglich spielendes Theater in der Köpenicker Straße. Er konnte mit gutem Gewissen an den Bau des eigenen Hauses gehen, und seine Kraft reichte aus, ihn mitten im Kriegssturm zu vollenden. Die geschichtlichen Tatsachen führen den Beweis nicht gegen, sondern für die Erfüllbarkeit der Idee.

Aber hat man sich nicht etwa bei diesem Bau übernommen? Als man das schönste Musenhaus Berlins, die größte Halle, die technisch vollkommenste Bühne aufrichtete? Auch das nicht. Kluge geschäftsmännische Berechnung hat Voranschlag und Zahlung einigermaßen im Gleichgewicht gehalten. Das Kolumbustalent des Architekten Oskar Kaufmann entwarf ein Theater, das in seiner reizvollen, neuartigen und soliden Konstruktion den strengen Forderungen der Schönheit und des Zwecks entsprach und kein Sündengeld für protzigen Luxus verschlang.

So bliebe denn auf der Anklagebank zuletzt nur der Krieg, die stärkere Macht, die alles Wohlerwogene über den Haufen warf ... Wie gerne möchte ich dem Unhold zu den anderen Übeln auch diese Last zu tragen geben! Doch so unbedingt, wie manche glauben und sagen, so ganz ausschließlich ist auch der Krieg nicht verantwortlich für das Schicksal der Volksbühne. Die sehr sachkundige und vorausblickende Geschäftsleitung der „Neuen Freien Volksbühne"

hatte vom 1. August bis Ende Dezember Zeit genug, die unabwendlichen Folgen des Kriegs in Rechnung zu stellen. Wenn sie trotzdem den Bau vollenden, das Theater am 30. Dezember eröffnen ließ, so muß geglaubt werden, daß es nicht auf blindes Geratewohl geschah. Wohl mögen auch Umstände gedrängt haben, die von Verträgen und Abschlüssen der Bauleitung bedingt wurden; doch ein leichtfertiges Vabanque-Spiel war dem erprobten Geschäftsleiter ebensowenig zuzutrauen, wie etwa ein frühzeitiger geheimer Hintergedanke in der Richtung des Reinhardtschen Rettungshafens. Man mußte mit dem Abfall eines Teils der Mitglieder in der Kriegszeit rechnen. In der Tat sank die Zahl von 70000 auf 40000. Man durfte aber auch vertrauen darauf, daß die Neuheit des Hauses und die Leistungen der Bühne auf das allgemeine Berliner Publikum starke Zugkraft ausüben würden; und daß die Lücken des Mitglieder-Publikums, das seine Platzkarten aus der Urne zieht, sich füllen würden durch andere Zuschauer, die ihre Billette an der Abendkasse kaufen.

Wenn an einer großen Maschine eine einzige kleine Schraube bricht, stehen die Räder still. Die Hoffnung, die Zuversicht auf die Zugkraft des neuen Theaters erfüllte sich nicht. Das Berliner Publikum versagte. Das Publikum? Nein, der Fehler der Konstruktion war an anderer Stelle zu suchen, und das Fernbleiben der Zuschauer nach den ersten Vorstellungen nicht eine Ursache, sondern schon eine Wirkung. Der Baumeister des Hauses hatte wahrhaftig das Seine getan, doch die Bühne tat nicht das Ihre. So klein war nun freilich der Unfall nicht. Man könnte beinahe schon von einem richtigen Achsenbruch sprechen! Denn schließlich: welchen Hungrigen ergötzt ein verdorbenes Gericht auf appetitlichstem Teller? Und an einem Theater bleibt doch immer die Hauptsache, was und wie gespielt wird! Es war grausam. Dieser töricht verstümmelte „Götz" (eine bittere Leistung des Dramaturgen!), hingeschleppt von öder schauspielerischer Mittelmäßigkeit, war grausam. Goethes Genie ist ein Granit, aus dem künstlerischer Geist immer wieder Funken schlägt. Einen Regisseur, der nichts ist als ein braver Handwerker, erdrückt das „Götz"-Ungetüm. Die folgenden Lust- und Volksstücke bestätigten, daß es dem artistischen Leiter der Volksbühne gelungen war, ein großes Schauspieler-Ensemble von ungewöhnlicher Talentlosigkeit zusammenzustellen. Die wenigen Künstler, die noch vom bescheidenen Haus in der Köpenicker Straße übrig waren, konnten den Lauf des Verhängnisses nicht hemmen.

Wie mochte das geschehen? Warum hatte der künstlerische Ausschuß des Vereins, die allerdings in der Zusammensetzung wechselnde, doch in Jahrzehnten bewährte Körperschaft, den unrechten Mann für die wichtigste Stelle gewählt? Talleyrand war zwar Franzose, doch er sagte einmal die Wahrheit mit den Worten: „Es ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein Fehler!" Hätte sich das im Falle Emil Lessings, des Direktors, nicht herb genug und unwiderlegbar erwiesen, mein Urteil würde den Vorwurf persönlicher Befangenheit scheuen, da ich im entscheidenden Zeitpunkt Gelegenheit hatte, vor dieser Wahl zu warnen. An ihrem Ergebnis trug — das ist nicht zu leugnen — das demokratische Prinzip die Schuld, das, solange Menschen menschlich sind, zu parteimäßigen Bindungen und zur Unterdrückung der persönlichen Überzeugung führen wird. Es ist kein Geheimnis mehr, daß unter den dreizehn Mitgliedern des künstlerischen Ausschusses ursprünglich nur zwei für die Wahl Lessings eingetreten waren, der schließlich doch mit Mehrheit gewählt wurde. Auf welche Weise? Indem die verschiedenen Minderheitsparteien ihre Stimmen zusammenlegten, um den Mann, der die besten Aussichten hatte, zu Fall zu bringen. Trotz dieser folgenschweren Verirrung hieße es das Kind mit dem Bade verschütten, wollte einer die Einrichtung niederreißen, die einmal versagte und vielhundertmal — zumal zur Zeit der Ettlingerschen Führung — sich bewährte. Und ist eine schlechte Erfahrung nicht eine gute Lehre? Läßt eine gebrochene Achse sich nicht wiederherstellen?

Das ist nun freilich das Schlimmere, daß man sich zur Ausbesserung nicht Zeit ließ — oder daß, ich weiß es nicht, die Umstände keine Frist gewährten. Am 30. Dezember 1914 wurde die Volksbühne auf dem Bülowplatz eröffnet, begrüßt von einmütigen frohen Zurufen der

öffentlichen Meinung; und schon am 27. Februar 1915 beschloß die Verwaltung des Vereins „Neue Freie Volksbühne“, ihr Haus auf Gnade und Ungnade dem Direktor Max Reinhardt zu übergeben. O, ich höre, daß man mir entgegenruft: „Das ist nicht wahr!“ Man hält mir den Vertrag vor Augen, der das Mietsverhältnis bloß für zwei Jahre festsetzt. Man unterstreicht, daß den Mitgliedern des Vereins der volle Anspruch auf die zukömmliche Zahl von Vorstellungen gewahrt ist. Man hebt auch hervor, daß dem künstlerischen Ausschuß ein gewisser Einfluß auf den Spielplan offenbleibt. Und doch: es war eine Übergabe auf Gnade und Ungnade. Denn:

Von den zwölf Stücken des Jahres wird Reinhardt zehn wählen; zwei hat der künstlerische Ausschuß vorzuschlagen — wohlbemerkt: vorzuschlagen, nicht zu bestimmen. Weist man darauf hin, daß damals, als der Verein ein eigenes Haus noch nicht hatte, ähnliche Vereinbarungen mit allen jenen Theaterdirektionen bestanden, die ihre Bühnen für die Sonntag-Nachmittage zur Verfügung stellten, so ist zu erwidern: Schon Stillstand gilt für Rückschritt; die Umkehr aber von einer höheren Form zur niedrigeren ist Absturz. Um zu erreichen, was man längst besessen hatte, wurde nicht in Jahren gearbeitet, gesammelt und geopfert! An vier Tagen der Woche soll auch fortan (der Vertrag tritt mit 1. September d. J. in Kraft) den Mitgliedern ein Teil der Zuschauerplätze eingeräumt sein. An drei Abenden — und zwar gerade am Sonnabend und am Sonntag, den eigentlichen Theatertagen des arbeitenden Volkes — gehören sämtliche Plätze der Reinhardtschen Kasse.

Und die Befristung des Vertrags? Es hieße wahrhaftig den zielsicheren Willen Max Reinhardts unterschätzen, wollte man ihm zumuten, daß er die neue Anlage seines geistigen Kapitals nach zwei Jahren ohne weiteres wieder fallen lassen werde. Der Vertrag wurde nur für zwei Jahre geschlossen, das ist richtig. Aber selbst bei dem langsamen Gefälle der Spree rinnt in solcher Zeit viel Wasser ab! Die Gewohnheit ist ein verläßliches Band. Reinhardt wird das naive Publikum des Ostens, auch die Mitglieder der Volksbühnenvereine, blenden und dauernd fesseln. Er wird ein Aufgebot von Kunstkräften leisten, mit dem später der Verein, wollte er das Theater wieder in eigene Regie übernehmen, schwerlich in Wettbewerb treten könnte. Sind doch Mittel und Aufgabe der Volksbühne auch hinsichtlich der Schauspieler anderer Art; einer jungen Kunst sollten junge Kräfte gezogen werden. Und schließlich: Würde der Verein wirklich die Kraft finden, nach zwei Jahren auf seinem Scheine zu bestehen und sein Haus sich wieder zu erobern, so kann vorausgesagt werden: Reinhardt, nachdem er einmal im breiten Volke Fuß gefaßt hat, wird sein Erworbenes nicht aufgeben. Nicht die Laune eines Augenblicks, nicht das Mitleid macht ihn jetzt zum „Retter“ der Volksbühne. Seine Pläne sind von langer Hand gesponnen, sie reichen zurück zu den Ödipus-Aufführungen im Zirkus und zu dem Projekt eines Theaters der Fünftausend. Würde man ihn am Bülowplatz im Herbst 1917 verabschieden, dann zweifle ich nicht an dem Entstehen eines anderen Reinhardtschen Volkstheaters. Das Haus der „Neuen Freien Volksbühne“ wäre für ihn eine sehr zweckmäßige Übergangsstation und ein Sprungbrett gewesen. Wie sich die Volksbühne — nach so getaner Schuldigkeit — gegen die übermächtige Konkurrenz des Unternehmers weiterhin zu behaupten hätte, das bliebe ihre, ziemlich verzweifelte Sache!

Es ist nicht Doktrinarismus und noch weniger Vereinspatriotismus, der in dem Einzug Reinhardts das voraussichtliche Ende einer geistigen und sozialen Volksbewegung beklagt. Auch beeinflußt mich keine undankbare Feindschaft gegen die künstlerische Persönlichkeit Max Reinhardts. Die Schöpfungen seiner freigebigen Hand wurden an dieser Stelle seit Jahren mit voller Unbefangenheit gewertet. (Unsere Zeitschrift begegnet den Reinhardtschen Künsten mit geringerem Vertrauen als der geschätzte Mitarbeiter. D. T., Schriftleitung.) Widerspruch der Anschauungen löste sich ab mit aufrichtiger Hingebung. Die starke Natur (ist sie nicht recht schmiegsam? D. T.) dieses Einzelnen verkenne ich am wenigsten. Gerade deshalb aber erscheint er mir nicht als der Träger, sondern als der Usurpator der Volksbühnen-Idee. Die Kunst, die er aus dem Westen Berlins nach dem kindlichen Osten tragen wird, ist von dem Naturgarten

der Volkskunst wirklich unterschieden wie das Abendland vom Morgenland. Nicht weil sie tiefer hinab und höher hinauf reichte, sondern vor allem deshalb, weil sie ein Gewordenes, ein Gereiftes (im Treibhaus! D. T.) dorthin bringt, wo hätte Neues werden und reifen sollen.

Eines besonderen Umstands erwähne ich im gegenwärtigen Zeitpunkte nur nebenbei, obwohl er wesentlich ist: Max Reinhardt hat sich in den letzten Jahren viel höfische Gunst erworben. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß sich bestimmte Rücksichten in einer Beschränkung des Spielplans äußern könnten. Die Volksbühne jedoch nennt sich frei und war frei gewesen.

Dem Theater der Zukunft, dem vom Volke gebauten, vom Volke nur für das Volk erhaltenen Theater ist es übel ergangen. Kaum öffnete es sein Tor, so trat der Unternehmer ein ...

Hermann Kienzl

Eine neue Rettung von Webers „Euryanthe“

Das vielleicht zumeist betrauerte Schmerzenskind der deutschen Opernbühne ist C. M. von Webers „Euryanthe“. Die Berliner prägten bei der ersten Aufführung das böse Wort: die „Ennyanthe“. Und für die Lebensfähigkeit auf dem Theater behält das frivole Franzosenwort, wonach jede Gattung erlaubt sei, außer der langweiligen, Geltung. Alle Liebe für den Komponisten des „Freischütz“, alle Bewunderung für die reichen Schönheiten der Euryanthe-Musik hat dem Werke, in dem Weber sein Bestes zu geben getrachtet hatte, kein dauerhaftes Dasein auf der Bühne zu verleihen vermocht. Man hat von jeher dafür das Textbuch der Helmine von Chezy verantwortlich gemacht, das den an sich schon recht wirren und überromantischen Stoff durch verderbliche Verstiegenheit der Gefühle und verschwommene Charakteristik noch unerträglicher macht. So ist die „Euryanthe“ eigentlich nur ein Besitztum der Musikkenner geblieben und nimmt in der Entwicklungsgeschichte der Oper eine bedeutsame Stellung ein, sowohl durch die dramatische Gesamtanlage des Stils, wie durch die Art der musikalischen Verteilung von Licht und Schatten. Richard Wagners „Lohengrin“ ist in der Hinsicht ohne das vom Glück so wenig begünstigte Vorbild des älteren Romantikers kaum zu denken.

Nun ist es eine eigentümliche, recht nachdenklich stimmende Erscheinung, daß gerade das deutsche musikdramatische Schaffen durch literarisch wertlose Textbücher von der Bühne ferngehalten wird, während man nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch heute noch manche ausländische Oper trotz ihres offenbaren dramatischen Unsinns ziemlich regelmäßig im Spielplan wiederkehren sieht. Der Inhalt zum Beispiel von Verdis „Troubadour“ ist überhaupt kaum klar zu erzählen, und doch, wer vermöchte einer guten Aufführung dieses Werkes zu widerstehen? Zur Erklärung für diese Erscheinung reichte nun sicherlich unsere Ausländerei nicht aus. Wir treffen hier auf Wesenheiten der Oper, die nicht nur für diesen einen Fall, sondern für die Gattung selbst entscheidend sind. Wenn Mozart, der Urdramatiker, nach der „Entführung aus dem Serail“ in seinen Briefen so bewegliche Klage führt, daß er kein passendes Textbuch finden könne, umsonst an hundert Bücher durchgesehen habe, also zu einer Zeit über diese Schwierigkeiten klagt, wo alljährlich Hunderte von Opern „im Auftrag“ bedenkenlos geschaffen wurden, verrät er, der äußerlich in der italienischen Opernschule Großgewordene, das deutsche dramatische Gewissen. Man kann den Unterschied zwischen der deutschen und italienischen Oper auf die beiden Stichworte „Dramatik“ und „Theatralik“ zurückführen, das dann zur Folge hat, daß für die erstere das Werk als Ganzes und die Gesamtentwicklung der Handlung und der Charaktere den Ausschlag gibt, während die italienische Oper auf der Einzelszene steht. Daher der Theatereffekt in der italienischen Oper zum Guten ausschlägt, während er der deutschen verderblich wird, sobald er nicht dramatisch begründet ist.

Es ist nun bezeichnend, daß wir Deutsche beim Begriff theatralisch wenigstens die Nebenempfindung eines Unkünstlerischen haben, während in Wirklichkeit ein für das Theater

Bestimmtes doch unbedingt theatralisch sein müßte. Schiller wie Wagner sind es auch in hohem Maße. Im allgemeinen aber läuft das Theaterblut, von dem Mephistos Wort: Blut ist ein besonderer Saft, in vollem Maße gilt, schwach in unseren Adern. Wie auf manchen Gebieten liegt auch hier in unserer Stärke die Schwäche mitbegründet. Das Dramatische ist entschieden das Höhere, unsere Einstellung aufs Dramatische unendlich stärker, als bei den Romanen. Aber das Theatralische ist das für die Alltagsbedürfnisse Wichtigere, für die ganze Unterhaltungskunst schließlich Ausschlaggebende. Hochlandskunst, Ewigkeitswerte werden mit Theatralik nicht geschaffen, und daß dramatische Tiefe andererseits die Theaterwirkung nicht zu beeinträchtigen braucht, beweisen Shakespeare und Schiller, die für die Oper: Mozart und Wagner.

Die Kraft des Theatralischen rettet, um auf den Ausgangspunkt dieser Ausführungen zurückzukommen, Verdis „Troubadour" für die Bühne. Um die logische Verbindung der einzelnen Szenen, um die Wahrhaftigkeit der Handlung steht es schlecht. Aber jede einzelne Szene für sich betrachtet ist wirksam, und aus dieser einzelnen Szene heraus geboren ist jeweils die Musik. Dank dieser Tatsache ist diese Musik auch viel elementarer in ihrer Gefühlseinstellung. Erst der greise Verdi ist, und zwar durch die deutsche Musik angeregt, zu einer Art von Leitmotiv gekommen, während nicht nur bei Weber wenigstens das Erinnerungsmotiv sehr stark ist, sondern auch bei Mozart in hohem Maße jeder einzelne seiner Charaktere eine individuelle musikalische Sprechweise hat. So sind die deutschen Opern ineinander engverklammerte Gebilde von systematischem Aufbau, die nicht als Stücke im Stück genossen werden können. Deshalb vermögen auch die schönsten Einzelstücke ein deutsches Werk nicht zu halten, wenn das Ganze verfehlt ist, während umgekehrt fast alle alten italienischen Opern von den Einzelstücken leben, als Ganzes aber unhaltbar sind.

Ich bin nun der Überzeugung, daß C. M. von Webers „Euryanthe" am dramatischen Wollen ihres Schöpfers scheiterte. Gewiß, das Textbuch von der Chezy ist schlecht; was sich aus dem Stoff machen läßt, beweist Shakespeares „Cymbelin". Aber andererseits sind doch eine ganze Reihe sehr wirksamer Situationen vorhanden, die auch dem Komponisten ebenso wie die Charaktere im scharfen Gegeneinander von Licht und Dunkel vielfache Anregungen geben, sonst wäre Weber auch nicht auf den Text eingegangen. Vollständig versagt jedoch die Dichtung in dramatischer Hinsicht. Die Entwicklung der Charaktere und der Geschehnisse bleibt unbegreiflich. Ein Theatraliker hätte also an diesem Textbuch eine brauchbare Unterlage gefunden, ein Dramatiker konnte es nicht. Erst in zweiter Linie wird man geltend machen können, daß Weber hier doch etwas über seine Kraft oder an seiner Kraft vorbeigriff. Trotz der Gestalt Caspars im „Freischütz", trotz der Wolfsschluchtszene lag Weber das Großdramatische nicht in dem Maße, wie das Idyllisch- und Lyrisch-Dramatische. Man braucht für die wild erregten Szenen Lysiarts und Eglantines nicht das Wagnersche Paar Telramund und Ortrud zum Vergleich heranzuziehen; auch die düsteren Gestalten in Marschners „Vampyr" und „Hans Heiling" sind an dramatischer Wucht denen Webers weit überlegen. Die großdramatische Kraft hatte Weber eigentlich in der Ouvertüre zur „Euryanthe" verausgabt. Alles Spätere ist zu fein, zu vornehm, zu innerlich, wenn man so will, für eine starke Theaterwirkung in Verbindung mit den grobschlächtigen Geschehnissen des Stoffes.

Ich glaube deshalb nicht an die Möglichkeit, Webers „Euryanthe" für die Bühne zu retten, solange diese Theaterbühne so bleibt, wie sie nun einmal ist. Man hat schon früher Versuche in dieser Richtung unternommen. Am bekanntesten sind die von Hermann Stephani und Gustav Mahler; beide versuchten es durch Verbesserungen des Textes innerhalb des vorhandenen Rahmens. Den beiden Unternehmungen, so schlicht sie an und für sich waren, blühten nur kurze Erfolge. Nun hat ein junger Musiker, Hans Joachim Moser, einen Versuch gemacht, der im ersten Augenblick durch seine Kühnheit verblüfft und grundsätzlich zum schärfsten Widerspruch herausfordert; er hat einfach eine ganz neue Dichtung zu Webers Musik geschaffen. Angeregt durch Schwinds Bilderzyklus von den Sieben Raben hat er dieses Märchen zu Webers

Musik gedichtet und sich damit zum mindesten als einen außerordentlich geschickten Operndichter bewährt. In der Tat lassen sich die bekannten Vorgänge des Märchens denen der Euryanthe-Dichtung ziemlich parallel einstellen, so daß es nicht einmal nötig war, wesentliche Umstellungen in der Reihenfolge der Weberschen Musik vorzunehmen, und eigentlich nur ein scharfer Eingriff erforderlich war in der Teilung der Rolle der Eglantine auf zwei Personen: eine gute Fee und die böse Kanzlerin.

Es ist nun für unsereins, dem Webers Werk vertraut ist, sehr schwierig, ein Urteil über diese Oper „Die sieben Raben“ zu fällen, da es einem unmöglich ist, die Erinnerungen an das Originalwerk beiseite zu schieben, so daß nun alle die kleinen Widersprüche und inneren Brüche einen beim Hören außerordentlich stören. Der unbefangenen Zuhörerschaft hat das Werk in der neuen Form bei der Erstaufführung im Königlichen Opernhaus in Berlin gut gefallen. Trotzdem glaube ich nicht an einen dauernden Erfolg, denn der innerste Zwiespalt wird nicht überwunden, dem gerade ein Weber niemals verfallen wäre. Die Maße sind vergriffen. Ein Märchen verlangt einen ganz anderen Stil als eine Rittertragödie. Dieser wesentliche dramatische Mangel drängt sich dem weniger ausgebildeten Kunstempfinden nicht sofort auf, aber er wirkt im stillen. Wir gewinnen kein inneres Verhältnis zu einem Gebilde, bei dem die ursprünglichste aller Lebensbedingungen: das gesunde Verhältnis zwischen Inhalt und Form, nicht erfüllt ist.

So werden auch „Die sieben Raben“ das Edelgeschmeide der Weberschen Euryanthe-Musik nicht im Horste des deutschen Operntheaters zu bergen vermögen. Hier bedarf es einer anderen Erziehung unseres Publikums. Wenn es Tatsache ist — und sie ist ja nicht zu bestreiten —, daß unseren deutschen Künstlern der Sinn für Theatralik abgeht, so muß doch auch im deutschen Volke das Verlangen nach Theatralik verhältnismäßig gering sein, jedenfalls nicht zu den Urbedürfnissen des deutschen Kunstverlangens gehören. Denn es ist doch ganz selbstverständlich, daß beim gleichen Volke seine schöpferischen Anlagen mit seinen nachschöpferischen — das aber ist alles Kunstgenießen — in engem Wechselverhältnis stehen müssen. Danach müßte es einer vernünftig betriebenen Kunstpolitik gelingen, gerade auf der deutschen Bühne vor einer deutschen Zuhörerschaft Werke lebendig zu erhalten, in denen das Theatralische ungenügend entwickelt ist, sofern nur andere Werte genügend vorhanden sind. Und das wird man Webers „Euryanthe“ zum Beispiel nicht abstreiten können. Man führe dieses Werk in nicht allzu großen Zeitabständen immer und immer wieder auf, so daß es sich von seiner musikalischen Seite aus wirklich im Volke einbürgert. Dann wird dieses Werk auch sein regelmäßiges Publikum finden. Das ist aber unmöglich, wenn alle zehn Jahre wieder einmal der Versuch gemacht und nach einigen rasch hintereinander erfolgten Aufführungen wieder aufgegeben wird. Dann geht das Publikum überhaupt gar nicht erst in solche Aufführungen hinein.

Gerade unsere staatlich unterstützten Bühnen haben die Pflicht, einen von großen nationalen Gesichtspunkten geleiteten Spielplan durchzuführen, und zwar nicht nur im Dienste einiger älterer Werke, sondern vor allem auch für unser ernsthaftes zeitgenössisches Kunstschaffen. Doch das ist ein besonderes, außerordentlich wichtiges und leider bis jetzt recht betrübliches Kapitel unseres Kunstlebens, das eine eigene Betrachtung erheischt. K. St.



Zu unsern Bildern

Auch die bildenden Künste stellen sich zum Bismarck-Gedenktage huldigend ein. Wir haben dabei auf die Wiedergabe von Bildnissen verzichtet, da in der Hinsicht allerorten übergenug geschieht, wir überdies unsern Kriegsjahrgang mit dem Bismarckbilde Fahrenkrogs eröffneten. Jetzt wollten wir mehr, deutsche Künstler in dieser großen Stunde ihr Bekenntnis zu Bismarck aussprechen lassen. Unser nächstes Heft wird in einer

fünfteiligen symbolischen Darstellung vom Meisterstifte Johann Bossards eine ebenso groß geschaute, wie tief gedachte bildnerische Ausschöpfung der Idee „Bismarck" bringen. Das vorliegende Heft faßt einige einfachere Gedanken in leicht faßlicher Aussprache zusammen. Ludwig Fahrenkrogs Blatt ist ganz aus der Stunde geboren. An „Bismarcks Vermächtnis" bewähren wir die Mahnung des Dichters: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", in der wörtlichsten Bedeutung. Wir erfahren aber auch das Trostreiche im Inhalt dieses Spruches: dadurch, daß wir ein als selbstverständlichen Besitz Überkommenes gegen drohenden Verlust schützen, mit dem Einsatz aller Kraft neu erwerben müssen, gelangen wir erst in seinen wahrhaften Besitz.

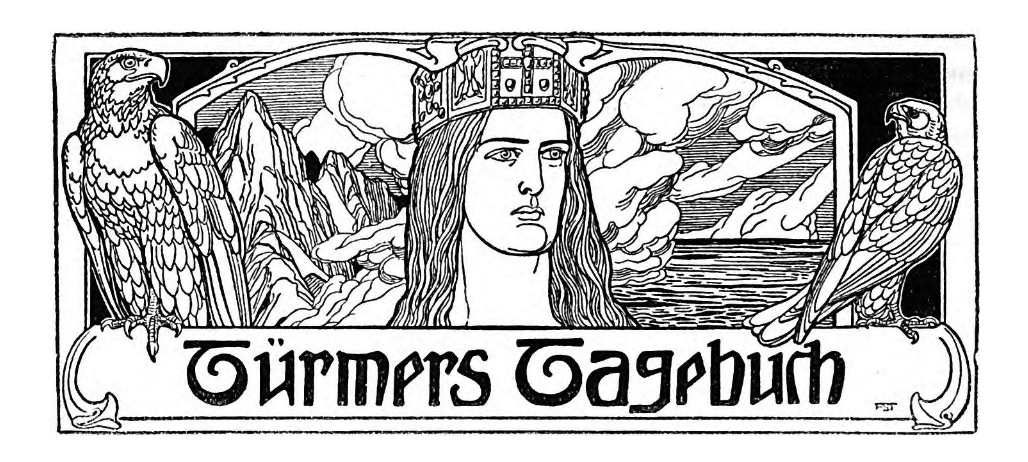
O du, mein deutsches Vaterland, wie wallt dir jetzt die Liebe deiner Söhne entgegen, wie fühlen wir jetzt deine wundersame Schönheit in brennendem Empfinden. Wie bist du so reich und mannigfach im Geschiebe deiner Täler und Höhen. Städte und Dörfer, Weiler und Burgen, Einsamkeit und bewegtes Leben, Felder, Reben und Wälder, breite Straßen und verschwiegene Pfade, in gehäbiger Breite hinwallende Ströme und sprudelnde Bächlein — o du, mein deutsches Vaterland, du kannst ruhig sein! Heute ist uns wissender Besitz geworden, was oft überwuchert war von verwirrtem Fremdempfinden: nur weil du bist, weil du unsere Heimat bist, hat die Erde für uns Wert. Darum starrt an deinen Grenzen der eherne Wall aus den Leibern deiner Söhne; dir darf nichts geschehen. Siegmund von Suchodolskis Zeichnung ist ein Preislied dieses gesegneten Reichtums deutschen Landes. Und als höchster und hellster Ton klingt darin der Name Bismarck. Ja, er war ein Sohn dieser Erde, wie sie mannigfaltig und nicht mit einem Blick zu überschauen. Voller Heimlichzeiten, voll zarter Heimlichkeiten war auch seine Seele, die sich erst dem erschließen, der liebevoll ihren Äußerungen nachgeht. Neben dem reich bebauten Land liegt auch bei ihm die Heidewildnis, schroffer, harter Fels steht dicht neben wohlgepflegtester Stätte. Aber über alles war doch auch in ihm der Reichtum und die Stärke der Liebe. So wuchs er von selbst empor in Wolkenhöhen als Schutzgeist der Erde, der er entsprossen, in der er unlösbar verankert ist: einer der wenigen, der, Göttern gleich, fest steht auf der wohlgegründeten Erde, auch wenn er sich aufwärts hebt und mit dem Scheitel die Sterne berührt.

Er ist der „heilige Georg" Deutschlands, der den Drachen der Zwietracht erlegte, dessen Geist und Tat jetzt eine leuchtende Urständ feiert in dem in der langen Geschichte Deutschlands noch nie erlebten Einheitsempfinden aller deutschen Seelen.

Gerade weil wir dessen so froh sind, dürfen und müssen wir am Bismarcktage daran denken, wie kurz erst die Zeit ist, in der ein solches Empfinden reifen konnte. Von Bismarck stammt das Wort, daß man den deutschen Michel nur in den Sattel zu heben brauche, reiten könne er dann schon. Aber es war doch ein furchtbar Stück Arbeit, den Widerborstigen und auch Zagen in den Sattel zu heben. Was Gertrud Stamm-Hagemanns Zauberschere mit spielender Leichtigkeit geschnitten hat, ist ein ernstes Stück. Hei, wie ruhig und sicher Bismarck voranreitet. Er wendet nicht ein einziges Mal den Kopf, er weiß ja, die wunderliche Sammlung seiner Tiere folgt ihm treulich nach. Aber er hatte doch selbst vorher der „wilde Mann" sein müssen, um sie zu bändigen. Und noch einmal denken wir es: o du seltsam reiches, du wunderlich mannigfaches Deutschland. Wie deine Landschaft, ist deine Geschichte, ist dein Volk, dein Staatengebilde. Nein, die andern, die Fremden können dich nicht verstehen. Aber wir, deine Söhne, wir verstehen dich, wir lieben dich, weil du so bist, wie du bist. Deutschland, Deutschland über alles in der Welt und Lob, Preis und Dank dem, der dich schuf: Otto von Bismarck.

K. St.





Der Krieg

Turgeniew läßt in seinem Roman „Väter und Söhne“ einen der Verehrer deutscher Kultur auf Kündigung also sprechen: „Ich gestehe in Demut, daß ich die Herren Deutschen nicht sehr liebe ... Vormals waren sie noch erträglich; sie hatten bekannte Namen: Schiller, Goethe z. B. ... Jetzt gewahre ich unter ihnen nur Chemiker und Materialisten.“

Ja, das sind wir: Chemiker und Materialisten und — was noch weit schlimmer — „Militaristen“. Einfach Rauhbeine. Treulos haben wir unsere „bekannten Namen“ vergessen, verleugnet haben wir den schönen, edlen Idealismus. Ach ja! „So lange wir uns im Reiche der Geister ergingen“, schreibt der Reichsratsabgeordnete Franz Jesser in der Zeitschrift „Deutsch-Österreich“, „so lange liebte man uns. Sobald wir uns mit den Dingen dieser Welt beschäftigten, wurden wir wieder zu Barbaren ...

Unsere deutsche fatale Gründlichkeit schlägt in den Werken der älteren französischen Geschichtschreiber nach, blättert in französischen Romanen, betrachtet französische Bilder und stellt fest, daß dieselben Vorwürfe gegen das deutsche Volk auch in den Jahren 1793, 1813, 1814 und 1815, 1830, 1864 und 1866 erhoben wurden. Auch damals, gerade in der Blütezeit der deutschen Musik, Dichtkunst und Philosophie, waren wir die Barbaren. Und seltsam — auch damals verbanden die Franzosen damit den Vorwurf, daß diese Barbarei den Massen des Volkes von den deutschen Gelehrten beigebracht werde, daß sie wissenschaftlich fundiert sei. Als Herd dieser Wissenschaft des Barbarismus galt der Tugendbund, und Napoleons Haß galt vor allem den deutschen Gelehrten und Philosophen. Nichts hat sich seit 100 Jahren an dieser Anschauung des Auslandes geändert als die Namen der Philosophen und Gelehrten — der Vorwurf des wissenschaftlich begründeten Barbarismus ist geblieben.

Es gehört zu den lustigsten Bocksprüngen der Logik, daß man den modernen Hunnen und Barbaren, den Menschen von tierähnlichem Wesen, gleichzeitig eine wissenschaftlich durchgearbeitete Organisation des Krieges, der Verwaltung, der Wirtschaft, des Handels und der Technik zuerkennt. Organisation heißt Einordnung,

heißt Fleiß und Gemeinsinn, erfordert Zusammenarbeit und Pflichttreue, ist ohne gründliche allgemeine Volksbildung und ohne tüchtige Berufsvorbildung nicht durchführbar. Solche Eigenschaften lassen sich nur dann ausbilden, wenn die Anlage dazu im Volkscharakter vorhanden ist. Sie als barbarisch zu bezeichnen, kann nur einem Menschen einfallen, der sich auch für das deutsche Volk an den Satz hält: Der Jude wird verbrannt! ...

Augenblicklich gelten als die Lehrer und Meister des deutschen Volkes Nietzsche, Bernhardi und Treitschke. Wiederum werden als Kulturfaktoren des ganzen deutschen Volkes einzelne Persönlichkeiten angeführt, deren tatsächlicher Einfluß auf die Massen überaus gering ist, dem aber jedenfalls mächtigere Kulturfaktoren die Wage halten.

An dieser falschen Beurteilung tragen wir selbst Schuld. Unsere literarische Kultur wurde von uns selbst als die deutsche Kultur bezeichnet, ihr gelten fast ausschließlich die Arbeiten unserer Forscher und an ihr üben unsere Literaten ihren mehr oder weniger treffenden Witz. Im Wirtschaftsleben, noch mehr aber im Kriege, treten die Massen als Schaffende und Handelnde hervor. Man sieht plötzlich ein andersgeartetes Volk, als man nach der im Auslande allein bekannten Buchkultur erwartete. Und so erklärt man denn das Unverständliche, Unbekannte dieses neuen Volkes durch Anwendung einer literarisch gebräuchlichen Terminologie. Nur so ist es zu erklären, daß Schriftsteller, Gelehrte und Politiker, die lange Zeit in Deutschland gelebt haben, ebenso arg enttäuscht wurden. Sie glaubten Deutschland zu kennen — und erfahren nun, daß sie nur eine sehr kleine Gruppe kennen gelernt haben und daß das deutsche Wesen nicht allein in den obersten gesellschaftlichen Schichten in die Erscheinung tritt, auch nicht durch die Künstler und Gelehrten dargestellt wird. So wenig es ein gleichförmiges deutsches Volkstum gibt, so wenig gibt es eine gleichförmige deutsche Kultur. Unsere Kultur ist in viel stärkerem Maße von der sozialen Gruppenbildung beeinflußt als irgend eine andere. Die Standeszugehörigkeit ist heute noch der stärkste Kulturfaktor! Gerade im deutschen Volke ist die Wirkung genialer Persönlichkeiten viel schwerer nachzuweisen als bei irgend einem anderen Kulturvolke; nirgends begegnen sie einem solchen Widerstande als in unserem Volke. Der deutsche Kritizismus duldet keine Alleinherrschaft einer Idee oder eines Systems.

Auch die großartige Organisation der deutschen Wirtschaft, der Verwaltung und des Heeres ist nicht irgendeinem philosophischen Systeme zu verdanken — sie ist endlich wieder einmal seit der Glaubensspaltung der Ausdruck einer gemeinsamen deutschen Kultur, die nicht von einer kleinen Schar gebildeter oder genialer Menschen vorgestellt wird, sondern von der ungeheueren Masse des Volkes. Unsere moderne deutsche Kultur ist kein Kunstprodukt aus gelehrter Werkstatt, sondern ein Naturgewächs, wurzelnd in der Arbeit und im Alltagsleben des Volkes. Das gestehen wir uns selbst noch nicht offen ein und dürfen uns daher nicht allzu sehr wundern, daß das Ausland die werdende Volkskultur nicht in ihren Wurzeln erkennt.

Das feindliche und das neutrale Ausland hat darum ein Gefühl der Unsicherheit gegenüber dem Deutschen — er ist immer so anders als man sich ihn

vorgestellt hat. Die es gut mit uns meinen, wollen uns ‚befreien', wollen uns wieder ‚uns selbst zurückgeben'. Im Daily Chronicle schreibt z. B. Jerome: ‚Wir werden es — wenn das deutsche Volk uns nicht selbst bis dahin die Mühe erspart haben sollte — von allen Mächten des Bösen befreien. Und dann wollen wir Deutschland dem nüchternen, geduldigen deutschen Volke zurückgeben. Und gereinigt durch Feuer, gestärkt durch viele Leiden, werden sie ein neues Deutschland aufbauen. Und wir werden Brüder sein.'

Auch Jerome glaubt also, daß die bisherige politische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung dem deutschen Charakter eigentlich nicht entspricht, daß sie ihm aufgenötigt wurde. Jeromes Auffassung scheint in England und wohl auch im übrigen Auslande die vorherrschende zu sein. Conan Doyle, der Österreich beschuldigt, daß es selbst den Mord von Sarajewo ins Werk gesetzt habe, um einen Kriegsvorwand zu haben, spricht von einem ‚friedvollen und harmlosen Deutschland' der Zukunft. Der Theologe Baker hofft, daß nach der Niederlage Deutschland wieder zu seiner alten Kultur zurückkehren wird, daß es dann wieder ‚wie eines Königs Tochter voll inneren Glanzes, dastehen wird, so wie es damals war, als es, uneinig und machtlos, Europa Musik, Dichtkunst und Philosophie schenkte'. Immer wieder ertönt der Kehrreim, auch im Munde der ‚Freunde': Deutschland hat kein Recht auf nationale Einheit, kräftige staatliche Entwicklung, blühendes Wirtschaftsleben, auf Wohlstand und höhere Lebensführung, am allerwenigsten aber das Recht im Rate der Großvölker ein entscheidendes Wort zu sprechen. Seine Bestimmung ist: der proletarische Lohnarbeiter der Weltkultur zu bleiben. Sein Heim ist die Dachkammer des Poeten und Träumers mit der Aussicht auf den unendlichen Sternenhimmel. Schillers ‚Teilung der Erde' scheint das Lieblingsgedicht des Auslandes zu sein.

Das deutsche Volk hat eine Schuld auf sich geladen, die ihm nie verziehen werden wird: es hat dem Auslande eine große Enttäuschung bereitet! Die seit langer Zeit aufgespeicherte Erbitterung wurde durch den Kriegsausbruch entfesselt — man hatte nicht mehr nötig den Anstand zu wahren und Rücksichten zu nehmen. Ein Schlammvulkan brach aus!

Noch hoffte man, daß das ‚unterdrückte' deutsche Volk, die von Preußen ‚unterjochten' süddeutschen Stämme die ‚Junkerherrschaft' abschütteln werden, daß das ‚verrottete' Österreich-Ungarn von Revolutionen erschüttert, hilflos der feindlichen Eroberung anheimfallen werde.

Und abermals erkannte das Ausland, daß es sich selbst belogen habe, daß gerade die Staatseinrichtungen der Zentralmächte sich leistungsfähiger erwiesen als die vielbewunderten Frankreichs und Englands. Das Ausland war an seiner empfindlichsten Stelle getroffen, in seinem Stolze auf die Vorbildlichkeit und Überlegenheit seiner Einrichtungen und Kulturen. Und weil diese Enttäuschung ein seelisches Ereignis für Millionen Menschen war, ist auch der Deutschenhaß ein Haß der Massen. Diese Enttäuschung beeinflußt auch das Urteil jener Männer, die sich vor dem Kriege unsere Freunde nannten, wenn auch mit einem unausgesprochenen Vorbehalte. Heute ist uns zur Gewißheit geworden, was viele von uns längst ahnten, daß auch das Lob unserer früheren Freunde eigentlich

nichts anderes war, als die wohlwollende Herablassung des gereiften Mannes gegen einen strebsamen Unmündigen. Es ist als ob alle diese Spitteler, Hodler, Jerome, Roosevelt, Nansen dem Michel wohlwollend auf die Schulter klopften: ‚Nur so weiter, mein Junge, aus dir kann noch was werden!‘ Kommt aber John Bull oder Madame La France um die Ecke, dann ziehen sie den Hut und lassen den Jungen unbeachtet auf der Straße stehen. Nicht nur unsere Feinde, auch die Mehrzahl unserer sogenannten Freunde gestehen uns im tiefsten Innern nicht das Selbstbestimmungsrecht zu. Wir sollen nicht selbst über unser Geschick entscheiden — wir sollen ewig Europa als Vormund dulden. Für die Rechte der Nationalitäten ziehen angeblich unsere Feinde ins Feld, nationale Staaten sollen errichtet werden — Deutschland aber soll zertrümmert werden. Und selten nur erhebt einer dieser Freunde in der Schweiz, in Skandinavien und Holland dagegen Einspruch! Heute wissen wir, daß auch sie nur einige Dutzend deutscher Bücher und musikalischer Kompositionen geliebt, niemals aber echte Sympathie für unser Volk und seine Volkskultur, für sein politisches und wirtschaftliches Wachstum gehabt haben. Wir sind ihnen die Eindringlinge! Und darum schließt sich das ganze Ausland gegen uns, die wir die Unruhe in die Welt gebracht haben, zusammen. Seine Wünsche gelten dem Versuche unserer Feinde, die beiden Zentralmächte zu zertrümmern, um das europäische ‚Gleichgewicht‘, wie es vor 1866 ausbalanciert war, wiederherzustellen ...“

Aber auch unter uns, erinnert Karl Alexander v. Müller in den „Süddeutschen Monatsheften“, waren es nicht die Schlechtesten, die inmitten einer scheinbar mehr niederreißenden als aufbauenden, dazu noch in die Ferne und Fremde strebenden Entwicklung, den Blick lieber auf die eigene heimische Vergangenheit zurücklenken wollten. Aber — schien, was sie uns anpriesen: das alte Deutschland, nicht manchmal weiter, fremder von uns abzuliegen, als das entfernteste Zeitgenössische?

Das alte Deutschland! ... Wie ein Märchen, ein Kindheitstraum taucht es in der Schilderung von Müllers vor uns herauf — — und doch, und doch!

„Noch umgab uns zwar trotz aller Schienenstränge und Drähte, trotz aller verunreinigten Flüsse und allen Fabrikgetöses das alte deutsche Land, der alte deutsche Himmel. Von den stillen Hochtälern der bayerischen Alpen, wo nur das Rauschen der Bergwasser und das Geläute der Herden die grüne Einsamkeit erfüllt, breitete es sich aus, jung und frisch wie vor alters, bis wo die See in sonniger Mittagstille wie fließendes Silber die einsamen Halligen Nordfrieslands umspült; von des Rheines ‚hochgesegneten Gebreiten‘ bis zu den Föhren und Sümpfen, durch die Nogath und Pegel schleichen. Noch immer an Wäldern reich und reich an fruchtbar trächtigem Land, an Bodenschätzen und schiffbaren Strömen; ein Abbild des Erdteils im kleinen, seiner Hochgebirge teilhaftig wie seiner Ebenen und Meere, aber im ganzen freundlich und anmutig, mannigfaltig und reich ohne Üppigkeit, nach Lage und Eigenart wie vor alters ein Land der Mitte.

Aber wie lange scheint doch die Zeit zurück — in Wirklichkeit sind's freilich noch keine drei Menschenalter — daß diese Natur in der Tat noch den größten Teil unseres Volkslebens umschloß, daß gut dreiviertel aller Einwohner auf diesem Lande lebten, daß selbst in seine Städte noch Ackerbau und Gärten weit und be-

herrschend hineindrangen! Daß die rastlose Menschenflut noch nicht eingesetzt hatte, die jetzt unaufhaltsam in die Steinmeere der Großstädte brandet, das neue Nomadenleben, das flüchtig in diesen riesigen Steinlagern umher und von einem ins andere zieht? Was sehen wir zuerst vor uns, wenn wir an dies alte Deutschland denken? Ein Land ohne Schlote und Eisenbahnen und mit nicht halb so vielen Menschen auf seinem Boden als heute. Dörfer, ungleich bunter als jetzt in volkstümlicher Bauart und Sitte, mit schnurrenden Spinnrädern und klappernden Weberschiffen. Alte Städtchen, wie hervorgewachsen aus Hügel und Landschaft, noch vom mittelalterlichen Mauerring umzirkt, mit Fachwerkhäusern und Stroh- und Schindeldächern, mit Mondschein über den zackigen Giebelfeldern und Chorälen von Stadtzinkenisten auf dem alten Turm. Kaiserpfalzen am Rhein und hohe Münsterkirchen, getäfelte Ratsstuben und Barockschlösser in üppigen Gärten. Eine trauliche, friedliche, still in sich geschmiegte Welt, aber in der bequemen Enge mit allem Zauber und Traum einer tausendjährigen Geschichte. Eine unendliche Mannigfaltigkeit von Residenzen und von Ländern jeder Größe, in buntem Gemenge durcheinandergewürfelt, voll reichen Wechsels von Landschaft und Stamm, Sitte, Religion und Regierungsform. Ein Land ohne Hauptstadt und ohne geistigen Mittelpunkt und ohne herrschende Gesellschaft, aber unerschöpflich an eigentümlichem, farbigem Leben, umwoben von einem heimlichen Duft von Sage, Märchen und Lied und tiefem inneren Leben.

Und was für ein Volk schwebt uns vor, wenn wir von diesem alten Deutschland reden? Ein Volk, noch umfriedet von einfacher, pedantischer häuslicher Zucht, naturnäher als wir, ohne die Hast, den Lärm, den aufreibenden wirtschaftlichen Kampf unseres Daseins. Schlicht, ja ärmlich nach unseren Begriffen, aber auch ohne Schwindelwesen und Reklame, bescheiden, sparsam, bis ins Innere wahrhaftig. Langsam und ungelenk, von hausbackener Derbheit, aber arbeitsam, beharrlich, gewissenhaft und gründlich und mit einem zähen Sinn für Ordnung und Rechtlichkeit. Sein eigentliches, wahres Leben aber ist aufs Innere, Geistige gerichtet. Dem strebt es nach, nicht mit Routine, nicht auf dem regelrechten, schon gebahnten Wege, nicht irgendwelchen äußeren Zweckes oder Erfolges wegen: sondern um der Sache willen, die sein Inneres ganz erfüllt, und mit allem kühnen Mut, mit allem Tiefsinn des Geistes und Gemütes eines hochbegabten Volkes. Liebevoll empfänglich nimmt es alle fremde Art in sich auf, das Ideal harmonisch humaner Bildung, das seine Besten erheben, ist vielseitiger, hochfliegender, menschlich freier als das der benachbarten Völker. In schöpferischer Innerlichkeit faßt es Welt, Natur und Menschendasein in schöner Einheit zusammen, aus eigenstem Leben quillt ihm Religion und Philosophie, Lyrik und Musik, und so tönt in still behüteter Reinheit ‚seine Seele von jedem Atemzug der Menschheit'. Verlangen und Sehnsucht mag uns ergreifen, wenn wir nach diesem Bilde zurückschauen, wie es manchmal in stillen Stunden wohl vor uns aufgetaucht ist.

Ist es wirklich so gewesen? entspricht dies Bild der Wahrheit? Und warum hat unser Volk dann diesen Zustand verlassen? Sind wir wirklich unserer eigenen Vergangenheit so entfremdet, wie es danach scheint — wie unsere Feinde uns heute vorwerfen?

Wie stand es denn mit diesem friedlichen, in stiller Sammlung nur dem Höchsten lebenden Deutschland, das alle Nachbarn, wie sie sagen, so geliebt und geachtet haben? Lag es wirklich wie auf einer fernen, seligen Insel, ganz außer aller harten, tatsächlichen Welt und all der Kämpfe um Macht und Wirtschaft, die diese immer erfüllt haben? Wenn man durch seine Gaue ging, von den masurischen Seen bis zum hohen Schloß von Heidelberg, von Stralsund und Fehrbellin bis zu den Türmen Regensburgs und zu den Ruinen des Hohentwiels, — gab es eine seiner Landschaften, die nicht überdeckt war mit Schlachtfeldern, nicht getränkt vom Blut seiner eigenen Söhne? Wie die Beulen am Leib eines Geschlagenen liegen die Wahlstätten in manchen Gefilden gehäuft, eine neben der andern, in der blutigen Ebene Sachsens, an den grünen Rebenhügeln des Rheins. Allerdings, seit Jahrhunderten war dies Deutschland, durch chaotische innere Parteiungen zerklüftet, durch ein unseliges Gleichgewicht aller Kräfte und Gegenkräfte gelähmt, aus der Reihe der Großmächte ausgeschieden; kein Feind konnte ihm nachsagen, daß es noch erobernd um sich greife; jedem Anteil an der großen Politik des Erdteils hatte es entsagt. Aber was war die Folge? Ein Stück nach dem andern rissen ihm die Nachbarn aus der alten Gemeinschaft seines Staates und seines Wesens: das Ordensland und die Baltischen Provinzen, Schleswig-Holstein und Pommern, Burgund und die Schweiz, Brabant und Holland, Luxemburg, Utrecht und Lüttich, Lothringen und das Elsaß — wie herabgefallene Felsen am Fuß einer Gebirgswand, so hat man treffend gesagt, lagen sie schließlich um den zerbröckelnden Staat. Alte fruchtbare Wechselwirkungen schnitt man diesem Land der Mitte mit ihnen ab, die alte Zusammengehörigkeit des Lebens und des Gedankens; all die Völkerscheiden wurden eingegraben, die uns heute rings umgeben. Keinen politischen Einfluß hat man uns gelassen, keinen wirtschaftlichen; keine Mündung eines unserer Flüsse, einen Zugang zum freien Meer: Rhein, Weser und Elbe, Oder und Weichsel, alle waren sie ‚fremder Nationen Gefangene‘. Auf unserm Boden aber rangen dann die Nachbarn miteinander um die Beute, über unsere Erde ergossen sie den Abschaum all ihrer Völker. Wie war es denn in der gepriesenen Zeit Goethes und Beethovens und Kants, in der Zeit, wo Schiller und Fichte, Herder und Hegel lebten, an die sie uns heute so gern erinnern? In Greueln und Demütigungen ohnegleichen haben sie uns, von jenem Dreißigjährigen Krieg an, die schwachen Reste unseres alten Staates, den Reichtum unserer alten Gesittung zerschlagen, wo sie konnten. Kein Volk hat die Schuld eigener Selbstentäußerung bittrer büßen müssen, keinem ist die Lehre grausamer eingeprägt worden, daß ihm keine andere Wahl bleibe in der Welt, als Hammer oder Ambos zu sein.

Nicht anders war es mit den gerühmten inneren Segnungen unserer Schwäche und Zerrissenheit. Wer mag im Ernst glauben, daß die Blüte des deutschen Geistes aus der Unwahrheit, aus dem Elend und Verfall des alten deutschen Staates entsprossen sei? Es ist freilich wieder wahr, neunzehn Geschlechter unserer Vorfahren, seit der Stauferzeit, haben ein einheitliches, mächtiges deutsches Reich entbehrt; der deutsche Staat war vielen, wie Gustav Freytag 1860 klagte, so fremd geworden wie Völkerwanderung und Kreuzzüge. Aber was Gutes ist ihnen dar-

aus gekommen? Im innern Leben der Völker so wenig wie im äußern zeigt uns die Geschichte ein ungestörtes, paradiesisch pflanzenhaftes Wachstum nur aus innerem verborgenen Gesetz, einen reinen, in sich notwendigen und abgeschlossenen Fluß der Dinge. Überall in Staat und Wirtschaft herrschen Streit und Macht, Verdienst und Schuld, Trieb und Wille des einzelnen. Auch in diesem alten zerrissenen Deutschland lebten sie wie in den aufstrebenden neuen Staaten ringsumher. Nur daß dort alle vom Ganzen abgelenkt waren aufs einzelne, daß jeder mit seinem Wollen aufs nächste, auf sich selber zurückverwiesen war. Nie war der Egoismus der Stände unter uns nackter und häßlicher als in den letzten Jahrhunderten dieses verfallenden Staatswesens, in dem kein politischer und kein geistiger Mittelpunkt, weder einheitliche Regierung noch Religion, weder Gesellschaft noch Interessen die auseinanderstrebenden Teile zusammenbanden. Eben er zerstörte schließlich jede Möglichkeit eines großen Gesamtunternehmens, jeden Schutz des gemeinsamen nationalen Besitzes, jedes Gefühl eidgenössischen Rechtssinns. Es gab schließlich gar keine Deutschen mehr, nur Österreicher, Preußen, Kurkölner, Reichsstädter, der Charakter des Volkes war ebenso zerstückelt wie sein Land. Und so wurde das Reich, das einst in Kraft und Stolz sich in der Mitte des Abendlandes erhoben und seine Führung in großen Jahrhunderten ergriffen hatte, nun seine Mitte in Ohnmacht und Dienstbarkei' und die klassische Stätte armseligen Kleinbürgertums, die Heimat der querelles allemandes und der misère allemande, die niemand tiefer verachtete als die Fremden, die davon den Nutzen zogen. In der dumpfen, eingeschlossenen Luft dieser Zeiten verkümmerte die deutsche Art in das Philistertum und die Untertänigkeit, in die kleinliche Krittelsucht und die verbissene Parteiwut gegen den Landsmann, in die enge Pedanterie und den verkröpften Schnörkelkram, in das ganze kleinmütig leidsame Wesen, in dem sie ihre eigene Vergangenheit verleugnete und vergaß, als hätte sie ihr nie zugehört. Dieser Niedergang blieb nicht etwa nur beim Politischen und Staatlichen stehen. Derselbe Knechtsinn, der mit Stolz fremde Fahnen über sich wehen sah und von den Pensionen fremder Höfe lebte, unterwarf auch Sprache und Sitte, Kultur und Kunst blind und schrankenlos dem ausländischen Vorbild. Es war eine Fäulnis, die das ganze Leben ergriff, das geistige wie das politische. Nicht aus ihr, trotz ihr und gegen sie haben wir alles errungen, was uns irgend eigentümlich und groß ist.

Es mag immer bezeichnend für den Deutschen bleiben, daß er im Geistigen und Inneren sich rascher und siegreicher gegen die fremde Herrschaft erhob als im Staatlichen. Aber dieser geistige Aufschwung — vergessen wir das nie! — war nicht minder ein Kampf um unsere nationale Freiheit wie später der politische. Was bei andern Völkern als die letzte Frucht der staatlichen Größe und Sicherheit zu folgen pflegt, die Höhe des geistigen und künstlerischen Lebens, ist ihr bei uns vorangegangen und hat sie vorbereitet. In ihr stieg unser Volk zuerst wieder zu selbständigem Leben empor und breitete sich herrschend über die Welt aus. Aber die Träger dieser Erhebung haben am eigenen Leibe erfahren müssen, daß es dem Menschen nicht gegeben ist, Geist ohne Körper zu bilden. Über sie selber hinweg rauschte der vernichtende Wettersturz der Revolution und der napoleonischen

Kriege, der nach dem letzten Rest des gemeinsamen Staates auch alles geistige Leben Deutschlands zu vernichten drohte. Sie selber haben in dieser äußersten Not den Schritt von der Menschheit und vom Einzelnen, von denen sie ausgingen, zum Volk und zum Staat bewußt und mächtig getan. Gerade das ist das hinreißend Große an jener Zeit der Freiheitskriege, die uns heute so viel näher steht als irgendeine andere, daß dasselbe Geschlecht, das seinem Volk im Geistigen und Individuellen die höchsten Kränze errungen, eben dies Geistige und Individuelle bescheiden wieder einordnete in die überindividuellen und naturhaften Zusammenhänge des menschlichen Lebens. ‚Zum Opfertod für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu.' ‚Nur wenn wir ein Vaterland, wenn wir die hochmenschlichen und hochpolitischen Ideen eines eigenen, einigen, kräftigen Volkes hätten, würden wir stehende Sitten, festen Charakter und Kunstgestalt gewinnen. Nur dann könnte das Höchste und Herrlichste der Menschheit aus solchen irdischen Wurzeln zu schimmernden Sonnenwipfeln erwachsen.' ‚Mit dem politischen Boden versinkt zuletzt jedes Recht und jedes Streben.' Aus dieser Ehe von Geist und Staat sind all die hohen Ziele für das neue Deutschland geboren, die der großen Einheitsbewegung des folgenden Jahrhunderts, der schwersten, die unser Erdteil gesehen, vorgeschwebt haben. Schritt für Schritt sind wir im Kampf mit der Umwelt und mit dem Erbfeind in uns selber auf diesem Wege fortgeschritten, der uns wieder in die Reihe der Großmächte und mit diesen ins Weite, über die Meere, in die erdumspannenden Bewegungen und Kämpfe der heutigen Welt geführt hat. Hier gab es kein Halten. Wer das Ende dieses Weges verwirft, der verwirft auch seinen Anfang, der verwirft nicht nur unseren Staat und unsere Wirtschaft, sondern auch die Blüte unseres geistigen Lebens und alle besten alten Kräfte unserer Geschichte mit ihr.

Denn jenes Geschlecht, das uns den Weg in die Zukunft wies, hat uns zugleich unsere Vergangenheit wieder erobert. Über die Zeiten des Niedergangs zurück ergriff und fühlte es in sich wieder die unverderbliche lebendige Kraft unseres Volkes. Hinter dem altgewordenen sah es wieder mit hohem Stolz das wirkliche alte Deutschland. In diesen selben Freiheitskriegen, da unsere Dichter und Philosophen wieder für die Heimat die Waffen ergriffen, da der Gedanke eines einigen Volksheeres wieder unter uns Wurzel schlug, da lebte in unserem Volk wieder auf, was wir heute jubelnd alle von neuem und nun noch mächtiger und hinreißender erlebt haben, das fröhlich heitere Heldentum der Väter. Wie lange war es unterbunden, erstickt gewesen in drückender Enge! Wie jammervoll war seine unzerstörbare überschwellende Kraft uns selber verloren gegangen — in den ungezählten Scharen von Landsknechten, Reisläufern und Söldnern, die der schlafenden Heimat müde, alle fremden Schlachten schlugen, von Fürsten, die alle fremden Throne bevölkerten, von kühnen Abenteurern und trotzigen Auswanderern, deren kolonisatorische Fähigkeit allen fremden Völkern zunutze kam. Nun fuhren sie endlich wieder in Spott dahin, jene strümpfestrickenden Soldaten der heiligen Pfaffengasse des alten Reichs, jenes kindische Kriegsspielzeug aus kleinen Duodezstätlein, das auf seinen Mützen die Inschrift trug: Gib Frieden, Herr, in unseren Tagen!, das das waffenfroheste Volk zum Hohn der Nachbarn erniedrigt hatte. Die zorn-

gemute Kraft des Hasses flammte wieder empor, die aus unseren alten Heldenliedern glüht, das unentbehrliche Gegengewicht unserer treuherzigen Gutmütigkeit, wenn wir nicht mit Schmach zugrunde gehen sollen auf dieser Erde. Heute genießen wir mit Zinsen alle Früchte jener gewaltigen Befreiung. Wer heute durch eines unserer Lazarette kommt, wo Verwundete mehrerer Nationen nebeneinander liegen, wen hat er nicht mit der Kraft einer Offenbarung getroffen, der fröhliche, strahlende Ausdruck — ja strahlend, es gibt kein anderes Wort —, mit dem unsere Soldaten in ihren Betten liegen! Das sind freilich nicht die Söhne der gedrückten, in Untertänigkeit eingetrockneten Bürger und Bauern des alten Reichs; aber die Enkel sind's jener sieghaften Helden, die vor zwei Jahrtausenden übermütig wie Knaben auf ihren Holzschilden die Schneehänge der Alpen herabfuhren vorm Angesicht des feindlichen Heeres, die singend und geschmückt in die Schlacht zogen wie zu einem Fest und deren sorglos wilder Ansturm wie eine Naturgewalt hereinbrach über ein sinkendes Weltreich. Mögen unsere Feinde nur glauben, daß es eine künstliche, austreibbare Seele sei, die in unserm neudeutschen, preußischen Militarismus lebe: Kraft von der ältesten Kraft unseres Volkes ist sie, lebendig und unüberwindlich wie je.

Und auch was sonst nach den eigenen Worten unserer Feinde die Stärke dieses neuen deutschen Reiches vor allem ausmacht, ist's nicht alles von unserem besten alten Erbgut, das jede unserer guten Zeiten geschmückt hat? Die Ordnung und die methodische Zucht, die unbeirrbare Sachlichkeit und die gewissenhafte Geduld, das Pflichtgefühl und die Treue bis ins Kleinste? Vom Übergeistigen und Spekulativen, vom Idyllischen und Privaten haben sie sich inzwischen auf die wirkliche Welt, aufs Praktisch-Technische, aufs Militärische und Wirtschaftliche geworfen, aber der belebende Geist ist der gleiche, hier wie dort. Das war im besten Stil jenes alten Deutschlands, das sie uns jetzt rühmen und als so tief versunken schelten, wie beim Ausbruch dieses Krieges die Blüte aller Schichten unseres Volkes, gerufen und ungerufen, zu den Waffen strömte: ohne eitles Lauttun und überhebliches Prahlen, wie zu einer selbstverständlichen Pflicht, in frohem Ernst, die alten ehrlichen Lieder auf den Lippen und die alte gute Treue im Herzen. Noch fühlen wir in uns, auch in der heißen Leidenschaft des Kampfes, den alten deutschen Geist der maßvollen Freiheit, der Gesetzlichkeit und Ordnung, das alte duldsame Verständnis für fremde Art. Aber zum erstenmal in einer großen geschichtlichen Stunde haben wir aus eigener Kraft unsere großen geschichtlichen Fehler völlig überwunden: die alte Zerrissenheit und den inneren Hader, auch in den neuen Formen, in denen sie immer noch unter uns lebendig waren, die Eigensucht und die Kleinlichkeit. Der ganze Reichtum unseres Wesens ist zum erstenmal zusammengefaßt in einer wunderbaren Einheit. Alle die flutenden Ströme, in die das unübersehbare Leben der Gegenwart unser wachsendes Volk gerissen, sind für heute wieder in ein einziges, gewaltiges, einheitliches Bett vereinigt, alle auseinanderstrebenden Kräfte um einen festen Mittelpunkt versammelt — um den ältesten, ursprünglichsten von allen, den mächtigsten, das Vaterland.

Und so grüßen wir dich heute mit neuem Sinn, alte Heimat, heiliges deutsches Land! Drohend umgellt dich von allen Seiten haßerfüllter Mordruf der Feinde.

Aber nicht mehr wie einstmals in Zeiten der Schmach liegst du ihnen als ohnmächtige Beute zu Füßen. Gelassen und ruhig stehst du wieder in ihrer Mitte, eine mächtige Herrscherin ..."

Erst nach unserem Siege, sagt Hermann Oncken in seinem „Gruß an die Deutsch-Amerikaner", werden unsere Freunde unter den einzelnen und unter den Völkern hervorschießen wie die Pilze nach dem Regen: „In dem größten Augenblicke unseres nationalen Lebens stehen wir einsamer inmitten der Völkersympathien, als wir dachten; und auch dieses Erlebnis werden wir nie vergessen ... Nicht allein die besiegten Gegner, sondern auch die anderen, die ohne Not sich in Gehässigkeiten gegen uns wälzten, werden die Erfahrung machen, daß wir als eine im Inneren verwandelte, als eine stolze und harte Nation aus diesem Kriege herauskommen werden."

Als die Nation — Bismarcks!





Zwischen den Schulstunden

Das preußische Kultusministerium hat angeordnet, daß die Bismarck-Gedenkfeier entweder klassenweise in einer der letzten Geschichtsstunden oder gemeinsam für die ganze Schule unter Ausfall einer Unterrichtsstunde begangen werde. Das sieht ganz so aus, als ob man in Preußen den Huldigungsakt für den größten Staatsmann Deutschlands als eine beschwerliche Pflichtleistung, als eine unliebsame Mehrbelastung des ohnehin durch Siegesfeiern beeinträchtigten Lehrplanes empfindet. In einer nachträglichen Anwandlung von Geschamigkeit ist die überall mit Kopfschütteln aufgenommene Anordnung der obersten Schulbehörde Preußens mit dem lahmen Hinweis entschuldigt worden, daß der hundertjährige Geburtstag Bismarcks ja eigentlich in — die Osterferien falle.

Die „Tägl. Rundschau“ spricht uns und vielen anderen aus der Seele, indem sie zu diesem betrüblichen Vorgang bemerkt: „Wenn ein Prinzlein geboren wird, wenn eine Prinzessin Hochzeit hält, so fällt die Schule aus, und wir finden das ganz in der Ordnung: Warum denn nun aber so pedantisch geizen mit den Schulstunden, wo es gilt, dem größten Deutschen am Vorabend seines hundertjährigen Geburtstages zu huldigen? Noch dazu in dieser Zeit, wo unser Volk unerhörte Opfer bringt an Gut und Blut, um gegen eine Welt von Feinden sein Vermächtnis zu schützen!“

*

Vom „zeitgemäßen“ Zeitungsroman

Spürt man jetzt selbst im letzten Lokalblättchen etwas von der durch den Krieg herbeigeführten Hoch-Zeit des deutschen Gedankens und der damit zusammenhängenden Entwertung der politischen Phrase, so scheint diese erfreuliche Wendung vor den Beiträgen „unterm Strich“ meistens ausgeschaltet zu sein. Besonders der Zeitungsroman plätschert zum überwiegenden Teile im seichten Fahrwasser leichtester und unbedenklichster Schriftstellermache dahin. Auch größere und größte Tageszeitungen, verbreitete Modezeitungen und besser seinwollende Unterhaltungsbeilagen bilden keine rühmliche Ausnahme. Freilich: der Zeitströmung trägt der Zeitungsroman durchaus Rechnung, seine Handlung ist mit allen Fasern bei den Vorgängen des jetzigen Krieges. Man ist sich beim Lesen dieser künstlerisch ganz wertlosen Augenblicks-Machwerke im Zweifel, ob man mehr über die Schnellarbeit der „zeitgemäßen“ Verfasser und Verfasserinnen staunen, oder sich darüber entrüsten soll, mit welcher Leichtfertigkeit sich diese sauberen Zeilenschmocks der großen Ereignisse auf den Schlachtfeldern bemächtigen. Vielleicht ist die wirksamste Kritik solches schriftstellerischen und nationalen Unfugs erbarmungslose Satire. Ein sächsisches sozialdemokratisches Blatt scheint mir hierfür den rechten Ton getroffen zu haben, indem es eine Satire unter dem Titel bringt: „Treu bis in den Schützengraben. Kriegsroman aus der Gegenwart von Anny Wütherich.“ (Es ist nicht schwer, unter diesem

Namen den einer fruchtbaren Tagesschriftstellerin zu erkennen!) Einige Beispiele daraus:

„Inzwischen hatte sich Horst zu seinen treuen Märkern begeben, die jubelnd und mit Helmschwenken den geliebten Führer empfingen.

‚Heute gilt es, Jungens,' redete Horst die blondbärtigen Hünen mit blitzenden Augen an, ‚der Kaiser wird selber zusehen, wie wir die Franzosen von den Höhen von Bregny vertreiben, 14 französische Offiziere und 1130 Mann gefangennehmen, 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre und einen Scheinwerfer erobern werden.' Ein brausendes dreifaches Hurra war die Antwort. Wären sie dem geliebten Führer doch selbst in die Operette ‚Krümel vor Paris' gefolgt."

Und eine andere Stelle:

„Horst-Adelmar von Böhmisch-Dörfern war seinen treuen Märkern weit voraus. Sein Säbel troff noch vom Blute des französischen Obersten, den er soeben niedergehauen hatte. Da entdeckte er zu seinem Schrecken auf dem nächsten Hügelkamme 6 feindliche Maschinengewehre ... Hier mußte schnell gehandelt werden. Wohl wußte Horst, daß ihm der Tod drohte, aber er sagte sich: ‚Das Vaterland ist eine Sache, die vorgeht.' Das letzte Häuflein der märkischen Grenadiere sammelte sich um ihn, Horst selbst ergriff die geliebte Fahne, und im Sturm waren die 6 Maschinengewehre genommen! Deutschland, Deutschland über alles! Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Horst war unverwundet, obgleich sich das Feuer der 6 Mordmaschinen ausschließlich auf seine Heldenbrust konzentriert hatte.

‚Ein Wunder hat mich gerettet', schluchzte er, den Helm zum Gebet abnehmend. Helmtraut wird glücklich sein, und Anny Wütherich kann die nächste Fortsetzung schreiben."

Ist diese Satire nicht wirklich erfrischend und befreiend? Eine beiläufige Frage: Wollen sich die meisten bürgerlichen Zeitungen in ihrem Unterhaltungsteil auch weiterhin von den sozialdemokratischen beschämen lassen, die fast ausschließlich besseren Unterhaltungsstoff bringen und nicht verfehlen, gute Gaben aus der literarischen Schatzkammer unseres Volkes darzubieten?

O. Sch.

*

Ehren-Findlay

Wäre Sir Findlay als Privatmann bei seinem Verbrechen — der Beseitigung eines Mitmenschen durch einen bestochenen Dritten — ertappt worden, jeder englische Richter hätte ihn verdammt, „gehängt zu werden bis zum Tode". Aber Sir Findlay handelte bei der Einleitung seines mit teuflischer Tücke erdachten Mordplanes gegen Sir Roger Casement im Auftrage der britischen Staatsregierung, für die derartige Unternehmungen gar nichts Ungewöhnliches bedeuten. Ein Blick auf die politische Vergangenheit Englands lehrt das, die so blutrünstig und schmutzbefleckt ist, wie kaum eines anderen „Kultur"staates Geschichte. Das eigentlich Denkwürdige an dem Fall Findlay ist also für uns, die wir unsern Vetter gründlich erkannt haben, nicht, daß eine solche erbärmliche Tat überhaupt geplant werden konnte; weit merkwürdiger als das ist das Verhalten der Neutralen dieser Enthüllung gegenüber. Von einzelnen wenigen Stimmen abgesehen, wo blieb der Sturm der Entrüstung gegen Barbarei und Unmoral, die bei dem Reimser Kathedralen-Rummel und bei anderen Anlässen so urgewaltig aus der Biederbrust der Neutralen hervorbrach?

Entrüstung? Die hat es nirgends rings im Kreise gegeben, nur hier und da eine verlegene Bemerkung von wahrscheinlich demnächst zu erwartender „Aufklärung". Es richteten sich wohl über das Kampfgetümmel hinweg sekundenlang die Augen nach Christiania und nach London. Aber Christiania blieb stumm und London auch.

Und Sir Findlay ist noch immer Königlich Britischer Botschafter in Norwegens Hauptstadt — — —

*

Die Pretiösen

Eine Bemerkung von Rudolf Huch aus der Aufsatzreihe „Germanendämmerung" („Tägl. Rundschau"):

Was auch die Zukunft bringen wird, man sieht schon jetzt, daß eine Sorte entschlossen ist, zu bleiben, wie sie war: die Pretiösen. Ein deutsches Wort gibt es bezeichnenderweise nicht für sie. Wenn man sich je getrieben fühlt, ein Buch in die Ecke zu schleudern, so ist es da, wo man auf die Perlen der Pretiösen stößt. Daß diese Menschen sich vor der großen, furchtbaren Zeit nicht schämen! Daß sie sich nicht darauf gestoßen fühlen: nur das vollkommene Schlichte darf sich jetzt hervorwagen, aus dem einfachen Grunde, weil es das allein Echte, das allein Wahrhaftige ist!

Soll man auch hier den Namen Hindenburg nennen?

Pompöse Werke und platter Sinn, das ist heute noch unerträglicher als sonst. Schlechtester moderner Betrieb: hochtrabende Aufmachung und innen Schund.

Aber die Pretiösen wollen das alles nicht fühlen, dürfen es nicht, wenn sie nicht schweigen wollen; in ihren Seifenblasen verbirgt sich das klägliche Nichts. Alle, die etwas auszusprechen haben, so viel und wenig es sei, sind natürliche Bundesgenossen wider die Pretiösen. Gewiß, es hat sie immer gegeben und wird sie immer geben. Zu erreichen ist nur eins, aber das wäre auch viel: sie müßten auf ihr gottgewolltes Publikum beschränkt werden, auf schöne Seelen und leere Schädel.

*

Entlarvt!

Ein Sozialdemokrat hatte kürzlich unter dem Decknamen „Parabellum“ in einem Schweizer sozialdemokratischen Blatt u. a. geschrieben:

„Wenn unsere Arbeit (nämlich die des revolutionären Teils der Sozialdemokratie) schon einen größeren Kern von Klassenkämpfern gesammelt hat, da gehe man bei entsprechendem Anlasse auf die Straßen; mag die Regierung die Landsturmleute gegen Proletarier aufbieten, die Brot und Frieden fordern.“

Der „Voss. Ztg.“ ist es nun gelungen, dem geheimnisvollen „Parabellum“, der hier den deutschen Arbeitern den Aufruhr empfiehlt, die Maske herunterzureißen. Unter dem Namen verbirgt sich nämlich ein Herr Sobelsohn, der irgendwo „außerhalb der deutschen Grenze zuständig“ ist und früher in der russisch-polnischen Sozialdemokratie eine Rolle gespielt hat, bis er wegen ehrenrühriger Handlungen wider fremdes Eigentum aus der Partei ausgeschlossen wurde. Dann beglückte er Deutschland mit seiner Gegenwart und trat hier unter dem Namen Radek (übersetzt: der Dieb) auf. Er hat der deutschen Partei gewaltige Schwierigkeiten bereitet, bis der deutsche Parteivorstand die Entscheidung traf, daß er nicht Mitglied der Sozialdemokratie sein könne.

Trotz dieser anrüchigen Vergangenheit und des doch mehr als offensichtlichen gegenwärtigen Wirkens des Herrn Sobelsohn haben gutgläubige Genossen ihn doch gegen den Verdacht des Spitzeldienstes in Schutz nehmen zu müssen geglaubt. Das Ausland, das wohl nicht nur einen Sobelsohn in die deutsche Sozialdemokratie einzuschmuggeln unternommen haben wird, mag sich über die Vertrauensseligkeit der deutschen Sozialdemokraten ins Fäustchen lachen.

*

Wenn sie heimkehren

Aus einem längeren Aufsatz Erich Schlaikjers in der „Welt am Montag“ sei diese Stelle herausgehoben:

„In den Feldpostbriefen der dänischen Presse meiner nordschleswigschen Heimat klingt, neben ernsten religiösen Betrachtungen, immer dieses Leitmotiv durch: ‚Wir sind Männer geworden, draußen in den Schützengräben in Flandern. Die unausgesetzte Nähe des Sterbens hat uns hart gemacht. Wir verachten ruhig den Tod. Aber wir sind zugleich weich geworden und teilen alles mit unseren Kameraden. Furcht und Ängstlichkeit und Unsicherheit sind von uns abgefallen. Wir fühlen, daß wir eine schwere Prüfung durchgemacht und bestanden haben. Der soll erst kommen, vor dem wir uns hinfort verkriechen. Möchten wir nur lebendig davonkommen,

damit wir als erprobte und gehärtete Männer den Boden Nordschleswigs betreten könnten.'

Was hier aber von den dänischen Nordschleswigern gilt, gilt in gleichem Maße von allen Söhnen unseres großen Reiches. Wenn die Millionen dieser heroisch tapferen Krieger unter dem Farbenjubel der Fahnen ihren Einzug in die Heimat halten, werden wir ein Kapital an unbeugsamer Manneskraft im Lande haben, das wir sonst nicht hatten.

Mögen wir dann sorgsam umgehen mit diesem raren Geschenk, und möge niemand so vermessen sein, mit der toderprobten Kraft der heimgekehrten Männer ein schädliches Spiel treiben zu wollen."

*

Paris am Verröcheln

Wir haben nicht ohne Ergötzen Schilderungen gelesen, die feindliche Blätter von der verröchelnden Reichshauptstadt gaben. Daraus ließ sich ersehen, wie an sich belanglose Tatsachen, gehörig aufgebauscht, dem phantasiebegabten Berichterstatter die Farben für sein düsteres Bild herlieh. Um so merkwürdiger und nicht gerade erfreulich ist es, daß ein großer Teil der Presse blindgläubig einem Bericht die Spalten geöffnet hat, der ganz nach demselben Schema das „einst so strahlende" Paris verröcheln läßt. Wie sich das Seinebabel jetzt unter der unbarmherzigen Kriegsfuchtel ducken muß, wie Aschermittwochstimmung auf allem und jeden liegt und aus der steinernen Fratze des Häusermeeres nur Angst, Not und Verzweiflung stiert — das ist in diesem Feuilleton so ungemein spannend dargestellt, wie Tante Minna und Onkel August es sich nur wünschen können. Und sie werden befriedigt die Zeitung aus der Hand legen mit dem stillen Vorsatz: Wenn's in Paris schon so ausschaut, dann wird es mit dem Krieg nicht mehr lange dauern, und dann können wir unsere Brotkarten rund herum ratzekahl abessen, und die Goldstücke lassen wir lieber im Strumpf, und Messing und Kupfer, das schon zum Abholen bereitlag, kann ruhig wieder in die Rumpelkammer wandern — —

Das ist die Gefahr, die solche offensichtlich für den Abnehmer besonders zugestutzten Berichte bergen. Wir müssen uns hüten, selber die Mittel anzuwenden, die wir beim Feinde lächerlich oder verächtlich finden. Entkleidet man den unter neutraler Flagge an uns geleiteten Bericht Zeile um Zeile seines Beiwerks, so ergibt sich, daß auch in Paris der Straßenverkehr eingeschränkt ist, daß es dort genau wie in Berlin Frauen gibt, die den Schaffnerinnenberuf ausüben, und Läden, die wegen Einberufung geschlossen sind. Und wenn sich Paris des Nachts in Dunkel hüllt, um gegen Luftangriffe geschützt zu sein, so ist das eine Maßnahme, die genau so dem Geist der staatlichen Vorsorge entsprungen ist, wie etwa bei uns das Rationensystem, das nicht minder tief in unsere Lebensführung eingreift. Hüben wie drüben sind, dem Ernst der Zeit entsprechend, die Unterhaltungskonzerte in den Lokalen verboten worden, man lebt von Zeitung zu Zeitung, und die Losung heißt: Geduld und Warten.

Was ist da Sonderbares bei? Wo Europa von Fieberschauern durchschüttelt wird, sollen die Hauptstädte unberührt bleiben? Die Anzeichen einer schweren Krisis sind hier wie dort wahrnehmbar. Und wenn sie sich in Paris wirklich um einige Grade stärker äußern als in Berlin, wir sollten daraus nicht zu weitgehende Schlüsse ziehen!

*

Vor vierzig Jahren

Man braucht nur die Karte des Deutschen Reiches anzusehen, um zu erkennen, wie wir dran sind. — Was wir zu erwarten haben, wenn Rußland sein Heer zur Zufriedenheit ausgebildet, wenn es alle seine Eisenbahnen ausgebaut haben wird, das ist ebenso schwer vorauszusagen, als es schwer vorauszusagen ist, was in fünfzig Jahren ein aus dem Marke Europas großgesäugtes Amerika uns zumuten dürfte. Das eine wie das andere Land wird in die politischen Flegeljahre kommen. Rußland wird in einem Vierteljahrhundert gegen Europa in derselben Art vorgehen, in welcher es jetzt gegen Mittelasien vorgeht. — Weniger schwer

wiegt der Umstand, daß mit Belfort den Franzosen ein Einfallstor in Deutschland geblieben ist. Zur völligen Sicherung unserer Westmarken ist bei der Unzuverlässigkeit der belgischen Neutralität der Besitz Luxemburgs fast, der Belforts ganz unbedingt nötig. Wir dürfen dem unruhigen Nachbarn den Kamm der Vogesen nicht lassen und müssen alle Stellen in Besitz haben, an welchen dieser Kamm durchbrochen ist."

Das schrieb Paul de Lagarde („Über die gegenwärtige Lage des Deutschen Reiches") im September 1875. Heute schreiben wir 1915.

*

Auch das noch!

Daß uns in diesen Zeitläuften, wo die Blätter voll sind von Mahnungen, Ratschlägen, Verordnungen, wie wir mit unserem täglichen Brot haushalten sollen, daß uns in dieser „durchzuhaltenden" Brotkartenzeit mit dem abnehmenden „Leichtgewicht" ganze Kornfelder vom lieben Wild, von Hirschen, Rehen und Fasanen und was da sonst fleucht und kreucht, abgefressen werden, — ist ein Scherz der Geschichte, der aber vielleicht nicht alle Inhaber besagter Karten gleichmäßig erheitern wird. Ist man schon in der schlesischen Landwirtschaftskammer, deren führende Mitglieder als Großgrundbesitzer doch meist begeisterte Jäger sind, übereingekommen, daß der Schaden abgestellt werden müsse, so nehmen die Beschwerden, Klagen, No'schreie aus den Kreisen der kleinen Besitzer schier kein Ende. So heißt's in einer der zahlreichen Zuschriften an die Breslauer „Volkswacht":

„Die Saaten in Ober-Poischwitz, Jakobsdorf und Klonitz leiden furchtbar unter der Masse des austretenden Wildes. Ganze Flecken Saaten sind fast kahlgefressen. So hat zum Beispiel eine Frau, deren Mann im Kriege ist, einen Morgen Weizen gesät, den die Fasanen total ruiniert haben. Ob von der zweiten Aussaat was Ordentliches wird, ist noch eine große Frage. Mein Kornfeld ist so abgefressen, als ob ich überhaupt nicht gesät hätte. Mit Angst und Bangen gehen die kleinen Leute an die Frühjahrsbestellung, denn sie sagen sich jetzt schon, daß das Wild doch das meiste verderben wird. Es kann doch unmöglich so weitergehen. Ganz unmöglich ist es, zwischen den Rüben einiges Gemüse zu ziehen, denn das Wild reißt die kleinen Pflanzen doch heraus, wie es mir schon so oft ergangen ist."

Bevor wir von der durchgreifenden Erfindung eines Gelehrten Gebrauch machen und — Stroh zu „Brot" vermahlen und verbacken, wird es sich vielleicht empfehlen, die Zahl der Tischgäste aus dem Tierreich ein wenig einzuschränken. Ohne der armen Kreatur oder dem „edlen Waidwerk" zu nahe zu treten —: Wir haben jetzt doch andere Sorgen. Gr.

*

Der Wert des Lebens

Gerade da der Tod so schnell und wahllos geworden ist und das Leben so bedeutungslos, da erst — schreibt Kurt Münzer im „Tag" — sehen wir, wie teuer jedes Leben ist. Es wird ja gebraucht, es hat einen Zweck wie noch nie. Überflüssige und unglückliche Existenzen bekamen plötzlich einen Sinn. Nichtstuer kamen zum Handeln, Schwärmer fanden die Wirklichkeit. Weichlinge dürfen erstarken, Genüßlinge Erkenntnis des großen und wahren Tuns erlangen. Der Prolet atmet dieselbe Luft wie die Großen der Erde, und die Stände sind ausgelöscht. Man ist „Mann", und das einzige Verdienst ist Gesinnung, Mut und Glaube. Der Arbeiter kann Ritter werden. Und die auf seidenen Kissen lagen, lernen das Stroh des Armen kennen. In der Stunde, da der Tod sie für Kugel und Schrapnell zeichnet, geht ihnen Sinn und Wert des Lebens auf. Die es vielleicht oft schon hatten von sich werfen wollen, finden es nun unersetzlich. Und denen es als kostbarstes Gut erschienen war, erreichen jetzt vielleicht die Größe, es freudig zu opfern für ein Höheres und Allgemeines.

Der Tod hat keine Schrecken mehr für uns. Nur die Leidenden jammern uns, die

Zerschossenen und halb Lebenden. Der Tod hat eine Herrlichkeit gewonnen, die blendet. Jene Hügel, die so bald verschwinden werden, scheinen uns schöner und ewiger als alle steinernen Sarkophage und Kapellen, die den Toten auf den Friedhöfen des Friedens errichtet werden. Der Krieg hat das Gespenst der Todesfurcht aus der Welt gejagt. Unsere Alltagsempfindung ist Mut; aber der Alltag ist auch feierlich und festlich geworden.

Wie unendlich haben sich die Herzen geweitet! Einst haben Schiffsuntergänge, wo ein paar Hundert ertranken, unsäglich furchtbar darin nachgehallt. Jetzt haben wir den nächtelangen Schrei gehört, mit dem viele Tausende in den masurischen Seen und Sümpfen erstickten, und das Echo verklang so schnell in uns, und unsere Herzensweite wartet — herrlich grausam auf neuen Todesschrei; herrlich erhoben auf Glockensiegesklang und Friedensruf. Nur mit dem Tode ist ja das Leben zu erkaufen, und Unbarmherzigkeit ist im Kriege die einzige Humanität. Um ihn zu beenden, muß man Leben mähen wie Wiesen und Felder.

*

Nur unsere Feinde nicht kränken!

Kürzlich, so schreibt der preußische Landtagsabgeordnete D. Gottfried Traub in der „Voss. Ztg.", hörte ich jemanden öffentlich aussprechen: „Wir dürfen keinen Frieden schließen, der unsere Feinde kränken würde." Ob wohl ein Engländer oder Russe oder Franzose so reden würde? Die Antwort ergibt sich von selbst. Heute heißt es sittlich gehandelt, das deutsche Volk mit allen Mitteln gegen die Gefahren sicherzustellen, die ihm von einem politischen Erstarken seiner Feinde drohen können. Gerade wer seine Kinder liebt und die Toten unter dem feindlichen Rasen nicht vergißt, wird sich nie auf solch weiche Töne einlassen, daß man unsere Feinde nicht kränken dürfe in einem künftigen Frieden. Krieg bringt Neuschöpfung. Wer sich davor fürchtet, ist nicht geschickt, zu handeln. Die Geschichte will wieder neu begonnen werden. Wer aber Grundlagen legt, braucht den Mut, Neues zu schaffen. Wer im alten Gleise fortfahren will, wer sich nicht getraut, Geschichte zu machen, sondern wer nur Geschichte zu erben imstande ist, der wird in Kriegszeit nicht das Wort finden, auf welches gerade ein siegbereites und opferwilliges Geschlecht wartet. Der einheitliche Wille des Volkes geht dahin, daß der Reichsbau für die Zukunft nicht nur möglichst unverletzbar, sondern auch so geräumig sein muß, daß das Volk Zukunftsmöglichkeiten vor sich sieht. Wo nach unendlichen Opfern, nach unsagbar eingreifendsten Veränderungen ein sichtbarer Erfolg ausbleibt, da lähmt man das Volk. Wir wünschen Erfolge, die zu neuer Arbeit, zu neuer Verantwortung führen. Wer sich vor größerer Verantwortlichkeit scheut, handelt nicht sittlich. Einem einzelnen kann man einen Verzicht zumuten. Einem Volk muß man die Möglichkeit zu größeren Leistungen geben.

*

Bitte, mehr „Barbarei"

In der „Frankf. Zeitung" steht folgender Bericht über eine Kunstausstellung in Brüssel: „Um der Not unter den nicht in das Ausland geflüchteten belgischen Malern und Bildhauern nach Kräften zu steuern, wurde der Kriegszeit zum Trotz eben hier ein Salon des Beaux Arts eröffnet, der durch eine Tombola, in der jedes Los gewinnt, das Publikum zum Besuch und zu Ankäufen anzuregen sucht. Unter den Ausstellern begegnen wir einer Reihe der bekanntesten Namen der belgischen Malerei ... In belgischen Künstlerkreisen war man gespannt, zu erfahren, wie sich die ‚Barbaren' zu ihrem Unternehmen stellen würden. Gleich am Eröffnungstag bemerkte man mehrere deutsche Uniformen, und das erste Bild, das verkauft wurde, hatte einen deutschen Liebhaber gefunden."

Ich bin in diesem Fall mit unsern „Barbaren" gar nicht zufrieden. Erstens wird der nächst beste belgische Straßenbengel — er kann einen sehr guten Anzug, ja sogar einen Weiberrock tragen — die Sache dahin drehen: Mit dem Geld, das sie von uns erpreßt,

können diese Boches gut Bilder kaufen. Zweitens herrscht auch unter den deutschen Künstlern so große Not, daß jede verfügbare Mark ihnen zugute kommen müßte. Drittens und hauptsächlich aber, sollen wir uns endlich abgewöhnen, uns bei unsern Feinden um Zeugnisse des Wohlverhaltens zu bemühen.

Es kann nicht oft und fest genug eingeprägt werden, daß jedes andere Benehmen, als stolzes Herrenbewußtsein, von unsern Feinden falsch gedeutet, als Schwäche beurteilt und verhöhnt wird. Die Romanen sind ganz anderes gewöhnt. Das zeigt der Fall Puccini. Der italienische Opernkomponist hatte in einem Brief an den deutschen Bühnenverein mitgeteilt, daß er sich jeder Kundgebung gegen Deutschland enthalten habe. Daraufhin wurde er von der französischen Presse unflätig beschimpft und von den französischen Theatern boykottiert. Und der Herr Italiener? Er hat durchaus Verständnis für diese radikale Behandlungsweise seiner romanischen Artgenossen. Ja, er versteht überhaupt nur eine solche Behandlung, und darum kriecht er zu Kreuze. Er telegraphiert dem Pariser „Journal“, jener Brief an den deutschen Bühnenverein sei apokryph. Nun wird der Brief in der „Deutschen Bühne“ im Faksimile veröffentlicht und damit Herr Puccini als ... Gewiß, das ist eine Lumperei, und für Barbaren schickt sich derartiges nicht. Aber die patentierten Kulturinhaber wollen wir doch als das behandeln, was sie sind. K. St.

*

Ein Kernfauler

Während die Deutsch-Amerikaner die größten Anstrengungen machen, um in der Frage der Kriegslieferungen eine Änderung in der deutschfeindlichen Haltung der Washingtoner Regierung herbeizuführen, ist ein naturalisierter, in Kiel geborener Amerikaner seinen Landsleuten in den Rücken gefallen. Der eigentümliche Held heißt Dr. Kuno Francke und wirkt seit 1884 an der Harvard-Universität. Er war früher ein eifriger Förderer der deutschen Interessen, so daß er von unserer Regierung und von Privatleuten eifrig unterstützt wurde und ihm für das Germanische Museum in Harvard große Mittel zur Verfügung gestellt worden sind. Seiner Dankbarkeit für die ihm in Deutschland bewiesene Unterstützung lieh dieser Wackere dadurch Ausdruck, daß er am 3. Februar in der „New York Times“ die gehässigsten Angriffe gegen Deutschland veröffentlichte. Er gibt in seinem Schreiben an das Jingoblatt gnädigst die „Berechtigung“ der deutschen Sache zu, erklärt aber im selben Atemzuge, daß ihm seine „Pflicht als amerikanischer Bürger“ höherstehe. Deshalb will er alles vermieden wissen, was Amerika in einen Konflikt zu England bringen könnte, und die Schlotterangst vor der britischen Ungunst entpreßt ihm folgendes klassische Neutralitätsbekenntnis: „Was ich mich als amerikanischer Bürger zu unterstützen verpflichtet fühle, ist eine Politik, die sich streng (!) innerhalb der jetzt anerkannten Satzungen der Neutralität hält, obwohl zu meinem Bedauern diese Politik durch Umstände, welche sich der Kontrolle der Vereinigten Staaten entziehen, praktisch zum Vorteil von England und zum Schaden Deutschlands ausfällt.“ Schließlich tadelt er noch den Zusammenschluß der Deutsch-Amerikaner und hält seinen Landsleuten vor, wie verkehrt es sei, wenn diese ihr Deutschtum betonen wollten.

Es ist der Geist der Harvard-Universität, der aus diesem kläglichsten aller Deutschenfresser spricht. „Die Harvard-Universität“, nagelt der bekannte Historiker Geheimrat Ed. Meyer in der „Voss. Ztg.“ fest, „diese Hochschule, die für sich den Vorrang unter den amerikanischen Universitäten beansprucht, zugleich diejenige Universität, welche zuerst den Professorenaustausch mit Deutschland ins Leben gerufen hat, nimmt jetzt in der antideutschen Agitation eine führende Stelle ein. Einladungen an deutsche, in Amerika weilende Gelehrte zu Vorträgen hat sie zurückgenommen, weil das „die Neutralität verletzen würde“, aber französische Professoren sind ihr willkommen, desgleichen japanische — wie lange noch? —, und in diesem Januar hat Präsident Lowell die Professoren von Löwen eingeladen, im nächsten Winter in ihren Lehrkörper einzutreten.

Derselbe Präsident Lowell, Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Berlin, hat eine Eingabe an den Präsidenten Wilson unterzeichnet, in der er gegen den Plan einer Unterdrückung des **Waffenhandels mit den Verbündeten Verwahrung eingelegt**, weil das ein Bruch der **Neutralität** sein würde, also dieselbe Theorie, die Professor Kuno Francke so schön begründet hat.

Für Deutschland aber ist das Ergebnis, daß der **Professorenaustausch** mit Harvard **aufhören** muß, jetzt und für alle Zukunft. Sollte doch der Versuch gemacht werden, ihn wieder ins Leben zu rufen, so hoffen und vertrauen wir, daß sich kein deutscher Gelehrter so erniedrigen wird, der Aufforderung, an dieser Universität zu lesen, Folge zu leisten."

Ja, wir hoffen und vertrauen — — —

Briefe

Aus dem Schützengraben. Unsere „Feldgrauen" draußen sind als echte „Barbaren" eifrige Leser geblieben und haben auch im blutigen Waffenkampf die echt deutsche Lust zum geistigen Streit nicht eingebüßt. So hat unsere am Schluß eines Artikels „Unser tägliches Brot" (Heft 9, S. 631) ausgesprochene Bitte um Antwort aus dem Schützengraben reiche Erfüllung gefunden. Den Schreibern besten Dank, erst recht dafür, daß sie auch zu andern Ausführungen, insbesondere den Schützengrabenfreundschaften, Stellung nehmen. Unsere Leser werden es froh begrüßen, die eine und andere dieser Zuschriften hier mitlesen zu können.

Der Musketier O. V. vom ... Infanterieregiment schreibt aus Belgien:

Für die drei zugegangenen Hefte herzlichen Dank. Die schönen Beilagen zieren bereits die Wände unseres Unterstandes. Schade wäre es nur, wenn sie in diesem Rahmen nicht mehr Wirkung übten als im „Salon" eines reichen Schlächtermeisters.

Abends sitzen wir dann so beieinander, und ich lese meinen Kameraden beim Schein einer Kerze aus Deinen Büchern vor. Soweit ich Verständnis bei ihnen voraussetzen kann! Größtenteils sind es Landleute und Arbeiter, die da zuhören, und viele davon, Polen und Lothringer, sprechen nur mangelhaft deutsch — aber sie verstehen doch, wie Du es meinst!

Da stoß' ich auch gleich am ersten Abend auf einen Aufsatz im ersten Februarheft (9.), Seite 631, „Unser tägliches Brot". — Meine Kameraden gaben mir recht, als ich ihnen hinterher auseinanderzusetzen versuchte, daß es solche — — Menschen überall gäbe, und wir keine Gemeinschaft mit ihnen hätten. — Du schließt dann Deinen Aufsatz mit der Bitte um Antwort aus dem Schützengraben! Was ist denn da zu antworten? Geht es denn um Weißbrot und Kuchen?!

Unter „Auf der Warte" bringst Du auch im gleichen Heft etwas von „Schützengraben-Freundschaft". Das, was Du da sagst, hat meine Kameraden allzumal sehr erbittert! Ich sollte Dich mal fragen, ob „wir" Menschen seien oder nicht! Und dann die Franzosen! — Nun ja, da spielt ein ganz besonderer Umstand mit, mußt Du wissen. Am ersten Weihnachtstag war's, da kamen Franzosen mit langen Bärten und vom Alter gebeugten Rücken aus ihrem Graben geklettert, der stellenweise nur 40 Meter entfernt ist, in den Händen allerhand Austauschgaben hochhaltend, auf uns zu, bis in die Mitte des Zwischenraumes, und forderten uns auf, auch dergleichen zu tun. Hättest Du sie da totgeschossen? Oder wärst Du mit unseren alten Landsturmleuten herausgekrochen, um den Alten da drüben zum Weih-Versöhnungsfeste die Hand einmal zu schütteln?! Lieber Türmer! Du hättest kein Mensch sein müssen!! Und weißt Du auch, was dann geschah!? Erst sangen die Franzosen und dann wir einen schönen Choral: jeder in seiner Sprache ... Nicht wahr, dagegen hättest Du doch auch nichts einzuwenden gehabt? — Das habe ich dann auch meinen Kameraden gesagt, und sie verstanden auch diesmal, wie Du es meinst. Wenn Du mehr von mir wissen willst, so brauchst Du nur zu fragen. Meine Kameraden und ich sagen Dir, so viel wir nur immer dürfen! Wenn's nötig ist, auch in anderer Form und auf besserem Papier wie diesmal."

Lieber Musketier, der Türmer nimmt Dich beim Wort. Du sollst ihm tüchtig schreiben, was Dir auf und am Herzen liegt, ohne daß der Türmer erst fragt. Vom „besseren Papier" sieht er dabei gern ab, es kommt nur auf das an, was daraufsteht. —

Unwilliger nimmt Leutnant F. Schm. von einem bayrischen Regiment in Nordfrankreich zu der Brot- und Kuchenverschwendung Stellung.

„... Daß wir hier lesehungrig sind, wissen Sie, und daß wir alle Zeitschriften, die etwas über die Heimat berichten, sehnsüchtig von Tag zu Tag erwarten, ist bekannt. Daß aber unsere Achtung vor den Zurückgebliebenen in der Heimat nicht steigt, wenn man von dem Unverstand der Leute liest, können Sie sich auch denken. Wir sagen oft, daß uns unsere Gegner nicht soviel schaden, wie jene Unverständigen in Deutschland, und nach einem glücklich wieder überstandenen Artilleriefeuer wünschen wir Offiziere und Mannschaften öfter, diese Unverständigen und was sonst uns in den Rücken fällt, möchten nur eine Stunde im Unterstand ein Artilleriefeuer mit anhören. Diese Leute sollen nicht getroffen werden, bei Gott nicht, aber hören sollen sie, nur hören. Ich glaube, sie würden ‚Erde fressen' ihr Leben lang, um wieder nach Deutschland zurückkehren zu können.

Unsere Soldaten sind großartig. Mit peinlicher Sorgfalt wird alles gesammelt und eingeliefert, was noch verwertbar ist. Vor zwei Tagen frug mein Kompagniechef, ob die Leute mit einer Verkürzung der täglichen Brotration einverstanden wären. Freudig stimmten sie bei mit der Begründung: ‚Wir nützen ja unseren Lieben daheim.' Zu diesen ‚Lieben' rechnen wir aber diese ‚Kuchen- und Weißbrotfresser' nicht. Und sollte es ans Aushungern gehen, könnten sie nach unseren Gefangenen an die Reihe kommen."

Eine Zuschrift aus den Argonnen zu den „Schützengraben-Freundschaften" schließt mit den Worten „Komm heraus, dann urteilst Du anders". — Gewiß sieht sich manches von zu Hause anders an, als draußen. Aber gerade deshalb bitten wir ja die draußen um Meinungsaustausch, denn das „Herauskommen" liegt ja nicht immer im Belieben der Daheimgebliebenen, die trotzdem mit Herz und Hirn mit draußen sind. Der Meinungsaustausch zwischen Feld und Heimat kann gar nicht lebhaft genug sein. Deshalb schließen wir hier zwei weitere Zuschriften von Daheim an:

„**Falsche Sparsamkeit!** Um Antwort aus dem Schützengraben haben Sie gebeten; ich erlaube mir nun, aus einer Stadt Schleswig-Holsteins zu antworten. Täglich wird man zum Sparen ermahnt, ja es ist recht und billig, wenn der Staat von **allen** Sparsamkeit verlangt, aber hat denn der Staat, oder sagen wir die Regierung, gespart? Sechs Monate dauert bereits der Krieg, nun fängt man an, uns das Brotkorn zu beschneiden, aber meines Wissens ist bis jetzt noch nicht das Brennen und Brauen verboten.

Hat man noch nicht nachgedacht, wieviel Brote von dem Korn gebacken, wieviel Schweine mit der Gerste gemästet werden könnten? Statt dessen wird der sogenannte edle Gerstensaft und Branntwein daraus gefertigt, womit sich die Soldaten bis zur Sinnlosigkeit betrinken, und wieviel arme Kinder müssen dafür hungern und darben. Ist das Sparsamkeit? Zu Anfang des Krieges hatte der Mäßigkeitsverein eine Eingabe an die Regierung gemacht, das Brauen und Brennen zu verbieten, ist da wohl etwas geschehen?

Täglich liest man Feldpostbriefe aus dem Schützengraben, von Abstinenten und Nichtabstinenten, wie wohl sich die Soldaten ohne Alkohol fühlen. Das ist doch sehr erfreulich; die verschiedenen Liebesgaben von Rum, Schnaps und Bier sind dort oft sogar lästig empfunden worden.

Wieviel Soldaten haben sich schon Bestrafungen zugezogen, weil sie sich im Alkoholrausch vergangen haben, nachher aber schwer bereut. Sollte nicht in dieser schweren, ernsten Zeit ein grundsätzliches Alkoholverbot durchzusetzen sein? Hier zum Beispiel herrschen empörende Zustände; wir haben ja ständig 10000 und noch mehr Soldaten, eine Menge sind sogar geschlechtskrank. So etwas ziehen sich doch die Männer nur zu, wenn sie der Teufel Alkohol in seinen Krallen hält, denn nüchtern muß sich doch ihr ganzes Empfinden dagegen sträuben. Nun, um noch einmal auf die Kuchenschlemmerei zu kommen: Kuchen enthält viel Nährwerte, aber das Kuchenbacken kann ja verboten werden, dann kann ja keiner gegessen werden, und wie Sie da schreiben, es wird so viel verschwendet auch von Frauen, die keine Köchin haben: ich glaube, die meisten Frauen müssen sich wohl nach der Decke strecken, es sind doch alle Lebensmittel bedenklich im Preise gestiegen, ich glaube, eine Hausfrau, die 6—8 Kinder sattmachen soll und hat wöchentlich nur 20 ℳ zur Verfügung, muß schon in Friedenszeiten sparen, wieviel mehr dann jetzt. Ferner glaube ich wohl, daß jede Familie jemanden im Felde hat, um den man bangt und trauert, das tut man aber nicht in den Cafés hinter einem Kuchenberg. Meiner Ansicht nach wäre es auch gut, wenn die Polizei dafür sorgte, daß die Landleute nicht all die guten Kartoffeln verfüttern, und die vielen sogenannten kleinen Leute können keine bekommen. Es müßte auch ein Gewicht für Schwarzbrot festgesetzt sein, die Kriegsbrote sind für 60 ₰ noch kleiner, als die zuvor aus reinem Roggen. Eine sparsame Hausfrau, die seit dem Kriegsausbruch keinen Kuchen und kein Weißbrot auf den Tisch bringt."

Andere Einblicke gewähren die Beobachtungen einer Lehrerin: „Als eifrige Leserin Ihrer geschätzten Zeitschrift möchte ich mir einige Bemerkungen zu dem Beitrage ‚Deutschland vor der Aushungerung?' im zweiten Januarhefte erlauben. Sie sind der Meinung, daß ‚im Mittel- und Arbeiterstand das Brot nicht verachtet und vergeudet' werde. Als Lehrerin an einer Bezirksschule im äußersten Westen Leipzigs, wo ich seit 11 Jahren die ärmsten Kinder der Stadt unterrichte, habe ich leider oft Gelegenheit gehabt, das Gegenteil zu beobachten. In dieser langen Zeit ist, solange Friede war, wohl kaum eine Woche vergangen, in der nicht halbgegessene Butterbrote und abgegessene Rinden unter den Bänken gefunden worden wären. Nur durch fortgesetzte Ermahnungen bei jeder passenden Gelegenheit und durch strenge Strafen habe ich es erreicht, daß es damit in meiner Klasse etwas besser geworden ist. Wie oft habe ich den Kindern gesagt: ‚Ihr werdet vielleicht einmal froh sein, wenn ihr überhaupt ein Stückchen trockenes Brot habt.' Der Schulhausmann hat beim Reinigen der Klassenzimmer jede Woche mehrere Körbe voll liegengebliebenes Brot gesammelt. Durch eine Arbeiterin in einer Spinnerei habe ich erfahren, daß es in der Fabrik, wo doch nur Erwachsene beschäftigt sind, nicht anders ist. Sind das nicht Beweise dafür, daß unser Volk absolut nicht an Sparsamkeit und an Ehrfurcht vor dem Brote gewöhnt ist? Es gibt Frauen, die von einem schon angeschnittenen Brote die erste Schnitte niemals essen, sondern einfach wegtun, weil sie manchmal etwas angetrocknet ist. In den Zeitungen kann man jetzt Rezepte lesen, wie hartgewordenes Brot noch zu verwenden sei. Ja, darf es in einem geordneten Haushalte denn überhaupt hartgewordenes Brot geben?

Ich bin der festen Überzeugung, daß der jetzige staatliche Zwang zur Sparsamkeit von größtem erzieh-lichen Werte für unser Volk sein muß. Dafür auch noch ein Beispiel: Vor einigen Tagen gingen hinter mir auf dem Schulwege zwei kleine Mädchen, die sich auch über die Brotfrage unterhielten. Da sagte die eine: ‚Wenn ich früher zu Mittag etwas nicht gern aß, da brauchte ich es nicht zu essen, da gab mir meine Mutter eine Bemme. Jetzt muß ich aber alles mitessen, denn sonst lange ich nicht mit 3 Pfund Brot die Woche.' — Vielfach ist es auch nur Bequemlichkeit, wenn die Frau, statt ein ordentliches Mittagessen zu kochen, dem Manne und den Kindern ein paar tüchtige Butterbrote mit auf den Weg gibt. Infolgedessen sind die Kinder oft gar nicht an eine richtige Mittagskost gewöhnt. Während des Krieges bekommen die Bedürftigsten warmes Mittagessen in der Schule. Da konnten wir nun am Anfang beobachten, daß manche Kinder überhaupt erst einmal essen lernen mußten. Sie rührten in dem schmackhaften Essen herum, weil ihnen die gewohnte ‚Bemme' fehlte.

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um darzutun, daß man sehr wohl von einem ‚verschwenderischen und gedankenlosen Gebrauch des Brotes' gerade in den untersten Volksschichten sprechen kann, denn ich bin überzeugt, daß dergleichen in den mittleren und höheren Kreisen unsres Volkes nicht oder doch nur selten vorkommen wird." —

Man wird nicht verallgemeinern dürfen. Das ehrfürchtige Verhalten gegen das Brot ist der natürlichste Ausdruck der richtigen Erziehung unseres Empfindens für alle Grundwerte des Lebens. Wer wirklich sozial empfindet, sich als Glied der Gesamtheit fühlt, wird es niemals über sich bringen, Werte mutwillig zu zerstören. Gerade im „elementaren" Brot geradezu das Symbol dieses Volkswertes zu sehen, lehrt das üppig gewordene Geschlecht wieder dieser Krieg, der sich so als wertvoller Erzieher bewährt.

Frau M., Gut Ch., M. Ihre Erfahrungen sind von allgemeinem Werte und mögen deshalb an dieser Stelle bekanntgegeben werden:

„Mit großem Interesse las ich Ihren Artikel im ersten Märzhefte ‚Für die Kriegskinder'. Es wird darin gesagt, daß die Begeisterung zur sozialen Arbeit scheinbar nachgelassen habe, denn es sei schwierig, Kinder, die ihres Vaters beraubt, unentgeltlich in Familien unterzubringen. — Es drängt mich, darauf etwas zu erwidern. Schon viele Wochen sind es her, daß ich mich an dieselbe Adresse in Berlin wendete, um ein solches Kind während der Dauer des Krieges aufzunehmen. Ich bekam sehr bald eine freundliche Antwort mit der Frage, ob ich das Kind abholen würde und die Reisekosten trage. Darauf erwiderte ich, es sei mir nicht möglich, es abzuholen, auch hätte ich vorausgesetzt, daß man mir das Kind herbringen würde, aber bis Frankfurt a. M. wolle ich entgegenkommen. Bis heute habe ich keine Antwort mehr bekommen.

Es ist doch schon eine ganz beträchtliche Reise von Mainz bis Berlin, welche mit großen Unkosten verknüpft ist. Sollte man ein solches Anerbieten vom Staate aus nicht etwas unterstützen und ein Kind unentgeltlich einer Familie zuführen? Schaden erwächst doch dem Staate hiermit gar nicht. — Ich glaube sicher, daß ein solches geringes Entgegenkommen die Nachfrage nach Waisenkindern abschwächt, was schließlich als Nachlassen der Begeisterung gedeutet wird."

Wir möchten Ihren Vorschlag dringend befürworten. Man darf das „Wohltun" auch nicht zu sehr erschweren. An jeden treten heute so viele und vielerlei Forderungen heran, daß auch guter Wille leicht sich auf einen andern Weg drängen läßt, wenn sich der eine als zu schwer gangbar erweist.

Lehrer A., D. (Schweiz). Ihre Zustimmung zu unserer Zurückweisung Spittelers freut uns, wie Ihr entschiedenes Wort:

„Für diejenigen Schweizer, die aus innerster Überzeugung auf deutscher Seite stehen (bei aller ge-

botenen Neutralität), ist Spitteler als Mensch wegen seiner unfeinen Denkweise abgetan. Solche Leute nennt man bei uns Gesinnungslumpen!"

Lehrer F., P. Ein richtiges Liederbüchlein für die Soldaten gibt es nicht, denn das jetzt im Verlage von Trowitzsch & Sohn zu Berlin erschienene, zur Massenverbreitung bestimmte „Kriegsliederbuch für das deutsche Heer" hat keine Noten, sondern bringt nur die Texte alter bewährter Soldatenlieder. Von neueren Sammlungen empfehlen wir Ihnen die bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen: „Empor, mein Volk!", „Ein Hähnlein woll'n wir rupfen" usw. Bis jetzt sind sieben Hefte erschienen für je 25 ₰.

Vizefeldwebel d. R. A. A., Aschersl. Ihrer Erwiderung auf den Warte-Artikel „Die Schützengrabenfreundschaften" geben wir hier gern Raum: Die Ansicht des Verfassers und seine Entrüstung kann ich nicht teilen. Ich selbst habe seinerzeit vor Verdun im Schützengraben gelegen und bin dann südlich der Festung bei einem Waldgefecht verwundet worden. So wie der Verfasser des Artikels urteilt, kann nur jemand urteilen, der niemals im Schützengraben gewesen ist, geschweige denn wochen-, vielleicht monatelang darin zugebracht hat. Es braucht kaum betont zu werden, daß der Aufenthalt in den schmutzigen Deckungsgräben und Unterständen wenig angenehm ist. Eintönig und abwechslungslos verläuft ein Tag wie der andere. Für jede, auch die geringste Anregung ist man von Herzen dankbar. Gewiß sind die Franzosen unsere Feinde und sie müssen es sein, solange der Weltkrieg dauert. Und wo wir mit ihnen bisher handgemein geworden sind, haben wir uns immer aufs rücksichtsloseste betätigt. Solche wutentflammten Gesichter, wie man sie beim Sturm sieht, hat noch kein Künstler gemalt. Und mit welcher beispiellosen Tapferkeit und mit welchem hohen Mut gerungen wird, brauche ich nicht hervorzuheben. Alles das schließt aber nicht aus, sich auch als Mensch zu benehmen. Es ist hinreichend bekannt, daß die verwundeten Franzosen, die in unsere Hände fallen, genau so sorgsam und aufopfernd behandelt werden wie unsere eigenen Kameraden. Ich habe oft gesehen, daß unsere Soldaten schwerverletzten Franzosen die Feldflasche gereicht, ihr letztes Stück trockenes und oft angeschimmeltes Brot mit hungrigen Kindern und Frauen geteilt und für deren Unterbringung während der Nacht gesorgt haben. Das ist deutsche Art: auch im Feind den Menschen zu sehen! Im Feuerkampf fällt es keinem ein, sich mit Franzosen anzufreunden. Wo es um Leben und Tod geht, werden alle kameradschaftlichen und freundschaftlichen Gefühle dem Feind gegenüber erstickt. Aber wenn lange, tagelange Gefechtspausen eintreten und man gezwungen ist, jeden Zeitungsfetzen vor- und rückwärts zu lesen, um sich etwas anzuregen — denn der Deutsche kommt Gott sei Dank ohne gedruckte Intelligenz nicht aus —, ist man erfreut, wenn man selbst mit seinem feindlichen Gegenüber in Verkehr treten kann. Das schafft Entspannung und Freude und oft Heiterkeit. Der Franzmann hat immer guten Tabak und uns fehlt es nie an Schokolade, die er gern ißt. Mit offenen Armen wird niemand aufgenommen, die Wachsamkeit leidet in keiner Weise, weil zu jeder Zeit der rasende Kampf wieder beginnen kann. Diejenigen, die in der Front stehen, braucht nicht erst der Geschützdonner von 1914 zur Selbstbesinnung zu bringen, wie es der Verfasser wünscht. Das waffenfähige Deutschland hat bereits gezeigt, daß wir Deutsche sind und was wir leisten können, und daß wir erwacht waren, ehe noch der erste Kanonendonner übers Land rollte. —

Wenn unsere oberste Heeresleitung die „Schützengrabenfreundschaften" schließlich verbot, so geschah es nur deshalb, um einem Überhandnehmen vorzubeugen und weil rein militärische Gründe dafür sprachen. Dem Feind muß es so schwer wie möglich gemacht werden, die Gattung und Stärke der deutschen Truppenteile festzustellen.

Frau Kl. P., Th. Ich sehe mich veranlaßt, zu dem in Heft 9 des „Türmers", 17. Jahrgang, erschienenen Artikel „Unser täglich Brot" Stellung zu nehmen. Aus der Fassung des Artikels ist nicht genau zu erkennen, ob er ganz oder nur zum Teil der „Berliner Volkszeitung" entnommen ist. Ich nehme letzteres an und schreibe deshalb an den „Türmer". Wir Leser des Türmers unterschreiben den Artikel Wort für Wort, vermissen aber den zweiten Teil, der sich damit befaßt, wie sich die Männer zu der Bitte „Unser täglich Brot gib uns heute" stellen. Wie die Frauen in den Konditoreien umhersitzen und Weizen in Form von Torten und Kuchen verschwenden, so sitzen die Männer in den Kneipen und verschwenden Gerste und Kartoffeln in Form von Bier und Schnaps. Wie man von dem Patriotismus „vieler Frauen und etlicher Männer" erwartet, daß sie während des Krieges ihren „Backfischleidenschaften" entsagen, so muß man von vielen Männern und etlichen Frauen auch erwarten, daß sie ihre Trinkgewohnheiten lassen, denn welche Unmengen von Bier werden noch getrunken.

Die Abschnitte drei und vier passen mit den entsprechenden Änderungen ganz genau auch auf die pp. Männer. Wenn die Bäcker keinen Kuchen mehr backen, dann kann keiner mehr gegessen werden. Wenn die Brauer kein Bier mehr brauen und die Brenner keinen Schnaps mehr brennen, können fernerhin diese Getränke nicht mehr getrunken werden. Jeder der beiden Sätze gilt auch umgekehrt.

Vom Oberkommando muß Hilfe nicht nur gegen „Backfischleidenschaften", sondern auch gegen Trinkgewohnheiten erwartet werden. Wie im ersten Falle der Weizen, so würden im zweiten Gerste und Kartoffeln statt „nur dem unverständigen Teil des Publikums" dem ganzen Volke (wenn zum größten Teil vielleicht auch nur indirekt als Viehfutter, zur Vermeidung der angesagten Massenschlächterei) zugute kommen. Der beliebte Hinweis auf die Existenz der Brauer, Brenner und Wirte wäre jetzt, da so viele Handwerke und Industrien daniederliegen, lächerlich.

Gegen die Weizenmehlverschwendung sind ja inzwischen Schritte getan worden. Gegen die Gerste- und Kartoffelverschwendung noch nicht, wenigstens nicht in dem Maße wie dort. Bei der Aufnahme von Getreide- und Mehlvorräten am 1. Februar sind zwar auch die Bestände von Gerstenmehl, aber nicht die von mahlfähiger Gerste mit aufgenommen worden. Allem Anschein nach haben die Wege des Herrn Brauereidirektors größeren Erfolg gehabt als die Wege des in Abschnitt sechs erwähnten Herrn Bäckerobermeisters. „Es scheint eben noch sehr viel Menschen zu geben, die ihr Bier und ihren Schnaps haben müssen, sonst freut sie der ganze Krieg nicht mehr." Das ist eine Antwort, nicht aus dem Schützengraben, sondern aus der Küche. —

Ja, und eine kräftige. Aber Sie haben recht, verehrte und gestrenge Frau, wir haben alle mit und an uns selbst vollauf zu tun.

Pfarrer E. Wr., R. Wenn Sie auch die „Einführung in die Weltliteratur" von Bartels für Ihre Zwecke nicht brauchen können, so fehlt das Buch, wie Sie es suchen, vor allem ein kurzes. Ein gutes, nicht genug gekanntes Buch ist die wohl nur antiquarisch zu beziehende „Geschichte der Literaturen der Neuzeit" von Stern (Leipzig, Bibliogr. Inst.) Wieglers Buch können wir für Ihre Zwecke nicht empfehlen.

Haasenstein & Vogler, Berlin. Zu unseren Ausführungen in Heft 10 schreiben Sie: „In unserer Eigenschaft als Annoncen-Expedition stehen wir mit allen Zeitungen und Zeitschriften in Verbindung und unter den von uns gepachteten Zeitungen — die Pacht bezieht sich ausschließlich nur auf den Inseratenteil der betreffenden Blätter — befinden sich unter anderen hervorragenden Tageszeitungen Italiens auch die genannten ‚Secolo' und ‚Corriere della Sera'. Wie bei allen großen Tages-Zeitungen ist der Inseratenteil vollständig getrennt und unabhängig von dem sonstigen Inhalt der betreffenden Zeitungen; ganz besonders gilt dies von dem politischen Teil derselben und so befinden sich unter den Pachtungen unserer Firma Organe der verschiedensten politischen Richtungen. Auf den redaktionellen Teil der Zeitungen haben wir keinerlei Einfluß. Die Pachtung des Inseratenteils der beiden genannten Zeitungen besteht schon seit 20 Jahren, ist also zu einer Zeit getätigt, wo an deutschfeindliche Ideen noch nicht zu denken war und wenn jetzt die eine oder die andere Zeitung einen anderen politischen Standpunkt einnimmt, so bedauern wir dies aufs lebhafteste,

ohne an der Sache selbst etwas ändern zu können. Das Pachtverhältnis mit dem ‚Corriere della Sera‘ läuft mit dem 1. April d. Js. ab und wird nicht erneuert.“

Wir stellen hiermit nachträglich fest, daß die Firma Haasenstein & Vogler diese Widerlegung viel einfacher hätte gestalten können, da sie gar keine deutsche Firma ist. Im Anzeigenteil der „Gazette de Lausanne“ vom 5. Februar steht eine große notarielle Veröffentlichung, aus der hervorgeht, daß die unter dem deutschklingenden Namen Haasenstein & Vogler bestehende Firma von Anfang als an schweizerisches Unternehmen, und zwar fast ausschließlich oder doch jedenfalls zu stark überwiegendem Teil mit Genfer Kapital gegründet worden ist. Vorsitzender der Attiengesellschaft und Hauptinhaber der Attien ist eine Familie Georg in Genf, von der ein Mitglied Vorstand einer Genfer Vorortsgemeinde ist. Die feierliche Veröffentlichung der notariellen Erklärung in dem Lausanner Hetzblatt zeigt, daß es die Genfer Besitzer für nötig gehalten haben, ihr Verhältnis zur Firma Haasenstein & Vogler jetzt ganz in französischem Sinne zu regeln.

F. St., H. Zahlreiche deutsche Orchester beschäftigen Damen an der Harfe und im allgemeinen dürfte gerade ein Spieler dieses Instrumentes, zumal wenn er sich im Eigenbesitz einer guten Harfe befindet, leicht Stellung finden. In jedem Fall würde ich aber dazu raten, daß Ihre Tochter darüber das Klavierspiel nicht vernachlässigt und wenn irgend möglich sich ein Zeugnis, etwa des Musikpädagogischen Verbandes, über ihre Lehrbefähigung zum Klavierspiel erwirbt. Sie würde auch als Harfenistin eines Orchesters jedenfalls ausgiebig Zeit zu Privatunterricht haben.

stud. jur. **D. M. Schm., H.** Gern veröffentlichen wir hier Ihre Deutung der Dürerschen „Melancholie“.

„Faust: Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!

Was sinnst du trüber Geselle, in der Hand den Zirkel, den Zirkel, der sich vermaß, einer Welt Geheimnis lösen zu wollen? Uralter Weisheit Hausrat decket die Wände. Zu deinen Füßen schlummert traumhaft Natur. Doch müde schon, sinnest du noch und traurig senkt dein Genius die Schwingen, sitzend dir zur rechten Hand. Alter Zahlen Reihe decket den Pfeiler, siebzehnmal geheimnisvoll offenbart sich die Zeit. Doch die helle Glocke, sie, die sonst tönete, sie will nicht läuten dem lauschenden Ohre. Blicke empor, du, trauernder Geist, Genius, hebe deine Schwingen, siehst du nicht, wie in den Strahlen des Sternes glänzet das Meer und fernhin aufleuchtet die heilige Stadt? Wirf Winkelmaß von dir, nimm Geistwehr zur Hand! Blick auf zu dem Sterne, blicke nieder ins Meer, tu von dir die Galle, der Saum leuchtet sehr: Harre Hellem in Hoheit! Sie kündet der Strahl! Wirf von dir die Bangheit! Blicke berghoch ins Tal!“

Eine historisch-kritische Erklärung des Bildes muß natürlich von dem ausgehn, was Dürer selbst mit dem Bilde zu sagen beabsichtigte. Sie ist darum auch für das Wort „Melancholie“ an die Bedeutung gebunden, die es für die Zeitgenossen Dürers hatte. Aber als „Genießende“ sind wir natürlich viel freier, und der Ewigkeitswert des Kunstwerkes im Gegensatz zur Wissenschaft liegt gerade darin, daß jede Zeit von ihrem Standpunkt aus sich *ihren* Weg zum Kunstwerk und in dieses hinein sucht.

Berlin. „Deutsche Tagesztg.“: ... Daß jetzt an unseren Grenzen eine scharfe Paßkontrolle ausgeübt wird, ist selbstverständlich, und wer ins neutrale Ausland oder selbst nach Österreich reist, darf nicht vergessen, seinen Paß mitzunehmen, wie es überhaupt ratsam erscheint, jetzt stets seinen Paß bei sich zu haben. In früheren Zeiten war das auf Reisen auch innerhalb des Landes überhaupt selbstverständlich. Fürst **Bismarck** erzählte einmal, daß er in Minden durch die strenge Grenzkontrolle sehr unangenehm überrascht worden sei, da er gar keine Legitimation bei sich hatte. Um so mehr war er dann erstaunt, daß der bei der Paßrevision amtierende Beamte ihn, ohne daß er noch Anstalten gemacht, sich zu legitimieren, mit einer sehr höflichen Verbeugung passieren ließ. Als er den Beamten darauf fragte, ob er ihn denn kenne, antwortete der Mann zuerst in seiner Verlegenheit nichts, dann aber stammelte er das eine Wort: — „*Kladderadatsch!*“

H. W., Wilhelmshaven. Ihre dankenswerte Zuschrift, die weiteren Kreisen zur Aufklärung dienen möge, geben wir hier unverkürzt wieder: „In dem zweiten Januarheft 1915 (Heft 8) brachten Sie den Brief eines ‚alten Lesers‘ zum Abdruck, in dem Klage darüber geführt wird, daß Beamte verschiedener Staatsverwaltungen (der Kaiserlichen Werft, der Staatseisenbahnverwaltung, der Gerichts-, Steuer- und Zollverwaltung), denen es gelänge, als Militärbeamte bei der Kaiserlichen Werft, den Intendanturen, Linienkommandanturen usw. einberufen zu werden, doppeltes Gehalt erhielten, einmal als Militärbeamte und zweitens als Verwaltungsbeamte. Demgegenüber muß ich darauf hinweisen, daß der Herr Leser vollkommen falsch unterrichtet ist. Für die angeführten Fälle ist das ‚Reichs-Militärgesetz vom 2. 5. 1874 und 6. 5. 1880 rücksichtlich der Reichsbeamten‘ maßgebend, das, wie der Titel besagt, für das gesamte Deutsche Reich gültig ist, also für Heer *und* Marine. Die Ausführungsbestimmungen zu dem § 66 dieses Gesetzes, die durch Allerhöchste Verordnung vom 8. 5. 1888 im Zentralblatt für das Deutsche Reich, Seite 169 veröffentlicht wurden, sagen zunächst, daß die Bestimmungen auch für die Staatsbeamten Preußens und der übrigen deutschen Bundesstaaten, ferner sinngemäß für die Beamten der Gemeinden und kommunalen Verbände gültig sind. Ferner wird darin ausgeführt: ‚Den etatsmäßig angestellten oder ständig gegen Entgelt beschäftigten Reichsbeamten (und entspr. Staats- usw. Beamten) wird während der Dauer des Kriegsdienstes ihr persönliches Diensteinkommen unverkürzt fortgewährt ... Erhält der Beamte die Besoldung eines Offiziers (das Kriegsgehalt der Deckoffiziere ist keine Offizierbesoldung und wird daher auf das Zivildiensteinkommen nicht angerechnet), oder oberen Beamten der Militärverwaltung, so wird der reine Betrag derselben, als welcher sieben Zehntel der Kriegsbesoldung angesehen werden, auf das Zivileinkommen angerechnet. (Den sieben Zehnteln der Kriegsbesoldung stehen in der Marine gleich: das Friedensgehalt und der Wohnungsgeldzuschuß.) Das Diensteinkommen eines Unteroffiziers in einer vakanten Leutnantsstelle (d. h. die Besoldung der Offizierstellvertreter; dasselbe gilt für die Besoldung der Beamtenstellvertreter) gilt nicht als Offiziersbesoldung.‘

Aus diesen Ausführungen geht klar und deutlich hervor, daß im ganzen Deutschen Reiche Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, die als Militärbeamte eingezogen sind oder während des Krieges hierzu ernannt wurden, nur *ein* Gehalt beziehen, und zwar das jeweils höhere.

Zur allgemeinen Aufklärung bitte ich, vorstehende Ausführungen mit in dem nächsten Hefte zu veröffentlichen, mit dem Zusatz, daß ich dem Herrn ‚alten Leser‘ gegenüber zu jeder Auskunft gern bereit bin. Den ‚Türmer‘ ermächtige ich hierdurch, auf Verlangen meinen Namen und Wohnort jedem Fragesteller brieflich (ohne Veröffentlichung) mitzuteilen, und bin ihm gegenüber zu jeder Zeit gern bereit, zur Aufklärung der Allgemeinheit meine Kenntnisse und Kräfte anzubieten.“

D. in M. Es ist in der Tat unverständlich, weswegen die „Köln. Ztg.“ die Anschuldigung eines bekannten französischen Lügenblattes (es handelt sich um den Zeppelinangriff des Leutnants Briggs) in einer ellenlangen Richtigstellung Punkt für Punkt zu widerlegen für notwendig erachtet. Schade um die Druckerschwärze.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart
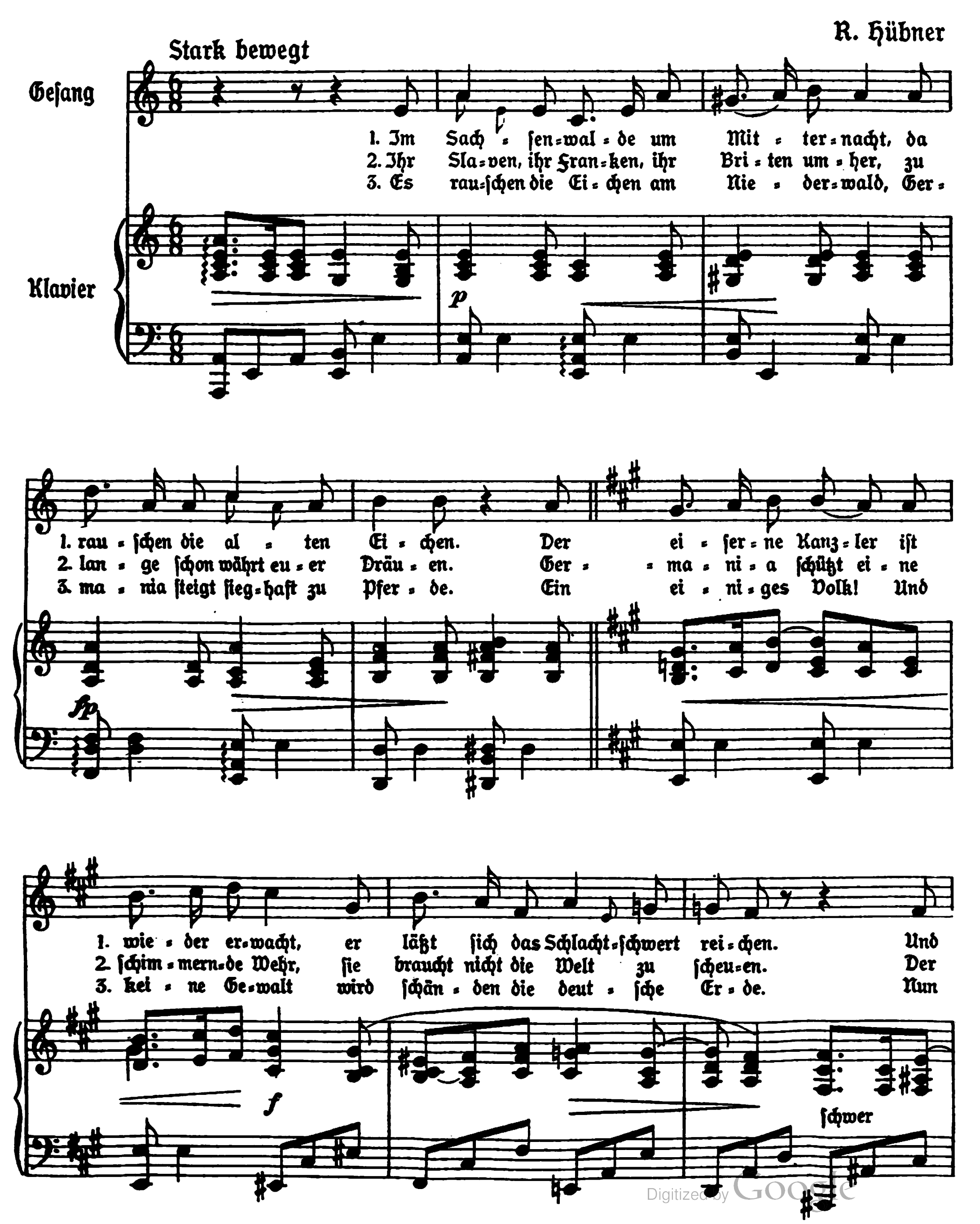
Der Türmer
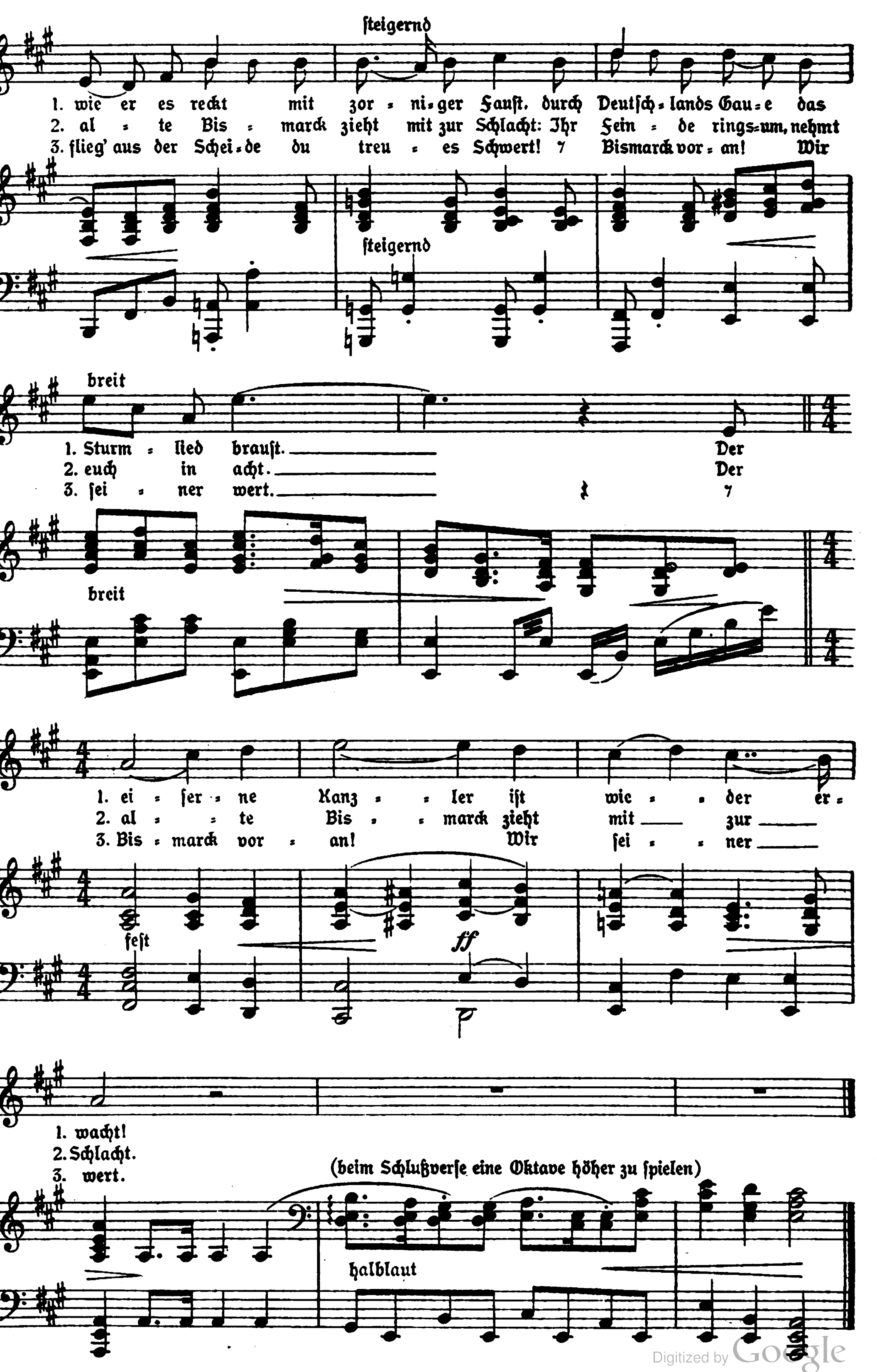
Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 13 — 1. Aprilheft 1915

Bismarck voran!

(K. Peter)
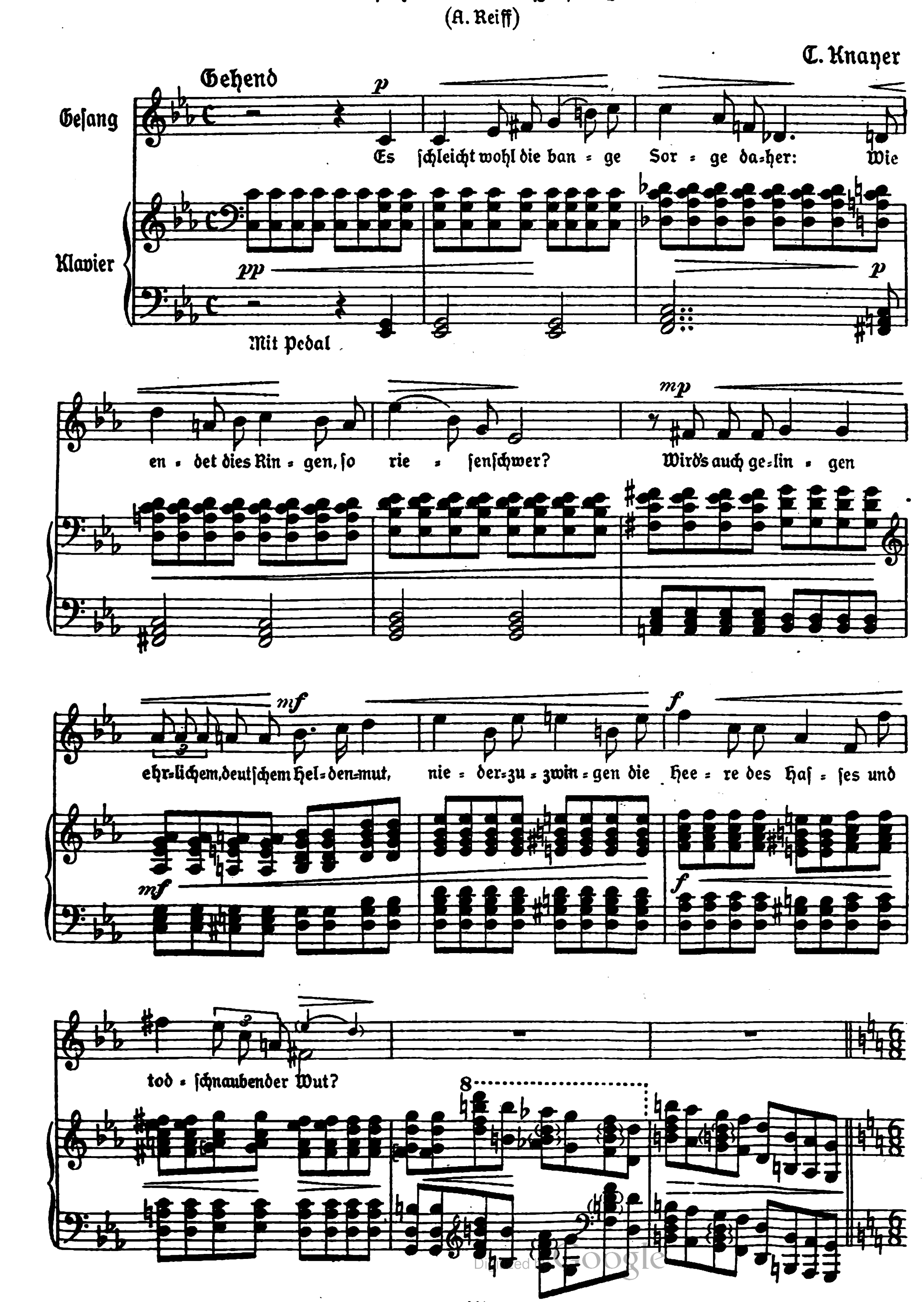




steigernd
1. wie er es reckt mit zor - ni - ger Faust, durch Deutsch - lands Gau - e das
2. al - te Bis - marck zieht mit zur Schlacht: Ihr Fein - de rings-um, nehmt
3. flieg' aus der Schei - de du treu - es Schwert! Bismarck vor - an! Wir
steigernd
breit
1. Sturm - lied braust. Der
2. euch in acht. Der
3. sei - ner wert.
breit
1. ei - ser - ne Kanz - ler ist wie - der er -
2. al - te Bis - marck zieht mit zur
3. Bis - marck vor - an! Wir sei - ner
fest
ff
1. wacht!
2. Schlacht.
3. wert.
(beim Schlußverse eine Oktave höher zu spielen)
halblaut
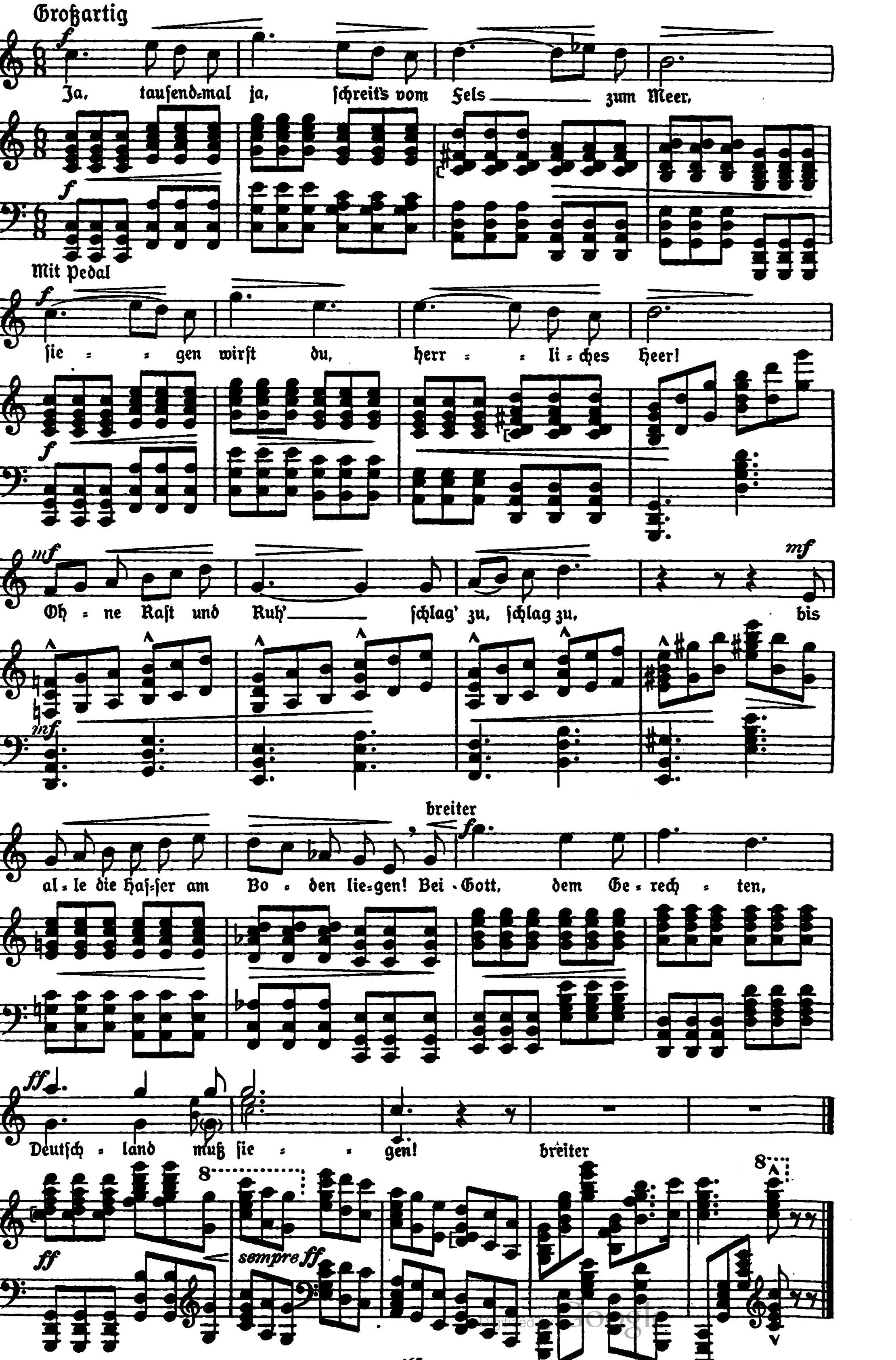
Herrn Lehrer K. Wezel-Nürtingen gewidmet

Deutschland muß siegen!

(A. Reiff)

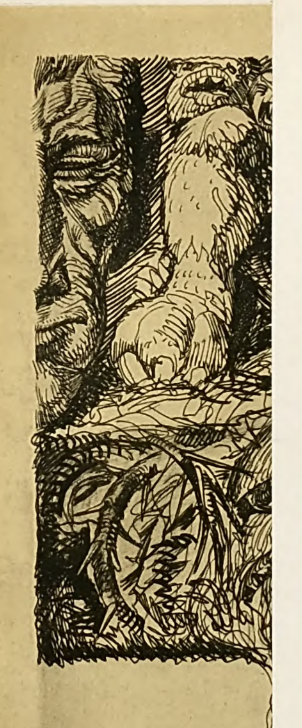
C. Knayer





Großartig
Ja, tausend-mal ja, schreit's vom Fels zum Meer,
Mit Pedal
sie - gen wirst du, herr - li - ches Heer!
Oh - ne Rast und Ruh' schlag' zu, schlag zu, bis
al - le die Has - ser am Bo - den lie - gen! Bei Gott, dem Ge - rech - ten,
breiter
Deutsch - land muß sie - gen!
breiter
sempre ff

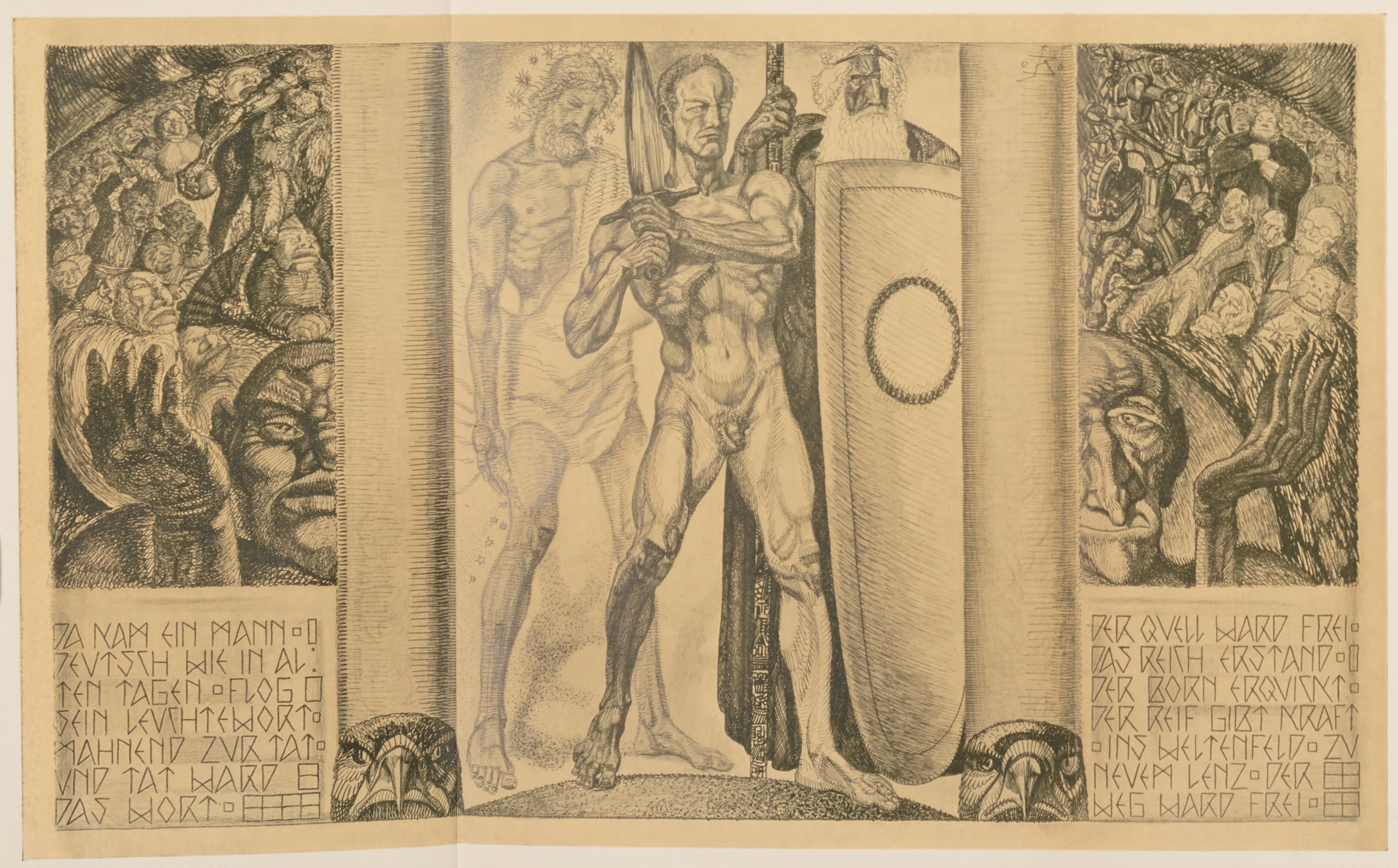

EIN WVNDERQVELL VERSCHÜTTET LAG
ZVCHTLOSER GIER EIN GEILER SVDEL
GRINSENDEM NEID DIE BEVTE WARD
DER HEHRE HIMMELSSTRAHL





EIN WUND
ZUCHTLOS
GRINSEND
DER H

DA NAM EIN MANN
DEUTSCH WIE IN AL-
TEN TAGEN · FLOG
SEIN LEUCHTEWORT ·
MAHNEND ZUR TAT ·
UND TAT WARD
DAS WORT ·



An Bismarck. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages

J. Bossard

Beilage zum Türmer





Ein Bismarck. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages — J. Bossard



XVII. Jahrg. Zweites Aprilheft 1915 Heft 14

Die russischen Kriegsziele

Von Mantis

An zwei Zielen halten die Russen mit der ganzen zähen Verbissenheit und stumpfsinnigen Hartnäckigkeit ihrer Rasse fest: an dem Besitze von Ostpreußen und Galizien. Immer wieder stoßen sie auf den beiden Flanken ihrer ungeheuren Schlachtstellung vor. In Ostpreußen haben sie drei sehr schwere Niederlagen erlitten und nichts erreicht, in Ostgalizien sind, genau betrachtet, Hekatomben von Menschen ebenso nutzlos geopfert worden. Denn der Besitz des größeren Teiles jenes österreichischen Kronlandes ist doch wohl nur ein vorübergehender, so laut auch die russische Presse verkünden mag, daß es sich um die endgültige Besitznahme von „Rotrußland" handele. Naive Gemüter haben gemeint, die Russen seien in Ostpreußen eingebrochen, um verhältnismäßig leicht nach Berlin marschieren zu können; Ostgalizien (und die Bukowina) erscheine ihnen wohl als der beste Weg zum Durchstoß bis nach Serbien. Nein, so kindliche Pläne hat der russische Generalstab nicht entworfen, zumal ja die befähigsten französischen und britischen Generale zweifellos die russischen Absichten längst gekannt und gebilligt haben.

Was aber suchen denn die Russen in Ostpreußen? Man hat uns erzählt, daß Großfürst Nikolaus, als er in Insterburg sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, sich Majestät nennen ließ, und daß er sich, wenn nicht die Herrschaft über ganz Rußland, so doch über ein eigenes nordwestliches Königreich als Lohn für seine

Arbeit ausbedingen wolle. Ostpreußen würde der wertvollste Teil dieses Reiches sein. Es wird viel erzählt in Kriegszeiten, und zuweilen klingt gar nicht übel, was erfunden wird. Der russische Generalissimus mag solche Pläne hegen; daß er und seine Eingeweihten davon sprechen sollten, darf jedoch als ausgeschlossen gelten. Der Wahrheit kommt sicher die Annahme näher, daß die möglichste Verwüstung Ostpreußens einen Bestandteil des Aushungerungsplanes der frommen Briten bildete. Denn diese so oft geschmähte preußische Provinz ist eine der Kornkammern Deutschlands; sie liefert viel Getreide, Kartoffeln, Schlachtvieh und Pferde für die westlicher gelegenen Gebiete Deutschlands; der Überschuß der ostpreußischen Ernte fehlt uns. Ein zäher und genügsamer Menschenschlag sitzt dort, und die ostpreußischen „Junker" — sehr vielen fehlt das von vor ihrem Namen — sind in Wirklichkeit ganz andere Persönlichkeiten, als so viele großstädtische Blätter uns einreden wollen.

Jedenfalls haben die Russen in Ostpreußen arg gehaust, und es ist ihnen teilweise leider auch gelungen, was ihnen vorgeschwebt hat oder aufgetragen worden ist. Ein zweiter Grund, über Ostpreußen herzufallen, ist sicherlich der Wunsch gewesen, das baltische Deutschtum, das manche Beziehungen zu diesem Stammlande Preußens unterhält, zu entwurzeln. Haben doch russische Regierungsmänner mit jener brutalen Offenheit, die sie zuweilen zeigen, erklärt, der Krieg von 1914 gelte auch dem Deutschtum in Rußland; es darf hinzugefügt werden: vornehmlich den Ostseedeutschen. Obwohl die russische „Kulturarbeit", die dort seit sieben Monaten wütet, erst zum kleinsten Teile bekanntgeworden ist, wissen wir doch, welch schweres Schicksal unsere Stammesgenossen im Zarenreiche heimsucht. Es hat sicherlich auf die Balten einen niederschmetternden Eindruck gemacht, als sie erfuhren, was in Ostpreußen geschah, und ihre seelische Widerstandskraft wurde selbstverständlich dadurch nicht gestärkt, daß der russische Plan umfangreicher verwirklicht werden konnte, als wohl wir Reichsdeutschen vorausgesehen hatten. Wenn ein Heerführer Rußlands, der deutschen Blutes ist, wie General Rennenkampf, sich zu jener Verwüstung Ostpreußens hergab, so hat das kaum noch überrascht. Gar manche der ärgsten russischen Nationalisten sind ja dem Deutschtum entsprossen; Rennenkampf hat noch manchen Genossen. Freilich sprachen auch militärische Gründe für einen Einfall in Ostpreußen. Die Ausdehnung der Kampffront von Memel bis Czernowitz war anfangs für die Russen ein großer Vorteil. Hatten sie doch am Tage des Kriegsbeginns ihre Heere schon bei den verschiedenen Einfallstellen versammelt; es mußte ihnen als möglich erscheinen, hier oder dort mit vorstoßen zu können und dadurch ihre Aussichten auf den Sieg wesentlich zu steigern. Ob sie geglaubt haben, daß ihre Feldoffiziere und Soldaten den deutschen und österreichischen Truppen gleichkommen würden, mag dahingestellt bleiben. Unterschätzt wurde von allen unsern Feinden die Kampfkraft unserer Landwehr und unseres Landsturms, die schnelle Entschlußkraft und geniale Strategie eines Führers wie Hindenburg, der durchzuführen wußte, was unmöglich erscheinen konnte.

Auf die einzelnen Kriegshandlungen ist hier nicht einzugehen. Der wirtschaftliche Schaden, der in Ostpreußen durch die Russen angerichtet wurde, ist

jedenfalls sehr bedeutend. Beinahe noch schwerer fällt, wie ich meine, ins Gewicht, daß eine fast ausschließlich ländliche und kleinstädtische Bevölkerung vertrieben wurde, deren Neigung zur Rückwanderung in ein so gefährdetes Grenzgebiet trotz aller Liebe zur heimatlichen Scholle nicht allzu groß sein wird, seit durch die doch wohl vorzeitig zugelassene Wiederkehr für Tausende eine zweite Flucht vor den Russen notwendig geworden war. Man mag im inneren Deutschland leichthin sagen, die Leute hätten ruhig an Ort und Stelle bleiben sollen, die Russen hätten nicht so schlimm gehaust, wie in der ersten Bestürzung behauptet worden sei. Der russische Soldat ist in neunzig von hundert Fällen ein Wüterich, der weder Menschenleben schont noch bewegliches oder unbewegliches Eigentum, und man kann es wirklich niemandem verargen, daß er nicht auf den glücklichen Zufall warten mag, es mit disziplinierten Truppen zu tun zu haben. Auch eine reichliche Entschädigung, auch die mitfühlende Teilnahme des ganzen Volkes kann ja nicht alle verlorengegangenen Werte ersetzen, nicht die ausgestandenen Qualen, nicht die vorgekommenen Abschlachtungen von Angehörigen, ihr Fortschleppen in eine Gefangenschaft (die für manchen gleichbedeutend sein wird mit dem Verlust der Gesundheit oder gar des Lebens) vergessen machen. Eines ist unbedingt notwendig: die Ostpreußen müssen die feste Erwartung hegen dürfen, daß sie durch ein genügend breites Glacis in Zukunft gegen moskowitische „Freundschaft" gesichert sein werden.

In Ostpreußen ist jedenfalls die russische Absicht teilweise erreicht worden, obwohl die Erfolge in keinem Verhältnisse zu den gebrachten Opfern stehen. Durch unsere Besitzergreifung weiter Strecken Polens hat Rußland eine viel schwerere Schädigung erlitten als wir; es verlor die Verfügung über das sehr wichtige polnische Industriegebiet; Kohle, Eisen, die Erzeugnisse der dortigen Textilindustrie sind für das wirtschaftliche Leben Rußlands unentbehrlich. Wir wissen ja auch trotz aller entgegenstehenden Versicherungen russischer Minister, daß die Industrie im inneren Rußland stockt, daß selbst die Eisenbahnen unter dem Mangel an Kohlen leiden. Die nachteilige Wirkung auf die Führung des Krieges ist nicht ausgeblieben. Die Russen trösteten sich bisher mit dem Besitze von Ostgalizien. Dort sind sie seit Monaten die Herren, ohne daß die Österreicher ernstlich daran denken konnten, die Feinde zu vertreiben. Wie sehr sie sich bisher dort als die tatsächlichen Herren fühlten, geht daraus hervor, daß der Hl. Synod in Petersburg laufende Summen für die „Befriedigung der Bedürfnisse der rechtgläubigen Kirche" in Galizien bereitstellte, daß es die erste Sorge war, für die „Bekehrung" der österreichischen Ukrainer die umfassendsten Maßnahmen zu treffen; durch die Kirche ist stets in Rußland die Verrussung der „Fremdstämmigen" betrieben worden. Es mag hier daran erinnert werden, daß ein russischer Metropolit für Galizien schon ernannt war, als noch fast alle Welt einen Krieg Rußlands gegen die Zweikaisermächte für ausgeschlossen hielt. Daß die Moskowiter so schnell ihre Maske fallen ließen und — die Einführung der Prügelstrafe, die Behandlung der Juden, das Verbot der ukrainischen Sprache beweisen es — tatsächlich Ostgalizien wie ein unbotmäßiges Gouvernement behandeln, ist für die Klärung der Dinge nur vorteilhaft: die Russenfreunde in Galizien sind heute leicht an den Fingern herzuzählen.

Wir kennen die Pläne, die zu der Besitzergreifung von „Rotrußland“ führten, genau. Menschikow hat schon im Oktober 1914 in der „Nowoje Wremja“ sich recht offenherzig darüber geäußert. Er forderte — und das geschah sicherlich im Einvernehmen mit den maßgebenden Kreisen —, daß Rußland sofort nach seinem damaligen Siege bekanntmache und schwöre (!), das Königreich Galizien sei für immer („für ewig, soweit es in der menschlichen Macht liegt“) besetzt worden. Die Vereinigung des letzten von Rußland losgerissenen (!) Landes mit seinem Heimatsnest sei unwiderruflich: „Russisch-Galizien nehmen wir in seinem ganzen Umfange (d. h. einschließlich der Bukowina) bedingungslos; wir betrachten es als schändlich, in irgendwelche Unterhandlungen über diese Sache einzutreten. Denn es ist unser echt russisches Land, ebenso heilig wie der Boden, auf dem Nowgorod, Kijew und Moskau stehen. Weder jetzt noch in Zukunft können wir auf Rotrußland verzichten.“ Alle anderen Aufgaben: die Verteidigung Serbiens, die Wiederherstellung Polens in seinen ethnographischen Grenzen unter dem russischen Zepter, die „Befreiung“ der österreichischen Völker und die Schaffung einer neuen Ordnung in Mitteleuropa nach der Aufteilung Deutschlands treten nach der „Nowoje Wremja“ an Wichtigkeit weit zurück hinter die „Befreiung der unter österreichischem Joche schmachtenden russischen Nation“. Muß noch gesagt werden, daß hierunter die Ruthenen, die Ukrainer, zu verstehen sind? Menschikow hat das Verdienst, in seinem Artikel den eigentlichen Beweggrund Rußlands für den jetzigen Krieg genannt zu haben: Österreichs Zertrümmerung ist wichtiger als die Festsetzung auf dem Balkan, die näherliegende Sorge.

Diese Behauptung widerspricht der landläufigen Darstellung über die Ziele der russischen Politik. Es liegt mir durchaus fern, etwa den Eindruck hervorrufen zu wollen, daß die Sehnsucht nach dem Besitze von Konstantinopel an der Newa nicht sehr groß sei. Gewiß, man scheute vor der Entzündung eines Weltbrandes nicht zurück, um diesen Teil des Testamentes von Peter dem Großen verwirklichen zu wollen, aber man war darin so eifrig nur, weil die Serben den Vorwand für einen Krieg des Zarenreiches gegen Österreich liefern sollten und geliefert haben. Das eigentliche, das nächste Ziel war die Eroberung des östlichen Galiziens und, nebenher, die Abrechnung mit dem Germanentum. Für eine spätere Gelegenheit mag eine Darstellung des Verlaufs der Nationalitätenpolitik Rußlands vorbehalten bleiben. Zusammenfassend ist heute zu sagen: der russische Nationalismus ist von den führenden Kreisen des Zarenreiches als notwendig erkannt worden, seit man die Wirkungen des Verfassungslebens kennengelernt hatte. Rußland mit seinen vielen Volksstämmen, die in jeder Hinsicht — kulturell, wirtschaftlich, sprachlich und rassisch — so weit auseinanderstehen wie z. B. die Polen und Tataren, ein Reich, das infolge seiner ungeheuren Ausdehnung so grundverschiedene Bedürfnisse in West und Nord, Süd und Ost aufweist, kann in unserer Zeit vielleicht nur zusammengehalten werden durch eine sehr starke, unbehinderte Staatsgewalt und einen kräftigen russischen Nationalismus. Der Zar ist jedenfalls für diese Ansicht gewonnen. Deshalb haben alle Versuche, die Rechte der Reichsduma zu beschränken und mit roher Gewalt die Bekehrung zur orthodoxen Kirche und zum großrussischen Volkstum zu erzwingen, stets die schweigende Zustimmung

der Krone gefunden. Selbst Stolypin und Kokowzow waren „Nationalisten“, obwohl sie nicht blind blieben gegen die Gefahren, die daraus entstehen mußten. Ob sie die Fehler erkannt haben, die von den russischen Nationalisten begangen worden sind, mag dahingestellt bleiben. Ich hebe hier nur einen der Irrtümer hervor: man hat die staatstreuesten Elemente, die Deutschen, bekämpft, statt sich ihrer zu bedienen, um die hundertfältigen Aufgaben, die der russischen Verwaltung neu erwachsen sind, zur Lösung zu bringen. Nebenbei bemerkt: die Behandlung Finnlands erklärt sich auch nur durch die Furcht der Großrussen, daß die Autonomie des Großfürstentums ansteckend wirken müsse; tatsächlich haben ja vor zehn Jahren, als die Revolution die Regierung geschwächt hatte, die Polen eine sehr weitgehende Selbständigkeit gefordert, und andere Stämme Rußlands beeilten sich, diesem Beispiele zu folgen. Politiker, deren Kenntnis der russischen Zustände bekannt ist, hegen wohl durchweg die Überzeugung, daß sich das Zarenreich als einheitliches Staatswesen auf die Dauer nicht behaupten kann, nachdem es ein Parlament bekommen hat. Dessen Rechte mögen noch so gering sein, die tatsächliche Folge ist jedenfalls, daß sich die einzelnen Stämme politisch organisieren, daß die zentrifugalen Kräfte fortgesetzt wachsen. Um in einem Staatenbunde die Vorherrschaft sich zu sichern, fehlen den Russen die wichtigsten Eigenschaften sicherlich. Diese Erkenntnis ist auch den russischen Nationalisten aufgegangen. Ihre praktische politische Tätigkeit spricht jedenfalls dafür. Sie versuchen es mit den Mitteln, die ihnen geläufig sind, also mit rücksichtsloser Schärfe und Unterdrückung, sich die politische Macht zu erhalten, und sie glauben augenscheinlich, auf diese Weise den Zerfall Rußlands verhindern zu können. Ob das bei der Fortdauer des Friedens möglich gewesen wäre, wird mancher dahingestellt sein lassen. Ein siegreicher Krieg würde zweifellos den russischen Nationalismus stärken, ein anderer Ausgang jedoch unter allen Umständen alle jene Selbständigkeitsregungen wieder aufleben lassen.

Seit der Einverleibung der Ukraine haben die Russen dahin gestrebt, die Bewohner dieses Landes in Großrussen umzuwandeln. Es soll hier nicht aufgezählt werden, welcher Mittel man sich dabei bediente. Es ist gelungen, den ukrainischen Adel zu vernichten, die Bildung einer ukrainischen Intelligenz zu verhindern. Diejenigen Kleinrussen, die wissenschaftliches Streben, künstlerischen Ehrgeiz oder Sehnsucht nach materiellem Gewinn besaßen, mußten im Großrussentum aufgehen. Etwa drei Millionen Ukrainer sitzen in Ostgalizien, zwar hart genug bedrängt von den Polen, aber doch gegen die äußerste Verfolgung gesichert durch ihre Zugehörigkeit zu einem Rechtsstaat. Unter Kämpfen und Opfern, die oft genug geschildert worden sind, haben sich die galizischen Ukrainer ihr Volkstum bewahrt und dessen Bestand gesichert. Sie haben ihre Kultur gerettet, sich einen gebildeten Mittelstand geschaffen und dadurch die russischen Pläne vereitelt. Ganz selbstverständlich ist es, daß ihre Stammesgenossen jenseits der Grenze den Kämpfen nicht nur mit größter Aufmerksamkeit und innerer Anteilnahme folgten, sondern auch durch werktätige Unterstützung ihnen erfolgreichen Ausgang zu sichern bemüht waren. So schlangen sich Fäden von hüben nach drüben trotz aller Verfolgung durch die Großrussen, und von Jahr zu Jahr wuchsen die Aussichten dafür,



daß die dreißig Millionen Ukrainer Rußlands eine national geschlossene Masse werden würden, die den Großrussen um so gefährlicher erscheinen mußte, als die Ukrainer in ihren Wohnsitzen fast überall den größten Teil der Bevölkerung stellen. Viel mehr als den polnischen Nationalismus fürchtete man in Petersburg den ukrainischen. Von ihm versah man sich des eigentlichen Anstoßes zum Zerfalle Rußlands als europäischer Macht. Deshalb darf man sagen, daß die ukrainische Frage die Ursache für den russisch-österreichischen Gegensatz bildete. Mit unleugbarem Geschick wurden jedoch die südslawischen Angelegenheiten gegen die Monarchie der Habsburger ausgespielt; sie sollten den Krieg volkstümlich machen, sollten die Tschechen, Slowenen und Kroaten und die Bevölkerung Bosniens zum Abfall von der Doppelmonarchie bewegen und die Eroberung Ostgaliziens in den Hintergrund treten lassen. Wie ausschließlich die Serben bloße Werkzeuge dieser Politik waren, werden sie vielleicht noch selbst erkennen. Das Schicksal der Balkanslawen wird von den führenden russischen Kreisen sehr kühl betrachtet. Keineswegs liegt es in der Absicht, die Freiheit und politisch-staatlich selbständige Entwicklung der einzelnen Stämme zu fördern. Das haben die (als Slawen zu betrachtenden) Bulgaren schon erkannt, den Rumänen ist ja auch bereits teilweise das Verständnis dafür aufgegangen. Durch eine barbarische Unterdrückungspolitik sollte das Ukrainertum, wenn es erst in seiner Gesamtheit dem Zepter des Zaren unterworfen wäre, vernichtet werden. Der ukrainische Separatismus ist von den Moskowitern deshalb als die gefährlichste aller Zersetzungserscheinungen betrachtet worden, weil nicht nur die Ukrainer an Kopfzahl stark sind, sondern auch weil ihr ethnographisches Gebiet — im Süden und Südwesten des Reiches — den Zugang zum Schwarzen Meere, nach Konstantinopel sperrt, eine breite Schranke für die Ausdehnung des Zarenreiches nach dem Mittelmeere hin bildet. Ich widerstehe der Verlockung, hier die vielen Gründe zu behandeln, die den Drang Rußlands nach Konstantinopel erklären. Es ist viel Gefühlspolitik dabei, der Drang ins Weite, die Maßlosigkeit der Ziele, wie sie der „breiten“ russischen Natur zur Gewohnheit geworden ist, vielleicht auch manches, das uns als Ausfluß russischer Mystik erscheint, in Wirklichkeit nur dem russischen Dünkel entspringt, der Herr über Europas Geschick sein will. Zuzugeben ist, daß die Sehnsucht nach dem Besitze der Dardanellen die Politik des Zarenreiches seit langer Zeit zielweisend beeinflußt hat. Trotzdem bleibt bestehen, daß die ukrainische Sorge als die größere und dringendere betrachtet wird. Leider läßt sich heute nicht ausführen, welche Einflüsse von außerhalb aufgeboten worden sind, um die ukrainische Gefahr als so groß hinzustellen, daß der Zar sich zu dem Kriege gegen Österreich-Ungarn und Deutschland entschloß. Wenn die Zeit gekommen sein wird, in diese Machenschaften hineinzuleuchten, wird man manche Dinge, die heute noch unklar sind, wohl unter verändertem Gesichtspunkte betrachten.

Schon jetzt aber wird man verstehen, weshalb so hartnäckig Przemysl verteidigt und um die Karpathenpässe gekämpft wird, weshalb die von Ukrainern bewohnten ungarischen Komitate immer wieder das Ziel russischer Vorstöße bildeten. Und man wird zugestehen müssen, daß der russische Kriegsplan dem angestrebten Zwecke entsprach, daß die russische Heeresführung mit ungeheurer

Zähigkeit an dem ursprünglichen Plane festhält. Wir sind überzeugt, daß schließlich Rußland doch am Boden liegen wird. Wie aber auch dieser Weltkrieg ausgehen mag, die ukrainische Frage muß gelöst werden. Eine dauernde Knechtung von rund dreiunddreißig Millionen Seelen ist selbst in Rußland nicht durchführbar. Die Ukrainer haben nach Konstantinopel und anderen Hauptstädten auf dem Balkan Abordnungen gesandt, die dort für die Bildung eines ukrainischen Staates Stimmung machen sollten. Man soll die Abordnung sehr liebenswürdig aufgenommen haben; schöne Worte sind bei den Diplomaten wohlfeil. Da aber die Ukrainer nicht Herren ihres Schicksals sind, da sie sich nicht in Masse erheben können, für ihre Freiheit zu kämpfen, da sie im Gegenteil sich heute in Rußland fügsamer erweisen müssen als sonst, so spielt die ukrainische Frage in den politischen Erwägungen der Gegenwart nicht die Rolle, die ihr zukommt. Um so notwendiger ist es, stets von neuem auf die verwundbaren Stellen des russischen Riesenreiches hinzuweisen und darzutun, daß das Zarenreich nicht für sich das Recht in Anspruch nehmen kann, zu den europäischen Staaten gezählt zu werden. Es gehört nach Asien; dorthin muß es gewiesen werden.



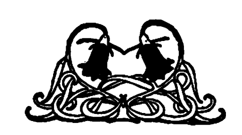
Die Witwe · Von Karl Berner

Sie trägt ihr dunkles Ehrenkleid
Und blickt ins blasse Abendrot;
Sie trägt ihr scheues, schweres Leid
Um eines jungen Helden Tod.

Wo fern das letzte Leuchten stirbt,
Hat ihm der Sieg den Tod gebracht.
Sie weint. Und eine Grille zirpt
Wie damals in der Wundernacht —

Als sie in seinen Armen lag
Und ihres Magdtums kühler Stolz
Bei Grillensang und Amselschlag
In ihres Blutes Gluten schmolz —

Durch ihren Leib ein Schauer rinnt ...
Ob schmerzend auch die Wunde klafft:
In ihrem Schoße wächst sein Kind
Und einer deutschen Mutter Kraft.



Die Hand

Von Fritz Müller

Die beiden feindlichen Gräben waren erst einen halben Kilometer entfernt. Dann den vierten Teil eines Kilometers. Dann hundertfünfzig Meter. Und dann hatten sie von beiden Seiten gleichzeitig einen Annäherungsgraben im spitzen Winkel vorgetrieben.

Man konnte diese Gräben einander näherschleichen sehen. An der Erde sah man's, die links und rechts herausflog. Von der Ferne sah es aus, wie ungeheure unsichtbare Tiere, die mit den Hinterfüßen sichtbare Erde aufscharrten. Auf einmal stutzten diese Tiere. Sie wollten auch im Scharren nicht mehr sichtbar sein. Die Mannschaften trugen die anfallende Erde in Körben weit nach rückwärts. Von oben sah es aus, als wären die Tiere auf freiem Felde eingeschlafen. Unterdessen aber scharrten sie sich unterirdisch atemlos aneinander heran. Und jetzt wußte man es herüben und drüben, daß kaum mehr als eines Baumes Breite mehr dazwischen lag. Da verschnauften sie.

Es war Nacht. In zwei Stunden dämmerte es. Dann galt es den Sturm. Das war herüben. Was sie drüben taten — niemand wußte es. Auf einmal fingen sie zu singen an da drüben, mitten in der Nacht, sehr lärmvoll, dschindera, dschindera.

Herüben horchte man verwundert. Was sie nur wollten mit der Singerei? Plötzlich wußte es einer. Sein unbetörtes Ohr an der Grabenwand hatte zwischen den Takten des Gesanges was vernommen. Als ob eine rostige Stimme nachschleife, so klang es. Aber es war keine menschliche Kehle, sondern ein vorsichtiges Kratzeisen. Und der Gesang sollte es einwickeln.

Der Horchende rührte sich nicht. Das Kratzeisen mußte schon ganz nahe sein. Gleich mußte es herauskommen. Zwischen den beiden Erdwurzeln der Linde mußte es herauskommen. Vielleicht hätte er gleich Meldung nach links und rechts machen sollen. Aber er tat es nicht. Irgend etwas hielt ihn ab. Gespannt, hypnotisch starrte er auf den Raum zwischen den beiden Wurzeln. Die kleine elektrische Taschenlampe tastete daran herum. Das schwarze Geäder in der gelben Erdschnittfläche sah sonderbar aus. Ja, ja, jetzt wußte er's: wie eine menschliche Hand schaute es aus, und die beiden großen Wurzeln waren zwei schwellende Adern im Winkel.

Der Hautlappen zwischen den beiden Wurzeln schlug um, bröckelte ab, ein Kratzeisen fuhr durch und, wie erschrocken, rasch wieder zurück.

Der Soldat stand wie gelähmt. Auf einmal wurde er geschmeidig. Lautlos stellte er sich ein wenig auf die Seite, kramte, von einer Eingebung durchzuckt, in den Taschen, und zog einen Riemen heraus, einen festen Riemen. Das war ein Gurt von seinem Kameraden, den sie ihm gestern erschossen hatten, die da drüben. Und den Riemen hatte er behalten, weil er abgefallen war, als sie den Toten in die Grube betteten.

Lang und dünn hing jetzt dieser Riemen von seiner Hand herab wie eine Schlange. Die Schlange schwankte an der ruhigen Hand. Die Taschenlaterne war ausgeknipst. Es war wieder dunkel.

Der Soldat hielt den Atem an. Er mußte denken: Wo, wo bin ich auch einmal so stumm mit angehaltenem Atem gestanden, wo? Auf einmal wußte er's wieder: Vor der Türe seiner Liebsten. Sie hatte es nie erfahren. Sie hatte damals einen andern genommen, ehe seine Hand es wagte, die Klinke ihres Mädchenzimmers anzurühren. Eigentümlich — damals vor der Türe der Geliebten, jetzt vor der Türe der Gehaßten setzte der Herzschlag aus. Alle Gegensätze laufen in der höchsten Steigerung an einem Punkt zusammen.

Seine Gedanken brachen ab. Durch das Loch zwischen dem Wurzelwerk schoß ein schmales Lichtbündel, zeichnete einen kleinen Kreis auf der Gegenwand des Grabens. Der kleine Lichtkreis fing an zu suchen, hinauf, hinab, nach beiden Seiten. Und als er nur Erde fand, stille Erde, schien er zufrieden zu sein und ging wieder fort.

Gleich darauf rieselte wieder ganz leise Erde. Der Soldat hatte vorsichtig seine elektrische Taschenlampe angedreht und die Halbkugel, die leuchtende, mit den Fingern zugedeckt. Jetzt hielt er die Lampe senkrecht über den Wurzeln. Dann schob er unendlich langsam zwei Finger seiner umschließenden Hand ein wenig auseinander, so daß ein schmales, ganz schmales Strählchen herunterfiel auf eine Hand, eine fremde Hand, die aus dem Erdloch langte und lautlos herumfühlte, nach oben, nach unten, nach links, nach rechts, dann fing sie wieder von vorne an ...

Als der dünne Lichtstrahl auf diese Hand fiel, war es dem Soldaten, als müßte die Hand geblendet zurückzucken. Aber sie zuckte nicht zurück, sie hatte ja kein Auge. Und jetzt überkam es den Soldaten mit einer starken Neugier. Weiter rückten seine Finger über dem leuchtenden Glasauge auseinander, voller fiel das Licht auf diese Hand. Alles an dieser fremden Hand konnte er sehen. Daß sie schmutzig war, und daß zwei Adern darauf, zwei dickgeschwollene Adern im Winkel auseinander gingen, ganz genau so, wie die beiden unterirdischen Wurzeln darüber. Wie eine verkleinerte photographische Wiedergabe stand das eine unterm andern.

Wie sonderbar ruhig der Soldat blieb! Nur, wie er plötzlich einen Goldreif am Ringfinger dieser suchenden Hand matt leuchten sah, war er ein wenig aufgezuckt. Es war ihm, als müßte er die Hand, die entgegengestreckte Hand drücken. Der Riemen in seiner Hand schlenkerte mit. Das erinnerte ihn an den erschossenen Freund. Er war wieder ganz ruhig.

Die fremde Hand war zurückgeschlüpft. Der Soldat löschte die Laterne und wartete. Jetzt war er fest entschlossen, keine Meldung mehr zu machen. Das war eine Aufgabe, die ihm ganz allein zustand. Es war ihm, als wäre er von seinem toten Freund beauftragt, alles das zu tun, was jetzt geschah.

Zunächst geschah nichts. Dann wieder ein leichtes, leichtes Rascheln. Der Lichtstrahl spielte. Da war sie wieder, die Hand. Ihre Finger hielten ein rundes Ding. Der Soldat kannte diese Dinger. Es waren Bomben, Zeitbomben. Sie platzten genau vier Minuten, nachdem ein kleiner Hebel herabgedrückt war.

Der Zeigefinger der Bombenhand fuhr suchend hin und her. Jetzt hatte er den kleinen Hebel gefunden. Jetzt drückte er ihn nieder. Jetzt würde die Bombe gleich herunterkollern. —

Was jetzt kam, geschah mit ungeheurer Schnelligkeit. Ein flinker Riemen wand sich schlangengleich um die fremde Hand, knüpfte sich darum, knüpfte sich zum andern Male doppelt, dreifach um die dicke Wurzel drüber — die Bombe rollte — der lärmende Gesang drüben ward jäh von einem Schrei zerrissen — der Soldat herüben lief nach links, nach rechts: „Zurück, Kameraden, zurück! — gleich platzt eine Bombe — zurück, zurück!"

Und während sie alle eine Strecke zurückliefen, sah der Soldat im Geiste die angebundene Hand sich wütend an dem Riemen zerren, hörte er das Geschrei des Angebundenen stärker werden, entsetzensvoller, vernahm er drüben das Näherkommen vieler Stimmen gegen den Schreienden.

Aber das Schreien hörte nicht auf. Auch die wachsende Entfernung stimmte es nicht herab.

„Halt," sagte der laufende Soldat, „halt, hier tut sie uns nichts mehr, die Bombe." Und dann kauerten sie alle horchend im Graben und tranken das Geschrei von drüben, zwischen zusammengebissenen Zähnen schlürfend.

Der Soldat schaute auf die Uhr: „Jetzt", flüsterte er unbewußt. Und im gleichen Augenblicke war drüben ein fürchterlicher Knall. Zwei Annäherungsgräben, samt einem Menschenknäuel in dem einen, flogen in die Luft.

Am Tage fand der Soldat den geknüpften Riemen. Er war sonderbarerweise unversehrt. Aber der Soldat steckte ihn nicht mehr ein. Er faßte ihn mit spitzen Fingern und trug ihn zurück, dahin, wo sein erschossener Freund begraben lag. Auf diesen Hügel legte er ihn und ging dann wieder fort in den Kampf ...



Dem Vaterland · Von Helene Brauer

Ein Sang sei dir gesungen,
Mein stolzes Siegfriedsland;
All meine Kraft sei deine,
Mein Schwert, das flammenreine,
Loht auf in meiner Hand.

Es geht in blonden Haaren
Ein schlankes Kind am Rhein —
Feinslieb, du sollst nicht klagen,
Wenn sie die Trommel schlagen,
Jauchzt mir's ins Herz hinein.

Viel süße Rosen brannten —
Die fielen reifbeschwert.
Fahrt hin in Herbstesnöten!
Wohl andre Rosen röten
Mein wackres Reiterschwert.

Es ist ein Kreuz von Eisen,
Will's Gott, wird es noch mein;
Wenn sich im Sturmesrauschen
Die heil'gen Fahnen bauschen,
Muß ich der erste sein!



Russen und Deutsche

Aufzeichnungen von Anfang 1873

Aus Victor Hehns Tagebuch De moribus Ruthenorum (Ausgabe von Schiemann, Stuttgart 1892 bei Cotta)

Der wirkliche Staatsrat Bogujawlenski, Direktor der Kommerzschule, trat in eine Loge, als gerade die Lucca aus Berlin sang. Man fragte ihn, wie sie ihm gefalle. „Mir gar nicht," sagte er, „denn sie ist eine Deutsche."

*

Schon 1870 bestand der geheime Befehl, in den baltischen Provinzen keinen höheren Beamten lutherischer Religion anzustellen. Dies wurde durch ein Gesuch, das ein Bekannter von mir, ein General baltischer Abkunft, einreichte, und dessen Beantwortung mit Angabe des Motivs durch den Kriegsminister bestimmt.

*

Ein Doktor soll den Gesundheitszustand eines Mannes, der dem Trunk ergeben war (wie alle), untersuchen. Der Mann hat sechs Kinder, und es kommt darauf an, ihm zu helfen. Alle Russen beschwören den Arzt, seine Aussage so zu machen, daß den Kindern dadurch geholfen werde, das heißt eine Krankheit zu konstatieren, die ihm das Recht der Unterstützung gewährt. Der Arzt bleibt taub gegen alles und sagt aus, was er gefunden hat, das heißt, daß der Mann gesund, aber ein Säufer ist. Da ertönt von allen Seiten das Geschrei der Entrüstung über den brutalen, hartherzigen, dummen, verruchten deutschen Pedanten.

*

In Kiew, einer ultranativistischen Universität, war ein ungebildeter Mensch, früher, wenn ich nicht irre, untergeordneter Beamter, mit einem dicken Buche aufgetreten, das den Titel führte: Tacitus und seine Zeit, und auf dies Buch hin wollte der Verfasser Doktor werden. Er hatte darin deutsche Bücher geplündert, zugleich aber unter den angeblich sich gegenüberstehenden zwei Systemen, dem deutschen, wonach die Germanen als Verjünger wirkten, und dem französischen, wonach die Barbaren nur zerstörten, sich für das letztere entschieden. Das Examen hatte er trotz des Widerstandes der Fachprofessoren dennoch bestanden; auf der öffentlichen Disputation beweisen die beiden Widersacher, von denen der eine in Deutschland studiert hat, daß der Verfasser ein ganz unwissender Plagiarius sei. Vom anwesenden Publikum aber wurde alles, was die Gegner sagten, ausgezischt, alles, was der Verfasser vorbrachte, wütend beklatscht. Am Schluß erklärte der Präsident, da solche Disputationen deshalb öffentlich abgehalten würden, damit das Publikum als höchster Richter urteile, dieses aber unzweifelhaft dem Verfasser den Sieg zugesprochen habe, so erkläre er ihn hiermit zum Doktor.

*

Der letzte Krieg blieb in Rußland ganz unbekannt, es gab Edelleute, Priester usw., die von dem deutsch-französischen Kampf gar nichts gehört hatten. Und

wenn dies geschah, so glaubten sie, Napoleon sei derselbe, der sie im Jahre 1812 mit seinen zwanzig Völkerschaften mit Krieg überzogen hatte.

*

Vorigen Sonntag wurden im „Künstlerklub" lebende Bilder höheren Anspruchs, weil von „Künstlern" gestellt, zum besten gegeben. „Rückzug der Deutschen von Orleans" mit Gruppen der Eile und Furcht wurde vom Publikum mit Begeisterung und stürmischem Händeklatschen aufgenommen. „König Wilhelm besucht die Verwundeten im Schlosse Versailles" fand nur Zischen und Pfeifen, und der Vorhang fiel bald.

*

Sie haben keinen Begriff von organisierter Gesellschaft, darum hassen sie Deutschland.

*

Der Ausspruch Napoleons von der Europe républicaine ou cosaque wird doch wahr werden. Nämlich erst republikanisch und kommunistisch, dann kosakisch (!?). Die Franzosen haben in blinder Leidenschaft die Geschichte Europas erfüllen helfen, sie haben den ersten großen Bürgerkrieg 1870 eröffnet, denen noch andere folgen werden. Und so wird der Moment eintreten, daß eine oder die andere Seite den Moskowiter um Beistand anflehen oder als Friedensstifter herbeirufen wird. In Westeuropa findet er ein ganz anderes Feld der Zerstörung, als ihm bisher in der Krim und in Polen und in den Ostseeprovinzen vorgelegen hat.

Mitgeteilt von Dr. Menge



Der Verwundete · Von Friedrich W. Wagner

In diesem kleinen Zimmer ...
Nebel verhängt den Blick.
In meinen Ohren, immer,
Dröhnt Schlachtenmusik.

Ich kann nicht mehr marschieren.
Man schoß mir die Beine entzwei.
Und ich bin nicht mehr dabei!
Und wenn sie die Schlacht verlieren — —

Doch sie werden sie nicht verlieren!
Sie sind alle so tapfer und froh.
O könnt' ich doch noch marschieren!
Nun lieg' ich auf dem Stroh — —



Wie sie sich im Tode trösten

Aus den Selbstgesprächen sterbender Krieger

Von Richard Baerwald

Um das Verständns für den tieferen Sinn der nachfolgenden Selbstgespräche zu erleichtern, sei folgendes bemerkt: Die meisten metaphysischen und ethischen Gedanken sind keiner eigentlichen Vermehrung mehr zugänglich. In den letzten Jahrzehnten aber ist das Bestreben zutage getreten, derartigen Betrachtungen dadurch eine neue Seite abzugewinnen, daß man sie psychologisch faßte und die angeborene Gemütsanlage, den Lebenskreis, die kulturelle Umgebung der Denker, die zu den einzelnen Standpunkten gelangt waren, in Betracht zog. Eine Probe derartiger „Psychologie der Philosophie" will auch die beifolgende Arbeit geben, will zeigen, aus welcher Gemüts- und Wesensart und welcher Berufsbildung die verschiedenen uralten Gedankenreihen hervorgehen, mit deren Hilfe sich nachdenkende Menschen von jeher über die Notwendigkeit des Todes zu trösten versucht haben. Daß dieser Darstellung keine nüchtern theoretische Form, sondern eine anschauliche, halb poetische gegeben worden ist, wird gerade dem gegenwärtigen Zeitpunkt angemessen sein, in dem das Problem des Todes uns so furchtbar nahe gerückt ist; in dieser Form werden zugleich die gebotenen Gedanken am ehesten praktisch wirken, d. h. wirklichen Trost spenden können. Die vier Selbstgespräche bilden eine aufsteigende Reihe, vom ethisch einfachsten bis zum höchstgerückten Standpunkt.

I.

Verdammt, nun hat mir der Otto doch nicht meine 150 Mark zurückgegeben! Zehnmal habe ich ihn gemahnt, immer hatte er Ausreden; jetzt behält der Lump mein schönes Geld in der Tasche, und ich . . .!

Nun, eines Tages wird er ebenso daliegen, wie ich hier; man stirbt ja nicht bloß an russischen Kugeln. Was kann ihm dann mein Geld nützen!

Hat es denn mich selber froh gemacht? Niemals bin ich trällernd und pfeifend herumgegangen und habe mit den Talern in der Tasche geklimpert. Wenn man es verdienen sollte, war es ein Herzabstoßen, als hinge das Leben daran, und hatte man's, dann — gehörte es sich einfach so.

Überhaupt, mir kommt jetzt alles so egal vor, was mich früher geärgert und erbittert hat. Denk nur an den dicken Gustav, der beständig sagte: „Ist ja alles dieselbe Hotelsauce!" Selbst als er vom Bau gefallen war und sich den rechten Arm gebrochen hatte, war ihm auch das „dieselbe Hotelsauce". Wir haben ihn ausgelacht; jetzt kommt mir vor, er war der Vernünftigste von uns.

Alle die Kerle, mit denen ich immer prozessiert und mich herumgezankt habe, — wenn man sie reden hörte, wollte man sie verprügeln, aber hätte man in sie hineinsehen können, was waren sie doch für arme, dürftige, mühselige Schlucker! Äußerlich freche Protzen, innerlich froh, wenn ihnen das liebe Leben blieb. Man könnte ihnen einen Groschen schenken und sagen: „Laß man gut sein!"

War ich nicht wie der Clown im Zirkus, der Pappgewichte hebt und sich fürchterlich dabei anstrengt! Wie konnte man nur Sachen so schwer nehmen, die gar nichts wiegen!

Schlafen war schließlich das Beste am Leben; also drehe ich mich um und schlafe für immer!

II.

Jetzt werde ich also auch hinaufkommen in den blauen Himmel, wo Mutter auf mich wartet! Wie oft haben wir uns nicht unter dem Tannenbaum seine Wunder ausgemalt, wie leuchtend hat Hochwürden Sonntags in der Kirche ihn geschildert! Und jetzt, jetzt soll ich's mit meinen eigenen Augen erblicken!

Ganz genau vorstellen kann ich mir's noch nicht. Werden die vielen Engel uns begrüßen wie gute Bekannte, werden wir unter den vielen Millionen unsere Lieben herausfinden, wird Mutter wieder so jung und schön aussehen wie einst, als ich ein kleiner Junge war, wird unsere kleine, gestorbene Elsbeth auch groß geworden sein? So sonderbar ist das alles, so unverständlich! So ganz anders, wenn man im Leben nur von fern her daran denkt, als wenn man es in einer Stunde leibhaftig erblicken soll.

Ob der liebe Gott wohl auch zu mir sprechen wird? Aber so viel Zeit kann er ja nicht haben! Auch der ehrwürdige Herr Bischof hat nur mit einigen aus der Gemeinde gesprochen, und der Herr Kaiser sogar nur mit den Offizieren unseres Regiments.

Wie fernes Glockenläuten tönt es mir in den Ohren; viele hören das im Sterben! So dröhnten die Glocken, als wir auszogen ins Feld, als wir eingesegnet wurden dort oben in der alten Kirche am Berghang. Die Orgel brauste über unseren Köpfen, die Gemeinde sang, die Kerzen flackerten hoch auf dem Altar. Wir jungen Soldaten beteten und hofften sicher auf Sieg und Heimkehr. Ach Gott, Heimkehr! Nun sind die meisten Kameraden aus dem Dorf schon gefallen und ich folge ihnen nach. Verändert werde ich sie droben wiederfinden, aber erkennen werden wir uns gewiß.

Wie sich's wohl stirbt! Ob es immer heller und weißer wird vor den Augen, bis sie sich an den himmlischen Glanz gewöhnt haben?

Aber da muß ich mich wohl noch gedulden, denn einstweilen — wird es dunkler — immer dunkler — um mich her!

III.

„Verlorene Liebesmüh!“ Es war nicht sehr human, Herr Doktor, daß Sie das eben so laut sagten! Oder glauben Sie, ich höre nichts und sei nicht bei Bewußtsein, weil ich nicht mehr sprechen kann? Wahrscheinlich dachten Sie sich gar nichts Besonderes dabei; sobald ein Mensch nicht mehr Herr seines Willens und Körpers ist, behandelt man ihn als Paket, das man nach Belieben hierhin und dorthin wirft.

Mag sein! Es verzichtet und stirbt sich leicht, wo man tausend Leidensgefährten hat und die Alltäglichkeit des Todes so deutlich demonstriert wird. Auch der arme junge Mensch im Bette nebenan stöhnt nicht mehr. Noch vor

vier Monaten saß er auf der vordersten Bank vor meinem Katheder und stenographierte jedes Wort nach. Wozu nun meine Lehrtätigkeit, mein Mitteilungsdrang! Auch die Seelen der Mitmenschen sind ein zu vergängliches Pergament für ewige Gedanken.

Aber mir selbst sollst du beistehen in meiner letzten Not, du meines Lebens ernste Führerin, Philosophie! Habe ich nicht gar vieles gedacht und gelehrt über das alte Problem des Todes? Jetzt ist das große, das abschließende Experiment zu vollziehen, wo sind jetzt meine Theorien? War alles nur kalter Begriff, nichts gefühlswarmes Erlebnis?

Der Gedanke irgendeines Stoikers kommt mir in den Sinn: Unser Leben ist immer nur ein Augenblick; die Vergangenheit gehört uns nicht mehr, die Zukunft noch nicht; verlieren aber kann man nur, was einem gehört; darum büßt man gleichviel ein, ob man als Jüngling oder als Greis stirbt, in beiden Fällen verliert man nur einen Augenblick. — Das ist ein Trost, aber ein magerer, er schmeckt nach den sauren Trauben.

Und doch, mein alter Weiser hat leider recht. Was nützt mir jetzt vergangenes Glück, verklungene Begeisterung? Noch schwerer machen sie mir das Abschiednehmen. Nein, Vergangenheit gehört mir nicht mehr, Vergangenheit ist Unwirklichkeit. „Siehe, er gehet dahin, als sei er nie gewesen!" sagen wir am Grabe der Toten — kein Weltverächter kann eine herbere Kritik des Menschenlebens erdenken. Schrecklich ist sie, weil sie wahr, wahr, weil sie schrecklich ist.

Sie erfinden jetzt so viel, und jedes bißchen Rückstand wird neu verarbeitet und umgeschmolzen. Das wäre mir noch eine gute Erfindung, wenn man auch die eigene Vergangenheit wieder aufarbeiten, wenn man eine durchlebte Zeit hinten wegschneiden und vorn wieder ansetzen könnte. Welche Glanzzeit meines Lebens würde ich jetzt nicht opfern, wenn ich sie in ein paar Jahre Zukunft verwandeln könnte!

Zum Beispiel die Wochen meiner scheuen Jugendliebe! Die Stunden, in denen die Zeit still zu stehen schien, in die sich ein Menschenleben zusammendrängte . . .!

Ja, möchte ich die wirklich aus meinem Dasein tilgen, als wären sie nie gewesen?

Es ist doch ein „Aber" bei meiner schönen Erfindung! Was ich bin, das bin ich durch meine Vergangenheit, Erinnerungen sind die Bausteine, aus denen mein Ich sich fügt. Nimm etwas fort von meiner Geschichte, und ich bin nicht mehr derselbe Mensch. Vielleicht wäre ich noch ein ähnlicher; aber Menschen, die mir ähnlich sind, leben genug auf der Welt, auch wenn ich tot bin; was ist mir an denen gelegen?

Weißt du, wer mir meine Erfindung zugeraunt hat? Der „Knopfgießer" war es, der Dämon, der Peer Gynts Persönlichkeit einschmelzen und mit fremdem Metall mischen wollte. Als Gynt mit ihm rang, kämpfte er da nicht auch um die Geltung seiner Vergangenheit?

Und wenn es selbst nicht fortwirkend in mir lebte, mein vergangenes Dasein, als Erinnerung, als Gewohnheit, als Tradition und ehrwürdige Gesetz-

gebung, — wäre es nicht dennoch heilig für mich als Geschichte meines Ich, als vergangene Wirklichkeit? Jahrzehntelang habe ich Tagebücher geführt und bedeutsame Briefe aufgespeichert. Damals, als mein Haus zu brennen begann, griff ich zuerst nach diesen Dokumenten früheren Erlebens. Warum wohl? Nicht weil die Gedanken, die Erlebnisse darin so groß und merkwürdig waren; jeder mittelmäßige Roman ist eine bessere Lektüre. Nein, sie waren mir kostbar, weil sie wirklich waren — besser, weil sie als meine Vergangenheit wirklich **sind**.

Gewiß, Vergangensein heißt nicht: Nichts sein; vergangene Existenz ist ebenso wirklich wie gegenwärtige Existenz. Kein Mensch gehet dahin, als sei er nie gewesen.

Warum uns nur die Wirklichkeit des Vergangenen so wenig einleuchtet, uns so wertlos erscheint? Wohl weil unsere Geschichte unser unverlierbarstes Gut ist. Unsere Gesundheit schätzen wir zuweilen, unsere geraden Glieder, unsere sehenden Augen, unseren freien Atem; wir wissen, das kann uns geraubt werden. Aber die Wirklichkeit dessen, was wir erlebt, geschaffen, gedacht haben, kann uns niemand nehmen; könnte man es, wir würden wie rasend darum kämpfen.

„Für das Gewesene gibt der Jude nichts", sagen die Narren und meinen, Vergangenheit sei nichts. Gewiß, er gibt nichts dafür, weil man nicht zu bezahlen braucht, was man unverlierbar besitzt, und nicht Geld nehmen kann für das, was uns unveräußerlich zugehört. Wer sagte doch gleich: „Die Vergangenheit gehört uns nicht mehr?" Wie war er schlecht beraten, der alte Stoiker!

Nie zitiert man: „Goethe sagte", sondern: „Goethe sagt". Bei allem Größten, das gesehen ist, bei dem, was die höchsten Menschen gedacht und ausgesprochen haben, wird es uns ganz klar, daß vergangene Wirklichkeit **auch** volle Wirklichkeit ist, daß die Zeit nur Gegenwart vernichten kann, nicht aber Existenz und Wert.

Wie herrlich ist diese Erkenntnis! Waren es nicht stets die Lebensläfterer, die vor der Tyrannin „Zeit" liebedienerten und Gegenwart mit Wirklichkeit verwechselten? „Alles ist eitel!" sagte einer von ihnen und meinte, daß alles vergänglich sei. „Wer möchte", warnte ein anderer, „irgendeines von den vorübereilenden Dingen wertschätzen! Das wäre gerade, als wenn man sich in einen vorüberfliegenden Sperling verlieben wollte!" Aber, wenn es nun kein Sperling wäre, sondern ein Adler, der zur Sonne strebt, und wenn gerade die Zeit, die flüchtige, ihm gefügig und zum majestätischen Rhythmus seines Flügelschlages würde!

Blick auf die frohgemuten Denker! Sie haben immer die Zeit zur dienenden Form herabgedrückt oder ganz geleugnet. Nietzsche erfand die ewige Wiederkehr, um die Vergänglichkeit zu bestreiten, Spinoza betrachtete seine göttliche Welt „sub specie aeterni" (vom Gesichtspunkte der Ewigkeit, d. i. der Zeitlosigkeit aus).

Von diesem hohen Berge jenseits der Zeit und Vergänglichkeit gesehen, wie liegt die Welt erhaben zu unseren Füßen, wie lösen sich alle Widersprüche und Verneinungen, wie dienen sie alle dem einen großen Zwecke: der höchsten Bejahung, der Inhaltsfülle des Daseins! Die Zeit zerstört nicht mehr; sie breitet die Welt in ein unermeßliches Nacheinander aus, damit sie Schätze hegen könne, die ein Augenblick nicht zu fassen vermag. Der Tod vernichtet nicht mehr; er

schafft nur Raum für jüngere, lebensvollere Kräfte, dem guten Landwirt gleich, der welkes Kraut rasch durch neue Aussaat ersetzt. Und des Todes Todfeind, der Selbsterhaltungstrieb, der jetzt in mir so verzweifelt gegen ihn ringt, dient er im Weltganzen nicht dem gleichen Zwecke der Vollkommenheit, reicht er nicht dem Tode zu harmonischem Bunde die Hand! Betrachte die Welt vom schiefen Standort, von der Überschätzung zeitlicher Gegenwart aus, und sie ist ein wirres, sinnloses Schlachtfeld; beschaue sie von der Warte zeitüberwindender Wirklichkeit, und sie ist ein Kosmos.

Auch mein Leben war reich und schön, kurz, wie es war. Die dämmernden Kinderjahre voll Mutterliebe und Märchentraum; die ahnungsvollen Flegeljahre, in denen zukunftsgewisse Kraft sich reckte; die letzten Schuljahre mit ihrer schlimmen Schablone, an der doch mein zäher Wille seine guten Zähne erprobte; die Universitätsjahre mit ihren Irrtümern, ihrem raschen Wachstum und kecken Plänen — laß alle leeren Stellen fort aus diesem Leben, es ergäbe doch ein vielbändiges Werk. Und auch diese Fülle ist unvergänglich eingezeichnet im Buche des Daseins; ein ewiger Stern werde auch ich sein unter Myriaden Gestirnen.

Ich glaube, der Blickpunkt der Ewigkeit macht das Sterben nicht minder leicht wie die Hoffnung auf den Himmel!

IV.

Ich sterbe, an meinem zerfetzten Leibe ist nichts mehr zu retten. Aber was tut's — wir haben gesiegt! Nur das wäre schrecklich: Für ein verlorenes Vaterland zwecklos verbluten.

Ich werde nicht mehr wissen, ob wir den Krieg gewinnen. Aber das erkenne ich: Dies Volk, das ich im Kampfe sah, kann nie endgültig besiegt, nie in dauernder Unfreiheit gehalten werden; das zu wissen darf mir genug sein.

Immer habe ich für mein Land und seine Freiheit gearbeitet; aber gestehe ich mir's nur ein in der Stunde, die keine Lüge mehr kennt: Ein Rest vom allzu Menschlichen war stets dabei! Den Tag der Befreiung sah ich kommen, aber ich war sein Held, der durch bekränzte Tore einzog unter dem Tücherschwenken der Menge.

Jetzt aber — wieviel Selbstsucht hätte in meinem Zehnminutendasein noch Raum! Jetzt bin ich nur noch Eins mit dem Allgemeinen, bin ganz Deutschland, nichts weiter als Deutschland. Die Mauern der Persönlichkeit müssen zertrümmert werden, damit der Mensch sich ausweitet zum Volke. Niemand ist so groß im Leben wie er im Tode sein kann.

Es dämmert vor meinen Blicken. Einen großen Strom sehe ich durch das dunkle Land ziehen, ruhig, unaufhaltsam, in allen Krümmungen und Wirbeln nur eine Richtung suchend. Und dort, ganz hinten, am Horizonte, das Geheimnisvolle, Unermeßliche — das, du kleiner, versickernder Tropfen, ist das Meer!



Steuer auf Kriegsprofit

Von H. v. Gerlach

Zum viertenmal während des Krieges wird der Reichstag am 18. Mai zusammentreten. Bei jeder seiner bisherigen Tagungen hat er der Regierung mit wundervoller Einmütigkeit Kriegskredite bewilligt: die beiden ersten Mal je 5 Milliarden, das letztemal 10. Nach Erschöpfung dieser Kredite wird der Schuldenstand des Reiches, der bisher 5 Milliarden betrug, sich verfünffacht haben. Allerdings steht zu hoffen, daß nach glücklicher Beendigung des Krieges uns unsere Feinde unsere Kriegsausgaben ganz oder zum größten Teil werden zurückerstatten müssen. Aber zunächst ist das bloß eine Hoffnung, keine Gewißheit. Und zwar eine Hoffnung, die nicht gerade stärker wird, je länger der Krieg dauert. Denn je riesenhafter die Ausgaben für alle beteiligten Staaten werden, um so mehr muß man mit einer derartigen allgemeinen finanziellen Erschöpfung rechnen, daß an die Forderung eines vollen Ersatzes oder wenigstens an die Verwirklichung dieser Forderung kaum gedacht werden kann. Zumal wenn man zu den direkten Kriegsausgaben noch die indirekten (Entschädigung der verwüsteten Landesteile, Ersatz des verbrauchten Kriegsmaterials, Pensionen für die Kriegsbeschädigten und ihre Hinterbliebenen usw.) hinzurechnet. Sachverständige berechnen schon jetzt das für diese Zwecke nach Beendigung des Krieges erforderliche Kapital auf eine erschreckend hohe Zahl von Milliarden.

Einige der uns bekämpfenden Staaten haben es für richtig befunden, ihre Kriegsausgaben nicht bloß durch Anleihen, sondern zum Teil auch durch Kriegssteuern zu decken. Rußland, dem allerdings das Branntweinverbot allein einen Einnahmeausfall von fast einer Milliarde Rubel brachte, hat eine große Zahl neuer Steuern eingeführt und bestehende Steuern erheblich erhöht. England hat sich durch drei Kriegssteuern eine Sondereinnahme von 1300 Millionen Mark jährlich verschafft: es hat den Teezoll von 40 auf 64 ₰ für das Pfund heraufgesetzt, die Einkommensteuer verdoppelt, die Biersteuer vervierfacht!

Dem deutschen Reichstag ist in keiner seiner bisherigen Kriegstagungen eine Steuervorlage zugegangen. Der neue Reichsschatzsekretär führte in der Märztagung als Grund hierfür an, man habe „dem Lande das Tragen der ohnedies schweren Kriegslasten nicht durch neue Steuern oder Steuererhöhungen noch schwerer machen zu sollen geglaubt“. Das läßt sich hören, wenn man wirklich an Steuern denkt, die „das Land“, d. h. das Volk in seiner Gesamtheit zu tragen hätte. Die große Mehrheit des Volkes leidet auch finanziell, namentlich durch die gewaltige Verteuerung aller Lebensbedürfnisse, schwer unter dem Kriege. Ihr ohne die zwingendsten Gründe jetzt neue Steuerlasten aufzupacken, wäre kaum zu verantworten. Es müßte sich denn gerade um Alkoholsteuern handeln, für deren Erhöhung in der Kriegszeit sich recht gute Gründe anführen ließen.

Eine Steuer aber gibt es auf alle Fälle, die jetzt aufs dringendste gefordert

werden muß, nicht obwohl wir Krieg haben, sondern weil wir ihn haben. Ich meine die Steuer auf Kriegsprofite.

Das scheint auch erfreulicherweise die Meinung aller im Reichstag vertretenen Parteien zu sein. Wenigstens findet sich in dem kurzen offiziellen Bericht über die — in den Einzelheiten bekanntlich als vertraulich behandelten — Verhandlungen der Budgetkommission die Bemerkung, daß „eine angemessene Besteuerung der Kriegsgewinne allseitig als notwendig bezeichnet worden sei". Man muß aus dieser Bemerkung schließen, daß wir es bei der Forderung der Kriegsgewinnsteuer mit der einmütigen Willenserklärung aller politischen Richtungen von äußerst rechts bis äußerst links zu tun haben.

Mit diesem ihrem Verlangen erweisen sich die Abgeordneten in des Wortes wörtlichster Bedeutung als Volksvertreter. Wenn es, neben dem Willen zum Sieg, über etwas in unserm Volk Übereinstimmung gibt, so darüber, daß die unter unsern Volksgenossen, die vom Kriege materiell Vorteil haben, genötigt werden sollen, einen möglichst erheblichen Teil ihres Kriegsgewinnstes wieder der Allgemeinheit zuzuführen. Weniger aus einem rein steuertechnischen als aus einem ethischen Bedürfnis heraus. Gewiß, bei den unheimlich großen Ausgaben für Kriegszwecke wird jedes zweckmäßige Mittel, der Reichskasse neue Gelder zuzuführen, mit Genugtuung begrüßt werden. Aber darüber hinaus hat das Volk das sehr berechtigte Empfinden, daß es keinen sittlich weniger geeigneten Anlaß zur Bereicherung gibt, als einen Krieg. Hunderttausende und aber Hunderttausende opfern ihr Blut fürs Vaterland. Millionen werden durch die Verteuerung aller Lebensbedürfnisse zu äußersten Entbehrungen gezwungen, wenn sie nicht gar durch die wirtschaftlichen Umwälzungen des Krieges stellungs- oder arbeitslos geworden sind oder ihr Geschäft haben aufgeben müssen. Für etliche Zehntausende oder Hunderttausende aber ist der Krieg ein gutes Geschäft, Hochkonjunktur. Sie können nicht nur ihre alte Lebenshaltung aufrecht erhalten. Nein, ihnen geht es besser, weit besser als vorher. Ihnen ist das Reich die melkende Kuh, der sie auf dem Wege der Kriegslieferung reichsten Ertrag abzapfen. Ihnen ist das Knapperwerden der Lebensnotwendigkeiten ein guter Anlaß, der ungeheuren Mehrheit ihrer Mitbürger schwersten Tribut aufzuerlegen.

Daß sich die Einnahmen einer ganzen Anzahl von Personen seit Kriegsbeginn gesteigert, oft verdoppelt und verdreifacht, manchmal verzehnfacht haben, daß seit August 1914 gewaltige neue Vermögen entstanden sind und noch weiter entstehen, weiß jeder, der mit offenen Augen um sich blickt. Meist freilich ist es für den Privatmann nicht leicht, zwingende Beweise dafür zu erbringen. Auch muß es unbillig erscheinen, etwa diese oder jene Einzelperson vor der Öffentlichkeit gewissermaßen zu brandmarken, indem man gerade sie als Nutznießer des Krieges benennt. Es haftet solchem Vorgehen zu leicht der gehässige Charakter einer Denunziation an.

Aber man braucht gar nicht zu irgendwie bedenklichen Mitteln zu greifen, um zahlenmäßig die Höhe der Kriegsgewinne nachzuweisen. Man braucht sich nur an das jedermann zugängliche Material zu halten, um eine Vorstellung von der Höhe des Nutzens zu bekommen, den gewisse Kreise aus dem Kriege ziehen.

Ich meine die Geschäftsberichte der Aktiengesellschaften, die im Monat März in großer Zahl veröffentlicht worden sind. Die weitaus meisten dieser Berichte lassen die ungünstige Wirkung des Krieges auf das Geschäftsleben erkennen. Die Dividende wird gegen das vorige Jahr herabgesetzt oder fällt ganz aus. So die Regel, von der es freilich einen erheblichen Prozentsatz Ausnahmen gibt. Überall da, wo Kriegslieferungen in Frage kommen (direkte oder indirekte) oder wo die Unterbrechung des Verkehrs mit dem Ausland unbequeme Konkurrenz beseitigt, finden wir ein starkes Anschwellen der Überschüsse. Ich könnte das mit vielen Dutzenden von Beweisen belegen, beschränke mich aber natürlich darauf, aus den einzelnen Geschäftszweigen Stichproben herauszugreifen.

Von der Textilindustrie ist der Teil notleidend geworden, der in erster Linie der Herstellung von Luxuswaren dient oder für den Export arbeitet. Dem anderen Teil, der das Heer zu versorgen hatte, geht es um so besser. Die Spinnerei Vorwärts in Brackwede z. B. erzielte 1913 nur 47 000 ℳ Überschuß, 1914 dagegen 260 000 ℳ. Die Strumpfwarenfabrik Max Segall, die 6 Jahre dividendenlos geblieben war, konnte diesmal mit 10 % Dividende aufwarten, weil, wie ihr eigener Aufsichtsratsvorsitzender in der Generalversammlung erklärte, „die Gesellschaft seit Ausbruch des Krieges sehr viel besser zu gesteigerten Preisen beschäftigt war“. Die Deutsche Wollwarenmanufaktur in Grünberg hat ihren Gewinn sogar verzehnfacht! Aus 107 000 ℳ im Jahre 1913 machte das Kriegsjahr 1914 1 081 000 ℳ.

Den Lederfabriken ging es gut, weil das Heer einen ungeheuren Bedarf an Schuhen, Sätteln, Patronentaschen und sonstigem Lederzeug hatte. Kein Wunder, wenn infolgedessen die Aachener Lederfabrik ihre Dividende von 7 auf 10 %, die Niederrheinische Aktiengesellschaft für Lederfabrikation in Wickrath die ihrige von 11 auf 15 % erhöhen konnte.

Den Unternehmungen, die Telephonanlagen herstellen, brachte der Krieg gewaltige Bestellungen in Feldtelephonen. Sehr begreiflich daher, daß Mix & Genest ihren Reingewinn von 293 000 ℳ im Vorjahr auf 1 201 000 ℳ steigern, ihre Dividende verdreifachen konnten (12 statt 4 %).

Erntezeit bedeutet der Krieg vor allem für die Mühlen. Höchstpreise hatten wir zwar für Getreide, aber nicht für Mehl. Infolgedessen konnten für das Mehl die Preise willkürlich in die Höhe geschraubt und dadurch ganz phantastische Gewinne erzielt werden. Betrug doch der sogenannte Mahllohn zeitweise das Vier- bis Fünffache des Normalen! Das Geld mußte also bei den Mühlen scheffeln. Die Berliner Dampfmühlen-Aktiengesellschaft verteilte 1913 0 % Dividende, diesmal 8 %. Die Rolandmühle in Bremen steigerte ihre Dividende von 11 auf 17 %, die Hermannmühle in Posen von 9 auf 18 %.

Den Vogel schießen natürlich die Waffen- und Munitionslieferanten ab. Zwei Beispiele für viele:

Die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf hat zwar technisch immer Hervorragendes geleistet, aber ihren Aktionären bisher wenig Freude bereitet. Schüttete sie doch mit großer Konsequenz jährlich 0 % Dividende aus. Diesmal zum erstenmal ist ihr Abschluß glückverheißend.

Der Reingewinn ist von 1 937 731 ℳ im Vorjahr auf 3 524 439 ℳ, also um über 1½ Millionen gestiegen. Das haben zwei Kriegsmonate zuwege gebracht! Der Geschäftsbericht schließt nämlich bereits mit dem 30. September ab. Er hebt selbst hervor, daß „die beträchtliche Belebung der Beschäftigung den zahlreichen Aufträgen auf Kriegsrüstung zu danken gewesen sei". Zwei Monate Kriegszeit genügten, um den Reingewinn fast zu verdoppeln. Welche Ernte wird wohl den Aktionären blühen, wenn der Krieg ein volles Jahr gedauert haben wird?

Ludwig Loewe, der gar nicht einmal direkt Waffen, sondern nur Werkzeugmaschinen zur Herstellung von Heeresbedarf liefert, hat eine „Rekorddividende" erzielt, wie die Dichter der Börsenberichte jubelnd verkünden. Er hat seine bisher höchste Dividende von 18 % mit einem Sprunge auf 30 % heraufgesetzt. Aber diese 12 % Mehrverteilung genügen nicht entfernt, um die Riesenüberschüsse unterzubringen. Man mußte, um „die Begehrlichkeit der Abnehmer in bezug auf die Preise und der Arbeiter in bezug auf die Löhne zu zügeln", sich vor einer Dividende hüten, die dem wirklichen Verdienst entsprochen hätte. Deshalb hat man vor Feststellung des Bruttogewinns eine volle Million auf Fabrikneubau-Konto zurückgestellt. Deshalb machte man den Aktionären ein riesiges Geschenk (850 ℳ auf die 1000-ℳ-Aktie!), indem man ihnen zu einem lächerlich billigen Ausgabepreis neue Aktien überließ. Hätte man den ganzen Kriegsgewinn in Gestalt von Dividende verteilt, so hätte sie nicht 30, sondern über 100 % betragen müssen. Aber das hätte am Ende nicht bloß die „Begehrlichkeit" der Arbeiter und Abnehmer erweckt, sondern auch die Aufmerksamkeit des großen Publikums allzustark auf die Summen oder, richtiger gesprochen, auf die Unsummen gelenkt, die im Kriege verdient werden. Deshalb wählte man der Tapferkeit besseren Teil.

Übrigens sind fast alle Gesellschaften, die vom Kriege profitieren, nach demselben Rezept verfahren. Fast ausnahmslos haben sie nur einen Teil ihres Verdienstes verteilt, sehr große Beträge aber anderweitig untergebracht, indem sie den Reservefonds besonders hoch dotierten, sich Spezialreserven zulegten, die Abschreibungen außergewöhnlich hoch festsetzten, den Vortrag auf das kommende Jahr riesig hoch bemaßen usw. Offene oder stille Reserven — die Hauptsache war, einen erheblichen Teil des Gewinns zu verstecken, um die „Begehrlichkeit" zu zügeln

Vielleicht auch die Begehrlichkeit des Gesetzgebers?

Erst acht Monate Krieg liegen hinter uns. Die Kriegsgewinne der Aktiengesellschaften beziehen sich höchstens auf fünf Monate Krieg, da kein Abschluß sich auf einen späteren Zeitpunkt erstreckt, als auf den 31. Dezember 1914. Je länger der Krieg dauert, um so stärker müssen die Kriegsprofite anschwellen. Das ganze Volk hat den Wunsch, daß uns der militärische Erfolg in nicht allzu ferner Zeit einen ehrenvollen Frieden ermöglichen möge. Nur wer, ohne seine Haut zum Markte tragen zu müssen, vom Kriege profitiert, der hat ein — objektives — Interesse an einer möglichst langen Dauer des Krieges.

Daß trotzdem niemand von denen, denen der Krieg so ungeheure Gewinne

in den Schoß schüttelt, einen langen Kriegszustand wünscht, halte ich für selbstverständlich. Wie ich denn überhaupt ganz davon absehe, irgend jemand aus seinem Kriegsprofit einen moralischen Vorwurf zu machen. Ob es sich im einzelnen Fall um einen sittlich erlaubten Kriegsgewinn oder einen moralisch verwerflichen Kriegswucher handelt, untersuche ich nicht, brauche ich gar nicht zu untersuchen. Was ich für unbezweifelbar halte, ist nur das: der Kriegsprofit ist das denkbar beste Steuerobjekt in Kriegszeiten. Je weniger ideal er ist, um so idealer erscheint er als Steuerquelle.

Die Steuer auf Kriegsprofit ist eine sittliche Forderung schlechthin.

Wie die Steuer zu gestalten sei, ist eine steuertechnisch wichtige Frage, aber immerhin eine Frage zweiten Ranges. Wo ein Wille ist, ist ein Weg. Die Hauptsache ist, daß der Wille zur Steuer auf Kriegsprofit, den der Reichstag einmütig bekundet hat, auch auf die Regierung übergehe. Dann wird es ein leichtes sein, den besten Steuerweg ausfindig zu machen.

Für wenig praktisch würde ich es halten, wenn man, wie hie und da vorgeschlagen worden ist, sich auf eine Besteuerung der Kriegslieferungen beschränkte. Das wäre eine Sondersteuer, die alle Nachteile einer solchen im Gefolge hätte. Sie müßte unbillig wirken. Man stelle sich nur z. B. den tatsächlich gar nicht seltenen Fall vor, daß ein Fabrikant den Hauptteil seines Betriebes durch den Krieg lahmgelegt sieht, sich aber durch „Umstellungen" auf Kriegslieferungen wenigstens einen gewissen Gewinn sichert. Seine Einnahmen sind vielleicht bedeutend geringer als in Friedenszeiten. Sie würden trotzdem der Sondersteuer auf Kriegslieferungen unterliegen. Auf der anderen Seite blieben die indirekten Kriegslieferanten oder sonstige Nutznießer des Krieges steuerfrei. Der Müller z. B., der uns unser täglich Brot durch Verfünffachung des Mahllohns schmählich verteuert hat, der Landwirt oder Händler, der zehntausende von Zentnern Kartoffeln vom Markte zurückhielt, bis ihm die Erhöhung der Höchstpreise einen Riesengewinn zuführte, sie alle blieben steuerfrei. Und haben doch auf Kosten der Allgemeinheit einen Profit gemacht, der genau so nach Besteuerung schreit wie der direkte Gewinn aus Waffen- oder Munitionslieferungen an das Reich.

Nein, keine Sondersteuer, sondern eine allgemeine Steuer brauchen wir. Und zwar eine Steuer, die jeden während des Krieges erzielten Vermögenszuwachs trifft. Man stelle einfach fest, wie hoch das Vermögen jedes Steuerzahlers vor dem Kriege war und wie hoch es nach dem Kriege ist. Ist es gestiegen, so ist der Unterschied der Kriegsprofit. Von ihm ist ein Bruchteil im Wege der Steuer einzuziehen, und zwar ein um so größerer Bruchteil, je höher — absolut und relativ — der Gewinn ist. Mit anderen Worten: wer sein Vermögen von 100 000 auf 200 000 ℳ gesteigert hat, soll einen geringeren Prozentsatz zahlen als wer von einer Million auf zwei Millionen gestiegen ist. Und wiederum soll der, der seine Million verdreifacht hat, mit einem erheblich höhern Prozentsatz herangezogen werden als der, der sie nur verdoppelt hat. Mit welchem Prozentsatz die Steuer beginnen, mit welchem sie endigen soll, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Ich hätte gar nichts dagegen einzuwenden, wenn

bei den allergrößten Gewinnen bis zu 50 % weggesteuert würden, fände aber auch einen Höchstsatz von 25 % schon recht erfreulich.

Formell ist gerade diese Art der Steuer auf Kriegsgewinn überaus leicht einzuführen. Wir haben nämlich die Grundlage dazu bereits in dem 1912 beschlossenen Reichsgesetz über die Vermögenszuwachssteuer. Dies Gesetz braucht lediglich den besonderen Verhältnissen des Krieges und der Kriegsgewinne angepaßt zu werden. Insbesondere müssen die sehr niedrigen Steuersätze — es beginnt mit 0,75 % und steigt nur bis 2½ % — stark erhöht werden.

Am 31. Dezember 1913 ist das Vermögen jedes Deutschen für die Zwecke der Wehrabgabe festgestellt worden. Nach Schluß des Kriegs hat eine neue Selbsteinschätzung stattzufinden, mit recht scharfen Kontrollbestimmungen und recht strengen Strafvorschriften für falsche Angaben. Damit wäre die Sache gemacht. Natürlich wäre der etwaige Vermögenszuwachs durch Erbanfall von der Kriegssteuer auszunehmen.

Sache der Regierung wird es sein, in diesem Sinn dem Reichstag eine Vorlage bei seinem nächsten Zusammentritt zu unterbreiten. Daß der Reichstag ihr geschlossen zustimmt, ist völlig sicher. Und ebenso sicher ist es, daß er bei dieser Abstimmung das ganze Volk hinter sich haben wird.



Wir, die fern ... Von Karl Röttger

Wir, die fern den Schlachten leben,
Wir, die unser Tagwerk tun,
Laßt uns manchmal davon ruhn:
Jenen liebend ein Gedenken hinzugeben;

Jenen, die das Heilige vollbringen,
Die mit ihrem Blut im Schicksal stehn.
Laßt uns horchen, wie die Schlachten singen,
Wie die Stürme über graue Felder wehn.

Laßt uns in des Abends ersten Dunkelheiten
Einen Blick bis an den Himmelrand
Senden — wie wenn aus der breiten
Ebene lodernd schlage greller Brand.

Und es soll an unsre Herzen rühren
Alle Größe dessen, was geschieht ...
Unsre Herzen sollen beben, daß wir spüren:
Diesen Taten dankt kein Wort genug, kein Lied.

Worte bleiben klein und in der Enge.
Aber wenn's im Blut uns schauert, dankt
Unser Herz mit Treugefühl; — indes die Schlachtgesänge
Donnern, und die Welt in Fugen wankt ...





Die Germanen als Seevolk

„Die Deutschen mögen den Boden pflügen, mit den Wolken segeln und Luftschlösser bauen, aber nie seit dem Anfang der Zeiten hatten sie das Genie, das Weltmeer zu durchfurchen oder auch nur schmale Gewässer zu durchfahren.“

So schrieb im Jahre 1861 die „Morning Post“, das Organ des edlen Lord Palmerston, desselben ehrenwerten Herrn und Premierministers, der einst erklärte, er werde ein Schiff, das die deutsche Flagge führe, als Seeräuberschiff behandeln lassen! Nun, Palmerston war auch sonst ein sehr schlechter Prophet; hat er doch auch den Suezkanalbau amtlich als größtes Schwindelunternehmen des Jahrhunderts bezeichnet und den Aktionären geweissagt, daß sie nie einen Penny Dividende aus dem ganz unmöglichen Kanal beziehen würden! So hat auch jene schöne Äußerung vom Jahre 1861 in unsren Tagen, wo England nicht zum wenigsten wegen des starken Anwachsens der deutschen Handelsflotte den Neidkrieg gegen Deutschland entfesselt hat, in unsren Tagen, da die „meerbeherrschende“ Britannia vor deutschen Unterseebooten zittert und ihre stolze Flagge verleugnet, nur noch Kuriositätswert. Der Ausspruch zeugt aber nicht nur von hochgradiger Kurzsichtigkeit und aufgeblasener Beschränktheit, sondern auch von einer bemerkenswerten Unwissenheit in geschichtlichen Dingen. Denn die Deutschen und die Germanen überhaupt, denen man ja das Volk der Briten nur zum kleinen Teile zurechnen kann, haben auf dem Gebiet der Seefahrt Großes geleistet zu einer Zeit, wo die Welt von englischer Schiffahrt noch nichts vernommen hatte.

Es ist notwendig, sich heut daran zu erinnern, daß die Briten, die sich heut gern als die allein meerbeherrschende und vom lieben Gott persönlich mit dem Seefahrtsmonopol betraute Nation aufspielen, noch vor weniger als vierhundert Jahren weder Kolonien noch eine irgendwie beachtenswerte Schiffahrt besaßen. Im Jahre 1532 bestand die englische Handelsflotte aus nicht mehr als 135 Fahrzeugen, von denen überdies nur wenige mehr als 500 Tons faßten. Wie wenig das „rule the waves“ noch im sechzehnten Jahrhundert für England zutraf, zeigt am klarsten die Tatsache, daß damals die Anknüpfung eines englischen Handelsverkehrs mit Indien, da portugiesische Eifersucht den Engländern den Seeweg dorthin sperrte, auf dem ungeheuren Umweg über Archangelsk, Moskau, Kaspisches Meer und Persien durch die Russische Handelskompanie erfolgen mußte! Die Türkisch-Levantinische Handelskompanie hingegen, die 1581 in England begründet wurde, eröffnete sich den Handelsweg mit Indien von der syrischen Küste her zu Lande! So wenig hatte noch damals, in den Tagen der großen Königin Elisabeth, die englische Flagge auf dem Weltmeer zu bedeuten!

Demgegenüber gehen die Anfänge der germanischen Schiffahrt bis in vorgeschichtliche Zeit zurück, wie schon Wackernagel in seinen Studien über germanische Schiffahrt betont hat.

Manche Anzeichen sprechen dafür, daß schon im frühen Altertum germanische Fahrzeuge bis ins Mittelmeer gelangt sind. Insbesondere Muchau ist, in einer allerdings nicht einwandfreien Beweisführung, für diese Hypothese mit Nachdruck eingetreten. Ja, schon der große Leibniz hat behauptet, daß die alten Germanen als kühne und erfolgreiche Seefahrer über den Phöniziern und Griechen standen und die größten Seeleute aller Zeiten gewesen seien.

Mag für das Altertum diese These sich schwer in einwandfreier Weise belegen lassen, für die mittelalterlichen Normannen, die Nachkommen jener Germanenstämme des Altertums, trifft die Behauptung in vollstem Umfang zu. Die Normannen waren unbestreitbar das kühnste Seefahrervolk, das die Geschichte kennt. Wer über ihre zum Teil ans Wunderbare grenzenden Raub-, Entdeckungs- und Handelsfahrten ein klares Bild gewinnen will, der lese das prächtige Buch von Conrad Müller über Germanische Meeresherrschaft, und er wird aus diesem Werk und aus andren erkennen, daß die Normannen auf Grund eigener Fahrten zu Lande und zu Wasser das ganze riesige Gebiet von Labrador bis Bagdad, und von Nowaja Semlja bis Ägypten und Marokko durchmessen haben. Müller spricht ausdrücklich von einer typisch-germanischen Neigung zur See und weist mit Recht darauf hin, daß die großen Seefahrernationen des endenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, die Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen, Briten, ihre wesentlichsten Bezeichnungen für alle mit der Schiffahrt zusammenhängenden Dinge, z. B. selbst die Namen der Himmelsrichtungen, durchweg den germanischen Sprachen entlehnt haben. Wackernagel sagt auf Grund seiner Studien ausdrücklich:

„Was immer die romanischen Völker durch Entdeckung, durch Eroberung, durch Handel Großes zur See geleistet haben, sie haben es nur geleistet kraft der germanischen Verwandtschaft, in welche sie mit eingetreten sind, und haben es nur als Zöglinge der Germanen geleistet."

Je mehr die Forschung eindringt in die Taten der kühnen Normannen, um so mehr wächst die Wahrscheinlichkeit, daß die großen Leistungen der spätmittelalterlichen Seevölker zum großen Teil auf der von den Normannen übernommenen Erbschaft beruhten. Selbst die ursprünglich aus China stammende und später von dort den Arabern vermittelte Kenntnis des Kompasses scheint nicht, wie man bisher annahm, eine nochmalige, selbständige Erfindung süd- oder westeuropäischer Völker im Anfang unseres Jahrtausends gewesen zu sein, sondern neuere Forschungen machen es nicht unwahrscheinlich, daß das unschätzbare Schiffahrtsinstrument, das spätestens im Jahre 854 bei den Arabern zuverlässig bekannt war, durch in Bagdad verkehrende Normannen zunächst der nordeuropäischen und durch deren Vermittlung erst der west- und südeuropäischen Schiffahrt bekannt wurde.

Und als das Mittelalter wich und die Neuzeit begann — welch Volk war es, das in der Nord- und Ostsee die oberste Seegeltung hatte? Nicht das englische und das zeitweilig in der Schiffahrt sehr hochstehende dänische, sondern die Städte der deutschen Hanse, die jedenfalls nach dem Frieden von Stralsund (1370) die führende Rolle zur See in den beiden deutschen Meeren hatten. Mochte die Hanse sich mit Venedig zur Zeit seiner höchsten Blüte auch nicht messen können, ihre Handelsniederlassungen in den verschiedensten Ländern, und nicht zum wenigsten ihr „Stahlhof" in London, standen an Bedeutung nicht viel hinter den Stapelplätzen Venedigs und Genuas zurück. Von Bergen bis Lissabon und von der Themse bis zum Ural durchkreuzten die Hanseschiffe die europäischen Meere, und bis zu den Tagen der Gegenwart, da deutsche Unterseeboote den Krieg gegen Englands Küsten mit erstaunlichem Erfolg aufnahmen, hat neben dem Erscheinen der spanischen „unüberwindlichen Flotte" im Jahre 1588 und neben de Ruyters kecker Fahrt in die Themse am 20. Juni 1667 der Sicherheit des Inselvolkes nie so große Gefahr gedroht wie im Jahre 1473, als unter Paul Benekes Führung der berühmte „Peter von Danzig" seine stolze und erfolgreiche Kaperfahrt an die englische Küste unternahm, den Lord-Mayor von London gefangen nahm und die Briten zwang, an die deutschen Hansestädte eine Entschädigung für gekaperte Schiffe und Waren in Höhe von 10000 Pfund Sterling zu zahlen.

Ruft man sich diese Tatsachen ins Gedächtnis zurück, so geht einem erst recht der Blick auf für die geschichtliche Genauigkeit, die in dem anmaßend mitleidigen, am Eingang zitierten Wort des edlen Lord Palmerston zutage tritt. Und doch, man darf dem britischen Premier nicht allzu gram sein, denn was er aussprach, war lange Zeit hindurch sozusagen Gemeinplatz gewesen. Bis zu einem gewissen Grade läßt sich auch nachprüfen, wieso es kam, daß Jahrhunderte hindurch die Meinung bestehen konnte, die Deutschen verstünden nichts von der Schiffahrt. Das „offizielle" Deutschland des Mittelalters hatte ja in der Tat nicht das leiseste Verständnis für die Bedeutung deutscher Schiffahrt gezeigt. Mit alleiniger Ausnahme Kaiser Heinrichs VI., der eine deutsche Flotte im Mittelalter schaffen wollte, den aber ein früher Tod (28. September 1197) an der Ausführung dieses Planes hinderte, und Kaiser Karls IV., der den Bund der Hansestädte im Jahre 1375 fester mit dem Reich zu verbinden trachtete, der aber seinen Versuch grade zu einer Zeit machte, wo die auf den Höhepunkt der Macht gelangte Hanse am wenigsten des kaiserlichen Schutzes bedurfte, bewiesen alle deutschen Kaiser des Mittelalters und der Neuzeit bis zum neunzehnten Jahrhundert auch nicht das leiseste Verständnis für die Bedeutung einer ausreichenden Seegeltung; keiner von ihnen, außer Karl IV., hat die Nord- oder Ostsee auch nur einmal gesehen. Um so bewundernswerter ist es, daß ein kleiner deutscher Fürst, wie der Große Kurfürst von Brandenburg, inmitten einer Welt von Verständnislosigkeit für den Wert deutscher Seeherrschaft den beachtenswerten Versuch machte, eine kurbrandenburgische Flotte und kurbrandenburgische Kolonien zu begründen. Leider gingen die von ihm geschaffenen vielversprechenden Anfänge unter seinen Nachfolgern, denen wieder jeder Sinn dafür fehlte, aufs neue verloren, und auch der allumfassende Geist des großen Friedrich war nur insofern hier und da auf die See gerichtet, als er einen preußischen Seehandel ins Leben zu rufen strebte, wofür u. a. die Erwerbung von Emden, die Gründung von Swinemünde, die Schaffung der Preußischen Seehandlung ein schönes Zeugnis ablegten. Aber an eine preußische oder gar deutsche Marine- und Kolonialpolitik hat nach dem Großen Kurfürsten kein deutscher Herrscher bis ins letzte Jahrhundert hinein mehr gedacht.

So kann man es wohl verstehen, daß die Vorstellung sich festsetzen konnte, der Deutsche verstehe nichts von Seefahrt. Als im Jahre 1790 der französischen Nationalversammlung unter anderen Eingängen auch eine Druckschrift „Über die Schiffahrt" vorgelegt wurde, deren Verfasser durch die Bezeichnung „par un Allemand" angegeben war, brach die ganze Versammlung in schallendes Gelächter aus. So selbstverständlich erschien es jedermann, daß hier ein Blinder von der Farbe rede!

Nun, der alte Normannen- und Hansengeist ist jetzt aufs neue lebendig geworden im deutschen Volk. Es ist eines der größten und unvergeßlichsten Verdienste Kaiser Wilhelms II., daß er den Blick seines Volkes aufs Meer hinausgelenkt und ihm seine künftigen weltwirtschaftlichen Aufgaben durch seine bekannten Worte von der Zukunft, die auf dem Wasser liegt, und der bitteren Notwendigkeit einer starken Flotte vorgezeichnet hat. Ihm und dem reifer gewordenen und geeinten deutschen Volk war es beschieden, daß die Blütenträume endlich reiften, die schon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sich schüchtern ans Licht wagten, aber noch nicht vom Verstehen der Massen getragen wurden und daher wieder zugrunde gingen. In unseren Tagen erst haben sich die Seherworte erfüllt, die von einigen der Besten schon in den vierziger Jahren gesprochen wurden, in unseren Tagen hat das ganze große deutsche Volk vom Etsch bis an den Belt erst das Verständnis errungen für Herweghs mahnenden Spruch:

„Auf! deutsches Volk, heiß deine Töchter spinnen,
Wir brauchen wieder deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch!"

Und im Zeitalter Kaiser Wilhelms II. ist erfüllt worden, was der alte Jakob Grimm am 26. September 1847 ins Ratskellerbuch der alten Hanse-Vorstadt Lübeck mit prophetischem Blick eintrug:

„Es muß noch einmal eine stärkere deutsche Hansa, als die alte war, sich auf dem Meere scharen!"

Die „stärkere deutsche Hansa" — sie ist heut da! Zu friedlicher Betätigung und zu kriegerischem Handeln bereit, hat sie seit einem Vierteljahrhundert den unbestritten zweiten Platz zur See unter den Nationen erstritten. Dieses Neuaufleben des Hansastrebens hat uns in erster Linie den Neid Englands und den großen Weltkrieg beschert. Aber der Hansageist wird sich auch im Kampfe größer und stolzer denn je bewähren. Die Weltgeschichte wiederholt sich des öfteren. Die aufstrebende Seemacht Rom setzte sich in furchtbar harten Kämpfen gegen punischen Marinismus und punische Treulosigkeit durch, das aufstrebende England trug gegen die älteren Seevölker, die Spanier und die Holländer, trotz vieler Rückschläge, schließlich den Sieg davon, und nun will anscheinend wieder berechtigtes Junges und Neues das greisenhaft gewordene, unverträgliche Alte stürzen, und eine auf den Lorbeeren Nelsons in Selbstbeweihräucherung eingeschlafene Weltenherrschaft wird, wie es von Monat zu Monat deutlicher den Anschein hat, vom gerechtwaltenden Schicksal gestürzt und von aufgeblasener Selbsterhebung erniedrigt werden. In den internationalen Beziehungen der Völker läßt sich nun einmal nicht auf die Dauer ein Moratorium der Moral verkündigen, wie es England zu tun gewohnt ist; die Vergeltung kommt früher oder später, und wenn nicht alles täuscht, wird eines der Ergebnisse des großen Weltkriegs darin bestehen, daß wieder einmal das moralisch starke Rom über das falsche und hinterlistige Karthago den Sieg davonträgt, daß die deutsche Seegeltung der seit 1805 allein maßgebenden britischen in Zukunft zum mindesten ebenbürtig sein wird!

Der deutsche Anspruch auf ein Dreinreden in Fragen der Seeschiffahrt, der noch 1790 spöttisch belacht, der jetzt nicht mehr zu leugnen ist, aber beneidet wird, er soll und muß nach diesem Kriege der Welt als eine Notwendigkeit erscheinen, und wieder einmal mag sich dann Schopenhauers Wort erfüllen: „Ein jedes Problem durchläuft bis zu seiner Anerkennung drei Stufen. In der ersten erscheint es lächerlich, in der zweiten wird es bekämpft und in der dritten gilt es als selbstverständlich."

Richard Hennig

Nietzsche, ein deutscher Meister?

„Ehrt eure deutschen Meister!"

Soweit, schreibt Rudolf Huch in einer Aufsatzreihe „Germanendämmerung" in der „Tägl. Rundschau", — sind wir gewiß alle in schönster Eintracht. Aber nun kommt's: Nietzsche ist keiner von den deutschen Meistern.

Das ist gar nicht zu leugnen: Nicht nur das Zerrbild des Übermenschen, sondern er selbst, wie Nietzsche sein Bild umrissen hat, mit seinem schrankenlosen Willen zur Macht, die schleichende Bestie, der die Erde ein großes Revier für ihre Raubzüge ist, findet sich überraschend verwirklicht in John Bull.

Für mich zählt Nietzsche überhaupt nicht zu den Meistern. Indessen gibt es für mich nur sehr wenige dieses Titels, und ich will nicht darüber streiten. Deutschen Geistes aber war er nicht. Er wollte es selbst nicht sein, schätzte den französischen Geist höher als den deutschen, und war stolz auf den Schuß Polenblut in seinen Adern.

Deshalb könnte er ja immerhin dennoch deutschen Geistes gewesen sein. Es war viel, übrigens durchaus berechtigte Empfindlichkeit in seinem Deutschenhaß.

Indessen war schon seine übergroße Freude an der formalen Schönheit, die ihm, darüber sollte man nicht streiten, nicht so selten statt des Inhaltes steht und ihn zu seinen unzähligen Wiederholungen verleitet, romanisch.

Worauf es hier aber ankommt: Die Offiziere, die einen Band Nietzsche mit in die Front genommen haben, spotten ihrer selbst und wissen nicht wie.

Von dem, was den Geist unserer Armee ausmacht, hätte schlechterdings nichts vor Nietzsche Gnade gefunden. Man stelle sich vor, was er gesagt oder wie er geschwiegen hätte, wenn jemand die Wörter Vaterland, Pflichterfüllung, Unterordnung vor ihm ausgesprochen hätte!

War ihm doch der Staat ein pudendum, von dem nicht gesprochen werde, weil er kein inneres Recht habe.

Nein, der Verkünder des äußersten Individualismus kann unserer Zeit nicht die Farbe geben, nicht dem Abglanze der großen Tage noch dem, was sich unter ihrem Zeichen bereitet.

Abgesehen von der Frage, ob nicht Individualismus in einem Volke, das nach Millionen gezählt wird, ein Widerspruch in sich ist, wohin sollte er uns denn führen? Nietzsche selbst würde sich vor den letzten Wirkungen seiner Lehre bekreuzen. Das war ja der große Widerspruch, der die anderen in sich barg, daß er sich nicht im reinen Denken bewegte, daß er nicht oder nicht nur Philosoph, sondern vor allem Prophet, Zarathustra sein, daß er unmittelbar auf das Leben wirken wollte, und es nicht kannte.

Es ist ja ohne weiteres einleuchtend, daß, je individualistischer eine Gesellschaft ist, um so ohnmächtiger der Schwache, um so mächtiger der Starke sein muß. So will es Nietzsche auch haben. Die Frage ist aber, was heute dem einzelnen Macht verleiht, und die Antwort: Der Besitz. Jede andere verschleiert die Wahrheit. Der Individualismus, in die Wirklichkeit übertragen, bewirkt unfehlbar eine immer schrankenlosere Macht des Reichtums. Das eben ist der Zustand der Vereinigten Staaten, und es ist sehr die Frage, ob der Kampf gegen die Geldsäcke da jetzt noch Erfolg haben kann. Sie sind vielleicht schon mächtiger als der Staat. Für den Fernstehenden sieht es so aus, als ob der Kampf jedenfalls von Roosevelt nicht einmal ernsthaft gemeint wäre. Die Parteinahme für die Engländer, die uns so befremdet hat, beruht auf Wahlverwandtschaft. Ich möchte wissen, wieviel von dem Erlöse aus den Lieferungen an unsere Feinde die Taschen der Carnegie und Genossen füllt.

Ein größeres Maß von Freiheit wird nur dann das Gegenteil des Namens bewirken, wenn zugleich die großen Zusammenschlüsse erleichtert und gefördert werden.

Die Besten der Deutschen haben sich immer als dienende Glieder eines großen Ganzen gefühlt und gerade in diesem Zeichen den Reichtum ihres Wesens entfaltet. Wer an hohen Gleichnissen seine Freude hat, mag sich in den Traum versenken, ob sich hier vielleicht ein Gesetz vollziehe, das auch für Planeten, Sonnen und Milchstraßen in Geltung sei.

Bestätigt etwa diese eiserne Zeit, daß man die Schwachen und Kränkelnden hinabstoßen soll? Wer den Musterungen der Zurückgesetzten beigewohnt und in den Mienen gelesen hat, weiß es anders. Der hat gesehen, daß man Aufgaben stellen, daß man rufen soll: ihr seid weder schwach noch krank, wenn ihr nur stark sein wollt! Wo stünden wir heute ohne diesen Ersatz der von Hause aus Untüchtigen, die der Staat nach der Lehre Nietzsches in den Abgrund stoßen mußte!

Nebenbei gesagt, menschlicher ist es so auch; und ich denke, wir Deutschen wollen menschlich bleiben. Es ist gut, daß wir die Dumdumgeschosse und Konzentrationslager nicht mit gleichem vergolten haben; wir braten ja die Gefangenen auch nicht, wenn wir in den Kolonien gegen Menschenfresser kämpfen.

Anerkennung von den Neutralen? Nein, die werden wir nicht haben. Wir sind nicht menschlicher, damit uns die Neutralen dafür halten, sondern weil wir es sind. Wenn es aber erst einmal soweit ist, daß mit uns bessere Geschäfte zu machen sind als mit den Engländern, werden die Yankees schon herausfinden, daß wir bessere Menschen sind.

Dem Tragischen in dem Schicksal Nietzsches werde ich mich niemals verschließen; aber das verpflichtet noch lange nicht dazu, ihn zu bewundern, wie er selbst es getan hat. Auch das ist eine Eigenschaft, die man frei oder groß oder Gott weiß was nennen mag, aber nie und nimmer deutsch, daß er sich selbst Hymnen singt, nicht in einer Laune, wie sie begabte Menschen wohl einmal zu einer Geschmacklosigkeit hinreißt, sondern beharrlich.

Gerade jetzt, wo seine Bücher in die Masse dringen, wirken sie verderblich. Nur gefestigte und gebildete Menschen sollten sie lesen. Niemand sollte an ihn gehen, ehe er seinen Goethe kennt. Der bewahrt unter anderem auch vor der Täuschung, als wäre Nietzsches Denken so welterschütternd neu, wie er selbst es sich eingebildet hat. Goethe verleiht aber vor allem, immer vorausgesetzt, daß man ihn wirklich kennen lernt, einen Sinn, der auch und noch mehr gegenüber mancher Größe der Moderne nötig ist, den Sinn für das Schlichte. — —

In diesen Bemerkungen Rudolf Huchs ist sicher sehr viel Wahres und Nachdenkliches. Aber der Behauptung, daß „von dem, was den Geist der Armee ausmacht, schlechterdings nichts vor Nietzsche Gnade gefunden hätte", widerspricht — Nietzsche selbst. Im „Zarathustra" sagt er „Vom Krieg und Kriegsvolk":

„Meine Brüder im Kriege! Ich liebe euch von Grund aus, ich bin und war euresgleichen ... Ich sehe viel Soldaten: möchte ich viel Kriegsmänner sehen ... Ihr sollt mir solche sein, deren Auge immer nach einem Feinde sucht — nach eurem Feinde.

Man kann nur schweigen und stillsitzen, wenn man Pfeil und Bogen hat: sonst schwätzt und zankt man ... Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan, als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten. ‚Was ist gut?' fragt ihr. Tapfer sein ist gut. Laßt die kleinen Mädchen reden: gut sein ist, was hübsch zugleich und rührend ist.

Auflehnung — das ist die Vornehmheit am Sklaven. Eure Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei ein Gehorchen! Einem guten Kriegsmann klingt ‚du sollst' angenehmer als ‚ich will'. Und alles, was euch lieb ist, sollt ihr euch erst noch befehlen lassen. ... So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges! Was liegt am Lang-leben! Welcher Krieger will geschont sein!"



Die Polen

Deutsche Kritiker haben behauptet, daß das russische Polentum durch seine Haltung bei den jetzigen Kriegswirren selbst die Wechsel seiner Hoffnungen auf Wiedergewinnung nationaler Selbständigkeit zerrissen habe. Diesen und ähnlichen Anklagen gegenüber stellt Reny in der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das Freie Wort" zunächst die tatsächlichen Verhältnisse fest, wie sie sich beim Kriegsbeginn entwickelt haben, um dann die weiteren Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten gegeneinander abzuwägen:

Polen, insbesondere Warschau, war längst zu einem Sammelplatz und Kriegsarsenal der zarischen Heeresmacht in großem Stil gemacht worden, und zu dieser Masse strömten noch immer weitere Streitkräfte aus dem russischen Riesenreich in einem Umfang und in einer Schnelligkeit, mit welcher der deutsche und österreichisch-ungarische Generalstab kaum gerechnet hatte. Die russischen Polen hätten nichts anderes als Selbstmord begangen, würden sie versucht haben, unter diesen Umständen gegen die Petersburger Regierung sich revolutionär aufzubäumen. Dazu kam, daß die einrückenden russischen Heerführer den Polen sofort das Blaue vom Himmel über alle möglichen Freiheitsgeschenke versprachen, welche die zarische Gnade ihnen zuteilen werde, wenn sie loyal blieben, ja der politische Boden war schon lange vorher bearbeitet worden, um die Bevölkerung im Kriegsfall zu kirren. Auf der einen Seite wurde nach bekannten russischen Methoden der gesamten polnischen Presse ein Maulkorb von solcher Enge vorgebunden, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als entweder zu schweigen oder sich russenfreundlich zu gebärden, und zugleich mit allen vergifteten Mitteln der Lüge und Geschichtsfälschung der Haß gegen Deutschland genährt. Auf der anderen Seite wieder hielt man neben der Peitsche den Polen das Zuckerbrot des Wohlwollens hin, welches die Ententemächte angeblich ein-

mütig ihren nationalen Wünschen gegenüber hegten; beispielsweise erschien im „Kuryer Poranny“ unter russischer Zensur ein Artikel, welcher darlegte, wie Poincaré auf seiner Reise nach der Newa einen ausführlichen Entwurf über die Wiederherstellung eines deutsche und österreichische Gebietsteile umfassenden polnischen Königreiches unter Dreiverbandsauspizien mitgebracht habe, und dieselbe Idee wurde gleichzeitig in auffälliger Übereinstimmung und in noch breiterer Form von der „Fortnightly Review“ in einem Beitrag „Russia and the War“ behandelt. Alle diese Machenschaften können um so weniger ohne Einfluß auf die Stimmungen der polnischen Volksmassen geblieben sein, als gleichzeitig mit ihnen die bekannten Siegesmeldungen über die Zerschmetterung der deutschen und österreichischen Heere verbreitet wurden. Unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse wird man aber auch die gewiß an sich bedenklichen und eigentümlichen Erscheinungen richtig zu würdigen wissen, daß im gleichen Augenblick, da die polnisch-galizischen Jungschützenverbände begeistert mit dem Schwert in der Hand für die Sache des habsburgischen Reiches eintraten, in Warschau sich polnische Legionen unter das zarische Banner stellten, und daß 68 angesehene, einflußreiche polnische Führer eine Ergebenheitsadresse an den Herrscher aller Reußen richteten. Die Zukunft wird erst vor dem Gericht geschichtlicher Kritik entscheiden müssen, inwieweit diese Haltung polnischer Parteihäuptlinge lediglich von Nützlichkeitsrücksichten bestimmt und von den russischen Gewalthabern erzwungen wurde; was die Legionärfrage anbelangt, so darf, um sie aus einseitiger Beleuchtung herauszurücken, an die Tatsache erinnert werden, daß in der Schlacht bei Krasnik, als das 13. österreichische Infanterieregiment, die „Krakauer Kinder“, zum Bajonettsturm ansetzte, von der Gegenseite der Ruf ertönte: „Halt! Wir kommen zu euch. Wir sind ja Polen!“

Auch was über die wirtschaftlichen und sozialen Anziehungskräfte gesagt wird, die das polnische Volk nach der russischen Seite hin magnetisieren sollen, ist keineswegs unbedingt überzeugend. ... Das heutige welterschütternde *Völkerringen* ist ein Kampf der *Nationen* um ihr *politisches* Dasein und ihre *staatliche* Zukunft in gewaltigsten Abmessungen, höchster Anspannung der idealistischen Seelenkräfte und von unabmeßbarer Tragweite; die wirtschaftlichen und kapitalistischen Einflüsse spielen eine sehr viel mehr untergeordnete Rolle, als es nach den vielen Prophezeiungen zu der vorausgeahnten Weltkriegs-Götterdämmerung anzunehmen gewesen wäre. Auch das Polentum wird sich, soweit es das nicht bereits erkannt hat, sehr bald allgemein bewußt werden, daß in der Krise der Gegenwart alle seine wirtschaftlichen Interessen nebensächlichen und abhängigen Wesens gegenüber der gewaltigen Schicksalsfrage sind, ob es die letzte Gelegenheit zur Verwirklichung der nationalen Machtträume, denen es in Jahrhunderten einer leidensschweren Vergangenheit unablässig nachgehangen, zu ergreifen willig und stark und klug genug ist, oder ob an ihm der Schicksalsfluch sich erfüllen soll: „Who may smile that sinks beneath his fate?“ Eben im Spiegel dieser Geschichte aber leuchtet zugleich unverkennbar die Wahrheit auf, daß es den Polen bei all den vielen, nicht zu übersehenden Herzschwächen ihres politischen Charakters und den Eigenbrödeleien ihrer Parteien und Parteigruppen keineswegs an dem großzügigen, gemeinsamen nationalen Schwung fehlt, der zerrissene Volksstämme zu staatlichen Einheiten zusammenzuschweißen vermag. Bevor schiechthin solche Fähigkeiten abgesprochen werden, möge daran gedacht werden, wie zersplittert einst das Deutschtum in seiner Zwietracht und Kirchturmpolitik, und wie franzosenfreundlich ein großer Teil von ihm war, und wie es dann dennoch unter der Schmiede bitterster Erfahrungen und Leiden die Kraft zu heldenhafter nationaler Ermannung wiedergefunden hat. Was einzelne gesellschaftliche Elemente des Polentums zur russischen Seite hinüberzieht, kann nicht schwer wiegen gegen die Abstoßungskräfte, welche die Gesamtheit nach der entgegengesetzten Richtung drängen. Der polnische Bauer, den der Zar von der Schlachtaknechtschaft befreite — dieser Hörigkeit machte erstmals deutsches Recht ein Ende! —, hat dafür die Ehre, eine siebenmal höhere Grundsteuer zu bezahlen, als sie in den übrigen russischen Gouvernements üblich ist. Die künstlich in die Höhe getriebene Industrie bringt, da sie mit der

Landwirtschaft in keiner organischen Verbindung steht, nur einem begrenzten, meist nicht polnischen Unternehmertum Vorteile und hat im übrigen lediglich ein Arbeiterproletariat geschaffen, das den Abgründen des sozialen Anarchismus zutreibt. Von der polnischen Gesamtbevölkerung entfallen auf das russische Herrentum nur sieben vom Hundert der Seelenzahl; trotzdem hat in der Revolutionszeit nicht einmal die Kadettenpartei gewagt, für autonome Verwaltungsrechte der Polen einzutreten. Dafür ist unter hundert polnischen Familien gewiß in fünfzig die Erinnerung lebendig, wie irgendein Verwandter um seiner aufrührerischen Gesinnung willen von der russischen Regierung verfolgt, nach Sibirien verschleppt oder sonst in grausamster Weise bestraft, gemartert worden ist. Und selbst wenn alle solche Gegensätze nicht wären, was Gutes und Nützliches, welche Stütze überhaupt soll das polnische Volk vom Osten her erwarten, wenn das russische Reich, wie wir Deutsche es zuversichtlich erwarten, in den Stürmen der Gegenwart als ein Koloß auf tönernen Füßen sich erweist, der dem Anprall dieser Katastrophe keinen dauernden Widerstand leisten kann, und von dem nach politischen Naturgesetzen alle ihm gewaltsam angefügten aber nicht körperlich verbundenen Glieder sich loslösen müssen?

Es wird angesichts der merkwürdigen Verwicklungen des polnischen Problems vor einer neuen Mythenbildung gewarnt, die auf diesem Gebiet der praktischen Politik nur schädlich wirken kann. Die Mahnung ist, in die richtige Gesichtslinie eingestellt, gewiß berechtigt; über ihr aber steht eine andere, die lautet: Fürchterlich wirkt ein falscher Gedanke, wenn ihn die Macht annimmt und durchzuführen versucht, wenn Führer und Geführte irre sind, Blinde von Blinden geleitet. Niemand kann das Zukunftsdunkel der heutigen Weltkrise durchschauen, und niemand weiß, auf welche Gleichung letzten Endes das polnische Problem in den Entwicklungsgängen dieser großen politischen Sturzflut gestellt werden wird. ... Eben deshalb aber sollte es vernünftigerweise vermieden werden, sich mit apodiktischen Urteilen festzulegen. Ein solches Verfahren bedeutet, bis der seltsame Kampf der zwei in der Brust des Polentums miteinander ringenden Seelen, der deutschfreundlichen und der russischknechtischen, durch die endgültigen Entladungen und Entscheidungen des reinigenden Kriegsgewitters zum Abschluß gedrängt wird, als ein unkluges politisches Baissespiel, mit dem lediglich der eine Zweck, die Leitung von Wasser auf die Mühle unserer Feinde, erreicht werden kann.



Die Litauer

Viel ist in diesem Kriege von den Polen die Rede, fast gar nicht von den Litauern. Mit wie wenig Recht dieser Volksstamm außer Betracht gelassen wird, ergibt sich u. a. schon aus der Tatsache, daß die einzige an unserer Grenze in Rußland wohnende Völkerschaft außer den Polen eben die Litauer sind. „Östlich von diesen", schreibt der preußische Landtagsabgeordnete Dr. Gaigalat in den „Grenzboten", „haben zunächst die Weißrussen und die Kleinrussen oder Ruthenen ihre Sitze, und erst hinter Smolensk, von der Linie Wiasma bis zur Pripetmündung ab östlich, also unfern vor Moskau, beginnt das Gebiet der Großrussen. Die Weißrussen, deren Gebiet innerhalb der Linien Bjelostok, Augustowo, Grodno, Wilna, Dünaburg, Luzyn, Wiasma, Pripetmündung und Pinsk liegt, und die Kleinrussen, die ihre Sitze in Teilen der Gouvernements Grodno und Minsk, in Wolhynien, Podolien und weiter haben, sind, wie der Name besagt, allerdings auch Russen, jedoch in der Sprache dialektisch nicht unbeträchtlich verschieden und beseelt von dem Streben, national neben den Großrussen sich zu betätigen. ...

Die Polen, die gegenwärtig in Rußland etwa 8 Millionen zählen und deren Gebiet 127312 Quadratkilometer umfaßt, haben in der Geschichte der Völker Europas jahrhundertelang

eine bedeutende Rolle gespielt, sind dann aber infolge einer unpraktischen Staatsverfassung, Bestechlichkeit der Adelsparteien und innerer Uneinigkeit eine Beute der benachbarten Reiche geworden. Bei der dreimaligen Teilung Polens hat Preußen zunächst (1773) ganz Polnisch-Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn erhalten, dann (1793) sind ihm die Wojewodschaften Posen, Gnesen, Kalisch und andere Landschaften von Großpolen (‚Südpreußen'), auch Danzig und Thorn, zugefallen, und schließlich (1795) hat es ‚Neuostpreußen' bis zum Niemen und das Land links der Weichsel mit Warschau in Besitz genommen. Später hat Napoleon nach dem Tilsiter Frieden (1807) aus Gebieten, die Preußen abtreten mußte, das Großherzogtum Warschau gebildet, das jedoch 1812 wieder zerfiel. Dann (1815) hat der Wiener Kongreß die heutigen Grenzen festgesetzt. ...

Während die Polen als Slawen zu den Russen in einem gewissen brüderlichen Nationalitätenverhältnis stehen, ist dies bei den Litauern durchaus nicht der Fall. Die litauische Sprache, die ‚unter allen lebenden indogermanischen Sprachen die bei weitem größte Altertümlichkeit zeigt' (Schleichers Grammatik), ist von der russischen ungemein verschieden. Die im siebzehnten Jahrhundert im Deutschtum untergegangene altpreußische und die in Kur- und Livland herrschende lettische Sprache bilden mit der litauischen eine ganz besondere Sprachfamilie, die baltische, die von den slawischen Sprachen weit entfernt ist. Sprachlich, wie national, haben die Litauer so gut wie nichts mit den Russen gemein.

Die Altertumsforschung hat aus sprachlichen Gründen erwiesen, daß die Litauer ein autochthones, seit Jahrtausenden seßhaftes Volk seien. Seit altersher haben sich in Litauen verschiedene bedeutende Einflüsse seitens der benachbarten Völker, insbesondere der Polen und Weißrussen, geltend gemacht. Das Volk der Litauer hat in der Geschichte der östlichen Völker eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Aber erst seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts sind nähere historische Nachrichten über sie überliefert, als sie einerseits von den östlichen Nachbarstaaten, anderseits von den zur Ausbreitung des Christentums nach Osten hinströmenden Germanen bedrängt wurden. Zunächst waren es deutsche Schwertbrüder und Kolonisten, die sich an der baltischen Küste niederließen und ihre Bekehrungsversuche, die meist durch Feuer und Schwert unterstützt wurden, begannen. Das heidnische Volk widersetzte sich der Einführung der neuen Religion und der damit verbundenen Untertänigkeit. Es begannen Kriege, die fast ununterbrochen Jahrhunderte dauerten. Die Grenzen des ältesten eigentlichen Litauen im engeren Sinne dürften sich mit den ethnographischen Grenzen der gegenwärtig von den Litauern bewohnten Gebiete annähernd decken; sie sind also verlaufen von der Ostsee oberhalb Polangen längs der Heiligen Aa in fast gerader Linie östlich über Bauske bis Dünaburg, von da in weit östlich gebauschtem, vielfach gewundenem Bogen nach Süden über Wilna (Oszmiany) fast bis zur Memel (Niemen), dann in westlicher Richtung über Lyda, Grodno, Suwalki, Goldapp, Darkehmen, Wehlau, Labiau bis zum Kurischen Haff. Dieses eigentliche Nationalgebiet der Litauer wurde im Laufe der Zeit durch die Eroberungszüge ihrer Fürsten bedeutend erweitert, ja gewaltig ausgedehnt.

Der sagenhafte Großfürst Ringaud von Litauen (1204—1239) kämpfte Zeit seines Lebens gegen die russischen Großfürsten und dehnte seine Herrschaft bis Smolensk und Witebsk aus. Sein Sohn Mindowe (1240—1263) trat zum Christentum über und ließ sich unter Anerkennung des Papstes Innozenz des Vierten zum König von Litauen krönen. Den deutschen Ritterorden befehdete er zunächst erfolgreich, einigte sich dann mit ihm, schenkte ihm weite Ländereien und versprach ihm sogar sein ganzes Land, wenn er kinderlos stürbe. In Wilna gründete er ein römisch-katholisches Bistum. Doch die Eroberungslust des Ordens zwang ihn zu neuen Kämpfen. Da verließ er den neuen Glauben und vereinigte die baltischen Stämme zum nationalen Freiheitskampf. Auch gegen die Russen hat er jahrelang gekämpft. Gedimin (1316—1341) war der erfolgreichste litauische Herrscher, der Kiew und Nowgorod eroberte, Wolhynien unterjochte und sich König der Litauer und Russen nannte. Seine Untertanen bestanden zu einem



Drittel aus Litauern, zu zwei Dritteln aus Russen. Deutsche Handwerker und Künstler, christliche Mönche und Gelehrte zog er in sein Land. Er baute den Christen Kirchen und ließ seine Söhne griechisch-katholische Fürstentöchter der Moskowiter heiraten. Seine Söhne Algird und Keistut regierten gemeinschaftlich und dehnten die Grenzen des Reiches noch weiter aus; jener residierte in Wilna, dieser in Kowno (oder Troki). Das Reich erstreckte sich vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer, von dem dreimal erstürmten Moskau und der Ugra bis zu den rechten Nebenflüssen der Weichsel. Doch gelang es dem Ordensmeister Winrich von Kniprode auf seinen Kriegsreisen weit in Litauen hineinzudringen; ja er zerstörte 1362 Kowno und besuchte 1378 sogar Wilna. Dafür rächten sich dann die Litauer durch verheerende Kriegszüge im Preußenlande. Es kam nun Algirds Sohn Jagello zur Herrscherwürde (1377—1434). Er ließ seinen Oheim Keistut, dem er mißtraute, ermorden, wurde Christ und bestieg nach seiner Verheiratung mit der polnischen Prinzessin Hedwig den Königsthron von Polen. Doch erzwang sich das litauische Volk zunächst noch einen eigenen Großfürsten, Witaut, Keistuts Sohn, der noch einmal die Macht litauischen Heldentums offenbarte. Witaut war ein kluger Politiker, der bald mit dem Orden, bald mit Jagello in Freundschaft stand, je nachdem es das Interesse seines Landes erheischte. Den Juden gab er 1389 besondere Vorrechte, um den Handel im Lande zu heben. Er förderte die Einführung des Christentums aus nationalen Gründen und sandte 1418 zwanzig griechische Bischöfe seines Landes nach Konstanz, um eine Union der römischen und griechischen Kirche herbeizuführen. Die Böhmen boten ihm ihre Königskrone an, weil sie von seiner religiösen Toleranz viel Segen erhofften. Mit seinem Vetter Jagello führte er 1410 die große Niederlage des Ordens bei Tannenberg herbei, wußte aber im Frieden durchzusetzen, daß der Orden ihm gewogen blieb, er selbst Szamaiten behielt, Jagello aber nichts bekam. Es war das ein politisch sehr kluger Schachzug Witauts, daß er im Interesse Litauens Polen nicht übermächtig werden ließ. 1422 schloß er mit dem Orden den Frieden am Melnosee, wodurch die noch jetzt bestehende Ostgrenze des Ordenslandes festgelegt wurde. Hierbei hat er den Zugang zur Ostsee bei Polangen für Litauen erwirkt, wodurch die bis dahin zusammengrenzenden Gebiete des deutschen Ritterordens und des Schwertbrüderordens voneinander getrennt wurden. Der Kaiser Sigismund trug Witaut die Königskrone an; 1429 sollte er sie sich in Wilna aufs Haupt setzen. Indessen ließen die auf Litauens Größe neidischen Polen, die befürchteten, daß Litauen sowohl politisch wie kirchlich völlig frei und von Polen unabhängig würde, die kaiserliche Gesandtschaft nicht über die Grenze, und Witaut starb enttäuscht und kinderlos in Troki. Litauen fiel nun in Personalunion mit Polen und teilte dessen Geschicke. Zunächst blieb der litauische Adel völlig selbständig und wählte jedesmal seinen Großfürsten, bevor die Polen zur Königswahl geschritten waren. Erst 1501 wurde, nachdem bereits 1413 eine gleiche Vereinbarung in Horodlo getroffen war, unter dem Einfluß des polnischen Adels beschlossen, den König gemeinschaftlich zu wählen, der gleichzeitig Großfürst von Litauen sein sollte. Litauen behielt aber zunächst noch eigene Verwaltung, ein eigenes Heer, einen besondern Landtag in Wilna und eigene Finanzverwaltung. Für die Rechtspflege in Litauen bildete das ‚litauische Statut' die Grundlage. Darin hatte der Kanzler Gosztaut das litauische Gewohnheitsrecht und alle Erlasse der litauischen Großfürsten zusammengefaßt. Das Statut blieb nach seiner Bestätigung durch den Reichstag in Wilna 1529 bis zum Jahre 1839 in Kraft, wo es durch die russischen Reichsgesetze ersetzt wurde. Das Ende fast jeglicher Selbständigkeit Litauens brachte die Union zu Lublin (1569), in der beide Länder vereinigt, ein gemeinsamer Landtag und Senat eingeführt und die Grenze zwischen Litauen und Polen verwischt wurde.

Das eigentliche ethnographische Litauen war klein im Verhältnis zu den Gebieten, die der litauischen Herrschaft unterworfen waren. Der Adel, der die unterworfenen Gebiete zu verwalten hatte, paßte sich der Umgebung an und entnationalisierte sich. Es herrschte in Litauen volle Freiheit für die fremden Sprachen der unterworfenen Völker. In der Staatskanzlei und im Justizbetrieb war vornehmlich das Weißrussische im Gebrauch. Witaut war noch

bestrebt gewesen, das Litauische zur Hofsprache zu erheben. Nach Eintritt der Personalunion erhielt aber polnische Sitte und Sprache großen Einfluß bei Hofe und in der Verwaltung. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte fast der ganze litauische Adel bereits die polnische Sprache angenommen; Städte und Güter waren polonisiert. Auch die Geistlichkeit, die aus dem Adel hervorging, verstärkte die Vorherrschaft der polnischen Sprache in Litauen. Obwohl der Adel polnisch sprach, nannte er sich doch litauisch und trat für Litauens Interessen voll ein. In der Umgebung von Wilna, Oszmiany, Lyda, Szwenczjany nistete sich allmählich das Weißrussische ein.

Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts fand die Reformation schnell Eingang in Litauen. Hauptsächlich durch das Bemühen der Radziwills wurde das reformierte Bekenntnis weit und breit durch Wort und Schrift verkündigt. Bald wurde in fast allen Kirchen Litauens litauisch-evangelischer Gottesdienst gehalten. In Kiedainy wurde von Radziwill eine Druckerei errichtet, die eine Menge litauisch-reformierte Bücher herausgab. Da riefen die Katholiken die Jesuiten ins Land; mit Unterstützung der königlichen Regierung wurden die Kirchen den Kalvinisten wieder genommen und das Volk, meist mit Gewalt, wieder dem katholischen Glauben zugeführt. In Wilna errichteten die Jesuiten 1578 eine Akademie, in der philosophische und theologische Fächer, auch freie Künste traktiert wurden; 1614 kam eine juristische Fakultät hinzu. Die Akademie wurde, nachdem sie 1796 von den Russen zur Hauptschule von Wilna umgewandelt worden war, 1803 zur Universität erhoben, aber 1830 wieder völlig aufgehoben.

Die beiden Jahrhunderte der Zugehörigkeit Litauens zu Polen haben dem litauischen Volk nicht den mindesten Segen gebracht. Das Volk, das seiner Sprache und Sitte treu blieb, erfuhr weder in nationaler noch wirtschaftlicher Hinsicht eine Hebung. Es blieb in seiner Kultur immer mehr zurück, und Regierung wie Adel wurden ihm entfremdet. So regte sich das Volk auch nicht weiter darüber auf, als 1795 der größere Teil Litauens, das nördlich der Memel gelegene Szamaiten und die angrenzenden Gegenden (Gouvernement Kowno und Wilna) von Rußland, und das südlich der Memel gelegene litauische Gebiet (Gouvernement Suwalki) von Preußen annektiert wurde. Letzteres ist bekanntlich 1815 ebenfalls Rußland einverleibt worden.

Seit der polnischen Insurrektion 1863, an der sich weniger das litauische Volk als der litauische Adel beteiligte, begann als Vergeltung dieser Beteiligung die systematische und rücksichtslose Russifizierung Litauens.

Murawjeff, der den Aufstand mit blutiger Strenge unterdrückt hatte und Generalgouverneur von Wilna geworden war, setzte einen Erlaß durch, infolgedessen jeder Buchdruck und jede Verbreitung von litauischer Schrift in Rußland verboten wurde. Jede Übertretung wurde mit Gefängnis, administrativer Verschickung oder Stellung unter polizeiliche Aufsicht geahndet. Statt der litauischen Bücher, mit der dem Volk seit altersher gewohnten Schrift, wurden ihm solche mit russischer Schrift (Cyrillische Schrift) angeboten, die das Volk jedoch verschmähte. Vierzig Jahre hindurch lastete dieser, die geistige Entwicklung stark hemmende Druck auf dem Volk. Diese Entziehung jeglicher geistigen Nahrung wurde den Litauern, deren Nationalitätsbewußtsein sich auf keine Weise unterdrücken ließ, unerträglich. Sie wandten ihre Blicke nach Preußen, um von dort mittels Schmuggels geistige Nahrung zu erlangen. In Tilsit begannen einige Druckereien fast ausschließlich für die Litauer zu arbeiten. So wurden Millionen von Büchern, Zeitschriften und Broschüren heimlich über die Grenze geschafft, und dann mit derselben ängstlichen Heimlichkeit bis in die entlegensten Gegenden Litauens verbreitet; wußten doch die Verbreiter, ob sie als Gebildete den höheren Ständen angehörten oder einfache Leute waren, daß ihrer die härtesten Strafen bei einer Entdeckung harrten. Das Lesen und Schreiben hatten die Litauer durchgängig nicht verlernt. Aus den alten Gebetbüchern von vor 1864, die wie kostbare Schätze gehütet wurden, hatten die Mütter ihre Kinder unterrichtet, und zwar mit so gutem Erfolge, daß die Zahl der Analphabeten unter den Litauern im Gegensatz zu vielen andern Gegenden Rußlands verschwindend klein war.

Im Jahre 1883 erschien in Ragnit die erste periodische Zeitschrift für die Litauer Rußlands, die von Dr. Bassanovicz in Warna (Bulgarien) redigierte ‚Auszra‘ (Morgenröte), deren Hauptziel in der nationalen Erweckung der Litauer bestand. Bald tat sich ein Teil der litauischen Intelligenz zusammen und ließ von 1889 ab in Tilsit den ‚Varpas‘ (Glocke), eine Monatsschrift für Literatur, Politik und Wissenschaft, erscheinen, desgleichen den ‚Ukininkas‘ (Landwirt) zur Belehrung der bäuerlichen Bevölkerung. Diese auf radikal-demokratischer Grundlage beruhenden Zeitschriften griffen gelegentlich auch die katholische Geistlichkeit und Einrichtungen ihrer Kirche an, worauf die Geistlichkeit sich genötigt sah, ebenfalls Zeitschriften (‚Apzvalga‘ [Rundschau], ‚Szviesa‘ [Licht] u. a.) zu begründen, die den klerikalen Interessen dienten und die Angriffe abwehrten. Alle diese Zeitschriften, deren Redakteure unter Decknamen in Tilsit wohnende russische Litauer waren, wurden trotz der strengbewachten Grenze nach Rußland geschafft und unter dem nach Bildungsstoff dürstenden Volk verbreitet. Haussuchungen, Verhaftungen und Verurteilungen zu langdauernden Freiheitsstrafen, besonders unter den Mitgliedern der Intelligenz, gab es darob in Menge. Allmählich kam die russische Regierung in Erwartung des japanischen Krieges und unter dem Drucke der bevorstehenden Revolution zu der Erkenntnis, zumal auch von den litauischen Auswanderern in Amerika viel unerwünschter Lesestoff eingeführt wurde, daß sie in diesem Kampfe den kürzeren ziehe und die Verbreitung einer die Autorität der Regierung schwer schädigenden Literatur zu hindern nicht imstande sei. Auch ließen sich gewichtige Stimmen von russischen Wissenschaftlern und Literaten vernehmen, die das Unsinnige der Behandlung der Litauer seitens der Regierung betonten. So wurde 1904 das litauische Druckverbot aufgehoben. Seither hat sich die litauische Literatur in ganz ungeahnter Weise gehoben. Die letzten litauischen Buchhändlerkataloge weisen an zweitausend verschiedene Druckschriften auf. Allerdings sind das alles nicht Originalarbeiten, sondern zu einem guten Teil Übersetzungen. Immerhin hat der schnelle Aufschwung der litauischen Literatur kaum seinesgleichen.

Das Schulwesen ist in Litauen unter russischer Herrschaft nicht sonderlich entwickelt, zumal da kein Schulzwang besteht. Die alten Schulen waren meist an Klöster angeschlossen. Im Jahre 1832 wurden viele katholische Klöster nebst Schulen aufgehoben und fast alle diese Schulen in rein russische umgewandelt. Seit 1863 war die litauische Sprache aus den Schulen völlig verbannt. Als Lehrer durften fast ausschließlich nur orthodoxe Russen fungieren. Es war natürlich, daß die Bevölkerung sich oft weigerte, Schulen einzurichten und zu unterhalten, die nur Russifizierungszwecken dienten. Die Statistik ergibt, daß 1895 im Gouvernement Kowno nur eine Schule auf 5594 Personen, im Gouvernement Wilna eine auf 4601 Personen fiel. Seit 1824 war den Bauern nicht gestattet, ihre Söhne in Gymnasien fortbilden zu lassen. Der Unterricht durch Privatpersonen ist streng verboten. Nach der Revolution wurde auch die litauische Sprache in den Volksschulen zugelassen; in den höheren Lehranstalten ist sie fakultativ. Der Religionsunterricht wird jetzt, im Gegensatz zu früher, in der Muttersprache erteilt. Gegenwärtig befindet sich wohl in jeder Kirchengemeinde mindestens eine — allerdings russische — Schule. Jedoch ist auch eine ganze Anzahl rein litauischer Privatschulen zugebilligt.

Eine große Zahl Kirchen und Klöster sind durch die russische Regierung den Katholiken genommen und zu orthodoxen griechisch-katholischen Kirchen oder zu Kasernen umgebaut; manche sind niedergerissen. In Wilna sind 25000 Orthodoxe im Besitz von fünfundvierzig Kirchen, während die 55000 Katholiken nur fünfzehn Kirchen besitzen; jene fünfundvierzig orthodoxen Kirchen sind jedoch früher fast alle katholisch gewesen. In Kowno steht es ähnlich. In Krazy (Gouvernement Kowno) wurde die katholische Klosterkirche 1894 trotz des Widerstandes der Bevölkerung unter Blutvergießen geschlossen. — Die katholische Geistlichkeit steht unter strenger Staatsaufsicht. So ist es den Priestern verboten, ohne Paß in eine Nachbargemeinde zu reisen, ebenso Briefe ins Ausland zu schreiben.

Dem wirtschaftlichen Aufschwung der Litauer wurden seitens der Regierung große

Hemmnisse bereitet. Die Bauern durften nicht mehr als 60 Dessätinen Land besitzen. Der Kauf von größeren Grundstücken und Gütern war verboten, ebenso die Pacht von Domänen. Hingegen wurde die Russifizierung Litauens durch intensive Kolonisation eifrig betrieben. Staatliche Banken kauften in Litauen gelegene Güter auf und verteilten sie unter Verleibung von besonderen Rechten und Unterstützungen an russische Kolonisten. Diese waren jedoch meist minderwertige und ungeeignete Personen, die wirtschaftlich nicht vorwärts kamen, dagegen in moralischer Hinsicht auf ihre Umgebung verderblich wirkten. Ein wie großes Gewicht die Regierung auf die innere Kolonisation legte, erhellt daraus, daß im Jahre 1900 für diesen Zweck im Gouvernement Kowno die Summe von sechs Millionen Rubel ausgeworfen wurde. Dagegen bemühte man sich, Litauer in das Innere Rußlands zu versetzen, um sie dort völlig der Heimat zu entfremden und zu russifizieren. Ganz Litauen sollte ein ‚echt russisches Land' werden.

Die Beamtenschaft, die vielfach mit großer Willkür waltet, ist ausschließlich russisch. Litauer, die die Beamtenkarriere ergriffen, konnten nur im Innern Rußlands Anstellung finden. Als Arbeiter in fiskalischen Betrieben wurden nur orthodoxe Russen hinzugezogen, wenn sie auch von weither und mit großen Kosten herbeigeschafft werden mußten. Den litauischen Arbeitern blieb nichts anderes übrig, als in die entfernten größeren Städte oder nach Amerika auszuwandern. In Riga, Libau und Petersburg zählt man die litauischen Arbeiter zu Tausenden; in Amerika dürften sich wohl bis zu einer Million Litauer aufhalten. In den neunziger Jahren sind aus dem Gouvernement Suwalki alljährlich 10 Prozent der Bevölkerung nach Amerika und 4 Prozent in die Großstädte abgewandert. Nach Berichten in litauisch-amerikanischen Zeitungen sind viele litauischen Auswanderer gewillt, in die Heimat zurückzukehren, sobald dort eine freiere Luft weht und die Möglichkeit zur Entfaltung wirtschaftlicher und geistiger Kräfte gegeben ist.

In die kleineren Städte Litauens hat die russische Verwaltung beträchtliche Garnisonen gelegt, wobei neben anderen Gründen das Bestreben mitgesprochen haben mag, diese Städte und ihre Umgebungen dadurch schneller zu russifizieren.

Trotz aller dieser wuchtigen Regierungsmaßnahmen, die sehr drückend auf dem litauischen Volk lasten, ist es nicht gelungen, das Volk dem Russentum näherzubringen. Äußerlich angesehen scheint das russische Element in Litauen große Bedeutung und viel Einfluß zu haben, wenn man aber von der russischen Beamtenschaft absieht, so bleibt eine ziemlich reine litauische Bevölkerung zurück, wobei allerdings zuzugeben ist, daß die Städte und eine Anzahl größerer Güter, die sich zumeist in polnischen Händen befinden, eine Ausnahme bilden.

Die russische Regierung treibt meist nur extensive Wirtschaft; das, was sie besitzt, zu kultivieren, rationell zu benutzen, dessen ist sie nicht fähig; Ausdehnung des schon übergroßen Staatsgebietes neben der Verallgemeinerung des sogenannten ‚russischen Gedankens', bestehend in gleicher Sprache, gleichem Glauben, gleichen Institutionen für Millionen ihrer anders redenden, anders glaubenden, anders fühlenden Untertanen: das sind ihre Ziele, die sich als kurzsichtige Utopie herausstellen werden..."



Das graue Elend in St. Petersburg

Ein Schwede, der die zwei letzten Monate in St. Petersburg verbrachte, gibt in „Svenska Dagbladet" anschauliche Schilderungen der Verhältnisse in der russischen Hauptstadt. Hier die bemerkenswertesten Eindrücke des Neutralen (nach der „Frankf. Ztg."):

„Von der Begeisterung, die in den ersten Kriegsmonaten in St. Petersburg herrschte, findet man jetzt keine Spur mehr. Auf den Straßen ist es stiller als gewöhnlich. Eine ernste,

fast gedrückte Stimmung ist bemerkbar, und jeder scheint sich in das Unumgängliche zu fügen. Auffallend ist die unerhört große Zahl in Trauer gekleideter Frauen, denen man überall begegnet. Es ist, als ob ein schwarzer Trauerschleier sich über die ganze Hauptstadt gesenkt hätte. Die sonst frohen und lebenslustigen Petersburger sind schweigsam und ernst, ja traurig.

Und es ist kein Wunder. Unzählig sind die Opfer, die der halbjährige Kampf bereits gefordert hat. Besonders die Verluste der hier in Garnison liegenden Garderegimenter sind fürchterlich. Im Durchschnitt betragen bei ihnen die Verluste an Offizieren mehr als 60 Prozent. Es gibt aber auch Regimenter, bei denen von 75 Offizieren nur zehn bis zwölf an der Front noch übrig sind, ja bei einem stehen sogar nur noch vier. Es gibt kaum eine Familie, die nicht Verluste zu beklagen hat. Ich kenne z. B. seit mehreren Jahren eine Familie, deren Oberhaupt im Russisch-Japanischen Krieg fiel. Die Witwe hatte im Anfang des jetzigen Krieges vier hoffnungsvolle Söhne, alle Offiziere. Von diesen sind bereits drei gefallen, der vierte kam neulich als Invalide zurück.

In allen Kreisen begegnet man bloß noch einem Wunsch, daß dieser Kampf, je eher desto besser, aufhören möchte. Aber man gibt dem Wunsch nach Frieden nur in geschlossenen, vertraulichen Kreisen Ausdruck. In den allgemeinen Kreisen scheint es, als ob niemand wagen würde, seine wirkliche Ansicht auszusprechen. Hier tritt jeder mit einer Larve auf. Man belügt sich selbst und andere: spricht von Siegen, an die man selbst nicht glaubt, und von Siegeshoffnungen, die niemand mehr hat.

Und die Presse? Die hat eisenharte Schrauben angesetzt bekommen und getraut sich nicht, ihre eigene Meinung zu sagen. Es lohnt sich nicht, sagt man, die Wahrheit dürfen wir doch nicht erfahren! Die vielen Tausende Verwundeter, die zurückgekommen und überall im ganzen Lande zerstreut sind, zum Teil als Invaliden, sprechen eine andere Sprache. Sie erzählen nicht von Siegen und Triumphen, sondern von blutigen Niederlagen und unerhörten Leiden, von tagelangem Hunger und Entbehrungen. Sie sprechen mit Schaudern von diesem Krieg, in den keiner von ihnen mehr zurückgehen will.

Wie bei der Nation die Begeisterung für den Krieg verschwunden ist, so hat auch das Interesse daran in Erstaunen erregender Weise abgenommen. Ein Beweis hierfür ist der Verkauf der Marken, Abzeichen usw., der auf Veranlassung verschiedener Gesellschaften angeordnet ist, um der Armee und den verwundeten Kriegern Hilfe zu bringen. Während der ersten Monate zeitigte dieser Verkauf ein glänzendes Ergebnis. Jeder kaufte diese Marken, bezahlte freigebig und schmückte seine Brust damit, oft mit einer ganzen Reihe. Ja auch die ärmeren Volksklassen, wie Arbeiter und Droschkenkutscher, gaben freudig Beiträge. Jetzt aber sieht man nur ausnahmsweise jemanden, der ein Abzeichen kauft und sich damit schmückt. Die Damen bieten ihre vollbesetzten Schilder vergeblich aus. Ihrem Auffordern und Bitten wird nur mit kaltem Schweigen oder stummer Abweisung begegnet. In den dicht gefüllten Trambahnwagen ist selten jemand, der eine Kopeke opfert. Dies Verhalten charakterisiert scharf die jetzige Stimmung des Publikums gegen den Krieg. ...

Ob innere Unruhen bevorstehen, das ist eine schwer zu beantwortende Frage. In der Hauptstadt, möchte man sagen, sind sie im Laufe des Krieges kaum zu erwarten. Nach seinem Abschluß sind sie aber mehr als wahrscheinlich, wenn der Krieg einen für Rußland unglücklichen Ausgang nimmt. Aber auch dies kann man nur mit gewisser Einschränkung und unter Vorbehalt sagen. Daß bereits jetzt die Stimmung bei den Arbeitern, und in einigen Gouvernements auch bei der Landbevölkerung, nicht die beste ist, ist kein Geheimnis. In sozialistischen Kreisen ist die Stimmung gehässig und aufgeregt. Der Grund ist die strenge Bestrafung mehrerer Sozialistenführer, u. a. auch des bekannten Burzew. ... Solange der Krieg dauert, hat die Regierung teilweise die Arbeiter in der Hand. Da die meisten Fabriken hier fast ausschließlich für die Regierung arbeiten, sind die Arbeiter bei diesen Fabriken militärfrei, aber nur solange sie in diesen Fabriken Dienste tun, wenn nicht, werden sie sofort an die Front geschickt, und dahin

wollen sie nicht. Eine andere Sicherheit für die Regierung ist der über Petersburg und andere Orte verhängte ‚verschärfte Belagerungszustand'. Auf Grund dessen wird, wie in jeder Fabrik angeschlagen ist, jeder Versuch zum Aufstand oder Streik mit dem Tode durch Aufhängen oder Erschießen binnen 24 Stunden bestraft.

Es gibt aber Verhältnisse, unter denen auch diese Drohungen ihre Wirkung teilweise verlieren. Ein solcher Fall ist bereits drohend herangerückt. Ich meine die Epidemien, Cholera, Blattern usw., die bereits in fürchterlicher Weise unter den russischen Truppen in Polen und Österreich auftreten und durch die zurückkehrenden Verwundeten in ganz Rußland Verbreitung finden. In St. Petersburg haben sowohl Cholera wie Blattern trotz der kalten Jahreszeit bereits viele Opfer gefordert. Man fragt unwillkürlich, wie die Lage sich gestalten wird, wenn das Frühjahr mit warmem Wetter eintritt. Es sind dunkle und drohende Aussichten, besonders jetzt, bei dem Mangel an Ärzten, Sanitätern und Hilfsmitteln. Wenn diese Epidemien erst anfangen sollten, in Rußland zu wüten — die Gefahr und Wahrscheinlichkeit hierfür war niemals so groß wie jetzt —, dann kann der ärmere Teil der Bevölkerung, der natürlich unter ihnen am meisten leidet, in seiner Verzweiflung leicht zu allem verleitet werden, und Rußland könnte unerhörte Ereignisse erleben.

Was hätte im Jahre 1905 alles passieren können, wenn die Regierung damals nicht die ganzen Gardekorps in der Hauptstadt zur Verfügung gehabt hätte! Nur dieser Umstand rettete die Lage. Die aus dem Kriege zurückgekehrten Truppen konnte und wagte man nicht zu verwenden, denn unter diesen herrschte völlige Disziplinlosigkeit. Je mehr jetzt der Krieg in die Länge gezogen wird, desto größer wird die Gefahr einer nachfolgenden Revolution. . . ."

Nach dem Falle Przemysls wird sich die Stimmung in Petersburg wohl wieder etwas gehoben haben. Obwohl es eben kein Heldenstück war, und nur der Hunger Sieger blieb. Aber an Hebelwerken, die „Begeisterung" hochzubringen, fehlt es den russischen Machthabern ja nicht. — Bis der Hindenburg mal wieder dazwischenfährt und den Apparat abstellt. Gr.



Adolf Wagner

Es ist in diesem Jahre nichts mit dem Festefeiern. Einmal hat das ganze deutsche Volk gefeiert: am 1. April. Aber da galt es dem Begründer des staatlichen Gebildes, um dessen Bestand, Schutz und Sicherung wir jetzt ringen. Alle anderen Gedenk- und Erinnerungstage verblaßten daneben und mußten verblassen. Denn Erinnerungstage sind nun einmal immer Feste des Worts, und in dieser eisernen Zeit gilt nur die Tat, kann allein sie gelten.

Am 25. März wurde der Nestor der deutschen wissenschaftlichen Nationalökonomie, Adolf Wagner, 80 Jahre alt. Wie hätte ihn sonst der Jubel der studierenden Jugend, der auch heute noch das Herz des im besten und reinsten Sinne kindhaften Mannes gehört, umbraust, wie freudig hätten ihm (sofern sie noch unter den Lebenden waren) auch die Tausende deutscher Männer gehuldigt, die er allein in den 45 Jahren seiner Berliner Wirksamkeit — er war im Schicksalssommer von 1870 von Freiburg nach Berlin gekommen — zu sozialem Verständnis, sozialem Denken, sozialer Arbeit erzog. Nun weilte die Jugend, weilte auch ein gut Teil von den Schülern im reiferen Mannesalter im Felde bei den Fahnen, bei denen immer Adolf Wagners deutsches Herz gewesen war. So blieb es bei einem öffentlichen Festakte der getreuen Bodenreformer und einem anderen, intimeren, im Hause des Lebensjubilars. Und bei einer stattlichen Anzahl hochgestimmter — und was mehr gilt — ehrlich gemeinter Zeitungsauf-

sätze. Der dankbaren Liebe seines Volkes oder zum mindesten jener Oberschicht, die durch seine Lehre ging oder ihm sonst auf ihren Wegen begegnete, wird er auch so gewiß geworden sein. Das aber bleibt schließlich das Wesentlichste, und mehr hätte ihm auch ein rauschender Kommers mit Liedersingen und Speereklirren nicht vermitteln können. Die Summe seines Schaffens zu ziehen hat man dabei kaum versucht. Mit Recht. Nicht, weil wir uns von dem Achtzigjährigen, der ein Leben erstaunlichen Gelehrtenfleißes hinter sich hat, noch größerer Arbeit zu versehen hätten. Die Dinge liegen hier anders, verwickelter. Noch vor ein paar Monaten hätte man sagen können, die wissenschaftliche Richtung, der Adolf Wagner (nach seinen Anfängen als liberaler Ökonomist aus der Schule Adam Smiths und Ricardos) gedient hatte: der Staatssozialismus, wie die andere, die er ehedem ebenso lebhaft zu bekämpfen pflegte: der „jüngere Historismus" Schmollers, begönnen langsam der Geschichte anzugehören. Und man würde kaum auf viel Widerspruch gestoßen sein, wenn man darin nur eine Auffassung praktischer Politik gesehen und das Urteil von Gide und Rist nachgeschrieben hätte: „der Staatssozialismus hat den Gesetzgebern und politischen Schriftstellern die notwendigen Gründe für die neue Politik, die sie einführen wollten, geliefert; er hat einen Boden gefunden, auf dem sich die verschiedensten Parteien und die sich widerspiegelndsten Meinungen zu gemeinsamer Arbeit finden konnten. Liegt hierin nicht das große Verdienst einer Lehre, die vor allen Dingen sofortige Erfolge erstrebte?" Nun hat die Kriegswirtschaft uns gezwungen — und weit entschlossener und umfassender als das je von uns geahnt worden war — auf den Staatssozialismus als Lehrmeister zurückzugreifen und im Gemeinschaftsinteresse den Individualismus einzudämmen. Damit ist die Erörterung der Frage: eigene ökonomische Doktrin oder nur Vorschrift für die politische Praxis? von neuem eröffnet, und es wird nun wohl noch geraume Frist vergehen, ehe wir uns in diesen Stücken wieder zu einem ruhigen, vom Tagesstreit nicht beeinflußten Urteil zurückfinden.

Aber in diesen Zeitläuften wollten wir ohnehin nicht so den Wissenschaftler Adolf Wagner feiern, als den warmherzigen, liebenswerten Menschen und den großen, beispielgebenden Patrioten. So hat ihn in einer Ansprache zum 70. Geburtstag Gustav v. Schmoller uns geschildert: „. . . ein stahlharter, logischer, konsequenter, abstrakt formulierender Verstand verknüpft sich bei Ihnen mit den zartesten, empfindlichsten Regungen des Herzens, mit religiöser Tiefe, mit loderndem Pathos. Sensitiv und reizbar, oft mißtrauisch und unbequem, sind Sie der beste Freund Ihrer Freunde, der leidenschaftlichste Patriot. Sie sind stets ein Kämpfer gewesen, eine Streitnatur, und doch waren Sie stets der neidloseste Anerkenner fremder Verdienste. Sie sind eine durch und durch kritische Natur und wurden doch der pathetische Prophet größter nationaler und sozialer Ideale. Und das alles bedingt sich gegenseitig, entspricht dem Wesen eines nach innen, aufs Zentrum der Dinge gerichteten starken und zugleich feinfühligen Geistes."

Die zehn Jahre, die seither verflossen, haben an diesem Bild nichts geändert, haben manchen Zug nur noch tiefer gegraben und verschärft. Wohl dem Volke, das an solchen Männern sich zu erheben vermag. Sie sind ihm ein köstliches Besitztum und, da sie doch am letzten Ende das Wesen der eigenen Volkheit widerspiegeln, inmitten von Haß und Fälschung eine Zuversicht und ein Trost.

Dr. Richard Bahr



Zwei neue Kaiserbilder

Die zwei grundverschiedenen Richtungen, in denen das jetzt gesteigerte Verlangen weiter Kreise, jene Männer, deren Händen die Leitung unseres deutschen Volkes in dieser schicksalsschweren Zeit anvertraut ist, im Bilde nahe bei sich zu haben, befriedigt werden kann, finden einen geradezu typischen Ausdruck in zwei neu erschienenen Kaiserbildern. Das eine, im Verlage von F. Bruckmann A.-G., München, herausgekommene, ist ein — wie es sich bei dieser Anstalt von selbst versteht — technisch sehr gut ausgeführter Farbenkunstdruck in Kleinfolio, und rechnet mit dem billigen Preise von ℳ 1.50 auf weiteste Verbreitung. Dem Bild liegt eine Aufnahme des durch seine Kaiserbilder vorteilhaft bekannten Hofphotographen Voigt in Bad Homburg zugrunde, die von W. Großmann in Pastell übermalt wurde. Diese Ausmalung ist für meinen Geschmack allzu weichlich und säuberlich ausgefallen, so daß die etwas betonten Krähenfüße um die Augen mit dem ganz glatten Ausdruck in einem gewissen Widerspruch stehen. Aber die Ähnlichkeit ist im allgemeinen gut, der Ausdruck ist milder, als auf vielen anderen Kaiserbildern und macht durch sich allein die Beschimpfung als Attila zum Wahnwitz.

Von ganz anderer Art ist das in der Kunsthandlung der Galerie Ernst Arnold zu Dresden und Breslau erschienene Bild „Kaiser Wilhelm II." von E. Bischoff-Culm. Diese große Radierung versucht, im Kaiser den Inbegriff dessen zu geben, was unser Volk in Waffen jetzt vollbringt. In der durch die ernste Gewalt der Aufgabe gebändigten, aber sich ihrer Unüberwindlichkeit voll bewußten Kraft schreitet die Gestalt des Kaisers durch den Wettersturm: hart, aufrecht, zielbewußt. Der fliegende Mantel wirkt selber wie ein Stück des jagenden Gewölks. Der Gedanke ist vom Künstler gut erfaßt und in starker innerer Anteilnahme erfühlt.

Wie so häufig bei modernen Radierungen stören einige Kleinigkeiten, die man kaum zu nennen wagt, über die aber gerade der sich tiefer versenkende Betrachter immer und immer wieder stolpert. Es ist nicht vollständig gelungen, die Stiefelschäfte so als Schiene einer Panzerung wirken zu lassen, wie es dem Künstler wohl vorschwebte. Er wollte dadurch das Zermalmende dieses Trittes darstellen; gerade weil es nicht ganz gelungen ist, bleibt einem mehr das Gefühl der Steifheit haften. Ganz mißlungen ist der Adler auf dem Helm. Die Eigenmächtigkeit des Künstlers gegen solche feststehenden Dinge dürfte sich nur auf stilisierende Vereinfachung beziehen.

Wie gesagt, ich mache diese Einwendungen nicht gern; sie bleiben meistens über Gebühr haften und wirken stärker, als man möchte. Ich hätte sie auch unterdrückt, wenn ich nicht die Überzeugung hätte, daß diese Art mit schädlichen Einwirkungen der ganzen impressionistischen Richtung innerlich zusammenhängt und nun gerade bei der Radierung störend wirkt, die, wie sie in ihrer Technik vom Künstler innige Hingabe an die Arbeit verlangt, nun auch vom Beschauer dauernde Versenkung erheischt. — Das Blatt, das sich zum Wandschmuck hervorragend eignet — die Bildgröße ist 50 cm ins Quadrat — ist ausgezeichnet gedruckt und kostet in der gewöhnlichen Ausgabe 25 ℳ, in den Vorzugsdrucken 50 und 100 ℳ. St.



Neue Bismarck-Literatur

Es ist eine besonders glückliche Fügung, daß zum inneren Erleben, das uns in diesen Monaten zu Bismarck führt, der äußere Anlaß tritt. Die oft äußerlich wirkende Jubiläumsbegeisterung wird dieses Mal Herzenssache. Die Beschäftigung mit dem Mann und seinem Werke verliert alles Literarische und Wissenschaftliche und wird zum Lebensbedürfnis. So dürfen wir auch sicher sein, daß die neue Literatur, die durch seinen hundertsten Geburtstag über Bismarck hervorgerufen worden ist, gleichzeitig zur Beschäftigung mit den bedeutendsten älteren Werken aufs neue reizen und vor allem zu allen schriftlich niedergelegten Äußerungen Bismarcks selbst wieder hinleiten wird.

Nur mit Staunen, mit wachsender Ehrfurcht vor der Wunderwelt, in der der Genius beheimatet ist, kann man jetzt Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, seine Reden und Briefe lesen. Was wir vom Kunstwerk gewohnt sind, daß es in seinem Ewigkeitsgehalte dem Wandel der Zeiten trotzt, indem jede Zeit von sich aus einen besonderen Weg zu ihm finden muß, das offenbart sich in diesem Falle für das Werk des Mannes, der selber von sich gesagt hat, daß er nicht nach festgelegten Grundsätzen seine Meinungen und Entschlüsse fasse, sondern aus den Verhältnissen des Tages, aus dem Gebot der jeweiligen Umstände heraus. Welch ein Künstler im höchsten Sinne des Schöpfertums muß Bismarck gewesen sein, daß trotzdem all sein Wirken im innersten Kern ein ewig Gültiges hat? Doch dürfen wir uns darüber wundern? Hat nicht auch ein Goethe sich als „Gelegenheitskünstler“ bezeichnet?!

So gebührt denn auch in der Reihe der neuen Bismarck-Bücher der erste Platz einem Buche von ihm selbst. Neben seine „Briefe an seine Braut und Gattin“ wird man in Zukunft die „Briefe Bismarcks an Schwester und Schwager 1843—1897“ stellen, die Horst Kohl im Auftrage der Frau Gräfin Sibylle von Bismarck, geborene von Arnim, herausgegeben hat. (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, geh. 5 ℳ, geb. 6 ℳ.) Reihen sich Bismarcks Briefe an Johanna an literarischem Werte würdig neben die Goethes an die Frau von Stein, die sie aber menschlich dadurch übertreffen, daß sie eine weit größere Zeit umschließen und aus einem sittlich höheren Verhältnisse hervorgegangen sind, so stehen diese Briefe eines Bruders an die Schwester in unserer Literatur wohl einzig da. Auch hier wird man an Goethes Verhältnis zu seiner Schwester Cornelie gemahnt, dessen Innigkeit in ähnlichen Verhältnissen des Elternhauses den Grund hatte. Aber auch hier trägt der Bismarck-Band den Preis davon, weil sich diese Zeugnisse über mehr als ein halbes Jahrhundert erstrecken und von dem ungeheuren Erleben, das ihrem Schreiber in dieser Zeit beschieden war, lebhafteste Kunde geben.

Der Vollmensch Bismarck erscheint in seiner einzigartigen Prächtigkeit. Wie war es möglich, daß so viele Menschen, daß ganze Zeiten diesen Mann nicht liebten, daß sie nicht durch die Eisenrüstung, die ihm das öffentliche Leben aufzwang, das in unerschöpflichem Reichtum der Güte, der Liebe glühende Herz spürten? Man könnte die „Idee“ des deutschen Mannes aus diesen hundertfältigen Abbildern einzelner seiner Lebensstunden aufbauen. Und auch hier tritt zur Liebe für den Menschen die Bewunderung für den Künstler. Welche sprachliche Gewalt des anschaulichen Ausdrucks! Welche unbedingte Gestaltungskraft! Beide beruhen auf der tiefen Wahrhaftigkeit des Fühlens und Denkens. Ein Teil der Briefe war ja schon bisher bekannt, ein größerer wird hier zum erstenmal veröffentlicht. Völlig neu ist ihre übersichtliche Vereinigung in einem handlichen Bande, der mit fünfzehn Bildnissen des Briefschreibers, seines Schwagers und der an Körper und Geist gleich adligen Schwester geschmückt ist.

Wir sind zu beneiden, daß wir von unserem größten Staatsmann genug schriftliche Zeugnisse haben, um uns aus ihnen, aus seinen eigenen Worten, das Bild seiner selbst gestalten

zu können. So ist auch der treue Historiker in der Lage, eine Biographie Bismarcks schier zu einer Selbstbiographie zu gestalten. Das ist in besonders ansprechender, menschlich anheimelnder und stofflich erschöpfender Weise Adolf Matthias in seinem Buche „Bismarck, sein Leben und sein Werk“ (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung) gelungen. Daß der Verfasser, wie er im Vorwort schreibt, fünfzig Jahre „innerlich mit Bismarck gelebt hat“, spürt man aus jeder Seite seines Buches. Für die Entwicklung des jungen Bismarck, für die weniger eigene Zeugnisse vorliegen, hat Erich Marcks mit psychologischem Scharfsinn in seiner großen Biographie alles zusammengetragen, so daß wohl durch seine Arbeit der Unterbau jeder Bismarckbiographie für immer gelegt ist. Matthias baut auf dieser Grundlage ein einfaches, aber dank der gewaltigen Persönlichkeit seines Helden doch stattliches Haus; er vermeidet es überall, selber hervorzutreten, geht aller Geschichtsphilosophie aus dem Wege, ist ein großer Chronist. So ist sein Buch voller Sachlichkeit und wirkt bei aller Abrundung und Geschlossenheit der Darstellung doch auch wieder wie eine einfache Stoffsammlung, die es dem Leser überläßt, die letzten Schlüsse und Einstellungen selbst zu vollziehen.

In manchem kleineren Buch zwingt sich uns der Verfasser selber mehr auf, so in dem sehr lebendigen und bei aller Verehrung doch mehr kritisch eingestellten Büchlein von Veit Valentin „Bismarck und seine Zeit“, das in der trefflichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienen ist (Leipzig, B. G. Teubner; ℳ 1.25). — Auch bei Gottlieb Egelhaafs kleinem Büchlein „Bismarck, für das deutsche Volk dargestellt“ (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 40 ₰) tritt die Persönlichkeit des Verfassers stärker in den Vordergrund, wie das ja nach seiner größeren Bismarck-Biographie, die die Grundlage der vorliegenden bildet, nicht anders zu erwarten war. — Es mag übrigens, gerade weil das Kapitel vom Sturze Bismarcks in allen vorliegenden Büchern das am behutsamsten angefaßte ist, bei dieser Gelegenheit auf Egelhaafs 1909 erschienene Schrift „Bismarcks Sturz“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) verwiesen sein, die auch jetzt noch die tiefdringendste Darlegung jener von uns allen vielleicht erst in dieser Stunde halbwegs verwundenen Zeit gibt.

Ein gutes Volksbuch in seiner warmherzigen Begeisterung und künstlerisch gehobenen Darstellung hat Arnold Stiebritz in seinem Buche „Der eiserne Kanzler“ (Leipzig, Hesse & Becker, geb. ℳ 1.50) geschaffen. Möge das eine gute Vorbedeutung für die Sammlung „Bannerträger für Deutschtum und Vaterland“ werden, die mit diesem Bande eröffnet wird. Wir können nicht dringend genug wünschen, daß die Teilnahme der deutschen Leserschaft möglichst auf die Lebensbeschreibung seiner großen Männer und auf die Geschichte Deutschlands überhaupt hingelenkt werde. So wird die durch diesen Krieg geweckte deutsche Stimmung erhalten, der Stolz auf das Deutschtum gefestigt und das Verantwortlichkeitsgefühl für die eigene deutsche Betätigung gestärkt.

Ähnlich gehalten ist Franz Capperts „Bismarck“ (Leipzig und Hamburg, Gustav Schlößmanns Verlagsbuchhandlung, geb. ℳ 1.60). Die beiden letztgenannten Bücher sind auch mit Bildern reichlich geschmückt.

Ganz auf das Bild eingestellt ist ein in großem Oktavformat gehaltener Band, der eine nach dem Namen des Verlags Montanus in Siegen benannte Bücherreihe eröffnet: „Bismarck. Des eisernen Kanzlers Leben in annähernd 200 Bildern.“ Herausgegeben von Walther Stein. Von seinen ältesten Vorfahren begleiten wir hier den Mann bis zum Grabe auf allen Wegen seines so inhaltsreichen und mannigfaltigen, aber doch wunderbar geschlossen wirkenden Lebens. Neben vielem Bekannten ist manches halb Vergessene, auch einiges ganz Neue zutage gefördert. Eine Einführung des Herausgebers bereichert den auch durch Billigkeit (2 ℳ) ausgezeichneten Band.

Die bedeutendste biographische Leistung stammt von Bismarcks glänzendem Biographen Erich Marcks. Sein großes Werk ist noch nicht über den ersten Band gediehen, aber zahlreiche Aufsätze kündeten schon bisher von der auch die späteren Lebensabschnitte des Kanzlers durch-

dringenden Vorarbeit des Gelehrten. Nun hat ihm nicht der mehr äußere Anlaß des 100. Geburtstages, sondern das Verlangen dieser Zeit eine gedrängte Darstellung abgerungen, die eben erschienen ist (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung; 4 *M*, geb. 5 *M*.)

„Was ich gewollt habe, das ist die Darstellung Bismarcks und seiner Geschichte selbst, des Gegenstandes wegen, nach dessen eigenen, historischen Geboten, in Wärme zugleich und in Sachlichkeit, ganz aufrichtig und so gerecht als ich vermöchte. Ich habe keinen Versuch über Bismarck schreiben wollen, sondern einen Bericht von ihm, in kurzer und übersichtlicher Form, in scharfer, begründender und urteilender Zusammenpressung des Tatsächlichen; einen Bericht von seinem Werden und Sein und Handeln, von seinen Wandlungen und seiner Wirkung, von der Einwirkung der Zeit auf ihn und seiner Rückwirkung auf sie: ein Bild also seines Lebens und seines Werkes, wie ich es ehedem entworfen habe für Kaiser Wilhelm I. Ich habe die Tatsachen ausgewählt nach meiner Schätzung ihrer Wichtigkeit; ich habe geschrieben ohne den Anspruch neu zu sein, wenngleich auf Grund einer langen Beschäftigung mit den Dingen; ich habe schnell geschrieben, fast ohne Bücher, nur an die Aufzeichnungen zu meinen Vorträgen angelehnt; ohne Scheu vor der Gefahr einer Wiederholung aus meinen früheren Schriften oder einer Selbstberichtigung in künftigen; so, wie es mir in diesen Wochen aus belasteter und erhobener Seele floß. Und diesen Zeiten möchte ich das Buch darbringen, nicht als ein Programm, denn ich handle von der Geschichte, aber als ein Buch, das von großen deutschen Erlebnissen und Taten und von einem großen deutschen Menschen zu künden hat, von einem Heldentume, dessen Anblick Kraft und Trost und Mut und Hoffnung und Glaube ist: Glaube an das Volk und das Reich, das er aufgerichtet hat und das er verkörpert, und über allen Tod hinaus Glaube an das Leben und an die Zukunft"

Möge das großzügige Werk weiteste Verbreitung finden.

Eine Sonderfrage behandelt Professor Dr. Selmann in einem kleinen Heftchen „Bismarck und die Engländer" (Westdeutscher Luther-Verlag, Witten [Ruhr], 30 *Pf*), das doch wohl etwas reichlicher hätte ausfallen können. Es tut einem in dieser Stunde ordentlich wohl, daß Bismarck sich über unsere sogenannten Vettern jenseits des Kanals niemals einer Täuschung hingegeben hat, und daß auf seiner ordengeschmückten Brust kein einziges englisches Ehrenzeichen prangte.

Viel tiefer schürft für ein allerdings auch weit fesselnderes Problem Otto Baumgartens Buch „Bismarcks Glaube" (Tübingen, J. C. B. Mohr [Paul Siebeck], geh. *M* 2.80, geb 4 *M*). Der Verfasser hat schon 1900 eine Schrift „Bismarcks Stellung zur Religion und Kirche" veröffentlicht und hatte die Genugtuung, seine damalige Anschauung von Bismarcks tiefgründiger Religiosität durch die nachher erfolgte Veröffentlichung seiner Briefe an die Braut und Gattin bestätigt zu erhalten. Aus der Fülle der ja meistens nur gelegentlichen Äußerungen Bismarcks hat nun Baumgarten noch einmal in neuer sorgsamer Arbeit das Bild des deutschen Christen Bismarck geschaffen. Aus all dem bei der langen Dauer des Lebens und der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse, unter denen die Aussprüche getan wurden, ganz selbstverständlichen Hin und Her, stellt Baumgarten für mein Gefühl überzeugend fest, „daß der größte staatsmännische Genius unseres Volkes, der als eine gewaltige Wirklichkeit am Webstuhl der Zeit saß, Gott erlebte als eine Wirklichkeit, vor der er sich selbst klein erschien". Charakteristisch für seine religiöse Anlage und zugleich eine originale Offenbarung einer heroischen Religion, ist der ebenso nüchterne wie gemütsstarke Wirklichkeitssinn, der nicht Kampf um die Weltanschauung, sondern Kampf um die Lebensgestaltung führte, und keine intellektuelle, sondern lediglich praktische Befriedigung in der Religion suchte und fand". Dadurch scheint mir auch ein Irrtum in dem sonst so trefflichen ersten Bande von Erich Marcks berichtigt, der von einer „Selbsteinordnung in ein planvoll gebautes, lebendiges Ganzes" gesprochen hatte. Zum Ausbau einer solchen systematischen Weltanschauung ist Bismarck nicht gekommen; er hat als echter Tatmensch, der immer „lebte", wohl auch kaum das Bedürfnis dazu verspürt.

Und was an derartigen Versuchen in seinen Äußerungen sich findet, ist mehr Antwort auf Anregungen, als aus ihm selbst hervorgewachsen. „Wir sind in Gottes gewaltiger Hand rechtlos und hilflos, soweit er selbst uns nicht helfen will, und können nichts tun, als uns in Demut unter seine Schickung beugen. Er kann uns alles nehmen, was er uns gab, uns völlig vereinsamen lassen, und unsere Trauer darüber würde um so bitterer sein, je mehr wir sie in Hader und Auflehnen gegen das allmächtige Walten ausarten lassen.“ — „Praktisches Christentum heißt Betätigung unserer christlichen Sittenlehre auf dem Gebiet der Nächstenliebe.“ — In diese beiden Sätze läßt sich das Religionsbekenntnis Bismarcks zusammenfassen. Ich entnehme sie einem kleinen Büchlein: „Mit Bismarck daheim und im Felde“ (Berlin-Lichterfelde, Erwin Runge, geh. 60 ₰, geb. 1 ℳ). Aus Briefen und Reden hat Horst Kohl diese Kernworte zusammengestellt. Der Name des Verfassers verbürgt die denkbar genaueste Kenntnis des vorliegenden Materials. Das kleine, körperlich leichte Büchlein ist von einem geistigen Schwergewicht, an dem man immer und immer wieder heben sollte, um es endlich in sich aufzunehmen. Vor allem, was Bismarck über Völker und Länder äußerte, beruht auf so scharfer Beobachtung und einer geradezu hellseherischen Erkenntniskraft, daß es uns Deutschen in Fleisch und Blut übergehen sollte, um uns für Weltpolitik reif zu machen. Das Büchlein wird auch denen im Felde eine hochwillkommene Liebesgabe sein.

Was der Ausspruch in subjektiver Hinsicht, ist die Anekdote in objektiver. Die Anekdote ist die verdichtete Wirkung eines Mannes auf sein Volk. Darin liegt ihr hervorragender Wert. Den verschiedenen vorhandenen Sammlungen von Bismarck-Anekdoten treten zwei neue eigenartige Bücher zur Seite. „Bismarck, der große Deutsche. Seine Größe — seine Kraft — sein Ernst — sein Frohsinn. Ein Buch für ernste und heitere Stunden von Erwin Rosen (Stuttgart, Robert Lutz, ℳ 2.50, geb. ℳ 3.50), bringt nicht nur Anekdoten, sondern auch Aussprüche über Bismarck, also seine Widerspiegelung in andern. Im Vorwort heißt es: ... „Dieses Buch ist nicht geschaffen, um Bismarck gerecht zu werden und bismarckischen Zeiten, sondern um uns und unserer Zeit aus vergangenen großen Tagen die gewaltige Stimme erschallen zu lassen, die mahnt und tröstet, stärkt und stolz macht — ohne alle Rücksicht auf das, was damals war, und mit dem einzigen Leitsatz, die Weisheit Bismarcks und sein Deutschtum, seine Mannheit und seine Kraft uns Lebenden dienstbar zu machen in der Gegenwart und für die Zukunft, als Hilfe für uns, damit wir stark seien. Die Schönheit dieses Denkens, diese Kraft, dieses Deutschsein soll wie ein Quelltrunk sein für unser Volk.“ Ich bin überzeugt, daß das Buch diesen Beruf erfüllen wird, wenn auch im einzelnen manche Unebenheit bei der Benutzung des Materials unterlief, das leider nicht überall aus der ersten Hand schöpft, selbst wo diese leicht erreichbar war.

Aus ähnlichen Mitteln ist das zweite der hierher gehörigen Bücher entstanden, das die neuartigste Erscheinung unter der neuen Bismarckliteratur ist: „Bismarck in Geschichte, Karikatur und Anekdote. Ein großes Leben in bunten Bildern. 242 Abbildungen und 20 Tafeln“ (Stuttgart, Strecker & Schröder, 14 ℳ). Paul Liman hat aus gründlicher Kenntnis des riesigen Materials ein ungemein lebendiges Buch geschaffen, dem er trotz der vielen gleich Bildern eingestreuten Anekdoten die Großzügigkeit zu wahren wußte. Ein Bilder- und Geschichtenbuch, aber auch ein Anschauungs- und Geschichtswerk.

Ich glaube, daß bei keiner anderen Persönlichkeit diese Form der Darstellung sich so fruchtbar erwiesen hätte, wie gerade bei Bismarck. Es entspricht durchaus deutschem Wesen, den Menschen und sein Werk als Einheit anzusehen, und sobald wir hier — sei es beim Künstler oder Staatsmann — Scheidungen vornehmen müssen, helfen uns alle logischen Verstandesgründe nicht über einen inneren Zwiespalt und eine Art von Herzensenttäuschung hinweg. Nun bin ich der Überzeugung, daß beim wirklich genialen Menschen die Einheit naturnotwendig ist. Und vielleicht wäre gerade sie ein Prüfstein für den Unterschied zwischen Genie und Talent. So erfreulich, wie bei Bismarck, erweist sich das Ineinander von Mensch

und Schöpfer bei keinem anderen. Engste Häuslichkeit und breiteste Öffentlichkeit verwachsen in ihm und durch ihn zu einer schönen Einheit. Der Mann, den eine Welt den „eisernen" nannte, teils in Bewunderung, teils aber auch in Furcht, ja in Haß, bleibt im Eisenkleide der gütige, durchaus natürliche Mensch und behält im Schlafrock das Großzügige und vor der strengsten Moral Einwandfreie seines öffentlichen Auftretens.

Bismarck macht unsere Vorstellung zuschanden, daß ein Siegfried nur jung sein könne, denn er bleibt Siegfried auf allen Lebensstufen. Im Wesen Siegfrieds liegt sowohl in der alten Sage, wie in der Gestalt, die Wagner für uns neu geschaffen, die Fähigkeit allseitiger Entwicklung. Es ist die ungehemmte, weil nirgends verbildete, glänzende Naturanlage eines körperlich und geistig begnadeten Menschen. So wirkt die Erscheinung, obgleich sie in der Weltgeschichte fast einzig dasteht, bei Bismarck ganz selbstverständlich, daß jede weitere Kenntnis irgendeines noch so intimen Zuges seines Lebens eine Bereicherung und Verschönerung seines Bildes bedeutet. Sicher haben die zahllosen Gegner, die ihm sein Kampfdasein verschaffte, danach gesucht, wie sie das Bild seiner Persönlichkeit verdunkeln könnten. Ich halte es für das Schönste an diesem Leben, daß offenbar auch die erbittertsten Gegner durch dieses Forschen überwunden und widerwillig zu Anhängern und Lopbreisern geworden sind. Heute gibt es wohl keinen Deutschen, über den sich das ganze Volk — trotz religiöser oder politischer Verbitterung über manche seiner Handlungen — so innig freut, auf den es so unbedingt stolz ist, wie gerade Bismarck. Das ist um so erstaunlicher, als seit seinem Tode erst eine kurze Spanne Zeit vorüber ist.

Ich finde, daß dieser Sonderstellung Bismarcks Limans Darstellungsweise außerordentlich gerecht wird. Aus einer vollkommenen Kenntnis der politischen Geschichte heraus, aus gründlicher Beherrschung des ganzen weitschichtigen Stoffes in Briefen, Reden, Anekdoten, wird hier Bismarcks Leben vorgetragen in einem Geiste selbstverständlicher Liebe und Verehrung, dem alles willkommen ist, was er über den Mann sagen kann. Dadurch bleibt das Buch von aller parteiisch leidenschaftlichen Stimmung gegen andere frei, es ist bloß erfüllt von jenem „parteiischen Enthusiasmus" für den Helden, den Goethe als unumgängliche Voraussetzung jeder Biographie forderte. Durch die Fülle kleiner Züge entwickelt sich eine Stimmung der Vertrautheit mit dem gewaltigen Manne, dessen riesige Arbeitsleistung, dessen verzehrende Kämpferstellung dadurch nur noch lebhafter und heller beleuchtet wird. Es ist hier ein ganz vorzügliches Bismarckbuch entstanden, zu dem man Verfasser und Verlag, aber auch die Leserwelt, die man sich als das ganze Volk umfassend denken möchte, aufrichtig beglückwünschen kann.

Auf zwei dem Umfange nach sehr groß angelegte dichterische Versuche, die Erscheinung Bismarcks zu bändigen, sei vorerst nur hingewiesen. Wir müssen ein Urteil zurückhalten, bis von diesen biographischen Romanen, die Karl Hans Strobl in drei Bänden (Leipzig, L. Staackmann), Karl Bleibtreu gar in vieren (Berlin, Bismarck-Verlag) ankündigt, mehr vorliegt, als der erste Band, der in beiden Fällen den Helden nur bis zum Eintritt ins große öffentliche Leben führt.

Bescheidener gibt sich ein anderer dichterischer Versuch: „Szenen aus Bismarcks Gedanken und Erinnerungen", dramatisiert von Julius Baumann (Göttingen; Robert Pappmüller). Der Verfasser beruft sich auf ein Verlangen Anton Mengers (Volkspolitik 1906) nach „Darstellung wichtiger geschichtlicher Vorgänge in wissenschaftlichen Theatern". Man wird aber für Dichtungen immer die künstlerischen Forderungen in die erste Reihe stellen müssen. Und da vermag der gutgemeinte Versuch leider gar nicht zu bestehen. Der Verfasser scheint niemals etwas vom „Psychodrama" Meerheimbs gehört zu haben. Einige der von ihm gewählten Szenen, z. B. die vor dem Friedensschluß mit Österreich, wären in dieser Kunstform zu guter künstlerischer Wirkung zu bringen gewesen.

Auch die bildende Kunst stellt sich ein. Ein neues Bismarckbild hat Karl Bauer, der vielbewährte Meister des geschichtlichen Bildnisses, als Steinzeichnung im Verlage von B. G.

Teubner zu Leipzig erscheinen lassen. Sicher und fest hingesetzt, wie alles, was dieser Künstler schafft, der sich aber in die Augen Goethes versehen hat und seit seinen tiefeindringenden Goethestudien nicht mehr davon loskommt.

Bei der Gelegenheit erinnere ich auch daran, daß Fahrenkrogs Bismarckzeichnung, mit der wir den Kriegsjahrgang eröffneten, als großes für Wandschmuck bestimmtes Blatt im Verlage von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen ist. (6 M.)

Karl Storck

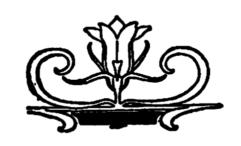


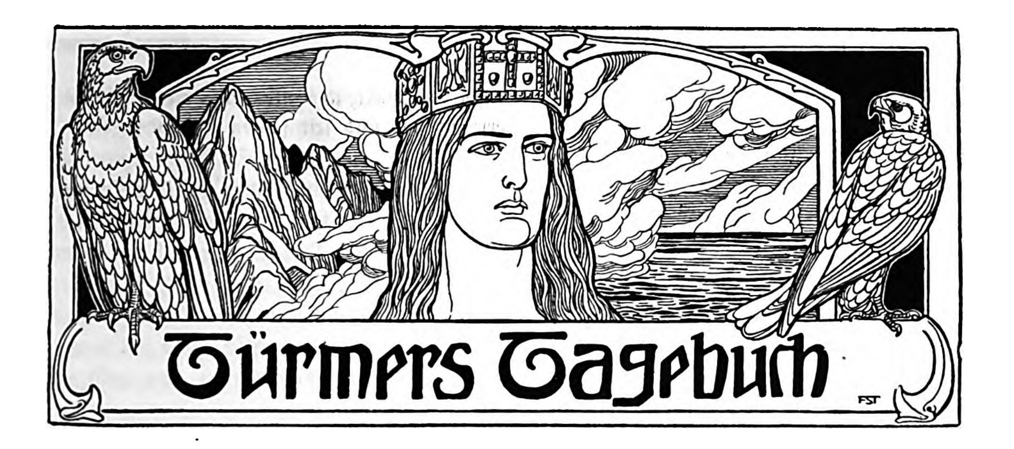
Zu unsern Bildern

Johann Bossard, ein geborener Schweizer — wir würdigten sein Schaffen im Februarheft 1907 — hat sich längst in unserm großdeutschen Kunstleben eine eigenartige Stellung errungen. Seinem elementar-kräftigen Raumgefühl vereinigt sich zwanglos das peinlichste Eindringen ins einzelne mit großzügiger dekorativer Anlage, sowie ihm anderseits die getrennten bildenden Künste wieder zur Einheit „Kunst als Bildnerin des Raumes" zusammengeflossen sind, für die er nun jeweils nach Sachgebot die Techniken der Architektur, Plastik und Malerei aufruft. Der Einfluß, den er als Lehrer an der Hamburger Kunstschule übt, ist in unserm Kunstleben als eine der wohltuendsten Erscheinungen festzustellen, und es dürfte gerade seiner Art durch das Erleben dieses Krieges ein fruchtbarerer Boden bereitet werden.

Es ist uns eine große Freude, unsern Lesern seinen Huldigungsfries zu Bismarcks hundertstem Geburtstage darbieten zu können. Die Blätter sind so durchaus erlebte Symbolik, so ganz frei von nur gedankenhafter Allegorie, daß es einer „Erklärung" für den willigen Beschauer selbst dann nicht bedürfte, wenn der Zeichner nicht selbst seinen Grundgedanken, in Worte gekleidet, den Bildern einkomponiert hätte. Freilich ein williges Hineinschauen verlangt diese Kunst; es ist auch das wenigste, was der Beschauer aufbringen sollte; für flüchtige Genießer ist diese Art von Kunst nicht.

So ganz verwächst uns der Gedanke Bismarck mit dem des Deutschtums selbst, daß seine Gestalt uns die schönsten mythischen Verkörperungen deutschen Wesens — Baldur, Wotan, Siegfried — vereinigt. Und wie jung ist dieses Deutschland aus seiner harten Schmiedefaust hervorgegangen?! So jung, daß, was dem Schmiede selbst noch ein Traum schien, Erfüllung ist. „König selbst im Reich der Lüfte" zieht die deutsche Wehr hinaus zum Kampfe für das Deutsche Reich. St.





Der Krieg

Es ist hart, sonst unaussprechbare Dinge in ihrer ganzen Nacktheit hinzustellen, aber die Tatsachen sind härter. Es ist jetzt nicht die Zeit zu Weichlichkeiten oder Zimperlichkeiten —: wir müssen uns eisig klar darüber werden, mit was für Feinden wir's zu tun haben, wer über uns Macht gewönne, wenn wir unterliegen sollten, mit wem wir einen Frieden schlössen, dessen Bürgschaften nicht in unsere eigenen festen Hände gegeben wären. Täuschten wir uns darüber in aberwitzigem Gefühlsdusel, lüsterner Schönfärberei, so wären wir nicht nur Narren, sondern unsere eigenen schlimmsten Feinde, begingen wir nationalen Selbstmord. Und als schlimmsten Feind müßten wir auch jeden im Lande ansehen, der uns das Gegenteil weismachen, in treuherzig-weinerliche Versöhnlichkeitsgefühle, vorzeitige Friedenssüchte einwickeln möchte.

Über die Engländer sind „Haßgesänge" schon mehr als genug gesungen worden und werden weiter mehr als genug gesungen. Über die Franzosen ist im vorigen Heft das Richtige gesagt worden, wird aber noch öfter gesagt werden müssen, weil es immer noch Zärtlinge und Narren — wie es scheint: unverbesserliche — unter uns gibt, die sich von dem krankhaften Wahne nicht losreißen können, daß die Erbfeindschaft eines Volkes über Nacht sich in eitel Brüderlichkeit auflösen, der ganze Charakter dieses Volkes in sein Gegenteil umkehren und so die Tatsachen einer jahrhundertalten Geschichte Lügen strafen werde.

Wir wollen also das eine tun und das andere nicht lassen. Wir wollen den Kampf gegen Engländer und Franzosen bis zum siegreichen Ende kämpfen, aber auch die Russen nicht vergessen. Die „Russen" nämlich, mit denen wir's zu tun haben und auch in Zukunft zu tun haben werden, nicht den völkerkundlichen Begriff „Rußland und die Russen", über den deutsche Gelehrte und Reisepolitiker mehr oder minder „wissenschaftliche" historische, kulturhistorische, statistische, volkswirtschaftliche, psychologische, ästhetische Bücher und Artikel schreiben.

Dieses Rußland hat uns die Sendboten seiner Kultur und Gesinnung nach Ostpreußen und kürzlich erst nach Memel geschickt. Die Meldungen von dort wiesen seltsame Widersprüche auf, die aber nur scheinbar Widersprüche, in Wirklichkeit nur eine einzige Bestätigung unausdenkbarer Dinge waren. Um darüber

Aufschluß zu erreichen, ist der Kriegsberichterstatter von Koschützki nochmals von Insterburg nach Memel heraufgefahren. Er berichtet nun in der „Voss. Ztg.“:

„Der Zwiespalt ist darin begründet, daß die Straßen der Stadt weit weniger Verwüstung zeigen, als die anderer ostpreußischer Städte, daß man aber von den Dingen, die sich hinter den Mauern abspielten, in Deutschland nicht im Vorübergehen spricht. Vielleicht wären diese Dinge diesmal im Lärm der großen Schlachten und in der Scham unserer Frauen und Mädchen verschollen, wenn die Erregung über die sinnlose Brutalität nicht dazu zwänge, die Wahrheit, wenn auch mit knirschenden Zähnen, zu sagen. Die Welt soll wenigstens anhören, was wir an unserem Leibe zu fühlen bekommen von russischer Kultur.

Bis jetzt haben amtliche Feststellungen in über hundert Fällen sinnlose Morde sowie Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen festgestellt. Was amtliche Erkundung noch hinzubringt, was die Asche der einsamen Bauernhöfe für immer deckt, was Hunderte verschleppter Landleute zu erdulden haben, kann niemand wissen. Die Verschleppten, deren Namen und Wohnort ich mir aufschrieb, schwankten im Alter zwischen vier Tagen und 82 Jahren: Gutsbesitzer, Pfarrer, Bauern, Witwen, einzelstehende Mädchen. Auch die Frau eines Landwehrmannes mit zwölf Kindern ist darunter. Das Jüngste war vor vier Tagen geboren. Es starb unterwegs, blieb tot in Krottingen zurück. Unterschiedslos wurden die Menschen aus den Häusern herausgeholt, um als Kugelfang vor den Truppen hergetrieben zu werden.

In einem Gehöft am Meeresstrande, in Nimmersatt, sprach ich eine fünfundsiebzigjährige Frau, die morgens um sechs Uhr von den Kosaken aus dem Bett geholt und im Hemd in den eisigen Frost hinausgejagt wurde. Unterwegs lieh sie sich hier einen Rock, da eine Jacke, und mußte zähneklappernd weiter, während hinter ihr das Gehöft in Flammen aufging. Eine Müllerin in dem gleichen Dorfe führte mich in ein Zimmer, in dem der Leichnam ihres Vaters lag. Vor anderthalb Wochen ist er gestorben, gerade als die Russen eindrangen. Der Mann lebt nicht mehr, drei Söhne sind im Krieg, der vierte abwesend, die Frau wurde hinausgetrieben als Kugelfang. Sie kamen hinter den Wald. Ein deutsches Maschinengewehr hörte auf zu feuern, als sie sich näherten.

In Rumpischken bei Memel lagen nach dem Abzug der Russen zwölf erschossene Zivilisten. Sie waren ebenfalls als Kugelfang mitgenommen und, als unsere Truppen vordrangen, von den Russen hier erschossen worden. Die Schwestern und Pfleger des Krankenhauses wurden an der Wand aufgereiht, um erschossen zu werden. Einige verwundete Russen, die in ihrer Pflege genesen waren, verhinderten es im letzten Augenblick.

Ein Oberwachtmeister sieht von seinem Fenster aus fünf Kosaken in die Straße biegen. Gegenüber steigen sie vom Pferd, sie gehen in das Haus. Es fallen Schüsse. Als die Kosaken fort sind, findet man den 72jährigen Hausbesitzer Hinz, den 63jährigen Schallus, den 82jährigen Lehrer Schmidt, sowie einen 17jährigen Schweizer tot, geraubt wurde nichts.

Nicht der leiseste Anhalt für den Grund dieser Morde ist zu finden. In Clemmenhof, vier Kilometer von Memel, lebte ein altes Gutsbesitzerpaar Ogilvie.

Der Mann war gelähmt, eine Haushälterin war anwesend. Die Russen drangen ein, danach fand man die Frau mit durchstochener Brust und zerfleischtem Arm, den Mann mit zerschmettertem Schädel. Die Haushälterin wurde verwundet gesehen und ist verschollen. Der Sohn des Ehepaars sagt, er hätte den Vater nicht erkannt, so zertrümmert war der ganze Schädel. Eine Kellnerin wurde von den Russen in einen Stall geschleppt und von fünfzehn Mann vergewaltigt. Ihr Gesicht ist noch geschwollen von den Faustschlägen, die sie im Kampfe erhielt. Gleichfalls gemißbraucht wurde eine dreiunddachtzigjährige Dame. Die Tochter eines Handwerkers wird in Gegenwart ihrer Eltern von russischen Soldaten so lange geschändet, bis sie tot hinsinkt, die Mutter nimmt aus Verzweiflung Gift, der Vater durchschneidet sich die Pulsadern und liegt im hiesigen Krankenhause. Die Frau eines Bahnbeamten wurde in Gegenwart ihres Mannes und ihrer Kinder von fünf Russen vergewaltigt, zwei anderen Frauen erging es ebenso. Meine Hand sträubt sich, mehr davon zu schreiben.

Was sich in Memel zwischen dem 18. und 19. März zugetragen hat, wiegt schwerer als alle Brandstätten Ostpreußens und Polens zusammen, denn diese Dinge geschahen in einem Landesteil, der als Kampfgebiet gar nicht in Betracht kommt, an einer ruhigen, dem Gegner freundlich begegnenden, wehrlosen Bevölkerung, nach einem fast kampflosen Einmarsch. Weder strategische noch taktische Interessen kamen in Betracht, weder Rachegefühle noch Hunger oder Not irgendwelcher Art. Es war der Sklave, wenn er die Kette bricht, nichts anderes. In Urbans Gasthaus versuchten Offiziere die Soldaten von ihrem sinnlosen Treiben abzubringen, umsonst! Sie hatten alle Macht über die Horden verloren, und zwei großen Kulturvölkern ist noch immer keine Lüge zu schlecht, um ihren fanatischen Willen durchzusetzen: deutsches Leben und deutsche Kultur von den Füßen dieser Wilden zertreten zu lassen."

Ein Volk von Sklaven mit einer dünnen kulturgefirnißten Schicht von „Intellektuellen", beherrscht von einem ruchlos größenwahnsinnigen autokratischen Klüngel mit seinem nach oben kriechenden, nach unten tretenden, zu jeder Schandtat fähigen Werkzeug: einer ebenso knechtischen, wie feilen Bureaukratie —: das ist das Rußland, mit dem wir Deutsche es zu tun haben und — es kann nicht stark genug betont werden — auch in Zukunft, auch nach Friedensschluß, zu tun haben werden. Das „andere" Rußland, über das sich viel Liebes und Schönes sagen ließe, das Rußland des russischen Gemüts mit seinen schlafenden Tiefen, kommt hier gar nicht in Betracht. Was sollen uns da Bücher, wie das von Otto Hoetzsch über „Rußland als Gegner Deutschlands"? Die „Kreuzzeitung", die seit Kriegsausbruch ihre politischen Rundschauen statt von einer Autorität wie Professor Schiemann, diesem berufenen, auch in die inneren Vorgänge am Zarenhofe tief eingeweihten Kenner Rußlands, sich von Herrn Otto Hoetzsch schreiben läßt, hat keinen beneidenswerten Tausch gemacht. In einer Zeit voll so furchtbarer Verantwortung, wo es klar ist, daß eine falsche Einstellung zu Rußland überhaupt die ganze Rechnung in Frage stellen muß! Der sehr russenkundige Professor Dr. J. Haller kennzeichnet das Buch von Hoetzsch in der Monatsschrift „Der Panther" als „eins jener Bücher, durch die bei uns ein

Privatdozent Professor wird: mit viel Fleiß aus einer umfangreichen Sammlung von Notizen zusammengearbeitet".

„Tiefere Kenntnis von Volk und Staat, die freilich gerade in Rußland nur durch längere eigne Anschauung und Erfahrung, nicht durch noch so oft wiederholte Eisenbahnfahrten erworben werden kann, spürt man nirgends. Dennoch ist der Verfasser bei uns, wo die Kenntnis russischer Verhältnisse noch immer auf dem Nullpunkt steht, in gewissen Kreisen zu einer Art von Autorität geworden. Nun tritt er mit dem Anspruch auf, dem deutschen Volke die ‚russische Sphinx' auf 62 Seiten zu enträtseln. Bei der Lösung eines Rätsels denkt man gemeinhin an ein kurzes, einfaches Wort, das mit einem Schlage alle Unklarheit hebt. Eine solche Lösung hatten andere in dem Worte ‚asiatisch' und in dem Hinweis auf den tatarischen Ursprung des moskowitischen Staates gefunden. Dagegen erhebt der Verfasser Einspruch: mit diesen Schlagworten sei nichts gewonnen. Gewiß ist damit noch nicht alles gesagt. Jedes Schlagwort ist unzureichend, und jedes ist der Gefahr ausgesetzt, unverstanden und gedankenlos wiederholt zu werden. Gleichwohl sind Schlagworte unentbehrlich, und ein besseres, als das eben erwähnte, ist zur Kennzeichnung dessen, was den Kern des russischen Staates ausmacht, bisher nicht gefunden. Es besagt in aller Kürze, daß Rußland den nackten, ziel- und maßlosen Eroberungsreichen wesensverwandt ist, die die Geschichte Asiens ebenso beherrschen, wie sie den Völkern Europas unerträglich sind. Die Erklärung dafür aber liegt in der Entstehung des russischen Reiches, das, wie seit langem bekannt, nichts anderes ist als der Erbe und die Fortsetzung der ‚Goldenen Horde' der Tataren. Dabei wird es wohl auch bleiben, und es hat jedenfalls kein sachliches Gewicht, wenn der Verfasser in allgemeinen Wendungen davon spricht, daß man die Bedeutung des tatarischen Elementes ‚gewöhnlich ohne ausreichende historische Kenntnis' übertreibe. Denn eben die besten Kenner der russischen Geschichte sind es, die die entscheidende Bedeutung dieses Elements mit Recht betont haben.

Die Antwort, die der Verfasser selbst auf die Frage gibt, wie Rußland unser Gegner geworden, läßt an Klarheit alles zu wünschen übrig. Sie weckt im Leser ein beständiges Zwar — Aber. Zwar ist die Freundschaft zwischen Preußen-Deutschland und Rußland uralt und herzlich; zwar bestanden und bestehen tatsächlich zwischen ihnen nirgends politische Reibungsflächen, wohl aber eine reale Interessengemeinschaft; zwar hat Deutschland den Krieg nie gewollt und auch Rußland in ihm noch in den neunziger Jahren kein ‚praktisches Ziel' gekannt. Aber — der Krieg ist ja trotzdem da! Der Verfasser vermeidet es durchweg, diesen Widerspruch kurz und deutlich zu lösen; er überläßt es dem Leser, seine Meinung zwischen den Zeilen herauszulesen. Sie scheint darin zu bestehen, daß in Rußland in letzter Zeit eine Richtung mehr und mehr die Oberhand erlangt habe, die in völliger Verkennung der ‚wahren Interessen' des Reiches sich von panslawistischen Träumen leiten ließ, besonders in der orientalischen Frage maßlose und ehrgeizige Ansprüche erhob und eine phantastische Politik betrieb. Träumereien und Phantastik sind ebenso das ‚bekanntlich gefälschte' Testament Peters des Großen, wie die Versuche Katharinas II., es zu vollstrecken. Schwindel und Phrase, ‚kein klares politisches Programm', nur ‚ein mächtiges und tief gewurzeltes Gefühl' ist der

Panslawismus, der das Dasein Österreich-Ungarns bedroht. Damit war allerdings ‚der stärkste und unüberbrückbarste Gegensatz gegeben gegen das Deutsche Reich‘. Denn Deutschland kann die Vernichtung Österreichs nicht dulden. ‚Dies ist die eine Wurzel, aus der Rußland zum Gegner auch des Deutschen Reiches werden mußte.‘ (NB.: mußte! Die Stilblüte wird der Leser genießen: eine Wurzel, aus der man Gegner eines andern wird.) Die andere ‚Wurzel‘ muß man selbst aus einem Wulst unklarer Redensarten ausgraben. Es scheint das russische Verlangen nach Herrschaft über die Balkanvölker und Besitz von Konstantinopel und Vorderasien (lies: Kleinasien und Persien) gemeint zu sein, — Bestrebungen, denen Deutschland nicht teilnahmlos zusehen kann, da es vielmehr seit 1889 ein immer engeres Bündnis mit der Türkei und dem gesamten Islam gepflegt hat. Der Verfasser beeilt sich zwar, einen zu belehren, daß hier eigentlich nicht Rußland, sondern England unser Gegner sei, so daß man sich über die tatsächliche Bedeutung und Tragweite der orientalischen Frage in den deutsch-russischen Beziehungen wieder im unklaren befindet. Wie immer, diese ganze russische Politik ist in seinen Augen verkehrt und überspannt. Wird sie aufgegeben, so liegt zu Reibungen zwischen Deutschland und Rußland nicht der geringste Grund mehr vor. Auf S. 61 versichert er: ‚Noch wissen wir nicht, wie dieser große Krieg auf die orientalische Frage wirken wird, der an ihr zum Ausbruch gekommen ist. Nur das ist schon klar, daß in ihm Deutschland und Österreich-Ungarn für eine Orientpolitik kämpfen, deren Ziele mit den alles Maß verlierenden Orientträumen Rußlands nicht versöhrtlich (so)!, mit seinen realen Lebensinteressen darin aber kaum zusammenstoßen.‘ Der wahre und unversöhnliche Feind sei hier eben wieder England.

Jeder Leser wäre dem Verfasser zu Dank verpflichtet, wenn er ihm hätte verraten wollen, welcher Art diese Ziele Deutschlands und Österreichs sind, die mit den realen Lebensinteressen Rußlands so wohl vereinbar sein sollen. Bisher sind alle Politiker und Publizisten der neuesten Zeit, die sich mit der orientalischen Frage beschäftigt haben, zu der Meinung gekommen, daß die Ziele Österreichs und Rußlands hier schlechterdings *unvereinbar* sind. Es ist also wirklich grausam von Herrn Hoetzsch, daß er in dieser schweren Zeit, wo guter Rat jeden Tag teurer wird, aus seiner seltenen Erkenntnis ein so strenges Staatsgeheimnis macht. Daß er uns nicht verraten will, welches die ‚realen Lebensinteressen‘ Rußlands in der orientalischen Frage und die ‚großen Aufgaben‘ sind, die es auf anderen Gebieten zu lösen hat, versteht man eher. Er hat wohl selbst das Gefühl, daß er sich mit seinen Aufklärungen über diese Dinge *besser an russische als an deutsche* Leser wenden würde. Denn uns Deutschen kann das alles bis auf weiteres ziemlich gleichgültig sein, solange nämlich in Rußland die Politik von Herrn Professor Hoetzsch noch nicht zum endgültigen Siege gelangt ist. Dazu aber besteht leider vorderhand sehr wenig Aussicht. Das, was er Träumereien, Phantastik und maßlosen Ehrgeiz nennt, ist in Wirklichkeit nicht etwa eine Verirrung der letzten zehn Jahre, sondern es sind *die ältesten geschichtlichen Überlieferungen des großrussischen Reiches*, geheiligte Überlieferungen — der Ausdruck ist hier wohl am Platze — der russischen Nation und vor allem *sehr reale, praktische Interessen*, nämlich die Beherrschung des Schwarzen Meeres und seiner Meerengen und der Zugang zum Mittelmeer.

Man wird kaum hoffen dürfen, daß so festgewurzelte Überlieferungen und so gut begründete Bestrebungen von den leitenden Kreisen Rußlands bloß auf das freundliche Zureden eines Berliner Professors hin wieder aufgegeben werden. Vielmehr werden wir uns darauf einzurichten haben, daß die Ziele der russischen Orientpolitik auch nach dem Alkoholverbot die alten bleiben werden — solange die Macht, sie zu verfolgen, vorhanden ist. Herr Hoetzsch allerdings hat es leicht, von der Vereinbarkeit der russischen und deutsch-österreichischen Wünsche zu orakeln, denn er gestattet sich den Taschenspielerkniff, bei der Erörterung der orientalischen Frage das, was an ihr die Hauptsache ist, verschwinden zu lassen: von der Frage der Meerengen kommt auf den ganzen 62 Seiten seiner Broschüre nicht ein Sterbenswörtchen vor.

Mit derselben Gelassenheit leugnet er, daß es in Rußland Gedanken an eine Ausbreitung nach Westen und Nordwesten gebe. Er hat gefunden, daß davon in der russischen Presse während der letzten zehn Jahre ‚kaum (!) je im Ernst (!) die Rede gewesen ist'. Also doch wohl hie und da, wenn auch nur zum Scherz? Wer das vor dem Kriege noch allenfalls hätte sagen dürfen, trotz der Bemühungen Peters des Großen, durch Besitzergreifungen in Pommern und Mecklenburg ‚einen Fuß im Reich zu haben', trotz der Angliederung Ostpreußens im Siebenjährigen Kriege und mancher andern historischen Vorgänge, den müßte doch die im August 1914 ausgesprochene Einverleibung Ostpreußens als ‚Neurußland' und die vom Großfürsten Nikolaus verheißene Wiederherstellung des großpolnischen Reiches bis zur Ostsee und Oder eines Besseren belehrt haben. Ganz abgesehen von den sattsam bekannten russischen Eroberungsplänen in Norwegen. Aber für Herrn Hoetzsch sind alle diese Dinge nicht vorhanden, sie dürfen nicht vorhanden sein, denn sie würden seine schöne Lehre von der prästabilierten Harmonie zwischen Deutschland und Rußland ins Reich der Träume verweisen.

Diese Lehre zu beweisen, entrollt er vor den Augen des Lesers das rührende Idyll der mehr als zweihundertjährigen gutnachbarlichen, zuletzt wahrhaft herzlichen Beziehungen, das wir schon so oft, bis zum Überdruß oft, gesehen haben. Ohne mancherlei Umbiegen, Vertuschen und Verheimlichen geht es auch dabei nicht ab. Von dem scharfen Gegensatz, der zwischen Friedrich dem Großen und Katharina II. in den späteren Jahren bestand, als Katharina die Bundesgenossin und Vertraute Josephs II. war, ist ebensowenig die Rede, wie von der höchst bedenklichen Rolle, die Alexander I. 1807, 1813 und auf dem Wiener Kongreß gespielt hat. Die Namen Warschau und Olmütz kommen nicht vor; Bismarcks Haltung während des Türkischen Kriegs wird, allen neueren Enthüllungen zum Trotz, nach der herkömmlichen Legende so harmlos wie möglich geschildert, der Konflikt von 1879 vertuscht und beschönigt, als wären die Akten über die Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses noch unbekannt, und so fort. Daß die wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder sie auf Frieden und Freundschaft hinweisen, wird treuherzig versichert, obwohl die gleich darauf angegebenen Zahlen über den Handelsverkehr allein handgreiflich machen, daß und warum gerade hier — um mit dem Verfasser zu sprechen — ‚eine Wurzel' steckt, ‚aus der Rußland zum erbitterten Gegner Deutschlands werden mußte'. Denn diese Zahlen

lehren deutlich, wie sehr Rußland den Verkehr mit Deutschland braucht, wie wenig dagegen Deutschland den mit Rußland nötig hat, daß dieses also von jenem wirtschaftlich abhängig ist.

Den stärksten Widerspruch fordert jedoch der Verfasser da heraus, wo er das Bestehen eines Deutschenhasses im russischen Volke leugnet. Er ist oft in Rußland gewesen und hat von solchem Haß nichts bemerkt. Ist das ein Beweis? Nur die Presse habe gehetzt, das wahre ‚Volk' aber, d. h. die ‚bürgerlichen und bäuerlichen Massen', sei dem unzugänglich, weil die deutschfeindlichen Zeitungen zu teuer und die Kunst des Lesens zu selten sei. Er vergißt ganz, daß es in Petersburg einen ‚Swet' gibt, das Blatt der Kutscher und Hausknechte, das verbreitetste im ganzen Reich und das gehässigste von allen, und daß man sich eine Zeitung auch kann vorlesen lassen. Zudem sind es die Popen, die den Deutschenhaß am meisten verbreiten. Der Verfasser leugnet auch, daß die gemeinen Soldaten das geflügelte Wort vom ‚Krieg gegen das Deutschtum' verstehen würden. Er mag nach Lodz gehen und sich erkundigen, wie es dort nach dem Abzug der Deutschen und der Rückkehr der Russen zugegangen ist, und er wird sein mit großer Emphase abgegebenes Urteil wohl verbessern. Vor mir liegt ein Brief aus Petersburg, geschrieben um Neujahr, worin es heißt: ‚Großfürst Nikolai wird vom Volk und den gemeinen Soldaten vergöttert, weil er das Vaterland vor den Deutschen gerettet hat'. Sie scheinen also die Losung vom ‚Krieg gegen das Deutschtum' recht wohl, wenn auch auf ihre Art begriffen zu haben. Zudem: was liegt uns an den Gesinnungen der Analphabeten? Wir haben es mit dem Staat und den führenden Schichten der Gesellschaft zu tun. Daß dort ein blinder, wahnsinniger Deutschenhaß herrscht, wagt auch Herr Hoetzsch nicht zu leugnen.

Die Flugschrift segelt unter falscher Flagge. Wer sie durchgelesen hat, fühlt sich versucht, zu vermuten, daß im Titel ein Druckfehler stecke. Er müßte, wenn er dem Inhalt entsprechen sollte, lauten: ‚Rußland nicht Gegner Deutschlands'. Denn der Inhalt verfolgt ganz ersichtlich die Tendenz, Stimmung zu machen für eine baldige Versöhnung mit Rußland. Ob das gelingen wird? In weiten Kreisen wird man schwerlich viel Verständnis dafür haben, daß ein Deutscher in diesem Zeitpunkt so hat schreiben können. Wenn dem Verfasser sein Arbeitsgebiet so sehr ans Herz gewachsen ist, daß er trotz allem Vorgefallenen sich in die veränderte Lage der Dinge nicht finden kann, wie es doch so mancher andere in ähnlichem Fall gegenüber England getan hat, so ist das seine Sache. Dann sollte er es wenigstens über sich gewinnen, zu schweigen. Das fordert der einfache Anstand; und — noch etwas anderes.

Durch die Schrift geht ein gewisser Zug, der wohl staatsmännisch sein soll. Der Verfasser erklärt es für ‚kein Zeichen politischer Reife', daß schon zu Beginn des Kriegs ‚sehr hochstehende Männer unseres Geisteslebens' sich daran gemacht hätten, das Fell des Bären zu teilen, und nennt es ‚eine geradezu kindliche Unterschätzung und Unkenntnis des Gegners', daß man auf eine Erhebung der Grenzvölker Rußlands gehofft habe. Wir können diesen Vorwurf leicht ertragen, denn er trifft in erster Linie die kaiserliche Staatsregierung, die den Krieg mit dem bekannten Aufruf an die Polen eröffnete. Wir, die wir keiner Beziehungen zu

amtlichen Stellen verdächtig sind, durften auch recht wohl von Anfang an sagen, was wir uns als die Frucht eines Sieges dachten. Bismarck, der von solchen Dingen etwas verstand, hat das in ähnlicher Lage nicht ungern gesehen. Wem aber mit gutem Grund solche Beziehungen zugeschrieben werden, dem darf man wohl die Frage vorlegen, ob es politisch klug gehandelt ist, im kritischsten Augenblick des Kampfes Worte ausgehen zu lassen, die, wenn sie im gegnerischen Lager bekannt werden, dort gar leicht die Vorstellung erwecken können, daß man bei uns des Krieges müde sei und den Tag kaum erwarten könne, wo man wieder am breiten russischen Busen werde ruhen dürfen, ‚wie einst im Mai'. Die so denken, denen sei es unbenommen; Gedanken sind zollfrei. Aber daß sie ihre Gedanken einstweilen für sich behalten, das darf man fordern."

Ist schon dieser sehr notwendigen Berichtigung weit höhere Bedeutung beizumessen als die einer bloßen kritischen Auseinandersetzung, so beansprucht, was derselbe Verfasser allgemein über unser russisches Problem darlegt, die besondere Aufmerksamkeit jedes Deutschen, dem das gegenwärtige und künftige Heil seines Volkstums und Vaterlandes am Herzen liegt. Möchte es nicht in den Wind gesprochen sein, was Prof. J. Haller in der Wochenschrift „Das größere Deutschland" zu sagen hat!

„Fragt man heute einen Deutschen, was er sich unter einem glücklichen Ende des Krieges vorstellt, so bekommt man in neun Fällen unter zehn zur Antwort: die Besiegung Englands, die Zerstörung des britischen Weltreichs. Fragt man weiter, auf welchem Wege das erreicht werden soll, so hört man wieder fast einstimmig die Antwort: zunächst muß Frankreich niedergeworfen werden, von dort aus der Angriff auf England erfolgen. So sind die Blicke fast aller unentwegt nach Westen gerichtet. ‚Frankreich läßt uns keine Ruh'', singen die Musketiere, ‚Nieder mit England' rufen die Gebildeten. Daß der Krieg noch eine andere Front hat, wurde die längste Zeit fast vergessen. Erst die glänzenden Taten der Ostarmee haben die allgemeine Aufmerksamkeit stärker auf den Osten gelenkt. Aber auch das steht noch in keinem Verhältnis zur Bedeutung der Dinge. Vom westlichen Kriegsschauplatz erfahren wir jeden Schützengraben, der gewonnen oder verloren wird; von den Leistungen im Osten erhalten wir in der Regel nur summarischen Bericht. Erst wenn wieder einer jener weltgeschichtlichen Siege erfochten ist, die man später als das Kennzeichen des Krieges ansehen wird, wird der Telegraph beredter.

Um so lebhafter beschäftigt man sich neuerdings mit der Frage, ob nicht Rußland bald durch innere Verhältnisse genötigt sein werde, den Frieden zu suchen. Es sieht fast so aus, als wünsche man in gewissen Kreisen, den russischen Krieg sobald wie möglich auf leidliche Art loszuwerden, und es fehlt nicht an freiwilligen Politikern, die grundsätzlich geneigt sind, Rußland, kurz gesagt, zu schonen, den Krieg nach dieser Seite, sobald es mit Anstand geschehen kann, abzubrechen und das frühere freundnachbarliche Verhältnis wiederherzustellen. Alte Gewohnheiten und Erinnerungen, angebliche Überlieferungen Bismarckscher Politik, der Gedanke an gemeinsame monarchische Staatseinrichtungen, vielleicht auch Interessen der inneren Wirtschaftspolitik wirken da zusammen. Sich und andern sucht man einzureden, daß der Überfall von 1914 nur eine Entgleisung der russischen

Politik gewesen sei, die man verzeihen müsse, die auf keinen Fall dauernden Einfluß auf unsere Beziehungen zum östlichen Nachbar haben dürfe. Im Grunde, heißt es, sind uns die Russen gar nicht so gram, auch müssen sie schließlich doch selbst einsehen, daß wir ja füreinander und für ein Zusammengehen geschaffen sind. Also — Schwamm drüber! Seien wir wieder Freunde!

Stellen wir dem einmal die Tatsachen gegenüber. Welche Gesinnungen in Rußland gegenüber den Deutschen herrschen, darüber kann man heute nicht mehr streiten; sie haben sich zu deutlich Luft gemacht, in Worten und Taten. Die allerhöchsten Stellen, der nicht regierende Zar wie der wirklich regierende Großfürst, haben feierlich erklärt, der Kampf gelte dem gemeinsamen Gegner aller Slawen, dem Erbfeind. Der Ministerpräsident hat das unterstrichen durch das geflügelte Wort: ‚Wir führen den Krieg nicht nur gegen Deutschland, sondern gegen das Deutschtum'. Ein wildes Gebrüll des Hasses hat ihnen bezeugt, daß sie die Meinung des Volkes getroffen hatten. Welchen Grad der Deutschenhaß in Rußland seit Ausbruch des Krieges angenommen hat, darüber ist man sich in Deutschland noch lange nicht klar. ‚Wilhelm' ist dort das ärgste Schimpfwort. Auf der Straße deutsch zu sprechen ist streng verboten, wer ein deutsches Wort hören läßt, wird beschimpft und mißhandelt. Eine Dame fällt aus der Straßenbahn, ein Herr will sie auffangen; sie ruft, halb unbewußt: ‚O Gott', und sofort tritt er zurück: einer Deutschen hilft man nicht. Es geht bis zur Komik. Die Asphaltplatten des Bürgersteiges in einer Großstadt sind aus Deutschland bezogen und tragen daher den deutschen Namen der Firma; sie werden zerstört. Und so weiter. Auch die Soldaten sind von dieser Wut ergriffen. Bei ihrer Rückkehr nach Lodz im November haben sie Hunderte von deutschen Einwohnern hingemordet, nur weil sie ‚jewangel'zy', Evangelische, waren. Denn den entscheidenden Unterschied schafft in den Augen des Volkes die Konfession. Was will es angesichts solcher Tatsachen besagen, wenn man uns einzureden sucht, das wirkliche russische Volk, d. h. die bäuerliche und bürgerliche Masse, wisse von keiner Feindschaft gegen uns! Selbst wenn das richtig wäre, was wäre damit gewonnen? Was kommt auf den Muschik an, der weder zu lesen noch zu schreiben versteht und in der Politik keine eigene Meinung haben kann? Die ‚bäuerlichen und bürgerlichen Massen', die so milde gegen uns gesinnt sein sollen, haben den Krieg nicht nur nicht verhindern können, sie führen ihn sogar mit Zähigkeit und Opfermut. Ihre wahren Gesinnungen können uns folglich ebenso gleichgültig sein, wie die der russischen Hühner und Tauben, solange in Rußland der Bauer im Staate nichts zu sagen hat, und das wird wohl noch recht lange der Fall sein. Das russische ‚Volk', mit dem wir allein zu rechnen haben, ist der russische Staat, d. h. die Beamtenschaft, die Armee, die Intelligenz und, nicht zu vergessen, die Kreise von Industrie und Handel. Diese alle hassen uns bitter, mit einer verbissenen Wut, wie das unter Kulturvölkern noch nie vorgekommen ist.

Niemand, der Rußland wirklich gekannt hatte, ist von dieser Tatsache überrascht worden. Wer dort gelebt hat, weiß, daß der Russe, sobald er zum nationalen und politischen Selbstbewußtsein erwacht, in neunundneunzig Fällen unter hundert ein Deutschenfeind wird. Überall sonst, auch in England und sogar in Frankreich, gab es bis zu diesem Kriege ehrliche, überzeugte Deutschen-

freunde von Ansehen und Einfluß — man denke nur an Haldane und an Jaurès, den man weder aus Blindheit noch zum Vergnügen ermordet hat, gerade als der Krieg ausbrach. In England haben zahlreiche Kreise gegen den Krieg protestiert und drei Minister haben ihr Amt niedergelegt. In Rußland hat man nichts derartiges erlebt, und die wenigen, die den Krieg mißbilligten, wie Graf Witte und Fürst Trubezkoi, taten das doch nur, weil sie ihn jetzt noch nicht wollten, und weil sie wußten, wie gefährlich er war.

Diese Tatsachen würden von ihrer Bedeutung für unsere Politik nichts verlieren, selbst wenn ein vernünftiger Grund für die Feindschaft der Russen nicht vorläge. Es liegen ihrer jedoch mehrere vor, und es gehört sehr wenig Scharfblick oder sehr viel guter Wille dazu, sie nicht zu sehen. Wir wollen nur an die stärksten erinnern. Der erste ist die Überlegenheit des Deutschen in allen Stücken, der der Russe sich nicht entwinden kann, und die ihm auf wirtschaftlichem Gebiet als Fremdherrschaft erscheint. Was man oft hören kann, daß beide Völker als Nachbarn wirtschaftlich aufeinander angewiesen und dadurch zu fester Interessengemeinschaft verbunden seien, ist eine bare Gedankenlosigkeit. Gerade dieses Aufeinanderangewiesensein empfindet ja der Russe bei der notorischen Überlegenheit des Deutschen als drückenden Zwang. Wenn er könnte, er würde lieber heute als morgen alle Geschäftsbeziehungen zu den Deutschen abbrechen, aber er kann nicht, ohne sich ins eigene Fleisch zu schneiden. Er kann für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse den deutschen Markt nicht entbehren, und er kann für hundert Artikel des Gewerbefleißes die deutschen Bezugsquellen nicht vermeiden, ohne billiger zu verkaufen und teurer zu kaufen. Will er sich durch eigene Industrie unabhängig machen, so bedarf er der deutschen Fabrikdirektoren und Werkmeister. Der deutsche Kaufmann vollends tritt ihm überall in den Weg. Auf allen diesen Punkten hat er es mit einer weit überlegenen wirtschaftlichen, intellektuellen und moralischen Kraft zu tun, mit der er den Wettbewerb nicht wagen kann. Ist es ein Wunder, daß er sich beherrscht und ausgebeutet vorkommt? Die Furcht vor der deutschen Überlegenheit bei der für 1917 bevorstehenden Erneuerung des Handelsvertrags hat sehr wesentlich dazu beigetragen, die Kriegslust in Rußland zu steigern.

Der ‚gemeinsame Erbfeind aller slawischen Völker' — man weiß, was das bedeuten soll: Deutschland hindere die Vereinigung aller Slawen unter der Fahne Rußlands und die Ausbreitung ihrer Macht in Europa. Ob dieses Programm, gewöhnlich Panslawismus genannt, vernünftig und innerlich berechtigt ist, ob es dem Wohl der slawischen Völker und den richtig verstandenen Interessen Rußlands dient, ist vollkommen gleichgültig. Es besteht nun einmal, und zwar schon sehr lange, es hat im Laufe der letzten achtzig Jahre langsam aber stetig die Herrschaft in Rußland erlangt, so daß heute Reaktionäre wie Goremykin und Markow darin mit Gemäßigten wie Gutschkow und mit alten Revolutionären wie Peter Struve vollkommen einig sind. Es ist im Grunde auch nichts anderes als die logische Fortsetzung dessen, was den Hauptinhalt der Geschichte des russischen Reiches seit bald vierhundert Jahren bildet und es zur europäischen Großmacht erhoben hat: die Ausdehnung in der Richtung auf Nordsee und Mittelmeer, mit einem Wort der Drang nach dem Westen. Jedes Kind weiß, daß das Ziel im Süden

noch nicht erreicht ist, aber nur ein Kind kann glauben, daß Rußland ihm freiwillig entsagen werde, solange es noch die Macht hat, ihm nachzustreben. Nur vollständige Ohnmacht, Vernichtung, Zertrümmerung des großrussischen Reiches würde der russischen Ausdehnung im Südosten Europas ein Ende machen. Es kann sich also für Deutschland nur darum handeln, ob es diese Ausdehnung dulden kann und will. Die Frage ist bisher stets verneint worden, von Bismarck, der die Existenz einer österreichischen Großmacht für ein Lebensbedürfnis des Deutschen Reiches erklärte, ebenso wie von seinen Nachfolgern, die seit 25 Jahren alles daran gesetzt haben, das türkische Reich zu erhalten und zu kräftigen, damit es der drohenden Zerstörung widerstehe. Es ist eine grobe Entstellung der Tatsachen, wenn man behauptet, der Gegner Deutschlands sei in dieser Frage nicht Rußland, sondern England. Wer nur ein wenig Kenntnisse von der neueren Geschichte hat, weiß, daß die Zerstörung des türkischen Reiches seit 150—200 Jahren von Rußland betrieben wird, und daß sie zweifellos schon längst erfolgt wäre, hätte nicht England sich ihr die längste Zeit widersetzt. Daß England diesen Widerstand aufgegeben hat, ist eine ganz neue Erscheinung, noch keine 20 Jahre her. Es ist ebensowenig eine Notwendigkeit der englischen Weltpolitik und könnte jeden Tag wieder rückgängig gemacht werden, abgesehen davon, daß England die Türkei bei weitem nicht so unmittelbar bedroht; während Rußland, sobald ihm niemand mehr in den Arm fällt, alle Tage den Todesstoß zu führen vermag und seine Absichten auch nicht aufgeben kann, ohne seine Vergangenheit und Zukunft, seine kirchlichen und nationalen Ideale und seine realen Interessen, mit einem Worte sich selbst zu verleugnen. Welches für Deutschland die Folgen wären, wenn Rußland hier seinen Zweck erreichte, ist allbekannt. Es verlöre durch den Zusammenbruch Österreich-Ungarns den einzigen sicheren Bundesgenossen in der Welt, und es verlöre durch das Aufgehen der Türkei in die russische Machtsphäre den letzten Weg friedlicher wirtschaftlicher Ausbreitung, der ihm auf dem Erdball noch offen steht. Um den Fortbestand Österreich-Ungarns und der Türkei wird der gegenwärtige Krieg geführt; an dieser Frage hat er sich entzündet, in ihr liegt sein nächstes Ziel. Man sollte darum keinen Augenblick aus den Augen verlieren, daß hier ein scharfer Gegensatz zwischen lebenswichtigen Interessen Deutschlands und Rußlands vorliegt, und daß dieser Gegensatz durch keine Versöhnung oder Verständigung aus der Welt geschafft werden kann. Es ist eine von den Fragen, die durch Blut und Eisen gelöst werden müssen.

Handelt es sich hier um allbekannte Dinge, so sind uns die russischen Absichten im Norden Europas im allgemeinen wenig geläufig. Es gilt sogar bei uns als ausgemacht, daß Rußland hier gar keine Absichten mehr habe. Daß es sich vor zwei Jahrhunderten eines alten deutschen Kolonialgebiets bemächtigt und damit eine unbestrittene Vormachtstellung an der Ostsee erworben hat, damit hat man sich ein für alle Male abgefunden in der stillschweigenden Voraussetzung, daß es sich damit begnügen und auf jede weitere Ausbreitung verzichten werde. Diese Meinung konnte aber nur entstehen und sich behaupten, weil man sich in Deutschland bisher um die Absichten der russischen Politik so gut wie gar nicht gekümmert hat. So ist der Aberglaube entstanden, Rußland habe im Nordosten seine natürlichen Grenzen erreicht und halte sich hier für endgültig

gesättigt, Deutschland habe folglich ebensowenig Grund, nach einer Änderung der bestehenden Grenzen zu verlangen. Und doch ist von beidem das gerade Gegenteil wahr. Man sehe doch die Karte an! Die Eroberung von West- und Ostpreußen ist ein alter Programmpunkt der Petersburger Politik, auf den sie bei gegebenem Anlaß immer wieder zurückkommt. Schon in der Umgebung Peters des Großen hat man davon gesprochen, der Zar werde ‚den König von Preußen aus Preußen delogieren‘. Im Siebenjährigen Kriege hatten die Russen Ostpreußen bereits annektiert, die Erwerbung von Westpreußen durch Friedrich den Großen war für Katharina ein peinlicher Strich durch ihre Rechnung. 1849 dachte Nikolaus I. an Eroberung und hatte schon den Feldzugsplan dazu fertig; nur die Unterwerfung der preußischen Krone unter seinen und Österreichs Willen, die der Zar nicht erwartet hatte, hat in den Tagen von Warschau und Olmütz Preußen vor diesem Verlust bewahrt. So war es nichts weiter als die Erfüllung eines alten Wunsches, wenn in den ersten Wochen des gegenwärtigen Krieges die Einverleibung Ostpreußens ins russische Reich unter dem Namen Neu-Rußland verkündigt wurde. ‚Ihr seid jetzt Russen und werdet es bleiben!‘ So haben damals die russischen Offiziere zu den Bürgern von Tilsit und Insterburg gesagt.

Die Pläne der russischen Politik gehen aber noch viel weiter. Es ist bekannt geworden, daß sie sich mit England auf eine Wiederherstellung des polnischen Königreichs in Personalunion mit Rußland geeinigt hat, und daß dieses neue großpolnische Reich alle Polen in Galizien, Schlesien, Posen und Preußen umfassen, also bis an die Oder reichen soll. Man kann nicht bestreiten, daß dies vom russischen Standpunkt eiu sehr kluger Plan ist, er ist auch nichts weniger als neu. In früheren Zeiten war die Versöhnung der Polen das Programm der liberalen russischen Staatsmänner, wie z. B. des Fürsten Gortschakow; es wurde 1863 gegenüber der polnischen Erhebung von der nationalrussischen Gruppe unter Katkow zurückgedrängt, nicht ohne die eifrige Unterstützung Bismarcks, der die für Preußen drohende Gefahr sofort erkannte und abzuwenden verstand. Deren Nachfolger nun, die ‚echtrussischen Leute‘, haben sich heute zu ihm bekehrt; heute verkündigt der russische Nationalismus durch den Mund des Großfürsten Nikolai den Polen Friede und Versöhnung und die Erfüllung ihrer kühnsten Hoffnungen — auf Kosten Deutschlands! Nicht ohne Erfolg; ein ansehnlicher Teil der russischen Polen hat daraufhin seine unbedingte Ergebenheit gegen Rußland bekannt und jeden für einen Verräter an der polnischen Nation erklärt, der gegen Rußland arbeite.

Daß die Eroberung Nordostdeutschlands in den Kreisen russischer Politiker eine vielfach erwogene Möglichkeit ist, sollte man nicht bestreiten. Um nur ein Beispiel anzuführen: im Jahre 1903 ist die Rückeinnahme des historischen Siedlungsgebiets der Slawen bis zur Elbe in den offiziellen ‚Peterburgskija Wjedomosti‘ gefordert worden, und der Verfasser des Artikels war Fürst Swjatopolk-Mirski, ein Bruder des Ministerpräsidenten.

Dieses Programm sollten unsere russenfreundlichen Diplomaten und Publizisten auch nicht als sinnlosen Traum einzelner überspannter Köpfe behandeln.

Rußland hat, wie die Karte zeigt, eine für seinen Umfang viel zu kurze Meeresküste. Es gleicht einem Riesenleib, dessen Lungen zu klein sind. Seine Küste zu verlängern ist deswegen sein höchst natürliches Streben. Daß und wie es daran im Schwarzen Meer und in Asien arbeitet, ist allbekannt. Dagegen pflegt man zu übersehen, daß an der Ostsee genau der gleiche Fall vorliegt. In der Ostsee wiederholt sich ohnehin das geographische Problem des Schwarzen Meeres, da sie, wie dieses, an einer einzigen kleinen Stelle vollständig geschlossen werden. Mit der Herrschaft über Sund und Belt würde Rußland in der Ostsee die gleiche Stellung erwerben wie mit der Besetzung der Dardanellen im Schwarzen Meer: es hätte den Ausgang für sich offen und könnte andern den Eingang sperren. Der Unterschied ist nur, daß die Meerengen der Ostsee von einer Großmacht beherrscht werden können, ohne daß sie sie zu besitzen braucht. Es würde genügen, gegenüber den kleinen skandinavischen Staaten die eigene Übermacht ohne Gegengewicht geltend zu machen, so daß sie zu abhängigen Vasallen herabsänken. An der Freiheit der Ostsee und ihren Zugängen hat England kein Interesse mehr. Seine Rolle ist inzwischen auf Deutschland übergegangen. Darum muß die deutsche Macht von der Ostsee und ihren Küsten verschwinden, wenn Rußland sein Ziel erreichen soll, das der literarische Vater des russischen Panslawismus, Pogodin, in seinen ‚Politischen Briefen' schon 1853 aufgesteckt hat: die Herrschaft über den Sund und die Ostsee. Damit würde das andere Ziel sich decken, das für die russische Ausdehnung nicht weniger wichtig ist: die Verlängerung der Ostseeküste nach Süden. Sie ist darum so wichtig, weil Rußland erst hier das bekäme, was es vor allem braucht: große eisfreie Häfen. Seine bisherigen Ostseehäfen frieren teils fast jeden Winter zu, wie Petersburg und Riga, teils sind sie nur mit Mühe, und auch nicht immer, offenzuhalten, wie Reval. Libau und Windau, die davon weniger betroffen werden, sind zu klein und ungünstig gelegen. Erst mit Königsberg, Danzig und Stettin würde der russische Gigant einen nördlichen Lungenflügel bekommen, durch den er auch im kältesten Winter zu atmen vermöchte.

Aber der russische Ausdehnungsplan geht noch weiter. In Schweden und Norwegen weiß jeder politisch Gebildete, daß Rußland sein Augenmerk längst auf die Eroberung gewisser Teile Norwegens gerichtet und die Vorkehrungen dazu getroffen hat. Was es dort will, ist wiederum so einfach und natürlich, daß man es nur übersehen kann, wenn man absichtlich die Augen schließt: es sucht den eisfreien Hafen, den unmittelbaren Zugang zum Weltmeer. So wie es im Süden außer den Dardanellen noch den Golf von Alexandrette von Armenien aus erreichen will, so begehrt es im Norden als Flankendeckung und Reservestraße neben dem Sund den norwegischen Westfjord und die Häfen von Narvik und Tromsö. Daß damit die Unabhängigkeit der skandinavischen Fragen ein Ende hätte, liegt auf der Hand. Deutschland aber — könnte es dem gleichgültig zusehen? Liegt es in seinem Interesse, daß Rußlands Macht in der Ostsee noch größer wird und eines Tages eine russische Nordseeflotte vor Brunsbüttel und Wilhelmshaven erscheint, um aus dem Kaiser-Wilhelms-Kanal eine bloße Zierde der Landschaft zu machen?

Manche deutsche Leser werden überzeugt, wenn man ausländische Autoritäten anführen kann. Ich bin in der Lage, mich auf das Zeugnis eines russischen Generals zu berufen, der noch unlängst als Mitarbeiter Suchomlinovs im Kriegs-

ministerium in Petersburg tätig war. Generalleutnant P. hat im Gespräch mit einem Deutschrussen nicht lange vor Ausbruch des Krieges diesen Krieg als eine mathematische Notwendigkeit, als das Ergebnis eines einfachen Rechenexempels bezeichnet. Er meinte: die selbständige Politik des Deutschen Reiches zwinge Rußland, eine Armee zu halten, deren Kosten über seine Kraft gingen. Es müsse also suchen, einen Teil dieser Kosten auf die Schultern des Gegners abzuwälzen, indem es ihm ein entsprechendes Stück seines Staatsgebietes wegnehme, und das wäre ungefähr das Land bis zur Oder. Das ist echt russisch gedacht, so wenig ein Deutscher diesem Gedankengang folgen kann. Rußland ist nun einmal ein nackter, brutaler Erobererstaat — das ist das Asiatentum in ihm, von dem unsere Russenfreunde so ungern reden hören —, und es steht noch lange nicht am Ende, vielmehr erst in den Anfängen der Eroberungen, die es machen könnte und machen wird, wenn es Zeit, Gelegenheit und Kräfte dazu findet. Darum ist jeder Friede zwischen Deutschland und ihm, der ihm die frühere Macht beläßt, nur ein Waffenstillstand, der genau so lange dauert, bis die Russen wieder soweit zu Kräften gekommen sind, daß sie glauben, den Kampf mit besseren Aussichten aufnehmen zu können.

Dauernden Frieden können wir nur auf zwei Wegen zu erreichen hoffen. Der eine ist die Zertrümmerung der russischen Großmacht. Man sage nicht, so etwas sei unmöglich. Rußland ist von allen europäischen Großmächten der Gegenwart diejenige, die am leichtesten zerstört werden kann, denn wodurch ist es europäische Großmacht? Lediglich durch den Besitz seiner westlichen Provinzen. Diese aber sind von einem Ende bis zum andern, vom Weißen bis zum Schwarzen Meer, lauter eroberte und unterworfene Gebiete mit fremder Bevölkerung, die, einmal abgelöst, nicht daran denken würden, auf ihrer Wiedervereinigung mit dem russischen Reich zu bestehen, vorausgesetzt, daß sie auf andere Weise ihr wirtschaftliches Gedeihen finden.

Die Zertrümmerung der russischen Großmacht ist also lediglich eine Frage des militärischen Kraftaufwands. Traut man ihn sich nicht zu, so muß man sich auch darüber klar sein, daß dann nur ein Weg zu dauerndem Frieden mit Rußland übrig bleibt: die Unterwerfung. Mit einem treu ergebenen, dienstwilligen, abhängigen Deutschen Reich würde auch Rußland gern Frieden und Freundschaft halten, jene abwechselnd gönnerhafte und gewalttätige Freundschaft, die es zwischen 1806 und 1870 dem Königreich Preußen bezeigt hat, die Freundschaft eines selbstsüchtigen Vormunds. Daß sie nach 1870 ein Ende nahm, weil das Deutsche Reich nicht mehr Preußen war, die neue Reichshauptstadt nicht mehr das alte Berlin, in dem Nikolaus I. schlechtweg ‚der Kaiser' hieß und auch Fürst Bismarck nicht mehr als der Herr von Bismarck, der, um ‚dem Kaiser' vorgestellt zu werden, sich den Vollbart abnehmen ließ, das ist es, was die Russen uns nicht verziehen haben und uns erst verzeihen werden, wenn wir sie dazu zwingen.

Wer mit übermenschlicher Anstrengung einen Krieg nach drei Seiten zugleich zu führen hat, kann sich nicht von allem Anfang ein Friedensprogramm vornehmen. Eben darum aber wäre nichts verkehrter, als den einen Gegner für ‚den Feind' schlechthin, gegen den unbedingt alle Kräfte gewendet werden müßten, einen andern als einen Feind zweiter Ordnung anzusehen, den man



schonen kann. Wer sich vom Haß gegen England, und sei er noch tausendmal berechtigter als er ist, dazu bestimmen läßt, mit Rußland glimpflich zu verfahren, der treibt Gefühlspolitik. Zu allen Zeiten ist der Haß ein schlechter Berater gewesen! Es ist auch nicht einmal richtig, daß England der gefährlichste unserer Feinde sei und darum vor allem getroffen werden müsse. Eine feindliche Koalition ist wie ein System kommunizierender Röhren: sinkt der Wasserstand in der einen, so leeren sich in entsprechendem Maße auch die andern. Nichts würde England und Frankreich mehr erschüttern, als ein militärischer Zusammenbruch Rußlands, sei es durch eine Niederlage im Felde, sei es durch wirtschaftliche Lähmung, sei es durch innerpolitische Schwierigkeiten. Nichts würde umgekehrt den Mut zum Widerstand bei den Westmächten mehr stärken, als der Eindruck, ja selbst der trügerische Eindruck, daß bei uns Sehnsucht nach Frieden mit Rußland bestehe. Dieser Eindruck muß entstehen, wenn im Ausland solche Anschauungen bekannt werden, wie die, von denen wir ausgingen.

Summa summarum: muß man sich mit dem Möglichen begnügen, so gilt es doch, das Brett dort zu bohren, wo es am dünnsten ist, nicht aber a priori zu bestimmen, wo man den Bohrer nicht ansetzen will. Sollte es sich aber herausstellen, daß das russische Brett zu dick ist — nach allem, was bisher geschehen und bekannt geworden ist, darf dieser Fall als der weniger wahrscheinliche gelten —, dann muß man sich darüber klar sein, daß ein schonender Friede mit Rußland nur ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit und die eigentliche Entscheidung nur aufgeschoben ist. Wer dem deutschen Volk das auszureden sucht, der lädt eine schwere Verantwortung auf sich. ‚Sicherheiten für die Zukunft' hat der Reichskanzler wiederholt als das unerläßliche Ziel des Krieges für uns bezeichnet. Wir bedürfen ihrer gegen Rußland mindestens so sehr wie gegen eine andere Macht, denn Rußland steht erst in den Anfängen seiner Machtentfaltung, Frankreich ist längst auf dem absteigenden Ast und auch England hat den Gipfel schon überschritten. Wer Versöhnung predigen will, der täte überdies besser, sich zunächst an die Russen zu wenden; denn sie sind es doch, die den Frieden gebrochen haben. Gelingt es, sie in ihrer großen Mehrheit und ihren führenden Schichten davon zu überzeugen, daß zwischen ihnen und uns kein realer Gegensatz besteht, daß ihr Streben nach Konstantinopel eine Torheit ist und daß sie ganz andere große Aufgaben zu lösen haben, dann ließe sich über das Weitere reden. Wir müßten freilich Wert darauf legen, daß für die Aufrichtigkeit dieser Bekehrung greifbare Bürgschaften gegeben und Sicherheiten dafür geboten würden, daß der frühere Irrwahn nicht eines Tages wieder die Herrschaft über das russische Reich erlange und, wenn das etwa doch geschehen sollte, daß dann unsere Ostgrenze nicht wieder so schwer zu schützen und unsere Reichshauptstadt nicht mehr dem feindlichen Überfall so nahe sei. Vor allem aber wäre es angemessen, daß das erste Wort der Versöhnung, der erste Schritt der Annäherung von der russischen Seite komme. Daß man uns überreden will, den Russen, die doch noch vor drei Wochen als Feinde auf deutschem Boden standen, über die rauchenden Trümmer preußischer Städte und Dörfer und über die Leichen von Tausenden von hingemordeten friedlichen Deutschen hinweg, als erste die biedere Rechte hinzustrecken, dieses Verfahren mutet denn doch etwas eigentümlich an."

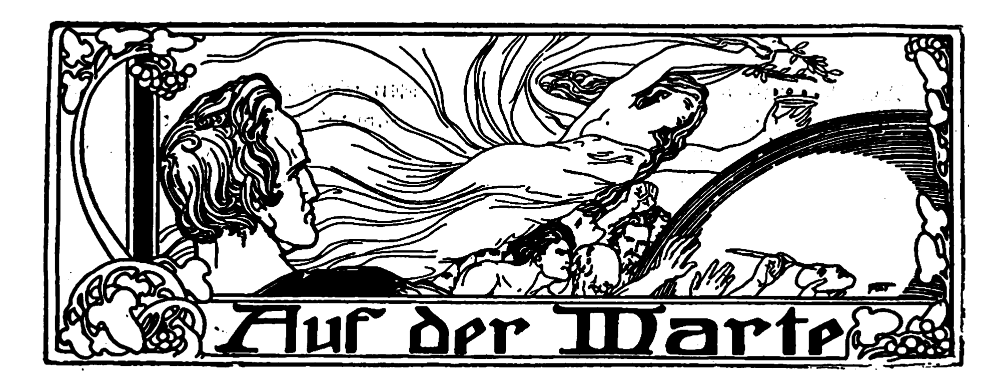
Wer Rußland nur aus den landläufigen Reiseschilderungen, Zeitungsaufsätzen und dergleichen „kennt“ oder es auf Eisenbahnfahrten glaubt kennen gelernt zu haben, der wird für diese Darlegungen wohl nur ein ungläubiges oder überlegenes Lächeln übrig haben. Wer in Rußland gelebt, jahrzehntelang in zwanglosem, auch vertrautem persönlichen Verkehr mit den verschiedenen Volksschichten gestanden hat, den erfüllt schwere Sorge, daß man sich in Deutschland mit beklagenswerten, aber feststehenden und für absehbare Zeit unabänderlichen Tatsachen als mit Phantasieerzeugnissen glaubt abfinden zu können.

... Noch eine Randbemerkung: Legt man sich denn gar nicht die Frage vor, was von einem Staate, einer Regierung zu halten ist, die solche Bestialitäten, wie die in Memel, duldet und nicht einmal zu bestrafen in der Lage oder auch nur gewillt ist? Vielleicht, weil sie an gewissen Stellen höher hinauf recht gern gesehen werden? Sind es doch deutsche Frauen, Mütter und Schwestern, die geschändet werden, soll doch in ihnen das deutsche Volk mit seinem Kaiser, seinen Fürsten, seinen Offizieren und Mannschaften, — das ganze Deutschtum geschändet werden! Wen angesichts solcher unterviehischen Schmach noch weinerliche Versöhnlichkeitsgefühle anwandeln können, der mag sich vor den Spiegel stellen und an seiner eigenen Seelengröße emporschauen, — Achtung und Geltung verlange er nicht. „Die Bestialität,“ sagte der Landrat Geheimrat Cranz zu einem Berichterstatter, „womit man gegen die schutzlose friedliche Bevölkerung vorging, ist unbeschreiblich. Die Libauer Garnison scheint die ganze Unternehmung als einen militärisch organisierten Schändungszug angesehen zu haben, und die Zahl der Fälle, die festgestellt worden sind, mehrt sich von Tag zu Tag. Den ganzen Umfang der begangenen Untaten wird man auch nie feststellen können, da die Betroffenen aus natürlichen Gründen ihre Schmach verbergen. Einige Fälle werden jedoch zur Charakterisierung genügen.... Eine Weichenstellersfrau wurde in Gegenwart von Mann und Kindern genotzüchtigt, die Magd genotzüchtigt und erstochen. In Janischken wurde die Tochter Lipke zu Tode genotzüchtigt, worauf die Mutter sich vergiftete und der Vater sich die Adern aufschnitt. Wieviel Menschen ermordet wurden, ist noch bei weitem nicht festgestellt. ...“

Mag solche Schmach vergeben und vergessen, wer's kann, — mir geht's über die Kraft. Kein Galgen wäre mir zu hoch für dieses Geschmeiß und seine noch so knechtisch verehrten Aus- und Zuhälter!

Und da finden sich — wahr und wahrhaftig! — im deutschen Lande deutsche Männer, die sich die höchste Tribüne aussuchen — damit es nur ja auch vom ganzen feindlichen Ausland gehört wird! — und mit wilden Gebärden ihren Schmerz und ihre Entrüstung in die Welt hinausschreien — ob des bescheidenen Versuchs einer Sühne von Verbrechen, die überhaupt nicht zu sühnen sind! Da gibt's kurz nur zweierlei: geistige Minderwertigkeit oder — pfui Teufel!





Der Rosenrote

Vieltausendfach — in Vers und Prosa, in längeren Aufsätzen und in kurzen Feuilletonnotizen — ist in den letzten Monaten die Gestalt des „Flaumachers“ beschrieben worden. Des bejammernswürdigen Gesellen, der seinem Volk nicht traut, der immer nörgelt, immer kleinmütig hinter den Zeitereignissen herläuft, und dem es Wollust bedeutet, seine Zweifel, seine ängstliche Bedächtigkeit auch anderen ins Herz zu träufeln. Dabei ist leider nur sein Gegenspieler zu kurz gekommen, der an sich ein erfreulicherer Zeitgenosse ist: der ewig Rosenrote. Der Mann, der überhaupt keine Schwierigkeiten kennt. Der spielt an seiner Bierbank nun schon den neunten Monat Abend für Abend den Triumphator. In den meisten Fällen ist es ein Herr, dem kein lästiger Beruf Zeit und Phantasie beengt. Er liest alle Zeitungen, und keine noch so versteckte und entlegene Bemerkung entgeht seinen spürenden Augen. Mit einem erstaunlichen Gedächtnis für allen Zeitungskram, für all die Gerüchte, Hoffnungen, Geschichten, die jetzt durch unsere Blätter treiben, paart sich ihm eine gewaltige Kraft des Generalisierens. Wenn er sich abends gewichtig hinter seinem Stammtisch niederläßt, hat er allemal ein paar neue stolze Erfolge in seinen Taschen. Entweder steht Indien in hellen Flammen, oder die Ägypter sind gerade dabei, den letzten Engländer zu vertreiben. Oder aber die Ukraine rüstet sich wie ein Mann zum Abfall von Rußland. Natürlich ist er mit dabeigewesen, als man im August in Berlin die Japaner feierte, die Rußland soeben den Krieg erklärt hätten. Die Enttäuschung war stark, aber er hat sie siegreich überwunden. Neuerdings gilt es ihm als ausgemacht, daß Japan wieder Anschluß an Deutschland sucht. Sein Haupttätigkeitsgebiet aber sind die Neutralen. Er hat einen Freund in Schweden, der ihm schon vor Monaten versichert hat: die Schweden rüsteten sich zum Befreiungsmarsch nach Finnland. Noch bessere Kunde ward ihm unausgesetzt aus Norwegen, das allen alten Beziehungen zum Trotz England mehr und mehr hassen lerne. Von der Schweiz aber behauptet er: in wenigen Wochen würden, durch die Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung gezwungen, die Deutsch-Schweizer mit ihrer Wehrmacht zu uns zustoßen, indes die welsche Minderheit auch formell mit Frankreich sich vereinigen würde.

Man wird sagen: das alles sei nicht so schlimm. Besser mehr Vertrauen, als zu wenig. Auf alle Fälle sei rosenroter Optimismus uns zuträglicher als sauertöpfisches Kopfhängertum. Ich weiß es nicht. Ich habe unter den Männern, die man wegwerfend Miesmacher schilt, schon manchen sorgenden Patrioten gefunden. Und sah drüben viel von jener geräuschvollen Oberflächlichkeit, die ehedem bei Kommersgesang und breitspurigen Reden sich auszutoben pflegte. Still und stolz sollen wir sein in dieser großen, doch ernsten Zeit. Nicht die Gefahren wegzuschminken tut uns not, sondern in Zuversicht ihnen entgegengehen mit dem heiligen Willen, sie zu überwinden ...

R. B.

*

Eine Germanin

Wie ich ihn mitempfinde, diesen Krieg! — schreibt eine Holländerin an eine Leserin der „T. R." Wenn auch nicht gerade Deutsche, bin ich doch Germanin im Äußern, im Fühlen, im Wollen. Es ist, als ob mein individuelles Leben aufgehört, ich fühle mich nur Teil der großen Rasse. Ich war in Italien, als der Krieg ausbrach. Wie ich mich da sehnte nach dem Norden, nach der Heimat! Aber die Heimat fand ich nicht hier. Hier gab es nur Neutrale. Hier sah man nur das verheerte Belgien, nicht den ganzen Krieg, nicht Polen, Finnland, die Grausamkeit und Unfähigkeit Rußlands, nicht die Gemeinheit und Heuchelei Englands! Nicht so stark, daß man sich mit dem Germanentum solidarisch fühlte. Jahrhunderte haben wir neben Deutschland gewohnt — nie hat es uns was zuleide getan. England hat uns gelähmt und gebrochen, die Flotte zugrunde gerichtet, unsere Kolonien genommen, die Burenrepubliken zerstört, weil Gold im Boden war. Und als sie im Herbst die ganze Welt durchschrien von der Gottlosigkeit der Deutschen mit ihren Minen, da spülten hier 85 ans Land. 20 holländische, 4 französische, 60 englische, eine unbekannter Herkunft, — keine deutsche. Mir ist England die lebendige, die alles vergiftende, alles durchseuchende Lüge und ich verstehe, wie man es haßt mit dem heißesten, heiligsten Hasse. Ich erwünsche mir ein Siegesdenkmal: Siegfrieds Kampf mit dem Drachen, das ewige Symbol aller Germanen; und der Drache soll sein „die Lüge".

*

„Wir haben nur einen Feind..."

Unter dieser Überschrift meldet der „Vorwärts":

„In einem Rundschreiben des Verbandes Kölner Großfirmen war ein Angehöriger eines neutralen Landes zu geschäftlichen Vermittlungen nach England bestens empfohlen worden. Jetzt wird mitgeteilt, daß es sich hierbei um keine Originalleistung des genannten Verbandes handelt. Es ist vielmehr — in etwas veränderter Form — den ‚Mitteilungen des Kriegsausschusses der deutschen Industrie' entnommen, wo es diesen Wortlaut hat:

Geschäftliche Aufträge für England.

Ein wohlempfohlener Großkaufmann (Angehöriger eines neutralen Landes), mit guten Beziehungen zu englischen Amts- und Geschäftskreisen, der regelmäßig England besucht und seinen Sitz in Berlin hat, stellt sich Interessenten zur Übernahme von geschäftlichen Aufträgen zur Verfügung. Näheres teilt auf Anfrage die Geschäftsstelle des Kriegsausschusses mit.

Als verantwortliche Herausgeber der ‚Mitteilungen' zeichnen: Dr. Schweighofer, Geschäftsführer des Zentralverbandes deutscher Industrieller, und Dr. Herle, Geschäftsführer des Bundes der Industriellen!"

*

Zu viel Ehre

Der „Matin" hat letzthin eine Reihe selbst bei diesem Blatt ungewöhnlich gemeiner Verleumdungen gegen Deutschland geschleudert. Eine offiziöse Auslassung hat daraufhin die uns angedichteten Greueltaten mit deutscher Gründlichkeit Punkt für Punkt widerlegt.

Wir möchten vorschlagen, derartige gewerbsmäßige Schauermeldungen eines notorischen Fälscherblattes, auf die selbst die Neutralen kaum mehr hereinfallen, in Zukunft nicht gar zu ernst zu nehmen. Der einfache Hinweis, daß diese Meldungen aus dem berüchtigten „Matin" stammen, könnte vollauf genügen, ihren Lügencharakter zu kennzeichnen. Dadurch, daß man mit schwerem Geschütz gegen solche „renommierte" Lügenfabriken vorgeht, gewinnt das Fabrikat erst eine Bedeutung, die ihm sonst doch wohl niemand als der berufsmäßige Abnehmer beigelegt hätte.

In diesem Zusammenhange sollte man auch erwägen, ob das Entgegenkommen, das unsere Heeresleitung gerade den ausländischen Berichterstattern erweist, wirklich angebracht ist. Es hat sich gezeigt, daß namentlich die Herren Amerikaner die ihnen

vertrauensvoll übermittelten Erklärungen in einer Form wiedergeben, die mehr der Tendenz ihrer Blätter als der Genauigkeit entsprach. Wir erinnern nur an die Unterredung mit dem Chef des Generalstabs, die hinterher durch einen Wolffschen Bericht korrigiert werden mußte. Daß der Berichterstatter des von französischem Gelde lebenden „Corriere della Sera“ gar Zutritt zu unserm Hindenburg erlangen konnte, hätte auf jeden Fall vermieden werden müssen. Und dann noch eine Frage: wird man jene ausländischen Berichterstatter, die sich jetzt in der Beschimpfung Deutschlands nicht genug tun können, nach dem Kriege wieder unter uns „arbeiten“ lassen. Oder wird man sich diese Herren genauer ansehn?

*

Opfer?

In den Schützengräben, so liest man in der „Nationalzeitung“, kämpfen unsere Söhne, Brüder und Väter seit Monaten, um uns Daheimgebliebenen es zu ermöglichen, ungestört unserer Arbeit nachgehen zu können, seit Wochen und Monaten stehen sie im harten Kampfe, der sie über eisbedeckte Berge, durch Moräste und schier undurchdringliche Wälder führt, erbitterten Feinden gegenüber, um uns die Segnungen der Kultur ungeschmälert weitergenießen und unseren Frauen und Kindern die tief eingewurzelten Lebensgewohnheiten nicht durch rauhe Feindeshand zerreißen zu lassen. Wir wohnen in geheizten Räumen, schlafen auf Wolle, essen an gedeckten Tischen mit dem Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit, das Arbeits- und Kunstleben flutet weiter, und der Luxus umfließt uns nach wie vor. Was uns innerlich bedrückt, war kaum noch imstande, unseren Lebensgewohnheiten eine neue Richtung zu geben, unser Leben gleitet nach wie vor ruhig weiter dahin. Neue Stätten des Wohllebens haben sich aufgetan, die alten blieben stehen und — bestehen. Theater und Konzertsäle sind mit Menschen gefüllt, die genießen und den Sorgen des Alltags entfliehen wollen, in den Kaffeehäusern wird für Zerstreuung aller Art gesorgt, und in den Restaurants fließt der gute deutsche Rheinwein so reichlich, wie vor dem Krieg der französische Sekt. Und hat das deutsche Volk ein Opfer gebracht, wenn es sein Gold zur Reichsbank trägt und dafür Papiergeld, das die gleiche Kaufkraft im Lande besitzt, bekommt! Hat das deutsche Volk in Wahrheit ein Opfer gebracht, wenn es seine Ersparnisse, die ihm Banken und Sparkassen im besten Fall mit vier Prozent verzinsen, in Kriegsanleihen anlegt, die um ein Prozent höhere Zinsen bringen? Wir wollen die Opferfreudigkeit des deutschen Volkes keineswegs in Zweifel ziehen und der vielleicht nicht allzu optimistischen Überzeugung Ausdruck verleihen, daß die Kriegsanleihen auch ein befriedigendes Ergebnis gezeitigt hätten, wenn sie statt fünf Prozent nur drei Prozent bringen würden. Das Volk war stets in großen Dingen zu Opfern bereit, es soll nun nicht kleinlich werden. Und ist es ein Opfer, wenn wir Schwarzbrot statt Weißbrot, statt Kuchen essen? Unsere Brüder im Felde, die nur dafür kämpfen, daß wir unser Leben ruhig fortführen können, bringen wirkliche Opfer, wir aber kaum.

*

Die Zeitung der Zukunft

Den Mann, der sie uns schaffen könnte, schaffen müßte, bezeichnet uns blinden Toren Siegfried Jakobsohn in seiner „Schaubühne“. „Vor vierundvierzig Jahren“, schreibt er dort, „hat Rudolf Mosse den Blick gehabt, ein Bedürfnis der jungen Reichshauptstadt zu erspähen, und den Mut und die Kraft, es zu befriedigen. Jetzt ist es wieder so weit: mit dem gewaltigen Unterschied, daß die neue Zeitung nicht aus der Annoncenexpedition entstehen darf, sondern aus dem Geist entstehen muß. Schafft mir zehn Millionen, und ich mache mit euch und dreißig Männern unsrer Generation diese Zeitung — eine Zeitung, wie Deutschland sie noch nicht gesehen hat.“

Wir glauben ihm aufs Wort: Er, Siegfried, würde im Verein mit den dreißig Auserwählten eine Zeitung machen — eine

Zeitung, wie Deutschland sie noch nicht erlebt hat — — —

*

„Kaufe über Höchstpreise ...“

Die „Mecklenburgische Volkszeitung“ berichtet:

Im „Rostocker Anzeiger“ steht folgendes Inserat zu lesen:

„Kartoffeln kaufe über Höchstpreise alle Sorten, Kasse vorher, große Posten, persönliche Abnahme. Aufkäufer gesucht. Telegramm-Adresse: Eisenhardt, Erfurt.“

Und angesichts solcher Kartoffelspekulation und solcher offenen Preistreibereien in Reinkultur erfolgt immer noch keine Beschlagnahme der Vorräte? Wann endlich soll dem Treiben der „Über-Höchstpreise“-Spekulanten ein Damm entgegengesetzt werden?!

*

Gegen die englischen Trustfirmen

In einem Erlaß, dem man nur von ganzem Herzen zustimmen kann, ist die Berliner Polizei gegen englische und französische Geschäftsbezeichnungen, Reklameschilder und dergleichen vorgegangen. Hoffentlich läßt sich die Behörde durch die Einwürfe und Bedenken gewisser Geschäftskreise nicht von diesem einzig richtigen Weg abbringen. Wir möchten ihr sogar empfehlen, mit frischer Energie noch einen Schritt weiter zu gehen. Es ist Zeit, endlich zu verhindern, daß englische Trustfirmen sich noch immer unter uns breit machen. Am aufdringlichsten gebärdet sich der britisch-amerikanische Tabaktrust, welchem in Deutschland angehören die Firmen: A. Batschari, G. m. b. H., Baden-Baden; Georg Jasmatzi, A.-G., Dresden; Delta-Dresden; Sarasvati, G. m. b. H., Dresden; Sulima, Dresden; Adler Comp., Dresden; Josetti, G. m. b. H., Berlin. Er ist bis heute noch nicht unter staatliche Zwangsverwaltung gestellt, obwohl in dem feindlichen Trust 38 Millionen Mark überwiegend englisches Kapital arbeiten. In Hongkong sind jetzt 29 deutsche Firmen, unter ihnen die Filialen der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd, zwangsweise von den britischen Liquidatoren aufgelöst worden. Und da sollen wir uns gefallen lassen, daß englische Trustfirmen sich am deutschen Gelde mästen, durch ihre Trustorganisation die deutsche Industrie planmäßig vernichten und mit ihrem Prämiensystem, ihrer Preisschleuderei und ähnlichen Mitteln den anständigen deutschen Handel zu verdrängen suchen?

*

Liebe aus Verlegenheit

Da wir drei Kriege führen, bemerkt Hermann Friedemann im „März“, haben wir drei Parteien in Deutschland: eine französische, eine russische, eine englische. Die französische ist weit verbreitet, bestand schon seit Beginn des Krieges und hat erst in letzter Zeit einige Einbußen erlitten. Die russische gewinnt an Kraft; sie gilt als die realpolitische oder hält sich dafür. Die englische Partei ist noch klein: und was kann sie wider Lissauer? Aber vielleicht hat sie Zukunft.

Jedenfalls: die Menge der Feinde zeitigt reihum eine sonderbare Art von Sympathie, das Übermaß der Gegnerschaft verzehrt den Haß — etwa wie man eine Stromstärke von hunderttausend Volt unbeschädigt erträgt. Da wir uns mit mindestens einem der Hauptgegner leidlich verständigen werden, wird uns auch seine Sitte und Mode für die patriotische Abschließung schadlos halten. Sein Einfluß wird zunehmen. Aus intimer Feindschaft ...

*

Was uns nicht entgehen durfte

Eine der schmerzlichsten Folgen dieses Krieges würdigt Eduard Engel in seinem (hier bereits angeführten) „1914. Ein Tagebuch“. Es ist „die tiefe Unwissenheit, in der wir Deutsche, früher zu der großen französischen Kulturgemeinschaft gehörig, jetzt versunken sind. Über die uns doch so nahe am Herzen liegenden Schicksale der großartigen französischen Dramatiker. Weiß einer von uns Hunnen, was aus Jean Guitry geworden ist? Wo mag jetzt der Klassiker Jacques Bousquet weilen, he?

Und wie mag es den Zierden deutscher Ästhetenbildung, Abel Hermant, Pierre Wolff, Henry Bataille, wie den unsterblichen Meistern Caillavet und Flers ergehen? Und in dieser Unwissenheit sollten wir noch Wochen, ja, schrecklich zu denken, noch Monate hinkümmern? Ist es da nicht ein hohes Verdienst einer unserer Berliner Zeitungen um die Büldung, daß sie uns gerade in diesen hochgespannten Tagen über die ungemein merkwürdigen Schicksale jener unvergleichlichen Leuchten der Weltliteratur beruhigt?" Über die Kunde, daß Henry Bataille an einer Nervenkrankheit in Castelnaudary niederliegt, trösten wir uns durch die Meldung, „daß Jacques Bousquet als Sergeant bei Soldatenbegräbnissen in einer Dorfkirche die Orgel spielt, und wohltuende Ruhe erfüllt unser Herz: Abel Hermant und Pierre Wolff ‚leben als einfache Bürger in Paris'. Beruhigt also können wir freudigen Herzens dem Aufschwunge echtdeutschen Geistes nach dem Kriege entgegensehen."

*

Der Verräter

Der Verräter Wetterlé mit dem in Stank erloschenen deutschen Reichstagsmandat ist bereits von seinem Schicksal ereilt worden: von dem gemeinen Schicksal der Überläufer, die der Feind aufnimmt, ohne sie achten zu können. Schon, berichtet die „Frankf. Ztg.", verwendet Frankreich ihn, wie seinen Kumpanen Blumenthal, nur noch zu den niedrigsten Handreichungen, zu den Diensten, die man keinem Ehrbaren zumuten mag und die man denen aufträgt, die keine Ehre mehr zu verlieren haben. Die Polizei hat die beiden mit ihren anrüchigsten Schnüffeleien betraut, die Armee das verachtetste ihrer Geschäfte, die Werbung für die Fremdenlegion, ihnen übertragen. Man sah sie in Gefangenenlager schleichen, um zu forschen, ob ein Elsässer geneigt wäre, die Würde des deutschen Wehrmanns mit der Schmach des französischen Söldners, Genossen von Deserteuren und Zuchthäuslern, zu vertauschen. Denn nur unter dieser Bedingung liebt Frankreich die Söhne des Elsaß.

Und nun erweist es sich, daß selbst die Pariser Presse, so tief sie im Schmutz stecken mag, für die Verräter nur noch den Platz jener, dem Bedarf gewisser Blätter unentbehrlichen Winkeljournalisten übrig hat, denen der Eintritt nur über die Hintertreppe erlaubt ist und denen jeder aus dem Wege geht, aus Furcht, ihnen die Hand reichen zu müssen. Der Verrat hat Wetterlé herrlich weit gebracht. Schon ist der ehemalige Geistliche, den Deutschland verachtet und die Kirche ausstieß, auch in Frankreich unwürdig genug befunden worden, um ohne Gefahr für seinen Leumund die Leser des „Petit Parisien" mit jenen obszönen Geschichten unterhalten zu dürfen, mit denen verkommene Phantasien von jeher die Mauern der Königspaläste zu besudeln liebten. Man braucht nicht erst zu sagen, welche Wände es sind, die Wetterlé mit dem Erstlingswerk seiner pornographischen Betätigung zu verunreinigen sucht, nicht ohne die Plumpheit des Anfängers dadurch zu verraten, daß er zu diesem Behufe nach einem der ärmlichsten Schmöker aus den Geheimfächern anrüchiger Buchhandlungen griff, in denen sonst nur verwahrloste Knaben nach sexueller Aufklärung zu fahnden pflegen.

Die Zeiten sind fern, da die am wenigsten wählerischen unter den französischen Patrioten für Wetterlé die Ehrenlegion begehren durften. Heute haben wohl auch sie sich überzeugt, daß das den Verrätern zugedachte Arbeitsfeld denn doch allzu große Gefahren für die Reputation des „Kreuzes der Braven" birgt.

*

Hurrakitsch

Das Königliche Landesgewerbemuseum in Stuttgart hat eine Abteilung für Geschmacksverirrungen, durch die man die üble Tätigkeit des den Ungeschmack der Massen ausbeutenden After-Kunstgewerbes bekämpfen zu können hofft. Man sammelt zurzeit auch die zahllosen kriegsaktuellen Attrappen, Rühr- und Scherzstücke, die auf den Patriotismus spekulieren. Nun muß die Leitung vor allzureichen Einsendungen warnen, da sonst wider Willen diese Schundfabrikation noch unterstützt wird.

Die Sache hat noch eine ernste Kehrseite mehr, als die Veranstalter der Sammlung, über die ich nicht ganz so wie sie denke, glauben. Es ist außerordentlich schwierig, etwas Geschmackvolles auf dem genannten kunstgewerblichen Gebiete zu finden. Will man aber etwa die Berechtigung des Verlangens nach solcher Ware bestreiten? Soll der gesteigerte Patriotismus nicht das natürliche Recht nach solchen Zier- und Erinnerungsstücken haben? — Das wird wenigstens jetzt niemand zu behaupten wagen. Wo bleibt also unser vielgerühmtes künstlerisches Kunstgewerbe mit seinen Leistungen? Warum versagt es gegenüber der patriotischen Forderung der Stunde? Doch wohl, weil bei allen „Modernen" jeder Ausdruck des Patriotismus verpönt war, genau wie im Theater, wie in Malerei und Zeichnung. St.

*

Deutsche Waffenlieferanten unserer Feinde

Zu den amerikanischen Waffenlieferanten der Feinde Deutschlands und Österreich-Ungarns gehört, wie dem „Vorwärts" aus Neuyork geschrieben wird, unter anderen auch der Ungar Theodore Kundtz, der in Cleveland eine Automobilfabrik besitzt, in der kürzlich ein Streik ausbrach. Der Streik brachte die Tatsache ans Licht, daß Herr Kundtz, dem ein großer Orden von der Krone Ungarns verliehen worden ist, seine Arbeiter Tag und Nacht arbeiten läßt, um Rußland mit Automobilen zu versorgen. Wie der Herr diese Handlungsweise mit seinem Orden ins reine bringt, ist ein etwas schwierig zu lösendes Problem. Doch da heute in Rechtfertigungs- und Auslegungsversuchen die größten Kunststücke geliefert werden, kann man wohl folgenden Rechtfertigungsversuch des Herrn Kundtz wagen: Die Russen verlieren beständig soviel Gefangene und Kriegsmaterial, daß man wohl annehmen kann, die Automobile aus Cleveland werden schließlich doch in die richtigen Hände gelangen.

Ferner haben wir den bekannten Herrn Schwab, dessen deutscher Name sich mit dem besten Willen nicht anglisieren läßt. In dem unschuldig klingenden Orte Bethlehem fabriziert dieser Herr auf Rechnung der englischen Regierung allerhand Kriegsmaterial und namentlich gewaltige Geschütze, die auf den großen Dampfern nach Europa geschafft werden, um auf englischen Kriegsschiffen montiert zu werden. Wie das „Wall Street Journal" versichert, ist der größte Teil des sich in ausländischen Händen befindenden Kapitals der Bethlehem Steel Corporation im Besitze deutscher Kapitalisten. Der deutsche Anteil wird auf 20 vom Hundert geschätzt.

*

Im Lande der Freiheit

Nach der „Humanité" verbot die französische Theaterzensur die Aufführung von Stücken von Molière und Corneille, weil die Zensur keine Zeit habe, die Stücke nochmals zu lesen.

„O Land der Freiheit und Kultur!" bemerkt — — der „Vorwärts".

*

Eigenartige nationale Kunstpflege

Recht merkwürdige Vorstellungen über ihre Pflichten gegen das Deutschbewußtsein in der Kunst scheinen in den Köpfen unserer beiden Berliner Opernleiter zu herrschen. Dabei ist das Königliche Opernhaus durch die sehr große Unterstützung aus Staatsmitteln, das „Deutsche Opernhaus" durch die beträchtliche der Stadt Charlottenburg weit über das Maß eines reinen Privatunternehmens hinaus zur Wahrung und Pflege nationaler Kunst verpflichtet. Wie diese Pflicht aufgefaßt wird, zeigt ein Blick auf den Spielplan vom 14. bis 21. März. Die Königliche Oper bringt an diesen Tagen zehn Werke, davon sind fünf französischen Ursprungs. Läßt man „Carmen" als eine zu universaler Bedeutung gestiegene Schöpfung gelten — womit die Aufführung dieser deutscher Art widersprechenden Verherrlichung der rein triebhaften Sinnenliebe in

ernster Kriegszeit noch lange nicht gerechtfertigt ist. —, so bleiben noch „Mignon“, „Fra Diavolo“, „Regimentstochter“ und „Coppelia“. Also erstens die Verhunzung eines der edelsten Meisterwerke der deutschen Literatur, mit verständnislosester Verzerrung ihrer eigenartigsten Gestalt. Dabei ist „Mignon“, im Gegensatz zu Gounods „Margarethe“, auch in musikalischer Hinsicht belanglos. Dann in „Fra Diavolo“ verblaßte italienische Räuberromantik, in Zerlines Schlafzimmerszene mit französischer Pikanterie gewürzt, und als besonderer Reiz obendrein der englische Lord. Ferner die „Regimentstochter“, eine Verherrlichung des französischen Militärs. Endlich das Ballett „Coppelia“, — ich meine, in dieser ernsten Zeit dürften selbständige Balletts überhaupt nicht aufgeführt werden. Bei den beiden Spielopern ist zu bemerken, daß ihnen tiefergehende lyrische Stellen fehlen, ohne die eine deutsche komische Oper gar nicht zu denken ist. Auch von den drei Osterfeiertagen sind zwei mit ausländischen Werken besetzt. Wieder finden wir „Mignon“ und außerdem des uns so edel freundlich gesinnten Puccini pariserische „Bohème“.

Das „Deutsche Opernhaus“ in Charlottenburg steht in edlem Wetteifer mit der Königlichen Bühne. Von den neun Werken, die hier zur Aufführung gelangen, sind nur drei deutschen Ursprungs. Zweimal erscheint des Tschechen Smetana urtschechisches Werk „Die verkaufte Braut“, deren schöne Musik über die dramatische Belanglosigkeit des Ganzen und die Gefühlsroheit einiger Szenen nicht hinweghelfen kann. Zweimal stolziert auch hier der „Herr der Berge“, Fra Diavolo, über die Szene, und dann hat man die Mühe einer neuen Bearbeitung auf Mehuls „Joseph in Ägypten“ ver(sch)wendet. Also ein „deutsches“ Opernhaus, dem noch eine Reihe von Werken Mozarts und Wagners, dem der ganze Marschner fehlt, das auch Lortzings zugkräftige Spielopern noch nicht alle im Besitz hat („Wildschütz“ und „Die beiden Schützen“ fehlen), verwendet auf ein erwiesen undramatisches und für das Theater nicht zu rettendes französisches Werk die Mühen und Kosten einer neuen Einstudierung. Deutsche lebende Komponisten scheint es überhaupt nicht zu geben.

Sagen mag man zu alledem nichts mehr; hier könnte bloß Dreinschlagen helfen.

R. St.

*

„The Kaiser“

Wenn man eine englische Zeitschrift oder Zeitung aufschlägt und es ist vom Deutschen Kaiser die Rede, niemals heißt es „the emperor“, stets „the Kaiser“; die Franzosen sprechen nicht von „l'empereur“, sondern von „le Kaiser“, die Italiener, die Spanier nennen ihn „il“ oder „el Kaiser“. Haben wir eigentlich darüber schon einmal nachgedacht? Spricht sich darin nicht eine vielleicht widerwillig gezollte, aber trotz allem vorhandene Hochachtung vor unserem Monarchen aus? Es erinnert an die Zeiten des alten Rom, da man von vielen Städten, aber nur von einer „urbs“ sprach.

J. M. Sch.

*

Wozu der Krieg gut ist

Es ist beschämend mit anzusehen, wie bestimmte Interessenverbände die Kriegslage zum Vorwand nehmen, um die Taschen des Publikums zu erleichtern. Wie eine Seuche wütet das Bestreben einer allgemeinen Preistreiberei innerhalb der Interessenverbände. Das Tollste auf diesem Gebiet willkürlicher Profitmacherei aber scheinen sich die Herren Selterwasserfabrikanten leisten zu wollen.

Es ist bekannt, daß an wenigen Erzeugnissen so viel verdient wird wie an Selterwasser und Limonaden. Die Herstellungskosten stehen in durchaus gar keinem Verhältnis zu den Verkaufspreisen. Durch die jetzt angeordneten neuen bundesrätlichen Verfügungen, die eine Einschränkung des Bierverbrauchs zur Folge haben, wird sich das Verdienst dieser Fabrikanten noch bedeutend erhöhen, da sich das Absatzgebiet der alkoholfreien Getränke jetzt entsprechend vergrößert. Und in diesem Augenblick, wo ihnen ein unverdienter Profitzuwachs mühelos in den

Schoß fällt, halten es diese Herrschaften für angebracht, eine Erhöhung der Preise für Selterwasser und Limonaden anzukündigen. Und zwar wollen sie die Preise „erheblich" erhöhen, — wie sie dem lammfrommen Publikum mit einer Dummdreistigkeit sondergleichen androhen. Sollte es gegen das Unwesen dieser rein wildgewordenen Preistreiber wirklich gar keine Handhabe geben?

*

Etwas zum Merken

Die in Zofingen erscheinende „Schweizer Illustrierte Zeitung", ein für seinen billigen Preis inhaltreiches und sich fleißig umtuendes Blatt, soll hier nicht weiter in seiner allgemeinen Haltung erörtert werden, zumal diese im Laufe der Ereignisse, wie es bei bekannteren schweizerischen Tageszeitungen auch der Fall war, von ihrer sehr merklichen „neutralen" Bevorzugung der Feinde Deutschlands doch etwas zurückgekommen ist. Aber einen Absatz aus der Nummer vom 30. Januar lohnt es sich festzuhalten und etwas mehr zu verbreiten:

„Auffallend groß ist im französischen Heer die Zahl der adeligen, altaristokratischen Familien entsprossenen hohen Offiziere. Es ist als ob etwas von den militärischen Tugenden des französischen Rittertums sich in unsere Zeit hinübergerettet habe. Die vielen Generale, welche ihre Beförderung politischen Machenschaften und der Protektion radikaler Politiker verdanken, sind vom Generalissimus Joffre gleich beim Beginn des Krieges mit energischer Hand beseitigt worden. Einer der bewährtesten unter den französischen Heerführern ist General de Langle de Cary, dem die Regierung nach der Schlacht an der Marne für seine Verdienste das Großkreuz der Ehrenlegion verlieh."

Dieser Satz von den radikalen Politikern ist zum Schreien schön, wenn man etwas tiefer in das Augenmaß eingedrungen ist, das derartige Blätter des demokratischen Schweizerlandes gerne den deutschen Verhältnissen widmen. Vielleicht aber hilft die liebevolle Beobachtung Frankreichs den Herren mit dem „wandtafeligen Überzeugungsvierecks" — wie Spitteler in einer besseren Zeit es nannte — noch einmal dazu, daß sie dann euch in dem „Junkertum Deutschlands" nicht bloß mehr die alleinige Wurzel des Übels in allen fünf Erdteilen finden. -d-

*

Volksküche und Küche des — Kaisers

In Regensburg wurde bald nach Beginn des Krieges eine Volksküche eröffnet unter der Leitung einer — Kommerzienratstochter. Diese Volksküche wollte den armen Leuten eine billige und gesunde Volksnahrung bieten. Was nun einige Leute unter Volksnahrung — nota bene jetzt im Kriege — verstehen, zeigt der Speisezettel vom 4. bis 9. Januar, um nur einen herauszugreifen. Montag: Geriebene Teigsuppe, Ochsenfleisch, Blaukraut, Nudelauflauf. Dienstag: Selleriesuppe, Hasenbraten, Kartoffelknödel, Reisauflauf. Mittwoch: Geschlossen. Donnerstag: Grießsuppe, Schweinernes, Kraut und Kartoffeln, Maultaschen. Freitag: Erbsensuppe, Kalbsgekröse, geröstete Kartoffeln, Schwarzbrotauflauf. Samstag: Fleischsuppe mit Leberknödel, Rindfleisch, Wirsing, Kochobst.

Diesem Speisezettel der Regensburger Volksküche wollen wir einmal den Speisezettel des — Deutschen Kaisers aus dem Hauptquartier gegenüberstellen: 11. Januar 1915: Gebackene Seezungen, Kaltes Fleisch. Kartoffeln in der Schale. Obst. C. Dr.

*

La Farina Lattea Nestlé

Der angeblich neutrale und objektive „Corriere della Sera" ist wegen seiner in Wirklichkeit subjektiven Deutschfeindlichkeit allgemein bekannt. Es verblüfft heutzutage kaum mehr, wenn er seine Leitartikel beginnt: „Se per disgrazia il trionfo della Germania ..." wenn unglücklicherweise der Triumph Deutschlands ... oder wenn er in Fettdruck von deutschen Greueltaten berichtet und hinterher in schmaler Kursivschrift mit

hämischen Bemerkungen „la versione tedesca“, die deutsche Lesart, bringt; verblüffend wirkt es allenfalls, daß sich noch immer deutsche Firmen finden, die diesem Blatt teuere und große Anzeigen zuwenden. Glaubt eine rheinische Motorenfabrik in der Tat, sie werde vielleicht Aufträge von den deutschfeindlichen Lesern dieses Blattes erhalten?

Die Schamröte steigt einem aber ins Antlitz, wenn man eine auffallende Anzeige liest: „la Farina Lattea Nestlé“. Es handelt sich um Nestles Kindermehl, ein bekanntlich gut deutsches Erzeugnis. Aber aus dem deutschen Nestle ist, vermutlich nach dem Vorbild des berühmten Wetterlé, ein Nestlé geworden, damit nur ja niemand die deutsche Herkunft ahnt. Allein selbst das genügt dem wackeren Schwaben noch nicht; er muß noch hinzufügen, daß das Milchmehl aus bester Schweizer Milch hergestellt ist. Er will also, wenn nicht für einen waschechten Franzosen, so allermindestens für einen Westschweizer gehalten werden. So geschehen im Kriegsjahr 1915, da manche Leute noch immer nichts gelernt und nichts vergessen zu haben scheinen.

J. M. Sch.

Das auserwählte Volk

Admiral Kalau vom Hofe erzählt in der „Voss. Ztg.“:

Mit der Miene der größten Selbstverständlichkeit gab mir eine gut unterrichtete englische Dame, Frau eines Industriellen und Schwester eines pensionierten Generals, mit denen ich im Jahre 1912 am Genfer See längere Zeit verkehrte, zu, daß der Burenkrieg nur im Interesse und auf Wunsch englischer Bankiers geführt worden sei, welche die Goldminen am Rand allein beherrschen und die von den Buren bevorzugten Franzosen und Deutschen verdrängen wollten. Meine moralischen Bedenken lehnte sie sehr erstaunt ab mit der Bemerkung: „Ja, was wollen die andern mit dem Geld; sie wissen ja damit gar nichts anzufangen?! Wir Engländer sind die einzigen, die anständig zu leben verstehen, und dazu brauchen wir das Geld. Und wenn wir etwas haben wollen, so kämpfen wir darum und nehmen es!“

So offen und unverblümt wird dieser jeden Seeräubers würdige Gedankengang von Engländern selten ausgesprochen; er beherrscht sie dennoch samt und sonders. Sie sind das erwählte Volk; was sie tun, das ist gottgefällig.

Briefe

Frau v. H. Wir geben Ihrer Zuschrift gern Raum. Sie beweist nur einmal mehr, wie die öffentliche Aussprache aller dieser Dinge notwendig ist, bzw. gewesen wäre, damit rechtzeitig nicht „halbe“, sondern alle Umstände berücksichtigende ganze Maßnahmen getroffen werden konnten.

„Der Artikel ‚Halbe Maßnahmen‘ im Türmerheft vom 1. März gibt mir Veranlassung, einiges zu erwidern. — Es handelt sich in demselben auch — wie in allen Blättern jetzt — um die Vorräteaufnahme für Kartoffeln, um dieselben wenn nötig zu strecken. Von dem Ergebnis der Vorratsaufnahme will der Schreiber es abhängig gemacht haben, ob noch Kartoffeln in die Brennereien wandern dürfen. — Hierauf möchte ich nun erwidern, daß scheinbar im Volke ein ganz falscher Begriff von den Brennereien der Landwirte herrscht. — Ein großes Gut kann — einmal auf Brennereibetrieb eingerichtet — ohne dieselbe gar nicht existieren — nicht der Einnahmen wegen, die nach Abzug aller Unkosten, Steuern usw. nur gering sind, aber die Brennerei liefert durch die Schlempe das Futter für den ganzen Viehbestand, der der Größe des Gutes entsprechend groß sein muß — des Dungs wegen, ohne den kein Acker gedeiht. — Künstlicher Dung ist in diesem schweren Kriegsjahr nicht zu bekommen — oder es müssen so enorm hohe Preise gezahlt werden, daß nur Großkapitalisten es sich leisten können. Nimmt man also den Brennereien auf dem Lande den Betrieb — muß der Viehbestand eingehen, da auch Körnerfutter beschlagnahmt ist. Mit dem Viehbestand und dem Dung geht dem Acker die Nahrung verloren — es gibt eine minderwertige Ernte. Dies noch zur Beruhigung den Überängstlichen — alle Brennereien dürfen nur einen Teil ihres Brennrechtes abbrennen. — Wie soll nun aber die Landwirtschaft das Vaterland ernähren, wenn man ihr alle Hilfsquellen nimmt? Futterkorn ist festgelegt, Kartoffeln haben Höchstpreise, aber Kraftfuttermittel, künstlicher Dung haben unglaubliche Preise — sollte man nicht vielmehr auch für diese Dinge Höchstpreise festsetzen? Oder hätte es vielmehr beizeiten tun sollen? — Wer hält die Kartoffeln zurück, worüber immer und überall geklagt wird? Ich meine, die beste Antwort darauf ist die Notiz in einer Berliner Zeitung, daß, nachdem der Magistrat für Berlin die Höchstpreise aufgehoben, plötzlich reichlich Angebot gewesen ist. Was zahlen die Städter den Händlern für Preise — und was bekommen die Landwirte bezahlt? — Man sollte den Grund zum Kartoffelmangel am richtigen Platz suchen — nicht auf dem Lande in den Brennereien. — Auf den einzelnen kommt es in diesen Zeiten wahrhaftig nicht an — wo täglich Tausende ihr Leben für Vaterland und Heimat darbieten — man sollte aber über aller Sorge um die Volksernährung die Landwirtschaft nicht vergessen, durch die allein die eigene Ernährung des Vaterlandes möglich ist — man sollte auch ihr das Dasein erleichtern — sie hat es schwer genug jetzt — das können wir Frauen alle bezeugen — die wir hier eintreten für unsere Männer, die draußen im Felde stehen.

Leutnt. d. R. Dr. K., Str. Wir haben den aus den „Süddeutschen Monatsheften“ in die „Warte“ des 2. Märzheftes übernommenen Artikel „Zerstörte Kulturwerte“ ohne Bemerkung gelassen, weil anzunehmen ist, daß seine bittere Ironie allgemein richtig ver-

standen wird, und ein jeder die Abstriche macht, die sicher auch der Verfasser des Artikels innerlich vollzogen hat. Der Artikel ist eben eine Antwort auf viele in den gebrandmarkten Kreisen übliche Ausführungen. Aber wir wollen der Sachlichkeit wegen auch Ihrer Zuschrift Raum geben.

„Auch ich gehöre zu denen, die sagen, daß der Krieg (der auf der andern Seite natürlich Wertvolles schafft) Kulturwerte zerstört. Dabei denke ich nicht an jenes im folgenden geschilderte Ästhetentum. Aber waren es nicht wertvolle Kulturbestrebungen: Hebung der Volkshygiene, der Volkserziehung, des Rechtsbewußtseins? Das alles ist auf das schwerste geschädigt. Nach dem Kriege werden wir feststellen können: eine Zunahme von Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus, eine Schwächung der Rechtsbegriffe wie Eigentum, Hausfrieden, Körperverletzung usw. Da hat man doch ein Recht, davon zu sprechen, daß der Krieg solche Werte sozusagen ‚innerer‘ Kultur zerstört. Natürlich werden wir uns nach dem Kriege an die Arbeit machen, hier von neuem aufzubauen, aber über die Tatsache, daß zunächst einmal zerstört wird, kommen wir nicht hinweg."

Lehrer S., W. Ihr Erlebnis gehört in die lange Reihe ähnlicher Zeugnisse, durch die die Anschuldigung „des Mannes mit der eisernen Stirn": „Die Verantwortung, Europa in diesen Krieg gestürzt zu haben, ruht allezeit bei Deutschland", widerlegt wird. Wir halten es darum an dieser Stelle für die Öffentlichkeit fest.

„Am 31. August, dem Tage der Teilschlacht bei Ortelsburg, lag in Wessolygrund, einem 12 km von Ortelsburg entfernten Orte, die russische Reserve. Die Soldaten verstreuten sich in die Häuser und baten um Brot, Eier und dergleichen. Nach vielen anderen kam in mein Haus auch ein zwanzigjähriger Russe, der leidlich Deutsch sprach und um Zucker bat. Meine Bereitwilligkeit, ihm zu helfen, löste ihm die Zunge, und treuherzig klagte er mir seine Not. Er sei der einzige Sohn eines reichen Apothekers in Kiew, habe in Berlin studiert und dann das Geschäft seines Vaters versehen. Nun aber sei er schon drei Monate unterwegs. Auf meine erstaunte Frage: ‚drei Monate?‘ wiederholte er: drei Monate! hob zum besseren Verständnis drei Finger in die Höhe und fügte erklärend hinzu: ‚Im Mai mußte ich fort‘. Bei diesen Worten gab ihm ein Unteroffizier, der sich bald nach ihm eingefunden hatte, mit dem Gewehr einen Stoß in den Rücken und sah ihn vorwurfsvoll an, worauf sich beide entfernten. Diese Mitteilung eines gebildeten Menschen ist nicht nur ein Beweis dafür, daß Rußland den Krieg wollte, ehe irgendeine andere Macht an ihn dachte, sondern bestätigt auch die Vermutung, daß Rußland von der geplanten Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares gewußt hat.

Im November wurde ich dann von einem Offizier des Reiterregiments Alexander III., welcher zwei Tage hindurch hier Ortskommandant war, gefragt, wer meiner Ansicht nach die Schuld am Kriege trage. Ich antwortete: ‚England. Es will den deutschen Überseehandel vernichten, und da Frankreich Elsaß-Lothringen nicht vergessen kann, Rußland gerne den Bosporus und Danzig als Kriegshafen besitzen möchte, wurde es England nicht schwer, Rußland und Frankreich als Bundesgenossen zu werben.‘ Der Offizier wartete kaum das Ende des Satzes ab und rief erregt: ‚Wir wollen Galizien. Das war russisch und muß wieder russisch werden.‘ Ich entgegnete: Darum also billigte Rußland die Forderungen Österreichs an Serbien nicht, obgleich sie von England anerkannt wurden! Seine Antwort lautete: ‚Man soll nicht einen kleinen Hund von einem Löwen auffressen lassen.‘ — Herr Grey wird selbst bei seinen Bundesgenossen schwerlich Glauben finden."

Frau M. Gr., K. Wie man sich einem so bedauerlichen Vorfall gegenüber verhalten soll, kann nur das eigene Gefühl entscheiden. Von fernher läßt sich da nicht raten. Im allgemeinen dürfte es am besten sein, über solche Verstöße hinwegzusehen, wenn man sie nicht sofort ahnden oder doch einwandfrei feststellen kann.

H. W., Gr. Ihren dichterisch geformten Dank haben wir dem Verfasser des Artikels „Echt österreichisch" übermittelt, der sich darüber sicher freuen wird.

Lehrer A. R., A. Ihr Brief entspringt einem schönen Gefühl für die überragende Größe eines echten Künstlers. Aber gerade Ihre Fühlweise zeigt, wie fein ausgebildet bei einem solchen Künstler auch sein Verantwortlichkeitsgefühl ausgebildet sein müßte. Spitteler hat Millionen sehr wehe getan, ohne jede Herausforderung, ohne alle Notwendigkeit. Er hat ein um sein Dasein ringendes Volk einer Mörderbande verglichen, — können Sie sich da wundern, wenn auch die Vergleichsworte für ihn nicht immer in den höflichsten Vorstellungen sich bewegen? — Im übrigen scheint uns der Fall jetzt reichlich erörtert. Zu „retten" ist daran nichts.

Anonym. Wir sind sehr froh, wenn wir von dem schwer belasteten Konto der unbegreiflichen Feindseligkeit unserer Gegner einen Abzug machen können und bringen darum Ihre Zuschrift gern zum Abdruck.

„Leider bekomme ich Ihr zweites Dezemberheft, 1914, Nr. 4, erst jetzt zu sehen; es enthält auf Seite 292 einen Aufsatz: ‚Gentlemen‘ betitelt, zu dem Sie mir folgende Bemerkungen erlauben müssen.

Ein englischer Matrose soll beim Untergang eines deutschen Schiffs die höhnischen Worte ausgerufen haben: There, the beggar is going down, nämlich in Ihrer deutschen Übersetzung: Das Mistvieh geht unter! Das Wort Beggar heißt bekanntlich im Lexikon einfach Bettler; es hat aber im Volksmund eine allgemeine, weitere Bedeutung, etwa soviel wie: Dingsda!

Ebensowenig wie ein deutscher Matrose würde der auf seiner Insel so populäre englische Matrose so roh, so brutal sein, im erhabenen, ergreifenden Moment des Untergangs eines feindlichen besiegten Schiffes diesem ein solches Schmutzwort nachzurufen.

Liegt bei der Übersetzung ein Irrtum aus Ignoranz vor, oder ist es eine beabsichtigte Bosheit? In letzterem Fall würde unserer guten Sache, unserer Ehre nur Schaden zugefügt worden sein. Hoffentlich fällt dieser Artikel nicht in die Hände eines englischen Türmers; er würde mit Recht mit Fingern auf diese handgreifliche Verleumdung zeigen.

Wir müssen so viele Vorwürfe wegen Lügen usw. über uns vom Auslande ergehen lassen — um so eifersüchtiger sollten wir derartige Frivolitäten, wie von mir gerügt, unterdrücken. Die genaue Übersetzung würde sein: Seht, da geht der Kasten (oder: die Kanne, Kiste, Bude, das Ding, der Karren) unter.

Zu einem netten Kind sagt man auf englisch: You dear little beggar; auf deutsch: Du lieber kleiner Schlingel." —

Sie sehen, Ihre Sorge, es sei jetzt gefährlich, „auch nur einen Hauch zugunsten Englands auszusprechen", erscheint uns nicht berechtigt; jedenfalls werden wir uns niemals scheuen, eine zu unrecht ergangene Beschuldigung mit Bedauern zurückzunehmen. Wenn nur nicht so furchtbar viel allzu Berechtigtes übrig bliebe.

Leipzig. Unter Bezugnahme auf die Wartenotiz „Wohltätigkeitsphrase zu Ausbeutungszwecken" bittet uns die Kunstdruck- und Verlagsanstalt Wezel & Naumann mitzuteilen, daß sie mit der in dem Artikel erwähnten sächsischen Aktiengesellschaft nicht identisch ist.
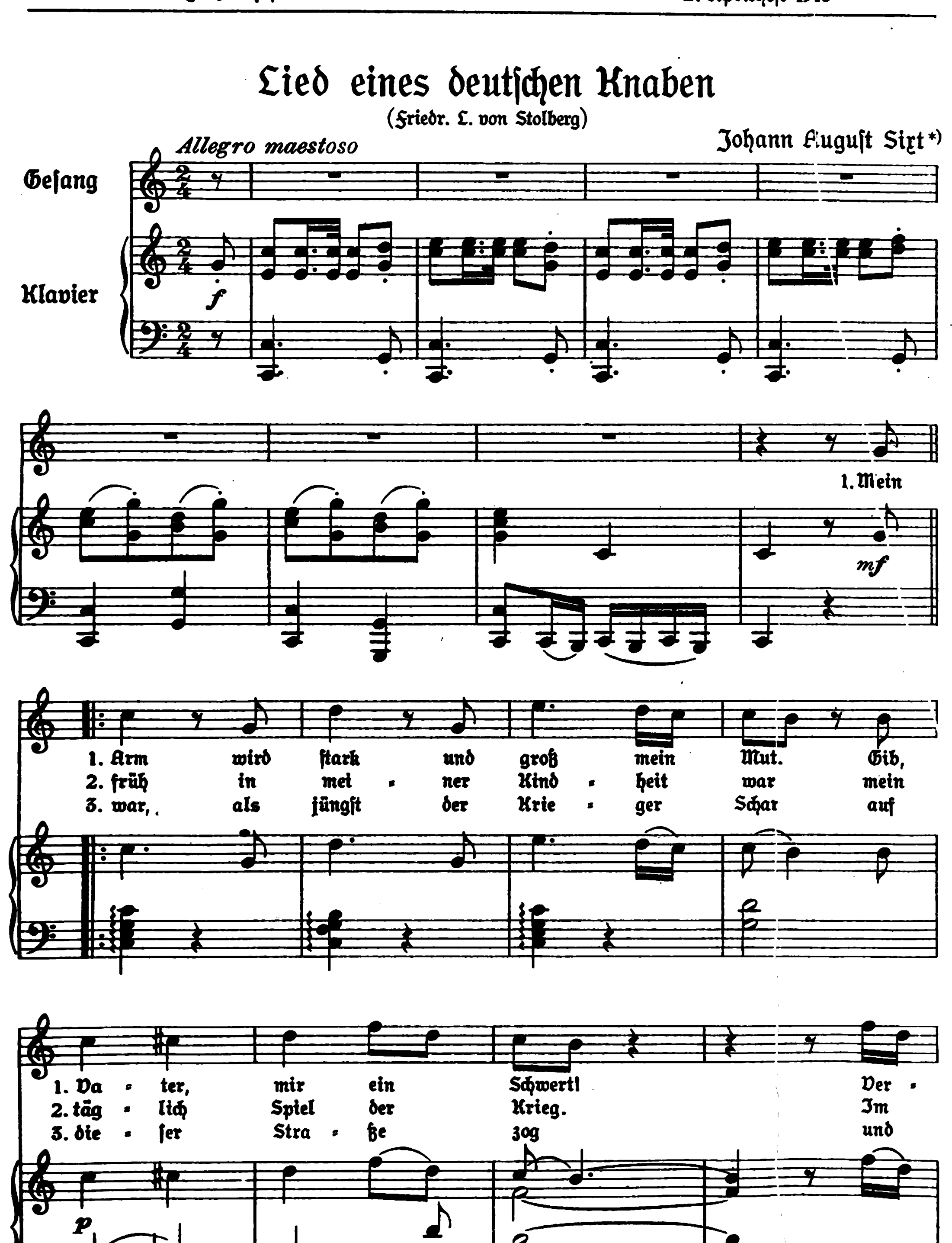
H. R., E. a. Rh. Verbindl. Dank für Ihre freundlichen Zeilen, denen wir übrigens ganz beistimmen. Warum das Blatt, dem wir die Notiz „Deutsche Platzhalterin für englische Nurse gesucht" entnehmen, den Namen des famosen „höheren" Beamten nicht angegeben hat, wissen wir nicht. In solchen Fällen ist jede Rücksichtnahme unangebracht. An den Pranger — sollte es heißen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart
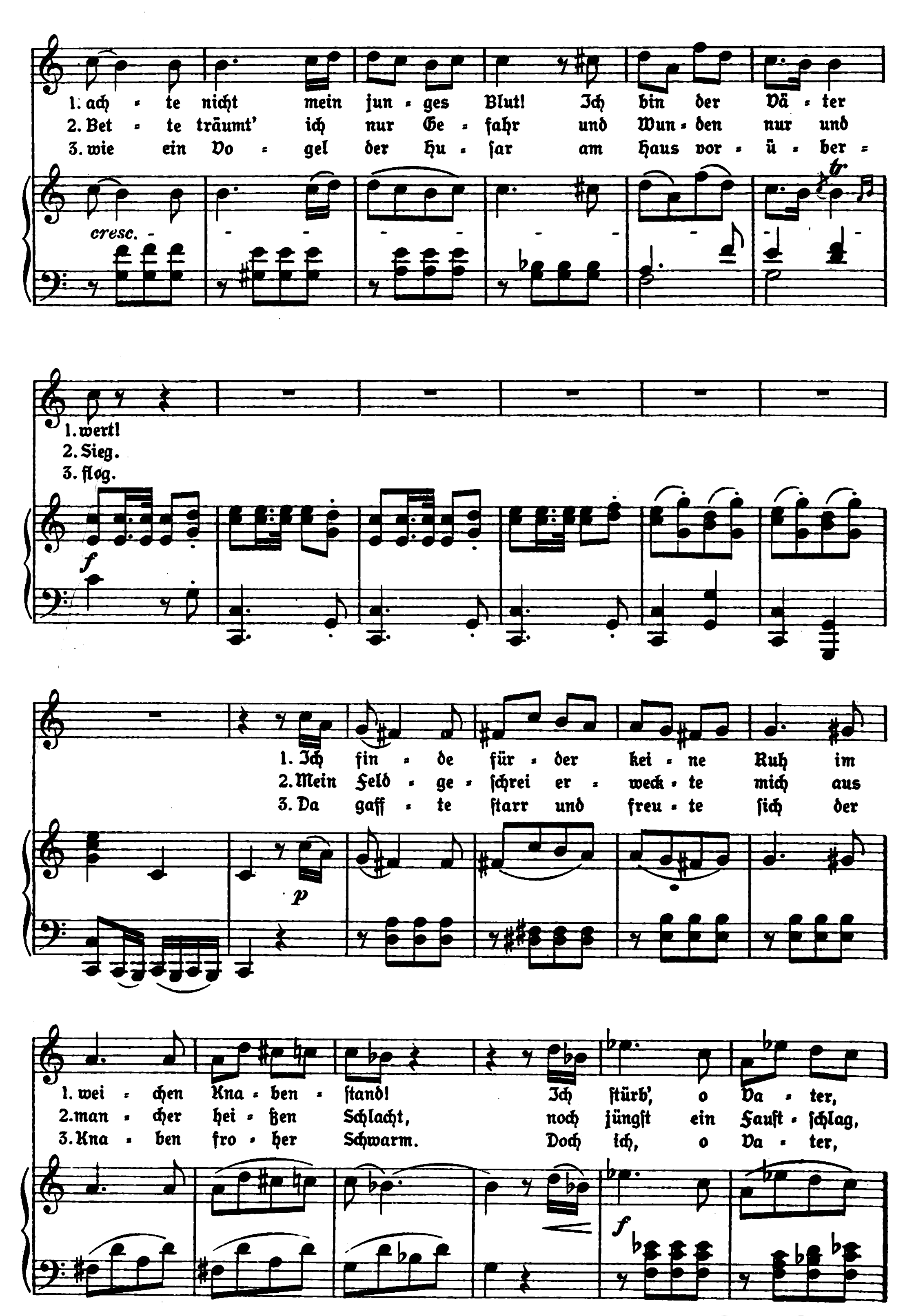
Der Türmer
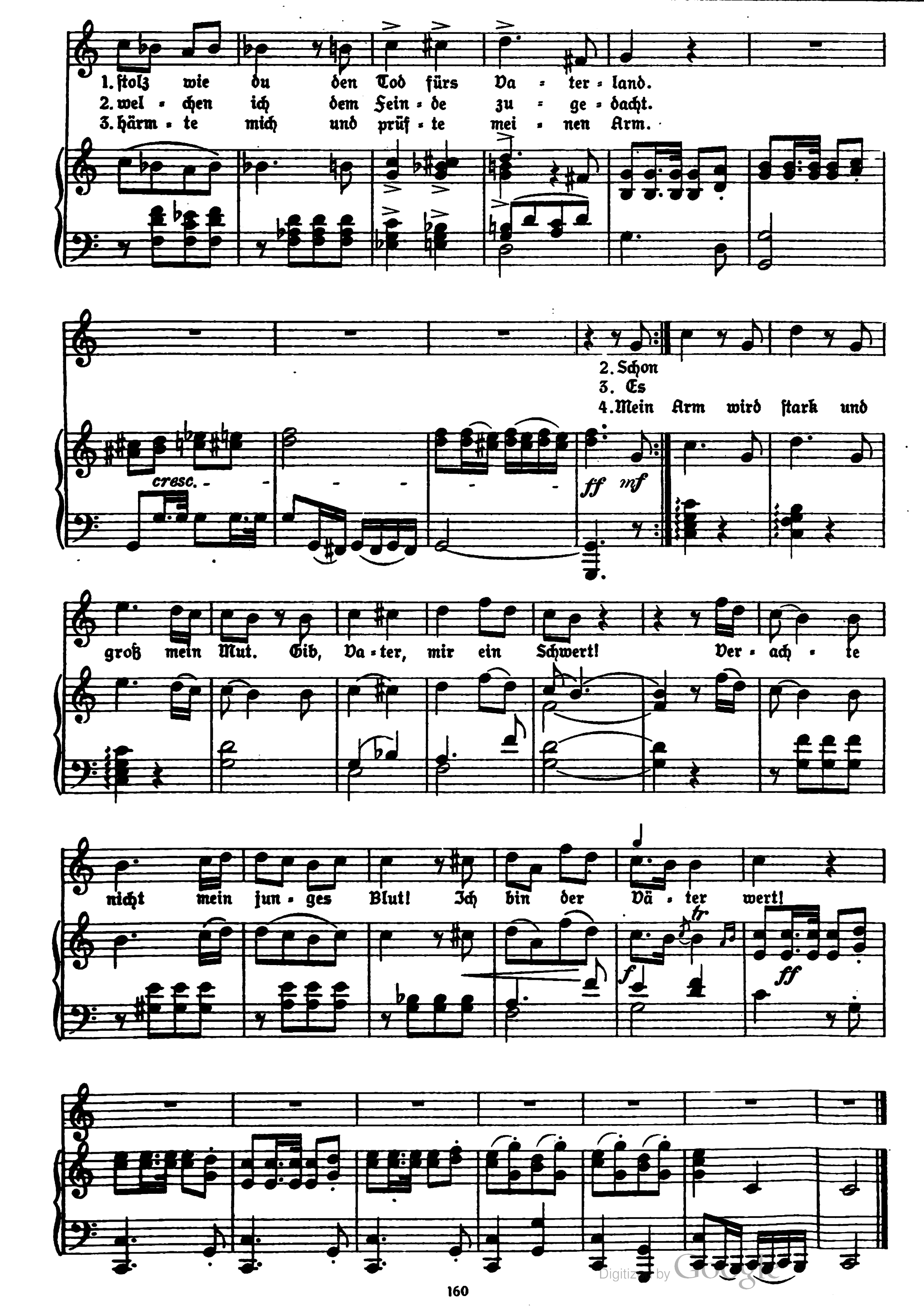
Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 14 2. Aprilheft 1915



*) Die Komposition ist einem 1791 erschienenen Liederhefte entnommen
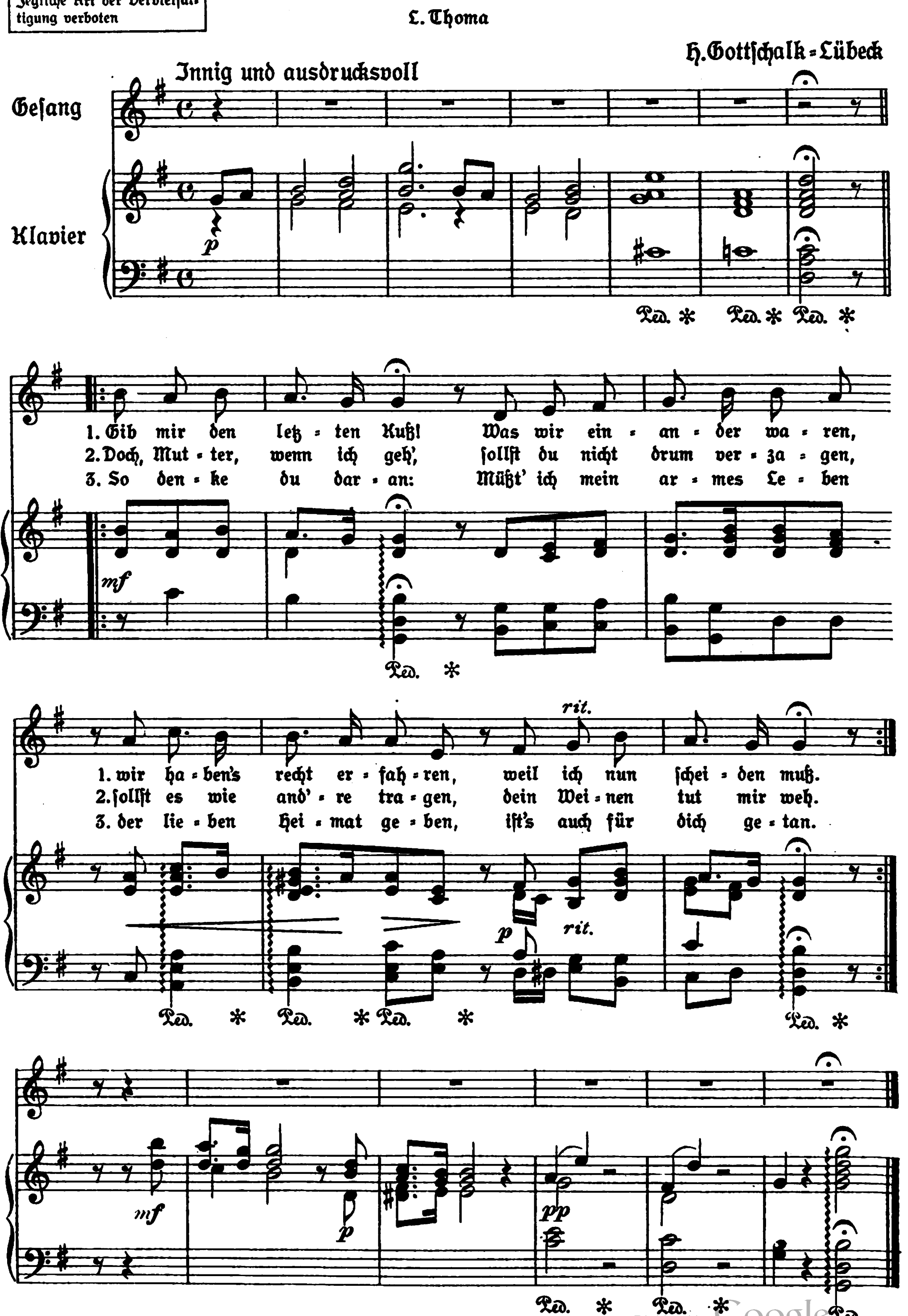

1. ach - te nicht mein jun - ges Blut! Ich bin der Vä - ter
2. Bet - te träumt' ich nur Ge - fahr und Wun - den nur und
3. wie ein Vo - gel der Hu - sar am Haus vor - ü - ber -
cresc.
1. wert!
2. Sieg.
3. flog.
f
1. Ich fin - de für - der kei - ne Ruh im
2. Mein Feld - ge - schrei er - weck - te mich aus
3. Da gaff - te starr und freu - te sich der
p
1. wei - chen Kna - ben - stand! Ich stürb', o Va - ter,
2. man - cher hei - ßen Schlacht, noch jüngst ein Faust - schlag,
3. Kna - ben fro - her Schwarm. Doch ich, o Va - ter,
f


1. stolz wie du den Tod fürs Va - ter - land.
2. wel - chen ich dem Fein - de zu - ge - dacht.
3. härm - te mich und prüf - te mei - nen Arm.
cresc.
ff
mf
2. Schon
3. Es
4. Mein Arm wird stark und
groß mein Mut. Gib, Va - ter, mir ein Schwert! Ver - ach - te
nicht mein jun - ges Blut! Ich bin der Vä - ter wert!
tr
f
ff

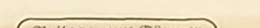
Landsturmmanns Abschied*)

L. Thoma

H. Gottschalk-Lübeck



*) Aus dem demnächst erscheinenden Hefte „Neue Lieder aus dem großen Kriege" von H. Gottschalk-Lübeck



Yserkanal bei Nieuport — E. Schönleber



XVII. Jahrg. Erstes Maiheft 1915 Heft 15

Die Lüge vom Frieden

Von Hans von Kahlenberg

Es hat in diesen Zeiten Menschen gegeben, denen die ganze Welt plötzlich und unerklärlich verändert schien. Der Krieg war ein Unbegreifliches, ein katastrophaler Ausbruch ihnen unbekannter Kräfte, nirgends fügte er sich in die von ihnen empfundene Weltordnung ein — man mußte ihn, je nach Temperament, wie einen verheerenden Zyklon vorüberbrausen lassen oder sich mit geschlossenen Augen in den Strudel stürzen, man mußte beten oder laut schreien, sich anstemmen, — mußte handeln, körperlich, mechanisch sich betätigen oder wahnsinnig werden! Ein gut Teil der von interessierter Seite gewiß überschätzten neuerwachten „Gottesfurcht" geht auf diese Rechnung des Schreckens und des unbesinnlichen Grauens. Ein Erdbeben von ungeheuerster Ausdehnung, über den ganzen Kontinent, ein Weltbeben hätte ähnliche Erscheinungen gezeitigt. Ebenso — wie stets in Zeiten der Not und des Elends, fängt die Einbildung auch schon an, sich das Bild eines zukünftigen Friedens verführerisch mit den lichten und weitesten Möglichkeiten auszuschmücken. Aus einem Paradies vertrieben, unter Furcht und Schrecken der Kampfes- und Gerichtszeit, strebt die Menschheit wieder einem Paradiese zu.

Dieser Entwicklungsgang scheint der gern einordnenden Intelligenz ein je einfacher und gegebener. Da heißt der Krieg ein Rückschlag, „Urtriebe" regen sich plötzlich gewaltig und brechen aus, den Tiefen in uns entsteigt der Löwe, der Tiger,



XVII. Jahrg. Erstes Maiheft 1915 Heft 15

Die Lüge vom Frieden

Von Hans von Kahlenberg

Es hat in diesen Zeiten Menschen gegeben, denen die ganze Welt plötzlich und unerklärlich verändert schien. Der Krieg war ein Unbegreifliches, ein katastrophaler Ausbruch ihnen unbekannter Kräfte, nirgends fügte er sich in die von ihnen empfundene Weltordnung ein — man mußte ihn, je nach Temperament, wie einen verheerenden Zyklon vorüberbrausen lassen oder sich mit geschlossenen Augen in den Strudel stürzen, man mußte beten oder laut schreien, sich anstemmen, — mußte handeln, körperlich, mechanisch sich betätigen oder wahnsinnig werden! Ein gut Teil der von interessierter Seite gewiß überschätzten neuerwachten „Gottesfurcht" geht auf diese Rechnung des Schreckens und des unbesinnlichen Grauens. Ein Erdbeben von ungeheuerster Ausdehnung, über den ganzen Kontinent, ein Weltbeben hätte ähnliche Erscheinungen gezeitigt. Ebenso — wie stets in Zeiten der Not und des Elends, fängt die Einbildung auch schon an, sich das Bild eines zukünftigen Friedens verführerisch mit allen lichten und weitesten Möglichkeiten auszuschmücken. Aus einem Paradies vertrieben, unter Furcht und Schrecken der Kampfes- und Gerichtszeit, strebt die Menschheit wieder einem Paradiese zu.

Dieser Entwicklungsgang scheint der gern einordnenden Intelligenz ein so einfacher und gegebener. Da heißt der Krieg ein Rückschlag, „Urtriebe" regen sich plötzlich gewaltig und brechen aus, den Tiefen in uns entsteigt der Löwe, der Tiger,

Falke und Adler, entsteigen der Fuchs und der Wolf, fordern ihr Räuberrecht, stürzen der zappelnd blutwarmen Beute entgegen. Muskelkraft entscheidet wieder, wie zwischen Hektor und Achill. Und morgen, wenn die Friedensglocken geläutet haben, wird dieser gleiche blutbefleckte Raubmensch oder Übermensch wieder das fromme Lamm im Stall, von Bürgertugend strotzend, abgebend und die Ungebühr abwehrend.

Weil sie, eigenen Urteils ungewohnt, nur den Ereignissen folgen, und ihre Tageszeitung sich darauf beschränkt, die Ereignisse zu besprechen oder zu verbildlichen, scheint dieser Gedankengang den meisten ebenso folgerichtig wie alltäglich. Der Friede ist eine schneeweiße Taube, der kohlschwarze Krieg ein Rabe oder ein Adler. Heute, vom vierten August oder vom zehnten März ab, ist Krieg, morgen, von September oder Januar, ist Friede, und wir lernen die Daten in der Schule auswendig. Heut, während wir im Kriege sind, gilt das Recht des Starken. Gut. Es läßt sich sehr Hübsches und Überzeugendes darüber sagen. Nach dem Friedensschluß, morgen, regiert das Recht als solches wieder, regiert die Gerechtigkeit, Themis mit dem Schwert und mit der Wage. Über sie werden wir noch feurigere Aufsätze und noch geistvollere Erwägungen lesen. Unsere Patriotenpflicht heißt heute: Bedenke bei jedem, was du tust, was kann mir nützen und wie schädige ich meinen Feind am nachhaltigsten? Morgen wird es Christenpflicht, dem Siebenjährigen auf der Schulbank eingeprägt, dem Feinde zu vergeben, ihm Rock und Mantel zu überlassen. Wer an sich selbst denkt, heißt ein Egoist, ein verächtlicher Streber. Du sollst als Ehrenmann natürlich nicht lügen, — aber im Kriege jede List gebrauchen, zu horchen, sich einzuschleichen, zu überfallen und zu täuschen ist ebenso selbstverständlich erlaubt, es wird mit Orden und Ehrenzeichen belohnt. Heut herrscht der Schrecken, und morgen, morgen, während wir das Schwert der Rache schwingen, prophezeien wir die Herrschaft der Liebe, die Weltversöhnung!

In diesem Gegensatz der Weltanschauungen fällt dem Krieg nur scheinbar, und selbst bei sentimentalen Gemütern, die ungünstigere Rolle zu. Er ist ehrlich, er handelt seinen Grundsätzen gemäß, — der Friede dagegen lügt. Es hat in der Welt niemals und zu keiner Zeit einen Frieden gegeben. Wohl haben wir den Begriff des Friedens, und wenn der erstandene Christus — wohlgemerkt, der erstandene! — die Seinen damit grüßt: Friede sei mit euch! so ist mit diesem Wort Friede eben das Allerhöchste, die sittliche und seelische vollkommene Übereinstimmung, die ein reifer und geprüfter Mensch erlangen kann, gemeint! Und wir sollten uns schämen, das hohe Wort für den Zustand gebändigter Gier und eingezäunter Verwirrung zu gebrauchen, worin wir vor dem Kriege, und jederzeit eben, seitdem die Welt besteht, gelebt haben. Jenen Zustand — höchstens darf der Einsichtige auf die sandkornartige Verminderung von Schuld, ein sandkornartiges Anwachsen der Wahrhaftigkeit hoffen! — worin wir höchst wahrscheinlich nach dem Kriege, nach dem Friedensschluß von diesem oder jenem Datum, weiterleben werden!

Ich entsinne mich, daß in meiner sehr radikalen Jugend einmal eine Rundfrage an mich gelangte: Wie denken Sie über den Krieg? Der Fragende hoffte mit unserer, der Intellektuellen, Hilfe eine erdrückende Anklage und Verurteilung

des Krieges zusammenzustellen. Mit solchen Zusammenstellungen hoffte er wohl, den Krieg endgültig auszurotten. Ein so glücklicher Optimismus reizte mich immer und gab mir den Gedankenblitz ein: „Der Krieg ist die mildeste Form des Kampfes ums Dasein." — Ich weiß, daß der Herausgeber damals empört war, eine solche Antwort hätte er nicht erwartet, er nahm sie als offenbaren Hohn auf seine ausgezeichneten Absichten und druckte sie nicht ab, — „um mich nicht bloßzustellen".

Nun gut. Im Angesicht des Krieges heut, möchte ich ihn noch immer — nicht für die mildeste vielleicht, aber jedenfalls für die würdigste und achtbarste Form des Daseinskampfes erklären. Er ist die aufrichtigste Form, die rauhe Ehrlichkeit hat immer noch den Vortritt vor der elegantesten und wohlgesitteten Heuchelei selbst, das in den Ringkampf, Brust an Brust, verstrickte Europa scheint mir jünger, hoffnungsvoller — echter — als das süßlich lächelnde, den Mord im Herzen bergende, als das greisenhaft gefühlvolle und verlogene Europa von gestern. Wir hatten mit so vielen Zweifeln seit lange gehört, daß Rußlands Freude unsere Freude, daß Englands Freundschaft ehrenvoll, unentbehrlich und in den Tod getreu sei, daß die Kriegserklärungen der befreundeten und verwandten, der großen und gerechten Nationen befreiend, — fast erheiternd wirkten. O sicher suchte jeder das Beste, das Allgemeinwohl, nur den teuren, den kostbaren Weltfrieden galt es zu erhalten! Deshalb wollte ja von den Edlen niemand zum Beispiel Konstantinopel oder Antwerpen oder die Scheldemündung wegnehmen! Alles dies mußten wir glauben, sehr lange Reden und ungezählte Zeitungsspalten versicherten es uns glaubhaft. Nur um den Frieden zu schützen wurde gerüstet, wurde spioniert, wurde gestohlen, betrogen und bestochen, wurde unterwühlt und eingekreist.

Welch lieblicher, wohlwollender und wohltätiger Friede, voll unerträglicher Spannung, voll Haß und Angst, bebend vor dem Überfall, raffend im Zusammenbruch, mit Spekulationen à la baisse und à la hausse, mit Verbrüderungen und Journalistenreisen, mit Gelehrtenaustausch, mit Banketten und Festreden!

Das war unser Friede seit fünfundvierzig Jahren, der Friede, in dem wir erwachsene und reife Menschen wurden, in dieser Luft von Unaufrichtigkeit und Eigennutz, von Verrat, Untreue, Spitzfindigkeit, Gaunerei und Feigheit mußten wir atmen. Sollten wachsen, sollten selbst freie und reinliche Menschen werden! Diese entsetzliche, verdorbene Stickluft lag über Europa. Und in ihr sollten die schönen Pflanzen, von denen wir schwärmten, sollten Menschlichkeit, Duldsamkeit, Gerechtigkeit, sollten Vertrauen und freundliche, milde Güte gedeihen! Dann wunderten wir uns zuweilen, daß wir keine Kunstblüte wie die des Mittelalters erlebten, wo die vornehmsten Seelen, ein Dante, ein Lionardo, ein Franziskus, eine Vittoria Colonna in die reine Sphäre ihrer Sehnsucht, tiefer und echter Gläubigkeit, flüchten konnten — aus einer unendlich grauenvollen Welt, die *sie*, die Starken, niemals unehrlich genug waren, als Welt des Friedens und der Kultur zu bezeichnen. Nichts ist mir je so frivol erschienen, wie das Wort Renans, als man ihn fragte, was er in seiner auf Vernunft und Wissen neu eingerichteten Welt mit der *Sünde* tun wollte? Er besann sich und sagte dann: „Die Sünde? — Nun, ich werde sie abschaffen!"

Heut weiß jeder, auch der Aufgeklärteste und Bequemste, daß die Sünde zwischen uns ist, daß sie es ist, die die alte Welt zerfleischt, uns die Leiber unserer Gatten und Söhne in Fetzen reißt, die die Werke frommerer Kulturen in Flammen aufgehen läßt und dem ungepflügten Acker unfruchtbare Todessaat aufdrängt.

Darum, den Tapferen von uns, sei der Krieg willkommen, hochwillkommen das Blutbad und der Schwerterblitz! Reinigung bedeutet er uns, Befreiung von der entsetzlichen, der einlullenden und vergiftenden Phrase, vom törichten Dünkel und von der Sorglosigkeit. Das höchste Erdengut, was es gibt, ist der Friede. Ihn gibt der Welt kein geschriebenes Blatt, auch ein mit Blut beschriebenes nicht. Um den Frieden zu kämpfen ist Zweck und Ziel des Menschenlebens, für solchen Kampf sind wir, jeder einzelne von uns, in die Welt gesetzt. Wer ihn fand hienieden, er heiße Buddha oder Sokrates, er heiße Goethe, Emerson oder Tolstoi, ist ein Strahl vom Ewigen Licht, ist der Sendlinge Gottes einer auf dieser Erde schon.

Aber um Gottes willen! sprecht nicht mehr leichtherzig vom Frieden! Mit ehrfürchtigen Lippen, kniend, mit emporgehobenem Antlitz, sollte man darum beten: Weh mir, ich bin unreiner Lippen! — Dem unreinen Herzen wird er nie zuteil.

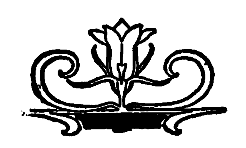


Der Tod ruht aus · Von Rolf Gustaf Haebler

Ein wenig Ruhe ist mir heut beschieden,
Müd wartet meine Sense neben mir,
Still ist das weite Land und nichts stört hier
Der einen Stunde tiefen, seligen Frieden.

Leis grast mein Gaul, ich band die blut'gen Zügel
An einer Kirche mit zerschoßnem Dach;
Fremd, starr und sinnlos aus dem grauen Flach
Wölbt sich ein Massengrab gleich einem Hügel.

Ich ruhe, träume ... lausche — meinem Ohre
Springt jäh vom Blau her ein Geräusch entgegen:
Schon hab' ich allzulang hier still gelegen ...
Müd folge ich dem Surren der Motore.



Die tote Stadt

Von Otto Krauß

Die Erde schien gestorben. Die Lüfte lagen bleischwer im Raume, indes sie sonst heiter kreisten und würzige Gerüche der Kräuter mit sich führten. Wie aus Stahl unbeweglich wölbte sich der Himmel über der Ebene und stieß fern, dem Auge kaum sichtbar im Dunst, der dort quoll, auf dieser Ebene Enden, es mußten die der Welt sein.

Kein Vogel schwirrte in Lüften, keine Wolke zog in den Höhen, nichts, als unendliche Leere und Starrheit.

Die Sträucher standen verdorrt; ihre Blätter hingen an den verschrumpelten Zweigen ohne abzufallen, als ob selbst dazu eine Kraft vonnöten, die hier längst zerronnen.

Der Staub lag zwischen den wie dünnes Glas zerbrechlichen Gräsern. Alle die munter hüpfenden Grillen waren verschwunden, die beweglichen Würmer ihrer Heimat, dem Staub, wohl längst vermischt, mit ihnen die summenden, brummenden Insekten, die sonst über das Feld und die Wiesen gestreift.

Erde und Himmel ein ausgestorbenes Haus, ein verlassenes Gerüst, das unerklärlich in Zweck und Sinn von den regsamen Handwerkern verlassen, in der Öde seinen Zusammenbruch erwartete.

Durch diese Ebene bewegten sich mühsam in gleichmäßigem, schwerfälligem Schritt zwei Wesen, in Lumpen gehüllte bärtige Gesellen — zwei Menschen.

Der Staub, den ihre Füße wirbelten, erhob sich kaum, verwundert, geweckt zu werden und fiel schwer und träge alsbald zurück ins zertretene Gras.

Groß, knochig, breitschultrig war der eine, mit verwildertem Bart, schwarzen, kleinen, triefenden Augen, die tief aus schwarzen Höhlen schauten wie Drachen aus versteckter, schattiger Felsschlucht; das Gesicht war zerrissen von blutrünstigen Narben, deren etliche eine geschwollene rotbrandige Kruste zeigten. Ein Baumstämmchen diente ihm als Stock und Stütze. Um die schmutzigen aufgequollenen Füße waren Lumpen gewickelt und mit einem Strick am Knöchel befestigt, ähnlich wie bei dem Gefährten, der, kleiner, mit unsteten, fiebrigen Blicken neben jenem humpelnd herschritt und dann und wann Atem schöpfend einen Augenblick stehen blieb. Sein Gesicht war dürr, schmal der Bart und zerfressen, mit ekligen Klunkern bedeckt, die hin und her wie Glocken bei jedem Schritt baumelten und klapperten, wie Korallenzierat auf eines Mädchens Brust.

Er streifte oft mißtrauisch den großen schweigenden Gesellen mit versteckten Blicken. Eine Hand war ihm mit einem Tuch umbunden, das von dem ranzig gewordenen Blut starr wie Holz war. Ein Ränzel hing über dem gekrümmten Rücken, in dem die dürftigste Zehrung lag, steinhartes verschrumpeltes Brot und zwei Feldflaschen, wie sie Soldaten haben, mit einigen Tropfen stinkigen Sumpfwassers.

Stumpf taten sie Schritt um Schritt. Die Sonne neigte sich dem Ende ihrer Bahn zu. Sie stieg ganz hinab und ließ der Dämmerung das Feld.

Die beiden schritten weiter. Es ward Nacht. Im Gleichmaß stapften sie vorwärts, einem fernen rosigen Ziele zu. Sie redeten fast nie zusammen.

Jetzt begann der Kleine:

„Jussuf, der Weg steigt an."

„Hm!"

„Ich trete in Furchen, die die Wagen gezogen, Jussuf. Wann, glaubst du, erreichen wir Dorf oder Stadt?"

„Hm!"

Jussuf röchelte, knäulte die angeklebte ungelenke Zunge im Mund, befeuchtete sie mit Speichel und stieß heraus:

„Morgen! Alles tot rings. Kein Wagen, keine Menschen. Weiß nicht. Müde."

Dabei blieb er stehen. Als der andere, einmal im Lauf, weitertorkelte, brüllte er:

„Steh', dürrer Hund! Schlafen!"

Dabei ließ er sich fallen, daß es hohl dröhnte, und schlief.

Der Kleine legte sich vorsichtig etwas entfernt von ihm, da der ungeschlachte Tölpel ihn im Schlaf schon ins Gesicht gestoßen, daß die Nase zerbrach und jetzt noch dick und verschwollen war.

Er haßte ihn schlechthin, und er fühlte sich gehaßt.

Der Kleine, so ward er von Jussuf stets genannt, schlief nicht gleich. Er zog ein rostiges, krummes Messer aus dem Gürtel unter den Lumpen hervor und prüfte die Schneide wie allabendlich und kroch leise näher zu seinem Gefährten. Die kleinen mißtrauischen Augen umspähten scharf den Schlafenden im bleichen Schein der Sterne. Er hätte ihn zerfetzen mögen, aber ihn schreckte die Nacht, die endlose unerträgliche Einsamkeit, und so legte er das Messer wieder beiseite — wie jeden Abend, schob sich das Ränzel unter den Kopf und schlief ein — wie jeden Abend — —

Als der Morgen graute und die Sonne verjüngt über der Ebene aufstieg, Jussuf sich erhob, lag der Kleine zusammengekauert auf der Seite und knabberte versteckt und scheu an einem Stückchen Brot.

Jussuf rieb sich die Augen und blickte forschend und verwundert auf einen Hügel, dem sie in der Nacht nähergekommen.

Er griff nach seinem Knüttel und schwang ihn erregt umher, daß der Kleine sich duckte.

Seine Zunge nahm den Kampf auf mit einer Anzahl impulsiv aus der Brust hervorquellender Worte, rauh und verworren entfloh es dem Mund:

„Hügel — Stadt — dort Stadt!"

Damit trabte er voran.

Bald standen beide auf dem Hügel und blickten in ein Tal, in dem verstohlen die Häuser sich zusammendrängten; aber kein Mensch war zu sehen. Versumpft quälte sich ein Bach unten hin, den das Röhricht und die Binsen nach kurzem Laufe ganz verschlangen.

Jussuf stieg hinab, der Kleine folgte bedenklich und unsicher.

Die Felder lagen in der Runde verwildert da. Eine Gasse nahm sie auf, deren holpriges Pflaster gemildert wurde durch den gehäuften Sand, der über die spitzigen Steine getrieben war.

Wenn Jussufs Stock auf das Pflaster stieß, so schallte ein hohles, trauriges Echo von den Wänden zurück.

Jussufs Auge funkelte. Er spähte die Straßen auf und ab, dann rüttelte er an der Tür eines Hauses. Nichts antwortete. Er stieß mit dem Stock dagegen — wiederum nichts als ein rasch verflogenes Echo. Nun wagte er, gegen das Schloß zu drücken, die Tür wich zurück und öffnete den Zutritt. Jussuf tappte in den finstern Gang, vorsichtig drang er vor, bis er über ein Hindernis stolperte und hinschlug. Einen Augenblick blieb er liegen, ob nicht doch jemand käme.

Sein Gefährte stand außen, ängstlich um sich spähend.

Jussuf rief innen. Er hatte sich wieder erhoben und tastete die Wand ab, so entdeckte er eine zweite Tür, die, geöffnet, das Tageslicht in den Gang fluten ließ.

Neugierig prüfte er den Boden, was ihn da wohl zu Fall gebracht, und sah einen — Toten liegen, mit dem Kopf gegen die Wand gelehnt, mumienhaft, vertrocknet, mit großen Löchern in der ledernen Haut; die knöchernen Hände waren verkrampft, die Lippen zurückgezogen, verzerrt, daß die schwarz angelaufenen Zähne hervorstarrten; seine Augen waren geöffnet, aber längst ausgetrocknet, daß die Höhlen ohne Pupillen, erfüllt von nächtigem Dunkel, in das Dunkel ringsum starrten.

Jussuf kannte das Schlachtfeld mit den tausenden verwesenden Leichen; er schreckte nur kurz zusammen, wich dann aber vor dem Toten und der Stille, die ihn umlagerte, zurück. Draußen winkte er dem Genossen, nachdem er die Tür zugeschlagen.

Seine Augen funkelten.

Er schritt aufgerichtet, kraftdurchströmt, beutelüstern, straßauf und -ab, klopfte, rief — niemand ringsum.

In den dunkeln Gassen, an denen er vorüberkam, lagen in Winkeln große bedeckte Klumpen. Es roch atemberaubend.

„Alles ist tot — geflohen“, knurrte er. Vor einem hohen, reichgeschmückten Hause, dem eines Wohlhabenden, hielten die beiden still.

„Essen, trinken, Kleiner!“

Er schlug die Tür ein. Aber rascher als er war der Kleine durch die Öffnung gehuscht. Die Gefahrlosigkeit machte ihn unternehmend.

Das Haus war ganz leer. Kein Toter in den Zimmern, im Vorhaus. Die Reichen schienen rechtzeitig geflohen zu sein, als der schwarze Todesengel von Tür zu Tür schritt.

Jussuf stand gaffend im Treppenhaus, in das durch bunte Scheiben aus der Höhe Licht herabfiel. Marmor und Gold glänzte rings. Er wischte darüber, stieß mit dem Knüttel an, schlug ein Stück solch kostbaren Zeugs ab und warf es einer hohen Statue an den Kopf. Dann zog er sein Messer, trennte vom weichen Teppich, der auf der Treppe lag, ein paar ansehnliche Stücke heraus und wickelte sich diese um die Füße. Befriedigt stolzierte er in der neuen Bekleidung auf und ab.

Da rasselte und polterte etwas aus den Zimmern. Der Kleine keuchte daher mit silbernen Schüsseln und Tellern, Waffen, goldenen Quasten und allerhand Krimskrams zweifelhafter Qualität beladen, und suchte den Ausgang zu gewinnen.

Jussuf knurrte ihn an, alles hinzulegen; der Kleine zauderte verzweiflungsvoll, ihm traten die Tränen in die Augen; Jussuf hob den Knüttel — da warf der Kleine alles von sich. Es galt das Leben.

Jussuf bedeutete ihm, draußen zu plündern, soviel er wolle, und ihn morgen vor der Stadt, jenseits, zu treffen, daß sie weiterwanderten, der Heimat zu.

Der Kleine mußte es zufrieden sein und schlich hinweg. Er fand ja wohl noch mehr. Das tröstete ihn.

Nun schritt Jussuf, der Herr, durch alle Gemächer und Säle, hinauf und hinab. Es gefiel ihm hier. Vor allem suchte er schnüffelnd wie ein Tier die Vorratsräume. Einen Degen hielt er in der Faust, den er einem Waffenständer entnommen.

Der Hunger trieb ihn rastlos vorwärts; zuletzt stieg er mit einem Lichte, das er irgendwo gefunden, in die Kellerräume hinab.

Er fürchtete sich nicht. Es war ja auch wirklich niemand im ganzen Hause, niemand in der ganzen Stadt, die paar Leichen ungerechnet.

Schmale Stufen führten hinunter, immer tiefer. Unbehauene Steine, grob aufeinander gefügt, sahen aus wie aneinandergereihte Fratzen, wulstige Augen, klumpichte Nasen, breite Mäuler, spitze Kinne, an der ganzen Wand. Das Licht warf grelle Strahlen darüber hin, die unruhig zuckten, so ward der tote Stein lebendig. Oft war es überhaupt, als lebte doch etwas.

Unten in der Mitte des Kellers, an einer dicken Säule stand ein Tisch, einige Gläser auf ihm, die man wohl zum Probieren des Weins verwendete, und noch anderes zinnernes Tischgerät. In einem der Gläser stockte am Grunde etwas Wein, der stehengeblieben war.

Fässer lagen geschichtet und verstaut. Einige enthielten Wein. Jussuf goß sich in die Kanne und trank.

Er war gut. Drum trank er noch einmal.

In einer Tonne befand sich trockenes Fleisch, in einer anderen lagen Fische. Sie rochen übel, aber schmeckten ihm.

Jussuf räumte alles, was er gefunden, auf den Tisch, rückte die Bank hinzu und aß und trank — vor allem trank er.

Das schwache Licht beleuchtete bei weitem nicht den ganzen Raum, es drang nicht in die Gänge und Nischen zwischen den Fässern.

Den Degen hatte er auf den Tisch gelegt, mit ihm zerhackte er die Speisen.

Allmählich erheiterte ihn der Wein. Er stimmte ein Lied an, so ein keckes freches, unverschämtes Soldatenlied vom Trinken und von den Mädchen. Es wollte aber doch nicht recht klingen. Die Töne wurden verschluckt, verschwanden in der Luft; das war das Seltsame, es klang nicht.

Es war aber doch niemand da. Er mußte sich immer wieder bestätigen: es ist niemand da.

Er schwieg, hielt den Atem an und lauschte, ob nicht irgendwo in der Ferne, im Hause, in der Stadt, etwas lebendig würde. Aber nichts! Nein nichts.

Das Licht nur knisterte einzig. Er trank von neuem. Schöpfte in die Kanne, goß in den Becher. Es ging ihm wohl. Behaglich lehnte er sich zurück und ließ seine Blicke schweifen, wendete sich auch um, hinterrücks, wo zwischen den geschichteten Fässern ein Gang ins Dunkle führte, gerade ihm im Rücken. Sein Schatten bewegte sich breit an der Wand, bis hinauf zur Decke reichte er.

Er verharrte, den Kopf immer noch rückwärts gewendet, in der Stellung, denn hinter ihm saß etwas, dort, in dem Dunkel auf einem Fasse oder auf sonst einem Gegenstand.

Der Bissen blieb ihm im Munde stecken.

Etwas Weißes saß dort, gekauert. Seine linke Hand tastete sachte nach dem Degen auf dem Tisch.

Geister hatte er noch nie gesehen. Jetzt fürchtete er sich schon nicht mehr, das war bloß das Unverhoffte im Anfang.

„Ist jemand dort?“ frug er und wartete auf die Antwort.

Nichts regte sich.

Er sah scharf auf jenes Weiße, ihm dünkte da, es bewege und rege sich, aber wünsche, das doch unbemerkt zu tun. Nun hielt es wieder still.

„Willst du etwas?“ frug er; er hatte gehört, man müsse die Geister nach ihren Wünschen fragen. Beklommen war ihm die Brust doch, er konnte sich dies kaum verhehlen.

Jetzt griff er, da alles unheimlich still blieb, wiederum rückwärts und schob das Licht etwas vor, so daß der Schein über das weiße Rätsel fallen mußte.

Er stand langsam auf, hielt aber gleich wieder inne und musterte scharf sein gespenstisches Gegenüber. Doch das rührte sich nicht im mindesten. Jussuf strich sich den Bart, stellte sich fest auf beide Füße, ohne aber ein Auge von der Gestalt abzuwenden. Vielleicht stand so etwas noch hinter ihm, ringsum; er mochte das nicht prüfen. Jetzt faßte er den Leuchter mit der Linken, den Säbel rechts und schritt langsam und vorsichtig darauf zu.

Je näher er kam, um so mehr erkannte er klar eine zusammengekauerte Figur, auf einem Faß hockend, an der Wand hingesunken, mit vorgeneigtem Kopf. Lang fiel das weiße Kleid herab.

Jetzt trat Jussuf ganz nah.

Es war eines Mädchens Leiche, das sich hier versteckt haben mochte.

Er faßte ihren Arm, zog sie etwas empor und leuchtete ihr ins Gesicht. Das war abgezehrt, aber nicht häßlich und entstellt. Sie war vielleicht noch nicht lange tot.

Er lachte nun seiner Furcht und seinem Schrecken.

„Ein schönes Mädchen!“ rief er, „ein weißes totes Mädchen hat Jussuf in Angst gejagt, Jussuf, der sich vor nichts fürchtet, Jussuf, den großen Ochsen!“

Der Wein revoltierte wieder frei in seinem Kopf.

„Du bist mir doch nicht grämlich, mein schönes Mädchen, wenn ich in deiner Gesellschaft trinke und esse. Das Sterben ist eine ungelenke und allgemeine Sache. Wen sie trifft, den hat es gründlich. Wer aber lebt, lacht. Sähst du ein wenig appetitlicher aus, so solltest du deine Freude an mir haben, Täubchen. Jussuf weiß auch ein Mädchen in den Arm zu kneifen, weiß, wie man sie anfassen muß,

daß sie kichern und kreischen und sich wohl befinden. Jussuf kennt das Leben und wie man es genießt."

Er holte den Wein und trank ihr zu.

Es war aber eisig still um ihn, und seine heitere Stimmung verklang, wurde vom Schweigen rings erdrückt. So hielt es ihn nicht länger in der Toten Nähe, er räumte alles zusammen und stieg die Treppe empor mit seinem Licht.

Die weißgekleidete Tote versank im Schatten der Nacht.

So lagen in allen Häusern vielleicht noch Umgekommene, und scheußlicher als diese, zerfressen von Geschwüren, wie jener im Hause dort, über den Jussuf gestolpert war.

Oben schloß er sorgfältig die Tür.

Dann trug er bis zum Abend eifrig alles Kostbare zusammen, wählte aus, prüfte, schätzte und stapelte das Erwünschte an der Haustür auf. Daneben legte er Teppiche zu seinem Nachtlager, denn die Sonne neigte sich. Der Abend kam.

Jussuf trat vor die Tür und hielt Ausschau nach dem Kleinen. Alles still und leer.

Morgen würde er schon oben sitzen und warten, jenseits der Stadt, um mit Jussuf, dem starken Jussuf, bis zum Rand der Ebene, zu den Menschen zu wandern.

Es wurde dunkel. Der Mond stieg als dünne Sichel empor.

Jussuf lag auf den kostbaren weichen Teppichen und schnarchte, neben sich, recht zuhanden, seinen blanken Säbel, zur andern Seite die wertvolle Beute.

Mitten in der Nacht aber erwachte Jussuf und sprang auf; als er stand, glaubte er erst eigentlich wach zu werden. Etwas Unerklärliches hatte ihn emporgejagt. Ihn dürstete. Vorm Hause lag ein Brunnen, tief in die Erde eingegraben und ummauert. Vielleicht war dort etwas Wasser.

Er öffnete die Tür, schritt zum Brunnen, wach, und doch schien es ihm, er träume nur. Rings die Straßen wimmelten von Menschen, die ihn alle anschauten aus hohlen Augen, stumm nur immer auf ihn schauten.

Er stieg die Stufen des Brunnens hinab und fühlte feuchte Erde, die er aussog und so die brennenden dürren Lippen erquickte. Als er zurückkam, sah er die Menschen langsam sich von ihm abwenden und in die Straßen schreiten und dort in den Häusern verschwinden.

Nun lag alles wieder still und ruhig, leblos wie zuvor.

Drinnen warf er sich auf sein Lager und schlief dumpf und schwer.

Müde und zermürbt erhob er sich des andern Tags, da schon hoch am Himmel die Sonne stand, schnürte ein Bündel, warf es über den Rücken und schritt dem verabredeten Orte zu. Ihn trieb es, aus der Stadt zu kommen.

Er tappte durch die Straßen, auf denen verstreutes Hausgerät in Menge lag. Der Durst quälte ihn, und um seinen Trinkvorrat zu schonen, beugte er sich an einem Tümpel nieder, in dem eine tote Ratte lag; diese warf er, ehe er trank, zur Seite.

Modergeruch und Verwesungsgestank beklemmten die Brust; die kamen aus den engen Nebengassen und den kleinen Häusern, deren Türen und Fenster geöffnet waren.

Jussuf eilte.

Er kam zum Hügel und sah vor sich die Ebene, rückwärts lag die Stadt.

Er setzte sich so, daß er den Kleinen die Straße heraufkommen sehen mußte; er saß und brütete mit verworrenem Sinn. Die Füße waren wie Steine so schwer und unhilfsam. Durch den ganzen Körper kroch Müdigkeit und Ekel. Er aß nichts, trank nur von seinem Wein.

Es ward Nachmittag. Die Dämmerung kam.

Sein Genosse schien sich zu verweilen.

Von der Sonne war jetzt nur noch ein roter Streif im Westen zu sehen.

Jussuf blickte starr mit unbewegtem Auge hinab in die dunkelgähnenden Straßen der Stadt.

Er wollte schlafen. Der Kleine würde morgen früh kommen, gewiß.

Doch nein, dort schritt er gebückt daher, mit dem Klunkerbart und dem Hinkefuß, aus der Dämmerung, dem umfangenden Dunkel kam er, immer deutlicher geradewegs hierher auf Jussuf zu.

Jussuf sank, unfähig sich zu rühren, neben seinem Bündel nieder.

Der Kleine mag sich legen und ruhen und schlafen wie ich ...

„Bist du's, Kleiner? Schlaf —."

„Willst du schlafen, Jussuf?"

Er hörte die Stimme des Kleinen noch ganz deutlich, sah ihn auch stehen.

„Jussuf müde," sagte er murmelnd, „Jussuf sehr müde." Und wie ein Tier kroch er in sich zusammen, kläglich hilflos.

„Du wirst der Welt nichts erzählen von der toten Stadt, die du geplündert hast."

„Jussuf müde", wiederholte er dumpf für sich.

„Schlaf, Jussuf, schlaf!"

Das klang ihm wohltuend in den Ohren, wie ein Wiegengesang, süß und einlullend.

„Schlaf, Jussuf, schlaf!"

Jussuf blinzelte.

„Wo gehst du hin?"

Er frug den Kleinen, der sich umwendete, nach der Stadt zu.

„Hinab!" sagte der, ganz deutlich hörte das Jussuf, „hinab, in meine Residenz!"

„Du — schlauer Knirps! Ich werde — den Stock nehmen —."

Er rüttelte sich auf. Es stand niemand bei ihm. Ferne schlich ein Schatten hin und zerfloß.

Es war ganz dunkel.

Jussuf stöhnte und röchelte die Nacht hindurch.

Als der Morgen kam, lag er wie angebunden auf nackter Erde, die Augen starr, offen, nach der Stadt gerichtet.

Aber der Kleine ist nie gekommen.

Bleischwer lag die Luft, und kein lebendiger Odem weckte sie mehr.



Die geistige Bedrückung Deutschlands zur Zeit Napoleons I.

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

Unter den vielen Überraschungen, die der jetzige Weltkrieg gebracht hat, ist eine der wichtigsten die Erkenntnis der Bedeutung der Presse. Eine gute, ehrliche Presse soll eine kämpfende Nation stützen, ihre Gefühle widerspiegeln, Trauernde trösten und Zaghafte emporrichten. Ihr Nährboden aber ist die Wahrheit. Bismarck sagte nach dem Kriege 1870/71, daß die „Kölnische Zeitung“ ihm mehr wert gewesen sei, als ein Armeekorps. Im Gegensatz hierzu steht die lügnerische, feile Presse, die aus unlauteren Beweggründen die Wahrheit fälscht, die Nationen irreführt und sie dem frivolen Interesse gewissenloser politischer Spekulanten dienstbar macht. Sie gleicht dann einem vergifteten Brunnen. Die Presse, die Deutschland feind ist, hat ihre Nationen dauernd aus diesem Brunnen trinken lassen. Sie hat die ruhige Beurteilung, den Gerechtigkeitssinn, das Gefühl für Wahrheit und Recht systematisch zerstört — sie hat die freche Lüge, die Verleumdung, Haß und Rachegefühl zu ihren Verbündeten gemacht und Abgründe geschaffen, die selbst lange Friedensjahre nicht werden überbrücken können. Goethe sagte einmal: „Wollt ihr das Volk betrügen, so macht es nur nicht fein.“ Unsere Gegner haben es wahrlich nicht fein gemacht, sondern mit plumper Hand ihr Lügengewebe geschürzt. Der deutsche Traum, daß die Wahrheit am Ende doch siegen müsse, beginnt erst ganz langsam dämmernd sich zu verwirklichen. Die Lüge hat eine dämonische Kraft — diese zu brechen gehören gigantische geistige Kräfte. Eine gewisse Vornehmheit der Anschauungen hat Deutschland vor und während des Krieges abgehalten, diese Kräfte einzusetzen. Erst jetzt bricht sich das Gefühl der Notwendigkeit dieses Kampfes Bahn. Wir können mit Befriedigung seine ersten Früchte ernten. Besonders in Amerika haben die 10 Millionen Deutschen unter der Fahne des Redakteurs der „Neuyorker Staatszeitung“ — Ridder — sich zu energischem Kampf für die Wahrheit zusammengeschart und die Aufklärung begonnen, die wie eine verheißungsvolle Morgenröte die Finsternis der umnebelten Gehirne zu verscheuchen verspricht.

Am schamlosesten gelogen hat wohl die französische Presse — sie ist es gewohnt seit langen Zeiten. Sie hat aber nicht das Gefühl der eigenen geistigen Erniedrigung. Im Gegenteil redet sie der Vergewaltigung der eigenen, der neutralen und der feindlichen Presse das Wort. Wessen wir Deutsche uns zu versehen gehabt haben würden, wenn der fränkische Feind unsere Grenzen überschritten und Macht über unser geistiges Leben gewonnen hätte, das lehren die geschichtlichen Erfahrungen aus der Franzosenzeit vor 100 Jahren mit lapidarer, erschütternder Schrift. Es ist lehrreich genug, die damaligen Zeitläufte sich noch einmal zu vergegenwärtigen. Man wird die Prüfung mit einem aus dem Herzen kommenden: „Gott sei Dank, das wird nicht wiederkommen“ abschließen.



Die Zeit zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war nicht lesehungrig wie die heutige. Eine statistische Notiz aus dem Jahre 1811 gibt an, daß in Städten wie Mülheim, Essen, Duisburg kaum ein Dutzend Menschen sich eine Zeitung hielten. Dazu die Bemerkung: „Gott sei Dank sind auch den Unternehmern, welche auf bloße Zeittötung des Lesepöbels (sic) spekulieren, enge Grenzen gesetzt.“ Diese Einengung verstand Napoleon vortrefflich. Im ganzen ehemaligen Deutschen Reich fristeten nur 150 Journale ein kümmerliches Dasein — kümmerlich gewiß, denn ein Buchhändler Stockhausen in Deutz, dessen Blättchen die Abonnentenzahl von 400 erreicht hatte, fürchtete so sehr den Argwohn der Zensurbehörde, daß er, um ihn zu beschwichtigen, sich zu einer Zahlung von 400 Franken an die Armen erbot. Paris durfte nur 60 Buchdrucker beherbergen. Jeder von ihnen bedurfte zu seiner Anstellung die Zustimmung des Ministers. Als allgemeine Richtschnur für die Presse diente ein napoleonisches Dekret vom 21. August 1809: „Es darf keine beißende Schreibart gebraucht und am wenigsten illegale Angriffe auf irgendeine öffentliche physische oder moralische Person gewagt werden.“ Keine Tatsache litt die Veröffentlichung, die auch nur den Schatten einer politischen Schlußfolgerung zugelassen hätte, so daß selbst die Anzeige von der Durchreise eines Kuriers für staatsgefährlich galt. So wurde der „Dorstener Zuschauer“ unterdrückt, weil er am 28. Januar 1812 die Meldung gebracht hatte: „Heute ist der Leutnant Stoch auf seiner Reise nach Petersburg hier durchgekommen.“ Als der Redakteur des „Mülheimer Anzeigers“ am 7. Mai 1812 die Abreise des russischen Botschafters Kurakin als wichtig zu bezeichnen wagte, büßte er diese Mitteilung mit monatelanger Kerkerhaft. Als ein anderes Blatt, „Das Echo der Berge“, gemeldet hatte, in Berlin werde für französische Lazarette Scharpie geliefert, wurde es mit sofortiger Unterdrückung bedroht, ebenso die „Elberfelder Provinzialzeitung“, die von der Anlage von Magazinen auf dem rechten Oderufer wissen wollte. Als die „Frankfurter Zeitung“ den Abmarsch der dortigen Garnison anzeigte, wurde sie in 1000 Franken Strafe genommen. Der Übergang der französischen Armee über die Weichsel (25. Mai 1812), den das „Echo der Berge“ veröffentlicht hatte, hätte den Redakteur Cromer vor ein französisches Kriegsgericht gebracht, wenn er in der folgenden Nummer nicht diesen Übergang als einen großen Sieg geschildert hätte. Das Abdrucken der amtlichen Verlustliste vom 25. Februar 1813 kostete 3000 Franken Buße. Der Vorfall wurde als „ahndungswürdige Unbescheidenheit“ gekennzeichnet, um „so mehr in einer Zeit, wo erdichtete Ausstreuungen, schiefe Ansichten, voreilige ungegründete Kalkulationen und feindselige Machinationen den unseligsten Einfluß haben“. Zu dem allen befahl ein Erlaß Napoleons vom 29. Mai 1811: „Jedes Blatt wird unterdrückt, das andere politische Nachrichten bringt als der ‚Moniteur‘. Die Redakteure setzen sich überdies persönlichem Nachteil aus.“ Was diese Drohung bedeutete, lehrt das Schicksal des Buchhändlers Palm, den Napoleon erschießen ließ. Wie anders mutet dagegen der Befehl Friedrichs des Großen an: „Die Gazetten sollen nicht genieret werden.“ Der Redakteur Mahlmann sollte füsiliert werden, weil im Inseratenteil seiner Zeitung (Juni 1813) eine Aufforderung an den Rittmeister v. Colomb — einen preußischen Parteigänger — enthalten war, er möge sein

Versprechen halten. Nur durch Fürsprache der Königin von Sachsen wurde Mahlmann vorm Tode bewahrt. Schon im Jahre 1810 hatte Napoleon acht große Staatsgefängnisse für solche geschaffen, „die vor Gericht zu stellen unpassend wäre, denen man aber auch die Freiheit nicht lassen könne". Selbst eine über die Orgien französischer Offiziere gemachte spöttische Bemerkung brachte schwere Gefahr. Der „Mülheimer Anzeiger" erhielt die Benachrichtigung: „Das sind gemeine Scherze über Festlichkeiten, die einem ehrwürdigen Zwecke dienten." Der ewigen Scherereien der Zensoren müde verwandelten sich die sogenannten „Departementsblätter" in „Intelligenzblätter", die nur Anzeigen veröffentlichten. Aber in jedem Departement durfte nur eine dieser geistigen Quellen fließen. So erhielt der Buchhändler Blech in Essen die obrigkeitliche Erlaubnis: „Frucht, Brot, auch Fleischpreise — ankündigen zu dürfen, weil er einen guten, moralischen Lebenswandel führe"; politische Artikel dürfe er aber nicht bringen, auch solche nicht, die in französischen Zeitungen gestanden hätten. So kam es denn, daß in den gewitterhaftesten Zeitläuften (1811) die Einwohner von Elberfeld in ihrem Zeitungsorgan nur die Erzählung von einem Riesenkuchen fanden, den August der Starke 1730 hatte backen lassen. Angefügt war ein Artikelchen über Pädagogik, der zu dem Schlusse kam, es sei sehr schwer, die Prügelstrafe abzuschaffen. Es war natürlich, daß viele Ortschaften überhaupt keine Zeitung mehr hielten. Der Maire von Burtscheid schrieb im April 1813 an den Präfekten der Rheinlande: „Da im vorigen Jahre nicht einmal das Napoleonische Bulletin (Malodezno, 29. Oktober 1812, das den Verlust der großen Armee eingestand) in den Zeitungen habe stehen dürfen, so behülfen sich bei ihm die Zeitungsliebhaber jetzt lieber ohne solche, da sie kein unnützes Geld wegwerfen wollten." Das war möglich in einer Zeit, die man den deutschen Völkerfrühling zu nennen gewohnt ist.

Von der kleinen Provinzialpresse uns abwendend, sehen wir bei den großen deutschen Journalen ähnlich klägliche Erscheinungen, nur daß das Lächerliche mehr in den Hintergrund tritt, um dem Langweiligen und Verächtlichen Platz zu machen. Keine dieser Zeitungen — auch die bedeutendste, die „Augsburger Allgemeine", nicht — macht auch nur den leisesten Versuch, dem kranken deutschen Volke an den Puls zu fühlen; keine wagt es, eine Rundschau der chaotischen Dramen vorzunehmen, die sich an allen Enden Europas abspielten, keine Schlußfolgerung, keine Prophezeiung, ja überhaupt keine Meinung wird ausgesprochen. Da, wo eine nackte Tatsache an sich einen verdächtigen Schimmer hat, sucht man sich im naiven Schuldbewußtsein durch den Zusatz zu rechtfertigen: „Aus französischen Blättern." In diesen öden Zeitungsspalten kommt am magersten die Rubrik „Deutschland" weg. Unglaublich gleichgültiges Zeug füllt sie. Die württembergische Hofrangordnung nahm in der „Augsburger Zeitung" 4½ Spalten in Anspruch. Über den Tod und die Beisetzung der Königin Luise von Preußen hat die „Leipziger Zeitung" (1811, Seite 23) dagegen nur die Worte: „Mehrere Einwohner Berlins hatten an diesem Tage Trauer angelegt." Von des Königs Geburtstag (3. August 1811) wurde nur geschrieben, daß die Obsthökerinnen ihre Stände mit Blumen geschmückt hätten. Der Schlußsatz lautete: „Eine unschuldige, freundliche Äußerung wahrhafter Volksliebe."

Nun wird man mit Recht sagen können, daß die eiserne Faust Napoleons die deutsche Presse so niederhielt, daß sie nicht in der Lage war, militärische und politische Nachrichten wahrheitsgemäß zu bringen. Dann hätte sie schweigen sollen, wie die preußischen Zeitungen es auch fast durchweg taten. Die Rheinbundpresse überschlug sich aber geradezu in dithyrambischem Preis von französischen Großtaten. Die Kämpfe auf der iberischen Halbinsel, 1808—15, verherrlichte sie mit Lügenberichten geradeso, wie heutzutage die englisch-französische Presse Niederlagen in Siege zu verkehren weiß. Aber auch das kann man erklärlich, wenn auch nicht entschuldbar finden. Jedoch die hündischen Speichelleckereien, die man in der Verehrung der französischen Machthaber, französischer Sitte, französischer Mode, Sprache, Lebensart trieb, und der süßliche Ton, den die Presse dabei anschlug, kann einem deutschen Mann noch heute die Zornesröte der Empörung in die Wangen jagen. Von diesem Geist nur folgende Probe. Eine Festbeschreibung des „Westfälischen Moniteur" über ein Fest, das der liederliche König Jerome bei den Bergleuten von Klaustal veranstaltet hatte, schloß mit den Worten: „Die Schönheit des Abends, das Flimmern der Feuerkünste, die rauschende Kriegsmusik, die brennenden Fackeln der Hüttenleute und die tausendfach wiederholten Ausrufungen: ‚Es lebe der König', endlich der interessante Anblick einer ganzen Volksmenge, welche gekommen war, ihren ‚Herrscher' zu feiern nach Art ihrer Väter und dem treu bewährten Brauch uralter Zeiten, alles dieses bildete ein ebenso feierliches als merkwürdiges Schauspiel. Diese Huldigungen der unbefangenen Liebe eines biederen und einfachen Volkes, das von der Welt nichts kennt als seine Berge, seine Schachten und seinen Fürsten, schienen denn auch Seine Majestät zu rühren." Manchmal entschlüpft ein scharfes Schlaglicht der sorgfältig gehüteten geistigen Laterne. Einem armen Mädchen ist die Not des Vaterlandes ans Herz gegangen. Sie hat sich festlich geschmückt und dann ertränkt. Die Beklagenswerte wird als Verworfene gebrandmarkt und ein Vergleich mit der Verbrennung indischer Witwen gezogen mit der Schlußfolgerung, wie „gut es dagegen die Deutschinnen hätten". Als Napoleon alles deutsche Land nördlich der Linie Wesel—Lübeck 1810 mit einem Federstrich annektierte, pries die Presse diese ungeheure Verletzung des Völkerrechtes als ein berauschendes Glück. Die Hamburger Blätter teilten mit Befriedigung die Anrede ihres Senats an den französischen Bevollmächtigten mit, worin das ehrerbietigste und unbeschränkteste Vertrauen auf die Weisheit des Kaisers usw. ausgesprochen wurde. Der „Lübecker Bote" schrieb unter dem 20. Dezember 1810: „Gestern erhielt der Senat die Nachricht von der Vereinigung der Hansestädte mit d e m R e i c h ! Sobald das in der Stadt bekannt wurde, verbreitete sich allgemeine Freude und man überließ sich der Hoffnung einer glänzenden Zukunft" usw. Sämtliche Hamburger Zeitungen schrieben bald darauf: „Es ist bemerkenswert, zu sehen, wie die gerechte Sache, ungeachtet aller Hindernisse, am Ende den vollständigen Sieg davonträgt. — Frankreich macht alle seine Alliierten größer und mächtiger. Sie bilden ein schönes Ganzes, und dadurch, daß sie einen und denselben Zweck haben, sind sie glücklich. Sie vereinigt kein geteiltes Interesse" usw. Diesen Worten hat das Schicksal freilich mit beißender Ironie geantwortet. Vorläufig sagte der Sprecher der Hansestädte,

der Napoleon (17. März 1811) eine Huldigungsadresse überreichte: „Sire! Zu allen Zeiten waren wir Franzosen an Herz und Vorzügen. Ihre neuen Untertanen können nicht schwören, Ihnen treuer zu sein, als sie es bereits seit 10 Jahren waren. Uns ist der Gedanke tröstlich und süß, daß unsere Unabhängigkeit ihr Ende erreichte, als das Fatum beschloß, daß Tiber und Elbe nach gleichen Gesetzen fließen sollten.“ Bei dieser Gesinnung wird es erklärlich, daß selbst die Besichtigung der geraubten deutschen Archive und der goldenen Bulle durch Napoleon mit Befriedigung verzeichnet wurde — daß weiterhin die ewigen Grenzberichtigungen mit dem Wechsel des Landesherrn gleichgültig hingenommen wurden wie die Launen des Aprilwetters. Aber selbst in literarischer Hinsicht demütigte sich die deutsche Presse in unerhörter Art vor der französischen Dichtkunst, an der dazumal — wie Treitschke sagt — der Held der korrekten Klarheit, d. h. der splitternackten Prosa stand — Fontanes. Was irgend nach der Weise der echten Dichtung die Seele hinauslockt in dämmernde Fernen, alles Tiefe, Schwärmerische, Sehnsuchtsvolle verfiel als vage Ideologie dem Bannspruche der französischen regelrechten Kunst. Im „Journal de l'Empire“ erschien eine Kritik von Bürgers „Leonore“: „Werden nun die Liebhaber der deutschen Literatur noch die Behauptung wagen, es sei nötig, die Originalsprache zu kennen, um solche Monstrositäten würdigen zu lernen?“ Es folgen die Bezeichnungen „burleske Narrheiten, Karikaturen einer regellosen Einbildungskraft“ usw. und am Schluß eine Kritik unserer Geistesheroen Goethe, Schiller, Wieland, von denen der Schreiber behauptet, er habe sie selbst persönlich von der unbegreiflichen Torheit ihrer literarischen Grundsätze überzeugt. Dieses Machwerk druckten viele deutschen Zeitungen nach. Die „Augsburger Allgemeine“ fand den Mut, diese Besprechung eine „merkwürdige“ zu nennen. Über den Tod des Dichters Heinrich v. Kleist wußten die Blätter nur zu vermelden, daß er mit seiner Geliebten vor dem Abscheiden aus diesem Leben 16 Tassen Kaffee getrunken habe.

Napoleon I. ist unstreitig der größte Lügner der Weltgeschichte. Wie sehr er die Engländer haßte, ist bekannt. Trotzdem ließ er in den kritischen Tagen von 1811 den „Courier de Paris“ offiziell schreiben: „Wie oft ist nicht seiner (Napoleons) patriotischen Seele der Zuruf entschlüpft: ‚Engländer! Ich liebe euch als Menschen, ich schätze euch als Krieger! Setzen wir dem Menschenwürgen ein Ziel! Die geschändete Menschheit erhalte endlich ihre nur zu lange verachteten Rechte wieder. Unsere Nebenbuhlerschaft gehe künftig nur dahin, unsere Mitmenschen aufzuklären und nicht, sie zu töten.‘“ Im krassen Gegensatz hierzu stand Napoleons anfänglicher Jubel über die Kontinentalsperre. Daß aber auch die deutsche Presse sie als eine Erlösung pries, war doch ein starkes Stück. Leipziger Blätter stellten sie höher als die Entdeckung von Amerika, obgleich den dortigen Kaufhäusern alle englischen Waren ohne weiteres weggenommen und verbrannt worden waren. Acht Tage blieben die Stadttore geschlossen, und Totenstille herrschte in der sonst so betriebsamen Handelsstadt. Die Hamburger Blätter verstiegen sich sogar zu dem Jubelruf: „Also es ist unbestreitbar, daß das Kontinentalsystem England die tödlichsten Streiche versetzt; wir brauchen nichts als Standhaftigkeit.“ Man trieb den Selbstbetrug so weit, daß die Handelskammer in Köln eine direkte Dankadresse an den Kaiser selbst richtete wegen seiner kraftvollen Maßregeln gegen den eng-

lischen Handel, trotzdem die Hansestädte durch eine Zollsperre von dem übrigen Frankreich getrennt worden waren und daher verarmen mußten.

Das Jahr 1811 war ein kritisches Jahr erster Ordnung. Napoleon schwankte, ob er dem preußischen Staat nicht überhaupt den Garaus machen sollte. Dessen Agonien ahnte das Volk nicht, und selbst der König wußte kaum, in welcher Gefahr er sich befand. (Treitschke, Der Bonapartismus.) Es ist vielleicht eine Eigenart von uns Deutschen, daß wir uns von den politischen Gewitterstürmen überraschen lassen. So war es im Juli 1870 und im August 1914. Ein solch schläfriges Sicherheitsgefühl, wie es 1811 herrschte, dürfte aber doch kein Beispiel in der Weltgeschichte haben. Auf allen Heerstraßen zogen nach dem Niemen die französischen Kolonnen, rollten die Geschütze, das deutsche Volk aber verharrte in stumpfer Ruhe. Im August 1811 schrieb ein Berliner Blatt (Miszellen über die neueste Weltkunde): „In unserer Hauptstadt herrscht jetzt über die politische Lage des Kontinents nur eine Stimme. Alles glaubt an den Frieden, und die bedenklichsten Politiker sind überzeugt worden, daß von keiner Spannung zwischen dem Norden und Süden die Rede sein kann." Dieser Gedankengang erfuhr in der Folge noch groteskere Formen, die sich bis zu der Annahme steigerten, daß die Versammlung der großen Armee bei Kowno nur eine Abwehrmaßregel gegen ein englisches Landungskorps sei!

Das Jahr 1811 brachte Napoleon den ersehnten männlichen Erben. Schon vor der Geburt hatte er bestimmt, daß dieser „König von Rom" heißen sollte. Er schrieb also der Vorsehung das Geschlecht des Kindes vor. Der Thronerbe wurde mit einem so affektierten Jubel in Deutschland begrüßt, daß die Leistungen der Poeten selbst in Frankreich lächerlich gemacht wurden. Die „Gazette de France" leistete sich einen Vierzeiler:

„Sire! votre sort est bien doux,
Vous devez regner sur la France,
Et vous n'avez pas connaissance
Des mauvais vers, qu'on fait pour vous."

Unser Dichterfürst Goethe dichtete auch. Es kann ihm jetzt verziehen werden, daß er das Karlsbader Gedicht schrieb: „Was Tausende verwirrten, löst der eine" usw. Preis sei dem alten, würdigen Wieland, der dem Korsen deutsche Wahrheit zu sagen wagte. Es ist eine gewisse Beruhigung, daß auch die Niederlande, die von Napoleon 1810 annektiert wurden, keinen Nationalstolz, sondern die trostloseste Schweifwedelei zeigten (das Seume das προσκυνεῖν nannte). Der Bürgermeister v. Maarßen („Augsburger Zeitung", S. 1181) verstieg sich zu den Worten: „Zu den Zeiten der großen Landplagen, wenn ein ganzes Volk seine Hände gen Himmel hebt, in solch trostlosen Zeiten geschieht es, daß die Vorsehung große Männer schickt. Möge der Schöpfer, der Eurer Majestät eingab, dieses Land zu retten, das nahe daran war, in den Schoß der Meere zurückzusinken, Eure Majestät segnen." Dieser aber verspottete die Herren Bataver. Als die erzwungene Deputation erschien, um Napoleon zu bitten, die holländische Königskrone anzunehmen, lachte der Auserlesene und rezitierte die Verse der La Fontaineschen Fabel: „Les grenouilles, qui demandent un roi."

Die oranischen Erinnerungen blieben in Holland wenigstens als nationales Heiligtum unberührt. Die „Düsseldorfer Zeitung" aber gewann es über sich, zu schreiben: „Friedrich Barbarossa fuhr auf dem Rheine an unserer Stadt vorbei, als er nach Kaiserswerth zog, um den ersten Stein zu der dortigen Pfalz zu legen. Einem größeren Kaiser gefiel es, drei Tage bei uns zu weilen. Diese merkwürdigste Epoche in den Annalen Düsseldorfs wird den Bergern unvergeßlich sein." Der Präfekt eines der Rheindepartements wagte sogar die frevelhaften Worte: „Sire! Cäsarn fürchteten die Einwohner dieser Gegend, Karl dem Großen gehorchten sie, Napoleon den Großen beten sie an" („Augsburger Zeitung"). Dergleichen ungeheuerliche Beispiele ließen sich häufen — es dürfte aber an den Proben genug sein.

Der politische Brausekopf Görres legte in seinem „Rheinischen Merkur" (1814, Nr. 54) zur Charakterisierung dieser trostlosen Zeit Napoleon selbst die Worte in den Mund:

„Nur meine Netze durfte ich stellen, und sie (die Deutschen) liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre habe ich ihnen weggenommen, und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Aberglauben haben sie mit mir getrieben, und als ich sie unter meinem Fuße zertrat, mit verhaßter Gemütlichkeit mich als ihren Abgott verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz der ewigen Kriege gemacht, haben ihre Dichter als den Friedenstifter mich besungen. Nachdem ich sie hundertmal betrogen, haben sie mir immer ihr Köstlichstes in Verwahr gegeben. Nachdem ich ihnen Teufel und Gift gewesen, haben sie in ihrer Einfalt mich sogar liebenswürdig gefunden."

Warum ziehen wir diese Beispiele von Deutschlands tiefster Erniedrigung wieder ans Licht? Weil wir uns des Wandels der Zeiten erfreuen wollen! Heute steht das deutsche Volk, das vor 100 Jahren zersplittert und in sich zerfallen war, machtvoll da wie ein Berg von Granit. Sein geistiges Leben und dessen Hauptorgan — die Presse — atmet durchweg nationale Begeisterung, Vaterlandsliebe verbreitend als ein berufener Erzieher der Nation. Dafür soll sie bedankt sein. Unter den mannigfachen Faktoren, die Deutschland und Österreich-Ungarn den endlichen Sieg im Weltkriege gebracht haben werden, sei die nationale Presse in erster Linie genannt.



Blutfrühling · Von Willy Hacker

Der harte Winter ist vorbei,
Bald werden duft'ge Blumen sprießen.
Doch durch der Farben Mancherlei
Wird unser Blutstrom weiter fließen.

Er fließt nicht mehr durch Schnee und Schlamm,
Er strömt durch prangendes Gelände.
Es ist, als führten wundersam
Ihn eines Gottes starke Hände.

Blutfrühling ist's. Dem Vogelsange
Verbündet sich der Schmerzensschrei.
Die Nachtigall am Bergeshange
Singt, wie so schön die Heimat sei.

Blutfrühling ist's. Und doch ein Quellen
Von Kräften, stärker als die Zeit.
Mag tausendfaches Glück zerschellen —
Der Sieg, der Sieg ist nicht mehr weit!





Zur Lage des internationalen Sozialismus

Der unsterbliche Gedanke und das Verdienst von Karl Marx — nicht nur vom Parteistandpunkt der Sozialdemokratie, sondern vom gemeinsamen, volkswirtschaftlichen Standpunkt überhaupt — besteht in dem Hinweis auf das „Anarchische", d. h. Ungeregelte, Irrationale der kapitalistischen Wirtschaft; die Bekämpfung dieses irrationalen Elements der Volkswirtschaft ist daher dem Sozialismus, wie dem sogenannten Staats- und Kathedersozialismus sowohl als jeder großzügigen Sozialpolitik gemeinsam. Indem aber seine wissenschaftliche Theorie — der geschichtliche Materialismus — alle Erscheinungen des sozialen Lebens auf ökonomische Ursachen zurückführte, erblickte der Sozialismus in allen Erschütterungen des Gesellschaftskörpers, in allen Irrationalitäten desselben und insbesondere im Kriege, der ja als die größte soziale Irrationalität betrachtet werden kann, die notwendige Folge der heutigen Wirtschaftsordnung allein, in sich selbst aber — das Heilmittel dagegen. Die sozialistische Internationale, die die Losung der Parteibegründer: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" in greifbarer Gestalt verwirklichte, sollte das wirksamste Mittel zur Unterdrückung des Kriegswesens darstellen. Der jetzige Krieg kam — und die deutsche, französische, belgische und serbische Sozialdemokratie hat sich von Anfang an jede der nationalen Gesamtbewegung ihres Landes, die sie auf den Kriegsschauplatz führen mußte, angeschlossen; die englische Sozialdemokratie hat dasselbe nach anfänglichem Zögern getan; ihrer Regierung entgegen trat nur die russische Partei, in letzter Zeit aber haben sich, wenn auch vereinzelte, Führer der sozialistischen Bewegung in Rußland zum Kriege bejahend gestellt. Dessen aber nicht genug, hat das Exekutivkomitee des Internationalen Sozialistischen Bureaus, unter Umgehung der deutschen Fraktion, einen Aufruf an das deutsche Volk erlassen, in dem der Krieg gegen Deutschland als im wesentlichen Interesse des Sozialismus liegend dargestellt wurde; diesem Aufruf folgte ein zweiter derselben Organisation an die Neutralen, worin auf die angeblichen Greueltaten des deutschen Heeres hingewiesen wurde. Der angebliche Einwand, beide Aufrufe seien nur von der belgisch-französischen Sektion erlassen und haben nur durch einen Irrtum des Übersetzers in der Unterschrift den Charakter einer Kundgebung der Gesamtorganisation erhalten, ist bisher nicht bekräftigt worden. Bei der ausländischen Sozialdemokratie hat dabei wohl auch der allgemeine Haß gegen das Deutschtum oder das Preußentum mitgewirkt, während die deutsche Sozialdemokratie in ihren Äußerungen, wie selbst der uninteressierte Beobachter zugeben muß, stets sachlich und objektiv geblieben ist, ja eine Einfühlung und Anerkennung des fremden Wesens gezeigt hat. — Endlich der nach so vielen gebrachten Opfern und vergossenem Blut nach Kopenhagen zusammenberufene sozialistische Kongreß, an dem allerdings — bezeichnenderweise — nur Sozialdemokraten neutraler Länder

teilnahmen, hat es über theoretische Wünsche zu keinen irgendwie greifbaren, die Kriegslage verbessernden Ergebnissen gebracht. Die verschiedenartige Beweisführung, auf die die sozialistischen Vereinigungen der kämpfenden Länder ihr Vorgehen stützten, soll uns von seiner inhaltlichen Seite unten beschäftigen. Jetzt handelt es sich darum, die Stellungnahme der deutschen Sozialdemokratie selbst, als der theoretisch und praktisch durchgebildetsten zu untersuchen. Betrachten wir die maßgebende Literatur näher, so finden wir eine Fülle auf unser Problem sich beziehender Ausführungen, aus denen wir hier nur die wichtigsten wiedergeben und einer kritischen Beleuchtung unterziehen können.

Im „März", in dem sich der Sozialismus in glücklicher Weise zum „Kultursozialismus" erweitert, weist A. Winnig („Der Krieg und die Arbeiterschaft", Heft 47) darauf hin, daß die Stellungnahme der Sozialdemokratie im heutigen Kriege „völlig aus dem innersten Triebe der Masse selbst" hervorgegangen ist und leitet diese Stellungnahme mit wohlbegründeten Beweisen aus der Geschichte der Partei selbst ab. In ihrer Jugendzeit befindet sich diese „außerhalb des Staatsganzen". Diese Periode müssen wohl alle sozialistischen Parteien in ihrem Lande durchmachen; insbesondere befindet sich die sozialistische Partei Rußlands in diesem Stadium — bemerkt treffend der Verfasser; und wir können hinzufügen, daß dadurch sich das — im Vergleich mit allen anderen sozialistischen Parteien der kriegführenden Länder — orthodoxeste Verhalten der russischen Partei dem Kriege gegenüber erklärt (wenn auch außerdem ein dem russischen Nationalcharakter aus historischen und psychologischen Gründen, auf die hier näher einzugehen nicht der Ort ist, anhaftender Doktrinarismus zweifellos mitspielt). — „Der wirtschaftliche und politische Aufschwung entwickelte aber in der deutschen Arbeiterklasse die Grundlagen eines neuen Staatsbürgergefühls." Politisch: „Mit dem Eintritt in die Gesetzgebungs- und Verwaltungskörperschaften erhielt ihr Handeln eine andere Richtung: mit der Verneinung des Staates konnte sie dort nicht arbeiten." Wirtschaftlich: „Hatte nicht der glanzvolle Aufstieg der deutschen Industrie — hatte er nicht auch den Aufstieg der Arbeiterverbände zur Folge gehabt, hatte er ihn nicht erst ermöglicht? Hatte er nicht erst die Vorbedingungen für die Verbesserung und Veredelung des Arbeitsverhältnisses geschaffen? Der Zusammenhang war zu durchsichtig, um nicht erkannt zu werden ... In der Ausdrucksweise des Alltags hörte man die neuen Gesichtspunkte. In den scharfen Diskussionen erklangen zuweilen ungewohnte Worte: die Interessen unseres Gewerbes; die Blüte unseres Industriezweiges ... Auch hier im Wirtschaftsleben stand man nicht mehr draußen." So kam es, daß „an der Oberfläche noch verjährte Formeln und Begriffe herrschten, die ihr geschichtliches Recht gehabt hatten in einer Zeit des heroischen Kampfes gegen eine ganze feindliche Welt, die aber, vorerst in ihrem Wesen zögernd nur im Bewußtsein der Bewegung, durch die Ergebnisse des Kampfes unwirklich und schattenhaft geworden waren". Daß diese verjährten Formeln als solche erkannt werden, bestätigt uns ausdrücklich J. Bloch in einem „Der Krieg und die deutsche Sozialdemokratie" (Sozialist. Monatshefte, Heft 16) betitelten Aufsatz; auch E. Fischer bezeichnet sie in demselben „unabhängigen Organ für Theorie und Praxis des Sozialismus" unumwunden als „Wortgebilde" („Der Sozialismus während des Krieges", Soz. Monatsh., Heft 18). Und es ist wohl bezeichnend auch, daß die Gemeinsamkeit der Interessen, von der jener „März"-Aufsatz spricht, und seine Bedeutung für die gewerkschaftliche Entwicklung ausdrücklich von Max Schippel in einem Aufsatz „Krieg, Gewerkschaften und Genossenschaften" (Soz. Monatsh., Heft 16) hervorgehoben wird.

Und nun handelt es sich darum, ob diese Stellungnahme der Sozialdemokratie zum gegenwärtigen Krieg eine „zufällige", d. h. vereinzelten Ursachen zu verdankende oder aber das Werk konstanter historisch-psychologischer Notwendigkeiten ist. Wir stehen nun nicht an, die Frage im letzteren Sinn zu beantworten. Die, oben betonte, durch die geschichtliche Entwicklung der Sozialdemokratie selbst bewirkte allmähliche Eingliederung in den Staatsorganismus, als auch engere Verknüpfung mit den



Interessen der gesamten Volkswirtschaft, sie gilt nicht nur für die deutsche, sondern auch für die Sozialdemokratie aller entwickelten westeuropäischen Länder. **Die Ständigkeit der Zusammenarbeit innerhalb des eigenen Staates sowie des organischen Lebens innerhalb der eigenen Nation ist ferner von einem unzweifelhaften psychologischen Übergewicht über die im Vergleich hierzu sporadische internationale Berufstätigkeit.**

Was mir aber gleichfalls besonders bemerkenswert erscheint, ist die **Verschiedenheit der Beweisführung, durch die die sozialistischen Parteien der verschiedenen Länder ihr Vorgehen im heutigen Kriege zu rechtfertigen suchen.** „Die französischen Sozialisten fühlen sich verpflichtet zu kämpfen als Republikaner gegen das Kaiserreich. Die gleiche Verpflichtung zum Kampf empfanden aber die meisten deutschen Sozialdemokraten, denn ihnen erscheint der Krieg als Kampf eines Reiches mit allgemeinem, gleichem Wahlrecht, Koalitionsrecht und Preßfreiheit gegen den zarischen Despotismus. Die Deutschen kämpfen gleichzeitig gegen den Zaren und die Republik, die Franzosen gleichzeitig gegen den deutschen ‚Imperialismus' und für den russischen Absolutismus" (**Kautsky**). Kennzeichnet nicht diese schwankende, mannigfaltige Argumentierung die nicht nur praktische, sondern auch theoretische Unmöglichkeit der Festhaltung eines parteilichen Dogmas einem Elementarereignis wie dem Krieg gegenüber? Ferner: **die psychologisch unvermeidliche Hineinbeziehung der subjektiv schwankenden ethischen und rechtlichen Begriffe in die Debatte über jeden Krieg** ist für unser Problem von der größten Bedeutung. Eine Nation wird sich immer im Rechte glauben; jedenfalls wird vom objektiven Standpunkt stets nur **eine** Nation Recht haben können. — Für die Zukunft aber ist das hier interessierende Problem das des Abstandes zwischen dem **Glauben** an die Möglichkeit der Verhinderung der Kriege durch die internationale Sozialdemokratie und den realen, konkreten Bedingungen der Entstehungsweise der Kriege. Einen Aufschluß über diese, wie die Erfahrung uns zeigt, durchaus wichtige Frage, finden wir in einer Reihe lehrreicher Aufsätze von **Kautsky** in der „Neuen Zeit". In dem Aufsatz „Die Sozialdemokratie im Kriege" (Heft 1) zeigt **Kautsky** zunächst die Undurchführbarkeit des Kriteriums Angriffs- oder Verteidigungskrieg, das **Bebel** in Übereinstimmung mit der großen Mehrheit der Partei auf dem Parteitag zu Essen (1907) zu einem für die Sozialdemokratie maßgebenden Kriterium erheben wollte: „Die Erfahrung zeigt, daß es Fälle gibt, in denen auch die größte politische Schulung nicht ausreicht, ohne weiteres bei Ausbruch eines Krieges einwandfrei festzustellen, wer der Angreifer sei. Schon deswegen, weil es Lagen gibt, in denen sich alle beteiligten Mächte in eine Sackgasse verrennen, aus der keine friedlich ohne erhebliche Einbuße an Kraft und Ansehen heraus kann, in der kampfloses Nachgeben für jede eine Niederlage bedeutet. Es hängt dann oft vom Zufall oder von dem verschiedenen Ausmaß diplomatischer Geschicklichkeit ab, wer den ersten Schlag tut und als der Angreifer erscheint."

Aber auch das zweite Kriterium: das proletarische Interesse, versagt im heutigen Krieg. **Kautsky** verweist hier auf die bereits oben hervorgehobene Verwicklung der beiderseits angerufenen Beweise und fragt, durchaus mit Recht: „Wo liegt das proletarische und demokratische Interesse?" Die Geschichte der Internationale aber, wie sie uns **Kautsky** selbst darlegt, ergibt, daß die Einigkeit der Internationale sich dreimal gezeigt hat: während des Burenkrieges, während des Russisch-Japanischen Kriegs und während des Balkankriegs, also in Fällen, wo von einem Gegenüberstehen der großen, maßgebenden Sozialistenparteien Europas, wie es heute der Fall ist, nicht die Rede sein konnte, wo die Realitäten des Krieges sich auf einem mehr oder weniger entlegenen Schauplatz abspielten. Indessen kommt doch für unser Problem alles in erster Linie auf diese Parteien an. Und hier ist nicht einzusehen, warum im Falle etwaiger weiterer europäischer Kriege vom heutigen oder ihm sich nähernden Ausmaß eine grundsätzliche Änderung des bisherigen Verhaltens eintreten sollte. Versagt, wie wir gesehen haben, das Kriterium des Angriffskrieges empirisch, so würde sich auch die Verwicklung in der gegen-

seitigen Abwägung der proletarischen Interessen zweifellos wiederholen, wie dieselbe Geschichte der Parteidifferenzen während aller europäischen Kriege lehrt. Vielmehr ist zu erwarten, daß dasjenige dritte Kriterium, das Kautsky als empirisch im letzten Grunde maßgebend anerkennt, auch künftighin durchgreifen würde: „Mochte man darüber streiten, wer der Angreifer sei, wer der Angegriffene, was die Demokratie Europas mehr bedrohe, ein Sieg Deutschlands über Frankreich, oder ein Sieg Rußlands über Deutschland; eins ist klar: jedes Volk, und auch das Proletariat eines jeden Volkes, hat ein dringendes Interesse daran, den Landesfeind am Überschreiten der Grenzen zu hindern, da dadurch die Schrecken und Verheerungen des Krieges ihre furchtbarste Form, die der feindlichen Invasion, annehmen. Und in jedem nationalen Staat muß auch das Proletariat seine ganze Energie dafür einsetzen, daß die Selbständigkeit und Geschlossenheit des nationalen Gebiets unversehrt bleibt. Das ist ein wesentliches Stück der Demokratie, dieser notwendigen Basis für den Kampf und den Sieg des Proletariats."

Verbleiben wir also nicht auf dem Boden der Zukunftsträume, sondern — was in jedem Falle und vom Standpunkte aller Parteien das heilsamere ist — auf dem der Realitäten, so erweisen sich die Sozialdemokratien aller entwickelten Länder ihrem Wesen nach als innerstaatliche Klassenorganisationen. Die Internationale aber, sagt Kautsky, und wie schwer muß hier gerade sein Bekenntnis wiegen: „ist kein wirksames Werkzeug im Kriege, sie ist im wesentlichen Friedensinstrument".

Dr. E. Hurwicz

Goethe-Spitteler und die Seinen

Der Verleger Spittelers, Eugen Diederichs, hat im „Buchhändler-Börsenblatt" von seinem Dichter behauptet, er kümmere sich nicht um die Menge, er sei ein Einsamer „wie Nietzsche", der „vornehme" Mensch, der Mensch „von der höchsten vornehmen Gesinnung", der freilich — einem Goethe vergleichbar — dem deutschen Krieg abseits bleibt.

Darauf erwidert Max Bruns (Minden i. W.) in dem selben Buchhändlerblatt: „Nicht davon spreche ich, daß Spitteler als Dichter ein Geist vom Range Goethes genannt ist. Auch dieses Diederichsche Wort sei unangetastet, — wie alles, was in irgendeinem Sinne monumental ist. Aber daß Goethes Abseitsstehen in den Befreiungsjahren sich heute in Spitteler irgendwie wiederhole: das ist das Wort, dem abermals mit Nachdruck widersprochen werden muß. Denn der einsamste Herr Spitteler ist doch wohl nicht ‚abseits' geblieben! Er hat seine Stimme erhoben wider deutsche Art! Und das hat die Männer verletzt, die Eugen Diederichs belehren will und gegen die er schweizerische Brief- und Pressestimmen anführt, um in der hier aufgerollten deutsch-nationalen Frage seinen Meinungen und Belehrungsversuchen eine stärkere Klangfülle zu geben! ...

Wäre Spitteler ein vornehm-einsamer Dichtergeist jemals gewesen, so hätte er bei Erscheinen seines ‚Olympischen Frühlings' nicht einen Werbevortrag über sein Werk mit angefügter Vorlesung einzelner Abschnitte der Dichtung veranstalten mögen. Er hat von je nach Fühlung mit dem zeitgenössischen Publikum gestrebt — der goethegleiche Kunstwart-Mitarbeiter. ...

Nicht nur befrembet, sondern geradezu verletzt und empört hat aber der undeutsche Geist des angeblich neutralen Vortrags. ... Das Peinliche, Unreine liegt nun in der Erkenntnis, daß ein Mann, der in deutscher Zunge ein ‚Weltanschauungsepos' gedichtet und durch einen deutschen Verleger es deutschen Lesern hat übermitteln lassen, als undeutsch in seinem Fühlen sich enthüllt hat.

Ich habe hier die Frage nicht zu prüfen, wie weit in seinem Lebenswerk ein Spielen waltet; — aber mit der Wirkung seines Schaffens hat Spitteler offensichtlich bewußt gespielt, wenn er sich zu einer politischen Rede mit antideutschem Einschlag aus freiem Antrieb dahinstellte, offen erklärend, es sei ihm wohl bewußt, daß er mit einer einzigen Zeile, mit einem mannhaften, wahrhaften Ausspruch seinen guten Ruf in Deutschland verwirken könne. Er wußte also, daß seine Gesinnungen nicht wider französisches oder belgisches oder englisches oder serbisches, sondern daß sie gerade wider deutsches Empfinden gingen, daß ihre ‚mannhafte, wahrhafte' Äußerung die Deutschen gegen ihn empören mußte. Indem er dieses wußte und erklärte, tat er seine antideutschen Äußerungen: So tief wühlte in ihm das Bedürfnis nach offener Aussprache seines antideutschen Fühlens. Wer kommt noch her und wirft sich irgendwie zu dieses Mannes, zu dieses antideutschen Geistes Fürsprecher auf? — Ein deutscher Verleger? ...

Ein Dichter deutscher Zunge, der in undeutschen Begriffen denkt, und gar in antideutschen? So quälend es wirkt, es ist plausible Wahrheit . .

Als Spitteler sein ‚olympisches' Epos geschrieben hatte, trat er vor ein französisch sprechendes Publikum in Neuveville und erklärte nicht ohne das lächelnde Selbstgefühl des Menschen, der sich originell weiß, gewiß sei ‚einzig im deutschen Sprachgebiet' solch ein ‚sonderbarer Kauz' wie er selber denkbar, der in entsagender Einsamkeit ein großes Stück seines kurzen Lebens an ein mythologisches Versepos wenden müsse. Dennoch werde man in Frankreich einem gereimten Götter-Epos eher Gerechtigkeit und Ehrerbietung widerfahren lassen als in Deutschland. In Deutschland rechne er auf ein scholastisch-voreingenommenes Geschrei ... Immerhin fand so durch den Zufall der deutschen Sprache und durch ein Mißverständnis deutschen Verleger- und Kritikerurteils der Schweizer Dichter nun doch einzig in Deutschland sein gläubiges, freudiges Publikum — ‚das ihn umjubelte und nie verstand', wie Herr Diederichs sagt, der selber zu den Gläubigen gehört und seinen Autor einem Dante beigesellt. ...

Mag fischblütige Kunstobjektivität es anders halten; mag der frühere Freund der Hodlerschen Kunst auch jetzt noch seine Freude an den Bildern Hodlers haben und dabei ... ein schönes Gleichmaß in der Logik seines Fühlens offenbaren. Es sei ihm nicht geneidet noch verwehrt. Verwehrt aber sollte es jedem Deutschen sein, einen Deutschen zu schulmeistern und ihm kosmopolitische Reden zur sittlichen Rechtfertigung Karl Spittelers zu halten, wenn dieser Deutsche Spittelers undeutsche, unvornehme Gesinnung erkennt und diesem undeutschen Geist den Rücken kehrt. Es ist nicht die Frage, ob das Spitteler schade....

Eugen Diederichs hat ihn Dante beigesellt. Eugen Diederichs hat Margarete Susmann wegen ihres Buches ‚Von der Liebe' (Verlag Eugen Diederichs in Jena) neben Platon — jawohl doch: neben Platon gestellt. Solche Aussprüche stehen für mich gigantisch unantastbar da, und wenn es lediglich um die dichterische Bedeutung Spittelers ginge und gehen könnte, so wäre für mich zu diesem Thema nichts zu sagen. Über Dante-Spitteler oder Goethe-Spitteler disputiere ich nicht.

Nun aber: Es geht nicht darum! Es geht um den Menschen Spitteler, den Diederichs ‚einsam' und ‚höchst vornehm' nennt, und der sich vulgär in jedem Sinne gezeigt, als er, der Deutsch-Schweizer, der wider eigenes Erwarten nicht in Frankreich, sondern in Deutschland Bewunderer und Freunde seines Schaffens gefunden hatte, unter dem Deckmantel der Neutralität in Stunden deutscher Not sich hämisch wider deutsche Art gewandt hat. Und es geht um die Frage, ob man in diesen Zeiten bei der Nichtachtung des Menschen Spitteler noch Lust an der buchhändlerischen Förderung seiner Werke haben soll, oder ob man an dem undeutschen Wesen eines Dichters deutscher Zunge sich ärgern und seine Bücher in deutscher Entrüstung boykottieren darf, weil man keinen Unterschied machen will zwischen Mann und Tat, und weil man sich lakaienhaft unwürdig vorkommen würde, wenn man fürder noch für dieses Mannes Wirken sich einsetzen wollte. Und diese Frage will ich schlicht bejahen ..."

Nun noch das Schlußwort, das die „Süddeutschen Monatshefte“ dem glücklich der deutschen Gefahr entronnenen Goethegleichen nachrufen — er hat inzwischen von seinem „neutralen“ Gemüt so heiß ersehnten Anschluß an die Genfer usw. Franzosenblätter gefunden —:

„Ferdinand Avenarius hat es fertig gebracht, sich im ‚Kunstwart‘ für die schöne Wärme zu bedanken, mit der Spitteler dies Verhältnis geschildert habe. Alte deutsche Weise, auf einen Fußtritt mit einem Bückling zu erwidern. Wir kennen keine schnödere Herzenskälte von Berechnung und Politik, als sie uns aus diesem Vortrag eines Heldendichters anweht, der die deutschen Schweizer ermahnt, in der Stunde, in der ihre Blutsbrüder im Reich und in Österreich um Leib und Leben kämpfen, nur ja die Kühle des unbeteiligten Geschäftsmannes niemals auch nur in Gedanken zu verlieren und die würdige Trauermiene, die dem Neutralen jetzt ansteht, nur ja nicht etwa gegen Deutschland um einen Schatten herzlicher zu zeigen als gegenüber Kosaken und Senegalnegern; der mit einer Einseitigkeit, die wie bewußter Hohn wirkt, von dem verführerischen ‚Zischeln‘ unsrer Presse redet und überlegen über den ‚wohlmeinenden Zuspruch‘ der deutschen Vettern spöttelt — ohne ein Wort dafür zu finden, was unsere Feinde in alle Winde schreien und daß unsere, vielleicht oft täppischen Versuche doch nur eine schwächliche Notwehr waren gegen den abgefeimtesten und schmachvollsten Verleumdungsfeldzug, der je die Erde betrogen hat; der das Mitleid für Belgier und Serben aufruft, weil sie als Kleine schnöder Übermacht erliegen — und kein Auge dafür hat, daß im Ganzen dieses Weltenringens wir es sind, die gegen die furchtbarste Übermacht nur durch unsere eigene Kraft uns aufrecht und siegreich erhalten; der es uns als ‚seelischen Stilfehler‘ ankreidet, wenn wir uns gegen den Vorwurf heimtückischen Mordes, den er selber wiederholt, zur Wehr setzen — und der im selben Atem imstande ist, zwischen Leichenhügeln geliebter Toten, zwischen rauchenden Städten und weinenden Müttern mit scheinheiliger Gerechtigkeit über uns zu Gericht zu sitzen; der das Gefühl des Zuschauers an diesem Völkerringen, sicher ganz aufrichtig, der Heldendichter, mit den Worten beschreibt: ‚In Kriegszeiten, wo wir Gefahr wittern, befinden wir uns in der Lage des Bauern, der im Walde ein Wildschwein grunzen hört, ohne zu wissen, kommt es, wann kommt es, und woher kommt es‘; der, der Heldendichter, in einer Stunde, wo eine Woge von Opfer- und Heldenmut ohnegleichen über alle kämpfenden Länder hinflutet, mit dem ganzen frechen Pharisäertum eines in seiner Wohlhäbigkeit gefährdeten Geschäftsphilisters von seinem Pult predigt: ‚In der Tat läßt sich die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einen einzigen Satz zusammenfassen: ‚Jeder Staat raubt, soviel er kann. Punktum.‘ — Ja, Punktum, Karl Spitteler. ...

Alle Freundschaften aus Friedenszeiten, alle Zusammenhänge des Blutes und der Kultur, so hast du uns erklärt, sind jetzt ‚Harmlosigkeiten des Zivil‘, ‚Philologie‘, die am Ende gar für den Beteiligten gefährlich werden könnten und deshalb aufs eiligste abzulegen seien: ‚Vor dem militärischen Kommandoruf und dem patriotischen Klang der Kriegstrompete verstummen alle andern Töne, auch die Stimme der Freundschaft.‘ In der Stunde unserer größten Not und unserer höchsten Erhebung nimmst du, Freund im Frieden, gelassen die politische Türklinke in die Hand und machst sie wohlgemut hinter dir zu. Hältst du uns wirklich noch für so altmodisch michelhaft, daß wir sie dir wieder aufmachen werden? Oder willst du dich — du kündigst es ja schon ganz harmlos an — vielleicht sogar selbst herablassen, wenn der unangenehme Spektakel so oder so vorbei ist, wieder den Kopf zur Tür hereinzustrecken nach dem ‚frühern schönen, traulichen, unbefangenen Geistesverkehr‘? Dann wirst du hoffen wir, ein Volk finden, das in der Einsamkeit der Gefahr mit sich selber ins reine gekommen ist, stark und reich genug, auch schmerzliche Schlußstriche unter seine früheren Verhältnisse zu setzen. Und diesem Volk wirst du, Karl Spitteler, sein, was du in der Stunde der Entscheidung selbst zu sein erwählt hast: ein gleichgültiger schriftstellernder Bürger eines neutralen Staates, aber kein deutscher Dichter.“



Deutsche Art im Lichtspielwesen

Die große Zeiten- und Weltenwende, in der wir nun mitten darinstehen, hat uns bereits ein unendlich wertvolles Gut gebracht: die Zurückbesinnung auf uns selbst und die Abstreifung fremdländischen Wesens. Und diese Wandlung, so dürfen wir hoffen, wird dauernde Nachwirkung haben.

Aber diese Wandlung ist in zweierlei Beziehung wertvoll: in wirtschaftlicher und in kultureller. Auf alle Seiten des Lebens hat sie sich schon ausgebreitet; aber nicht auf allen ist bereits diese ihre doppelte Bedeutung klar erkannt. Es gibt manche Gebiete, auf denen bisher nur die wirtschaftliche Freimachung vom Ausland betont wurde, ohne daß auch gleichzeitig die Freimachung auf kulturellem Gebiete genügend hervorgehoben wäre. Und zu diesen Gebieten gehört auch das Lichtspielwesen.

Wohlbekannt sind ja die nur allzu berechtigten Klagen über die Ausländerei in der Kinematographie. Immer von neuem mußten sie in den letzten Jahren erhoben werden, und wir brauchen an dieser Stelle nur kurz daran zu erinnern. Obwohl die deutsche Filmindustrie durch ihre Leistungen genug ihre Fähigkeit, Gutes und sogar Hervorragendes zu schaffen, erwiesen hat, beherrschen immer noch die ausländischen Filme unbestritten den Markt. Bedeutende Summen wandern dafür ins Ausland; von einer entsprechenden Ausfuhr deutscher Filme kann kaum die Rede sein. Und allen voran an Meterzahl marschieren die französischen Filme.

Oft genug ist auch auf die große Gefahr in politischer Beziehung hingewiesen, die darin liegt, daß alle Welt sich unter diesen Umständen besser über die Truppenschauen in Longchamp und über das gymnastische System des französischen Marineleutnants Hébert unterrichten konnte und sogar mußte, als über entsprechende und höhere Leistungen bei uns. Ebenfalls wurde häufig darauf hingewiesen, daß französische Firmen das alleinige Aufnahmerecht bei bedeutenden vaterländischen Feiern in unserem Vaterlande erlangten.

Und noch mehr. Ebenfalls wohlbekannt ist — wir kommen hiermit schon ins Gebiet der Kulturwerte —, daß der unangenehme Zug auf das Theaterhafte im schlechten Sinne, der mit dem Begriff Kino untrennbar verbunden schien, auf das Konto der französischen Erzeugnisse zu setzen ist. Wir sind ja auch auf dem Gebiet des eigentlichen Theaters, der Sprechbühne, schon längst über den alten Stil hinausgewachsen sind, den die Comédie française noch hochhält. Auch der französische Humor liegt uns gar nicht; und einsichtsvolle Beurteiler haben schon lange darauf hingewiesen, daß die amerikanischen Filme uns viel näherstehen, daß sie nicht nur in den moralischen Eigenschaften ihres Inhaltes, sondern auch in ihrer kulturellen Bedeutung für unser Leben den französischen vorzuziehen sind.

Bei all dem kümmert sich aber die ausländische (nicht nur die französische) Filmerzeugung so wenig um die einfachsten Wünsche in ihrem großen deutschen Absatzgebiet, daß sie nicht einmal für richtiges Deutsch in den Texten, die am Schirm erscheinen, zu sorgen für nötig hielt. Die gröbsten Schnitzer, die bei der Zuhörerschaft meist unberechtigte Heiterkeit auszulösen pflegen, sind leider auch jetzt noch nicht unmöglich geworden, wie man nach der Besserung in der letzten Zeit hoffen mochte. Ein großer und auch recht guter Film, der neulich (September 1914) viel gespielt wurde, leistete z. B. wieder die verblüffendsten Dinge in deutscher Sprache.

Nun kam die große Wandlung. Und wir können damit rechnen, daß die deutsche Filmindustrie nach dem Kriege in Deutschland auch das gebührende Tätigkeitsfeld endlich finden wird.

Aber damit ist, wie gesagt, erst die eine Vorbedingung eines deutschen Lichtspielwesens erfüllt. Im vollen Sinne können wir von einem solchen erst sprechen, wenn diese deutsche Filmindustrie auch deutsche Art erkennen läßt, wenn sie nicht nur nach „bewährten" ausländischen Mustern weiterarbeitet, sondern einen eigenen Stil herausbildete. Jeder häufige Besucher unserer Lichtspielhäuser kann auf den ersten Blick einen französischen Film von einem

amerikanischen unterscheiden. Daß man dermaleinst auch einem deutschen sofort seine Herkunft ansehen kann, diese Aufgabe muß in der Zukunft gelöst werden. Bevor dies nicht geschah, können wir von einem deutschen Lichtspielwesen nicht sprechen, und wenn es auch hundertmal mit ausschließlich deutschem Kapital arbeitet.

Was können wir von einem derartigen neuen nationalen Kinostil erwarten? Gibt es Einzelzüge, die wir bereits jetzt als charakteristisch für ihn hervorheben können? Eins ist sicher: um eine vollständige programmäßige Darlegung des Ganzen kann es sich noch nicht handeln. Stets sind auf dem Gebiet derartige Entwicklungen die Leistungen das Ursprüngliche gewesen, und der Kritiker zog seine Erkenntnisse von ihnen erst später ab, um sie in ein System zu bringen.

Der Verfasser sah einmal einen sehr hübschen Film, dessen Handlung eine Wassermühle, etwa im Hessischen, zum Mittelpunkt hatte. Die Schicksale der Menschen, die dort heranwuchsen, als Kinder miteinander spielen, dann Liebe und Ehe miteinander erleben und zuletzt wegsterben, diese gruppierten sich stets um den Mühlenteich, das Wehr und den Bach; und das große Wasserrad bildete bei vielen Szenen nicht nur einen malerischen, sondern auch bezeichnenden Hintergrund. Und dann wurde der ganze kleine Ort geschildert und die waldgeschmückten Hügel, die ihn umstehen, und die einen schönen Blick auf das nahe Städtchen mit seinem schiefergedeckten Kirchturm dort in der Talmulde eröffneten. Die ganze Stimmung der mitteldeutschen Landschaft kam wundervoll zum Ausdruck, und mit ihr die ganze Poesie der engumgrenzten Lebensverhältnisse dort zwischen den Höhenzügen. Der Verfasser sah den Film in einem unbedeutenden „Kientopp" am Orte. Er konnte nicht in Erfahrung bringen, daß er auch in einem unserer großen Lichtspielhäuser vorgeführt wäre. Wenn dem wirklich so ist, dann wäre das außerordentlich charakteristisch. (Es wird betont, daß es sich hierbei nicht um einen Film aus den letzten Wochen, sondern um einen älteren aus dem Jahre 1913 handelt.)

Unser Heimatland! Wie wenig erfahren wir doch von ihm durch die „Flimmerkiste". Gewiß, einige ganz besonders berühmte Touristengebiete tauchen gelegentlich auf, aber von den im Führer weniger besternten Teilen unserer so unendlich reichen Heimat sehen wir nichts. Das muß auf zwei Weisen anders werden. Einmal muß die Filmerzeugung dafür sorgen, daß in den Landschaftsbildern, die jetzt in jedem Programm der besseren Lichtspieltheater nicht fehlen, Bilder aus Deutschland häufiger erscheinen. Auch diese Forderung ist keineswegs neu. Oft genug ist sie, freilich bisher ohne Erfolg, erhoben worden. Eine große deutsche Filmfabrik hatte einmal eine Reihe von deutschen Landschaftsaufnahmen angekündigt; leider erschienen sie nie. Es steht jetzt zu hoffen, daß das Publikum endlich einmal von dem verhängnisvollen Wahn läßt, das, was aus unserem Vaterlande kommt, sei „nicht weit her", wie unsere Sprache so überaus bezeichnend sagt.

Dann aber — wir setzen voraus, daß das Lichtspiel wenigstens in einzelnen Leistungen (die aber von jedem Wettbewerb mit literarischen Werken grundsätzlich absehen müssen!) eine Kunstgattung von eigenem Wesen schaffen kann — dann also käme die künstlerische Verwendung der Landschaften unseres Vaterlandes in Frage, etwa im Sinne des eben angedeuteten Beispieles. Die Natur müßte die Handlung des Filmstückes bedingen, und ihre Stimmung müßte sie begleiten. Hier liegen noch reiche Möglichkeiten, die kaum erkannt sind.

Eine deutsche Filmerzeugung müßte also zunächst im deutschen Boden wurzeln. Damit ist nun aber nicht gesagt, daß sie ihre Stoffe nur innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle suchen solle. Auch draußen gibt es Anregungen genug. Aber — und das ist der zweite bedeutsame Hauptpunkt — es kommt darauf an, welcher Anregung man folgt, und mit was für Augen man die Erscheinungen im Ausland anschaut. Das wird sich sehr viel mehr als in den Landschaftsaufnahmen aus fremden Ländern — die wir nicht zu unterdrücken, sondern nur auf den gebührenden bescheideneren Umfang herabzusetzen brauchen —, in den charakteristischen Filmgeschichten zeigen, die in fremden Ländern spielen.



Die französischen Erzeugnisse haben ja die sattsam bekannte Eigenschaft, daß sie alles, was mit der Liebe zusammenhängt, zur Haupttriebfeder aller Handlungen zu machen pflegen. Deutscher Art würde es mehr entsprechen, statt der Erotik den Kampf in den Mittelpunkt zu stellen: den Kampf mit feindlichen Mächten in der Umwelt und mit dem eigenen Schicksal. Wieder wollen wir betonen, daß es sich nicht um ein Ausmerzen, sondern um ein Begrenzen handelt. Nicht, als ob in einem Filmstück, dessen deutsche Herkunft erkennbar sei, die Liebe gar keine Rolle spielen dürfe; nur nicht die einzige, die alle anderen ausschließt, möge sie spielen. Die ewigen Liebesszenen mögen zur Seite treten; die Wünsche der Frau oder besser des Weibes mögen nicht alles bestimmen, ein männlicherer Geist möge die Lenkung der Handlung übernehmen. Er kann natürlich eine Geschichte von der Nordseeküste ebensogut bedingen, wie eine aus dem Apennin oder aus Sumatra. Nur auf den männlichen Geist kommt es an, um die deutsche Herkunft zu zeigen.

Auch auf diesem Gebiet berühren uns die amerikanischen Filme vertrauter als die französischen, denn sie haben den Wagemut des Mannes viel nachdrücklicher zum Thema. Nur daß dieser sich dort allzuoft auf sportlich-technische Kunststücke wirft, sagt uns weniger zu.

Das alles ist Zukunftsmusik. Nur zwei der Hauptthemen konnten wir anklingen lassen. Alles andere müssen wir der Entwicklung überlassen. Hoffen wir, daß sie nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf kulturellem Gebiet deutsch wird. Denn auch auf diesem Gebiet, ebenso wie bei so zahlreichen anderen, handelt es sich nicht nur um ein deutsches Geschäft, sondern um deutsche Art.

Dr. Wilhelm R. Richter

Ein Vergessener

Am 8. März 1890 starb Hermann Conradi. Man denkt an die Jungen der achtziger Jahre mit ihrem Schlagwort Natur und Wirklichkeit, an Arno Holz mit seinem konsequenten Naturalismus. — Fünfundzwanzig Jahre! — „Wer von den heute Lebenden", fragt Edgar Steiger im „März", „weiß noch von ihm. Kaum daß hier und da noch einer in den ‚Liedern eines Sünders' blättert und plötzlich erschrickt, als ob ihm eine heiße Flamme ins Gesicht schlage. Als er mit 28 Jahren in Würzburg starb, war sein eifrigster Leser der Leipziger Staatsanwalt, der in seinem ‚Adam Mensch' ein unzüchtiges Buch entdeckt hatte. Er selbst hat die Verurteilung nicht mehr erlebt. Und wenn — er hätte höchstens gelächelt und dann ausgespuckt.

Was er war? Einer von jenen Einsamen, die beständig vor sich selbst auf der Lauer liegen und über jede Stunde ihres Daseins Gericht halten. Bald ein Gott, der sich nicht von dieser Welt fühlt, bald ein Narr, der aus der eigenen Haut fahren möchte und zu flennen beginnt, wenn es ihm nicht gelingt. Ein Ankläger, der mit der Pose eines Schauspielers der Welt den Spiegel vorhält und ihn im selben Augenblick mit der Faust zertrümmert. Ein Übermensch, der mit Siebenmeilenstiefeln seiner Zeit vorauseilen möchte und im gemeinen Kot des Alltagslebens stecken bleibt. Ein Tempelschänder, der alte Gesetzestafeln zerbricht, und ein blinder Prophet, der trunken von neuen redet, die er nicht lesen kann. Ein brünstiger Asket, der seinen Leib in der wüstesten Sinnenbrunst badet, um den Ekel des Lebensüberdrusses erleben zu können. Und da er bei allem, was er lebte, zugleich Schauspieler und Zuschauer war und jede Sekunde seiner seelischen Zustände in ihre Atome zerfaserte, blieb von dem ganzen Menschen schließlich nur ein Bündel verworrener und widersprechender Stimmungen übrig, aus denen ein absterbendes und ein werdendes Jahrhundert der Menschheit zu uns redete.

Das ist viel und wenig, je nachdem man die Maßstäbe anlegt. Er war ein Stück Genie, aber kein Talent. Über Maßhalten und Sichbescheiden lächelte er verächtlich. Lieber wiegte

er sich in der Schaukel des Größenwahns, um den quälenden Zweifel an sich selbst loszuwerden, oder prahlte mit einem abstoßenden Zynismus, um das Schamerröten seiner mimosenhaften Seele zu verbergen. Aber vergleicht man ihn mit dem, was um ihn war, nach ihm kam, so wächst er zusehends. Denn er war eben — auch einer. ...

Gewiß sind seine ‚Phrasen' als Dichtung ungenießbar und sein ‚Adam Mensch' nur als prachtvolles Zeitdokument richtig zu würdigen. Aber eines gewährt dem, der diese Selbstbespiegelungen mit dem Spiegel vergleicht, einen einzigartigen Genuß: einen jungen Draufgänger von Künstler im ehrlichen Ringen mit der Tücke des künstlerischen Objekts zu beobachten. Und daß dieses Objekt, das sich gegen die künstlerische Stilisierung sträubt, eben der gestaltende Künstler selber ist, gibt diesen merkwürdigen Autobiographien eine solche Lebendigkeit, daß dem, der sie so zu lesen versteht, die Unarten des ringenden Dichters zu lauter Tugenden werden. Und stoßen wir gar auf Stellen, wo die sprachschöpferische Kraft das Objekt bezwungen hat, so fühlen wir erst, was uns dieser Achtundzwanzigjährige hätte schenken können, wenn —

Doch ich sehe wieder, wie verächtlich sich die Mundwinkel des verschrumpelten Gesichts abwärtsziehen, während die stahlharten Augen mich herrisch anblitzen: ‚Auch du?'"



Kalewala, das Volksepos der Finnen

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts unternahmen es einige Gelehrte und Literaten aus Finnland, eine große Zahl finnischer Volksdichtungen zu sammeln. Der eifrigste dieser Sammler war Elias Lönnrot, der Sohn einfacher Leute und Arzt von Beruf. Im Jahre 1834 überreichte er der Finnischen Literatur-Gesellschaft eine Sammlung, die sechzehn Runen oder Gesänge enthielt, welche ein Ganzes von 5000 bis 6000 Verse bildeten. Im folgenden Jahre fügte er seiner ersten Sammlung sechzehn neue Runen hinzu und gab dieses Epos, das jetzt mehr als 12000 Verse zählte, unter dem Titel „Kalewala oder Karelische Runen des Finnischen Altertums" auf Kosten der Finnischen Literatur-Gesellschaft heraus. Trotz des sehr lebhaften Erfolges vergingen Jahre, ehe die erste Auflage von 500 Exemplaren abgesetzt wurde; aber Lönnrot ließ sich nicht entmutigen und bereitete von 1847 an eine zweite Ausgabe vor, die 1849 herausgegeben wurde, noch vollständiger als die erste ist und fünfzig Runen mit 22793 Versen zählt. Seitdem haben sich die finnischen Ausgaben der Kalewala vermehrt; ein noch vollständigerer Text wurde 1887 von A. V. Forsman herausgegeben. Man hat Auszüge daraus zum Gebrauch für Schulen gemacht und es ins Schwedische, Deutsche, Ungarische, Russische, Englische und Französische übersetzt.

Dieses Erfolges war Lönnrots Werk wert, und der Arzt aus Finnland hatte sich um seine Landsleute wohl verdient gemacht. Während langer Jahre hatte er unter zahllosen Schwierigkeiten ganz Finnland bis zu den russischen Provinzen durchwandert, hatte bei den Bauern gelebt, ihre Zurückhaltung und bisweilen ihre Feindseligkeit durch Wohlwollen und Einfachheit des Benehmens überwunden und sorgfältig die Gedichte aufgezeichnet, die von Sängern bei der Abendunterhaltung vorgetragen wurden. Diese laudaja, runoja, die rittlings einander gegenüber auf einer Bank saßen, sich bei den Händen hielten und sich leicht hin und her wiegten, trugen wechselweise ihre Verse vor, die alle von einem einzigen Versmaß und oft von gleichem Inhalt waren, wobei der letzte Sänger mit anderen Worten das wieder aufnahm, was der erste gesagt hatte, und einen neuen Gedanken hinzufügte, der von seinem Begleiter seinerseits wieder aufgenommen wurde. Und was behandeln die Gedichte dieser Bauern? Die Entstehung von Himmel und Erde und die Geburt Wäinämöinen's, des ewigen Sängers, oder Beschwörungen und Formeln, mit denen der höherstehende Mensch (der Schamane)

die Elemente bändigt, über seine Feinde siegt, Krankheiten heilt und Wunden schließt (Fluch des Eisens, weil es verwundet), oder auch noch Vorschriften über die Pflichten der Eheleute (Ratschläge für die Tochter der Wirtin von Pohjola), traurige Idyllen (Tod der Aino), tragische Ereignisse (Kulervos Liebesleidenschaft und Tod) oder endlich die Kämpfe der Helden, die mehr mit Zaubermitteln als mit den Waffen in der Hand fochten.

Alle diese Gedichte, die besonders an Ursprung und Alter so verschieden sind — die einen gehen auf das grauste Altertum zurück, andere zählen von der Einführung des Christentums in Finnland — überdachte Lönnrot mit Liebe, und dank der allen bekannten Form des Verses (Vers von acht Silben in trochäischem Rhythmus mit gleichem Anlaut mehrerer Wörter und Silben), die schon eine äußere Einheit ausmachte, und dank der häufigen Wiederkehr derselben Helden, wodurch etwas wie eine innere Einheit herbeigeführt wurde, gelang es ihm, sie in eine solche Form zusammenzustellen, daß sie untereinander verbunden waren, und daß der (zuweilen erzwungene) Zusammenhang zwischen ihnen klar genug erschien und den Leser über die Einheit des Gedichts täuschte. Selbst ein Sänger und Diaskeuast, erlaubte er sich, und mit größerem Rechte, das, was sich die ländlichen Sänger erlaubten, die ihm ihre Lieder geliefert hatten, und änderte sie gelegentlich ab — nicht, indem er fremde Elemente hineinbrachte, sondern durch neue Verbindungen und durch Einschaltung dieses oder jenes Bruchstücks, das einer anderen Rune entnommen war. Zu sehr Dichter und in seinen Gegenstand zu verliebt, um sich zu entschließen, seinen Landsleuten nur ermüdende Dokumente zur Lektüre zu geben, war er andererseits zu sehr Gelehrter und zu gewissenhaft, um die Volkserzählungen dadurch zu verändern, daß er ihre Echtheit und ihren mythologischen Wert schmälerte. Er war kein Homer und konnte, da er zu spät kam, keiner sein; er hat kein Macpherson sein wollen und hat nicht daran gedacht, eine Sammlung wie zum Beispiel die Edda zu geben, die niemals ein Nationalepos für die Skandinavier wird, weil die Sprache darin zu modern ist, wie es die Kalewala für die Bewohner Finnlands ist.

Der Inhalt der Kalewala ist schon durch das Vorhergehende angedeutet; ohnehin ist es schwierig, eine genaue Zergliederung eines Epos zu geben, in dem Episoden und rein lyrische und didaktische Stücke im Überfluß vorhanden sind. Jedoch erkennt man ziemlich gut zwei Teile. Der erste hat die Eroberung der wunderschönen Tochter der Wirtin von Pohjola, der Frau des Nordlands, des Landes der Lappen —

„Eine Zier von Land und Wasser,
Sitzend auf der Lüfte Bogen,
Glänzend an des Himmels Wölbung
In dem strahlenden Gewande,
In dem schimmerhellen Kleide“ —

durch drei Helden des Landes Kalewala (Finnland?) zum Gegenstande. Diese Helden sind: Wäinämöinen, der göttliche Sänger, der die finnische Poesie verkörpert, Ilmarinen, der geschickte Schmied des Sampo, einer Art Palladium, von allen begehrt, weil sein Besitz Glück und Wohlstand bringt, und Lemminkäinen, der fröhliche Verführer, dem weder Frauen noch junge Mädchen widerstehen. Dank der Zauberhilfe der Nordlandsjungfrau trägt Ilmarinen den Sieg über seine Nebenbuhler davon und man feiert die Zauberhochzeit, auf der Wäinämöinen zum ersten Male das Bier besingt:

„Bier entstehet aus der Gerste,
Aus dem Hopfen gut Getränke;
Doch entsteht's nicht ohne Wasser,
Ohne Kraft des wilden Feuers.“

Der zweite Teil beschäftigt sich mit dem Suchen nach dem Sampo, der nach Ilmarinens Hochzeit in Pohjola zurückgeblieben ist. Die drei alten Nebenbuhler vereinigen sich zu diesem

Zuge. Nach vielen Kämpfen, in denen Wäinämöinen dank seiner Zaubermacht und des Zaubers seiner Lieder, die er auf der melodischen Kantele begleitet, den Sieg davonträgt, bemächtigen sich die Helden Kalewalas des Sampo und fliehen damit aufs Meer. Aber die Wirtin von Pohjola holt sie wieder ein, und der Sampo zerbricht, als sie sich seiner bemächtigen will. Nur den Deckel davon kann sie nach Pohjola zurückbringen — daher die Armut ihres Landes.

Die letzte, ganz von Lönnrot bearbeitete Rune erzählt uns die sehr poetische Geschichte der Jungfrau Marjatta (Maria), deren wunderbares Kind, das sie nach dem Genuß einer Beere empfangen und, von ihren Eltern verstoßen, in einem Stalle zur Welt gebracht hat, alle vorhergehenden Helden verdunkeln soll. Vor ihm zieht sich der alte Wäinämöinen zurück.

„Mit der Segel lautem Rauschen
Auf dem kupferreichen Boote,
Auf dem erzbeschlagnen Nachen
Bis zum Orte, wo die Erde
Und der Himmel sich begegnen.
Blieb mit seinem Boot dort haften,
Mit dem Nachen dorten stehen.
Doch zurück ließ er die Harfe,
Ließ das schöne Spiel in Suomi,
Seinem Volk ließ ew'ge Freude,
Großen Sang er seinen Kindern.

Die literarischen Vorzüge dieser Dichtung, die ganz im Volke verbreitet und ganz von Bauern stammt, wo man weder Königinnen noch Ritter trifft, sind trotz wunderlicher Einzelheiten und der Zusammenhangslosigkeit, die sich bei einer aufmerksamen Lektüre enthüllt, in der Tat überaus vorhanden. Gewiß, man muß dort nicht die Schönheit, sozusagen die plastische Schönheit der Gedichte des Altertums suchen. Die Völker des Nordens haben nicht so zu sehen verstanden wie die Völker des Südens, aber ihre Phantasie, so seltsam, selbst unnatürlich sie sein mag, ist reich, und der Ausdruck der Gefühle ist bei ihnen oft köstlich. Rührende Episoden in der Kalewala ziehen die Aufmerksamkeit derer auf sich, die Poesie lieben: wie die reizende Aino sich weigert, den alten Wäinämöinen zu heiraten (Rune 3 und 4); wie Kulerwo sich an dem Orte tötet, wo seine Schwester entehrt ist, die er geliebt hat, ohne sie zu kennen (Rune 34 und 36). Auch Lieder findet man, die in ihrer Melancholie bezaubern und würdig sind, andere Musiker als nur die finnischen zu begeistern. Über den Wert dieses Gedichtes unter dem Gesichtspunkt der finnischen und vergleichenden Mythologie braucht man nicht zu reden.

Prof. Dr. Cremer

Das ritterliche Volk

Zu den Schlagwörtern, die wie kleine Scheidemünze ungeprüft von einem zum andern wandern, gehört auch, wie Viktor Ottmann in der „Deut. Tagesztg." ausführt, die Phrase von der französischen Ritterlichkeit. „Die Franzosen nennen sich selbst mit Vorliebe ein ritterliches Volk, also muß es doch wahr sein. Und wer Frankreich nicht aus eigener Anschauung kennt, mit Franzosen niemals in ihrem eigenen Lande zu tun hatte, der glaubt, dem Nachbar manches zugute halten zu müssen, weil er trotz vieler Fehler im Grunde so ritterlich sei. Nun, wie es mit der angeblichen Ritterlichkeit in Wirklichkeit aussieht, davon weiß jeder ein Lied zu singen, der die Franzosen anders als aus Lustspielen und Romanen kennt, und dafür liefert der Krieg Beispiele ohne Zahl.

Es war ja schon 1870/71 ziemlich arg . . . Aber wie bedeutungslos erscheinen alle Pamphlete und Spottbilder 1870/71 im Vergleich zu den heutigen Ausgeburten des so berühmten gallischen Witzes! Das alles war reine Limonade gegen die Tränke, die Madame Lutetia seit Kriegsbeginn aus Gefäßen eigener Art über uns auszuschütten beliebt. Anno siebzig entbehrte selbst die zügelloseste Presse noch nicht jeglichen Anstandsgefühls, und man suchte bei allem Schimpfen doch immerhin eine gewisse literarische Form zu bewahren. Heute triumphiert in der ganzen französischen Presse fast ohne Ausnahme der wüsteste Gassenton. Kein Schmähwort ist niedrig genug, um den Feind zu bezeichnen. Die besten Männer der französischen Politik und Publizistik, Männer, die sich früher gehütet hätten, ein ordinäres Wort niederzuschreiben, arbeiten schon ganz mechanisch mit Ausdrücken, die dem untersten Bodensatz der Gesellschaft entlehnt werden. Die verhältnismäßig noch anständigste Bezeichnung des Deutschen ist bekanntlich ‚Boche', ein Wort, von dem sich an dieser Stelle nur so viel sagen läßt, daß es dem schmutzigsten Rotwelsch unnennbarer Pariser Kreise entstammt. Aber das tut nichts, für die Herren Clemenceau, Jean Richepin, Pierre Loti, den französischen Flämen Maeterlinck und alle die anderen erlesenen Geister ist der Deutsche ein ‚Boche' und damit basta.

Zu der Zügellosigkeit der Sprache gesellt sich eine deutsch-feindliche Karikatur, in der sich ohnmächtige Wut und lächerliche Selbstüberschätzung mit einer unsagbar bübischen Unanständigkeit seltsam mischt. Besonders empörend und obendrein maßlos dumm sind die bildlichen Verunglimpfungen des Kaisers, den man in vollständiger Verkennung der Verhältnisse für den Krieg persönlich verantwortlich macht. Es gibt kaum eine häßliche Eigenschaft, die unserem Kaiser auf diesen Schmähbildern nicht angehängt wird — dem Kaiser, dem es in der ganzen Zeit seiner Regierung stets eine willkommene Freude war, wenn er im Inland oder auf Reisen Gelegenheit fand, sich gegen französische Männer und Frauen ritterlich und liebenswürdig zu zeigen! Gewisse Pariser ‚Scherzartikel', die sich mit der Person des Kaisers befassen, können hier nicht einmal andeutungsweise beschrieben werden. Das alles spielt sich ganz offen und ungehindert vor den Augen der Behörden ab, und es ist keineswegs nur der Pöbel, der an den Dingen Gefallen findet, sondern die ganze, auf ihre Kultur so stolze Gesellschaft.

Wir können für solche Besudelungen nur eine Gebärde der Verachtung haben und wollen es gern für möglich, ja wahrscheinlich halten, daß der in Reihe und Glied kämpfende französische Soldat die Erbärmlichkeiten der daheimgebliebenen ‚Kulturkämpfer' nicht billigt, weil er den Gegner achten gelernt hat, und weil er weiß, daß man sich mit so haltlosen Beschimpfungen des Feindes nur selbst beschimpft. Aber die Frage dürfen wir wohl aufwerfen, und vielleicht äußert sich später einmal ein Franzose dazu: Ist es denkbar, daß der deutsche Barbar, dieser nach französischer Ansicht gänzlich kulturlose Emporkömmling, sich jemals so weit erniedrigt und das französische Volk in ähnlicher Weise verunglimpft? Und es ist wohl nicht überflüssig, einmal an diese Äußerungen französischer ‚Ritterlichkeit' zu erinnern, die ein würdiges Gegenstück zu den Mißhandlungen deutscher Ärzte und zu den zahlreichen sonstigen Beispielen einer wenig edlen Gesinnung bilden. Sie bleiben immer und ewig dieselben: als Sieger waren die Franzosen zu allen Zeiten maßlos übermütig, ohne die geringste Rücksichtnahme auf die Gefühle der Besiegten; in die Verteidigung gedrängt oder als Unterlegene haben sie den Sieger stets mit Schmutz beworfen. Das mag ja keine schlechte Taktik sein, aber da sollte man doch endlich auf das Gerede von Ritterlichkeit verzichten."

Und nun gar — nach all den anderen Schändlichkeiten gegen unsere Landsleute — die von unsäglicher Gemeinheit der Gesinnung zeugenden Mißhandlungen der heimkehrenden invaliden, d. h. zu armen Krüppeln verstümmelten deutschen Kriegsgefangenen auf der Fahrt durch Frankreich! „Hat nun noch", fragen die „Hamburger Nachrichten", „ein deutscher Ideologe den traurigen Mut, bei uns für dies Frankreich als Anwalt aufzutreten, bringt

noch ein Deutscher die elende rührselige Vorliebe für dies nicht erst seit gestern und vorgestern, sondern längst völlig verwilderte und verrohte, dies von Grund aus ordinäre Volk auf? Dann treffe ihn die Verachtung jedes ehrlichen Deutschen. Wir halten nur die letzten Geschehnisse gegeneinander. Das Deutsche Reich schickt 1800 invalide Franzosen in ihr Heimatland zurück, gegen nur 800 deutsche Invaliden, die Frankreich entläßt, die 1800 Franzosen werden mit aller pfleglichen Sorgsamkeit bis an die Grenze des Reiches geleitet, die 800 Deutschen aber vernachlässigt, beschimpft, bespien, bedroht, kaum des Lebensrestes in ihren verstümmelten Körpern noch sicher zur Grenze geschafft und müssen froh sein, wie sie den Boden der Schweiz und damit das Ende ihrer entsetzlichen Qualen erreicht haben. Söhnen unseres Volkes, die tapfer für ihr Vaterland ins Feuer gezogen, in selbstloser heldenmütiger Hingabe ans Vaterland verwundet und verstümmelt worden sind, Glieder, Augen, Gewandtheit, Gesundheit, Gebrauchsfähigkeit und Schönheit ihres Menschenleibes für immer verloren, die für uns alle, auch für die weinerlichen Franzosenfreunde, für unsre Frauen und Kinder, unsere Sicherheit gelitten und unbeschreibliche Schmerzen erduldet haben, ist all der Unglimpf, all die Schmach angetan, und der Schimpf, der ihnen ins Gesicht gespien wird, galt nur der Schändung unseres ganzen Volkes, trifft jeden Deutschen! Doch da steht die ruhmredige französische Nation und freut sich ihrer Gemeinheit und lacht über die Deutschen — nein: man hat dort für uns nicht mehr eine Volksbezeichnung, sondern nur noch ein Schimpfwort — die ‚boches', die gegen 800 geschmähte Deutsche 1800 Franzosen austauschen und mit allen Rücksichten und Ehren wie 1800 Fürsten befördern, wie es, das versteht sich von selbst, den Angehörigen dieser Lieblingsnation von Plebejern zukommt. Ein Aufschrei der Empörung vielmehr, ein festes und zähes Gelöbnis muß danach durch das ganze deutsche Volk gehen: wir wollen bleiben, was wir sind, aber wir wollen nicht ruhen, bis das verrohte und verkommene Franzosenvolk die Zuchtrute deutschen Zornes ins Mark hinein gefühlt und der Schimpf, den es uns angetan hat, gesühnt ist."



Weltgeschichte und Mutterboden

Die Frage, inwieweit die Bodenbeschaffenheit und Ergiebigkeit auf die Volksdichte eines Landes und damit auf seine weltpolitische Rolle rückwirkt, ist, wie die „Voss. Ztg." auf Grund einer Studie von Georg Sigwart in „Schmollers Jahrbuch" über „Die Fruchtbarkeit des Bodens als historischer Faktor" ausführt, gerade in der gegenwärtigen Zeit geeignet, über den Kreis der historischen und nationalökonomischen Fachwissenschaft hinaus zu interessieren, denn sie berührt nahe die Erkenntnis der Kräfte in dem welthistorischen Ringen unserer Tage. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist zuerst von dem Chemiker Justus Liebig zur Grundlage einer Geschichtstheorie gemacht worden. Die Bebauung des Bodens mit Nutzpflanzen entzieht dem Boden Stoffe, die diese Pflanzen zu ihrem Aufbau nötig haben und die bei der zu Liebigs Zeit und früher üblichen Düngung dem Boden nicht wieder ersetzt wurden. Verbesserung der Technik bewirkt für den Augenblick reichere Ernten, beschleunigt aber im Endergebnis die gänzliche Erschöpfung des Bodens. Man trieb also bis zu Liebig allgemein Raubbau, und dieser Raubbau hatte historische Folgen. In jedem Ackerbau treibenden Lande stellte sich mit der Zeit eine Verminderung der Ernten ein, die Folge war Rückgang der Bevölkerung und weiter Sinken der politischen Macht. Liebig prophezeite den europäischen Staaten das gleiche Schicksal, wenn sie nicht die von ihm vorgeschriebenen neuen Grundsätze der Ackerwirtschaft annähmen. Ein günstiges Vorurteil für diese Liebigsche Theorie muß heute die Tatsache erwecken, daß den europäischen und außereuropäischen Staaten, die unter Führung Deutschlands seine Mahnung befolgten, der Versuch gut bekommen ist, sie

haben einen glänzenden Aufschwung genommen. Aber auch historische Untersuchungen können Material dafür beibringen, das uns in der Liebigschen Theorie eine Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen Entwicklung vermuten läßt. Sigwart umreißt, wie der Handels- und Industriestaat Athen, nachdem ihm die versuchte Eroberung einer Kornkammer in Sizilien oder Ägypten mißlungen war, dem Agrarstaat Sparta unterliegen mußte. Sparta wiederum verlor seine Macht infolge der Bevölkerungsabnahme der Spartiaten, die wieder eine Folge der Bodenverarmung war. Rom siegte in der Auseinandersetzung mit Karthago, weil es das stärkere agrarische Rückgrat hatte; es verfiel, als die Bauern infolge der Bodenerschöpfung verarmten und dadurch dem Großgrundbesitz die Vorherrschaft eingeräumt wurde. Ähnliche Linien lassen sich in der Geschichte des Mittelalters aufdecken. Die beiden Sätze: daß die Fruchtbarkeit des Bodens ein veränderlicher Faktor ist und daß die Veränderlichkeit dieses Faktors historische Wirkungen ausgeübt hat, sollten zum Ausgangspunkt besonderer wirtschaftlich-historischer Forschungen gemacht werden. Diese Forschungen eröffnen die theoretisch bedeutsame Aussicht, endlich einmal ein greifbares historisches Gesetz zu finden, und sie können uns auch praktisch politisch wichtige Erkenntnisse vermitteln. Die Betrachtung der deutschen Geschichte unter diesem Gesichtspunkte wird lehren, dem politischen Genie Bismarcks, der rechtzeitig zum landwirtschaftlichen Schutzzoll überging, und der reinen Wissenschaft Justus Liebigs die Würdigung zu verschaffen, die ihnen gebührt, um des Anteiles willen, den sie an der Kraft unserer Volkswirtschaft haben, dank deren wir jetzt den Kampf gegen einen großen Teil der alten Welt siegreich bestehen.

Conan Doyles „Tauchbootkrieg“

Im Juliheft des Londoner „Strand-Magazins“, also der bedeutendsten englischen Monatsschrift, veröffentlichte Conan Doyle, der Schöpfer der „wissenschaftlichen“ Detektivgeschichte mit dem Helden Sherlock Holmes, eine kleine Geschichte „Die Gefahr“, die jetzt unter dem Titel: „Der Tauchbootkrieg. Wie Kapitän Sirius England niederzwang“ in deutscher Übertragung des Konteradmirals St. Schanzer vorliegt (Stuttgart, Robert Lutz; 1 ℳ). Der ausdrücklich betonte Stand des Übersetzers zeigt, daß man auch bei uns diese Erzählung nicht nur als Erzeugnis einer lebhaften Phantasie gewertet wissen will. Sie ist in manchem Betracht mehr oder — vom künstlerischen Standpunkt — anderes.

Von vorneherein unterscheidet sich diese Schrift von der verwandten Gattung Jules Vernes durch ihre politischen Absichten. Doyle will durch seine Darstellung für die Verbindung Englands mit dem Festland durch Tunnels unter dem Kanal und die Steigerung der eigenen Landwirtschaft Stimmung machen. Er zeigt darum, wie es dem Kapitän Sirius mit seiner kleinen Flotte von acht Unterseebooten gelingt, England so von aller Zufuhr abzuschneiden, daß ihm seine ganze große Flotte nichts nützt, und es in seinem Kriege mit einer „kleinen Festlandsmacht“ zu einem ungünstigen Friedensschluß gezwungen wird.

Conan Doyles Erzählung ist eine Parteischrift, die im Dienste ihrer Absichten die Wirkungsfähigkeit der Unterseeboote viel größer annimmt, als sie sich bisher erwiesen hat Aber man wird sein spätestens im Mai niedergeschriebenes Phantasiestück doch als eine der glänzendsten Vorahnungen der wirklichen Seekriegsverhältnisse, wie wir sie jetzt erleben, gelten lassen müssen. Bedenkt man die glänzenden gesellschaftlichen Beziehungen des Baronets Doyle, die politische Bedeutung der englischen Klubs, so bildet die Art der Schrift wie ihres Erscheinens in Verbindung mit zahlreichen Gutachten englischer Marineautoritäten einen Beweis dafür, wie sehr England im Frühjahr 1914 mit dem Ausbruch des Krieges rechnete.

Einen Vorzug hat dieses Vorgesicht sogar vor jedem Nachbericht, den wir von englischer Seite über den Unterseekrieg zu gewärtigen haben: die psychologische Einstellung für die Beur-

teilung der Handlungsweise der Unterseeboote ist unbefangener und gerechter. Man darf mit Sicherheit folgern, so, wie Doyle ihn schildert, würde England den Unterseekrieg führen, wenn es dazu in der Lage wäre. Gegen die „moralische" Auffassung Doyles richtet sich denn auch nur ein einziges der zwölf beigedruckten Gutachten.

Doyle läßt seinen Kapitän ohne vorherige Warnung den Angriff auf ein englisches Handelsschiff eröffnen. Dennoch werden nachher noch Grüße zwischen dem sinkenden Dampfer und dem Unterseeboot gewechselt: „Der Krieg ist ein zu gewaltiges Ding, um für persönliches Übelwollen viel Raum zu belassen. Trotzdem muß er unbarmherzig geführt werden" (S 28). — Ein Passagierschiff wird versenkt. Kapitän Sirius berichtet: „Das Schiff sank fast sofort. Die armen Menschen an Bord taten mir leid. Ich hörte später, daß mehr als 200 Personen ertranken. Ja, ich bedaure sie. Aber wenn ich an den ungeheuren Kornspeicher denke, der auf den Meeresgrund sank, so freue ich mich, wie ein Mann sich freuen muß, der das ausgeführt hat, was er sich vornahm" (S 29). Rücksichtslos greift das Unterseeboot englische Schiffe auch in neutralen Gewässern an (wie es die Engländer ja in der Tat mit unsern Kreuzern getan haben). „Was kümmerte ich mich um Dreimeilengrenzen und internationales Recht! England wurde blockiert, alle Lebensmittel waren Konterbande, alle Schiffe, die solche führten, mußten vernichtet werden: das war das Aktionsprogramm meiner Regierung, somit auch das meine. Wegen des übrigen mochten sich dann, wenn alles vorbei war, die Rechtsgelehrten auseinandersetzen" (S. 38). Der gleiche Grundsatz wird neutralen Schiffen gegenüber betätigt, die Nahrungsmittel nach England bringen. — „Der Krieg hat nichts mit Spiel und Sport zu tun", heißt es an einer andern Stelle. „Der Krieg ist ein verzweifeltes Ringen um die Oberhand und es gilt, das Gehirn anzustrengen, um die schwache Stelle des Feindes zu finden." Gegen Schluß heißt es dann: „England hatte als feststehend angenommen, feindliche Unterseeboote würden Handelsschiffe nicht angreifen. Simpler Menschenverstand aber hätte den Engländern sagen müssen, daß der Feind sich derjenigen Kriegsmittel bedienen würde, die am sichersten zum Ziele führen mußten — und daß er nicht lange fragen werde, ob diese Mittel auch erlaubt seien, sondern sie vor allem in Anwendung bringen würde. Über Recht und Unrecht verhandeln konnte er dann später. Heutzutage ist die ganze Welt der Meinung, daß eine Blockade, sobald sie erklärt ist, mit allen Mitteln effektiv erhalten werden muß und jeder Blockadebruch verhindert werden darf. Aus diesen Ansichten war die vernünftige Konsequenz gezogen, ganz Großbritannien einfach als eine belagerte Festung anzusehen, der wir die Lebensmittelzufuhr unter allen Umständen zu unterbinden hatten" (S. 66).

Conan Doyle hat es nicht fertiggebracht, die von ihm doch sicher vorausgesehene Handlungsweise Englands, auch seinen Gegner mit allen Mitteln auszuhungern, mit in Rechnung zu stellen. Um so überzeugender wirkt seine Auffassung, und wir können nur dringend wünschen, daß der Unterseebootkrieg von uns so rücksichtslos geführt wird, wie es die Engländer — von sich aus auf andere schließend — erwartet haben. K. St.



Der deutsche Rückzug und die Schlacht an der Aisne

„Gegen Frankreich und Albion" heißt ein Buch von Anton Fendrich, das (mit Titel und Kopfleisten nach Zeichnungen von Willy Planck, mit drei Übersichtskarten und Kartenskizzen im Text) soeben bei der Franckhschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen ist. Wer sich ohne strategische Fachkenntnisse und doch weit über den Rahmen der Zeitungsberichte hinaus ein Bild von den gewaltigen, ewig denkwürdigen Kämpfen im

Westen machen will, wird hier einen Darsteller finden, der mit eindringlicher Herrschaft über den Stoff die gestaltende, feurig fortreißende Kraft des Dichters vereinigt. Wenn wir hier den Abschnitt über den deutschen Rückzug und die Schlacht an der Aisne im Auszuge wiedergeben, so dürfen wir überzeugt sein, daß viele Leser aus dieser Darstellung erst eine lebendige Anschauung der eifriger erörterten als klar erfaßten und gerecht gewürdigten Geschehnisse gewinnen werden. So glauben wir, das in bescheidenem Umfange und zu bescheidenem Preise (*M* 1.80) sich gebende Buch nicht besser empfehlen zu können, als indem wir den Verfasser selbst sprechen lassen.

*

Die große Flucht der französischen und englischen Armeen ins Innere von Frankreich kam vor den ersten Septembertagen nicht zum Stehen. Am 2. und 3. September ordneten sich die fliehenden Massen wieder in einer neuen Schlachtfront. Sie lehnte ihre Flügel an die gewaltigen Festungen von Paris und Verdun an. Ihr Rückgrat aber waren keine Forts aus Stahl und Beton, sondern Menschen einer härteren Rasse, die Engländer. Diese waren zuerst zur Besinnung gekommen, nachdem sie in den Schlachten im Norden von Frankreich erfahren hatten, daß der Krieg mit den Deutschen kein Fußballspiel sei.

Das englische Hilfskorps hatte in den Tagen des französischen Rückzugs allein 15000 Mann verloren, was damit zusammenhängen mag, daß sich unsere Leute ihrer mit besonderer Liebe annahmen. Aber als alte Soldaten, die die Elitetruppen des ersten englischen Hilfskorps nun einmal waren, erholten sie sich doch rasch von ihrer Bestürzung und wirkten durch die selbstbewußte Zähigkeit ihrer Nation gesundend auf die moralisch völlig erschütterten Franzosen. Dazu kam, daß die gewaltige Rückzugsbewegung des Generals Joffre um ganze 220 km, trotz der riesigen Verluste an Mannschaften und Geschützen, mit den ungeteilten Kräften der französischen Armee rechnen konnte. Die Spaltung des deutschen Heeres in eine Ost- und eine Westarmee war in der Rechnung der französischen Hoffnungen immer als ein sehr großer Posten erschienen. Man durfte es sich etwas kosten lassen und versuchte es deshalb erst gar nicht mit Rückzugsgefechten großen Stils, wo sich ganze Brigaden für die sichere Ordnung des Hauptheeres opfern, sondern hastete kopfüber rückwärts.

Paris, nichts als Paris zu! So hieß die Losung, weil man wußte, daß man dort sich in ungeheurer Übermacht dem Verfolger entgegenwerfen konnte, wenn die Sammlung und die Schließung der zersprengten Reihen noch einmal gelang. Aus Belfort wurde die ganze siebte französische Armee in endlosen Militärzügen herbeigeschleppt. Die Hälfte der Pariser Besatzungsarmee mit zahlreichen Batterien und Festungsmörsern, ergänzt durch eine große Anzahl schwerer englischer Schiffsgeschütze, vollendete die Wehrkraft der an zwei Millionen starken Menschenmauer, die sich südlich der Marne im Becken von Paris hinüber an das Dickicht des Argonnenwaldes zog und nur darauf wartete, die heranbrausende Woge des deutschen Heeres zu zerschmettern.

Aber es kam anders.

Der General Joffre mit dem klugen Gesicht, dessen Unergründlichkeit durch das halbzugekniffene linke Auge etwas Fatales bekommt, hatte sich das Schlachtgelände in dem von Flüssen, Bächen und Kanälen wirr durchzogenen Vorland von Paris nicht schlecht ausgewählt. Aber der General Kluck nahm diese Wahl nicht an. Den begreiflichen Wunsch der übermächtigen Angreifer nach einem möglichst kurzen Verlauf der Schlacht an der Marne setzte er als schwächerer Angegriffener das Bedürfnis nach möglichst langer Verteidigung entgegen. So ließ denn zunächst einmal der am weitesten vorgedrungene Führer der ersten deutschen Armee den Franzosen das Vergnügen ihrer Strategie und beantwortete die französische Taktik mit einem deutschen Trumpf, der die große von der Marne bis zum Ornain so schön aufgestellte französische Armee das Staunen lange nicht vergessen ließ. Aus der von den Franzosen beabsichtigten Schlacht an der Marne wurde die wirkliche Schlacht an der Aisne, und der frühere Generalstabschef



von Schlieffen bekam recht mit seinen Prophezeiungen von den langandauernden Riesenschlachten mit endlosen Fronten.

Kluck war nach einem siegreichen Gefecht bei Senlis von Norden stracks südlich auf Paris losmarschiert. Aber die deutschen Flieger hatten nicht umsonst während der ganzen Zeit über der Seinestadt und dem Marnegebiet gekreuzt. Die Sammlung der französischen Armee war ihnen nicht entgangen. Zur allgemeinen Verwunderung auch der deutschen Bierstrategen, die nicht genug die Köpfe darüber schütteln konnten, warum man das schöne Paris nicht gleich mitnahm, vollzog die erste Armee dicht vor den Pariser Außenforts eine gewaltige Schwenkung nach Südosten und stieß, gedeckt durch eine Flankenabteilung, die westlich des Ourcqflüßchens stand, gegen Provins vor.

Diese Bewegung vollzog sich zwischen dem 5. und 8. September, und hier setzte Joffre am Morgen des 8. mit starken französischen Kräften zum großen Vorstoß ein.

Er griff die deutsche Armee zu gleicher Zeit in der Front und in der Flanke an, fest überzeugt davon, auf diese Weise die Kluckschen Divisionen umgehen und vernichten zu können. Eine französische Armee unter dem Befehl des Generals Manoury stieß von Amiens her gegen Kluck vor. Aber der deutsche Flankenschutz westlich des Ourcq hielt sich so wacker, daß der Versuch einer Zerreißung der deutschen Linie völlig mißlang. Die Gefangennahme von über 3000 Franzosen und die Eroberung zahlreicher Geschütze war allerdings für die französische Millionenarmee, hinter der zu Hunderten die ehernen Schlünde von Feldgeschützen und schweren Mörsern gähnten, nur ein geringer Verlust. Da meldete ein kühner deutscher Flieger den Anmarsch einer englischen Armee in Klucks linke Flanke. Das war möglich geworden, weil das Heer v. Hausens mit der vorstürmenden I. Armee nicht Schritt gehalten hatte. Die Lage wurde ernst.

In der folgenden Nacht vom 9. auf den 10. September ging die Klucksche Armee in der Richtung auf die Ourcqmündung über die Marne zurück. Jetzt erst begann der denkwürdige Rückzug der Kluckschen Armee, den sogar die Pariser klassisch nennen mußten, der in der Nähe aber ganz anders aussah, als in den Telegrammen der deutschen und französischen Zeitungen.

Gewiß, nie ist ein Rückzug geordneter vor sich gegangen. Kein Mann, kein Roß, kein Geschütz blieb zurück. Aber als die dunklen Wälder längs des Ourcq die fliehende deutsche Armee umfingen, da waren wenigstens die französischen Bauern des abgelegenen Waldtals aus ihren elenden Hütten heraus Zeugen von dem grimmigen Ernst, der auf den Gesichtern der deutschen Offiziere und Mannschaften lag. Die Deutschen befanden sich darüber nicht im unklaren, daß ihr Sein oder Nichtsein von der glücklichen Durchführung des Rückzugs abhing. Wenn der Mond einmal durch die Wolken brach, dann winkten den keuchenden Soldaten, den schnaubenden Rossen und den wild auf die Pferde einhauenden Fahrern die dunklen Züge der Hochebene, durch deren Wiesengründe der Ourcq floß.

Dort warteten auf die Bataillone der Kluckschen Armee lange Reihen von Schützengräben. Zurückgelassene Pioniere hatten sie in den von Herbstzeitlosen überdeckten Matten als Übergangsstellung angelegt. Am Morgen des 10. September war das Plateau erreicht. Die Stellungen brauchten nur bezogen zu werden, und die stärkste Gefahr war vorüber. Nun konnte der Feind kommen.

Der kam aber zunächst nicht. Drunten bei Sanzy an dem großen Marnebogen standen die großen Schiffsgeschütze der Engländer neben den Festungsmörsern von Paris, oft 12 bis 14 Batterien auf einem schmalen Raum der hügeligen Flußniederung zusammengedrängt, und feuerten wie wahnsinnig auf die deutschen Stellungen. Aber der Tod und die Vernichtung aus den Hunderten von Feuerschlünden traf nur die maskierten Geschütze, gezimmert aus Rädern von alten Bauernwagen mit darübergelegten grün gestrichenen Baumstämmen, und die an den Rändern der verlassenen Schützengräben zum Schein aufgestellten Helme. Nicht überall freilich gelang die Loslösung vom Feind so leichter Hand. Bei Château-Thierry und westlich von Vitry mußten sich ganze Bataillon opfern, um den geordneten Rückzug der deutschen

Hauptarmee zu decken. Ein Glück, daß die französischen Flieger in den Tagen des deutschen Rückmarsches den Übergang von der Luftgaukelei und den Kunststücken auf dem stählernen Vogel zum ernsten Kriegsdienst noch nicht gefunden hatten! Der französische Generalstab wäre sonst besser unterrichtet gewesen über die Bewegungen der deutschen Armee.

Genug! — Klucks tapfere Scharen und auch die später zurückgenommenen östlicher stehenden Heere der Generale v. Hausen und v. Bülow vollführten im gleichen stürmischen Tempo des Vormarsches auch den Rückzug. Auch nicht auf eine Viertelstunde kam Verwirrung in ihre Reihen. „Wie auf dem Exerzierplatz" ging es dabei — nach der gedankenlosen Redensart mancher Schriftsteller — gewiß nicht her. Der Gedanke, daß nur gigantische Marschleistungen, in unerschütterter Ruhe vollzogen, die Rettung vor der Erdrückung durch die feindliche Übermacht bringen konnten, stand auf den Gesichtern des jüngsten Musketiers wie der ältesten Generale geschrieben. Aber das Heer blieb Herr der Lage. Die Achsen der Protzen waren wohl geschmiert und knarrten nicht; die Soldaten holten die letzte Kraft aus ihren Muskeln, und so wanden sich in einer zweiten Nacht die Riesenschlangen der feldgrauen Bataillone lautlos durch die schon leicht herbstelnden Wälder des Hügellandes zwischen Marne und Aisne den stundenlangen Höhen zu, die das Flußtal weithin beherrschen. Von dort aus konnte in aller Ruhe der Übergang über den Fluß und der Ausbau der Feldbefestigungen vor sich gehen, wie sie noch nie ein Krieg gesehen hat.

In zwei Tagen und zwei Nächten hatte sich das alles vollzogen. Die Helden des Rückzugs waren die Pioniere, die, in Automobilen dem Gros der Armee vorauseilend, ihre Brücken immer schon geschlagen hatten, wenn die Vorhut sich nahte. Weder die doppelte Übermacht des Feindes noch die seelische Bedrückung über den unvermeidlichen Rückzug hatte den Block des deutschen Heeres sprengen können. Von der Marne bis zur Aisne bestand die Armee die Stahlprobe deutscher Manneszucht. Jeder Soldat, der den wochenlangen unaufhaltsamen Siegesmarsch nach vorwärts mitgemacht hatte und nun zähneknirschend die Strapazen des 48stündigen Rückzugs mit ertrug, hatte tätig und leidend den Unterschied zwischen deutscher und französischer Art aus tiefstem Herzen miterlebt. Er kannte den Kern deutschen und welschen Wesens, und er wird sich das Bewußtsein unserer größeren Stärke und tieferen Ruhe von keinem Besserwisser mehr wegdisputieren lassen.

Dieser für den ganzen Kriegsverlauf bezeichnende Unterschied in der Verfassung der beiden Volksseelen zeigte sich auch deutlich in dem Stimmungsniederschlag der Zeitungen beider Länder in den Tagen vom 10. bis 15. September. In Paris ein mehrtägiger Jubel über gewaltige französische Siege, der bald einem kleinlauten Erstaunen wich, als die nachstürmenden französischen Regimenter sich die Köpfe an den deutschen Stellungen einrannten; in den deutschen Blättern einige Tage besonnenes Aussetzen aller Urteile, bis die Nachrichten von dem Verlauf und dem Sinn der deutschen Rückzugs die feste Zuversicht in die Armeeleitung wieder von neuem als wohlbegründet erwiesen. Und es war eine Bestätigung des Pariser Katzenjammers, daß die in die Tage der zweiten französischen Offensive an der Marne fallende Übergabe von Maubeuge und die Gefangennahme von 40000 Mann Besatzung erst nach Wochen zugestanden wurde.

*

Am 10. September hatten die Deutschen den Fluß überschritten und am Nordufer der Aisne eine feste Stellung mit schwerer Artillerie eingenommen. Von Osten waren die Spitzen der Türme von Soissons sichtbar. Die Brücken waren alle abgebrochen, und da unsere Braven mit den schwarzen Kragen an der feldgrauen Uniform den ganzen Flußlauf mit ihren leichten und schweren Geschützen beherrschten, die gegenüberstehenden Engländer aber unter allen Umständen den Übergang erzwingen wollten, entspann sich am 16. September ein mörderischer Artilleriekampf, der in seinem Verlauf besonders deutlich aus englischen Berichten bekannt wurde. Das Flußtal war bald zu einer Hölle geworden; von einer Höhe zur anderen

donnerten die großen Geschütze. In den Reihen der Engländer platzten die Granaten unserer 21-cm-Haubitzen, und über den deutschen Stellungen verbreiteten sich die grünlichen Rauchschwaden der Lydditbomben, die die Engländer aus ihren Schiffsgeschützen herüberschleuderten. Auf besonders gebauten Wagen führten die Engländer Hunderte von Pontons an das Flußufer, aber es gelang ihnen kaum einmal, eines der Schiffe ins Wasser zu bringen. Ein Hagel von Geschossen aus den deutschen Haubitzen, den Maschinengewehren und aus den Flinten der Infanterie zerschlug alles auf dem jenseitigen Ufer zu einem Brei von Holz, Stahl und Menschenleibern. Immer neue englische Truppen nahmen die Arbeit der Gefallenen auf. Es war umsonst, sie teilten nur das Schicksal ihrer Vorgänger. Den ganzen Tag über tobte die Schlacht, und darüber wiegten sich die Riesenvögel der deutschen und englischen Flieger in der Luft und meldeten jeden Stellungswechsel feindlicher Geschütze der eigenen Artillerie. Da gelang es bei Einbruch der Nacht den Engländern, auf einem stehengebliebenen unbeschädigten schmalen Steg den Übergang zu bewerkstelligen. Aber der Übergang war noch kein Sieg. Die deutschen Scheinwerfer suchten die ganze Nacht hindurch mit ihren weitschauenden Riesenaugen den Flußlauf ab, und unsere Truppen machten gegen Morgen, nachdem sie im Schutz der Dunkelheit Verstärkungen bekommen hatten, einen furchtbaren Sturmangriff. Der endete mit dem Rückzug der Engländer und mit der Verfolgung des Feindes. Die britischen Söldnerscharen kämpften wie verzweifelt, aber sie wurden Schritt um Schritt zurückgedrängt, und nach sechsunddreißigstündigem Kampfe konnte an das Hauptquartier der Sieg von Soissons über die Engländer gemeldet werden.

Der gleiche Tag zeitigte einen neuen Schlag in der Reihe der Kämpfe, die sich von der Aisne rasch in nordwestlicher Richtung gegen die Küste hin entwickelten. Joffres Taktik bei seiner zweiten Offensive war, ganz wie es die Übermacht des noch einmal gesammelten Heeres nahelegte, auf Umgehung des rechten deutschen Flügels berechnet. Kluck antwortete mit der sogenannten offensiven Defensive, die sich zunächst darauf beschränkte, durch gleichmäßige Ausdehnung der Front nach Westen hin alle Umgehungsmanöver zu parieren. Bei der außerordentlichen Marschtüchtigkeit der deutschen Truppen war das keine zu schwere Aufgabe. Zwar gelang es den Franzosen, durch ungestüme Angriffe in den Waldwinkeln zwischen der Oise und der Aisne die deutsche Flügelarmee zu immer neuen Bewegungen und Windungen zu nötigen, aber auch diesmal, genau wie in den Tagen der ersten französischen Offensive, merkten die Generale Joffres zu spät, daß aus dem Verfolgungszug, den sie glaubten antreten zu können, eine schwere Niederlage wurde.

Am gleichen Tage, wo die Engländer bei Soissons das Wasser der Aisne rot färbten, war die strategische Truppenverschiebung vom deutschen linken nach dem rechten Flügel in aller Stille vollendet worden, und General v. Kluck wußte sich stark genug, den Stiel umzukehren und aus der angreifenden Defensive eine reine Offensive zu machen.

Wenige Kilometer südlich von Noyon brachte er das 13. und 4. französische Armeekorps und eine Artilleriedivision zum Stehen und schlug nach mehrstündigem Geschützkampf den Feind im allgemeinen Sturmangriff vernichtend. Die Franzosen waren, seitdem sie die Verstärkung ihrer gutschießenden, aber zu schwachen Artillerie durch englische Geschütze bekommen hatten, von ihrer artilleristischen Überlegenheit überzeugt. Der Tag von Noyon belehrte sie auch hierin eines anderen. Noch nie in einer Schlacht waren die Lüfte so erfüllt von dem Brausen und Heulen der deutschen Granaten, die 4 km hoch ihre Himmelsbrücken bis zum Feinde schlugen und dort ganze Kompanien wegfegten, wie bei Noyon. Säulen emporgeworfener Erde, vermischt mit menschlichen Gliedmaßen, stiegen hoch wie Pappeln in den Reihen der Franzosen auf und sanken fontänenhaft in sich zurück. Unsere Artilleristen funkten, daß es eine Pracht war. Der heulende Granatengesang brachte die Reihen der französischen Divisionen in panische Verwirrung. Nur eine französische Batterie, die auch unsere tollkühnsten Flieger nicht entdecken konnten, richtete entsetzlichen Schaden an unseren feldgrauen Regimentern an.

Aber wie eine aussöhnende Rache war es, daß gerade diese Geschütze, wohlversteckt hinter einem dünnen Gehölz, beim Sturm von den Unseren genommen wurden, nachdem sich ihre Bemannung bis zum Schluß heldenhaft gewehrt hatte.

Beim Beginn des Rückzugs von der Marne hinter die Aisne nahm das deutsche Heer eine Frontbreite von 160 km ein. Nach der Schlacht von Noyon betrug sie bereits 210 km und dehnte sich im weiteren Verlauf der Kämpfe, die nur noch mit geringem Recht unter dem Sammelnamen der Schlacht an der Aisne einbegriffen werden, bis auf 250 km aus. Wenn man bedenkt, daß die breitesten, etwa 150 bis 200 km betragenden Schlachtfronten in der Weltgeschichte die von Mukden im Russisch-Japanischen Krieg und die von Lothringen zu Beginn des jetzigen Weltkriegs waren, so kann man sich eine Vorstellung von den Truppenmassen machen, die jetzt zwischen der Maas und dem Küstenland des Atlantischen Ozeans gegeneinander drängten.

Im letzten Drittel des September führten die fast gleich starken Bemühungen der feindlichen Heere zur Umklammerung des Gegners in der Richtung der genauen Kräfteresultante auf der gleichen Geraden von Soissons über Noyon nach Roye und Albert, der nordöstlich von Amiens liegenden kleinen Stadt.

Schon einmal waren beim deutschen Vormarsch aus Belgien durch Nordfrankreich die Bewohner von Albert mit den deutschen Truppen bekannt geworden. Eine Ulanenabteilung hatte dort in der letzten Augustwoche eine Brücke über das kleine Flüßchen Ancre gesprengt, an dem Albert liegt. Diesmal wurde es eine weit ernstere Bekanntschaft. 35 km südlich von Albert liegen die Höhen von Roye und zwischen diesem und Albert die Hügel von Fresnoy. Diese Höhen, die nur deshalb so genannt werden, weil sie sich in einem fast tellerflachen Land kaum über 60 m Höhe erheben, sperrten die wichtigen von Süden und Westen nach St. Quentin führenden Straßen und beherrschten die wichtigsten Brücken über die Ancre und die Avre. Sie wurden am 30. September von den deutschen Truppen im Sturm genommen.

In erschöpfenden Märschen versuchte der französische linke Flügel diese Siege durch eine mit großen Verstärkungen ausgeführte neue Umgehung unwirksam zu machen. Der Versuch mißlang. Anstatt dessen rückten die beiden Heere voreinander parallel nordöstlich und südwestlich über die Stadt Albert hinaus. Schon am Samstag, den 26. September, hatte General v. Kluck beschlossen, einen Keil in die Front der Verbündeten zu treiben. Die Spitze des Keils war die Stadt Albert. Während des Sonntags verließen die Bewohner von Albert in voller Flucht ihre von französischen Truppen ganz besetzte Stadt in der Richtung nach Amiens. Drei Tage lang dauerte die Schlacht, während der fast der ganze Ort durch Artilleriefeuer vernichtet wurde. Am Mittwoch, den 30. September, vollendete die Klucksche Armee das begonnene Werk durch den allgemeinen Sturm auf die feindlichen Linien, und nur der fluchtartige Rückzug der Armee der Verbündeten rettete die westlich von Albert stehenden französischen Divisionen davor, abgeschnitten zu werden.

Diese Schläge konnten auch den kindlichsten Optimismus der Franzosen nicht mehr länger daran zweifeln lassen, daß es mit der zweiten Offensivbewegung des französischen Heeres aus war, und daß die Tage der zweiten Defensive begannen. Das war um so schmerzlicher für den Feind, als der eigentliche Sinn der ständigen Umgehungsversuche der Franzosen klar genug war.

An der Scheldemündung hatte ein deutsches Heer Antwerpen eingeschlossen und den Angriff auf die äußere Fortslinie eröffnet. Im Festungsgürtel kämpften Zehntausende von Belgiern den Verzweiflungskampf. Berechtigt genug waren die belgischen Vorwürfe über die ausbleibende Hilfe der französischen Armee schon gewesen. Jetzt galt es, das Schild der „grande nation" blank zu putzen und Antwerpen zu entsetzen. Vergeblich! Die Deutschen standen wie eine Mauer. Am 5. Oktober, nachdem die wichtigsten Außenforts von Antwerpen schon gefallen waren, mußte das große Hauptquartier der verbündeten Franzosen und Engländer, der Not gehorchend, den kleinlauten Schlachtenbericht ausgeben:



„Auf unserer Linie dauert die Schlacht an. Das Ergebnis ist unentschieden, doch haben wir an einigen Punkten zurückgehen müssen."

Das war der Schlußpunkt der Schlacht an der Aisne, die im strategischen Sinne unentschieden geblieben ist, aber insofern, als zum zweiten Male in diesem Krieg aus der französischen, zwar groß gedachten, aber schlecht durchgeführten Offensive ein unverhüllter Rückzug wurde, nicht auf die Seite des französischen Haben gebucht werden kann.

Mit dem Fall von Antwerpen war, so weit auseinander die beiden Schlachtfelder in Belgien und Frankreich auch lagen, die Schlacht an der Aisne, wenn auch nicht klar entschieden, so doch beendigt. Aus den Rückzugsgefechten der flüchtenden Antwerpener Besatzung und aus den letzten Reiterscharmützeln der Umgehungskämpfe im Pas de Calais entwickelte sich die zweite moderne Riesenschlacht um Feldbefestigungen auf dem westlichen Kriegsschauplatz, die Schlacht in Flandern.



Abseits vom Krieg

(Berliner Theater-Rundschau)

Wie die hohen Stöckelchen von den ausgeschnittenen Damenschühlein (doch beileibe nicht von allen!), fielen von den Augenhöhlen der literarischen Snobs die Monokels ab. Dürrbeinige Zeitgenossen (ganz Nerv!) wurden über Nacht brusttönende Barden. Leute, die über veraltertes Heldentum mitleidig gelächelt und sich, wenn ein Zurückgebliebener das Wort „deutsch" in den Mund nahm, miauend verkrümmt hatten, schrieben nun teutsche Kriegsgedichte, teutsche Kriegsdramen, marschierten — in der Phantasie — unseren Truppen voran.

Deutsch sein: es ist zu einfach für die Komplizierten, zu inhaltsreich für die Armen, die am Worte kleben. „Deutsch sein" — sagt Anastasius Grün —

„... heißt: offne Freundesarme
Für alle Menschheit ausgespannt,
Im Herzen doch die ewigwarme,
Die einz'ge Liebe: Vaterland!
Deutsch sein heißt: sinnen, ringen, schaffen,
Gedanken sä'n, nach Sternen spähn
Und Blumen ziehn ,— doch stets in Waffen
Für das bedrohte Eigen stehn."

Also: Mißtrauen schien geboten, wenn sichere Saulusse durch den Hexenmeister Mars zu Paulussen gewandelt sein wollten. Verdacht stieg auf, daß die Kunst — oder was sich so nennt — nach dem Brot gehe. Manches Kunstgigerl, plötzlich um Ansehen und Markt gebracht, bequemte sich in der Not, auch anders zu können. Bequemte sich, deutsch sein zu können. Die Artifexe und Mystifaxe, konnten sie's wirklich? In Büchern und auf Bühnen sah man Vaterländisches, ähnlicher einer herausgequollenen Krampfader, als dem gestreckten starken Muskel.

* * *

Da lob' ich mir immer noch die Leute, die nicht anders scheinen wollen, als sie sein können. Das ist aber auch die einzige Anerkennung, die mir Karl Sternheims neue Komödie „Der Scharmante" abringt. Es ist sozusagen eine rein private Anerkennung — ad personam, die sich sehr wohl verträgt mit der absoluten Verwerfung des Pfuscherstücks und mit der ernsten Verwunderung über die Zumutung der Kammerspiele an das Publikum, an Stelle einer französischen Ehebruchskomödie eine schlechte deutsche Nachahmung des Pariser



Dreiecks (Gatte, Gattin, Freund) sich gefallen zu lassen. Das Publikum ließ sich die Sache übrigens nicht gefallen: es blieb weg. Nichts ist dagegen einzuwenden, daß jetzt die Bühnen versuchen, die Geister in die unkriegerischen Bereiche freundlicher Täuschungen zu entführen. Doch die gute Wirkung fordern wir vom Krieg: daß er dem unfruchtbaren Snobismus, der Geistreichelei ohne Geist, ein Ende mache!

Schlecht erging es auch der Neuheit des Kleinen Theaters, dem Schauspiel „Lätare" von Ernst Legal. Hier unternahm immerhin einer den ernstgemeinten Versuch, ins Leben zu greifen. Er griff nur leider daneben und zog — der Verfasser ist Schauspieler — ein Dutzend Rollen, einige hundert theatralische Redensarten und allerlei in der jüngeren Dramatik angewandte Stilgattungen, die durchaus nicht in einem einzigen Stück zusammenpassen, bei den Haaren herbei. Das allmählich in dem Lehngut ganz untergehende Lebensmodell ist eine unverheiratete ältliche Bäuerin, in der der Johannistrieb erwacht und die bejammert, daß sie ihr Erbrecht der Natur ungenützt verderben ließ.

Es liegt nicht an der Kriegshypnose, daß Theaterfiguren aus Pappe gleichgültig bleiben. Für ein bißchen Poesie ist man auch heute empfänglich, vielleicht gerade jetzt dankbarer als sonst. Gerhart Hauptmanns lyrische Posse „Schluck und Jau" hatte im Deutschen Theater mehr Glück, als vor fünfzehn Jahren bei Otto Brahm. Allerdings ist Reinhardt der rechte Webemeister für die lichten, leichten Fäden, die in diesem fröhlichen Herbstspiel wie Spinnenschleier schweben. Allerdings sind Hans Waßmann und Max Pallenberg komische Darsteller für Jau, den hochmütigen —, und Schluck, den gutmütigen Vagabunden, wie man sie schwerlich irgendwo wiederfindet; denn sie holen aus der Burleske heraus, was ihr und Hauptmanns Bestes ist: Volkstum und Menschlichkeit. Über die Kargheit der Dichtung täuschte auch der Erfolg der Aufführung nicht. Die alte Anekdote vom betrunkenen Bauer, den Junker-Aberwitz im Fürstenbett erwachen läßt, haben Shakespeare, Holberg und andere verwertet. Hauptmann bereicherte sie mit keinem entscheidenden Einfall und beraubte sie des tieferen sozialen Sinns, den ihr der dänische Lustspielklassiker verliehen.

Ja, eine Fundgrube für die Lustspieldichter wird noch nach Hunderten von Jahren Ludwig Holberg sein! Wenn man auch manches seiner Stücke in der ursprünglichen Gestalt nicht mehr aufführen kann. Das gilt recht besonders vom „Politischen Kannengießer", dem Stück, das mit seinem Titel ein Schlagwort und einen unwandelbaren Begriff auf die Nachwelt vererbte. Wir wissen, daß es solche Kannengießer immer noch reichlich gibt, obwohl Kannen längst nicht mehr von Handwerkern gegossen werden. In Kriegszeiten blüht die alte Gilde, die sich aus Vertretern aller Stände zusammensetzt, üppig auf, — und das in Leitartikeln oft wiederholte Wort reizte sicherlich dazu, gerade jetzt das Urbild vorzuholen, mit dem es einst geboren worden ist. Die Neugierde kam nicht auf ihren Lohn. Mit der Treue eines philologischen Seminaristen ließ der Regisseur des Kleinen Theaters unbarmherzig den unverkürzten Text hersagen, wie er vor etwa 170 Jahren von der Gottschedin für die Neuberin übersetzt worden ist. Die Breite der Szenen (sie hatten behagliche Muße, unsere Vorfahren!) erdrückt den dünnen, naiven Verkleidungsulk. Ein Kannengießer, der sich politisch gebärdet und überhebt, wird bestraft, indem man ihm die Perücke des Bürgermeisters aufsetzt, die er schließlich nach argen Verlegenheiten gerne in die Ecke schleudert. Dick setzt sich Frau Moral hin und belehrt: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!" Heute empfinden wir diese Lehre von des Volkes Unmündigkeit als etwas Zeitfremdes, ja Zeitfeindliches. Politische Zustände verändern sich in Jahrhunderten. Steckt dennoch in der alten Komödie, wie in jedem echten Lustspiel, ein unzerstörbarer Kern. Er müßte aber herausgeschält und in eine ganz neue Schale gelegt werden. Das Tabakskollegium der biederen Spießbürger, die die Landkarte Europas verbessern und die Schlachtpläne der Feldherren durchhecheln, ist der dauernde Grundstein. Auf dem Giebel des neuen Hauses sollte nicht mehr ein Spottwort für den Bürger, der nach Holbergs begrabener Meinung das Maul zu halten habe, prangen, sondern

die Schellenkappe für **alle** ohne Unterschied des Standes, die urteilen ohne zu wissen. — Die literarisch pedantische Art der Darstellung paßte zum hurlebuschigen Holbergschen Stegreifstil so wenig, wie ein Trauermarsch zum Fastnachtstanz.

Eine andere Antiquität ging im Kleinen Theater dem altdänischen Lustspiel voraus: **Lessings** einaktiges Jugend-Trauerspiel „**Philotas**". Auch dieses Kleinod der Literaturgeschichte ist nicht mehr ganz von unserem Zeitgeist erfüllt. Es ist aus einem antiken Mythenstoff gebildet, und sein Griechentum hat friderizianischen Charakter. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war es noch selbstverständlich, daß das Schicksal von Kriegen und Völkern vom Willen und Schicksal der Herrscher allein abhing. Der Jüngling Philotas tötet sich, weil er wissen kann, daß sein Vater, der König, die Kriegserfolge und das Wohl des Vaterlands preisgeben wird, um ihn aus der Gefangenschaft zu lösen. Ist in unserer Zeit eine solche Voraussetzung hinfällig, so schlägt um so gewisser das Herz des Philotas, des Selbstaufopferers aus Vaterlandsliebe, in der Brust der deutschen Jugend.

* * *

Nein, wir suchen nicht unbedingt den Krieg, dessen Schrecken uns im Wachen und Schlafen begleiten, auf der Bühne! Fernab von den Blutfeldern der Gegenwart geben wir uns ernster Schönheit hin, wenn ein Dichter ruft.

Mit dem isländischen Drama „**Berg Eyvind und sein Weib**" von **Johann Sigurjonsson** hätte die **Volksbühne** ihr neues Haus auf dem Bülowplatz eröffnen sollen. Vielleicht hätte der (jetzt verspätete) Erfolg sie davor bewahrt, sich einem fremden Gebieter auszuliefern. (Siehe meine Ausführungen in Heft 13, Erstes Aprilheft 1915 des Türmer.)

Island! Germanisches Land der Sagas und der Edda! Rauhes Eiland der Gletscher und Vulkane! In deinen volkarmen Einsamkeiten blühen auch heute eigenschöne Lieder. Sigurjonsson ist der erste **Dramatiker**, den Island nach Europa sendet. Sein Schauspiel trägt die Spuren lyrisch-epischer Abstammung. Es ist nicht aus einem Roman gearbeitet, doch zwischen den verwandelten Seelenzuständen der Personen dehnen sich zeitliche Weiten. Einzelne Szenen entbehren nicht dramatischer Schlagkraft, und Lyrik staut nicht den Fluß der Handlung; doch ist das, was da fließt, eine Ballade.

Island, achtzehntes Jahrhundert. Die Besitzenden machen und hüten harte Gesetze, sich allein zu Nutz und Schutz. Wer ein Schaf stiehlt, büßt es viele Jahre im Zuchthaus. Das schreckt nicht ab, die Not ist größer. Droben, im Lavagestein der Hochgebirge, am Rande der Gletscher, hausen die Geächteten, die dem Gefängnis entflohen sind. Führen ein abenteuerliches Räuberdasein, gefürchtet und besungen. Einer von ihnen ist der junge Berg Eyvind. Er zieht ins Tal, er dient, unerkannt, unter fremdem Namen, auf dem Hofe Hallas, der Witwe. Ein Grundehrlicher mit dem Schicksal eines Diebs; ein Unglücklicher, der des blühenden Weibes Liebe nicht zu erwidern wagt. Es liegt tiefe Schönheit über dem Augenblick, in dem das Schweigen der beiden unter der Last von Schuld und Gefahr bricht. Denn Berg Eyvind wird von dem eifersüchtigen Vogt erkannt, wird verfolgt. Er bekennt dem bebenden Weibe, sie reicht ihm in Jubel und Weh die Lippen zum Kusse. Schützt ihn, gibt sich ihm hin, läßt Hab und Hof, entflieht mit ihm in die Bergwildnis. Damit wäre ein Schauspiel zu Ende, das belebt ist von der Kleinwelt isländischer Volksgestalten und durchleuchtet vom Licht der großen Liebe. Keine Pflicht nötigte, den Faden fortzuspinnen. Den Dramatiker Sigurjonsson hielt der Epiker am Seil. Der Epiker ließ den dritten Akt sieben Jahre, den vierten und letzten siebzehn Jahre später spielen. Diese beiden Akte sind ein Drama für sich. In der wüsten Freiheit der Bergödnis verliert der Dichter die Unabhängigkeit. Er ist nun Strindberg-Epigone. Die schrankenlose Einsamkeit wird für Berg Eyvind und sein Weib geradeso zum Ehekerker, wie in Strindbergs „Totentanz" für den Kapitän und dessen Frau der enge Turm auf der Insel. Im dritten Akt beginnt das Peinigen. Sehnsüchtig blicken Frauenaugen zu Tal, langsam löst sich des Mannes Herz. Furchtbares Geschick schmiedet zwei Menschen zusammen. Eine

Mutter hat ihre Kinder getötet, um sie nicht den Verfolgern zu überlassen. Im letzten Akt zerfleischen sich Mann und Weib mit Anklagen. Der Schneesturm heult um die Blockhütte, die letzten Lebensmittel sind aufgezehrt. In den Tod treibt es Eyvind und sein Weib, das Weib voran. Was treibt sie? Daß sie ihrer Armut sich bewußt werden! Ihre Liebe ist gestorben. Eigenes und Bedeutsames trägt Sigurjonsson auch in die letzten Tragödienakte. Sie haben Risse, über die sich die Logik mit allzukühnem Sprung hinwegsetzt. Doch sie haben auch Leidenschaft und Poesie. Die harte und die milde Kraft der Dichtung war in die Hände von zwei Künstlern mit wundervollem germanischem Wuchs der Seelen und der Leiber gelegt. Mit Friedrich Kayßler und Helene Fehdmer teilte Sigurjonsson den Erfolg.

* * *

Nun hat das bedrängte deutsche Land doch auch in diesem bitteren Jahr noch eine volle Frucht getragen! Vor hundert und mehr Jahren, als die napoleonische Kriegsfurie die Welt durchraste, vermochten es unsere großen Dichter fast alle, sich vor dem allgemeinen Menschenleid in ihre kleinen Tempel der Menschheit zu flüchten. Doch unser Krieg ist anders. Er erschüttert jedes Haus, das Volksheer verbindet jeden Bürger mit dem Volksschicksal. Trotzdem! Wir dürfen den geistigen Arbeiter, der auf seinem Posten bleibt, nicht tadeln, wir müssen es preisen, daß neue Saat gesäet wird!

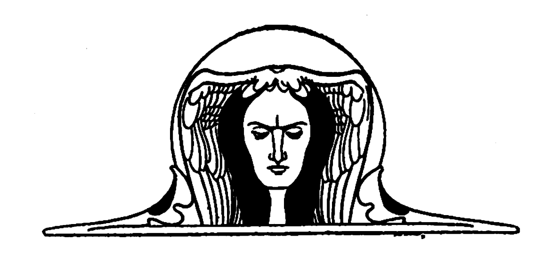
Karl Schönherr, der Tiroler, brachte aus entlegenster Bergwildnis seiner Heimat das Drama „Der Weibsteufel". (Aufgeführt in den Kammerspielen, als Buch erschienen im Verlag L. Staackmann, Leipzig.) Keine Dichtung, die die Seelen zum Jauchzen erhebt. Nicht auf die ewigen Höhen, doch in die Tiefen der Menschennatur führt sie, in das Inferno der Leidenschaften, der Manneschwäche und Weibesurgewalt. Dieses Drama ist eigentlich so alt wie Adam und Eva. Doch sind wir seit langem gewohnt, es in den zerfaserten Gemütern überreizter und dekadenter Nervenmenschen sich abspielen zu sehen. Neu ist das Elementare der Schönherrschen Älpler in solcher Tragödie. Neu auch der besondere Ausschnitt aus dem Leben, die mehr gefundene als erfundene dramatische Situation. Neu endlich die ganz persönliche technische Kunst Schönherrs, dem gelang, was nur großem Können gelingt: aus dem scheinbar Einfachsten die innere Mannigfaltigkeit der Handlung zu entfalten. Streng, wie eine griechische Tragödie, unterwirft sich das Tiroler Drama der Einheit des Ortes (die Dekoration verändert sich nicht!), keine Episode verwirrt die einzige Linie, die dennoch erst nach vielen Verschlingungen zum Ziel geht, und nur drei Personen bestreiten die fünf Akte. Schönherr durfte sich dieser Konzentration vermessen. Seine dramatisch-theatralische Macht ist so stark, daß sie den Zuschauer vom ersten Augenblick bis zum letzten in Atem hält, durch pausenlose Aufregungen treibt.

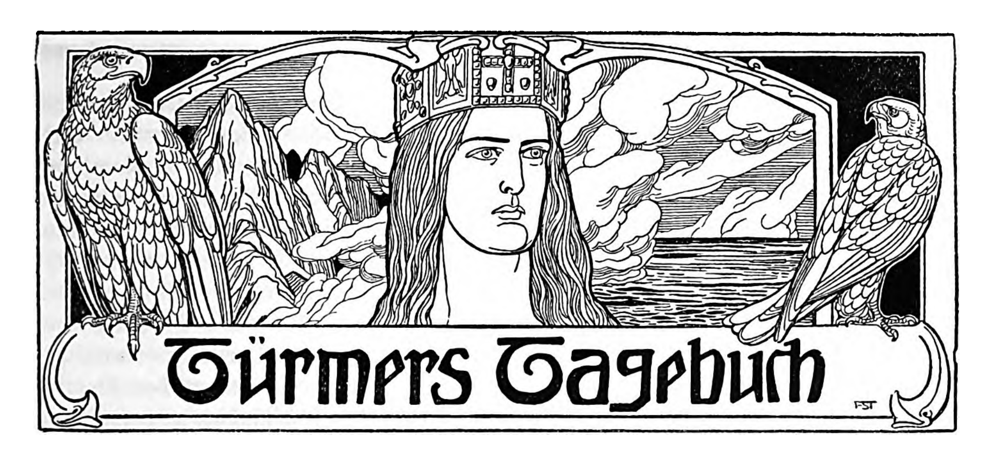
Ein Spiel mit den Elementen ist es, — aber ein eigenartiges Spiel. Hart am Schmugglerweg im Hochgebirge steht das Haus des Hehlers. Der ist ein kranker, mißgeborner Mensch — und hat das schönste junge Weib und wird bald, mit seinem Diebsgeld, das schönste Haus im Dorfe kaufen. Sechs Jahre schon lebt die vollsaftige junge Frau, eine tüchtige Kameradin und Krankenschwester, im Fuchsbau des Scheingatten. Ihre Sinne schlummern. Sie werden geweckt! Der Kommandant der Grenzwache schickt den jüngsten und strammsten seiner Leute aus, sich zärtlich an das Weib heranzupirschen. „Streichelt man die Gans, so schnattert sie ..." Der Detektivkniff soll zur Entdeckung der Schmuggler und ihres Verstecks führen. Die Frau erfährt von dem schnöden Befehl, der ihr Weibtum in wilden Aufruhr bringt. Was tat die Kleistische Thusnelda, als sie hörte, daß die Zärtlichkeit des römischen Legaten ihrem rotblonden Haare galt, das der Kaiserin in Rom versprochen war? Sie warf den Falschen einer Bärin vor! Das Weib des Älplers handelt anders. Es folgt dem Rate des abgefeimten Gatten, auf den Liebeshandel zum Scheine einzugehen und den jungen Grenzjäger zu kirren. Um so sicherer wird das kranke Gaunerlein seine Beute bergen können. Es kommt, was kommen muß: die beiden Jungen setzen ihr brausendes Blut in das Spiel ein, das sie beide verlieren.

Prachtvoll sind nun die Kämpfe zwischen Trieb und Pflicht, Hingebung und Tücke. Zwar wird alles Seelische auf die ursprünglichen animalischen Motive zurückgeführt. Doch die nackte Natur in ihrer Roheit ist eines starkmütigen Dichters nicht unwürdig.

Das Weib, dem einmal der Dämon geweckt wurde, — nein, sagen wir billig: dieses Schönherrsche Weib, entwickelt sich ins Furienhafte. Ekel vor dem siechen Gatten, loderndes Begehren nach dem jungen Grenzjäger reißen es über alle Schranken der Scham und des Mitleids. Im vierten Akt setzt allerdings Schönherr seinem Drama Schrauben an, die nicht aus der Werkstatt der Natur sind. Der junge Soldat, so wild und so stark und so verliebt er ist und obwohl ihn das Gewissen nicht hindert, seine Dienstpflicht zu verraten, nimmt nicht, was sich ihm bietet, berührt nicht das Weib des anderen. Das Weib, das doch auch das zarte Gefühl der heimlichen Muttersehnsucht kennt, wird zu einer Mordstifterin, ruchloser als Zolas Therese Raquin. Die mordet aus Liebe. Ihre literarische Milchschwester in Tirol aber hat nur Brunst und will frei sein von dem verabscheuten Gatten, frei um jeden Preis, auch wenn der Grenzjäger zum Mörder werden und für sie verloren sein sollte. Ist sie reiche Witwe, so denkt sie, dann wird es ihr an Ersatz nicht fehlen. Im zweiten Teil des Dramas, das mit einem Bajonettstich endigt, geht mein Glaube an die psychologische Richtigkeit in die Brüche. Doch täuscht hier der Dichter, so ist der Täuscher doch wahrhaftig ein Dichter. Einer, dem Übergewalten im knappen, naturalistischen Ausdruck zur Verfügung stehen. Es ist unheimlich, wie der Mordgedanke aus weiter Ferne in immer engeren Wellenkreisen sich nähert! Wie die bösen Lichter sprühen! Wie der Abgrund alle verschlingt. Alle? Einer ist gemordet, einer wurde zum Mörder. Unversehrt bleibt Lilith im Bauernkittel. Mit diesem Trumpf sollte die Tragikomödie der Geschlechtlichkeit schließen. Das letzte Wort, das gesprochen wird, ist zuviel. Der Weibsteufel triumphiert mit diesem Wort über die Mannsteufel. Doch zur Nemesis fehlt dem Weib der Rechtstitel. Wohl haben beide Männer mit dem Frauentum ein niederes Spiel getrieben. Was aber das Weib in die Wagschale warf, das hatte ein ungeheures Übergewicht des Bösen. Kein moralischer Ausgleich ist da denkbar. Der moralische Spruch entstellt die Tragödie der Naturdämonen. Sie wirkte überwältigend, weil Lucie Höflich, die große Künstlerin, nur Natur war, eine so kraftstrotzende, von allen Leidenschaften durchbebte und im derben Schnitt der Bauersfrau so verführerische Natur, daß ihr der Zuschauer, betört gleich dem jungen Grenzjäger, alles glaubte, auch das, was füglich kaum zu glauben war.

Hermann Kienzl





Der Krieg

Wunderliche Erörterungen", schreibt die „Vossische Zeitung", „spielen sich in einem Teil der deutschen Presse ab. Während unsere Brüder im Felde blutige Kämpfe ausfechten, im Osten wie im Westen, streitet man in der Heimat über die Frage, wer der Hauptfeind sei, und ergeht sich in langen Betrachtungen, welche Kriegsziele dieser und jener Widersacher verfolge, und mit wem Deutschland am ehesten zusammenkommen könne. Die einen weisen auf Rußland hin, das vor allen anderen Mächten überwunden und geschwächt werden müsse; denn von ihm drohe für die Zukunft die schwerste Gefahr; die andern betrachten die russische Gefahr als vergleichsweise harmlos und halten für die wichtigste Aufgabe des deutschen Volkes, den Hochmut Englands zu brechen und seine Selbstsucht in die gebotenen Schranken zu weisen. Bald heißt es, zwischen Deutschland und dem Zarenreiche gebe es eigentlich keine unversöhnlichen Interessengegensätze; bald wird England unterstellt, daß es im Grunde gar nicht Deutschlands Vernichtung anstrebe, und ein angeblich hervorragender Diplomat, allerdings eines neutralen Staates, glaubt sogar, einem deutschen Berichterstatter erklären zu sollen: ‚England ist — bitte, steinigen Sie mich nicht — der einzige Freund, den Deutschland heutzutage besitzt'. Unterdessen donnern die Geschütze in Flandern, in den Karpathen, zwischen Maas und Mosel, an der Weichsel und auf anderen Schlachtfeldern. Überall wird mit äußerster Heftigkeit gefochten. Und da hält man für angebracht und zeitgemäß, sich darüber zu unterhalten und zu streiten, wen man als Hauptfeind, wen als Nebenfeind anzusehen habe? Wenn man unseren tapferen Truppen an der Front die sonderbare Preisfrage stellt, wird man die einzig zutreffende Antwort erhalten: Der Hauptfeind ist der, der uns gegenübersteht.

In der Tat die einzig zutreffende Antwort in einem Augenblick, wo hüben wie drüben mit Einsetzung aller Kraft um die Entscheidung gerungen wird. Ob Rußland, ob England — sie sind Verbündete und haben dasselbe Ziel: das deutsche Volk niederzuwerfen und zu demütigen. Das ist gegenwärtig für sie die Hauptsache, und Hauptsache für uns, diese Absicht gründlich zuschanden zu machen. Was

darüber hinaus ist, wird sich später finden. Vor einem Jahrhundert haben wir im Bunde mit Rußland und England der Gewaltherrschaft Napoleons ein Ende gemacht. Nur wenige Monate trennen uns vom Gedenktage der Schlacht von Belle-Alliance. Wir haben lange Zeit mit beiden Reichen freundschaftliche Beziehungen unterhalten, und Fürst Bismarck war, bisweilen mit Selbstverleugnung, bemüht, das gute Verhältnis zu erhalten. Der ‚Draht' mit Petersburg wie mit London sollte nicht zerreißen. Aber seine wie seiner Nachfolger Mühe war verloren. Die russischen Machthaber lebten in dem Wahn, das neue Deutsche Reich solle werden, was ihnen nur zu lange Preußen gegolten hat, eine moskowitische Satrapie, das ‚Paschalik Berlin'. Sie konnten sich nicht darin finden, daß Deutschland, statt sich ganz in russischen Dienst zu stellen, eine selbständige und kraftvolle Politik trieb. Zumal seit dem Tode Alexanders II. war Rußlands Diplomatie auf den Deutschenhaß gestimmt, wurde der Krieg gegen Deutschland vorbereitet, wurde der Panslawismus geschürt und die Hoffnung ausgesprochen, daß einst die Kosaken ihre Pferde in der Spree baden würden. England erfuhr, als es Deutschland ein Bündnis gegen Rußland antrug, eine Ablehnung. Aber hat darum das Zarenreich seine Haltung geändert? Hat es die freundschaftlichen Gesinnungen Kaiser Wilhelms II. erwidert? Der Krieg mit Deutschland war seit geraumer Zeit der Grundpfeiler der russischen Politik. Und wer auf Ostpreußen blickt, wer die Greuel kennt, die den Weg der Russen nach Memel bezeichnen, der sollte heute darüber grübeln, welches Ziel der Gegner am letzten Ende hat? Hindenburg wußte Bescheid: ‚Wir haben nicht zu grübeln, sondern den Feind zu schlagen.'

Aber England! Lord Salisbury hat einst den Abschluß des Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn als ‚große Freudenbotschaft' verkündet, und England hat dann durch den Marokko-Vertrag Deutschland geflissentlich herausgefordert und in der Folgezeit planmäßig ‚einzukreisen' gesucht. England hat diesen Weltkrieg heraufbeschworen, indem es sein Schwert in die Wagschale warf und dadurch Rußlands Entschließung herbeiführte. Was hat England gewollt, welches ist sein wahres Ziel? Seine Staatsmänner haben erklärt, daß die deutsche Flotte auf den Grund des Meeres versenkt, daß seine Rüstungswerkstätten zerstört, daß der deutsche ‚Militarismus' vernichtet werden müsse. Wenn sie Militarismus sagen, meinen sie die Wehrkraft. Wehrlos und ohnmächtig soll Deutschland werden, seiner Kolonien verlustig, und vor allem soll es aus sein mit dem deutschen Handel, der deutschen Industrie, dem deutschen Wohlstand, auf daß England eines unbequemen Wettbewerbers ledig werde. Wer die Geschichte kennt, ist über dieses Ziel im klaren. Das ist die überlieferte Politik des Inselreiches seit vielen Menschenaltern. Es hat sie Spanien, Holland, Frankreich gegenüber getrieben; jetzt kam Deutschland an die Reihe. Jeder große Handelsstaat, dessen Schiffe das Weltmeer furchten, wurde von England als Feind betrachtet. Über kurz oder lang suchte es ihm mit Hilfe dienstwilliger Bundesgenossen den Garaus zu machen. Und deshalb hoffte es jetzt, das mächtig emporgeblühte Deutsche Reich zu zertrümmern. Und wenn sich die Prophezeiung des Lord Curzon, daß bald die gelbhäutigen Gurkhas in den Potsdamer Gärten lustwandeln würden, noch immer nicht verwirklicht, so sucht England durch seine Seeräuberpolitik das



deutsche Volk dem Hungertode preiszugeben und entblödet sich dann nicht, den Kameraden Otto Weddigens nachzusagen, es könne sie nicht als ‚ehrenhafte Gegner‘ ansehen. Lohnt es sich da, viel Worte darüber zu verlieren, ob England weniger als eine andere Macht als ‚Hauptfeind‘ zu betrachten sei?

Diese ganzen Erörterungen über den ‚Hauptfeind‘ sind müßig, wenn sie nicht gar den falschen Eindruck erwecken, als hätten sie den Zweck, für einen Sonderfrieden, sei es mit dem einen, sei es mit dem anderen der Feinde, Stimmung zu machen. Dafür ist überall kein Raum. Von einer solchen Neigung hierzuland kann im Ernst keine Rede sein. Deutschland wehrt sich seiner Haut gegen jedermann, gegen eine Welt von Feinden, und ist entschlossen, auszuharren und durchzuhalten. Die Bekundung dieses festen Vorsatzes ist wirksamer als alle Betrachtungen über die Abstufung der Feindschaft und über die wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Kriegsziele unserer Gegner. Solche theoretischen Ausführungen werden nur zu leicht als Zeichen der Schwäche mißdeutet, während die nachdrückliche Sprache der Praxis ihre Schuldigkeit tut. Das hat eben erst die gewundene Antwort der britischen Regierung auf die Anfrage im Unterhause über die Vergeltungsmaßregeln für die schmähliche Einkerkerung der deutschen Unterseebootmannschaften bewiesen.“

Wenn man die Reihe unserer Gegner durchgeht, so führt die Musterung zu dem „heiteren“ Ergebnis, daß — alle unsere „größten“ Gegner sind! Der Abgeordnete Erzberger nimmt es im „Tag“ auf sich, diese groteske Tatsache im einzelnen nachzuweisen. „Ohne den König von Montenegro hätten wir heute den Weltkrieg nicht, sagen manche, die den Geldhunger dieses kleinen Gernegroß kennen, der in früheren Zeiten nicht damit zufrieden war, vom Hofe in Wien eine runde Summe als Geschenk zu erhalten, sondern auch noch das Reisegeld für die Heimreise sich geben ließ. Jedenfalls wäre der erste Balkankrieg von Montenegro nicht begonnen worden, wenn die Kasse dieses Königs damals etwas voller gewesen wäre. Montenegro aber hat großen Einfluß auf Rußland. Die Töchter des Königs hängen an diesem mit auffallender Liebe, und die Töchter des Königs von Montenegro spielen eine große Rolle im heutigen Rußland. Also könnte man sagen: Montenegro ist der größte Feind des Deutschen Reiches. Kommt man zu Serbien, so ergibt sich dasselbe Resultat. Der Thronfolgermord von Serajewo ist das Produkt der serbischen Politik, angestiftet von der serbischen Regierung [nur der serbischen? D. T.]. Ohne den Thronfolgermord aber würden wir heute nicht den Weltkrieg haben. Ohne Zweifel wäre dieser später doch gekommen. Aber die Ursache zum Kriege ist Serbien. Der Schluß ist berechtigt: Ohne Serbien kein Weltkrieg 1914. Daher müßte nach den Ansichten der derzeitigen Fragesteller Serbien als der größte Feind Deutschlands bezeichnet werden.

Rußland sehen die einen als den größten Feind Deutschlands, die anderen als einen irregeleiteten Freund unseres Volkes an . . . Unbestrittene Tatsache ist, daß ohne die heimtückische Mobilmachung Rußlands, daß ohne die absichtliche Täuschung unseres Kaisers, daß ohne den Bruch des Freundschaftswortes des Zaren der Krieg von 1914 niemals den heutigen Umfang angenommen hätte. Wenn Rußlands Armeen nicht gegen uns und unseren Verbündeten ständen,

würde der Krieg nach einer Front längst beendet sein; Rußlands Menschenwelle spült immer neue Truppen gegen unsere Kampflinie. Die russische ‚Dampfwalze' sollte uns erdrücken. So wollten es die Gegner. Panslawismus soll in diesem Krieg den ersten Sieg über das Germanentum davontragen. ‚Warum also soll es nicht unser größter Feind sein?' fragen viele, und doch steht die Tatsache fest, daß Rußland allein in diesen Weltkrieg nicht eingetreten wäre.

Die Beurteilung der französischen Geschichte der letzten 40 Jahre zeigt, daß Frankreich, von ganz geringen Perioden abgesehen, seit seiner Niederlage nur ein internationales Ziel kannte: Revanche. Darum hat es Rußland die Taschen vollgestopft mit französischem Geld, darum hat es ein Faschoda ruhig ertragen und einen Delcassé geduldet, der damals die Annäherung von England und Frankreich vollzog und heute einer der führenden Köpfe der Republik ist. Man kann mit gutem Grund sagen: Ohne diese systematische Politik Frankreichs wäre der heutige Weltkrieg nicht gekommen. Wenn es daher weite Kreise gibt, die in Frankreich den Erbfeind sehen, so kann man diesen nicht ohne weiteres widersprechen. Wer vier Jahrzehnte lang das Leben Europas durch den Gedanken der Revanche gegen eine Macht vergiftet, kann jetzt seine Hände nicht in Unschuld waschen, und kein Deutscher kann diesen als einen gering zu nehmenden Gegner betrachten.

‚Gott strafe England', so grüßen sich unsere Blaujacken, und sie sprechen ungezählten Millionen des deutschen Volkes aus dem Herzen. England hat es zweifellos verstanden, alle die Gegner unseres Reiches zu einer geschlossenen Koalition zu vereinigen. Die Politik König Eduards VII. ist es, die den heutigen Krieg herbeigeführt hat, freilich mußten so günstige Voraussetzungen vorliegen, wie die Revancheidee Frankreichs und die durch französisches Geld herbeigeführte Ausrüstung Rußlands. Aber den Ring geschlossen hat die aggressive Politik Englands gegen das Deutsche Reich. Daher haben zweifellos auch jene recht, die in England unsern größten Feind sehen und die der festen Überzeugung sind, daß das deutsche Volk sich erst nach einer Niederwerfung des englischen Hauptgegners frei entfalten kann . . ."

Wie an dieser Stelle immer wieder mit Nachdruck betont worden ist: wir müssen den einen schlagen und dürfen den andern nicht ungeschlagen lassen. In ihren Absichten und der Wahl der Mittel gegen uns sind die Brüder sämtlich einander wert. Darüber freilich kann ein Zweifel nicht mehr bestehen: Die europäische Koalition, welche jetzt gegen uns Krieg führt, ist in zäher und zielbewußter Arbeit, zwölfjähriger Arbeit, von Großbritannien zusammengebracht worden. „Großbritannien verband sich", wie die „Deutsche Tagesztg." erneut festnagelt, „mit Frankreich, weil das Deutsche Reich ablehnte, in eine solche Beziehung zu Großbritannien zu treten. Diese Ablehnung halten wir auch heute noch für richtig, denn als Chamberlain seine Ententeangebote machte, war es Großbritannien darum zu tun, Deutschland als ein Werkzeug gegen Rußland zu benutzen, dessen Ausdehnung in Ostasien ihm gefährlich wurde. Ein solches Verhältnis hätte außerdem Deutschland auf der See und über der See für immer der Selbständigkeit beraubt, die letzte Gelegenheit, eine Flotte zu bauen, wäre verpaßt worden, Deutschland wirtschaftlich preisgegeben gewesen. Nach dem leicht

abgewandelten Grundsatze: ‚Willst du nicht mein Diener sein, so schlag' ich dir den Schädel ein', kehrte sich die britische Politik nunmehr gegen Deutschland. Als erster Vasall wurde Frankreich gewonnen, als zweiter Rußland, nachdem Japan, mit Großbritannien als Drahtzieher im Hintergrunde, Rußland zur See vernichtet und auf dem Lande zurückgedrängt hatte . . . Die englisch-russische Annäherung war von vornherein ein Akt der gegen Deutschland gerichteten britischen Koalitionspolitik; beiläufig bemerkt, ist Sir E. Grey für ein Zusammengehen mit Rußland eben unter diesem Gesichtspunkte schon eingetreten, als er noch Parlamentsmitglied der liberalen Opposition im Unterhause war, die dann zur Regierung gelangte. Es ist in früheren Jahren häufig genug in der deutschen Presse erörtert worden, daß in jenem englisch-russischen Abkommen (1906/07) über Persien und Mittelasien Großbritannien gegen seine realen und lokalen Interessen arbeitete und arbeiten ließ, und daß die Ursache dieses, sonst so gänzlich unbritischen Verfahrens lediglich in dem Leitgedanken zu suchen ist, daß man Frankreich und Rußland mit der Spitze gegen Deutschland zusammenhalten müsse; dafür lohnte es sich, Opfer zu bringen. Und es war lediglich diese, im Sinne des Wortes, ihres Zieles bewußte Politik Großbritanniens, welche die an sich unnatürliche Verbindung der drei Mächte zusammenhielt und dirigierte. Diese Dinge sind vor dem Kriege so oft in den Blättern aller Richtungen lang und breit erörtert worden. Warum sollen sie denn jetzt vergessen werden, wo es nötiger denn je ist, die Orientierung über die Natur der großen Zusammenhänge nicht zu verlieren?

Die großbritannische Politik war es, welche nach der russischen Niederlage im fernen Osten und nach der Entlastung Rußlands durch das Abkommen in Mittelasien und Persien die russischen Ausdehnungswünsche auf den Balkan und auf die Türkei richtete und die russischen Staatsmänner mit allen Mitteln ermutigte, dort politisch vorzudringen. Die britische Absicht war, scharfe Gegensätze zwischen der russischen und der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik und der deutschen Orientpolitik hervorzurufen. Mit allen Mitteln der Gewalt und der List hat Großbritannien das russische Vorwärtsdrängen aus dem fernen Osten und aus Mittelasien ab nach dem Balkan und dem nahen Osten gelenkt.

Bis dahin hatten sich Österreich-Ungarn und Rußland durch verschiedene Kompromisse, zuletzt das Mürzsteger Programm, über einen modus vivendi auf dem Balkan geeinigt. Erst als Großbritannien sich nach dem Abkommen mit Rußland in die Balkandinge hineindrängte, mit Frankreich und Italien im Schlepptau, wurde dieser modus vivendi unmöglich. Großbritannien war es, welches die ‚makedonische Reformfrage international regeln' wollte und dadurch die Situation bis zum Brechen spannte. Indem die britische Politik Rußland ungerüstet in die bosnische Krisis hineinhetzte und Frankreich ebenfalls seine Unfertigkeit empfinden ließ, trieb Großbritannien diese beiden Mächte durch ihre diplomatische Niederlage zu jenen ungeheuren und forcierten Rüstungen, gegen deren Ergebnisse wir heute zu kämpfen haben. Gerade die diplomatische Niederlage Rußlands war England zu verdanken und ihr Eindruck in Petersburg schärfte den russischen Haß aufs äußerste. Den hatte die britische Politik nötig für ihre letzten Ziele."

Wenn nun die „Deutsche Tagesztg." weiter betont: stets sei „die britische Politik die treibende Kraft, die russische die getriebene und gelenkte Masse" gewesen, so ist der Grundgedanke darin zweifellos richtig. Wir wollen aber auch die wonnebebende Hingabe nicht unterschätzen, mit der sich die russische Politik (panslawistische „Volksseele") stets hat treiben und lenken lassen, wenn es gegen den „prokljaty Njemez", den „verfluchten Deutschen", ging. Ein verhängnisvoller Optimismus aber wäre es, mit dem Verfasser die russische Gefahr (die er ironisch zwischen Anführungsstriche setzt) auch nur im geringsten zu verkennen und „das Ausdehnungsbedürfnis Rußlands nach Westen, Südwesten und Süden" für einen „Irrglauben", ein „Schlagwort" zu halten, weil „die Richtung dieser Ausdehnungswünsche von dem Orte des jeweilig geringsten Widerstandes abhängig" sei. Im gegebenen Augenblick wird sich diese Richtung ganz selbstverständlich durch starke Widerstände von ihrem Ziele abdrängen lassen, sie wird aber immer wieder dahin zurückkehren. Um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, bedarf es wahrhaftig keiner „Zwangsvorstellungen", dafür liefert die ganze Entwicklungsgeschichte des russischen Reiches eine einzige geschlossene Kette von gleichstrebigen Vorgängen: die ganze russische Politik von den Tagen Peters des Großen bis auf den heutigen Tag verläuft in dieser einen Linie, deren scheinbare Abweichungen nur aufgedrungene Umwege zu dem selben Ziele sind, oder Ablenkungen, die durch große Meister der Staatskunst (Friedrich der Große, Bismarck) und ihre persönlichen Einwirkungen zeitweilig bewirkt wurden.

Nach diesen, freilich blutnotwendigen Vorbehalten wird man dem Verfasser wieder rückhaltlos zustimmen dürfen, wenn er mit Berufung auf das Bismarcksche Wort von 1866 fortfährt: „Wir haben lediglich deutsche Politik zu treiben, auch keines Richteramtes zu walten. Wir haben zu suchen, wo unter dem Gesichtspunkte der Ökonomie der Kräfte der Nutzen für das Deutsche Reich liegt. Das sind Tatfragen, keine Grundsatzfragen.

Rußland ist ebensowenig wie Frankreich der leitende Geist der antideutschen Koalition gewesen. Es ist, wie wir sahen, von Großbritannien nach dem Balkan und Orient gedrängt worden und dann im Laufe der Jahre durch die britische antideutsche Politik wie eine Uhrfeder bis zu äußerster Spannung aufgezogen worden. Als dann die Gelegenheit die Hemmung ausfallen ließ, schnurrte die Feder los...

Es hat keinen Sinn, Schlagworte zu brauchen, wie das vom ‚Hauptfeinde' und ähnliche, aber der grundlegende Unterschied zwischen dem erzeugenden, treibenden und zusammenhaltenden Kraftmittelpunkte der antideutschen europäischen Koalition und den einzelnen von dieser Kraft gehaltenen und gelenkten Mächten kann von sachlichen Beurteilern nicht geleugnet und von ernst zu nehmenden Politikern nicht außer acht gelassen werden. Daß durch diese Erkenntnis die Wucht der deutschen Kriegführung beeinträchtigt werden könnte und dürfte, ist eine unbegreifliche Annahme. Wenn sie gleichwohl hier und da besteht, so können wir das nur auf ein Mißtrauen zurückführen, das in aller seiner Grundlosigkeit zu bedauern ist, weil es denen, die es hegen, den Blick hinsichtlich der einfachen und großen Zusammenhänge trüben muß. Nur in einem Punkte unterscheiden wir uns freilich von Grund aus von vielen deutschen Zeitungsstimmen der letzten



Tage: Die Sache der ‚Menschheit‘ unter die Ziele dieses Krieges und des Friedens aufzunehmen, ist weder die Sache der deutschen Politik noch der öffentlichen Meinung Deutschlands. Hier handelt es sich lediglich um die Zukunft des Deutschen Reiches und Volkes. Je mehr sie gefördert, je besser sie gesichert werden, desto besser wird es auch um die ‚Menschheit‘ stehen. Was das Deutsche Reich mehr denn je braucht und brauchen wird, ist eine starke, weitsichtige Politik, die das Große vom Kleinen zu unterscheiden weiß, auch große Verantwortungen nicht scheut und das Sprichwort betätigt, daß Pelze naß gemacht werden müssen, die gewaschen werden sollen, und Eier zerbrochen werden müssen, wenn man einen Pfannkuchen erzielen will.“

Die „Kreuzztg.“ ihrerseits will nichts dagegen einwenden, daß man Rußland als den Brandstifter bezeichnet, „sofern dabei nur nicht vergessen wird, daß England den Brandstoff aufgehäuft, mit Petroleum begossen, dem Brandstifter die Fackel in die Hand gegeben und diese Hand geführt hat. Man mag über die russische Gefahr denken wie man will — und wir denken sehr ernst darüber —, so darf doch darüber nicht der grundlegende Gegensatz vergessen werden, der England zu dem Plane bewogen hat, Deutschland mit jedem Mittel zu vernichten und seine Konkurrenz in der Welt und auf den Meeren zu beseitigen.“

Wenn jetzt in den (höchst sonderbaren) Darlegungen des früheren deutschen Botschafters in Rom, Grafen Monts, im „Berliner Tageblatt“ andeutungsweise und gleichzeitig in denjenigen eines neutralen Diplomaten ausdrücklich die Meinung ausgesprochen wird, England habe sein Kriegsziel eigentlich erreicht, so sei diese Meinung irrtümlich, stehe im Widerspruch mit der gesamten Vorgeschichte des Krieges und sei äußerst gefährlich. „Es liegt keinerlei sicherer Anhalt dafür vor, daß England bereits geneigt sei, den Kampf gegen uns einzustellen. Aber selbst einmal angenommen, daß solche Geneigtheit hervortreten sollte, so würden wir uns stets volle Klarheit darüber erhalten müssen, daß dieser Entschluß nur ein vorläufiger sein würde. Nur weil England zurzeit nicht mehr erreichen zu können glaubte, würde es jetzt den Kampf vielleicht vorübergehend einzustellen sich entschließen. Ein endgültiger Verzicht auf den Plan unsrer Vernichtung ist unter keinen Umständen zu erwarten. Darüber wird uns keine Verständigung und kein Vertrag hinweghelfen können oder hinwegtäuschen dürfen. Das lehrt die englische Geschichte der letzten Jahrhunderte, das zeigt besonders klar die Vorgeschichte dieses Krieges. Zorn und Haß sind nicht die rechten Berater; aber der unser Volk bis in seine tiefsten Tiefen bewegende, bei unsern Kriegern draußen besonders lebhaft empfundene Zorn auf England steht, wir möchten sagen, instinktiv im Einklang mit dem Ergebnis sachlicher Erwägung. Und daraus ergibt sich zwingend die Notwendigkeit dessen, was wir tun müssen. Die Aufgabe, die durch nichts verdunkelt werden darf, ist die, daß wir unsre Macht so verstärken und die englische Macht so schwächen, daß es England hinfort unmöglich gemacht wird, uns vom Weltverkehr abzusperren und eine europäische Koalition mit außereuropäischen Hilfskräften zu unsrer Vernichtung einzusetzen.“

Läßt sich aber das Gesagte — und mit genau denselben Gründen! — nicht auch von Rußland behaupten? Und von Frankreich, wenn es noch so viel Mark in den Knochen behalten sollte? War nicht ihrer aller verruchtes Trachten, uns durch eine riesengroße, überwältigende Übermacht so niederzuwerfen, daß wir wie ein Geknebelter wehrlos am Boden lagen, unter ihren würgenden Fäusten die Bedingungen hinnehmen mußten, die sie uns in ihrem Frevelmut zu stellen als nützlich und angenehm erachteten? „Vor diesem Schicksal", glaubt die „Frankf. Ztg." heute schon sagen zu dürfen, „hat das zu unzerbrechlicher Kraft zusammengefaßte deutsche Volk sich bewahrt, und welches auch die Pläne unserer Feinde sein mögen, an eine Vernichtung unseres nationalen Daseins oder auch nur an eine Verstümmelung Deutschlands glaubt von denen, die sich ernstlich mit den Möglichkeiten dieses Krieges beschäftigen, niemand mehr, auch wenn Grey in hochtönenden Reden uns verleumderisch als Friedensbrecher anklagt und die Acht über uns verhängt. Denn sie haben in einem Ringen von acht (nun bald neun!) Monaten erkannt, daß Deutschland nicht niederzuwerfen ist. Trotz der großen Opfer, die wir gebracht haben, steht unsere Kraft militärisch und wirtschaftlich ungebrochen da, und wir sind gerüstet, den Krieg, den wir nicht gewollt haben, in jeder Dauer auszuhalten. Ja, es ist unbestreitbar, daß das Verhältnis der Macht Deutschlands und seiner Bundesgenossen zu den Feinden beständig günstiger geworden ist, und wenn der Krieg sich in den bisherigen Linien weiter entwickelt, so wird in einigen Monaten unsere Überlegenheit erst recht offenbar werden, wobei man gar nicht in Betracht zu ziehen braucht, daß verschiedene Momente auf den Verlauf des Krieges in unserem Sinne einwirken, die wie die inneren Zustände Rußlands, der Heilige Krieg und die wirtschaftliche Bedrängnis Englands, erst allmählich wirksam werden können.

Unsere Siegesgewißheit ist um so fester begründet, je klarer wir sehen, daß die Politik, deren Ergebnis und Fortsetzung dieser Krieg ist, am Ende ihrer Erfolge steht. Freilich ist der Krieg von Rußland wegen seiner Machtansprüche im nahen Orient begonnen worden. Die Zerstörung Österreichs durch Serbien war das eine, die Unterjochung der Türkei das andere Ziel. Daß Englands Minister so wahnwitzig gewesen sein sollten, für diese Englands Interessen entgegengesetzten Ansprüche England in den Krieg zu stürzen, ist undenkbar. Sie hatten andere Ziele, und seit England durch seine Zusicherungen der russischen Kriegspartei das Übergewicht verschafft und damit die Wagschale des Friedens in die Höhe geschnellt hat, ist es das Hirn des Ententekrieges gewesen . . . Der Kopf des Drachen ist London. Von dorther ist der Plan ins Werk gesetzt worden, Deutschland durch politische Abschnürung zu lähmen und ihm die Kraft zu nehmen, England jemals gefährlich werden zu können. Dabei braucht man nicht notwendig an kriegerische Absichten Edwards des ‚Friedensmachers' zu denken, es genügte ihm wohl eine diplomatische Unterwerfung des verhaßten Mitbewerbers. Von dorther werden auch jetzt die Fäden über den Erdball gezogen, in deren tödlichem Netz Deutschland und seine Verbündeten verstrickt und überwältigt werden sollen. Zunächst rechneten die Kriegsmacher Grey, Asquith und Churchill und ihre militärischen Berater so, daß die Heere der furchtbaren Koalition, die sich gegen Deutsch-

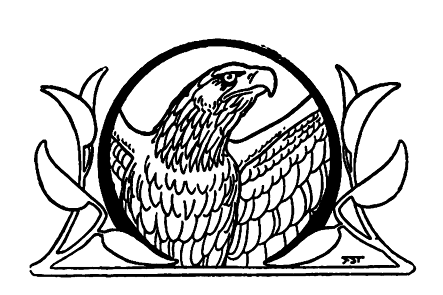
land zusammengeballt hatte, und in die sie in Erwartung des Krieges auch das scheinbar neutrale Belgien hineingezogen hatten, überhaupt unwiderstehlich sein würden. Um dieses Übergewicht bis zu einer zermalmenden Schwere zu steigern, hat England seinen Bundesgenossen Japan in den Krieg gegen uns hereingehetzt. Das hat uns freilich unsere schönste Kolonie im fernen Osten gekostet, aber es hat England und der Entente für die Entscheidung dieses Krieges nichts genützt. Japan ist der Versuchung, Truppen auf den europäischen Kriegsschauplatz zu werfen, trotz aller würdelosen Hilferufe der Franzosen geschickt ausgewichen. Denn es hatte sich in dem Augenblick, da die blöde Staatskunst Greys es auf den Plan rief, bereits andere Ziele gesteckt, die denen seiner Bundesgenossen scharf entgegenlaufen. Allerdings hat die japanische Flotte der englischen die Schlacht bei den Falklandsinseln gewinnen helfen, eine Schlacht, die in den Japanern die Achtung vor der englischen Seemacht sehr herabgedrückt hat. Dann aber hat Japan die ihm von England aufgedrängte Eroberung von Tsingtau zum Ausgangspunkt genommen, um gewalttätig und ohne Rücksicht auf die Wünsche und Interessen seines Bundesgenossen die Hand auf China zu legen. Wenn es seine Pläne durchsetzt — und heute ist nicht zu erkennen, wer es hindern soll —, wird das große Reich der Mitte in wenigen Jahren für andere Völker ein verschlossenes Land sein. Das ist aber noch nicht alles, und wie Englands große Kolonien Australien und Neu-Seeland sich dem Ausdehnungstrieb der gelben Macht erwehren wollen, das ist eine Sorge für sich. Wenn England nach diesem Kriege in seinem Hauptbuche Abrechnung hält, wird der Posten Japan einen riesenhaften Fehlbetrag ausweisen. Schon jetzt ist dieses Stück britischer Politik als ein augenfälliger unheilvoller Mißgriff erkennbar. Für Englands gegenwärtigen Zweck, die Niederwerfung Deutschlands, bedeutete die Anrufung der japanischen Hilfe so gut wie nichts, für die Zukunft wird allerdings auch Deutschland unter dem Vordringen Japans, das sich Englands feigen Verrat an der Sache Europas klug zunutze macht, zu leiden haben, aber nicht so sehr und jedenfalls nicht mehr als England selbst und alle anderen Völker des Westens.

Je deutlicher es den Lenkern der Entente geworden ist, daß sie sich in der Einschätzung der Kraft Deutschlands einem verhängnisvollen Irrtum hingegeben hatten, um so mehr mußten sie darauf bedacht sein, die beiseite stehenden Neutralen durch Überredung oder brutale Anwendung ihrer Machtmittel auf ihre Seite zu ziehen. Waren diese Bemühungen an sich schon das Eingeständnis der eigenen Ohnmacht, so wurden sie es, da sie mißlangen, noch in einer anderen Art. Weder Holland, noch die skandinavischen Länder, noch Italien oder die Balkanstaaten haben sich bisher trotz aller Verlockungen bestimmen lassen, aus ihrer wohlüberlegten Zurückhaltung herauszutreten, und es wird das politische Ansehen Englands schwerlich steigern, wenn es von einer Hauptstadt zur anderen geht, nacheinander an alle Türen klopft und wie ein lästiger Händler Hilfe zu erschachern sucht, damit seine Pläne nicht mit einem vollen Zusammenbruch endigen. Was die Abenteurer in Whitehall für ein besonders starkes Mittel zur Herbeiführung einer Entscheidung hielten, der Angriff auf die Meerengen, die den Weg nach Konstantinopel bilden, das hat im Gegenteil Italien

und die Balkanstaaten, die guten Grund haben, vor der russischen Gier nach dem Besitz von Konstantinopel und dem Erscheinen einer russischen Flotte im Mittelmeer auf der Hut zu sein, bedenklich gemacht. Wie sollten sie auch zu einer Politik Vertrauen haben, welche die klug errechneten Linien der britischen Politik eines Jahrhunderts verläßt und sich in eine Lage gebracht hat, aus der sich zu retten sie allein nicht mehr die Kraft fühlt! Wie sollte eine Politik dieser Art imstande sein, Rußland davon abzuhalten, daß es sich zum wirklichen Herrn des Balkans und Vorderasiens machte, wenn es einmal unter der fadenscheinigen Maske der Neutralität nach Stambul gelangt wäre? Einstweilen hat der Angriff auf den Hellespont mit einer ernstlichen Niederlage der Angreifer geendet und sein Ergebnis ist außer schweren Verlusten der verbündeten Flotte vor allem eine gewaltige Hebung des Selbstbewußtseins der Osmanen, die man vernichten wollte. Zu diesen Fehlschlägen der britischen Politik gesellen sich noch die Sorgen um Indien und Ägypten, die im Augenblick wohl noch zurücktreten, die aber doch als dunkles Gewölk den Ausblick nach Osten verdecken. Auch die Verhältnisse daheim sind nicht frei von Zweifeln und Ungewißheiten. Die durch den deutschen Tauchbootkrieg herbeigeführte Preissteigerung für die wichtigsten Lebensmittel hat Lohnbewegungen in der Arbeiterwelt im Gefolge gehabt, die das Wirtschaftsleben fortdauernd beunruhigen. Es ist bis jetzt immer wieder möglich gewesen, notdürftig Ausgleiche herbeizuführen. Aber wenn die Flamme an einer Stelle gelöscht ist, züngelt sie an einer anderen wieder in die Höhe ... Eine ähnliche Unsicherheit herrscht drüben auf der grünen Insel jenseits der Irischen See. Äußerlich ist zwar alles ruhig, und Herr Redmond hat nach dem Muster indischer Radschas sich für die Loyalität der Iren gewissermaßen verbürgt. Aber von seinen nationalistischen Landsleuten wird er als Judas und Werbesergeant der Regierung beschimpft, und Kitcheners Werbung hat in Irland, mit Ausnahme von Ulster, kläglich versagt. Durch das Volk aber schleicht der Geist des Mißtrauens und der Unzufriedenheit, da man nicht ohne Grund fürchtet, daß das Schicksal von Homerule durch diesen Krieg noch unsicherer geworden ist, als es vorher schon war. So ist die Regierung genötigt, Irland mit den Vorsichtsmaßregeln zu behüten, mit denen man ein Pulverfaß vor den herumfliegenden Funken bewahren muß.

Wie ruhig, einig und sicher geht dagegen Deutschland seinen Weg. Es geht ihn mit so ernster Unerschütterlichkeit, daß sich selbst die von Haß sprühende englische und französische Presse der Wirkung nicht ganz zu entziehen vermag. Wir gehen den Weg, den uns die Pflicht nationaler Selbsterhaltung und das große Gefühl vorschreibt, daß der Sieg des deutschen Volkes nicht eine Sache des Zufalls, sondern eine metaphysische Notwendigkeit ist. Wenn eine Vernunft in den Dingen ist, welche die Geschicke der Völker bestimmen, dann dürfen und müssen wir glauben, daß uns die Vorsehung für große Aufgaben vorbehalten hat. Noch sind wir nicht am Ziele dieses Krieges, und es ist möglich, daß uns noch schwere Tage bevorstehen. Das ist kein Unglück und darf uns nicht zaghaft machen. Ein Unglück wäre es gewesen, wenn uns ein leichter und müheloser Sieg zugefallen wäre, der uns stolz, übermütig und üppig hätte machen können. Ein harter Sieg wird uns den deutschen Ernst und die Ehrfurcht vor den ewigen Mächten

erhalten, die über dem Leben der Völker stehen, und ohne die all dieses Kämpfen und Ringen ein sinnloses, verzweiflungsvolles Chaos wäre. Wenn wir heute sehen, wie auch die vielgerühmte englische Staatskunst mit ihrer ‚Feinspinnerei' Mißerfolg auf Mißerfolg erleidet, dann ahnen wir, daß eine weltgeschichtliche Gerechtigkeit in den Geschicken waltet. Es sind nun gerade hundert Jahre, seit Englands Vertreter Castlereagh auf dem Wiener Kongreß im Bunde mit Talleyrand und Metternich das Werden eines starken Deutschlands verhinderte. Ein halbes Jahrhundert später ist Deutschland doch geworden durch den Mann, dessen hundertsten Geburtstag wir soeben gefeiert haben. Und aber nach einem halben Jahrhundert führen wir für dieses neue Deutschland gegen den größten jemals geschlossenen Kriegsbund den größten Kampf, den die Menschheit erlebt hat, und wir werden ihn gewinnen. Daß wir ihn führen können und so führen können, sei uns der Beweis dafür, daß die große Weltvernunft mit unserer Sache ist. Wir wissen, daß wir siegen werden. Wir wollen behalten, was wir besessen haben und wollen erlangen, was unser Volk zur Führung seines nationalen Lebens, zur Entfaltung seiner Kraft und zur Sicherheit seiner Arbeit braucht."





Der Friede, den sie uns wünschen

Mehr oder minder ist jeder Kulturmensch Pazifist. Was uns aber von den zunftmäßigen Vereinspazifisten der Haager Richtung entscheidend trennt, ist die Einsicht, daß sich ein noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende entferntes Ziel nicht mit Gewalt in das nächste Jahrzehnt hinein verpflanzen läßt. Es zeigt sich leider immer deutlicher, daß die Lehren dieses Weltkrieges an den gefühlsduseligen Anhängern der radikalen Friedensbewegung fast spurlos vorübergegangen sind. Sie fahren unentwegt fort, das riesenhafte Weltgeschehen in ihre kindlich winzigen Maßstäbe hineinzuzwängen. Man könnte sie mitleidig sich selbst und ihren Utopien überlassen, wenn nicht die Art, wie sie sich neuerdings in den Vordergrund drängen, geradezu einer politischen Gefahr nahekäme. In den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation" wird der Stimme eines Engländers, Dr. A. A. Warden, Gehör verschafft, der für den baldigen Friedensschluß eintritt. Dieser Engländer, der seit Jahren in Frankreich lebt, weiß den schnellsten und sichersten Weg anzugeben, auf dem ein Dauerfriede zu erzielen ist. „Man garantiere Deutschland, was es vor dem Kriege verlangt hat — die Sicherhiet gegen Angriffe — und unter dieser Bedingung — nur unter dieser — wird es sich aus den heute okkupierten Gebieten zurückziehen." Und weiter: „Deutschland möge der lauschenden Welt verkünden, was der Schlachtenlärm uns alle, einschließlich Deutschland selbst, vergessen ließ, daß es keinerlei Vergrößerung sucht und sein Beweggrund nicht Herausforderung, sondern Verteidigung war. Mögen dann die Alliierten die Bedingungen angeben, unter welchen auch sie den Frieden wünschen; und wenn jene Bedingungen keinerlei Erniedrigung, Beraubung oder Bedrohung enthalten, dann dürfen wir hoffen, daß die Völker, die wieder einmal ihren Mut bewiesen haben, der Gefahr ins Auge zu blicken, sich selbst ins Auge zu sehen und die Hände zu reichen vermögen zu dem Friedenswerke, das ihnen obliegt."

Das heißt: Gegen einen Wisch Papier soll Deutschland seine mit unerhörten Opfern errungenen Vorteile aufgeben, soll es sich glücklich schätzen, ohne „Erniedrigung, Beraubung oder Bedrohung" davonzukommen! Ein derartiger „Pazifismus" kann dem Dreiverband nur 'recht sein — wir danken dafür. Daß aber ein deutsches pazifistisches Blatt sich dazu hergibt, diese dummdreisten, waschechten Vorschläge eines Erzengländers zu verbreiten, zeugt von einer politischen Unbefangenheit, wie sie heutzutage hoffentlich bei uns nur noch in pazifistischen Kreisen zu finden ist.

*

Gefangenenaussagen

Es ist üblich, die Gefangenen sofort nach der Gefangennahme zu verhören. Hin und wieder erhält die Heeresleitung dadurch auch wichtige Aufschlüsse; aber man sollte sich — vornehmlich in der Presse — hüten, derlei Gefangenenaussagen allzugroße Bedeutung beizumessen.

Da ist vor kurzem, um nur ein Beispiel anzuführen, erwähnt worden, russische Gefangene hätten ausgesagt, sie seien zum Militärdienst gepreßt worden, hätten keine ordnungsmäßige Ausbildung genossen und, bevor sie zur Front abgegangen seien, nur sechs (!) Schuß abgefeuert. Diese Tatarennachricht ist von einer großen Anzahl deutscher Zeitungen nahezu kritiklos aufgenommen worden; daß daran etwas nicht stimmt, liegt auf der Hand. Entweder hat der Gefangene, der bei seiner Vernehmung diese Aussage machte, dem Offizier einen Bären aufbinden wollen, oder der verhörende Offizier hat insbesondere die letzte Bemerkung mißverstanden.

Es ist aber auch noch ein psychologischer Grund vorhanden, den Wert der Gefangenenaussagen nicht allzuhoch zu veranschlagen. Was in der Seele von Menschen vorgeht, die sich tapfer ihrer Haut gewehrt haben, dann mehr und mehr das drohende Verhängnis, den Tod auf dem Schlachtfelde, näherkommen sahen, das vermögen wir kaum zu ahnen. Auf die übermäßige seelische Anspannung, auf das qualvolle Emporflammen des Lebenswillens folgt notwendigerweise ein gänzlicher Niederbruch, ein Zustand völliger Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit.

Und in diesem Zustand werden die Gefangenen verhört. Das Verhör ist ihnen unter allen Umständen unangenehm. Sie sind müde, unglaublich müde. Und nun kommt da ein wildfremder Offizier und quält sie mit allerhand Fragen.

„Haben Sie Hunger?“ Der Gefangene nickt.

„Sie haben wohl lange nichts zu essen bekommen?“ Der Gefangene nickt wieder.

Bei einem andern wird eine Dauerwurst gefunden. „Die haben Sie wohl von der Heimat geschickt bekommen?“ Der Gefangene nickt.

„Bekommen Ihre Kameraden auch oftmals solche Sendungen?“ Der Gefangene nickt wieder.

Und dann geht ein fingerfertiger Zeitungsmann her und drahtet seinem Blatt: „Die deutschen Gefangenen klagen allesamt über Hunger. Die Nahrungsmittelversorgung der deutschen Heeresleitung ist derart schlecht, daß die Soldaten darauf angewiesen sind, Sendungen aus der Heimat von Verwandten, Freunden und Bekannten zu erhalten, sogenannte ‚Liebesgaben‘.“ — So beispielsweise zu lesen in den „Times“, Ende Februar!

Und hin und wieder mag es wohl auch vorkommen, daß ein Gefangener besonders ängstlich ist und glaubt, er müsse dem ihn verhörenden Offizier möglichst nach dem Munde reden. Dadurch entstehen dann die Schauermärchen über die miserable Behandlung, über Massenfahnenflucht, über riesige Verluste und dergleichen mehr.

Man sollte also, wie ein bayerischer Generalstäbler sich scherzhaft ausdrückte, von Gefangenenaussagen „höchstens die Hälfte, und davon am besten das Gegenteil glauben“.

J. M. Sch.

*

Das Preisbekenntnis eines englischen Marineoffiziers

In der englischen Zeitschrift „The United Service Institution“ vom Jahre 1909 findet sich das folgende Bekenntnis aus der Preisarbeit eines englischen Marineoffiziers:

„Wir (Engländer) ziehen nicht aus sentimentalen Gründen in den Krieg. Ich bezweifle, daß wir das jemals taten. Krieg ist das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten; sein Ziel ist, unseren Gegnern mit dem Schwerte diejenigen wirtschaftlichen Bedingungen aufzuzwingen, welche wir für notwendig erachten, um uns kommerzielle Vorteile zu schaffen. Wir bedienen uns aller denkbaren Vorwände und Anlässe für den Krieg, aber zugrunde liegt allen der Handel. Ob als Anlaß die Verteidigung oder Erringung einer strategischen Stellung vorgegeben wird, ob der Bruch von Verträgen, oder was sonst noch, — alle diese Anlässe und Vorwände begründen sich letzten Endes auf dem Handel aus dem einfachen und maßgebenden Grunde, daß der Handel für uns das Lebensblut bedeutet.“

Für jeden nicht aus der Art geschlagenen Engländer nur selbstverständlich. Aber für unsere „Zwischenstaatler“, die dem englischen Raubzug gegen uns ein ideales Mäntelchen umhängen wollen, das englische Blätter vom Range der „Times“ selbst haben fallen lassen, — für gewisse Deutsche recht hart, recht — rücksichtslos!

*

Neutrale

Den Redakteuren des „Journal de Genève“ und der „Gazette de Lausanne“ ist kürzlich der Orden der französischen Ehrenlegion verliehen worden.

„Man hat nichts davon gehört,“ bemerkt die „Frankf. Ztg.“, „daß ein deutsch-schweizerischer Redakteur etwa das Eiserne Kreuz oder den Roten Adlerorden erhalten habe.“

Vielleicht hört man aber demnächst, daß auch — Spitteler durch die französische Ehrenlegion ausgezeichnet worden sei. Verdient hätte er's um die französische Sache in der Schweiz, und wenn die Franzosen noch eine Spur von Gerechtigkeitsgefühl haben, sollten sie ihn nicht etwa um deswillen übergehen, weil er Deutsch-Schweizer ist. Gehört doch zu solchem Verdienst für einen deutschblütigen Schweizer unvergleichlich viel mehr neutrale Selbstverleugnung und Aufopferung, als für jene schweizerischen Franzosen, die nur der Stimme ihres Blutes gehorchen.

*

Schulbücherbetrieb in Kriegszeiten

Die Ewig-Gestrigen! — Aus dem Leserkreise wird dem „Berl. Lokalanzeiger“ geschrieben: „Sie haben schon wiederholt die empfindlichen Mißstände zur Sprache gebracht, die mit der Bücherbeschaffung für unsere liebe Schuljugend verbunden sind: die Ungleichheiten in den eingeführten Lehr- und Lesebüchern an den verschiedenen Anstalten, und die in nur allzu kurzen Abständen eintretende Überalterung der Auflagen. Die Schulverwaltung hat sich auch der Einsicht nicht verschlossen, daß hier dem Geldbeutel der Eltern wirklich zu viel zugemutet wurde, und hat Maßnahmen zur Einschränkung der Übelstände in Aussicht gestellt. Kaum aber hat jetzt das neue Schuljahr begonnen, so geht auch schon das alte Lied und das alte Leid wieder los. So sollen in einer höheren Mädchenschule eines westlichen Vorortes die französischen Lehr- und Lesebücher der oberen Klassen, die in dritter Auflage aus dem Jahre 1910 vorliegen, abgeschafft und durch die vierte Auflage ersetzt werden. Wenn es aber mit diesen Büchern fünf Jahre hindurch gegangen ist, so, meinen wir, könnte man sich mit der neuen Auflage wirklich noch ein weiteres Jahr gedulden und nicht gerade jetzt in Kriegszeiten den Eltern neue Ausgaben aufzwingen, die wahrhaftig für dringendere Zwecke benötigt werden. Viele Väter sind im Kriege, und die Mütter müssen mehr noch als sonst sich Mühe geben, mit den Mitteln auszukommen, die ihnen zur Verfügung stehen. An ‚schultechnischen Gründen‘ für die Einführung der neuen Auflage wird es natürlich auch diesmal nicht fehlen, das wissen wir im voraus. Aber im Augenblick gibt es, sollte man meinen, wirklich noch gewichtigere Gründe und Rücksichten, und wir müssen es aussprechen, daß es einen sehr bedauerlichen Mangel an Verständnis für die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse in vielen Familien bedeutet, wenn die Schule sich auch jetzt nicht von ihren ‚technischen‘ Gründen freimachen kann. Auch sie sollte jetzt eigentlich Wichtigeres zu tun haben.“

Freilich, freilich, das sollte sie -- „eigentlich“.

*

Notendeutsch

Wo man sich überall bemüht, die Sprache von ausländischen Schlacken zu reinigen, sollten endlich einmal auch die Herren Diplomaten in sich gehen. Das Deutsch, das sie im Notenaustausch mit dem Auslande verzapfen, ist oft erschrecklich. In einem Runderlaß, den der Reichskanzler vor kurzem

zur Rechtfertigung Deutschlands gegenüber einer Rede des französischen Ministerpräsidenten an die Kaiserlichen Botschafter und Gesandten gerichtet hat, bezieht er sich auf einen „Passus“ in der Kammerrede Vivianis; er spricht von einem „Konflikt“, von einem „Tribunal“ (Gericht), von „Situation“ (Lage), „Konversation“ (Unterredung), „Intervention“ (Vermittlung), „Kompromiß“ (Vereinbarung), „Konzessionen“ (Zugeständnissen), „Aktion“ (Tätigkeit) und von „engagierten“ (beteiligten) Mächten; die Herbeiführung des Kriegszustandes wird dreimal mit „Mobilisation“ und einmal als „Mobilisierung“ bezeichnet; Österreich-Ungarn „dokumentierte“ (bekundete) seinen Willen. Außerdem ist von einer europäischen „Konflagration“ (Weltbrand) die Rede; ja sogar ein vollkommenes „territoriales Desinteressement“ (Verzichtleistung auf Landerwerb) wird erwähnt.

Noch schlimmer beinahe ist das Gewimmel der Fremdwörter in der deutschen Antwort auf die amerikanische Note. Manch einer mußte im „Heyse“ nachschlagen, um zu erfahren, daß „Convoyierung“ die Begleitung durch Kriegsschiffe bedeutet! Nicht jedes Fremdwort ist ersetzlich, aber das diplomatische Kauderwelsch schwelgt förmlich in Verstößen gegen die Muttersprache.

*

„Strenge“ Strafen?

Feldpostträuber, Kartoffelwucherer und Bäcker, die gegen die neue Backordnung verstoßen, sind leider jetzt ständige Erscheinungen vor deutschen Richtertischen. Ein dem Allgemeinempfinden nicht recht verständlicher Unterschied in der juristischen Bewertung dieser drei Gruppen macht sich bemerkbar. Beim Feldpostträuber wird immer wieder und mit vollem Recht die Niedrigkeit der Gesinnung betont, aus der seine Handlung entspringt. Diese Beurteilung des Beweggrundes findet auch im Urteil durch besonders harte Freiheitsstrafen seinen Ausdruck. Bei den kleinen Wucherern des Nahrungsmittelzweiges hat es dagegen fast durchweg bei verhältnismäßig unerheblichen Geldstrafen sein Bewenden, obwohl die Niedrigkeit der Gesinnung hier nicht minder offen zutage tritt. Die Übervorteilung des Publikums wird von diesen Leuten oft mit ganz niederträchtigen Kniffen systematisch betrieben. Die Verhandlung gegen eine Markthändlerin ergab so z. B., daß die Angeklagte in der Weise die Verordnung über die Höchstpreise umgangen hatte, daß sie sich weigerte, an die Käufer Kartoffeln zu verkaufen, wenn diese nicht gleichzeitig auch ein größeres Quantum Mohrrüben kauften, für die sie pro Pfund 15 ₰ statt 5 ₰ bezahlen mußten. Der Staatsanwalt beantragte 20 ℳ Geldstrafe, das Gericht erkannte jedoch auf 50 ℳ Geldstrafe, „da es sich hier um eine besonders krasse und raffinierte Ausbeutung des Publikums handele“. Wenn das Gericht dieser Ansicht war, so versteht man nicht recht, weshalb nicht zu dem allerschärfsten Strafmaß gegriffen wurde, zumal es sich um Massenerscheinungen handelt.

Ebenso befremdend berührt einen das milde Urteil des Landgerichts Elberfeld gegen nicht weniger als 25 Bäcker, die sich wegen Verbackens zu großer Mehlmengen, wegen Verkaufs zu frischen Brotes, vorschriftswidriger Mehlmischungen usw. zu verantworten hatten. Auch in diesem Falle nur Geldstrafen! Von einer Fahrlässigkeit der Angeklagten kann doch kaum mehr die Rede sein, nachdem wohl der Einfältigste über den Ernst der Lage aufgeklärt sein dürfte. Wer sich aber bewußt und aus kleiner, erbärmlicher Erwerbsgier an dem Allgemeinwohl versündigt, hat keinen Anspruch mehr auf richterliche Milde. Nur die ganze Strenge des Gesetzes kann da das Publikum schützen, das wahrlich Opfer genug zu tragen hat, um eines wirklich *wirksamen* Schutzes nach dieser Richtung hin wert zu sein!

*

Dürfen wir auch?

Im „Tag“ bemüht sich der Geh. Oberfinanzrat Carthaus, in zwei langen Artikeln „die Berechtigung des deutschen Unterseebootkrieges“ nachzuweisen.

Man wird auf diese Weise mit einigem Erstaunen gewahr, daß es unter uns je-

manden gibt, der doch nicht so ganz von der Berechtigung des Unterseebootkrieges überzeugt zu sein scheint. Wozu sonst die endlosen sittlichen, rechtlichen und sonstigen Begründungen? Oder meint Herr Carthaus, daß außer ihm noch ein Mensch in Deutschland — mit Ausnahme vielleicht von Liebknecht und seinen paar Anhängseln — über die Berechtigung des Unterseebootkrieges im Zweifel ist und das Bedürfnis hat, vom Gegenteil überzeugt zu werden?

Aber vielleicht beabsichtigte der Verfasser, nicht uns, sondern den Engländern den deutschen Rechtsstandpunkt klarzumachen? Das bedeutete ungefähr soviel, als wollte man sich vor dem Mörder entschuldigen wegen der leider nicht zu vermeidenden Notwendigkeit, ihm die Polizei auf den Hals zu schicken.

Ach, wenn doch das Papier nicht so geduldig wäre!

*

Ein gutes Wort

Rund heraus bekennt sich Georg Bernhard in der liberalen „Vossischen Zeitung“ zu der nützlichsten und wichtigsten Lehre dieses Krieges:

„Neulich las ich einen Aufsatz, in dem ausgeführt wurde, daß nur der Friedensschluß mit England uns vor der Fortdauer des Wettrüstens nach dem Kriege schützen könne. O heilige Einfalt! Eins hat der Krieg mit England doch wahrhaftig jetzt schon auch den früher andersdenkenden Kreisen des Volkes gezeigt: Wir hatten zu wenig Schiffe. Wir haben früher geglaubt, daß der Handel den Schutz der Kriegsflotte nicht gebrauche. Wir sind gründlich belehrt. Hätten wir mehr Kreuzer gehabt, es sähe jetzt auf den Weltmeeren anders aus als augenblicklich. Und wenn wir auf den Landkriegsplätzen Erfolge errungen haben, die es uns ermöglichen, in Ruhe abzuwarten, was für Friedensvorschläge uns von unseren gegnerischen Mächten gemacht werden, wenn sich heute unsere Gegner nach Frieden sehnen müssen, wir aber weiterkämpfen können und werden, so verdanken wir das dem Umstande, daß glücklicherweise bei uns wenigstens das Heer so stark war, wie es unsere geographische Lage gebot. Wie immer also auch der Krieg enden wird, und mit wem immer auch wir Frieden schließen werden, das starke Heer und die starke Flotte werden selbstverständliche Voraussetzungen jeder, auch der liberalen inneren Politik in Deutschland sein müssen.“

*

Schamlos und straflos

Einen Gipfel der Schamlosigkeit stellt eine Anzeige aus dem „Berl. Tagebl.“ dar, die von der „Welt am Montag“, wie folgt, an den Pranger gestellt wird:

10000 ℳ vierteljährliche Rente gegen 100000 ℳ Beteiligung für Import stark gefragter Lebensmittel durch allerbest eingeführte deutsche Firma, welche nachweislich hervorragende Einkaufsquellen besitzt. Weil nur Kassageschäft, ohne jedes Risiko. Nur ernste Reflekt. mit sof. disp. Kapital belieben Off. unt. ... an ... abzugeben.

Es wird im Volke unvergessen bleiben, daß Leute, die aus starkgefragten Lebensmitteln derartige Wucherprofite herausschlagen, frei und ungeniert sich tummeln können in einer Zeit, da wir gegen England wegen seiner perfiden Aushungerungskampagne Haßgesänge anstimmen.

*

Ausflüchte

Gegen die dankenswerten Bestrebungen des Berliner Polizeipräsidenten, dem Fremdwörterunfug zu steuern, haben, wie nicht anders zu erwarten war, die davon betroffenen Geschäftsleute Sturm gerannt. Sie wenden ein, daß die Neubeschaffung wertvoller Schilder mit großen Kosten und — bei dem Mangel an Arbeitskräften — mit sonstigen Schwierigkeiten verknüpft sei; in vielen Fällen müsse auch die Firmenänderung im gerichtlichen Firmenregister beantragt werden.

Der erste Einwand kann durch Gewährung einer angemessenen Frist leicht behoben

werden; der zweite ist überhaupt gar nicht stichhaltig. Wenn derartige Firmen sich bis jetzt noch nicht aus freien Stücken entschließen konnten, ihre höchst geschmacklosen, fremdländischen Bezeichnungen abzuändern, so müssen sie eben mit sanfter Gewalt dazu veranlaßt werden. Acht Monate hatten sie ja Zeit, ihre Sprachsünden gut zu machen. Auf was für haltlose und unwürdige Anschauungen sich die Herrschaften bei der Verteidigung ihrer ausländischen Liebedienerei stützen, haben wir am Fall der „Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie“ ausführlich (Heft 4) gezeigt. Welche Übertreibungen beliebt werden, zeigt die Beteuerung eines „Herrn aus einer Cliché-Gesellschaft“, der in einer Versammlung des „Vereins deutscher Reklamefachleute“ allen Ernstes versicherte, wenn er seinen Firmennamen umtaufen müßte, würde ihm das einen Schaden von 60000 ℳ verursachen!

Eine Nachrichtenstelle will von unterrichteter Seite wissen, daß die Polizei in dem Kampf gegen die Ausländerei „nicht so schroff“ vorzugehen gedenke. Hier wird wohl mehr der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sein. Wir wenigstens glauben nicht, daß sich der Berliner Polizeipräsident so ohne weiteres wird ins Bockshorn jagen lassen.

*

Das Waffenkleid als Posse

Die Uniform ist kein Spielzeug — da sei uns Gott dafür! Leider aber hat, wie der „Deutsche Kurier“ den possenhaften Unfug kennzeichnet, die Eitelkeit und Kurzsichtigkeit vieler Eltern eine ganz neue Industrie für Kinderuniformen entstehen lassen, die alledem, was an den Spielen unserer Jungen erfreulich und reizvoll ist, geradenwegs zuwiderläuft. Schon in den ersten Kriegswochen tauchten hier und da — besonders aber im westlichen Berlin — putzige Dreikäsehochs auf, die in eine bis auf die letzte Litze genaue feldgraue Armeeuniform gesteckt waren. Da gab es zehnjährige Husaren und achtjährige Kürassiere, Infanteristen und Artilleristen, die sich von den echten Feldgrauen lediglich durch das „Format“ unterschieden. Man konnte vielleicht über den einen oder anderen der Knirpse einen Augenblick lang lachen, konnte den oder jenen sehr „niedlich“ finden, aber dann hatte man doch sogleich die unabweisliche Empfindung, daß wirkliche Militäruniformen denn doch nicht das geeignete Spielzeug für Kinder seien. Und war dies schon bei einfachen feldgrauen Waffenröcken der Fall, um wieviel unangenehmer und geschmackloser wirkte (und wirkt) diese Uniformierung von Kindern, wenn sich auf den Uniformen allerhand Rangabzeichen befinden. Eine Zeitlang sah man gar nicht so selten Jungens mit regelrechten Leutnants-Achselstücken, und — man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist vorgekommen — selbst zehnjährige Knirpse mit den Raupen der Stabsoffiziere konnte man, wenn auch vereinzelt nur, beobachten. Die Eltern, die ihren Sprößlingen diese Sachen kauften oder womöglich nach Maß anfertigen ließen, müssen einen sehr merkwürdigen Begriff davon haben, was heute das feldgraue Waffenkleid, was heute das Achselstück des Offiziers der Mehrheit unseres Volkes bedeutet. Und wenn sie glaubten, ihren Kindern mit dieser Uniformierung einen Gefallen getan zu haben, so waren sie in einem faustdicken Irrtum befangen. Mit der naturgetreu nachgeahmten Uniform ist dem kindlichen Geiste ja jede Möglichkeit genommen, die Phantasie spielen zu lassen und durch ihre Kraft reichlich zu ersetzen, was die Wirklichkeit versagt. Man geht kaum fehl, wenn man als die Triebfeder dieser Geschmacksverirrung eben die Eitelkeit mancher Eltern bezeichnet, die den geliebten Jungen am liebsten im Offiziersrock sieht. Solange diese „echten“ Uniformen in den vier Wänden des elterlichen Heimes bleiben, ist das Ganze ja am Ende eine Privatsache, die niemanden etwas angeht. Wenn aber die jungen „Offiziere“ an der Hand des Kinderfräuleins oder der Mama auf der Straße herumlaufen, dann ist das eine öffentliche Belästigung, die scharf zurückgewiesen werden muß, und die ihren Höhepunkt erreicht, wenn den Kindern von ihren

erwachsenen Begleitern nicht untersagt wird, Militärpersonen durch Grüßen zu behelligen.

*

„Wilhelm Tell" — staatsgefährlich!

Durch die Blätter ging eine Meldung aus Leipzig, daß dort eine Kirchen- und Schulbehörde es fertigbekommen habe, den Konfirmanden der Volksschulen den Besuch einer „Tell"-Aufführung im städtischen Theater zu untersagen, weil sie Schaden an ihrem Seelenheil nehmen könnten. Wir hielten die Nachricht für so unglaubhaft, daß ihre Berichtigung nicht ausbleiben könne. Eine solche ist aber bis heute — nach Wochen — nicht erfolgt, und so muß man wohl sagen: „Das Unbeschreibliche — hier ist's getan." — Sieben „Tell"-Vorstellungen hatten bereits im März für die Schüler und Schülerinnen der oberen Klassen einiger Leipziger Volksschulen stattgefunden, der Schulausschuß hatte eine namhafte Unterstützung, und der Rat der Stadt das Theater zur Verfügung gestellt. Vor der achten Vorstellung wurde aber den Konfirmanden plötzlich der Besuch verboten und ihnen das Eintrittsgeld zurückgezahlt. Ein Pastor aus Leipzig-Gohlis hatte Bedenken im Interesse seiner Konfirmanden geäußert und sich an den zuständigen Leipziger Intendanten gewendet. Darauf erteilte der Dezernent des städtischen Schulwesens den Rektoren der in Frage kommenden Schulen das Verbot für die Konfirmanden mit.

Und der „Vorwärts" mußte es sein, der die wie ein schlechter Scherz anmutende Tatsache in das rechte Licht rückt: „Schillers Drama gerade in diesen Tagen auf dem Index! Mehr kann man in einer Zeit, in der Millionen draußen auf den Schlachtfeldern für deutsche Kultur zu kämpfen glauben, nicht verlangen."

Die Millionen draußen „glauben" nicht nur für deutsche Kultur zu kämpfen, sie *kämpfen* auch dafür. Aber diese Kultur ist nicht die Kultur derer, die der deutschen Jugend Schillers Tell verbieten.

*

Der Kampf gegen das Deutschtum

Das Germanentum, den Teutonismus, oder wie sie sonst unser deutsches Volk und Wesen nennen, wollen unsere Widersacher ausrotten. Es ist verfehlt und führt zur Selbsttäuschung, wenn man uns wohlgesinnte und gerechte ausländische Stimmen und Meinungen vorführt. Diese gibt es selbstverständlich auch. Denn mag irgendwo eine Ansicht noch so herrschend sein, es wird wohl niemals an entgegenstehenden abweichenden Meinungen fehlen. Für uns kann aber hier nur von Bedeutung sein, welches die Meinung ist, die sich durchzusetzen versteht und verstand. Das war und ist aber bei den uns gegenüberstehenden Völkern diejenige Auffassung, welche sich nur dann mit unserem Wesen und Dasein abfinden will, wenn wir uns mit der Rolle eines genügsamen *Simpels*, eines harmlosen Träumers oder eines schöngeistigen Schwärmers und Dichters begnügen ...

Wir wollen uns von dem *Wahne* freihalten, daß dies Widersachertum *allein* bei England läge und daß unsre andern Gegner nur die Irregeführten und Mißbrauchten seien. Wir müßten eine Geschichte von Jahrhunderten, namentlich hinsichtlich Frankreichs, vergessen, wenn wir uns einer solchen Vorstellung hingeben wollten. Frankreich wird auf die Dauer, nach diesen langen Erfahrungen, wohl schwerlich sich von Grund aus ändern, wenngleich die etwaige Erkenntnis, von England ausgenutzt zu sein, einen vorübergehenden Wandel hervorrufen könnte. Das nützt uns aber nichts. Es kann nicht genug davor gewarnt werden, daß wir infolge von Hoffnungsseligkeit oder von augenblicklichen Gefühlen des Mitleids — die hier tatsächlich nur Schwäche wären — die kühle abwägende Vernunft zurücktreten lassen. Wir müssen den uns aufgezwungenen Kampf mit den Waffen, sowie auch politisch und geistig *restlos* durchführen. Wir können die vorhandene tiefe geistige Kluft nicht etwa durch entgegenkommendes Vertrauen schließen. Diese Kluft läßt sich nicht beseitigen und ein Vertrauen läßt sich nicht begründen und

rechtfertigen. Wir haben in diesem Kriege und in seiner Vorbereitung bei unsern sämtlichen Gegnern in wechselseitiger Ergänzung und Anerkennung ein solches Aufgebot der Lüge, der Verleumdung und Schmähung, ein solches Preisgeben sittlicher und rechtlicher Grundsätze erlebt, daß es abgrundtief zwischen uns liegt. Wir können mit unsern deutschen Begriffen so etwas einfach nicht verstehen, und wir fühlen den höchsten Abscheu und Widerwillen dagegen. Wir könnten es daher nur als eine künstliche, unserm tatsächlichen inneren Empfinden widersprechende Selbsttäuschung ansehen, wenn wir zu irgendeiner Zeit glauben wollten, daß wir mit unsern Gegnern Vereinbarungen oder Freundschaften schaffen könnten, die nur irgendwie die Bürgschaft längerer Dauer und die Gewährleistung eines nur einigermaßen dauernden Friedens in sich schließen würden. Eine solche Gewährleistung werden wir daher nur dadurch erreichen, wenn wir uns und unsre Bundesgenossen in der Folge dieses Krieges so stark machen können, daß wir in Zukunft unsern hierdurch geschwächten Gegnern mit größter Sicherheit die Stirn bieten können. —

Diese Bemerkungen macht Otto von Pfister in einem längeren Aufsatz der „Kreuzzeitung“. Sie sollen auch hier aufbewahrt werden.

*

's Mistviecherl

Ein leichtverwundeter Fähnrich hinkt ins „Parkett herein, schon wieder jung und fesch, als wäre er nicht vor einer Woche totenbleich und voll von Läusen gewesen. Er findet es wunderbar, wieder unter lauter netten, eleganten Leuten im Parkett der Neuen Wiener Bühne zu sitzen, wundert sich aber ein bißchen, daß so was noch auf der Welt ist. Der Vorhang geht auf, man spielt den ‚Viererzug‘, ein neues Lustspiel von Siegfried Geyer und Paul Frank. Ein entzückendes kleines Mistviecherl von Wienerin tritt auf, und nun entsteht sogleich die Frage, ob für sie eine dreieckige Ehe das Richtige ist; aber sie möchte halt so gern eine mindestens viereckige, und sagt so schön ‚bitte, bitte‘, daß ihr die anwesenden Männer den Gefallen tun — der Kunsthistoriker, der unintelligente Muskelmensch (der so geistvoll über seine Unintelligenz zu konversieren versteht) und der blutjunge Teresianist. Man ist so wunderbar unter sich. Jedes Wort des Textes, jeder Laut, jede Bewegung der trefflichen Schauspieler haben so viel Beziehung zu reizenden heimischen Dingen. Die Autoren machen keine Witze und sind doch lustig, haben Geschmack und Routine, benehmen sich liebenswürdig. Gott, es gibt auch bedeutendere Dichtungen, aber diese ist gut gekleidet. Vorhang, Pause, herzlicher Applaus ohne Radau. Der verwundete Fähnrich denkt sich: Unglaublich, fünfzehn Wochen war ich in der Front und nicht einmal habe ich darüber nachgedacht, ob eine schöne Frau drei Männer braucht oder vier! ... Er wird später den Kameraden im Schützengraben mit Begeisterung erzählen, wie lieb dieses Wien ist, für das sie kämpfen.“

Diese Zeilen stammen — mit reichlichen Kürzungen — aus dem Wiener Theaterbericht einer Berliner Zeitung. „Wenn man nicht wüßte,“ bemerkt die „Deutsche Tageszeitung“, „wer da in Wiener Premieren ‚unter sich‘ ist, man würde sich eigene Gedanken über Wien und seine Bewohner machen. So aber darf man das entzückende kleine Mistviecherl und seine viereckigen Sorgen den Leuten überlassen, die anscheinend augenblicklich auch weiter keine Sorgen haben. Und wirklich — für sie werden die Soldaten in den Schützengräben mit nicht zu zügelnder Begeisterung kämpfen!“

*

Vom Kongo

Seit der Marokkokrisis haben wir für den Kongo viel Interesse übrig. Im „Kosmos“ berichtet nun Paul Rohrbach über die in erschreckendem Maße zunehmende Ausbreitung der Schlafkrankheit. „Heute ist die Schlafkrankheit vom Kongo her bis ins deutsche und englische Ostafrika, bis nach Rhodesien, nach Nordangola, nach dem ganzen französischen Äquatorialafrika und nach

Altkamerun vorgedrungen. Am schlimmsten verseucht ist das ganze belgische Gebiet. Einzelne Herde, von denen man noch nicht weiß, ob sie durch Verschleppung entstanden sind oder von alters her selbständig existieren, haben sich in ziemlicher Entfernung, bis ins britische und französische Westafrika hinein, wie es scheint auch in Togo, gefunden.“ Bekämpft werden kann dieses Übel nur durch die Vernichtung der die Keime der Krankheit verbreitenden Tsetsefliege. „Vor allen Dingen müssen die Ufer der größeren Flüsse, die dem Dampfer- und Kanuverkehr dienen, die Plätze zum Fischfang, Baden und Wasserholen und die Übergangsstellen für den Karawanenverkehr im weiteren Umfange gesäubert werden. Diese Arbeit ist groß, weitläufig und kostspielig, aber wenn sie nicht geschieht, so können wir mit Sicherheit voraussehen, daß sich die tropischen Teile Afrikas im Laufe der nächsten Jahrzehnte mehr und mehr entvölkern werden. — Ich habe selbst in Neukamerun und im französischen Kongo die angerichteten Verheerungen gesehen. Aus der französischen Gabunkolonie, zwischen Kamerun und Belgisch-Kongo, erhielt ich kürzlich Privatnachrichten geradezu furchtbaren Charakters. Ganz in der Stille haben auch die Belgier einen Teil des Landes zwischen dem Kongo und Ubangi geräumt, d. h. die Verwaltungs- und Handelsstationen zurückgezogen, weil es nicht mehr möglich ist, sich dort aufzuhalten. Gerade dieses Stück wurde uns gleichzeitig in der Veröffentlichung eines belgischen Kolonialschriftstellers für den phantastischen Preis von zwei Milliarden Franken zu Kauf angeboten. Überhaupt ist die Zukunft des belgischen Kongo und des französischen Besitzes zwischen dem Tschadsee, dem englischen Sudan und dem Atlantischen Ozean durch die Schlafkrankheit auf das ernsthafteste gefährdet.“

Das sind Tatsachen, die im Hinblick auf das zukünftige Schicksal des Kongos nachdenklich stimmen müßten.

*

Hege dein Ich

Die „Direktion des Exterikultur-Instituts“ in Berlin W, Tauentzienstraße, wendet sich mit folgendem Aufruf an die „Damenwelt“:

„Wenn wir es auch jetzt, in ernster Zeit, wagen, Ihnen unser Institut in Erinnerung zu bringen, so gibt uns hierzu eine Anzahl Damen den Mut, die uns gezwungenermaßen aufsuchen mußten. Die furchtbaren Erregungen des Krieges, die wohl an den stärksten Nerven nicht spurlos vorübergehen, wirken auf fein empfindende Naturen geradezu zerstörend. Nicht aus fader Eitelkeit, sondern aus Sorge um einen vorzeitigen Verfall des Haarwachstums, des Gesichts, wie überhaupt des ganzen Körpers, suchten viele Damen aus ersten Kreisen unsern Rat, unsere Hilfe.“

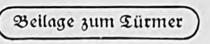
Auf diese Weise erfahren wir zum erstenmal mit Schaudern, daß dieser entsetzliche Krieg nicht nur im Elsaß und in Ostpreußen, sondern auch auf den niedlichen Fratzen fein empfindender Dämchen in Berlin WW. unermeßlichen Schaden angerichtet hat. Um so dankenswerter ist der von dem Tauentzieninstitut mit Hilfe zweier eleganter Reklameheftchen tatkräftig in die Wege geleitete Versuch, den Wiederaufbau der zerstörten Werte durch die Anpreisung knuffig teurer Schönheitsmittel anzubahnen. Eine weise Staatsregierung wird nicht verfehlen, unsere Feinde dereinst auch für diese „Flurschäden“ zur Verantwortung zu ziehen.



Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Yserkanal in Dixmuiden

H. Liesegang





XVII. Jahrg. Zweites Maiheft 1915 Heft 16

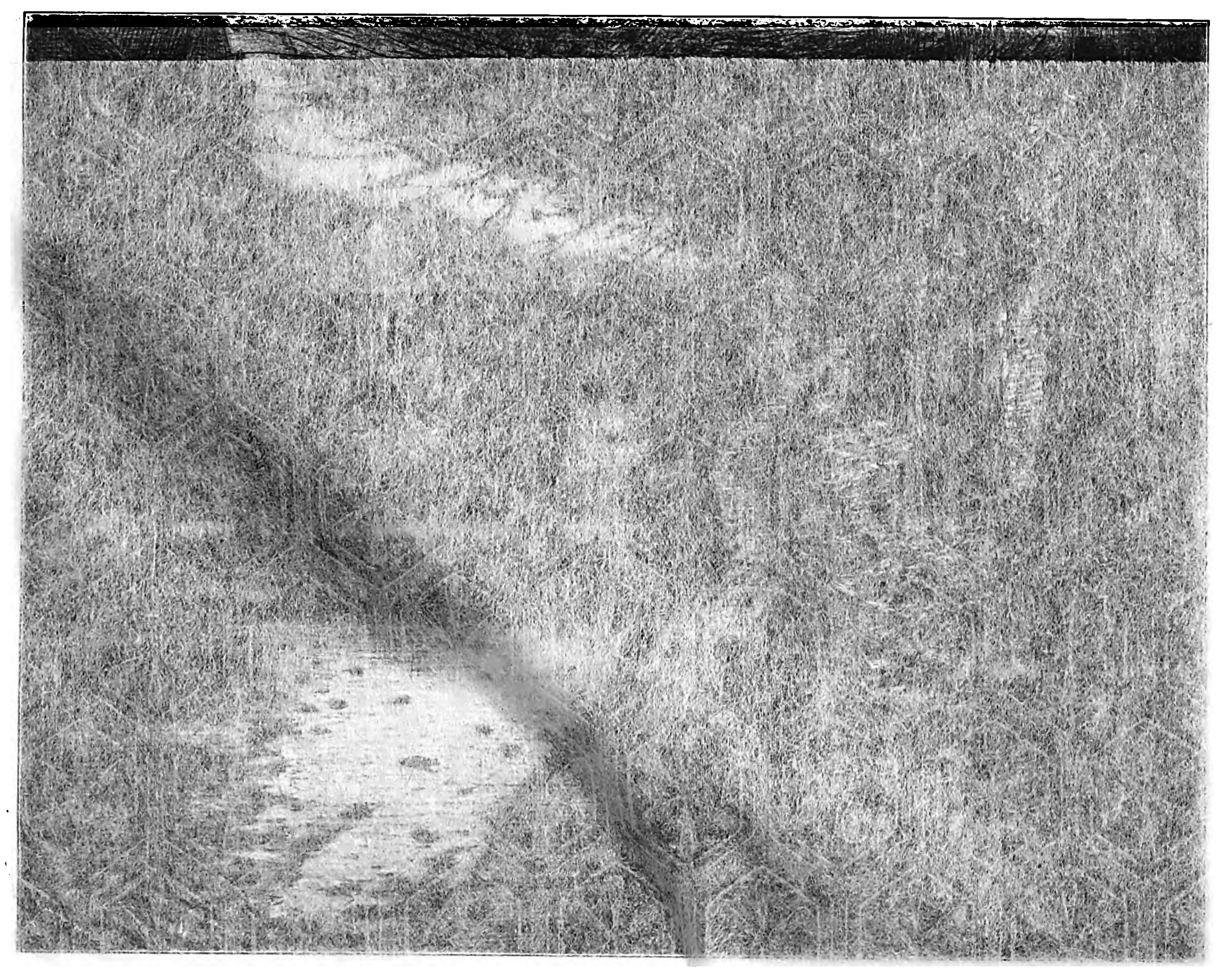
Über die Gründe der Ausländerei

Von Marie Diers

[illegible] der rätselhaftesten Erscheinungen in der Völkerpsychologie aller [illegible] ist dieser Hang zum Ausländertum bei den Deutschen.

Es gibt Stunden, in denen der Vaterlandsfreund um diesen [illegible] sonderbaren Hang, der einer unheilbaren Krankheit gleicht, [illegible] als je um den Ausgang des Krieges, denn er ist geeignet, [illegible] Erfolge nachträglich in Frage zu stellen.

Im [illegible] und ganzen bin ich ja der Meinung, daß Erörterungen über [illegible] und Schwächen innerhalb des deutschen Volkes grade jetzt [illegible] Öffentlichkeit gehören. Denn wenn es uns auch gleichgültig sein kann, — [illegible] Ausland über jedes Innengezänk bei uns freut, da wir von der Seite [illegible] schon an „starkeren Tobak“ gewöhnt sind und ihn nicht mehr, wie zu [illegible] nehmen — so ist es doch jetzt geboten, daß alle unsere Kräfte, auch [illegible] gerichtet werden und sich nicht gegeneinander abarbeiten. [illegible] gebrauchte in bezug auf meine Abhandlung: „Schwarzsehers [illegible] (1. Februarheft) das treffende Bild, daß ein Vater, dessen Kinder [illegible] das Haus angesteckt haben, wohl kaum die Zeit damit ver[illegible] wird, sie zu strafen und zu erziehen, statt zu löschen. Unerträglich erscheinen dem gesunden Instinkt jetzt diese erzieherischen Versuche am eigenen Volkskörper, und man möchte sie auf das allerknappste Maß beschränkt sehen.



Der Yserkanal in Dixmuiden



XVII. Jahrg. Zweites Maiheft 1915 Heft 16

Über die Gründe der Ausländerei

Von Marie Diers

Eine der rätselhaftesten Erscheinungen in der Völkerpsychologie aller Zeiten ist dieser Hang zum Ausländertum bei den Deutschen.

Es gibt Stunden, in denen der Vaterlandsfreund um diesen mehr als sonderbaren Hang, der einer unheilbaren Krankheit gleicht, schwerere Sorge trägt, als je um den Ausgang des Krieges, denn er ist geeignet, selbst die besten Erfolge nachträglich in Frage zu stellen.

Im großen und ganzen bin ich ja der Meinung, daß Erörterungen über irgendwelche Fehler und Schwächen innerhalb des deutschen Volkes grade jetzt nicht an die Öffentlichkeit gehören. Denn wenn es uns auch gleichgültig sein kann, ob sich das Ausland über jedes Innengezänk bei uns freut, da wir von der Seite her allmählich schon an „stärkeren Toback“ gewöhnt sind und ihn nicht mehr, wie zu Anfang, ernst nehmen — so ist es doch jetzt geboten, daß alle unsere Kräfte, auch die geistigen, nach außen gerichtet werden und sich nicht gegeneinander abarbeiten. Ein Türmerleser gebrauchte in bezug auf meine Abhandlung: „Schwarzsehers Glück und Ende“ (1. Februarheft) das treffende Bild, daß ein Vater, dessen Kinder aus Unvorsichtigkeit das Haus angesteckt haben, wohl kaum die Zeit damit verbringen wird, sie zu strafen und zu erziehen, statt zu löschen. Unerträglich erscheinen dem gesunden Instinkt jetzt diese erzieherischen Versuche am eigenen Volkskörper, und man möchte sie auf das allerknappste Maß beschränkt sehen.

Wenn ich nun dies bittere Thema hier selber anschlage, so geschieht das, um einen leider doch schon klaffend offen daliegenden Schaden auf seine Ursachen und seine ganze Beschaffenheit zu beleuchten. Denn der Zustand, wie er sich allmählich ausbildete, war überhaupt nicht mehr zu ertragen. Man ging wie unter einer dumpfen, schweren Last. Das Hochgefühl unserer heiligsten und hellsten Stunden litt unter einer immer lauter werdenden Angst: Wird diese schmähliche Ausländerei nach dem Frieden etwa wieder fortgehen wie bisher? Werden wir nie ein stolzes Volksbewußtsein haben? Werden wir ewig uns um „die Meinung des Auslands" bemühen? Wird uns die äußerliche Talmikultur von Ländern, die sich besser in Szene zu setzen wissen, nachher wieder bis zur Entäußerung, bis zur Verachtung der eigenen Wesensart untertänige Achtung einflößen? Werden wir jedes halbwegs anständige Benehmen der Feinde mit Dankbarkeit und einer gradezu lächerlichen Bewunderung verzeichnen?

Dies alles ist schon in unserer Presse und vor allem in unseren eigenen Herzen überlaut geworden, selbst für den entschiedensten Vertreter des Burgfriedens, der jede Erzieherei heute für so sinnlos hält, wie das Schelten eines Schulmeisters hinter Jungens her, die über Tische und Bänke setzen, weil draußen die Soldaten vorbeiziehen. Man mag Geschmacklosigkeiten im Handel, man mag die unrühmliche Rolle, die viele halbgebildete Frauen in den Konditoreien und in der eigenen Wirtschaft spielen, nicht wichtiger nehmen, als sie verdienen, denn der Massencharakter hat noch nie einer großen Zeit genügt. Aber es wird zur Unmöglichkeit, das, was wirklich Deutschlands Größe gefährdet, noch mit Schweigen zu übergehen.

Da sind wir jetzt bereits tatsächlich in die Lage gekommen, daß das Haus brennt und der Vater die unvorsichtigen Kinder schilt. Denn es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß eine der Hauptursachen des Krieges Deutschlands Demut vor dem Ausland war, die einen falschen Schein von Schwäche und Hilflosigkeit erweckte, mit der man bald fertig zu sein glaubte. Und nun wird ungeheuer viel gescholten bei uns, und ich verkenne nicht den inneren Zwang, der den Patrioten zu Äußerungen seines Unwillens gegen dies verhängnisvolle Übel veranlaßt.

Aber wir haben in den letzten Wochen eine überraschende Erfahrung gemacht. Es ist mit herzerfrischender Deutlichkeit auf die „Frühstücksbeuteltiere", auf jene Minderwertigen losgezogen, die nicht auf ihre gewohnten Magenfreuden freiwillig verzichten konnten. Das Überraschende war, daß die Leute, so deutlich sie gekennzeichnet waren, so photographisch getreu sich jeder einzelne dieser Art am Schandpfahl erkennen mußte, durch diese ungenierte Behandlung nicht im geringsten gebessert wurden. Es gibt Leute (und unerwartet viele!), denen selbst mit Ohrfeigen nicht mehr zu helfen ist. Die bleiben, was sie sind, und tun, was sie taten. Diese Erfahrung sollte uns belehren.

Ich bin durchaus der Meinung, daß unpatriotische Verfehlungen, Auslandsbuckeleien irgendwelcher Art ohne weiteres, sogar ohne vorbereitende Warnung, durch volle Namensnennung bloßgestellt werden. Dadurch allein wird sich diese Sorte verkriechen. Langatmiges Schelten nützt gar nichts und verbraucht den Wert unserer Worte.



Wir wollen uns unsere Seelen auch nicht mit der Sorge überladen. Ich habe sie stumm getragen und weiß, wie sie drückt. Was es für deutsches Empfinden heißt, zu sehen: Auch unsere Weisesten schelten das eigene Volk lieber, als daß sie seine Größe sehen. Dagegen schätzen sie fremdländische Vorzüge übertrieben ein und stellen sie den Deutschen als Muster. Deutsche Untugenden zerren sie an die Oberfläche und stellen sie fremden Tugenden gegenüber.

Nur eines hilft gegen diese Not, und dieses Mittel ist, ich sage es mit Stolz: deutsch. Eine Vertiefung in die Gründe und Ursachen dieser scheinbar so unerklärlichen Erscheinung.

* * *

Ausdrücklich ausgeschlossen sind bei dieser Erörterung die niederen Typen der Ausländerei, die eine direkte Würdigung nicht beanspruchen, da sie unter die allgemeinen Masseninstinkte zählen: geschäftliche Interessiertheit, Urteilslosigkeit, Nachahmung der führenden Schichten. Wie stark dies letzte in Frage kam, hat sich bei Kriegsausbruch gezeigt. Sobald „deutsch" Mode wird, werden sie auch deutsch bis auf die Knochen. Da sind weiter keine psychologischen Rätsel zu lösen.

Was nun die höheren Schichten, die Kreise der Gebildeten und der Führer anbelangt, so glaube man nicht, hier mit einem Appell an ihr Deutschtum etwas auszurichten. Ermahnungen an Leute, die ihre eigene fertige Meinung haben, sind meisthin wirkungslos. Es läßt sich auch nicht so allgemein nur ermahnen, denn sie wissen, was sie tun und verachten, oft mit Recht, fremde allgemein gehaltene Einsprüche. Es ist daher viel wichtiger, zur Klarstellung der seltsamen Tatsache vorzudringen, wie ein starkes und in seinen Grundzügen durchaus edles Volk zu solchem Schwächepunkt kommen konnte.

Unter „Ausländerei" verstehen wir mithin in dieser Erörterung nicht die Auswüchse und Entgleisungen eines unerzogenen Publikums, sondern jene feinere Art, die scheinbar diesen Namen nicht verdient, weil sie sich als reine „Objektivität" gibt, die aber durchweg eine schon fast systematische Strenge gegen das eigene Volk und Nachsicht gegen Ausländer zeigt, die bis zu durchaus verschobenen Gesichtspunkten führt und unter dem Licht dieser mißverstandenen Objektivität den Namen „Ausländerei" behalten muß.

* * *

Die Ursache für diese Erscheinung finden wir an zwei Punkten: in der historischen Entwicklung und in der Volkspsychologie.

Wir müssen uns heute, da wir der Welt als ein einziges Ganzes entgegentreten, fest geschlossen unter demselben eisernen Heerbann, bei uns einen Burgfrieden aufrecht haltend, wie ihn uns kaum ein anderes Volk nachmacht, da müssen wir förmlich gewaltsam erst das Bild in uns emporrufen, aus welcher bunten Zusammensetzung sich dieser festgefügte Staat gebildet hat. Es sei noch nicht einmal an die wüste Zerrissenheit des Deutschen Reiches im Dreißigjährigen Kriege erinnert, sondern viel näher rückend, an den uns jetzt unfaßbar scheinenden Zustand Deutschlands am Anfang des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit des Reichsdeputationshauptschlusses. Wie Preußen, vereinzelt dastehend, langsam zugrunde ging, unter dem Hohn und Triumph der übrigen deutschen Staaten, während unzählige Klein-

fürsten sich in schmählicher Ländergier vor Napoleons Füßen herumwälzten. Man lese die Geschichte dieser Zeit in brennender Scham und stehe dann vor dem Rätsel, das anders lautet als vorhin. Nicht: wie kann ein Volk seiner selbst so wenig sicher sein, so wenig instinktives Selbstgefühl zeigen — sondern: wie war es möglich, daß aus diesem regellosen Trümmerhaufen, aus diesem zertretenen, verhöhnten, entkräfteten Volk **das Volk** geworden ist, das niederzuwerfen drei Großmächte mit jahrzehntelanger Vorbereitung, mit Aufgabe der eigenen Ehre, mit Aufbietung aller Kräfte und Herbeizerrung von farbigen Rassen nicht fertigbringen!

Die Zersplitterung war das historisch Gegebene. Durch seine geographische Lage und die Schuld einzelner Häuser war Deutschland der Schauplatz verwüstender Kriege und nicht imstande, seine Völker in eins zu binden, wie die in ihren Grenzen scharf umrissenen Außenreiche. Die Zersprengung mußte kommen, solange noch an unhaltbaren Scheingebilden, wie dem des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, festgehalten wurde gegen alle Wirklichkeit. Was der brutale Eroberer umstieß, war nur ein verfaultes Gebilde. Der Einsturz lag in der Logik der Geschehnisse, aber der Aufbau war das Wunder.

Je mehr wir uns in die Geschichte dieser Zeit von Deutschlands Untergang und Auferstehung vertiefen, je mehr kehrt sich das dumpfe schwere Rätsel, das uns den Sinn belastete, in sein Gegenteil um. Je mehr stehen wir im Angesicht einer elementaren Kraft im Volksleben, **die ihresgleichen nirgends hat.**

Sehe man sich das Werden, Wachsen, Auf- und Abblühen anderer Völker an. War jemals irgendwo eine so tief hoffnungslose, politische Zerrissenheit, aus der sich ein Staat zu neuer Größe emporgerissen hat? Sie blühten auf unter äußerlich günstigen Umständen, sie versanken in politische Nichtigkeit, wenn andere Völker über sie hinauswuchsen. Es ist vorgekommen, daß kleine Staaten sich zu Macht emporarbeiteten, aber nie, daß ein groß gewesener, dann in seinen Lebensbedingungen vernichteter Staat zu einer solchen Kraftleistung, die ihn hoch über alle seine Widersacher hinaustrug, von neuem erstarkte.

Es sind furchtbare politische Fehler begangen worden, aber die sittliche Volkskraft im Innern ist von einer derartigen Stärke, daß sie die Arbeit leisten kann, die sonst nur äußeren Umständen zuteil wird.

Vergessen wir aber nicht, daß die Zeit, die uns von dem politischen Tiefstand trennt, nicht so weit hinter uns liegt, daß es vor nicht viel mehr als hundert Jahren als Schande galt, deutsch zu sein. Daß das Reich jung ist! Und daß vielleicht — unsere Not, unser schwacher Punkt noch unter die Kinderkrankheiten zählt —

Denn jetzt sind wir bei der zweiten Ursache: bei Deutschlands Seele und Charakter. Wie nun Geschichte und Charakter, bei dem einzelnen sowohl wie im Völkerleben, in steter Wechselwirkung steht (Du Mensch bist deines Lebens Resultat. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht), so wob sich bereits in die erste Erörterung diese zweite schon hinein. Und je mehr wir uns in diese Betrachtung hineinarbeiten, je stärker wächst unsere Zuversicht, und es blüht ein heimlich süßer Stolz in uns empor.

Warum ließen wir uns von der napoleonischen Woge nicht verschlingen, wie andere Völker es taten, denen dafür Reichtümer und Leckerbissen in den Schoß

fielen? Warum gab Friedrich Wilhelm in den Jahren tiefster Not, als das ausgesogene Preußen das 16fache seiner Roheinnahmen zahlen mußte, nicht Schlesien her, um sich damit loszukaufen, sondern behielt lieber die vertragsbrüchigen Räuber auf dem Halse? Warum erstand grade inmitten der Verwüstung der Kernpunkt geistigen Lebens, die Universität in Berlin, von der Treitschke sagt: „Wo war in der großen Wüstenei des Imperatorenreiches ein Verein von Denkern, wie er sich hier um die Wiege der neuen Stiftung scharte?" Das sind alles jene großen Unverständlichkeiten, denen der ideallose, praktische, kalte Geschäftssinn ratlos gegenübersteht.

Noch heute versteht das Ausland deutsches Wesen nicht. Nur gleich und gleich begreift einander. Der gemeine Begriff faßt das für ihn Unabwägbare sittlicher und geistiger Kräfte nicht, die in die äußerliche Vorteilsrechnung mit hineinspielen.

Wir haben vor diesem Kriege selber nicht gewußt, wieviel höher Deutschland steht als alle anderen Völker der Erde. Frankreichs Kultur ist derart zerfallen, daß wir jetzt einem unritterlichen, haltlosen Komödiantenvolk mit beinahe lächerlicher Politik und verkitschtem Kunstleben gegenüberstehen. Wir bringen es nicht zu starken Gefühlen gegen diese Nation, wohl weil wir schon empfinden: es lohnt sich nicht mehr. — Rußland ist, wie Viktor Hehn in den siebziger Jahren nachwies, kein jugendliches Volk, das aus der Barbarei der Kultur zuwächst, sondern ein greisenhaftes, in seinem Massencharakter dumpfes, halbasiatisches Pack. Über England ist es nicht nötig, ein Wort zu verlieren. Die neutralen Staaten haben iu diesen bedeutungsschweren Monaten mit wenigen Ausnahmen ihr Recht auf ernstliche Schätzung verloren. Es bleibt nichts anderes übrig, selbst wenn es uns beinahe peinlich ist, es zu sagen: Deutschland steht vollkommen vereinzelt auf einer Kulturhöhe, die von keinem anderen Staat erreicht wird. — Und mit dieser Feststellung stehen wir schon an einem Hauptausgangspunkt seiner Ausländerei.

Stellen wir uns inmitten ungebildeten Volks einen hochkultivierten, vornehmen Menschen mitsamt seiner Familie vor, der gezwungen ist, mit dem Gesindel auf gleicher Stufe zusammenzuleben und zu arbeiten. Er wird es höchstwahrscheinlich im Ton gegen sie versehen. Und je vornehmer er im Innern ist, um so sicherer wird er das Volk nach sich selber beurteilen und es fortwährend überschätzen. Er wird mit Frau und Kindern um weit geringere Dinge schmälen, als wie er sie bei dem Gesindel übersieht und entschuldigt. Erst wenn ihm ein paar rüde Burschen, seine Großmut verkennend, ins Haus brechen, sich an seinem Eigentum vergreifen, wird er sich den Verblüfften als der Starke, Überlegene zeigen. Aber die Fensterscheiben sind ihm zerschlagen, der Hausfriede zerstört, die Familie brutal geängstigt. Durch wessen Schuld? Seine eigene. Sein früheres Benehmen war nicht klug, nicht richtig, nicht einmal sympathisch. Es war Schwäche, die Schwäche des Hochgebildeten, dem die eigene Überlegenheit peinlich ist, der sich für der andern Minderwertigkeit schämt und sie mit blinder Nachsicht zudeckt.

Der deutsche Durchschnitt ist ungleich gebildeter als der der andern Völker. Wir lachen laut, wenn wir hören, daß der englische König noch nichts von Goethe



gehört hatte, seinen Namen englisch radebrechte. Wir sprechen in Italien englisch, italienisch, französisch, nur nicht deutsch, um zu zeigen, daß wir es können, und um uns zu üben. Bildungsstolz, Bildungssucht mischt sich auch noch hinein.

Dann noch eine Ursache, die ungleich herziger ist. Der Deutsche ist, grade weil er einer höheren Entwicklung fähig ist, langsamer in seiner Ausreife. Es ist ein Zug von Kindlichkeit, vom ewig großen Jungen in ihm. Der läßt ihn mit so großerstaunten Augen die weite Welt besehen. Wenn früher unsere Jungen auf Besuch waren, kamen sie, ebensogut aus geringeren wie aus reicheren Häuslichkeiten, oft ganz berauscht nach Hause. „Ach Mutter, die haben's aber fein! Die essen von richtigem Wachstuch, da sind Schiffe drauf gemalt. Die brauchen sich nicht die Füße abtreten“ und was derartige Herrlichkeiten mehr waren. So sieht sich der Michel mit seinem goldenen dummen Kinderherzen in der Welt um. „Ach, Mutter Germania, die da draußen haben keinen Militarismus. Die haben viel schönere Stühle und Tapeten als wir.“

Es ist nur hochgebildeten Naturen möglich, im starken Manne den kindlichen Zug richtig zu würdigen. Auch große Künstler sind im Privatleben oft so gerne nichts wie spielende Kinder. Im kleinen, dummen Tändeln entspannt sich der schaffende Geist. Michel will nicht immer auf dem Quivive stehen, sich breitmachen, zur Geltung bringen. Das ist ihm zu langweilig, dazu ist seine ganze Anlage nicht beschränkt genug. Er mag so gern staunen, bewundern und schön finden, wenn er in der Fremde ist. Dabei bleibt er den Angestaunten doch noch zehnmal überlegen. Aber wer merkt das?

Beschränkte Leute werden sich nie arglos kindlich geben. Sie können es nicht, und wenn sie es könnten, täten sie es aus Angst um ihre Stellung nicht. Aber freilich, wer den großen Jungen liebhat, muß sich tausendfach über ihn ärgern, um sein liebenswürdiges Gestaune, das ihn überall lächerlich macht.

In einem Vortrag „Händler und Helden“ (als Buch erschienen bei Duncker & Humblot, München und Leipzig) hat Werner Sombart diese Grundverschiedenheit zwischen deutscher und vornehmlich englischer Art erörtert. Der händlerischen Natur ist ein Begreifen der heldischen völlig unmöglich, weil sie, beschränkter als diese, nur deren sichtbare Zeichen sieht, die sich unter Umständen ihr gegenüber, gottlob!! als Barbarei äußern, aber für die idealen und sittlichen Kräfte, die eine Sache um ihrer selbst willen tun, die da bezeugen: Es ist nicht nötig, daß ich lebe, aber wenn ich lebe, habe ich meine verdammte Pflicht zu tun — in der eigenen Natur gar keine Handhabe für ein Verständnis finden. Während die heldische Natur leicht in den gegenteiligen Fehler verfällt und in die leeren Stellen der andern überall die eigenen Begriffe einpflanzen möchte.

Es ergibt sich demnach folgendes Bild:

Die Nachbarvölker unterschätzen die Deutschen kraft ihres eigenen niedrigeren Standpunktes.

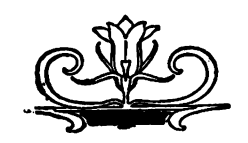
Der Deutsche überschätzt die Nachbarn kraft seiner eigenen höheren Kultur. — Und hieraus ergibt sich dann tausend und eine Verwicklung.

* * *

Dies wären Meinungssachen. Es gibt aber jetzt im Kriege immerfort Gelegenheit, daß sie sich in Taten und Tatsachen umsetzen.

Wir sind schneidig bis zur Härte im eigenen Heer, großmütig bis zur Schlappheit gegen den besiegten Feind. Dies letzte ist auch eine Art „Ausländerei". Da steckt sich schon wieder das fatale Näschen heraus. Peinlich genug, aber die Ursache versöhnt wieder etwas. Ein heldisches, kriegerisches Volk ist immer großmütiger als ein händlerisches. Der Patriot ärgert sich daran, und beides ist deutsch: die zu weitgehende Großmut und die rasche Kritik, die Kritik am deutschen Wesen. Und auch das dritte ist deutsch: das, was diese Zeilen füllt, daß das Warum uns keine Ruhe läßt, bis wir wenigstens versuchen, mit der Fackel in diesen dunklen Gründen herumzustolpern.

Es sollte nichts Neues und Besonderes heraufgeholt werden. Nur an einem Volksproblem, das vielen schon das Herz schwer machte, sollte gerüttelt, einzelne Erscheinungen, die jeder kennt, die aber hier in ihrer Gruppierung vielleicht zur Klärung beitragen können, herausgegriffen werden. Vielleicht setzen Berufene diese Arbeit fort. Sie ist fruchtbarer als Mahnen und Schelten. Und vielleicht kommen wir auf diesem Wege zu einer Art von Ergebnis. Denn daß die Ausländerei, auch die feinste, auch die aus edlen Beweggründen entsprungene, nicht nach dem Kriege fortdauern und sogar in die Politik hinübergreifen darf, wie bisher, das ist uns allen jetzt klar. Einerseits ziehen wir dadurch nationale Gefahren über uns herauf, indem wir uns Blößen geben, andererseits ist das Beispiel für die Urteilslosen und die große Mittelmäßigkeit in unserem Publikum zu verderblich. — Der Deutsche muß das Stück Jungentum in sich, wenigstens nach außen hin, besser verbergen. Vielleicht verwächst es sich, wenn das Volk als solches in seine Mannesjahre kommt und die Schäden seiner Kindheit überwindet. Vielleicht verwächst es sich nie, bleibt als unlösbarer Bestand des deutschen Charakters, des deutschen Gemüts, als unaustilgbare Nationalschwäche in uns. Es wäre nicht gut, aber — nichts dabei zu machen. Dann laßt uns nur dafür sorgen, daß das verströmte Blut unserer Kämpfer nie bei uns vergessen werde! Unseren Toten sind wir schuldig, was wir für die Lebenden nicht geleistet haben: Hüten wir unsere Nationalschwäche als unser Nationalgeheimnis. Die Völker draußen haben sich nicht als wert bewiesen, es jemals wieder zu sehen. Machen wir uns rar. Dazu gehört, daß wir unserer Eigenart Zwang auferlegen. Gehen wir rücksichtslos und wenn es sein muß pedantisch gegen die Verfehlungen der Gesinnungslosen im Lande vor. Und die sich als Führer Fühlenden, die von ihrer sogenannten „Objektivität" nicht lassen wollen, mögen sich gefaßt machen auf Gegenströmungen, die Deutschlands Einheitlichkeit und seine Ehre nötig hat.



Wölfe

Von Nikolaus Kisbán

Es war Winter. Hoch lag der Schnee auf den Bergen und Tälern Siebenbürgens, stülpte den pilzförmigen rumänischen Bauernhütten große Mützen auf — zu großen weißen Pilzen wurden die schwärzlichen Schwämmchen —, legte weiche Verbrämung über Berghänge, übergoß den Wald mit Schimmer und Glanz, verhüllte Kot und gefrorene Schollen und verwandelte das Tal der Maros in ein blendend weißes Meer.

Klar und rein war alles, unbeschreiblich weiß.

Nur in den von Madjaren bewohnten Gegenden, bis an die Maros hinunter, war dieses endlose Weiß gestört. Fast in jedem Dorf starrten schwarzgerauchte Balken aus dem Schnee, verkohlte Tannen streckten die versengten Zweige gen Himmel, riesigen schwarzen Besen gleichend, der Dächer beraubte Mauern, an den Rändern rauchgeschwärzt, waren an eingestürzten Straßenecken sichtbar, die Mauern der Gerichtsgebäude, Kastelle, verlassen, leer, in menschenloser Stille. Alles wollte der Schnee verhüllen; er breitete seine Decke über Gärten, fiel in die dachlosen wüsten Stuben und lag sogar dort in einer feinen Schichte, wo die Torwölbung nicht eingestürzt war. Und dennoch tauchten hier und dort, auf dem Estrich und der Gartenerde, eigenartig dunkelrote Flecke auf, Menschenfüße zum Ausgleiten bringend. Alles begrub der Schnee unter seinem gleichmäßigen, einförmigen Weiß, nur diese Flecke vermochte er nicht zu verhüllen. Ihr Rot drang immer wieder hervor, und alle Mühe erwies sich als vergeblich.

In den einstigen Gärten, zwischen niedergetretenem und versengtem Immergrün, auf dem nahen Rasen, wölbten sich frisch aufgeworfene Hügel, an denen wilde Köter schnupperten, scharrten, sich herumbalgten. Große Krähenschwärme ließen sich unter lautem Weinen in mächtigen Wirbelkreisen nieder.

Entsetzlich still war dieser Winter, stiller denn jemals früher ein Winter gewesen. Als seien der Leben weniger geworden, als zählte man weniger der menschlichen Leben.

Von entsetzlicher Stille war dieser Winter, der Winter, der dem Aufstande des Hora folgte.

* * *

Im Gebirge brachen die Wölfe auf, strebten hinunter, den Gebirgsdörfern zu. Jedem Dorfe, jedem Gehöfte nahten sie. Anfangs bloß einzeln oder zu zweien, später — als der Winter strenger und der Schnee höher geworden — in immer größerer Zahl, in immer stärkeren Rudeln.

Im abendlichen Grau und in der Nacht zogen sie umher. An den Säumen der Wälder strebten sie in gemächlichem, gleichmäßigem Trab dahin, ohne Laut, einer hinter dem anderen. Mit herabhängenden Köpfen, stumm. Gefährliche Raubtiere von unansehnlichem Äußeren. Beim ersten Anblick mochte man glauben, es seien graue, schmutzige Köter. Am Saume der Wälder hockten sie sich zuweilen

nieder, steif, nach Hundeart, und warteten: mit gefahrdrohender Geduld warteten sie, bis der düstere Abend hereinbrach.

Nur nächtlings griffen sie an. Doch auch dann gab es kaum größeren Lärm, obgleich am Morgen mitunter halbe Schafherden fehlten. Nichts blieb von den Schafen übrig, aber große rote Blutlachen färbten den Schnee. Überall verübten die Wölfe Räubereien, doch immer des Nachts, im Dunkel, meuchlerisch, wie feige Raubmörder. Ohne Erfolg wurden die Gehöfte, die Herden bewacht, vergebens band man die starken, furchtlosen Hunde los. Die Hüter wurden zuerst zerrissen. Nur zuweilen ertönte ein Schrei durch die Nacht. Der Kammergespan hatte zwei Silberzwanziger auf jeden Wolfskopf ausgesetzt. Ein schönes Stück Geld war dies zu jener Zeit, und doch wurde nicht mit rechtem Eifer gejagt, wiewohl man es im ganzen Schneegebirge kund und zu wissen getan hatte. Aber es gab damals in den Bergen anderes Wild, viel besser der Mühe lohnend. Ein kostbares Wild, einträglich zu jagen. Denn viel größere Schußgelder waren auf die Köpfe der Rebellenführer gesetzt, dreihundert Dukaten auf jenen Horas und ebensoviel auf den Kopf Kloskas. Diese beiden wurden auch sofort eingefangen und nach Gyulafehérvár gebracht.

Jetzt galt die Hatz dem Gavrila Lung, dem Stellvertreter Horas. Hundert Dukaten bot man für seinen Kopf, lebendig oder tot.

Ungestört konnten die Wölfe ihr Wesen treiben ...

* * *

Spät am Nachmittage strebte vom Toszerát eine kleine graue Schar die Abhänge des Szamostales empor, dem Berge Humpleu zu. Lautlos gingen sie im Gänsemarsch. Voran der alte Maftyé, der Sägemüller vom Toszerát, ein kleiner grauer Mann mit einem Hundegesicht. Er war der Führer.

Ihm folgte ein hochgewachsener gewehrtragender Rumäne, dessen vornehmer Rang durch eine riesige Schaffellmütze entsprechend bezeugt wurde. Sein Mantel war an den Seiten mit blauen Schnüren eingesäumt. Er war das Oberhaupt, dies konnte jeder sehen. Dann kamen zwei Männer aus Gyurkuca, der, magere Pantyilimon und Simion, der Avramé, zuallerletzt der jüngere Maftyé, ein Bauernbursche aus Mereggyó, mit dem Spitznamen „der Hahn" geheißen.

Sie waren tüchtig ausgerüstet. Trugen über den ledernen Jacken alte schwarze Mäntel aus grobem Tuch, alle gleich, bloß der des hochgewachsenen Mannes war prunkhafter; auch hingen ihnen hölzerne Flaschen, bunte Quersäcke und Ranzen an den Rücken. Nur der hochgewachsene Rumäne, der Waldwächter, trug eine Flinte, die anderen waren bloß mit langstieligen Hacken ausgerüstet.

So strebten sie dem Humpleu zu, einer Spur auf der dicken, reinen Decke aus Schnee folgend. Die winzigen Schneekristalle hefteten sich an die geflickten Bundschuhe und überzogen auch die Hosen der Wanderer bis zum Knie. Knirschend sank der Schnee unter den Füßen des alten Maftyé ein, und auf dem Weg, den die Männer kamen, blieb ein tiefer, metallisch glänzender Graben in der reinweißen Fläche zurück.

Bei der Posener Wiese machte der Alte plötzlich halt und deutete mit dem Stiel seiner Hacke nach dem Saum des Fichtenwaldes. Dort trabten sieben Wölfe

hintereinander dahin, träge, langsam, in gleicher Richtung mit den Männern dem Humpleu zu.

„Vierzehn Silberzwanziger laufen dort“, sagte Maftyé mit leisem Lachen.

„Was man in der Hand hat, ist wahr,“ antwortete höhnisch Demeter Nyág, der gewehrtragende Waldhüter, „also nur vorwärts!“

Sie gingen weiter wortlos wie früher, den Humpleu ebenso emporstrebend wie die Wölfe, hinein in den schneeerfüllten, geheimnisvollen Riesenwald ...

Es war schon finsterer Abend, als sie den Berg erklommen. Drei Männer blieben zurück, noch bevor sie ganz am Gipfel waren. Nur der alte Maftyé und „Hahn“, der Hirtenjunge, schritten dem Rande jener großen, kesselartigen Vertiefung zu, die sich in dem kraterähnlichen Gipfel des Humpleu befand. In der Mitte des Abgrundes — die Felsen des Kraterrandes verbargen den Lichtschein — brannte ein großes Feuer und daneben, vor einer improvisierten Hütte, kauerte ein jüngerer Mann. Müßig starrte er in das Feuer. An seiner Seite lag eine lange Flinte.

Der alte Maftyé rief, noch bevor er den Rand des Felsenkessels erreichte, mit lauter Stimme in die Tiefe:

„Ich bin's, der Maftyé! Bring' dir Käse!“

Schwerfällig arbeitete sich der Alte dann durch den Schnee des Waldes und stöhnte laut, während er mit großer Behutsamkeit die Füße auf die natürlichen Stufen des hinabführenden Felsenpfades setzte. Der „Hahn“ folgte ihm überall auf der Spur.

Beim Feuer setzte er sich mit einem kräftigen Ruck nieder und stöhnte nach der Art greiser Leute auf. Er grüßte nicht einmal, löste den schwarzgestreiften Quersack von den Schultern und warf ihn, wie böse, zu Boden.

„Hier ist der Käse, Gavrila.“

„Warum hast du diesen Burschen mitgebracht?“ fragte Gavrila Lung düster und wies mit einer Kopfbewegung auf den „Hahn“.

Doch der Alte stöhnte bloß, und so wiederholte Gavrila die Frage.

„Ach, es gibt viele Wölfe, mein Sohn, gar viele Wölfe“, gab Maftyé endlich zur Antwort und wurde nun mit einem Mal gesprächiger. Weit ausholend, jede Kleinigkeit anführend, mit großen Gesten begann er zu erzählen, wie die Wölfe in der vergangenen Nacht seine schönste Kuh zerrissen. Gerade vor dem Stall hatten sie seine schönste Kuh zerrissen. Keinen Laut hörte man, nicht einmal die Hunde bellten. Entsetzliche Flüche schleuderte der Alte auf die Hunde und Wölfe und rief Gottes entsetzlichste Strafe auf sie herbei. Ach, es gab viele Wölfe, sehr viele Wölfe, und nicht einmal ein Stückchen war von der schönen Kuh übriggeblieben! Am frühen Morgen hatte er dann gehört, wie die Bestien vor dem Hause heulten.

Der alte Maftyé war anscheinend vom Feuer der Erzählung mitgerissen worden — oder sollte es bloß ein Zeichen gewesen sein? —, er ahmte das Geheul der Wölfe nach, heulte dreimal lang und gezogen, wie Hunde heulen. Und oben auf den Felsen tauchten daraufhin seine Gefährten auf: Demeter Nyág, der Waldhüter, und die beiden Holzfäller aus Gyurkuca, Pantyilimon und Simion, der Avramé.

Gavrila wollte nach dem Gewehr langen, doch darauf saß der Hirtenjunge — zufällig.

„Wer sind die Leute, Maftyé? Wer sind die Leute!?"

„Jäger. Jagen auf Wölfe. Und haben mich hinaufbegleitet", antwortete Maftyé mit gelassenster Stimme und spuckte ins Feuer. Laut zischten die Flammen auf.

Ruhig, schwerfällig, ohne Eile kamen die Männer näher und grüßten nach Gebühr: „Geb' Gott einen friedsamen guten Abend!" Unter großem Ächzen und Stöhnen ließen sie sich rings um das Feuer nieder. Neben Gavrila saß Demeter mit dem Gewehr von der einen, der „Hahn" auf der anderen Seite, dann die beiden Holzfäller aus Gyurkuca, dem Rebellen gegenüber der alte Maftyé, der Müller vom Tószerát.

Gavrila und Demeter stammten aus dem gleichen Dorf, aus Felsöaranyos.

„Du bist es, Bruder Mitru?" fragte ihn Gavrila. „Was suchst du hier?"

„Ich? Besser ist hier oben als unten in der Zalantha. Dort wimmelt es von Soldaten."

Dann hub die Unterhaltung an, langwierig, mit großen, langen Pausen. Mitunter schürte einer das Feuer oder warf ein größeres Scheit Holz darauf; da stieg immer ein ganzes Heer von Funken auf, als trage der Rauch Sterne zum Himmel empor.

Die Nacht brach an.

Doch Gavrila schien noch immer Mißtrauen zu hegen. Auch er warf ab und zu ein Wort in das Gespräch, tat aber die Hand nicht vom Leibgurt, aus dessen Tiefe zwei schöne, wappenverzierte, silberbeschlagene, französische Pistolen hervorschauten.

Eigentlich war an diesen Männern gar nichts Verdächtiges zu gewahren. Sie entnahmen ihren Quersäcken, wessen sie bedurften, dieser und jener löste seine Bundschuhe und ließ die durchnäßten dampfenden Fußlappen am Feuer trocknen. Gemütlich, beim Pfeifenrauch, im eintönigen Tonfall der Gebirgsleute, floß das Gespräch dahin. Sie erzählten von den Soldaten, die Topánfalva überschwemmen, auch in Albák und Felsöaranyos seien Soldaten in Mengen, sie beklagten sich darüber, daß in jedem Gehöft zwei Humpen Butter eingefordert worden waren. Schwere Zeiten, schwere Zeiten! So verfloß die Nacht. Hin und her flogen die Worte, während sie friedlich saßen und die Branntweinflasche im Kreise wandern ließen. Bloß Demeter, der Waldhüter, blieb wortkarg, brummte zuweilen wohl ein kurzes „Hm, hm", doch seine Augen hafteten verstohlen am Gürtel Gavrilas, an der Hand am Gürtel, an der Pistole in der Hand.

Plötzlich, als der alte Maftyé einen frischen Ast aufs Feuer legte, brach das brennende Reisig zusammen, und ein glühendes Holzstück rollte gerade vor Gavrilas Füße. Dort qualmte es. Der Rebell beugte sich nieder, um das Holzstück zurückzustoßen, und diese Bewegung ward ihm zum Verhängnis. Demeter und der „Hahn" stürzten sich sofort auf den gebückten Mann.

Im nächsten Augenblick hatten sich auch die beiden Männer aus Gyurkuca auf ihn geworfen. Bloß Maftyé beteiligte sich nicht und schaute von der anderen Seite des Feuers durch den Rauch hinüber. Er rührte nicht einmal einen Finger.

Gavrila wurde niedergezwungen, man nahm ihm die Pistolen fort und schleuderte sein Gewehr beiseite. Dann holte Demeter Nyág aus seinem Quersack starke Handschellen und fesselte Gavrila gelassen und mit Sachverständnis. An beiden Händen und einem Fuß. Die Männer ließen nun den Rebellen los und setzten sich, von der Anstrengung ein wenig müde, ans Feuer zurück. Auch der Gefangene sprach kein Wort, blickte bloß wild drein und atmete schnaufend, wie ein verwundetes Tier.

Wieder wurde es beim Feuer so still, als sei nichts geschehen. Bloß der Schnee war stärker zerstampft, wo sie gerungen hatten. Wieder rauchten sie sich die Pfeifen an und brachten mit harten, unempfindlichen Händen das Feuer in Ordnung. Und wieder begann das Gespräch, langsam, abgebrochen, über Steuern, Wölfe, Winterelend. Flüche und Ausspucken würzten das Gespräch genau wie vorher.

Nach nicht sehr geraumer Zeit hub auch Gavrila an:

„Zieht mich näher ans Feuer, ich friere."

Sie taten es. Nunmehr führte schon Demeter Nyág das Wort, an Gavrila gewendet, wie von ungefähr zu dessen Unterhaltung. Er erzählte, wie er mit sechs anderen Hütergenossen Hora und Kloska auf dem Abhang gegen Sztoraset gefangengenommen hatte.

„Genau so wie dich, Gavrila, fingen wir sie, am Abend, beim Feuer, im Walde."

Ebenso hatten sie neben ihnen gesessen, genau so hatte sich alles zugetragen und nicht anders.

Die Erzählung hatte für Gavrila Lung Interesse, als diene ihm zur Beruhigung, daß auch die anderen Anführer dieser Art in die Falle gelockt, auf diese Art gefangengenommen worden waren. Er erkundigte sich, was mit Ursz Ujbár, mit Krisán und den anderen sei. Wer von ihnen schon in Gefangenschaft geriet. Die Männer erzählten alles, jeder, was er wußte, und alle erzählten ihm. Es war ersichtlich, er werde für wichtig gehalten, für den Helden des Tages. So floß das Gespräch dahin, und die Beteiligten schienen allmählich vergessen zu haben, was vor kurzem geschehen war, daß sie sich auf einen Menschen gestürzt hatten, ihn fesselten, um ihn der Hand des Henkers auszuliefern. Der Gefangene und seine Schergen sprachen munter drauf los und fühlten sich sehr gemütlich. Manchmal flog auch ein Witz, ein saftiger Bauernscherz auf, stürmisch belacht. Auch Gavrila lachte, genau so wie die anderen. Übrigens wurde doch nur ihm zu Ehren gescherzt.

Mit der Zeit begannen sie stiller zu werden, der eine oder der andere nickte sogar ein oder starrte schweigend in die Nacht. Das Feuer knisterte monoton ...

Doch plötzlich mischte sich ein neuer Laut in das Knistern der Flammen. Ein langgezogenes, gedämpftes Heulen. Aus der Ferne. Eine langanhaltende Stimme, als komme sie nicht durch die Luft, sondern über die Erde, durch den Schnee. Zweimal. Dreimal. Das Geheul der Wölfe!

Der „Hahn" vernahm dies zuerst und fuhr empor. Dann Pantyilimon und Simion. Nun waren schon alle aufgefahren und lauschten. Endlich hub der alte Mastyé an:

„Die Wölfe sind nimmer sehr weit."

„Sie sind nicht weit."

„Wie leicht wär' es mir jetzt, ein paar Silberzwanziger zu verdienen, hätte ich noch gute Augen und ein Gewehr", setzte der Alte fort. Die Bemerkung galt Demeter Nyág, wenngleich Maftyé nur vor sich hinstarrte, als spräche er zum Feuer.

„Kann jemand von euch rufen?" fragte der Waldhüter.

Zur Lauer auf Wölfe bedarf es zweier: eines, der ruft, eines, der schießt. Fast jeder Gebirgler versteht sich aufs Wolfrufen. Der lange Pantyilimon zeigte auch sofort seine Kunst, beugte sich zur Erde nieder, formte mit beiden Händen vor dem Mund einen Trichter und heulte gedehnt. Von der Anstrengung schwollen die Adern seines mageren Halses wie Stricke an. Demeter Nyág war mit dieser Probe zufrieden und sagte:

„Gut!"

So brachen sie denn, von Maftyé angeeifert, auf. Der Waldhüter mit seinem Gewehr und Pantyilimon an der Spitze, der andere Mann aus Gyurkuca mit dem „Hahn" seitlings als Treiber.

„Ich bin alt und bleib' beim Feuer," sagte der Müller ermunternd, „werde auf das Feuer achtgeben und auch auf Gavrila. Er wird nicht durchbrennen."

Mit betrübter Stimme sprach der Alte diese Worte, als tue es ihm sehr leid, nicht mithalten zu können.

Die anderen gingen ...

* * *

Auf dem Grat des großen Humpleuberges, das sich gegen Muncselmarc zieht, trabten sieben Wölfe hintereinander her. Voran lief der große Werwolf, die Schnauze am Boden, den Schweif eingezogen. Manchmal blieb er stehen, und dann hielten auch die anderen still. Er horchte und witterte. Dann ging er wieder weiter. Leise und ohne Lärm liefen sie dahin, nur sehr selten knirschte der Schnee unter ihren Füßen leise auf. Manchmal schaute sich der große Werwolf um. Und bald ging es wieder weiter im gleichmäßigen Trab ...

Vom Hauptgipfel des Berges klang leises Heulen hinüber, einmal, zweimal. Die Wölfe hielten an. Doch nun war es wieder still. Nein, jetzt ertönt es wieder! — Der Werwolf setzt den Weg fort, die andern folgen ihm; doch sie traben mit Vorsicht, noch vorsichtiger denn ehedem, zwischeneinander große Zwischenräume lassend. Und wieder erscholl das Geheul oben auf dem Berggipfel, doch nun schon näher. Doch so, als sei dies kein echtes Wolfsgeheul ... Der Werwolf verlangsamt seinen Lauf ... faßt Verdacht ... Sollte dies in Wirklichkeit der Ruf eines Genossen sein?

Jetzt langten die Wölfe bei einer Lichtung an. Der große Werwolf bleibt am Saume des Dickichts stehen und äugt zwischen den hinabhängenden Ästen der Fichten aus dem düsteren schwarzen Wald hervor auf die Lichtung. Draußen war es so hell! Der Schnee gleißte gleichmäßig und unberührt rein in dem blauen Dämmerlicht. Keine verdächtige Spur unterbrach die weiße Fläche. Der Wolf trat einige Schritte vor, ins Freie hinaus.

Ein Schuß ratterte.

Um den Bruchteil eines Momentes bemerkte der Wolf die Jäger zu früh. Schon zu spät, um dem Schuß ganz zu entgehen, aber noch rechtzeitig, um sein Leben zu retten, umzukehren und auch die anderen sechs Wölfe im Dickicht drinnen umkehren zu lassen.

Auf den Schuß schnappte der große Werwolf zähnefletschend nach dem Hinterbein und folgte dann den Gefährten. Auf dem Pfade, den sie gekommen, rannten sie zurück und verschwanden in der Wildnis, alle sieben. Dann trabten sie weiter, so wie früher, nur daß jetzt auf der Spur des letzten, des Werwolfes, ab und zu ein Blutstropfen den Schnee färbte, ein purpurroter kleiner Blutstropfen. Aber trotzdem ging es weiter und weiter ... im gleichmäßigen Trab ...

* * *

Maftyé schwieg. Er stemmte seine beiden breiten Sohlen auf einen verkohlten Ast, und seine winzigen Augen schauten unter den geröteten Lidern hervor wie blöde in das Feuer. Seine Blicke folgten den Flammen, die tanzend und flackernd emporschnellten, mit güldenen Körpern, blau glänzenden wogenden Wellenbewegungen, beschaute, wie die Flammen über Zweige hüpften, emporschnellten, als wollten sie durch den Rauch entfliehen, und sich dann wieder aufs Holz niederließen. Manchmal schoß durch die Ritzen einer Fichtenrinde wagrecht ein kleines Flämmchen hervor, ganz blau, als blase es jemand aus dem Inneren des Holzes hinaus, und pfiff leise. Dann knisterte es einigemal, und Funken sprühten umher. Ein Ast spaltete sich, und während sich die Öffnung mit umstülpenden Glutlippen wie ein sich zum Lächeln öffnender Mund verbreiterte, leuchtete im Innern Höllenglut auf. Ein anderes Mal kam an ein trockenes Ästchen, an kleine Holzspäne die Reihe, und da flammte plötzlich heller Lichtschein auf und warf von den beim Feuer sitzenden Personen scharfe Schatten.

Auch Gavrila schwieg. Seitdem die anderen fortgegangen und er mit dem hundeschnäuzigen Alten alleingeblieben war, lastete das Gefühl der Gefangenschaft viel schwerer auf ihm. Auch die Fesseln drückten stärker. Als verblaßte Erinnerung tauchte vor ihm das Bild eines Galgens auf — des Galgens zu Fehérvár, auf den man auch ihn knüpfen wird. Und dies schien so unglaublich. Gavrila sprach nicht, wimmerte bloß leise.

Nach sehr geraumer Zeit hub Maftyé an:

„Nicht wahr, bei Topánfalva warst du der Anführer?"

Der Alte sagte nicht wann, doch der andere begriff sofort, daß von der Plünderung des Geldeinlöseamtes die Rede sei.

„Warum fragst du?" antwortete Gavrila.

„Nur so."

„Ich war's. Doch warum hast du gefragt?"

„Nur so", wiederholte der Alte gleichgültig und spuckte ins Feuer.

Wieder schwiegen sie und saßen bewegungslos. Gavrila fühlte, daß der Alte etwas wolle, eiferte ihn jedoch nicht an. Und Maftyé begann auch tatsächlich wieder zu sprechen, ohne aber den Blick vom Feuer zu erheben.

„Muß ein guter Fang gewesen sein damals, ein guter Fang."

„War's auch."



Maftyé brummte etwas und schürte das Feuer. Es war ersichtlich, er zerbreche sich über etwas den Kopf, denn seine Augen blinzelten heftig. Dann spuckte er wieder ins Feuer, wie um sich Mut zu machen. Als er endlich merkte, Gavrila wolle nicht den Anfang machen, hub er an:

„Wenn ich dich jetzt losbinde ... was würdest du mir geben?"

In Gavrila leuchtete die Hoffnung auf, die Befreiung, die Freiheit winkte ihm. Doch er zeigte dies nicht, war ebenso verschlossen wie der viel ältere Mann.

„Hm ... fünf Goldstücke", sagte er und fügte, als zwinge er sich zu Großmut, zögernd hinzu: „Und zu Ostern ein Schwein."

Der Greis antwortete nicht, sondern langte nach einem Stück Holz, das er aufs Feuer tat. Lange schob er das Holzstück hin und her, mit großer Sorgfalt, damit es gut brenne. Seine Hand machte sich zwischen den Flammen zu schaffen, so daß man meinen konnte, auch seine Finger würden verbrennen. Doch diesen schadete die Hitze nicht, obgleich der Mann selbst die Glut mit der Hand auseinanderschob. Feuerfest war die Haut des Alten.

„Auch mehr würde ich dir geben", sprach Gavrila.

Der Alte starrte unentwegt ins Feuer, das Kinn vorgeschoben, die Zähne zusammengepreßt. Der dünnlippige lange Mund war es, der seinem Gesicht den Hundeausdruck gab, der bewirkte, daß sein Antlitz so unbeweglich grausam schien. Die tiefliegenden Augen verstärkten noch diesen Eindruck.

„Viel mehr würde ich dir geben ... sagen wir, doppelt soviel ... zehn Goldstücke ..." sprach wieder Gavrila. Des Schweines ward mehr keine Erwähnung getan.

Der Müller gab keine Antwort.

Gavrila wurde von der winkenden Befreiung entsetzlich aufgeregt. Es war, als sitze ihm ein großer Klumpen in der Kehle, so würgte ihn gierige Erwartung. Auch fühlte er, daß die Zeit vergehe, daß die anderen bald zurückkommen würden und dann alles verloren war.

„Sprich doch, Maftyé! Sprich doch! Wieviel willst du?"

In der Ferne krachte ein Schuß. Gavrila wurde noch unruhiger. Er wußte, daß die anderen Männer nun bald eintreffen werden.

„Maftyé, auch mehr will ich dir geben, hörst du? Sag, Bruder Maftyé, wieviel verlangst du? Die Hälfte? Willst du die Hälfte? Die anderen kommen schon, gib Antwort! Die Hälfte geb' ich dir!"

Fragend, flehend schaute er dem Greis ins Angesicht, dessen untere Hälfte vom Scheine der Flammen rot gefärbt war. Endlich begann der Müller.

„Woher soll ich wissen, wieviel die Hälfte ist?"

„Auch ich weiß es nicht, aber viel, sehr viel ist's", bekräftigte Gavrila. „Wir werden es zusammen ausgraben. Laß mich nur los. Zusammen werden wir das Geld ausgraben."

„Hm ... gut."

„Laß mich los ... sie kommen schon ... sie haben schon geschossen ..."

Doch Maftyé gab dem Drängen nicht nach.

„Erst sag mir, Gavrila, wo das Geld liegt."



„Laß mich los, ich zeig' dir den Platz."

„Nein, erst sagst du es mir. Ein alter Mensch bin ich, und du bist jung. Läufst du mir weg, so hol' ich dich nimmer ein."

Gavrila zögerte, doch siegte in ihm noch die Vorsicht.

„Früher sag' ich's nicht."

„Auch gut", antwortete gelassen der hundeschnäuzige Greis und spuckte kräftig ins Feuer, zum Zeichen, daß es ihm auch so recht sei.

Wieder schwiegen sie. Gavrila horchte angestrengt, mit jeder Faser seines Körpers, ob im Walde noch nichts knirsche, ob die anderen noch nicht kommen. Die Sehnsucht quälte, die Angst peinigte ihn. Wieder erstand in seiner Seele das Bild jenes großen vierpfeilerigen Galgens, den er in Gyulafenérvár gesehen hatte, als er dort zu Markt war. So lebhaft erinnerte er sich jetzt daran, als ob der Galgen vor ihm stünde. Zwischen den Pfeilern hingen zusammengeschrumpfte unförmige Dinge, die von den Kindern mit Steinen beworfen wurden und so leer klangen, als wären sie aus Papier. Wie mit Papierdüten raschelte der Wind. Und eben dieser leere Ton war so haarsträubend schaurig.

Gespannt lauschte Gavrila, ob die Männer noch nicht kommen. Wenn ein Zweiglein knarrte, wenn die Flammen aufzischten, fuhr er zusammen. Hinaus in den dunklen Wald lauschte er mit jeder Fiber seines Herzens, denn wenn die Männer kamen, war es um ihn geschehen!

Länger hielt er's nicht aus.

„Bei der Gruju-urszuluj-Quelle ... unter der großen Weißtanne ... neben der eine Buche steht ... Ein Kreuz ist in die Wurzel geschlagen ... dort liegt das Geld ..." Leise und seine Stimme immer mehr dämpfend, hastig stieß er die Worte hervor. „Nun laß mich los!"

Der Alte stand auf, ging aber nicht auf Gavrila zu.

An zwanzig Schritte entfernte er sich, bis zu einem großen gefällten Baum, und schnitt ein paar Äste ab. Dann zog er langsam, schwerfällig, seinen greisenhaft schleppenden Gang noch übertreibend, das Reisig ans Feuer. Langsam ging er und keuchte schwer. Tiefe Furchen schnitt das Holz hinter ihm in den Schnee.

Er setzte sich wieder ans Feuer und begann, die Äste mit seiner langgestielten Hacke zu bearbeiten.

Der andere bat immer heftiger:

„Maftyé ... Maftyé ... bind' mich los!"

Doch der Greis achtete darauf nicht im geringsten. Flehende Worte und fürchterliche Flüche lösten einander nun ab, aber der alte Maftyé hörte gar nicht hin, als sei er plötzlich taub geworden. Gelassen und gleichmütig zerstückelte er das Holz. Dann hieb er die Hacke in einen Stamm ein, um sie bei der Hand zu haben. Er warf ein paar Stücke Holz ins Feuer, setzte sich dann nieder und brachte mit den harten, feuerfesten Händen wieder die Glut in Ordnung. Er warf nicht einmal einen Blick in die Richtung, wo Gavrila sich auf dem Boden wälzte, tobte, flehte und fluchte:

„Du Schuft, du elender Schuft!"

Das Hundegesicht des alten Mannes schien aus Holz zu sein. Weder Lächeln,

noch Schadenfreude, noch Böswilligkeit war darauf zu sehen, ohne Ausdruck starrte er drein.

Endlich drang das Geräusch von Schritten, das Knistern des Schnees und lautes Sprechen aus dem Walde. Gavrila verstummte, bloß seine Brust keuchte schwer.

* * *

Sie gingen hinab, wie sie am Abend heraufgekommen. Nur daß ihrer einer mehr war, der gefesselte Gavrila. Genau so wortlos, einer hinter dem anderen, ohne Lärm, schritten sie fürbaß. Diese Gebirgler waren einander an Kleidern, Bewegungen, nichtssagender Verschlossenheit der Gesichter so ähnlich, daß man schwerlich hätte sagen können, wer Wächter und wer Gefangener, würde nicht zuweilen die Fessel an Gavrilas Hand aufgeleuchtet haben.

Am Ufer der Szamos hielten sie Rast. Hier erklärte der alte Maftyé plötzlich, er werde den Gefangenen nicht nach Topánfalva begleiten, denn er könne die Mühle nicht so lange allein lassen und müsse heim.

Bevor sie schieden, verhandelten sie in Anwesenheit Gavrilas darüber, wieviel jeder von dem Blutgeld bekomme. Fünfzehn Dukaten kamen auf jeden, außerdem entfielen auf Demeter Nyág noch fünfzehn, weil er der Anführer gewesen, und auf den alten Maftyé noch zehn, denn er hatte den Weg zur Behausung des Gesuchten gewiesen. Die Einigung kam nicht so leicht zustande, denn der Alte wollte mehr und zankte sich mit den anderen, obgleich die Anteile schon früher vereinbart waren. Gavrila schwieg und war so gleichmütig, als handle es sich um einen Kopf Kraut und nicht um den seinigen.

Demeter Nyág, der Waldhüter, die beiden Bauern aus Gyurkuca, Gavrila und „Hahn“, der Hirtenjunge, brachen auf. Sie gingen über der Gyalu Buluj nach Albák, Topánfalva, den Gefangenen abzuliefern, den Sold entgegenzunehmen. Der alte Maftyé blieb am Ufer der Szamos zurück und wartete, bis die anderen in die sich am jenseitigen Ufer dahinziehenden Waldungen einschwenkten.

Gelassen wartete er, mit vorgestrecktem Gesicht, als wittere er. Gavrila schaute sich zweimal um und sah den Greis noch immer auf dem gleichen Fleck stehen, regungslos, mit gespreizten Füßen. Der Alte machte sich erst auf den Weg, als Gavrila und seine Häscher schon vom finsteren Dickicht verschlungen worden waren. Doch schritt er nicht in der Richtung seiner Mühle, nicht auf Tószerát zu. Nein, er strebte wieder den Berg hinan, zum Gruju urszuluj, wo dicht neben der Quelle, nahe der Buche, die große Weißtanne steht. Langsam arbeitete er sich den kahlen Felspfad empor. Schwerfällig, zähe, hartnäckig.

Und verschwand zwischen den Tannen.

* * *

Sieben Wölfe trabten den Hang hinab. Sechs in gleichen Zwischenräumen, der siebente blieb ein wenig zurück. Die Spur des siebenten im Schnee wurde von kleinen Bluttropfen gerötet. Sie langten am Saume der Waldung an, und weil es noch zu licht sein mochte, drangen sie nicht weiter vor. Sie kauerten sich nieder, fast in Reih und Glied, schnupperten mit vorgestreckten langen Schnauzen in der noch kälter werdenden Abendluft, kratzten sich und fingen Flöhe. Die Wölfe gehören eben nicht zu den eleganten Raubtieren.

Der verwundete alte Werwolf legte sich abseits von den anderen auf den Boden. Er keuchte schwer, und es war ihm anzumerken, daß ihn der Weg, den die anderen kaum verspürten, ermattet hatte. Oft leckte er die Wunde.

Plötzlich richtete sich einer der Wölfe auf und ging zu ihm, beschnupperte ihn. Der Werwolf knurrte, doch der andere rührte sich nicht vom Fleck, sondern schaute starren Blickes auf den Verwundeten. Da kamen noch zwei Wölfe näher, steif und lautlos. Nun schauten schon drei grünlich glänzende Augenpaare mit unbeweglicher Härte auf den Werwolf.

Langsam brach der Abend herein. In dem sich schwärzenden Grau des Abends glänzten immer entschiedener die Wolfsblicke. Vier, fünf, sechs Paar Augen. Der große Werwolf legte den Kopf zwischen die Vorderpfoten, knurrte leise und zuweilen, plötzlich wie ein Blitz, blinkte sein mächtiges weißes Gebiß auf. Die anderen erwiderten das Knurren nicht, hefteten bloß regungslos die hungrigen grünen, stechenden Blicke auf ihn ...

Es war Abend geworden ...

Sechs Wölfe schlichen ins Tal hinab, den Gehöften, den Schafherden zu. In einer Reihe trabten sie, einer in der Spur des anderen. Wie die Schatten großer Köter glitten sie über den Schnee dahin. Zeitweise hielten sie an, lauschten und witterten, dann ging es weiter, weiter, weiter ...

Am Hang, wo sie des Abends gesessen, blieb eine große Blutlache in dem zerstampften Schnee. Hier und dort lag ein Büschel Haare auf der weißen Fläche. Wolfshaare. Einige Schritte tiefer, wohin ihn sein Gewicht hatte gleiten lassen, lag ein riesiger abgerissener Wolfsschädel. Die Unterkiefer hatten sich in den Schnee gebohrt, das mächtige Maul stand offen als wollte es auch jetzt noch beißen. Die verglasten Wolfsaugen blickten schroff und ausdruckslos in die Mondnacht ...

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Madjarischen von Stefan J. Klein



Das Rauschen : Von Rudolf Leonhard

Horche, was rauscht der Wald?
„Wir Bäume sind ur-uralt.
Unser Harz ist härter als eure Tränen,
Unsre Kronen höher als euer Sehnen.
Hoch über euerm Glück und Leid
Rauscht durch uns die Ewigkeit!“

Eine Stimme spricht in den Wind:
„Ich bin ein Menschenkind —
Über euch auf zu Sternenbahnen
Sucht mein Fühlen, ringt sich mein Ahnen —
Und all mein Glück und all mein Leid
Sind Tropfen aus der Ewigkeit —“



Der Kunstkritiker als Kunstfeind

Von Prof. Dr. Levin L. Schücking (Jena)

Wer die Kunstentwicklung der letzten fünfzehn Jahre mit aufmerksamem Blick verfolgt hat, dem muß eine Erscheinung aufgefallen sein, die allmählich erstaunlichen Umfang angenommen hat, nämlich die Entfernung zwischen „Produzent" und „Konsument" in der Kunst. Die Kluft zwischen Publikum und Künstler ist heute so groß, wie sie vielleicht noch niemals in der Geschichte der europäischen Kultur gewesen ist. An Stellen, wo man überlieferungsgemäß seit Jahrhunderten zur bildenden Kunst des Vaterlandes in Beziehung gestanden, vermag man die „expressionistischen" Ausstellungen nur noch mit einem Kopfschütteln anzusehen, und Leute in den Lebensjahren, in denen man für die Bestrebungen der Zeit am meisten übrig zu haben pflegt, und weit davon entfernt ist, „laudator temporis acti" zu werden, wissen zu einer Kunst, wie etwa der Wedekindschen, die auf Berliner Bühnen Triumphe feiert, überhaupt keine Brücke zu finden. Vorwärtsdrängende Geister, die in der Politik zur äußersten Linken gehören, ziehen sich vor dieser Art Fortschritt verdutzt zurück.

Immer wieder hört man im Publikum die Frage aufwerfen: wie ist diese Art Kunst nur möglich? Vielleicht sind dabei zweckmäßig zwei Unterfragen zu stellen: wie ist es möglich, daß diese Kunst geschaffen wird? und: wie ist es möglich, daß sie an das Publikum herangebracht wird? Die zweite Frage ist die wichtigere. Denn der Versuch, sie zu beantworten, muß es zunächst klar werden lassen, daß wir es auf diesem Gebiet so wenig wie auf irgendeinem kommerziellen heute mit einem rein ideellen Kampf der Leistung, mit einem Wettbewerb des Besten zu tun haben. Daß das Gute sich durchsetzt, war vielleicht immer eine schöne Selbsttäuschung, aber nie war sie weniger berechtigt, als auf dem Gebiete der Kunst heute. Tausend Kräfte sind ja am Werk, die mit der Leistung an sich nicht zusammenhängen. Das gröbste Mittel ist die Reklame. Man erinnert sich noch, wie vor einigen Jahren mit den „Ganterbriefen" ein wahrhaft napoleonischer Versuch gemacht wurde, für ein schlechtes Buch mit einem Schlage einen riesigen Absatz zu erobern. Das Unternehmen mißlang, aber daß es unternommen werden konnte, ist bezeichnend. Eine Scheu vor der Reklame bei künstlerischen Hervorbringungen besteht kaum noch, höchstens was den Grad angeht: sie soll nicht allzu marktschreierisch wirken. Und auch diese Rücksicht wird oft nicht mehr genommen. In diesem Punkte ist das Ausland uns vielfach schon einige Schritte voraus. So z. B. werden die Romane des englischen Schriftstellers Hall Caine vielfach mit Riesenplakaten angepriesen, die an jedem Omnibus, in jeder Untergrundstation von London mit auffälligen Farben den Betrachter anschreien. Aber diese Art direkter Reklame verfehlt vielfach, eben weil zu aufdringlich, ihren Zweck. Es haben sich deshalb sehr viel wirksamere herausgebildet. Der Vorwurf, daß es Zeitungen gebe, in denen man durch Anzeigen Besprechungen veranlassen könne, ist namentlich im Auslande viel erhoben und dort sicher berechtigt. Daß aber

von manchem Verlag Kritiker in der einen oder andern — an sich nicht unehrenhaften — Form gewonnen werden, dürfte schon eher möglich sein. Der Einfluß der Verläge geht noch viel weiter. Vor kurzem, kaum ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges, wunderte sich z. B. das deutsche Publikum, einen neuen englischen Autor ausgegraben zu sehen, dessen Stücke über zahlreiche Bühnen gingen. Es war der englische Romanschriftsteller John Galsworthy. Dieser Schriftsteller hatte eine Reihe von ausgezeichneten Romanen geschrieben, aber was er an Bühnenstücken verfaßt hatte, das war nur für das englische Theater neu. Denn hier war die naturalistische Bewegung dank der Borniertheit der für das Theater nötigen breiteren Schichten und der Engherzigkeit der Zensur, die Stücke wie Ibsens „Gespenster" kurzerhand verbot, an den Bühnen vorbeigegangen. Galsworthy, von ihr durchtränkt, brachte diese Richtung in satirischer Zuspitzung auf die Bretter. Aber für uns Deutsche waren diese Dinge „olle Kamellen". Trotzdem führte man sie überall auf. Man erfuhr dann später, daß ein sehr tatkräftiger Verlag das Aufführungsrecht dieser Stücke erworben habe und sie dank seiner vorzüglichen Beziehungen überall durchdrücke. Solche rein geschäftlichen Ursachen spielen offensichtlich in unserem Kunstleben eine immer stärkere Rolle. Friedrich Kallmorgen hat noch jüngst in einem offenen Brief an Ernst Häckel auf diesen Einfluß einiger Händler, ihrer Berater und Helfer aufmerksam gemacht. Es geschah anläßlich des Falles Hodler. Die Erscheinung dieses geschäftstüchtigen Malers, der sich gegen hohe Bezahlung tief in die deutsche Volksseele einlebte (Jena, Hannover), um uns hernach mit Unrat zu bewerfen, eröffnet den Blick auf einen andern Schaden unseres Kunstlebens, ein Cliquenwesen, das in verhältnismäßig überraschend kurzer Zeit einzelne Künstler in den Vordergrund schiebt, berühmt macht und deren Gegner als zurückgebliebene Tröpfe brandmarkt. Damit kommen wir schon aus der unterirdischen Mache in das Gebiet des sichtbaren Gängelns herein. Wer später einmal die Geschichte des literarischen oder gesamtkünstlerischen Geschmackes unserer Zeit zu schreiben haben wird, der wird das ausführlichste Kapitel dem Kritiker zu widmen haben. Die Stellung des Kritikers nämlich hat sich seit der letzten Generation in einer Weise geändert, die für die Kunstentwicklung selbst in vieler Hinsicht entscheidend geworden ist. Der Kritiker war früher vielfach, wie noch heute in der Provinz, nicht ein Journalist, sondern ein gebildeter Laie. Er fühlte sich höchstens als primus inter pares der Zuschauer. Er war der Vertreter des gebildeten Publikums, der dessen Rechte wahrnahm und dessen Ansprüche vertrat. Er war, kurz gesagt, sein Mundstück, sein Sprecher. Diese Rolle spielt er längst nicht mehr. Im Leben der Kunst hat sich ein Vorgang zugetragen ähnlich dem in der Religion, als sich der Priester zwischen Gott und den Gläubigen einschob. Das Publikum ist mehr oder minder entmündigt. Beweise dafür ließen sich häufen. Ich greife nur zwei heraus. Ende Mai 1914 wurde als Erstaufführung in Berlin Paul Ernsts „Ariadne auf Naxos" aufgeführt, ein Stück Kunst, von dem man, ganz vorsichtig gesprochen, doch wohl sagen kann, daß es aus der Reihe der dramatischen Darbietungen der letzten Jahre durch seinen besonderen Charakter herausfällt, so daß man gern wissen möchte, wie es wirkte. Zwei Zeitungen mit Besprechungen führender Kritiker darüber

liegen mir vor: „Der Tag“ vom 30. Mai und das „Berliner Tagebl.“ vom 29. Mai. Beide Kritiker halten es nicht für notwendig, ein Wort darüber zu sagen, wie das Publikum das Stück aufnahm. Fand es Beifall? Ist es durchgefallen? Ich weiß es nicht, die Kritiker schenken dem Umstande in ihrer Besprechung keine Beachtung. Daß es sich hier nicht um einen vereinzelten Fall handelt, wird jedem klar sein, der moderne Kunstkritiken liest. Äußerungen wie: „das Stück hatte einen äußern Erfolg“ oder gar „das Stück hatte einen ‚Publikumserfolg‘“ (!?) sind keine Seltenheiten. Es gibt Theater, wie das ausgezeichnete der Luise Dumont in Düsseldorf, in denen Beifalls- oder Mißfallsäußerungen überhaupt abgeschafft sind. Der einzige Erfolg davon kann nur eine unsinnige Steigerung der Stellung des Kritikers sein. Das Recht der ästhetischen Urteilsfindung ist dem Publikum entzogen und in die Hände des allgewaltigen Kritikers gelegt. Es handelt sich hier nicht nur um die Theaterkritik, sondern auch um gleichartige Erscheinungen auf verwandten Gebieten. Vor einigen Jahren z. B. gab der rühmlichst bekannte Verlag von Langewiesche eine Anthologie, genannt „Die Ernte“ heraus. Dieses Buch vereinte in einer Auswahl die Autoren, die die gebildeten Leute in Deutschland seit der Romantik für ihre besten Lyriker gehalten hatten. Aber als der Zusammensteller an die Gegenwart kam, da setzte er uns u. a. zwei Gedichte von Peter Hille (!), fünf von Richard Schaukal (!) und nicht weniger als sieben von Max Dauthendey (!) vor. Die Frage nach dem Kunstwert dieser Gedichte kann ganz ausgeschaltet werden. Das Charakteristische ist, daß bei der Auswahl auf die Meinung des Publikums überhaupt keine Rücksicht genommen ist. Ganz gewiß würde mich der Herausgeber belehren, solche Rücksichten brauche er auch nicht zu nehmen. Wir haben hier den typischen Fall des modernen Kritikers, der sich keineswegs verpflichtet fühlt, im Sinne der Mehrheit des gebildeten Publikums zu handeln. Und in der Tat wurde es bei dem Tode Brahms in einem Berliner Nachruf rühmend hervorgehoben, er sei der Vater einer Generation von Kritikern, die sich nicht scheue, gegen das Publikum zu schreiben. Der Priester, dank seiner höheren Einsicht, belehrt die widerstrebende Gemeinde. In einem gedankenreichen Aufsatz von Fritz Engel im Märzheft 1914 von „Nord und Süd“ über „Theaterkritik“ tritt dieser Standpunkt ziemlich unverhüllt hervor. „Wir können und müssen den Schluß ziehen,“ heißt es da, „wie weit ein Poet den guten künstlerischen Trieben seiner Zeit, wie weit den minder guten entgegenkommt. Und wir haben festzustellen, ob das Publikum ihn begriffen hat, oder nicht.“ — Der Kritiker als ästhetische Aufsichtsbehörde!! Fragt sich nur: was sind denn „gute künstlerische Triebe“? Es verlohnt sich wohl, hier ein Beispiel heranzuziehen. In einer Besprechung über das Wedekindgastspiel im B. T. vom 10. Juni 1914 sagt derselbe Kritiker von Wedekind: „Es strecken sich aus diesem einzigen Naturell Saugarme, die jeden festhalten. Es stoßen Widerhaken heraus, von denen man sich nicht befreien kann . . . es entsteht ein Erregungszustand, ein schweres Atmen, ein Fiebern.“ Sollte eine so gekennzeichnete Art zu den „guten, künstlerischen Trieben“ gehören? Ich dächte, darunter wäre eine Kunst unmöglich zu verstehen, deren Wirkung nur mit Krankheitssymptomen beschrieben werden kann. Aber in der folgenden Zeile bringt es der Kritiker

tatsächlich fertig, das Geschilderte als „ganz starke Kunst“ zu bezeichnen! Das Beispiel ist lehrreich, weil es zeigt, welch eine Welt sich zwischen einem großen Teil der Kritik und dem gebildeten deutschen Publikum aufgetan hat. Das Theater aber folgt heute großenteils der berufsmäßigen Kritik. Sie zu verachten, kann sich kein Bühnenleiter leisten. Der Direktor eines kleineren Berliner Theaters hat mir kürzlich gesagt, bei seinen Uraufführungen seien mehr als fünfzig Prozent der Zuschauer Berufskritiker. Sie aber entscheiden noch immer über das Los des Stückes für oft ganz Deutschland. — Gegen ihre Kritik anzugehen, ist nicht ungefährlich und kann nur von jemand unternommen werden, den seine Stellung außerhalb des ganzen Getriebes leidlich unverwundbar macht. Die Erinnerung daran ist noch frisch, wie Sudermann seinen bekannten Angriff auf die Berliner Theaterkritik unternahm. Die Folgen für ihn waren erschreckend. Stücke von ihm, die beispielsweise von dem vortrefflichen Londoner deutschen Theater einem gebildeten Publikum von Deutsch-Engländern vorgeführt, den aufrichtigsten Beifall fanden, wurden gleichzeitig von der Berliner Theaterkritik geradezu als verächtliche Ausschußware behandelt. Die Kritik verbot dem Publikum förmlich, daran Geschmack zu finden. Ein interessantes Beispiel zur Geschmacksgeschichte dieser Zeit ist deshalb ein Gedicht in der „Jugend“, das damals über Sudermanns „Stein unter Steinen“ scherzhaft-schüchtern nach vielen Entschuldigungen in der letzten Zeile bekannte: „Mir hat das Stück so übel nicht gefallen!“ Ein solches Geständnis war in der Tat beinahe ein Wagnis. Damit soll keine Lanze für Sudermann gebrochen sein, sondern nur die Kluft zwischen Kritik und Publikum aufgezeigt. In anderer Form zeigt sie sich bei Wedekind. Ernst Schlaikjer hat neuerdings in einem ungemein lesenswerten Aufsatz „Wedekind als Zeiterscheinung“ den Versuch gemacht, zu ergründen, wie dieser Mann auf der Bühne möglich geworden ist, und kommt zu dem Schluß: „Bei Wedekind finden diejenigen ihre Rechnung, denen es auf die seelische Prostitution eines Menschen nicht ankommt, wenn sie dabei nur grinsen können. Ebensosehr aber können sehr ehrenwerte Leute in seinen Dramen den Schrei des gequälten modernen Menschen vernehmen, den Schrei des Freudlosen, den Schrei des Hasses, den Schrei des Hohnes über eine Welt, die nicht als ein Unglück, auch nicht als eine Posse, sondern als ein possenhaftes Unglück empfunden wird.“ Und an anderer Stelle sagt er, diese Stücke wirkten auf diejenigen Leute, denen unsere alten, ehrwürdigen, moralischen Vorstellungen im Wirbel der Weltstadt als eine Posse erschienen. — Diese Erklärung ist durchaus einleuchtend, aber besteht denn das deutsche Publikum aus seelisch zerrütteten Existenzen? Nur die Kritiker, die ewig-übermorgigen, und ihr snobistischer Anhang sind dazu imstande, dem auch künstlerisch mehr als bedenklichen Ausdruck einer so abnorm trostlosen Weltanschauung so viel Geschmack abzugewinnen.

Es tritt an diesem Fall ein Übelstand besonders klar hervor, den man als den des Spezialistentums bezeichnen könnte. Die Welt ist sich längst darüber klar geworden, daß beispielsweise in der Auffassung rechtlicher Verhältnisse der Berufsjurist leicht zu einer formalistischen Verknöcherung kommt. Dem Mißtrauen gegen den Berufsjuristen entspringt deshalb die Einrichtung der Schöffen, der



Geschworenen u. a. Aber auch in der Beurteilung künstlerischer Fragen gibt es ein Spezialistentum, das sich vom gesunden Menschenverstand gefährlich weit entfernt hat. Ein ästhetisches Richtertum aus Kunstkritikern ist bei weitem weniger vertrauenswürdig als eines, das aus gebildeten Laien zusammengesetzt ist. Zu keiner Zeit ist das Interesse an der bildenden Kunst so groß und allgemein gewesen als die letzten dreißig Jahre in Deutschland, und keine Zeit hat ein so lächerliches und groteskes Ende darin erlebt wie wir in den expressionistischen Ausstellungen. Aber das ist nur die notwendige Folge des Überinteresses, das ein Spezialistentum entwickelte, das die Zügel in die Hand genommen hat, aber jenseits allen gesunden Menschenverstandes ist. Als die Kunst bei der größern Menge als ein „Nebenbei" des Lebens galt, hat sie die herrlichsten Blüten getrieben, als sie zum höchsten Lebensinhalt erhoben wurde und sich Schönheitspriester herausbildeten, da drohte sie in Verstiegenheit und Unnatur zu enden. Diese Erscheinung kann man in den verschiedenen Zweigen der Kunst gleichmäßig beobachten. In ihrem Streben und Hasten nach dem Neuen und Unerhörten haben diese Kunstpriester Wedekind auf einen dramatischen Thron erhoben und Strindberg zu einer Art von Klassiker auch in seinen schwächsten Stücken gemacht. Was sich der gebildete Laie gewöhnt hat, als erste Anforderung an den Dramatiker zu stellen: die Kunst der Psychologie ist vielfach völlig überwunden, Stücke von Eulenberg und Hardt, in denen man den Eindruck hat, daß keiner ein natürliches Wort spricht, werden als Meisterwerke gepriesen.

Da Kunst etwas Allgemeines sein soll, so müssen also auch nicht Kritiker, sondern möglichst die Allgemeinheit über sie entscheiden. Ein Uraufführungspublikum, das zu über fünfzig Prozent aus Berufskritikern besteht, ist ein unfähiges Tribunal. Solange das Berliner Uraufführungspublikum in seiner Zusammensetzung im großen und ganzen der Zusammensetzung in den Theatern des Reichs entsprach, war Berlin als „dramatischer Vorort" durchaus berechtigt, seitdem ist sein Anspruch auf diese Art von Führung gegenstandslos geworden. — Die Frage drängt sich auf, wie die geschilderten Verhältnisse überhaupt entstehen konnten.

In dem schon erwähnten Aufsatz von Fritz Engel macht dieser gute Kenner des Theaterwesens den Versuch, andeutungsweise die Zusammensetzung des Berliner Theaterpublikums festzustellen. (Bei der großen Wichtigkeit dieser Frage für unsere dramatische Kunst wäre es übrigens eine überaus dankbare Aufgabe, wenn etwa ein junger Germanist eine möglichst genaue ausführliche Untersuchung hierüber anstellen wollte. Er könnte uns damit mehr fördern, als mit mancher gelehrten Abhandlung.) Für die Uraufführungen bleibt er im wesentlichen die Antwort schuldig. Für das gewöhnliche Publikum aber ergeben sich allerlei wichtige Feststellungen. Zunächst einmal, daß es sich um eine völlig „durcheinandergequirlte" Zuschauerschar „von der seltsamsten Mischung" handelt: Einheimische, die gerade dies Theater aus persönlicher Liebhaberei bevorzugen, solche, die eine besonders gute Verbindung mit der Straßenbahn hierher haben, Fremde, die an der Litfaßsäule den Zettel dieses Theaters gefunden haben usw. usw. — Was hier für das Berliner Theaterpublikum festgestellt wird, das gilt mutatis mutandis für das ganze deutsche Kunstpublikum: es fehlt ihm die Einheitlichkeit.

Die Gegenüberstellung mit den früheren Verhältnissen läßt diesen Umstand besonders scharf hervortreten. Alle Kunst vorhergehender Zeitabschnitte ist von einer bestimmten, oft kleinen, sozialen Schicht getragen worden. Diese Schicht war in sich einheitlich. Am stärksten vielleicht tritt das zur Rokokozeit hervor. Von einer Kunst „gegen das Publikum“ träumte noch niemand. Im Gegenteil ist die bildende Kunst zu jener Zeit großenteils ein Werk der Bestellung und noch vor kurzem hat mir einer unserer größten Bildhauer bestätigt, daß mit dieser Methode der Bestellung durch kunstsinnige Laien trotz gelegentlich gebundener Marschroute die Kunst weitaus am besten gefahren sei. Der Geschmack der kunsttragenden Schicht wird durch ihre Weltanschauung bestimmt. In ihr stimmen die Individuen im wesentlichen überein. Sie ist damals aristokratisch, und ihr Vorbild ist der Kavalier. Da zu dessen Lebensglauben der Genuß, die Leichtlebigkeit, die Ausschmückung des Daseins, der Sinn für Form gehören, so trägt auch die Kunst der Zeit diese Züge. Da der Aristokrat Achtung vor der Überlieferung hat, so findet man ihn praktisch auch in der Kunst ausgeprägt. Da sein Ideal die Haltung ist, so sind ihm die letzten psychologischen Entschleierungen in der Kunst unsympathisch. Weil die ethische Voraussetzung seiner bevorzugten Stellung die heroische Leistung ist, so sieht er sie auch in der Kunst gern zum Gegenstand der Darstellung gemacht usw. usw. — Wir brauchen nicht einmal so weit zurückzugehen. Noch zu den Zeiten, als etwa die Heysesche Kunst auf ihrem Höhepunkt war, haben wir es in der kunsttragenden Schicht mit einer ziemlich eng umzirkten soziologischen Einheit zu tun. Die Zustände waren ähnlich, wie wenn man die Kunstverhältnisse in einer heutigen kleineren Stadt ohne Industrie ins Große übertrüge. Der Bildungsgang derjenigen, die die soziale Führung haben, ziemlich gleichartig, ihre Erfahrungen wesentlich dieselben, ihre Lebensgewohnheiten und pekuniären Verhältnisse ähnlich, ihre politischen Ideen nicht radikal entgegengesetzt, ihre sonstigen Ideale ebenfalls nicht durchweg verschieden und also ihr Geschmack in künstlerischen Dingen ziemlich auf ein und derselben Grundlage. Es ist die Zeit, wo man in Westdeutschland dem Rheinisch-Westfälischen Kunstverein angehörte und wohl die jährlich ausgegebenen „Kunstblätter“ kritisierte, aber doch nicht im Traum daran dachte, angesichts der dargebotenen Kunst zu fragen, ob man selbst oder der Künstler den Verstand verloren. Eine ähnliche soziologische Einheit wies naturgemäß derzeit der Zuschauerraum des Theaters auf.

Seitdem haben wir einen gewaltigen Umschwung aller sozialen Verhältnisse erlebt. Das höhere Bürgertum ist nicht mehr die allein kulturtragende Schicht. Denn wenn man als die führende soziale Schicht diejenige ansieht, auf deren Willen und Mitteln die Kulturförderung künstlerischer, wissenschaftlicher und ethischer Art wesentlich beruht, so kann diesen Ruhm dem Bürgertum gewiß sein bester Freund nicht mehr ausschließlich zusprechen, nachdem eine Reihe der allerwertvollsten Kulturgedanken gerade vom Arbeitertum verbreitet sind. Wir bemerken auch deutlich unter uns, wie die „Gesellschaft“ im alten Sinne, die zu Zeiten unserer Eltern eine so große Rolle spielte, die Zugehörigkeit zu der alles, der Ausschluß aus der den Selbstmord bedeutete, nicht mehr besteht, in der Auflösung begriffen ist und nur noch in ihren Resten durch andersartige soziologische Konstruktionen,

wie das Reserveoffiziertum, gestützt wird. Durch mannigfache Verschiebungen mußte ihr Vorrecht unberechtigt werden. Wie es denn statt der wenigen öffentlichen Straßen zur Bildung jetzt Hunderte von neuen Wegen gibt, und die Zahl der an der künstlerischen Kultur beteiligten Volksgenossen durch solche Erleichterung sich unverhältnismäßig gesteigert hat.

Welche Schicht aber ist denn nun im alten Sinne Trägerin der Kunst? Offenbar keine. Wäre also das Ziel erreicht, daß alle Schichten gleichmäßig ein Verhältnis zur neuen Kunst hätten? Ganz gewiß auch nicht. Ersichtlich gibt es nur eine Klasse, die ein wirkliches Verhältnis zur modernsten Kunst der angedeuteten Art hat, das sind die Berufskritiker und ihr snobistischer Anhang. Es ist die Kunst nicht des höheren Bürgertums, nicht der Mittelklassen, nicht des Arbeiters, sondern die Kunst des Kritikers, was man uns bietet. Dieser Zustand ist die natürliche Folge des soziologischen Umlagerungsprozesses, in dem wir uns zurzeit befinden. Der Kritiker ist überflüssig, wo Harmonie vorhanden ist, aber vom Streit der Parteien lebt er. Wo große Umwälzungen stattfinden, ist seine Stellung am festesten. Als die Romantik in England den Klassizismus über den Haufen warf, unter ähnlichen sozialen Verschiebungen im Verhältnis von Bürgertum zu Aristokratie, wie wir sie heute in dem Aufsteigen des Arbeitertums gegenüber dem Bürgertum beobachten, da übte die Kritik sogar eine Art Diktatur, ein Umstand, der besonders deswegen allgemeiner bekannt geworden ist, weil der jugendliche David Byron durch seinen Kampf gegen besagten Goliath Kritik sich die ersten literarischen Sporen erwarb. Damals war die Kritik die ewig gestrige, heute ist sie, wie schon dargetan, die ewig übermorgige. Mit ihrer blinden Sensationswut, ihrem Hasten nach dem Neuen um jeden Preis ist sie in der Literatur bei Wedekind, in der bildenden Kunst bei den Futuristen angekommen. Nichts ist zu verstiegen, um nicht seinen journalistischen Herold zu finden. Eine Karikatur dieser Kunst ist nicht mehr möglich, denn sie ist selbst Karikatur. Das ernst zu nehmende Publikum ist weit zurückgeblieben. Diese Entwicklung hat sich für die ernsten Künstler wie für das Publikum gleich verhängnisvoll erwiesen. Eine grenzenlose Unsicherheit des Urteils auf beiden Seiten ist die Folge. Es gibt Maler, die aus Furcht, gänzlich zu veralten, den sichern Weg, den ihr Talent sie wies, aufgegeben und sich Hals über Kopf in die neue Strömung geworfen haben, um zu zeigen, daß auch sie Paradoxe geben können, es gibt zahlreiche Leute im Publikum, die ihrem eigenen gesunden Geschmack mißtrauen und Snobs geworden sind. Gelegentlich gibt es einmal Fälle, wo die Kritik ihre Macht verlor. Mir ist das interessante Beispiel eines Dichters bekannt, der jetzt zu den gelesensten zählt, der von der Kritik fast durchgehend schlecht behandelt wurde, weil er ihr nicht „modern“ genug war, bis die Sitte der Dichtervorlesungen aufkam. Hier gelangte er unmittelbar mit dem Publikum in Berührung, gefiel, das Publikum kaufte seine Werke, und die Kritik kam nachgehinkt. Aber das Beispiel ist vereinzelt und will nicht viel besagen. Denn die Literaturvereine wie die Kunstvereine sind in der Regel in dem, was sie ihren Mitgliedern bieten, auch wieder in erheblichem Maße von der sogenannten berufsmäßigen Kritik abhängig. Auch in ihnen herrscht eben nicht die Harmonie, wie sie früher die kulturtragenden Schichten besaßen.

Sollte man danach also nun warten müssen, bis sich wieder eine solche innerlich einheitlichere Schicht bildet, die eine gesunde Kunst möglich macht? Ich könnte mir allerdings denken, daß sich jemand auf diesen Standpunkt stellt. Er könnte für sich anführen, daß das Bürgertum der letzten Jahrzehnte sich einer Ästhetenkunst nicht gut hat erwehren können, die unter dem Schlagwort, „daß auf den Gegenstand nichts, die Behandlung alles ankomme“, einem Satz, der Dürer eine Torheit und Schiller ein Ärgernis gewesen wäre, jede Frivolität und Schlüpfrigkeit, jede lächerliche Verstiegenheit zugelassen hat und für das unsinnige Überwuchern der Erotik in unserer Literatur verantwortlich zu machen ist. Und gewiß ist, daß gerade das Aufsteigen des Arbeitertums dieser Art Kunst nicht günstig sein kann. Denn das Volk ist niemals frivol und sieht nicht vom Gegenstand der Behandlung wegen ab. Es wird auch nicht auf den pragmatischen Wert der Kunst verzichten wollen. Wer arbeitet und tätig im Leben steht, der verlangt auch von der Kunst Brot des Lebens. Noch jüngst hat mir deshalb ein Theaterdirektor gesagt, die Arbeiter seien ihm bei weitem das liebste Publikum. Auch beginnen schon unverkennbare Einflüsse dieser Art sich geltend zu machen Es gibt jetzt schon Städte, in denen die Arbeiterorganisationen für einen Abend in der Woche gegen eine Pauschalsumme während der ganzen Spielzeit die Plätze des Stadttheaters übernehmen. Selbstverständlich läßt sich in diesem Falle der Theaterdirektor, da seine Einnahmen gewährleistet sind, gern darauf ein, wenn ihm Wünsche über den Spielplan vorgetragen werden, schneidet ihn wohl gar schon darauf zu. Diese Einrichtung ist ungemein glücklich und ihre Förderung für alle Teile wünschenswert. Wird sie sich weiter ausbilden und den Charakter der Kunst der Zukunft mitbestimmen helfen? Es wäre nicht undenkbar. Zur Zeit des Rokoko haben wir, wie oben dargetan, die ausgesprochene Herrschaft der aristokratischen Schicht gehabt. Die gelesenste Zeitschrift in England im 18. Jahrhundert hieß mit einem ungemein bezeichnenden Namen „The Gentleman's Magazine“. Ähnlich lagen die Fälle bei uns. Damit ist nicht gesagt, daß nicht auch das Bürgertum an dieser Kultur tätigen Anteil nahm. Aber seine Ideale waren nicht entwickelt genug, um zu führen und zu bestimmen. Später erst trat es die Erbschaft der Aristokratie an. Es wäre denkbar, daß wir abermals in einer Übergangszeit lebten, wo die Führung einer anderen Schicht zufiele. Aber vorläufig scheint dieser Wendepunkt noch nicht erreicht zu sein, und es müßte dem Bürgertum möglich sein, auch auf diesem Gebiete seine Stellung zu behaupten. Noch ist ja ein großer Teil von ihm vom Ästhetentum unangekränkelt geblieben, und niemals war die Möglichkeit, dies großenteils undeutsche Wesen abzustoßen, näher gerückt als in dieser Zeit, wo die gemeinsame Gefahr das Gefühl des gemeinsamen ideellen Besitzes so sehr verstärkt und mit der Steigerung aller wertvollen Instinkte die Abneigung gegen alles Gemeine, Verstiegene, Unnatürliche und Spielerische auf die Schanzen gerufen hat. Nur eine Organisation des Publikums kann hier helfen. Vielleicht wäre sie, was das Theater angeht, so zu erreichen, daß sich Theatervereine bildeten, in denen jeder Theaterabonnent eine Stimme erhielte, um einen Ausschuß zu wählen, der seinerseits an der Feststellung des Spielplans mitberiete. Dies würde namentlich an denjenigen Zentralen sich empfehlen, wo neue Stücke

ihre Feuerprobe erlebten. Solche Zentralen wieder kann man sich nur da denken, wo die Zuhörerschaft in ihrer Zusammensetzung der allgemeinen deutschen Zuhörerschaft einigermaßen entspricht, d. h. also, wo sie ein gutes Stück Arbeitertum, Bürgertum usw. enthält. Wenn der oft aufgetauchte Plan eines deutschen Mustertheaters einmal in die Wirklichkeit übersetzt würde, so müßte bei der Auswahl des Ortes der Hinblick auf eine solche Zuschauerzusammensetzung die erste Sorge sein. Denn der Resonanzboden des Publikums macht die Musik der Kunst erst möglich. Käme auf solche Weise der kunstsinnige Laie wieder zu seinem Einfluß, so lassen sich in den andern Kunstgattungen ähnliche Wege denken. Aber wie auch immer man den Weg wählen mag, das Ziel muß hier wie dort sein, den übertriebenen Einfluß des Kunstkritikers und seines Anhangs auszuschalten und Kunst und Publikum sich wieder anzunähern. Nur so läßt sich eine gesunde Kunst erhoffen, die nicht länger unter dem Schlagwort: „Die Kunst um der Kunst willen“ leidet, sondern nach dem Grundsatz: „Die Kunst um des Menschen willen“ geschaffen wird.



Telegraphendrähte · Von Karl Berner

Dem grauen Strom schritt ich entlang
Und hörte, was der Herbstwind sang
In den metallenen Strängen:
Es war ein Lied aus unendlichen Weiten,
Wo sich die Ströme zu Meeren breiten;
Es kündete seltsam in summenden Klängen
Von Kampf und Sieg unter wechselnden Sternen,
Von Glück und Leid in verdämmernden Fernen,
Und war doch der Menschheit uraltes Lied
Vom Glück, das in die Fremde zieht,
Vom Leid, das unter Sternen wohnt,
Von stolzen Träumen, Krämersorgen,
Von eines Gottes Rätselspur,
Der Schall nur ist und Name nur,
Und der in Ewigkeit verborgen
Hoch über allen Sternen thront . . .
Dem grauen Strom schritt ich entlang
Und hörte, was der Herbstwind sang,
Und sah im fahlen Dämmerschein
An stiller Halde Kreuz und Stein —
Da rührte der Wind die Drähte leise,
Wie Sang der Heimat klang die Weise,
Wie über Gräbern ein Choral
Nach Kampf und Sieg, nach Glück und Qual.



Das Wesen der sozialen Krise in England · Von Dr. Frhrn. v. Mackay

Englands Weltmachtstellung ist oft mit dem Imperium des alten Roms verglichen worden, und ähnliche Erscheinungen des Verfalls wie bei diesem in der Zeit nach Augustus hat man in den merkwürdigen politischen Entwicklungsformen Großbritanniens festzustellen gesucht. Tatsächlich scheint angesichts der heutigen Haltung der Volksmassen in dem vereinigten Königreich der Tag nahe zu sein, da ein britischer Juvenal klagen könnte:

> Qui dabit olim
> Imperium, fasces, legiones, omnia nunc se
> Continet atque duas tantum res anxius optat:
> Panem et circenses.

In den ersten Kriegsmonaten hallte das ganze Land wider vom entrüsteten Schrei des Patrioten über die Jugend, die Fußball- und Kricketwettkämpfe für sehr viel wichtiger hielt als Waffendienst, und über die Menge, die nach alter Gewohnheit gaffend, sorglos die Spielplätze umlagerte. Dann wurde die Werbetrommel für Kitcheners Millionenheere mit allen erdenklichen Reklamekünsten jedoch sehr mäßigem Erfolg geschlagen. Zugleich erhob aber in dem Maß, wie die Hoffnung auf die schnelle Zermalmung des eingekreisten Deutschlands sich als trügerisch erwies, ein innerer Feind drohender und drohender das Haupt: der Sozialismus der Arbeiterschaft, der es nur um Brot, hohe Löhne bei kurzer Arbeitszeit zu tun und die nicht darum sich zu kümmern scheint, ob durch ihre ununterbrochene Störung des normalen Blutumlaufs im Wirtschaftskörper es dem Staat unmöglich gemacht wird, seine Rüstungsbedürfnisse zu befriedigen, ob die Widerstandskraft der ganzen Nation durch die zersetzende Säure des aufgeschürten Parteienzwistes sich schwächt. Bereits hat der hochgefeierte Generalissimus im Oberhaus aufstehen und mit warnender Stimme erklären müssen, daß trotz der gewaltigen amerikanischen Zufuhren der Munitionsersatz ihm sehr ernste Sorgen bereite, ohne daß sein Anruf des vaterländischen Pflichtbewußtseins aller Volksklassen irgendwelchen durchschlagenden Einfluß auf die Gewerkschaften gehabt hätte, die nach wie vor nur von dem Streben beseelt sind, aus dem Kriegslieferungsgeschäft und der gesamten gespannten Wirtschaftslage möglichst viel Gewinn für ihre Mitglieder und ihre Parteikassen herauszuschlagen. Ein eigentümliches gesellschaftliches und politisches Problem, dessen Antlitz die genau entgegengesetzten Züge des sozialen Burgfriedens zur Schau trägt, wie er in den übrigen kriegführenden Staaten West- und Mitteleuropas herrscht, entrollt sich; um seine Wurzeln zu finden, darf man den Blick nicht einseitig an dem politischen Zentrum London heften lassen, sondern muß ihn hinüber nach Irland wenden, das auch hier als Dorn unter dem Panzer Englands und als das unglückbringende Hausgespenst seines Staatsgefüges sich erweist.



Die berüchtigten Dubliner Arbeiterkrawalle, denen ein so seltsames tragisches Nachspiel auf dem flandrischen Kriegsschauplatz folgte, wo nach unwiderlegt gebliebener Behauptung des Gaelic American das Munster-Regiment die Kings Own Scottish Borderers aus Rache für deren Schergendienste zugunsten der Regierung bei der gewaltsamen Unterdrückung jener Unruhen niederschoß, erregten ungeheures Aufsehen nicht nur wegen der Leidenschaftlichkeit der sozialen Kampfesführung, sondern auch deshalb, weil zum erstenmal die enge Verbündung der irischen Arbeiterverbände mit den englischen Genossen scharf ins Licht trat: die Londoner Transportarbeiter unterstützten ihre Kameraden jenseits des Georgkanals aufs lebhafteste durch „Sympathiestreiks“ wie Geldsendungen und sogar durch Lebensmittelzufuhr auf einem eigens zu dem Zweck gecharterten Dampfer. Das war eine ganz neue und mit Recht gefürchtete Erscheinung am sozialen Wetterhimmel Großbritanniens. Bis zur Jahrhundertwende bestanden irgendwelche Bindungen zwischen englischem und — soweit davon zu reden war — irischem Sozialismus überhaupt nicht. Das Proletariat der grünen Insel, das städtische wie das ländliche, folgte durchaus dem Banner der Sinn-Fenier mit dem Wahlspruch „Los von England!“ und kämpfte dafür mit den berüchtigten terroristischen Mitteln nach den Überlieferungen der Mondscheinbanden und dem Programm der irischen Junta. Mit den Wyndhamakten von 1903, der großen konservativen Agrarreform, setzte dann eine durchgreifende Umbildung des Parteiwesens und seiner Entwicklungsformen ein. Die Lebensbedingungen der kleinen Farmer und Pächter besserten sich, mit dem Aufschwung der Landwirtschaft hoben sich auch wieder die alten einheimischen Gewerbe, vorab die Baumwoll- und Leinenindustrie; die Folge war, daß das ländliche Sinn-Feniertum sich in eine Art schutzzöllnerischen Bauernbund verwandelte, während die in den großen Fabrikstädten sich ansammelnde, in ihrer Lebenshaltung noch sehr gedrückte Arbeiterschaft anfing, sich gewerkschaftlich zu organisieren, um gleich günstige Arbeitsbedingungen wie die britischen Genossen durchzusetzen, und zu diesem Zweck mit diesen in enge Fühlung trat. Nach dem Sieg des englischen Liberalismus über die Tories ward dann wieder das Gladstonesche Homerule das Hauptfeldgeschrei der politischen Kämpfe diesseits und jenseits der Irischen See, was nichts anderes bedeutete, als daß neue Wasserströme auf die Mühle der Unabhängigkeitspropaganda Parnellschen Stils getrieben wurden. Durch die ungeschickte Behandlung des Ulsterproblems kam weiterhin das vom Board of Erin geleitete nationalistische Triebwerk erst recht in kräftigen Schwung, und nun ergab sich eine seltsam zwitterhafte, aber in jeder Zuspitzung für die englische Regierung gleich gefährliche Krisenlage. Auf der einen Seite stellte sich hinter Redmond die Partei der Bürgerlichen auf, die im Weg des Kuhhandels mit den bekannten Erfolgen ihre Heimregierungsziele durchzudrücken suchte. Auf der anderen Seite lagerte sich der proletarische Sozialismus, der schon aus Feindschaft gegen den Bourgeois von dieser Kampfesmethode nichts wissen wollte und so mehr und mehr dem Repealer- und Defendergeist verfiel, wie er in den Millionen von der britischen Unterdrückerfaust aus der Heimat gestoßenen nordamerikanischen und australischen Auswanderern ungeschwächt gleich dem Gluttern eines Meilers fortlebt und sich forterbt, der desto mehr Hitze an-

sammelt, je mehr Asche sich über ihn häuft. Das Charakterbild dieser irisch-sozialistischen Irredenta wird am deutlichsten bei einem Blick auf ihre Anführerin, dem Transportarbeiterverband. Seine Häuptlinge sind die bekannten Agitatoren Larkin und Connolly, dieser ein früheres Mitglied der Sozialdemokratischen Föderation, jener der ausgewanderte Sohn eines Feniers und hingerichteten Märtyrers. Durch reiche Geldunterstützungen von seiten der amerikanischen Gesinnungsgenossen gekräftigt, vermochte der Bund in leidenschaftlich geführten Kämpfen, unter denen eben jener Dubliner Aufruhr der bekannteste ist, dem von dem berüchtigten Murphy verteidigten Unternehmertum in kräftiger Weise zuzusetzen. Zugleich brachte er ein Kartell mit den englischen Fachgenossen zusammen, und seinem Wirken war es dann nicht zum wenigsten zu danken, daß am 4. Juni vorigen Jahres der Zusammenschluß der drei größten und mächtigsten Gewerkschaften, die rund 1350000 Mitglieder zählen und in deren Kreisen der anarchosozialistische Radikalismus am meisten Eingang gefunden hat, eben der Transportarbeiter, der Eisenbahner und der Bergwerksarbeiter, unter dem Siegel des Schwurs zustande kam, von jetzt ab alle um Löhne, Arbeitszeit und sonstige Arbeitsbedingungen sich drehenden Streitigkeiten gemeinsam durchzufechten. Diese „sozialistische Tripleentente“, die es in der Hand hat, durch gemeinbürgschaftlichen Ausstand den ganzen Wirtschaftsorganismus nach Belieben lahmzulegen, ist mit Recht gefürchtet worden; die Streiklust wurde unter ihren Auspizien schon im Juli, also im Monat vor dem Kriegsanbruch, geradezu epidemisch wie der Wahnsinn der Wahlrechtweiber, und ihr vorab ist es zu danken, wenn dieses Fieber auch jetzt nur wenig gedämpft anhält. Der die ganze Bewegung beseelende Geist aber ist der echt irische, der in seiner fantastischen, prahlerisch-illusionistischen, zugleich naiven und fast nihilistischen Art geradezu als natürliche Sammel- und Brennlinse der von Frankreich eingeführten syndikalistisch-umstürzlerischen Ideologien erscheint und nun diese nutzbar macht, um durch den Sturmlauf gegen die Kapitalmacht die sie deckende Regierungsmacht zu stürzen und auf solchem Umweg das letzte Ziel „Irland den Irländern!“ zu erreichen.

Freilich liegen die Dinge nicht so, als ob der englische Sozialismus sich kurzweg von den irischen Genossen das Leitseil um den Hals werfen ließe und blindlings deren Weisungen folgte. Wenn er so bereitwillig einen Kurs steuert, der den Parteiinteressen des Lagers mit dem St. Patrick-Feldzeichen entspricht, so liegt das daran, weil der Wind der eigenen Seelenstimmung sein Schiff in der gleichen Richtung vorantreibt.

Dem Durchschnittsbriten erscheint in seinem insularen Denken die Tragödie des Völkerringens jenseits des Kanals letzten Endes nach wie vor doch nur als „ein Krieg der Festländer“, die einander zerreißen, auf daß Albions Übermacht herrlicher denn je erstehe, und in den er regulierend nur insofern eingreift, als es darauf ankommt, ein John Bull genehmes europäisches Gleichgewicht herzustellen. Die Regierungspresse selbst hat alles getan, um ihn in dieser seiner Auffassung zu bestärken, indem sie, wie sich die Times jüngst ausdrückte, den Krieg als „eine bloße Unternehmung der Menschenfreundlichkeit“ hinstellte, als eine Ehrenpflicht, die wohl einen Haufen Geld (vorab den anderen Mitspielern) kosten

könne, aber weder das Wagnis einer nationalen Niederlage noch ein Risiko persönlicher Aufopferung und Vernichtung bedingen. Für ihn liegt also kein Grund vor, die Streitaxt der häuslichen Parteifehden zu begraben. Im Gegenteil! Man hat ihm goldene Berge des Wohlseins und Scharen gebratener Tauben versprochen, die ihm in den Mund fliegen würden, wenn erst der lästige Weltbewerber Deutschland zu Boden geschlagen wäre. Statt dessen sieht er, wie die Kosten dieses Kriegsgeschäfts an Gut und Blut ins Ungeheuerliche wachsen, wie die Preise für die notwendigsten Lebensmittel jählings steigen, wie das Schreckgespenst einer unerhörten Teuerung immer vernehmlicher an seine Tür klopft und das Versprechen vom „business as usual" sich als reine Schimäre erweist; die Urheber solchen Betrugs gilt es, zur Rechenschaft zu ziehen. Nun haben bei den Arbeitermassen, je mehr die klassische Schule des Trade-Uniomismus mit ihrer friedlichen Gesinnung und ihrem Prinzip der politischen Neutralität von der jungen draufgängerischen Garde der sozialistischen Partei verdrängt wurde, desto mehr die Lehren des Pariser Syndikalismus Eingang gefunden, aus denen aber in der Hand des materialistisch denkenden und profitgierigen John Bull etwas ganz anderes als im Ursprungsland wurde. Die blassen Theorien eines Sorel und Lagardelle vom sozialistischen Zukunftsstaat sind ihm nichts, wie überhaupt sein staatliches Denken, Verantwortlichkeits- und Pflichtbewußtsein — eine Erbschaft des Cobdenschen Individualismus mit seiner einseitigen Betonung der persönlichen Freiheits- und Nützlichkeitswerte — sehr schwach ausgebildet ist. Um so mehr hält er von den Anweisungen und Ideen des „irritation strike", des Cacannu, der Sabotage, des Generalstreiks: wie durch ständige Erpressung höherer Löhne bei ebenso stetiger Verminderung der Arbeitszeit und der Arbeitsleistung der Gewinn des Unternehmertums immer mehr heruntergedrückt werden soll, bis dieses schließlich durch „faule Arbeit" und unaufhörliche „Ausstandsreizung" aus seinem Besitz herausschikaniert ist. Zu solchem Schlag gegen den Kapitalismus scheint aber eben jetzt der denkbar günstige Augenblick gekommen zu sein, da die Kriegsindustrie unter Hochdruck arbeitet, andere Gewerbezweige darniederliegen, die Regierung mehr denn je darauf angewiesen ist, den Forderungen der Arbeiter nachzugeben und die ganze Nationalwirtschaft infolge ihrer Organisationsschwächen in krankhaftem Krisenzustand fiebert. Tatsächlich zeigt sich von Tag zu Tag deutlicher die Richtigkeit solcher Spekulation auf die Notlage der Arbeitgeber; überall werden hochprozentige Lohnerhöhungen und außerdem noch besondere Kriegszulagen als „War-Bonus" durchgedrückt, die allein bei den Eisenbahnern eine Mehrausgabe von fast 300 Millionen Mark verursachen, so daß es verständlich erscheint, wenn schon heute auf der Unternehmerseite die Kassandra-Warnrufe sich mehren, die Fortbewegung auf diesen Bahnen müsse in einer furchtbaren Katastrophe der gesamten wirtschaftlichen und politischen Ordnung ausmünden.

Was das wirkliche Ende des seltsamen Kampfes sein wird, darüber Prophezeiungen auszugeben, kann neunmal weisen politischen Auguren vorbehalten werden. Auf der einen Seite steht die geschichtliche Erfahrungstatsache fest, daß der Brite in der Stunde höchster Not an vaterländischer Opferwilligkeit keinem Bürger anderer Staaten etwas nachgibt. Auf der anderen Seite aber rächt sich

heute sichtlich die Verblendung' einer Regierung, die um der sogenannten Volkssouveränität willen aus dem Fundament der Staatsautorität Stein um Stein hat ausbrechen lassen; und an dieser aus Schwachheit und Kurzsichtigkeit geborenen politischen Todsünde wird sich sicherlich Shakespeares ernstes Mahnwort bewähren:

O Wahn, so bald empfangen!
Zur glücklichen Geburt gelangst du nie
Und bringst die Mütter um, die dich erzeugt.



Am Tor · Von Fritz Erdner

Heere schleichen, unabsehbar lange,
Schwarz von Blut die Brust und blaß die Wange.

Aus dem Meergrund, Rußlands weißen Feldern,
Von den Dünen, den Argonnenwäldern,

Schmerzverzerrt die Lippen, ohne Worte,
Nahn sie sich der düstren Bergespforte.

Knaben, halb im Kopf noch Kinderspiele,
Männer, hoch am Lebensgipfelziele.

Junge Feuersöhne, blüh'nde Gatten,
Rüst'ge Väter ziehn wie graue Schatten,

Mit der Faust die Waffe noch umkrampfend,
Ross' am Zügel, noch vom Schweiße dampfend.

Zu dem größern Heer sind sie entboten:
Führer ist der dunkle Fürst der Toten ...

Aber plötzlich durch des Tores Ritzen
Schießt den Zug hinab ein flammend Blitzen.

Um die Stirnen sprüht's, die wehen, fahlen,
Und die glanzdurchglühten Augen strahlen;

Und es straffen sich die müden Sehnen,
Und zum Schlachtenpsalm die Tritte dröhnen.

Und ein Wetterstürmen sprengt die Riegel,
Und ein Lichtmeer flutet durch die Flügel —

„Michael!" so jauchzt es; eh'rnen Schalles
„Deutschland!" braust es, „Deutschland über alles!"

Einer deutschen Zukunft Siegfanfaren
Schmettern Ewigkeiten in die Scharen:

„Heldenheer! Du starbest nicht vergebens! ...
Führer ist der lichte Fürst des Lebens!"





Im Fischerhafen von Ostende — Robert Haag

Windmühle in Flandern — Robert Haag



Keltische Greuel

Schon damals, als die Germanen und die Kelten Europa besiedelten, trennte sie, wie eine tiefe Kluft, die bis heute nicht überbrückt wurde, ihre Schöpfungssage: In der germanischen spielt die Hauptrolle das gute Prinzip, ein Lichtgott, in der keltischen das böse, ein Gott der Finsternis. Ihm, Swarthawn, wird die Entstehung der Welt zugeschrieben: „Aus dem Abgrund der Tiefe, aus der Stadt des Swarthawn, stieg sie empor, und viel Dunkles blieb an ihr haften.“ Von Swarthawn stammen auch die Menschen, „weshalb sie von Natur aus böse und sündhaft sind“.

Johannes Scherr sagt: „Als körperliche Merkmale werden den Kelten von den Alten im allgemeinen eine hohe, schlanke Gestalt und rötlichblonde Haare zugeschrieben; ein Zeugnis, welches diejenigen, denen Germanen und Kelten eine Nation sind, für sich anführen mögen, das aber wohl nur die unbestrittene Verwandtschaft beider Stämme, nicht aber ihre spätere Einheit beweist. Im übrigen galt den Griechen und Römern das Keltentum für den Inbegriff des Wilden, Wüsten. Leichtentzündliche, aber nicht nachhaltige Tapferkeit, barbarischer Mißbrauch des Sieges, Trägheit und Unstetheit, Unmäßigkeit im Trunke, Leichtsinn und Putzsucht, Wankelmut, blutdürstiger Aberglaube, endlich wüste geschlechtliche Ausschweifungen, das waren nach den Alten keltische Eigenschaften.“

In den Annalen des Tacitus, wo er von dem Angriff des römischen Generals Paulinius Suetonius auf die Insel Mona (Anglesia) erzählt, ist von keltischen Frauen die Rede, von Druidinnen, Priesterinnen: „Am Ufer stand die feindliche Schlachtordnung, dicht von Waffen und Männern. Dazwischen rannten Weiber gleich Furien umher, im Trauergewand, mit fliegenden Haaren, Fackeln schwingend. Rings die Druiden, die Priester, die Hände gegen den Himmel erhoben und gräßliche Verwünschungen ausstoßend.“

Wer denkt dabei nicht an die Suffragetten?

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Art des Gottesdienstes in Gallien und Britannien dieselbe war. Der Kult hatte etwas Urwalddüsteres und Finsterfeierliches, daher der Eindruck scheuvollen Grauens, den er auf die Griechen und die Römer machte: Lukian spricht von „den grausamen Altären“ des Taranus, des Donnergottes der Kelten, auf dem Menschen geopfert wurden. Lucanus schildert in dem epischen Gedicht „Pharsilia“ ein keltisches Heiligtum: „Unweit von Massilia (Marseille) befand sich ein heiliger Eichenhain, auf dessen Bäume seit dem Anfang der Welt kein Axtschlag fiel. So dicht waren ihre Wipfel, daß kein Sonnenstrahl sie zu durchdringen vermochte, es herrschte beständige Dunkelheit und Kühle.

Dieser Hain war der Feier schrecklicher Mysterien geweiht, man sah dort Altäre, auf welchen Menschen geopfert wurden, die Rinde der Bäume war von ihrem Blut gerötet. Nie

erschien ein Vogel oder ein anderes Tier, der Wind verstummte, und kein Blitzstrahl streifte je einen solchen Baum. Das Bild des Gottes, dem der Hain zu eigen, ist ein unförmlicher Stamm, mit fahlem Moos bewachsen. Staunen und Traurigkeit herrschen hier, und es geht die Sage, daß die Bäume zuweilen von selber erzittern, daß klagende und drohende Stimmen aus dem Boden heraufstönen, daß umgestürzte Bäume sich wieder erheben, daß der ganze Hain von Feuer erfüllt ist und große Schlangen sich an den Baumstämmen emporringeln. Ein einziger Priester geht mit Zittern hinein, fürchtend, der Gott könne ihm erscheinen."

Die Hauptrolle beim Kult spielte in Gallien wie in Britannien das Opfer. Über das gallische Opferwesen gibt Julius Cäsar ausführlichen Bericht: „Die ganze Nation ist ohne Ausnahme den religiösen Bräuchen sehr ergeben. Wer daher an einer schweren Krankheit leidet oder in Kriegsgefahr und andern Nöten sich befindet, opfert statt der Tiere Menschen; oder gelobt solche Opfer, deren Verrichtung die Druiden besorgen. Sie glauben nämlich, die unsterblichen Götter ließen sich nur dadurch befriedigen, daß für ein Menschenleben wieder ein Menschenleben dargebracht werde. Auch von Staats wegen huldigte man diesem Brauch: Bei einigen Stämmen verfertigte man ungeheure Götterbilder aus Weidengeflecht, füllte die Glieder derselben mit lebendigen Menschen und weihte die Unglücklichen dem Feuertod. Man glaubte, die Opferung von Menschen, welche sich des Diebstahls, des Straßenraubes oder sonst eines Verbrechens schuldig gemacht, sei den Göttern besonders angenehm, hatte man aber gerade keine solchen zur Hand, so traf auch Schuldlose dieses schreckliche Los."

In den Annalen des Tacitus findet sich folgende Stelle: „Mit dem Blute der Gefangenen die Altäre zu besprengen und aus menschlichen Eingeweiden den Willen der Götter zu erforschen, halten die Druiden für ihre heilige Pflicht."

Nach Aussage Strabos werden die zum Opfer Bestimmten durch Pfeile getötet. Strabo und Diodor bezeugen auch die Gegenwart der Druiden bei den Opfern, während einige französische und englische Schriftsteller behaupten wollen, der Greuel der Menschenopfer habe ohne Vorwissen der Druiden, ja ihrem reineren religiösen Gewissen zum Trotze stattgefunden.

Herodot berichtet im vierten Buche von nicht minder grausamen Bräuchen der (Kelto-) Skythen. Der skythischen Diana opferte man ebenso wie der keltischen Ceridwen auf „grausamen Altären".

Von keltischen Totenopfern, bei denen Menschen verbrannt wurden, weiß Julius Cäsar viel zu erzählen, und immer wieder verweist er auf frühere Zeiten, wo die Opferung aller Sklaven, Schützlinge, Freunde und Gespielen des Toten allgemein üblich war. Nach Julius Cäsar steht dieser Brauch mit dem Unsterblichkeitsglauben in Zusammenhang: die Seele erwartet im Jenseits nicht nur ihren diesseitigen Leib, sondern auch alle ihre sonstigen Besitztümer und alle Freunde und Genossen wiederzufinden.

Dem widerspricht der Glauben an eine Seelenwanderung, nicht nur durch menschliche, sondern auch durch tierische Leiber:

In der Weissagung des Gwen-chlans, eines bretonischen Barden aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert, wird gesagt, daß alle Menschen dreimal sterben müssen, also drei Zirkel des Daseins durchzumachen haben, bevor sie wirklich zur Ruhe gelangen.

Unter christlichen Einflüssen bildeten sich Vorstellungen von einer Läuterung der wandernden Seele nach dem Tode. Zwecks dieser Läuterung habe sie „Seen der Angst", „Täler des Blutes" zu durchschreiten.

Julie Adam



Französische und deutsche Kultur



Es war gut, daß einmal auch unsere eigenen Leistungen, bürgerliche wie militärische, uns zu einem Grade der Bewunderung nötigten, den wir sonst ausländischen Werten vorbehielten. Es war gut, daß das Fremde sich einmal in das Feindliche verwandelte und damit viele Rücksichten von uns fielen, von denen wir vordem unser Urteil beeinflussen ließen. „Paradox mag es ja klingen," wird in der „Frankf. Ztg." dargelegt, — „doch ist die Paradoxie nicht in den Worten, sondern in den Tatsachen, wenn wir sagen, daß der Krieg unsere Meinung über das Ausland in vielen Dingen unbefangener gemacht hat. Es geschieht uns da just das Gegenteil von dem, was wir an Franzosen und Engländern beobachten. Da diese sich um fremdes Denken und Tun nie ernstlich bekümmerten, so ist die Einschätzung, die das deutsche Volk jetzt von ihnen erfährt, lediglich aus der Gelegenheit geboren, die wahrlich wenig geeignet ist, vorurteilslose Bewertungen hervorzubringen. Anstatt daß wir, deren Gedankenwelt dem Ausländischen stets gastfreundlich war, durch die gegenwärtigen Umstände nur angeregt werden, unser Urteil von der Befangenheit des Wohlwollens freizumachen.

Vor allem gilt dies den Franzosen gegenüber, deren Rang in unserer Schätzung etwa an dem breiten Raum gemessen werden kann, der ihrer dramatischen Produktion auf der deutschen Bühne gewährt wurde. Und noch bezeichnender als die Zahl der bei uns zur Aufführung gelangenden Werke französischen Ursprungs war dabei ihre durchschnittliche Qualität, die über das mittlere Maß der einheimischen Erzeugnisse um nichts hinausging. Es genügte uns, daß sie französisch waren, um ihnen einen Anspruch an unsere Vorliebe zu vergönnen, der so wenig auf Gegenseitigkeit beruhte, daß die Aufführung eines deutschen Bühnenwerks noch immer zu den seltensten Ereignissen des französischen Theaterlebens gehörte. Nicht anders erging es uns mit der sonstigen literarischen Kundgebung des französischen Geistes und letzten Endes mit der französischen Kultur im allgemeinen, von der viele der Unsrigen eine ‚Ergänzung' des deutschen Geistes zu erhoffen erklärten, ohne freilich ganz klar zu sagen, welcher Art solche Ergänzungen wohl sein möchten. Wenn man etwa die ‚Leichtigkeit' des französischen Geistes im Sinne hatte und dabei nicht etwa an gewisse, in ihrem Einfluß auf die französische Kultur allerdings nicht zu unterschätzende Personen weiblichen Geschlechts dachte, die der französische Sprachgebrauch ‚leicht' nennt, so mußte man nichts von dem zähen, erdenschweren Fluß des französischen Bürgerlebens wissen, dem es gelungen ist, die Hauptstadt zu einer Kolonie kleinstädtischer Gemeinwesen zu machen, deren Einwohnerschaft durchaus in den Sitten und Ideen der Kleinstadt aufgeht. Eine Erkenntnis, die sich freilich dem nicht erschoß, dessen Pariser Erfahrungen sich auf den viel mehr kosmopolitischen als französischen Boulevard beschränkten. Wie es denn an vielen Orten, wo das ‚Pariser Leben' am üppigsten schäumt, ein häufiger Fall war, daß die Fremden sich gegenseitig ein Schauspiel gaben, das sich dann dem Gedächtnis eines jeden von ihnen als authentische Ausgeburt französischen Geistes einprägte. Die langen Listen von Beschlagnahmungen feindlicher Habe, die man jetzt in den Pariser Blättern findet, geben überraschende Aufklärungen über die Nationalität so mancher Tätigkeit, die man als Spezialität des französischen Erwerbsfleißes zu betrachten gewohnt war. Unsere Hoffnung auf das Gelingen der Bemühungen um die Emanzipation unserer Mode gründet sich nicht zuletzt auf der Annahme, daß der erfinderische Sinn deutscher oder österreichischer Kleiderkünstler auf heimischem Boden nicht minder gedeihen wird, als auf der Place Vendôme oder in der Rue de la Paix. Auch der französische ‚Elan' figurierte unter den Dingen, die zur Verbesserung des deutschen Temperaments verwendbar schienen, doch wird dieser Gedanke, angesichts der unvergleichlichen Schwungkraft unserer Industrie, Wissenschaft, Kunst schon reichlich problematisch, nach den durch den höchsten Grad des ‚Elans' gekennzeichneten Proben unserer militärischen und finanziellen Kriegführung kaum noch zu verteidigen sein, es sei denn, daß man darauf bestehe, Eulen nach Athen tragen zu wollen.



Aber ist nicht die vielberühmte ‚Klarheit des lateinischen Geistes' eine ‚Ergänzung', von der wir mit Recht hoffen durften, daß die Franzosen sie uns vermitteln würden? Die Sehnsucht wäre müßig, auch wenn sie berechtigt wäre, da sie unerfüllbar ist. Denn jene ‚Klarheit' ist aufs engste an die französische Sprache gebunden. Der wesentlichste Unterschied zwischen dieser und der deutschen Sprache kann im Bilde des ruhenden Gewässers im Gegensatz zum fließenden geschaut werden, oder, wenn man lieber will, im Bilde des Alters im Gegensatz zur Jugend. An der deutschen Sprache ist alles im Fluß. Sie ist die ewig Unfertige, ewig Junge, stets bereit, Neues in sich aufzunehmen. Selbst ihre Schwäche, die allzu große Geneigtheit, dem Fremden Gastfreundschaft zu gewähren, ist eine Verirrung der Jugend, der Unbefangenheit. Jeder Deutsche ist in gewissem Maße der Bildner seiner eigenen Sprache, die ihm gleichsam nur den Rohstoff des Gedankenausdrucks liefert. Und mag dadurch öfters die Eleganz zu Schaden kommen, so wird doch zugleich der Gedankenlosigkeit vorgebeugt, mit der dem Franzosen die Rede vom Munde fließt. Denn er bekommt seine Sprache fix und fertig in die Wiege gelegt, ein an allen Ecken vollendetes Kleinod, aber auch eine Fessel, von altersgrauen Akademien geschmiedet, die mit peinlicher Sorgfalt darüber wachen, daß nicht etwa ein neues Wort, eine neue Redewendung sich ohne ihre Erlaubnis einschmuggle, die oft erst nach jahrzehntelangen, von den Franzosen selber viel verspotteten, aber im Grunde doch mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachteten Beratungen gewährt wird. Und nicht das Wort allein, die ganze Ausdrucksweise wird von einem despotischen Sprachgebrauch vorgeschrieben, ein- für allemal festgelegt. Gebt zehn Franzosen auf, den gleichen Gedanken in Worte zu bringen, und kaum einer wird von den anderen im Ausdruck abweichen, der selbst im Munde des Ungebildetsten noch wie eine schlechte Nachahmung des Gebildetsten klingt. In Wahrheit ist es diese Uniformierung des Ausdrucks, was die Franzosen die ‚Klarheit' nennen, die sie der ‚Nebelhaftigkeit' der germanischen Sprachen und Gedanken gegenüberstellen. Was aus solcher ‚Klarheit' entsteht, ist aber nichts anderes als eine geistige Gebundenheit, deren einigende Wirkung — denn nichts ist so einig wie die Unfreiheit — das französische Volk bisweilen mit einer gewaltigen Stoßkraft ausgestattet, immer aber zu einer leichten Beute gewissenloser Führer gemacht hat. Nicht umsonst sind die Epochen der französischen Geschichte häufig durch gewisse Redensarten gekennzeichnet, die, von Mund zu Mund gehend, das Volk zu blinder Gefolgschaft fortrissen. Der erste Napoleon wußte wohl, was er tat, als er jene Stichworte prägte, von denen er selber sagte, daß sie ihm zuweilen eine Armee ersetzten. Die ganze Nation betete ihm die ‚Sonne von Austerlitz' nach, — bis sie furchbar unterging. Nicht minder wirksam erwies sich später die Phrase seines Neffen: ‚Das Kaiserreich ist der Friede', — bis das blutige Ende kam, die mißlungene ‚Rache für Sadowa', das gescheiterte ‚à Berlin', alles zauberhafte Formeln, die das französische Volk mit der jubelnden Verblendung, die jener geistigen Knechtschaft eigen ist, zum Abgrund eilen ließen.

Aber wenn schon wir die Segnungen der französischen ‚Klarheit' ablehnen müssen, bleibt nicht noch immer die Pflege der Freiheit, dieses höchsten Kulturprinzips, ein unleugbares Merkmal der französischen Kultur? Da wir nicht mit historischen Untersuchungen befaßt sind, sondern nur jüngstvergangene Zeiten im Auge haben, so müssen wir auch diese Frage verneinen, es sei denn, daß man den Begriff der Freiheit in seinem trivialsten Sinne verstehen will. Wer sich je durch das Bewußtsein bedrückt fühlte, über einen Minister oder Staatschef nicht straflos jede Unflätigkeit veröffentlichen zu dürfen, oder wer die strikte Anwendung des Schulzwangs als einen Eingriff in unveräußerliche Menschenrechte empfand, oder streng durchgeführte hygienische Vorschriften als eine unerträgliche Beschränkung seiner Selbstbestimmung, der mochte allerdings mit bewunderndem Neide auf Frankreich blicken. Was aber ist Freiheit, insoweit sie den Staat angeht? Doch wohl der Zustand, in dem der Bürger, von äußeren Hemmungen möglichst unbehindert, den Plan seines Daseins zu erfüllen vermag. Und wo liegt, unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, die wahre Freiheit, die tatsächliche Förderung des

Individuums: in der Möglichkeit, ungestraft einen Minister zu beschimpfen, oder in der, die Vorteile ausgezeichneter Verkehrseinrichtungen zu genießen? Die kleinen Pariser Angestellten, die gezwungen sind, ihre Familien in elenden Mansarden unterzubringen, weil die jämmerliche Organisation des Vorortverkehrs ihnen verbietet, in einiger Entfernung von der Hauptstadt zu wohnen, werden um die Antwort kaum verlegen sein. Die Freiheit kann nur eine inhaltlose Phrase sein, die vereinbar ist mit der Unordnung, Mutter der Willkür, an der die Einrichtungen des französischen Staatswesens kranken; mit der Tyrannei einer Bureaukratie von sprichwörtlicher Faulheit und Unwissenheit; mit einer Günstlingswirtschaft, die sich, wie die täglichen Andeutungen einiger Pariser Blätter erweisen, auch auf die Gefahren des Schlachtfeldes erstreckt; mit der notorischen Bestechlichkeit der Staatsmänner, mit der Anrüchigkeit der richterlichen Funktion, mit der Schreckensherrschaft der hauptstädtischen Revolverpresse.

Es ist eine Eigentümlichkeit des deutschen Kulturbegriffs, vielleicht der Kernpunkt seines Gegensatzes zum französischen, daß er die Beredsamkeit nur als Mittel zu dem Zweck der Ideenpropaganda gelten läßt, im übrigen aber den Kulturwert nicht als Klang, sondern als Tatsache schätzt, und ohne Zweifel gereicht uns das zum Nachteil in den Augen der vielen, die ihr Urteil mehr auf Worte als auf Werke einstellen. Wir sind nun einmal so, daß wir es für wesenlos, ja lächerlich halten, die Kundmachung der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf allen staatlichen Mauern mit dem Verbot gewisser leiblicher Verrichtungen zu paaren, wichtig und wesentlich dagegen, durch den Ausbau der sozialen Gesetzgebung und ihre praktische Anwendung einen tatsächlichen Anfang mit der Verwirklichung jener Kulturideale zu machen. Jeden Augenblick von neuem die Menschenrechte zu proklamieren, scheint uns ein geringeres Kulturbedürfnis, als eine gerechte Verteilung der Steuern, eine zuverlässige Verwaltung der Justiz, des Schulwesens, der öffentlichen Hygiene. Die mindeste Verkehrserleichterung dünkt uns kulturell bedeutungsvoller als die schönste Rede, und wir glauben, daß alle rhetorische Menschheitsbeglückung noch nicht den Kulturwert einer einzigen Lungenheilanstalt besitzt. Kurz, es ist der ganze Abstand zwischen Tat und Geschwätz, der unseren Kulturbegriff von dem französischen trennt.

Etwaige andere Unterschiede kenntlich zu machen, wäre wohl die Aufgabe der Kundgebung der ‚lateinischen Kultur' gewesen, die jüngst in der Sorbonne zu Paris veranstaltet wurde. Doch haben die mehr oder weniger namhaften Ausländer, die man zu diesem Zweck herangezogen hatte, sich leider damit begnügt, ihren Gastfreunden einige Schmeicheleien von erstaunlicher Banalität zu verabreichen, von denen nur diese Probe mitgeteilt sei: ‚Frankreich ist unsterblich, weil es kein vergänglicher Körper ist, sondern ein Geist, der Geist der Latinität, gemacht aus Poesie und harmonischer Wirklichkeit, aus Fortschritt und edlen Traditionen.' Also sprach Herr Blasco Ibañez, der sich in seinem Vaterland als Zutreiber südamerikanischer Auswanderungsagenturen einen Namen von zweifelhaftem Klange gemacht hat. Eine schöne Begegnung edler Geister hat ihn auf jener Veranstaltung mit Herrn Guglielmo Ferrero zusammengeführt, der in seiner Heimat durch die gleiche Art von Geschäften ebenso bekannt ist, wie durch seine historischen Phantasien, durch deren Erhebung zum authentischen Echo des italienischen Gedankens Paris sich in einen Widerspruch mit Rom begab, das Herrn Ferrero den heftig begehrten Lehrstuhl verweigerte."



Städtekunst der „Barbaren“

Vielleicht haben wir das Gerede über die deutschen „Barbaren“ seitens unserer Feinde, besonders der Franzosen, etwas zu wichtig genommen. Vielleicht aber haben wir es auch psychologisch nicht ganz verstanden. Deutsche Art und Kunst war immer in wesentlichen Teilen ein Gewächs so eigener Art, daß schon für Fremde ein guter Wille zu ernsthaftem Eindringen nötig war, um sie zu verstehen; und diese Ernsthaftigkeit haben aus fremden Völkern wohl immer nur einzelne aufgebracht. Wenn unter dem Einfluß der erbitterten Feindschaft (die besonders wieder aus dem Gefühl der deutschen Überlegenheit entsprang) unseren Feinden die eigene Kultur und Kunst ins Gigantische stieg und die deutsche ihnen ins Nichts versank, so kann man das vielleicht psychologisch verstehen; lächerlich bleibt es immerhin. Denn so lange Deutschland eine Geschichte hat, hat es ein starkes geistiges Leben, hat es Kultur und Kunst gehabt. Es bedarf das nicht einmal eines Beweises mehr. Aber ich möchte als ganz besonders überzeugend den deutschen Dombau, die deutsche Plastik in den Domen und in den Städten — ferner auf religiös-philosophischem Gebiete die deutsche Mystik anführen. Und schließlich möchte ich das Wohnen, das deutsche Wohnen dieser Barbaren anführen, die Städtekunst und Baukunst, die uns wie das deutsche Märchen aus „grauer Vorzeit“ überkommen ist und uns anmutet wie ein Volkslied, wie — nun, wie sichtbar gewordene deutsche Seele eben anmutet.

Allerdings sollen wir uns gestehen, daß manches davon lange Zeit nur „Eingeweihte“, Wenige, wußten. Was deutsche Plastik sei, welche Höhe, künstlerische Reinheit, Herbheit und Eigenart sie habe, das haben wir erst in den letzten Jahren durch Veröffentlichungen vor Augen gerückt bekommen.

Die Schönheit deutschen Wohnens wird uns nahe gebracht durch eine Publikation im Verlage R. Piper & Co. in München, nämlich in den drei Bänden „Die schöne deutsche Stadt“, 1. Band „Süddeutschland“, Band 2 „Mitteldeutschland“, Band 3 „Norddeutschland“.

In einem Feldpostbrief berichtete ein bekannter Journalist, der als Offizier im Felde steht, als besonderes Charakteristikum dies: daß ein französischer Gutspächter mit großem Viehbestand in seinen Stuben keine Öfen hat, sondern mit seiner Familie in der Küche wohnt; die Küche aber hat löcherigen Fußboden, durch die Löcher dringt der Geruch der Jauche vom Stall herein. Man gehe durch die Dörfer Nord-, Mittel- und Süddeutschlands, beim ärmsten Heuerling wird man eine solche „Kultur“ nicht finden. Aber das nur nebenbei; es ist jedenfalls nicht von ungefähr, daß die deutschen Städte- und Dorfbilder, wie wir sie aus den Veröffentlichungen kennen lernen, eine so besonders anheimelnde Schönheit haben, daß wir fühlen, in ihnen atmet die „deutsche Seele“ ebensogut wie in der deutschen Landschaft, wie im deutschen Lied.

Ganz gewiß ist es eine winklige, verborgene Schönheit, oft verschnörkelt, oft abseitig, oft eng umgrenzt, oft klein — und doch wiederum nicht nur das; oft in Bauwerken von gewaltiger Prägung, oft in Domen und Palästen sich stolz, reckenhaft erhebende Schönheit. Wie aber immer auch, wenn wir darüber zu einem guten Teil hinaus gewachsen sind (ich werde zum Schluß noch darüber sprechen), so hat das seine Gründe; und wir modernen Barbaren gehen unsern Weg, den Weg der neudeutschen Kultur und Kunst weiter. Aber das offenbaren solche Bilder und Bücher: was einst schon, vor uns, geleistet worden ist; und wir tun gut daran, es uns immer wieder zum Bewußtsein zu bringen. Ich will hier nicht die schon oft gehörte Klage wiederholen, daß wir viel zu sehr von fremder Art und Kunst vor der deutschen Kenntnis genommen haben; ich will nur sagen, daß, wenn wir nun uns mehr und mehr auf deutsche Kunst- und Kulturwerte besinnen, wir erkennen mögen, daß die deutsche Geschichte auch die Geschichte deutscher Kultur ist. Ganz gleich, ob die Fremden den guten Willen oder das ernsthafte Bemühen aufbringen, in die ebenso süße wie herbe Art deutscher Kunst einzudringen — wir haben die Pflicht, die eigenen deutschen Werte zu kennen.

Der erste Band der Städtebücher, Süddeutschland, ist herausgegeben von Julius Baum. Zwischen lesenswerten Abhandlungen bringt der Band eine Fülle (193 Nummern) von guten Abbildungen. Der Verfasser schreibt über die Entwicklung des Städtewesens in Süddeutschland, über süddeutsches Bürgertum, über natürlich gewachsene und „angelegte" Städte, Hügelstädte und ebene Städte, über Straßen und Plätze. Das Textliche ist hier, wie auch in den andern Bänden, vielleicht etwas zu weitgehend; vielleicht wäre größere Beschränkung gut gewesen; immerhin: man wird die Darlegungen gern lesen; auch wenn man nicht immer damit übereinstimmt. Und wenn man dann die Bilder auf sich wirken läßt, die Gesamtbilder, die Einzelbilder von Straßen, Plätzen, Brunnen, Stadtmauern, Brücken, Burgen, Rathäusern, Stadtsilhouetten an Flüssen und Bächen, überkommt es einen wohl wie Stolz und Freude und auch wie ein wehmütiges Gefühl; so wie bei einem Volkslied am Abend.

Gustav Wolf hat Mitteldeutschland herausgegeben; 160 Abbildungen mit einer Reihe Abhandlungen über Anlage der Städte, über den mittelalterlichen Gürtel, das Straßenbild, Straßennamen, Laubengänge, Terrassen, Uferstraßen und Brücken usw. Auch hier die meist stille, heimlich singende Schönheit der Städte, der Stadtmauern, die jetzt alt und bröcklig sind und oft überwachsen, der Brückenbögen, unter denen ein Bach hinfließt, der stillen Plätze mit den Brunnen; der Rathäuser und Kirchen.

Der Band Norddeutschland ist mir besonders lieb, denn ich bin Norddeutscher und kann da vieles sehr nachfühlen, vielleicht auch deshalb, weil es mit persönlich Erlebtem verschmilzt oder mit persönlichem Traum. Niederrheinstädte, deutsche Küstenstädte, aber auch Städte des Binnenlandes, der Ebene rühren in Kontur und Einzelbild ans Herz. Der Fachwerkbau ist (mit Ausnahme des Ostens) besonders fein in Norddeutschland ausgebildet. Entzückende Bauten in Hildesheim, Lüneburg, Osnabrück, Braunschweig usw. zeigen es. Schöne Kirchen erheben sich vor dem Ausblick enger Straßen oder an Plätzen, vor der Stadt sind schöne Alleen, und in den Küstenstädten rauscht mit ganz leisem Ton schon die See herein; in den Hafenbildern.

Als Ergänzung — sagen wir als willkommene — hat der Verlag dann noch „Die Tiroler Stadt" durch O. F. Luchner herausgegeben; der Band hat dieselbe Ausstattung wie „Die schöne deutsche Stadt", enthält 162 Abbildungen und lesenswerte Abhandlungen, aus denen man erkennt, daß auch Luchner sein „Thema" gut beherrscht. Wie sehr auch die ganz andere Landschaft schon ein anderes Städtebild bedingt, wie sehr auch bei der Anlage der Städte strategische Rücksichten und die alten Straßen mitgesprochen haben, wir erkennen auch hier in den Bildern deutsche Seele; wenn wir auch sehen, daß hier ein Übergang in ein anderes Kulturgebiet ist. Wir verstehen und lieben auch die Tiroler Stadt, und der Band gehört mit den andern zusammen ...

Die Verfasser sprechen es gelegentlich aus, daß es zu einem großen Teile versinkende Schönheit ist, die sie zeigen. Versinkende Schönheit — weshalb? Einmal wird die Schönheit und Besonderheit der Städte- und Dorfbilder, auch in einzelnen Teilen, bei Neuanlagen nicht genügend geschützt. Das ist bedauerlich. Wo sich überkommene Schönheit in Bauten usw. schützen läßt, sollte es unter allen Umständen geschehen. — Anderseits wollen wir nicht verkennen, daß nie eine Zeit nur und dauernd von überlieferten Werten und überlieferter Schönheit allein leben kann. Bei den Städten, der alten Wohnungskunst, den alten schönen öffentlichen Bauten liegt die Sache doch so, daß da und dort immer wieder die Zeit kommt, wo etwas verschwinden muß, weil es selbst als Ruine nicht mehr haltbar ist. Denn gerade Bauten sind, da ihr Material von der fast unpersönlichen Kraft der Jahrhunderte und Jahrtausende benagt wird, nicht für „die Ewigkeit" geschaffen. Darum müssen wir uns auch darauf besinnen, daß wir neudeutschen „Barbaren" auch selbst Schaffende und Bauende sein müssen.

Karl Röttger

Das zeitlich Umfassende dieses Kriegs

Der Philosoph Hegel definiert in seiner Naturphilosophie die Zeit als „das Sein, das, indem es ist, nicht ist, und indem es nicht ist, ist — das angeschaute Werden" und fährt dann nach diesem paradox klingenden Satz fort: „In der Zeit, sagt man, entsteht und vergeht alles. Aber nicht in der Zeit entsteht und vergeht alles, sondern die Zeit selbst ist dieses Werden, Entstehen und Vergehen — der alles gebärende und zerstörende Chronos."

Nach dieser Definition Hegels wäre also die Zeit als das angeschaute Werden der Dinge aufzufassen. Machen wir uns diese Auffassung von dem Begriff der Zeit zu eigen, dann wird uns auch das sofort einleuchten, was der Kriegsberichterstatter der „Österreichischen Rundschau" über den Umfang dieses Völkerkriegs nicht bloß im räumlichen, sondern auch im zeitlichen Sinn zu sagen weiß.

Daß dieser Krieg räumlich wohl alle bisherigen Kriege an Umfang weit übertrifft, darüber ist heute kein Wort mehr zu verlieren. Aber wieso denn auch im zeitlichen Sinn? Hierüber wird uns dort folgendes gesagt:

„Am merkwürdigsten erscheint der Umfang des Kriegs im Sinne des Zeitlichen. Damit ist nicht die Dauer nach Wochen und Monaten gemeint, sondern daß dieser Krieg sozusagen alle Erscheinungen aus der Geschichte der Menschheit umfaßt. Die Kriegsmittel gehen von den vollendetsten technischen Kunstwerken zurück bis zu den primitivsten Mitteln alter Zeiten. Die Taten der einzelnen Krieger tragen die Merkmale der Heldentaten aller früheren Epochen . ."

Was hier Robert Michel — so heißt dieser hochgebildete Berichterstatter — ausführt, bedeutet im Sinne Hegels ausgedrückt: der enorme Umfang dieses Kriegs im zeitlichen Sinn zeigt sich darin, daß er uns das Werden der verschiedenen menschlichen Kampfmittel und Kampfmethoden zur Anschauung bringt.

„Wenn man diesen Krieg als Augenzeuge miterlebt — schreibt Michel weiterhin —, wird einem das geschichtlich Umfassende so geläufig, daß man kaum überrascht wäre, wenn sich in die Kämpfe plötzlich eine historische Kriegsbegebenheit einfügen würde. Tauchte Alexander der Große an der Spitze seiner Streiter in der Kampffront zwischen zweien unserer Korps auf, und brauste ein Haufen geharnischter Ritter daher, es würde einen im Grunde nicht in Staunen versetzen; in so wunderbarer Weise ist in diesem Kriege alles Dagewesene zusammengefaßt . . ."

Das klingt zwar sehr phantastisch. Man darf aber nicht vergessen, daß ein solch mörderischer Krieg an die Nerven eines Berichterstatters die stärksten Anforderungen stellt und die Phantasie geradezu aufwühlen muß. Doch hören wir weiter:

„Am sinnfälligsten erscheint einem das zeitlich Umfassende dieses Krieges, wenn man in einem schnellen Fahrzeug von den rückwärtigsten Ausläufern der Armee vorwärtsfährt, bis in die kämpfende Front oder umgekehrt. Da sieht man vorne jenen modernen Kampf, der von fast völlig verborgenen Infanterietruppen geführt wird, die in Uniformen von solcher Farbe gekleidet sind, daß sie das Auge im Gelände auch beim Vorgehen nur schwer wahrnimmt, von einer Artillerie, die von gedeckten Stellen aus viele Kilometer weit treffsicher zu schießen vermag, von einer Kavallerie, die die Geschwindigkeit des Pferdes mit der Kampfweise der Infanterie zu vereinen weiß. Trotzdem sieht man in dieser vordersten Front Vorgänge, die man angesichts der modernen Kampfmittel für unmöglich gehalten hätte: Reiterei, die auf die lebendige Wucht dahinrasender Pferde vertrauend vorwärtsstürmt; Abteilungen, die mit blanker Waffe aufeinander losgehen; ja selbst den Kampf ohne Waffe kann man manchmal sehen, den Urkampf mit den bloßen Fäusten, mit krallenden Fingern und mit beißenden Zähnen . . ."

Es liegt im Wesen jedes Kampfes auf Leben und Tod, daß je näher die Kämpfenden aufeinander losrücken, desto mehr auch die Wut der Kämpfenden wachsen muß, die ihren

äußersten Höhegrad erreichen wird, wenn schließlich nur noch mit den vom menschlichen Körper selbst gelieferten Waffen gekämpft wird, mit den Zähnen, den Armen und den Fäusten. Diesem Kriege scheint es beschieden zu sein, solche Szenen der rohesten Kampfweise primitiver Menschenrassen, Szenen des „Urkampfs“ hervorzurufen, wie Michel sie nennt.

Ludw. Deinhard



Gibt es ein Leben nach dem Tode?

Um das in der Kriegszeit uns so stark vor die Seele getretene Geheimnis des Todes zu entschleiern, gibt es zwei Wege: den Weg der Vernunft und den Weg des Glaubens. In einem Vortrage vor dem Berliner Keplerbunde hatte Prof. Dr. Dennert nur den ersten zu gehen. Erfahrungstatsachen und deren Folgerungen bekunden die Unzerstörbarkeit der drei im Menschen miteinander verknüpften Wesensarten der Welt: des energetisch bedingten Stoffes, der instinktiv wirkenden Seele und des intuitiv erkennenden Geistes. Es ist aber eine Tatsache, daß der menschliche Geist neben seinen Fähigkeiten, die ihm in der Erziehungsschule dieses Erdenlebens dienen, auch einige Fähigkeiten besitzt, die in diesem Leben gar keine oder nur eine vorübergehende Rolle spielen. Eine für gewöhnlich im Leben nicht zur Betätigung kommende Fähigkeit des Geistes muß aber unbedingt in Zukunft noch einmal Gelegenheit zur freien und sinnvollen Betätigung erhalten. (Biologische Beobachtungen machen dies ebenfalls wahrscheinlich.) Da das Erdenleben die Möglichkeit zur Betätigung der erwähnten Fähigkeiten des Geistes nicht bietet, so folgt daraus, daß auf das Erdenleben noch eine andere Daseinsform folgen muß. Das ist allerdings nur ein Analogiebeweis. Aber einen schärferen kann auch niemand verlangen. Gottes- und Unsterblichkeitsbeweise können ja nicht den Charakter mathematischer Beweise haben — und dürfen es auch nicht. Denn wenn es ein Leben nach dem Tode gibt, so ist das Leben vorher eine Erziehungszeit zur freien sittlichen Persönlichkeit, die aber nur in freier sittlicher Tat wachsen kann. Es kann uns somit zur Gewißheit werden, daß der Tod die Erlösung des Geistes ist aus den Banden seiner bisher notwendigen Erziehungs- und Entwicklungsgrundlage. In der irdischen Geburt ist der Körper zur Selbständigkeit geboren, im irdischen Tod wird es der Geist. Geburtsstunden sind Schmerzensstunden, so auch, wenn der Geist sich vom Leibe losreißt. Geburtsstunden sind aber auch heilige Stunden. Heilig ist auch die Todesstunde, in der sich der Geist zu seinem wahren Wesen erhebt. Wir fürchten sie nicht, sondern nur den letzten Kampf des Körpers. Schmerzen bringt eine Auflösung des Geistes; aber die Befreiung des Geistes muß ein Augenblick höchster Beseeligung sein — und dafür sprechen ja in der Tat manche Anzeichen der Erfahrung.

Wie wird sich das Leben nach dem Tode aber gestalten? Wir können aus den uns bekannten Fähigkeiten des Geistes auf einige Grundlagen des körperlosen Geistes schließen. Wird der Geist z. B. in immerwährender Untätigkeit verharren, wie man ja sagt „Ruhe sanft“? Sprechen wir von einem Leben nach dem Tode, so müssen wir damit aber auch Ernst machen. Dieses Leben wird in freier Entwicklung und Wirksamkeit eben dieser Fähigkeiten des Geistes bestehen: das innere Schauen wird die Erkenntnisart des entkörperten Geistes sein. Was sich jetzt nur selten zeigt, wird dort normal sein. Dadurch ist auch die Persönlichkeit gewährleistet. Die Gedankenübertragung wird dort Verständigungsmittel sein. Nach alledem ist von einem Aufgehen in einem Allgeist nicht zu reden, sondern von einem persönlichen Fortbestehen, wozu der Mensch in dem Erdenleben des Geistes schon die Voraussetzungen empfangen hat. Wenn das Erdenleben nur zu oft unausgeglichene Gegensätze, abgerissene Entwicklungen aufweist, wer wollte denn nach dem Bisherigen die Möglichkeit

leugnen, daß einmal dort ein Ausgleich, eine Weiterentwicklung stattfinden könnte. Diesseits und jenseits — das darf nicht wörtlich aufgefaßt werden, denn es sind ja doch Sinnesbegriffe. Nicht von ewiger Zeit und unendlichem Raume kann man in Wirklichkeit sprechen, sondern von Zeitlosigkeit und Raumlosigkeit, von einer überhaupt andern Daseinsform.

Der gegangene Weg war der Weg der Vernunft; nun mag jeder selber entscheiden, ob er weiter auch den Weg des Glaubens gehen will. Schon der Weg der Vernunft kann manchem wenigstens etwas bringen. Die Opfer der Schlachtfelder sind nicht vergeblich, weder für das Vaterland, noch für die Krieger, noch für uns, die Betrübten. Wir werden einst mit ihnen vereint sein. Lassen wir uns antreiben, unser Dasein so zu gestalten, wie es das Leben zur Erziehungsschule zur sittlichen Persönlichkeit erfordert, die Materie in uns zu überwinden und uns in ein geistiges Dasein hineinzuleben, das schon hier in das Licht der Ewigkeit ragt....

Amerikanische „Intellektuelle“

Nicht schlecht kennzeichnet sie — und zwar durch ihre eigenen „Taten“ — O. E. Lessing, Professor für Deutsch an der Universität Urbana (Illinois) im „Literarischen Echo“: Wie sehr hat man in Nordamerika immer auf Gerechtigkeitsliebe und Anständigkeit gehalten! Wie sehr schlägt man nun dieser altamerikanischen Tugend ins Gesicht! Selbst unter den Besten, den geistigen Führern der Nation, gibt es Leute, die Deutschland nicht einmal so viel Rücksicht gönnen, wie ein von zehnfacher Übermacht angepackter Hund auf der Straße doch von seiten des ärgsten Gesindels immer genießt. Ganz zu schweigen davon, daß jetzt in der Gegenwart Millionen von Menschenleben geopfert werden: deutsches Blut gilt ja nichts! —, dem bedrängten Volk soll auch noch das genommen werden, was es in der Vergangenheit als sein eigen, als seinen teuersten Schatz liebte. Wie drüben die Belgier plötzlich Beethoven als Belgier, die Briten Kant als wenigstens Halb-Schotten für sich beanspruchen, so versucht man auch in Amerika dem deutschen Volk bisher unbestrittenen Besitz zu rauben. Den Reigen eröffnete der Expräsident von Harvard University, Dr. Elliot. Aus demselben Harvard, das in dem Germanischen Museum ein so großartiges Denkmal deutscher Kultur besitzt — u. a. mit vielen und reichen Geschenken des Kaisers —, ist der niederträchtigste und zugleich dümmste Angriff auf die deutsche Kultur ausgegangen, dessen sich Amerika zu schämen hat. Von Harvard aus hat Dr. Elliot jene schimpflichen Edikte in die Welt geschickt, die uns Amerikaner zum Waffenkampf gegen die deutschen Barbaren aufforderten und die gegen das angeblich im Panzer des Militarismus erstickte Deutsche Reich als Retter der menschlichen Kultur — Rußland verhimmelten. Bei dem altersschwachen Dr. Elliot läßt sich immerhin noch Senilität als mildernder Umstand anführen, bei Prof. Brander Matthews von Columbia University fällt jede Entschuldigung fort. Er hätte sich von seinen Kollegen Burgeß und Shepherd Rats erholen können, wenn er nicht selbst genügende Kenntnisse besaß. Aber für diesen „Professor der dramatischen Literatur“ (aller Völker!), wie sein anspruchsvoller Titel lautet, existiert weder ein Kleist noch Hebbel, und außer Heine hat die deutsche Literatur seit Goethe überhaupt nichts Nennenswertes hervorgebracht; die deutsche Kultur im allgemeinen bis in die Besonderheit der Schrift gilt ihm als ungeschlacht. So mußte sich denn der akademische Ignorant von einem Laien, dem Chikagoer Bankier Fritz v. Frantzius, in einer mit herzerquickender Deutlichkeit geschriebenen Broschüre an den Pranger stellen lassen: „Germans as Exponents of Culture“ (Chikago, Selbstverlag 1914 und 15).

Zu der deutschfeindlichen Neuyorker „Nation“ hat sich auch „The Dial“ gesellt: fast in jeder Nummer wird Deutschland verleumdet, seine Literatur verkleinert, nachdem der Herausgeber L. C. Moore selbst die deutsche Literatur seit Goethe, „abgesehen vielleicht von ein

paar Gedichten und Balladen", totgeschlagen hat. Daß Kant schottisches Blut in sich hatte, weiß Moore zwar nicht; aber das ist für ihn auch weiter gar nicht wichtig, denn die Größe Kants dünkt ihn illusorisch: habe der Philosoph ja doch selbst erklärt, daß ihm erst durch Hume ein Licht aufgegangen sei. Ich führe diesen Ausspruch eines verantwortlichen Kritikers an, um zu zeigen, wie die angelsächsische Logik auch außerhalb der Politik arbeitet: eine Halbwahrheit wird durch Unterdrückung der wesentlichen anderen Hälfte zur Lüge. Die ungeheuersten Leistungen der deutschen Wissenschaft werden durch Jongleurkünste ebenso weggezaubert wie die deutschen Erfolge auf den Schlachtfeldern.

Am schlimmsten von allen „Intellektuellen", wie man hier so gern sagt, hat sich aber Percy Mackaye gegen Deutschland ausgetobt. Und zwar in einer Reihe von Gedichten, die unter dem Titel „The Present Hour" erschienen sind. In einem an den englischen Dichter Watson gerichteten Sonett wütet er für „Europas alliierte Ehre" gegen den „Teutonischen Wolf der Tyrannei". In einem andern über „Amerikanische Neutralität" heißt es:

„Peace! do we cry? Peace is the godlike plan
We love and dedicate our children to;
Yet England's cause is ours: The rights of man,
Which little Belgium battles for anew,
Shall we recant? No! — Being American,
Our souls cannot keep neutral and keep true."

In einem dritten wird der Kaiser in einen Caligula verwandelt, in wieder einem anderen über „Kruppismus" teilt der „Kobold Kaiser" die Dividenden der Firma Krupp! Und endlich wird Bismarck als der böse Geist Deutschlands gebannt, damit die seligen Zeiten Beethovens, Heines, Mozarts, Leibnizens, Schillers und der Brüder Grimm wiederkehren dürfen — dies die Reihenfolge in dem Sonett „The real Germany". Dies „wirkliche" Deutschland ist charakteristisch. Die Herren Engländer kämpfen ja auch durchaus nur gegen das scheinbare Deutschland der Industrie, des Welthandels und der politischen Macht, um das wirkliche Deutschland der Märchenromantik und vormärzlichen Michelei zu befreien. Man sieht, die für Deutschlands Feinde so bequeme Trennung in zwei verschiedene Deutschlande ist nicht eine Spezialität Lord Haldanes, sie spukt auch in amerikanischen Köpfen, und zwar ist es vornehmlich ein Amerikaner deutscher Abstammung, der diese Spiegelfechterei auf dem Gewissen hat. Es ist Oswald Garrison Villard, der Besitzer der Neuyorker „Evening Post" und „Nation", der in einer ganzen Reihe von Aufsätzen zum Kampf gegen das moderne Deutschland auffordert und das romantische Deutschland lobt. Er ist nämlich der Sohn eines „Achtundvierzigers", der als Revolutionär auswanderte und, wie etwa Herwegh, nicht imstande war, den Fortschritten des neuen Reiches zu folgen. So taucht denn in der jetzigen Weltkrise als ein Beispiel eines seltsamen politisch-kulturellen Atavismus die Reichsverdrossenheit rückständiger Achtundvierziger wieder aus der Versenkung auf, um gegen das ganz ungekannte neue Deutschland falsches Zeugnis abzulegen. Villard hat seine Anachronismen in ein Buch gebracht: „Germany embattled".

Die gänzliche Unwissenheit so vieler „gebildeter" Amerikaner in bezug auf die Kunst und Literatur des neueren Deutschland rührt nicht ausschließlich von der aus England ererbten Selbstgenügsamkeit des Angelsachsen her. Sicher sind die Deutschen zum großen Teil selbst daran schuld, daß man ihre bedeutenden Talente im Ausland nicht wertet. Würde z. B. nur die Hälfte der geistigen Kraft und der materiellen Kosten, die deutsche Übersetzer, Kritiker und Verleger an das Ausland wenden, den eigenen Dichtern und Künstlern zuteil, so würde sich das Gesamtbild schon bedeutend ändern. Was für prächtige Gestalten hat Deutschland an Fontane und Raabe — Lebende sollen absichtlich hier nicht genannt werden. Aber die deutsche Kritik hat so gut wie nichts getan, dem Ausland den Wert dieser Männer

zu erschließen. Im Gegenteil: Russen, Franzosen, Engländer, Italiener, ja auch Amerikaner, wurden auf die unsinnigste Weise verherrlicht, übersetzt, in kostspieligen Ausgaben wieder und wieder vor das Publikum gebracht, so daß jene eigenen Edelgewächse im Schatten der Ausländer verkümmern. In Amerika kennt niemand Kleist; niemand kennt Wilhelm Busch. In Deutschland aber treibt man mit Edgar A. Poe und mit Mark Twain Götzendienst. Warum stößt die deutsche Kritik nicht laut ins Horn, um den Ruhm Fontanes, Raabes, Kleists, Buschs zu verkünden? Warum so bescheiden mit dem eigenen Gut? Wie soll die ausländische Kritik etwas von deutschen Dichtern erfahren, wenn die deutsche Kritik selbst immer nur die Fremde anstaunt? Das gilt auch von der Kunst. Wir mußten in amerikanischen Blättern lesen, daß Deutschlands „größte Autorität in Kunstsachen" (!), Meier-Gräfe, die deutsche Kunst sehr gering achte: dann muß es ja schlimm stehen! Dann darf der amerikanische Kritiker mit gutem Gewissen die Böcklin, Leibl, Feuerbach, Thoma, Uhde nicht kennen und sagen: der Militarismus hat drüben alle Kultur vernichtet. Für Amerika und England ist es eine Schande, daß es noch keine englische Gesamtübersetzung von Größen wie Kleist, Grillparzer, Hebbel, Keller, Storm, Raabe, Fontane gibt. Für Deutschland ist es ein Verbrechen am eigenen Fleisch und Blut, daß es in verblendeter Überschätzung alles Fremden auch die belanglosesten Tagesschriftsteller des Auslandes mit emsigster Geschäftigkeit übersetzt, liest, auf die Bühne bringt.

Die Blumen im Weltkriege und die Tomate Joffre

Auch in das friedliche Reich Floras, so wird der „Frankf. Ztg." geschrieben, hat der Krieg mit rauher Hand eingegriffen. Ich rede nicht von den tausend und Tausenden von zerstampften Gärten, blutgedüngten Beeten, vernichteten Kulturen. Nicht von den Gärten, über die der Krieg leibhaftig dahingefahren ist; sondern von jenen Gärten, die jetzt der Züchter und Liebhaber, die kommenden Blüten erwartend, betreut. Durch die blumenzüchtenden Kreise unserer Feinde geht eine große Erregung. Auch die Blumen sollen am Weltkrieg teilnehmen. Vor allem sollen die Blumen dem armen Belgien eine Revanche geben. Die „Revue Horticole" schlägt vor, die in ganz Mittelfrankreich wildwachsende Malvenart Abutilon megapoticum (im Volksmund die belgische Fahne genannt) als Modeblume einzuführen und ihr die weiteste ostentative Verbreitung in allen Gärten zu geben. Die Blume hat eine Traube von Glöckchen, deren Kelch lebhaft karminrot gefärbt ist. Aus der gelben Krone grüßen die schwärzlichen Staubfäden. Jeder an die endliche „Auferstehung" Belgiens glaubende Franzose, so predigt die kriegerische Gartenzucht, soll mit der Pflege dieser Malve seine optimistische Gesinnung bekunden. Im übrigen fühlt sich der Franzose im Obst- und Gemüsegarten, wo so vieles Gute und Schöne an die verhaßten Boches erinnert, sehr ungemütlich. Was soll er mit dem Bismarck-Apfel anfangen, mit der Rose „Kronprinzessin" und mit der Rose „Gruß an Aachen"? Das Organ der Rosenzüchter schlägt vor, daß die Rose „Gruß an Aachen" ihren Namen behalten soll, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß es den Franzosen vergönnt sei, siegend in Aachen einzuziehen, ehe diese Rose knospt. Gewiß werden eine Unzahl Rosen und Gartenblumen, die neu gezüchtet werden, Namen erhalten, die an den Weltkrieg erinnern. Einstweilen geht das Gemüse den Blumen voran. Einer der besten französischen Züchter, Herr Edmond Plateau, bringt eine neue Tomate auf den Markt, die den stolzen Namen Tomate Joffre trägt. (Sie ist die Kreuzung einer englischen Varietät mit einer von Edmond Plateau gezüchteten Art.) Diese neue Tomate zeichnet sich durch eine unerhörte

Fruchtbarkeit aus. Die Pflanze trägt 120 Früchte per Quadratfuß, und 15 Früchte gehen auf ein Kilo. Die Bezeichnung einer Tomate mit dem Namen des berühmten französischen Generals klingt allerdings wie ein vom Züchter nicht beabsichtigter Scherz. Die Tomatensuppe mit ihrer blutroten Farbe sieht gar schrecklich aus und ist doch nur von einer braven, aber harmlosen Tüchtigkeit. Und so hat sich denn auch Joffre als ein braver, tüchtiger Mann erwiesen, aber die Schrecken, die er verbreiten sollte, sind bis heute in seinem guten Willen stecken geblieben. So ist denn vielleicht die Tomate gar kein so übles Symbol für seine Größe.



Platos Prophezeiung

In der „Hilfe" wird der folgende Bericht Platos im „Timaeus" (S. 24 A—25 D) und „Kritias" (S. 110 C—121 C) vorgetragen:

„Es war einmal in Europa ein ansehnliches Volk, das auf gesegnetem Boden in fleißiger Arbeit ein wohlgeordnetes Gemeinwesen begründet hatte. Ackerbau und Gewerbe schufen wachsenden Wohlstand. Künste und Wissenschaften gediehen zu herrlichster Blüte. Die Lebensführung hielt die rechte Mitte zwischen Prunk und unedler Ärmlichkeit. Tüchtigkeit, Einsicht und Gerechtigkeit waren in schönem Bunde verknüpft. Die kraftvollen und waffengeübten Männer übertrafen an Tapferkeit alle anderen und wurden Führer und Beschützer schwächerer Stämme. Aber zufrieden mit den Erträgnissen ihres Landes und ihrer Tätigkeit begehrten sie nicht nach den Gütern der Fremden und lebten in Frieden und Freundschaft mit den Nachbarn.

Nun lag westlich von diesem Lande draußen im Meer eine Insel, auf der ebenfalls ein mächtiger Volksstamm wohnte. Sie hieß Atlantis und war fruchtbar und reich an Schätzen des Bodens, namentlich an Erz. Viele Güter strömten auch von außen herzu, denn die Insulaner gewannen vermöge ihrer Schiffsmacht bald die Herrschaft nicht nur über die Nachbarinseln, sondern weithin an den Küsten Afrikas bis nach Ägypten. So wurden sie unermeßlich reich, wie kein anderes Volk zuvor, und bauten hohe Tempel und prächtige Schlösser, zahlreiche Häfen und geräumige Schiffswerften. Solange sie nun Edelsinn und Tüchtigkeit höher achteten denn das viele Gold, waren sie glücklich und angesehen. Als es ihnen aber zu wohl wurde und die Schwächen der menschlichen Natur die Oberhand gewannen, da rissen Selbstsucht, Habgier und Eroberungsdrang ein. Dem schärfer Sehenden wurden sie jetzt verächtlich, weil sie das Schöne und Ehrenvolle um schnöden Geldgewinn preisgaben, den Toren aber schienen sie gerade damals auf der Höhe ihres Glanzes und Glückes zu stehen. Da beschloß Zeus, ihren Übermut zu strafen. In ihrer Verblendung ließen sie sich zu einem Heereszuge gegen jenes friedliche Volk des Festlandes hinreißen. Und nun bewährte sich der Unterschied zwischen wahrer und scheinbarer Tüchtigkeit. Denn das Ostvolk zeigte sich auch ohne Hilfe der anderen in der äußersten Bedrängnis so überlegen an Seelenstärke und in jeglicher Art von Kriegskunst, daß es über die Gegner den völligen Sieg gewann. So schützte es zugleich die noch nicht Unterworfenen vor der Knechtschaft und befreite die schon Geknechteten. Es war die größte und schönste Heldentat, welche dies Volk vollbracht hat. Die Insel Atlantis aber soll in einer furchtbaren Nacht mitsamt ihren Bewohnern ins Meer versunken sein."

Eine Sage aus längst vergangener Zeit nennt Plato diese Geschichte. Sah er nicht vielmehr in ferne Zukunft? Und wollte sich's und anderen vielleicht nicht gestehen?



Zu Defreggers achtzigstem Geburtstag

Es ist jetzt keine Zeit, Lebensgedenktage der Daheimgebliebenen zu feiern, erst recht nicht, wenn ihr Lebenswerk denkbar fern von alledem liegt, was uns der von uns allen ersehnten Entscheidung näherbringen kann. Und doch zeigt sich in der Art, wie die Presse Franz Defreggers achtzigsten Geburtstag begeht, der Einfluß unseres kriegerischen Erlebens für den Maler günstig.

Wenn man die in den letzten zwanzig Jahren erschienenen kunstgeschichtlichen Darstellungen einsieht, so wissen sie über Defregger wenig Günstiges zu sagen, oder es ist doch so vielfach eingeschränkt, so unfreudig oder herablassend, daß jeder merkt, die Leute vom Bau — genauer: vom kunstkritischen Anbau — mögen mit dem einst so gefeierten und doch auch heute noch vom größten Teil unseres Volkes geliebten Maler wenig zu tun haben. Eins ist ja zuzugeben: die rein malerischen Werte, so wie wir sie heute sehen, sind in Defreggers Bildern gering. Die Farbe ist kein Lebenselement dieser Werke, jedenfalls kein schöpferisches, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß der Künstler vor allem in den bis etwa 80 erschienenen Werken die Farbentöne innerhalb des Bildes sehr gut zu einem wohltuenden Ganzen zusammenzustimmen wußte, obgleich er an der objektiven Wahrheit der Erscheinung, z. B. der Tiroler Tracht, ebenso peinlich festhielt, wie etwa Anton von Werner an den Einzelheiten der militärischen Kleidung. Werner ist es aber nicht gelungen, die sich widersprechenden Einzelheiten dann zusammenzubringen. Daß Defregger dazu das Mittel des altmeisterlich braunen Gesamttones verwendete, ist ihm schließlich doch nur vom rein malerischen Standpunkte des Aufhellens der Bildtöne übel zu vermerken.

Aber, wie gesagt, im eigentlich Malerischen liegt Defreggers Stärke nicht. Man könnte sogar von vielen seiner Figuren behaupten, daß sie im Grunde plastisch empfunden seien. Defregger hat seine künstlerische Herkunft von der Holzschnitzerei, vor allem in seinen Männergestalten, nie ganz überwunden. Wenn man eines der sorgfältig herausgearbeiteten Knie seiner alten Männer mit der Art vergleicht, wie Leibl das macht, so hat man sofort den tiefeingreifenden Unterschied von Defreggers Fühlweise gegen die durchaus im Flächenhaften liegende des reinen Malers.

Aber so sehr das Wesen der Kunst auf die Dauer, auf das Ewige eingestellt ist, so wenig ist es unser Verhältnis zu ihr. Verschiedene Zeitalter brauchen von der Kunst verschiedenes. Das beeinflußt dann natürlich nicht nur das zeitgenössische Schaffen, sondern auch das Verhältnis zum bereits Geschaffenen und damit dessen Wertschätzung. Des heute achtzigjährigen Defreggers entscheidende künstlerische Entwicklungsjahre liegen über ein halbes Jahrhundert zurück, ein Zeitraum, der gerade in der Geschichte der bildenden Kunst von den tiefsten Umwälzungen erfüllt ist. Für Defregger kam der Gedanke des Malens um des Malens willen überhaupt gar nicht in Betracht. Die Malerei war ihm Ausdrucksmittel eines Geistigen, eines seelischen Erlebens. Das wird freilich von unserer allerneuesten Malerei, die unter der Flagge des Expressionismus segelt, auch wieder in Anspruch genommen, aber es ist doch sehr bezeichnend, daß alle diese neueren Richtungen durch Formgesetze das Geistige meistern zu können glauben, daß ihnen die Form also gewissermaßen das erste ist, während sie doch bloß eine Folge sein dürfte.

Auch von diesen Problemen hat Defregger zeitlebens nichts gefühlt; er gehört zu den Leuten, die die Welt, die *ihre* Welt getreu so wiedergeben, wie sie sie sahen. Ihr Wert beruht darin, daß sie *ihre* Welt gestalten und hängt also davon ab, mit welchem geistigen und seelischen Gehalt sie das von ihnen erkorene Gebiet zu erfüllen, genauer, wie stark sie den von ihnen bevorzugten Lebensausschnitt selber zu erleben vermochten. Persönlichkeit ist und bleibt alles. Und das, worin der Krieg für die Wertschätzung Defreggers bereits eine Änderung gegen die vorangehenden Jahre herbeigeführt hat, liegt in der Schätzung dieses Persönlichkeitsgehaltes seiner Auffassung vom Volke.

Die genaue Kenntnis des Tiroler Bauerntums hat man Franz Defregger niemals abgestritten; dem hätte ja schon seine Herkunft aus diesem Bauerntum selber widersprochen. Er ist am 30. April 1835 zu Dölsach im Pustertal geboren, ist als Bauernbub aufgewachsen, in jungen Jahren auf dem Hof des früh verstorbenen Vaters selbständiger Herr geworden, und wenn er auch dann Mitte der Zwanziger Haus und Hof verkauft hat, um sich der Kunst hinzugeben, so ist er doch mit allen Fasern seines Seins bis auf den heutigen Tag der Tiroler Heimat verbunden geblieben. Sein Wohnsitz München ist dafür kein Hindernis. So sehr die bayerische Hauptstadt in die Breite gegangen ist, ihr enges Verwachsensein mit dem oberbayerischen Volke hat sie für die Einheimischen nicht eingebüßt. Und doch haben viele Beurteiler Defregger neben Knaus gestellt, von dem ihn innerlich eine ganze Welt scheidet, just eben das Verhältnis zum Gegenstand. Es ist nicht wahr, daß Defregger herabschaut als der Gebildete auf die von ihm mit Witz oder Wohlwollen dargestellte Bauernwelt. Er blickt zu ihr hinauf. Darin liegt seine Größe. Denn nicht wahr, wir wollen den Künstler nach seinem guten Schaffen werten. Ein Mann, der über ein halbes Jahrhundert lang malt und eigentlich vom ersten Tag ab sein Darstellungsgebiet gefunden hat, der schließlich von dieser Malerei auch leben will, ist nicht nur Künstler im höchsten Sinne, sondern auch Kunsthandwerker, Bilderhersteller. Die ihn so hochmütig beurteilenden Kunstschriftsteller, selbst wenn sie „Professoren" sind, veröffentlichen ja auch nicht bloß die in langjähriger Arbeit und tiefdringendem Studium gewonnenen, bis ins letzte verdichteten Ergebnisse ihres Fleißes. Auch bei ihnen findet sich, ich will nicht sagen die geniale, aber doch die vollwertige Zeile immer erst wieder nach langen Seiten einer allenfalls tüchtigen Arbeitsleistung. Woher schöpfen sie also das Recht zu diesem hochmütigen Abkanzeln eines Künstlers, der sein handwerkliches Können anständig benutzt, um im Laufe der Jahre hundert und mehr anmutiger Mädchenköpfe hinzustellen, wo er das künstlerisch Höchste, das für sein Wesen Notwendige, vielleicht mit einem einzigen derselben erfüllt hätte. Der Kunstkritiker mag sich diese Köpfe übergesehen haben; sie sind ja schließlich auch vom Künstler nicht für die Kunstkritik gemalt, sondern für jene „Liebhaber", die sich ein einzelnes Exemplar in ihre Stube hängen. Ich glaube nicht, daß diese Leute sich diese Köpfe übergesehen haben, sondern kann mir wohl denken, daß sie alltäglich sich von den munteren Augen in dem gesunden Gesichtchen dieser Vroni oder Leni freudig angemutet fühlen. Wir reden so viel von „Kunst und Leben", und gerade die Kunstkritiker sind die allerersten, die das einzelne Kunstwerk nicht in seinem Lebensberuf sich vorstellen, sondern innerhalb ihrer Welt, in der die Kunstausstellung, der Kunstsalon oder auch das Museum einen ungesund, weil unnatürlich breiten Raum einnimmt.

Wer so mit der Liebe zur Heimat und ihrem Volk im Herzen, der inneren Stimme seines Berufes folgend, in die Fremde zieht, bekommt zur Heimat ein ganz eigenartiges Verhältnis. Er sieht sie, im Laufe der Zeit immer mehr, gewissermaßen dauernd am Sonntag. Es vollzieht sich so eine Verklärung, die grundverschieden ist von jener, der der geborene Städter so leicht anheimfällt. Darum war Defregger durchaus berechtigt, das Salontirolertum zu verspotten, und es ist schief gefühlt, wenn u. a. Gurlitt meint, Defreggers eigene Gestalten seien von diesem Salontirolertum nicht frei. Defreggers Buben und Dirndl mögen noch so sonntäglich gekleidet und gestimmt sein, sie sind eben doch echt. Jeder Bauer und erst recht das Bauernmädchen fühlt tausendmal mehr als die Städter den Sonn- und Festtag als den Höhepunkt seines Lebens. Darum ist der Bauer instinktiv feindlich gesinnt aller naturalistischen Darstellung seines Lebens in der Kunst, und Gotthelf wußte sehr gut, warum er in seinen Schriften so viel Lehrhaftes einstreute. Dem Bauer sind diese „höheren" Stellen in Gotthelfs Schriften das Wertvollste, und wer es erlebt, wie die Bauern der Schweiz etwa zu ihren Festspielen hinziehen und hier gerade das Gehobene ihres Wesens, den Ausnahmezustand als das ihnen Ureigenste empfinden, der weiß auch, warum Defreggers Kunst seinen eigenen Landsleuten so lieb ist: sie sehen in ihr das, was sie selber ersehnen. Daß es Defregger ge-



lungen ist, ihnen diese Erhöhung ihres Lebens nicht nur im genrehaften Ausschnitt, sondern auch in seinen größten geschichtlichen Augenblicken zu geben, vor allem, wie er ihnen den Nationalhelden Andreas Hofer gestaltet hat, das macht ihn zu einem großen Volkskünstler. Und ich glaube, wenn jetzt sogar die städtische Kunstschreiberei den Achtzigjährigen freundlicher behandelt, als man es vor einem Jahre erwarten durfte, so liegt es daran, daß uns das Erlebnis dieses Krieges wieder einmal die sonntägliche Seele unseres Volkes offenbart hat.

Die Tiroler haben noch ihren Egger-Lienz; er ist als Sohn einer anderen Zeit vor sein Volk hingetreten und hat aus dieser heraus aus den Menschen seines Landes, aus ihrem geschichtlichen Handeln die Stoffe seiner Bilder gewonnen, von denen einzelne inhaltlich denen Defreggers begegnen. Die beiden Künstler scheinen so weit voneinander, und doch glaube ich, wenn sie sich in der Heimat begegnen, reichen sie sich verbrüdert die Hand; sie spüren ihre Zusammengehörigkeit, ihre innere Verwandtschaft, wie der Sohn ja auch zu Vater und Großvater gehört, trotzdem er die Welt meistens mit anderen Augen ansieht und so grundverschieden empfindet, daß der Meinungsstreit zwischen ihnen zum täglichen Brot ihres Familienlebens gehört.

Defregger ist eine beneidenswert leichtblütige Natur, so daß er die düsteren Seiten im Leben seines Volkes nicht gesehen hat. Wollen wir ihn darob schelten? Wollen wir es im rein künstlerischen Leben ihm als Schuld aufbuchen, wenn der große äußere Erfolg seiner Bilder hundert üble Nachreder auf seinen Weg gelockt hat? Mag sein, daß auch für Tirol eine Zeit kommt, in der Defreggers Bilder historisch sein werden — ich glaube übrigens, es hat gute Tage bis dahin —, sie werden dann von ihrer Wahrheit nichts eingebüßt haben. Dieses Wahrhaftigsein aber bleibt auch beim Künstler das Höchste. K. St.



Kriegsliteratur

1. Geschichtliches.

Man wagt es kaum, den Plan zu einer systematischen Besprechung der Kriegsliteratur zu fassen, so unheimlich mehren sich die Stöße des durch die Ereignisse der letzten Monate hervorgerufenen Schrifttums, das im Umfang vom wenige Seiten fassenden Heftchen bis zum dicken Wälzer, im Format vom Folioband bis zum Taschenkalender in buntester und willkürlichster Mannigfaltigkeit auf die deutsche Leserwelt hereinprasselt. Ein ähnliches Mitteilungsbedürfnis, wie es sich in der Unzahl der Gedichte und Kompositionen bekundet hat, hat leider auch die Berufsschriftstellerei ergriffen; ja, die schon immer viel zu dicht gescharten Reihen der deutschen Schriftstellerarmee sind durch ganz ungeahnte Reserven auf eine Kriegsstärke gebracht worden, deren papiernem Geschützfeuer auch die geduldigste Leserwelt nicht standzuhalten vermöchte.

Ich fürchte, die Wirkung dieses Übermaßes wird ein allgemeines Mißtrauen gegen alle Kriegsliteratur sein. Und wie das Mitteilungsbedürfnis der unvergleichlichen geistigen Erregung dieses Krieges eine Fülle von Bekenntnissen und Meinungen in die breiteste Öffentlichkeit getragen hat, die nur für sehr engbegrenzte Kreise Wert haben können, so wird umgekehrt der bevorstehende natürliche Rückschlag eine große Zahl wertvoller Schriften wieder verschlingen, ohne daß ihnen die verdiente Wirkung beschieden sein wird. Wir können auch hier nichts anderes tun, als dem in langjähriger kritischer Tätigkeit erworbenen Instinkte folgend, aus den gehäuften Stößen das Vertrauenerweckende herauszugreifen.

Unserer deutschen Art entspricht es, möglichst schnell zu einer mehr geschichtlichen Einstellung zu den jetzigen Ereignissen zu gelangen, die uns erlaubt, die Geschehnisse des Tages



in größere Zusammenhänge zu bringen und höheren Gesichtspunkten unterzuordnen. Da wir in weitesten Kreisen dem Fehler verfallen sind, uns um ausländische Politik wenig zu kümmern, wofür auch der im Verhältnis geringe Umfang der vor dem Kriege vorhandenen Literatur ein Beweis ist, haben wir hier besonders viel nachzuholen. Dazu ist ein wirklich gutes Hilfsmittel: „Die geheime Vorgeschichte des Weltkrieges. Auf Grund urkundlichen Stoffes übersichtlich dargestellt von Dr. Hans F. Helmolt." (Leipzig, Verlag K. F. Koehler. 3 M.)

Der wohlbewährte Historiker entrollt hier in sachlichster Form die Geschichte der auswärtigen Politik seit der sogenannten Krüger-Depesche, die ja gewissermaßen das persönliche Siegel unseres Kaisers auf die am 31. Dezember 1895 von uns den Engländern aufgezwungene Mißbilligung von Jamesons Einfall in den Burenstaat gewesen ist. Ganz ausgezeichnet ist dann „Deutschlands Einkreisung durch König Eduard und seine Helfer" dargestellt. Und nun ziehen vor unsern Augen alle jene Ereignisse der Auslandspolitik der letzten Jahrzehnte vorüber, die dem leider so wenig zahlreichen, politisch geschulten Teil unseres Volkes die Überzeugung aufzwangen, daß wir einem großen europäischen Kriege entgegengingen, in dem unser Vaterland sich vor einer so schweren Aufgabe sehen würde, wie sie noch niemals in der Weltgeschichte ein Volk zu bestehen hatte.

Die Darstellung wird immer eingehender für das Jahr 1914, und es ist sehr dankenswert, wie hier die diplomatischen Vorgänge vom 20. Juli bis 5. August tageweise geordnet sind. Dem sehr fleißig und bei aller Raschheit doch gewissenhaft gearbeiteten Buche sind sechzehn Bildnisse beigegeben. Der Physiologe wird an den Gesichtern unserer Feinde seine besonderen Studien machen. Noch spricht das Schwert, und gerade deshalb sind wir zuversichtlich. Aber darüber darf keiner die Lehre vergessen, die uns dieser Krieg in so furchtbarer Weise erteilt hat, wieviel von uns in der Auslandspolitik, wie wir zusammenfassend das ganze Gebiet nennen können, versäumt worden ist. Helmolts Buch ist über den Krieg hinaus eine gute Grundlage, auf der sich eine bessere Beurteilung der Absichten der anderen Völker und damit eine bessere Vorbereitung unserer selbst aufbauen läßt.

Ein ganzes Buch hat der Vorgeschichte des Krieges auch gewidmet der Tübinger Historiker J. Haller: „Der Ursprung des Weltkrieges" (Tübingen, Kloeres. 1 M.) Mit Recht sagt der Verfasser von den Ereignissen und der Verteilung der Kräfte, wie sie sich beim plötzlichen Beginn dieses Krieges darboten: „Wenn ein Geschichtschreiber nach tausend Jahren von diesen Dingen nichts weiter wüßte, als das nackte Gerippe der Tatsachen, er wäre zu dem Urteil berechtigt, die Völker Europas seien im Jahre 1914 von teilweisem oder völligem Irrsinn befallen gewesen. Wir wissen, daß dieses Urteil nicht zuträfe; daß der Weltkrieg längst vor der Türe stand, seit Jahren gewollt, geplant, vorbereitet, und daß er sicher gekommen wäre, wenn nicht jetzt, dann spätestens in zwei, drei Jahren; und daß die Ermordung des österreichischen Thronfolgers nur der Anlaß, nicht die Ursache, nur der Schlag war, der die längst gelegte Mine zur Entladung brachte." Um uns dieses Wissen zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, setzt der Verfasser mit den hierhergehörigen geschichtlichen Ereignissen beim Jahre 1871 ein und führt sie in eindringlicher, weitschauender und umfassender Weise aus.

Schon durch den Titel stellt sich ganz historisch ein das Buch von Julius v. Pflugk-Harttung: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Ereignisse und Stimmungsbilder 1914." (Berlin, Ernst Siegfr. Mittler & Sohn. Geb. 3 M.) Auch hier bringt der erste Teil eine allerdings nur sehr gedrängte Darstellung über die Ursachen und das Wesen des Weltkrieges. Dann folgen drei Abschnitte „Daheim", „Der belgische Feldzug", „Der Feldzug gegen Frankreich und England". Dieser letztere zerfällt in die beiden Unterteile: „Der Bewegungskrieg" und „Der Stellungskrieg". Um die Übersicht zu erreichen und andererseits doch auch den Schwierigkeiten zu begegnen, die in dem immerhin ungenügenden und einseitigen Material liegen, hat der Verfasser für die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen einen Mittelweg eingeschlagen, indem er kurze, zusammenfassende Überblicke gibt, denen dann Äußerungen von

Feldzugsteilnehmern und Kriegsberichterstattern beigefügt werden. Bei der Ausdehnung des heutigen Krieges ist es ja selbstverständlich, daß auch die lebhaftest erfaßte und bestgesehene Einzelbeobachtung nur einen sehr bedingten Wert für die Beurteilung des Ganzen hat. In der Form, wie es der Verfasser dieses Buches tut, daß er also in einen festen historischen Rahmen diese Einzelbilder einspannt, wirken sie aber ungemein belebend und anschaulich.

Durchaus objektive Chronik, eine Sammlung amtlicher oder sonst vollkommen beglaubigter tatsächlicher Nachrichten in Dokumenten und Kundgebungen von unbestrittener sachlicher oder persönlicher Bedeutung, ist die „Chronik des Deutschen Krieges“, die von der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung Oscar Beck in München herausgegeben wird, und von der der erste bis Mitte November 1914 reichende Band vorliegt (geb. M 2.80). Wenn man sich an die nüchterne Tonart der meisten Generalstabsberichte und an die natürliche Zurückhaltung aller amtlichen Veröffentlichungen in dieser Zeit erinnert, glaubt man gar nicht, wie lebhaft eine Zusammenstellung aller dieser Zeugnisse wirkt. Ich glaube, auch wenn die Zeit für wirklich tiefer eindringende geschichtlich zusammenfassende Darstellungen gekommen sein wird, wird noch jeder Deutsche gern diese vom Tag für den Tag hervorgebrachten Mitteilungen lesen. Dazu wird diese sorgfältig redigierte und gediegen ausgestattete Sammlung im besten Maße dienen.

Bekanntlich hat aber auch unsere Heeresleitung die Berechtigung des Bedürfnisses weiter Volkskreise nach zusammenfassenderen Überblicken anerkannt und hat jetzt schon wiederholt Berichte veröffentlicht, denen man anmerkt, daß sie nicht nur auf genauester Kenntnis der Wahrheit fußen, sondern diese auch sagen wollen. Diese „Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier“ sind allen Zeitungen zugegangen und ein jeder von uns hat sie sich wohl auch beiseite gelegt. Aber das einzelne Zeitungsblatt bleibt als Sammelgegenstand nicht nur unschön, sondern auch unzuverlässig. So war es ein guter Gedanke der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, diese Kriegsberichte in Heften zu sammeln, von denen bis jetzt drei erschienen sind, je 25 ₰, denen auch die Karten beigegeben sind, die das Hauptquartier auch jedesmal mitveröffentlicht hat. Gerade diese zusammenfassenden Darstellungen wird man als wertvolle Zeitdokumente in seine Bücherei einstellen wollen.

Hier schließen sich nun die Versuche einzelner an, aus dem durch die eigene Teilnahme gewonnenen Material oder aus den Berichten ein Bild der bisherigen Kriegsereignisse zu geben. Mit militärischer Sachlichkeit, knapp, übersichtlich und mit guten Karten unterstützt, schildert so Oberstleutnant W. v. Bremen „Die Kriegsereignisse in West und Ost bis Dezember 1914“ (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 80 ₰). — Auf das außerordentlich ananschauliche, von prachtvoller Mannesstimmung erfüllte Buch A. Fendrichs „Gegen Frankreich und Albion“ (Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. M 1.80) ist an dieser Stelle durch Abdruck einiger Abschnitte schon empfehlend hingewiesen worden. Es ist Fendrich ganz ausgezeichnet gelungen, die im kleinen Ausschnitt gewonnene Anschauung zum Miterleben des im ganzen weiten Kreise Geschehenen auszudehnen und so die Lebhaftigkeit des Eigenerlebnisses mit der überlegenen Sachlichkeit einer ruhigen Anschauung zu vereinigen.

Weit weniger ist das der Fall in dem Buche „Mit den Feldgrauen nach Belgien“ von Oberleutnant Wilhelm v. Trotha (Leipzig, Hesse & Becker. M 1.50). Hier sind die Kriegserlebnisse und Schilderungen der einzelnen nicht durch eine starke schriftstellerische Persönlichkeit zusammengefaßt, so daß das Ganze etwas bunt wirkt. Freilich, gepackt wird man ja jetzt in dieser Stunde von jeder erlebten Darstellung, und gerade die Entsetzlichkeiten des belgischen Franktireurkrieges müssen jedem Deutschen die Zornröte ins Gesicht treiben. Sicher hat die Weltgeschichte eine so gemeine Art der Verteidigung noch nicht kennengelernt, wie sie hier die Belgier angewandt haben. Denn um den Ruhm, der in dieser wilden Selbstaufopferung für das Vaterland liegt, haben sie sich für immer gebracht; einmal durch die unnötige Grausamkeit, die sie gegen Wehrlose verübten, vor allem aber durch ihr nachheriges heuchlerisches Gewinsel vor der Welt. Da hat ihnen der Tiroler Egger-Lienz gehörig heimgeleuchtet, als

dieser belgische „Freiheitskampf" dem eines Andreas Hofer verglichen werden sollte. Nicht nur, daß die Kultur dieser Deutschkämpfer vor hundert Jahren sich unendlich höher erwies, als die jetzige der Belgier, daß jene Bauern, wo sie nur konnten, als offene Kämpfer dem Feind entgegentraten, sie haben vor allem auch mutig und gefaßt die Folgen ihrer Handlungen getragen, auch wo diese Folgen weit über das Staatsrechtliche hinausgingen.

Wie dieses Buch von Trotha, ist auch Heinrich Binders „Mit dem Hauptquartier nach Westen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Geh. 3 M, geb. 4 M) mit vielen Bildern geschmückt. Der Verfasser ist ein bekannter Kriegsberichterstatter, der hier im Buche die Gelegenheit wahrnimmt, die Einzeldarstellungen, die er als Berichterstatter geben konnte, zu einem Gesamtbilde abzurunden. Das Buch liest sich gut; der Verfasser versteht es, auch unscheinbare Einzelzüge so hinzustellen, daß sie für die Erkenntnis des Ganzen wertvoll werden.

Einen kleinen Ausschnitt nur aus dem riesigen Geschehen schildert Wilhelm Miesner in seinem Büchlein „Am Feinde. Der Augustfeldzug in Ostpreußen." (Heilbronn, Eugen Salzer. 1 M.) Hier ist ganz und allein das persönliche Erlebnis künstlerisch geschaut und gestaltet. Das Büchlein gehört in der Hinsicht zum Wertvollsten, was die Kriegsliteratur bis jetzt hervorgebracht hat, gerade weil es das Schwergewicht auf das Lyrische, auf das innere Erlebnis des gewaltigen Geschehens legt. Die Sinne des einzelnen vermögen in diesem Kriege nur winzige Teilerscheinungen zu erhaschen, sein Herz aber vermag, ihn in der ganzen Größe zu erleben. Dieses starke Erleben des einzelnen teilt sich dem Leser mit. Darauf beruht auch die packende Wirkung, die von manchen Feldpostbriefen ausgeht und der Wert, den diese hundertfältigen Äußerungen einzelner, so sehr sie sich hinsichtlich des tatsächlichen Inhalts widersprechen mögen, auch als Dokumente der Zeit und ihrer Geschehnisse zu beanspruchen haben. So ist es durchaus berechtigt, wenn der Geh. Regierungsrat Pütter und der Arzt Dr. Kaminer von der Königl. Charité in Berlin die dreißig Berichte, die sie von Verwundeten der Königl. Charité sich haben geben lassen, als „Kriegsdokumente" bezeichnen. (Leipzig, Georg Thieme. 1 M.) Es zeigt sich auch hier überall, wie sehr in diesem Kriege der Massen gegeneinander das Erlebnis des einzelnen dem Abenteuertum der ursprünglichsten Kriegführung gleichen kann, wie sehr auch hier der einzelne auf sein persönliches Geschick, seine List angewiesen ist und zur höchsten Betätigung seiner individuellen Fähigkeiten hundertfältig Gelegenheit hat. Das bezeugen ja auch die Hunderte von Feldpostbriefen, die allerdings gleichzeitig ein unvergleichliches Material für die Erkenntnis der deutschen Mannesseele bieten. Ruhigere Zeiten werden die Möglichkeit geben, nach dieser Richtung hin diese Seelendokumente zu studieren. Jetzt packt uns ja über alles doch immer das Tatsächliche, das sie enthalten, und auch der Gesichtspunkt, unter dem verschiedene Sammlungen von Feldpostbriefen aus der Masse des allerorten Zerstreuten zusammengetragen werden, ist dieser mehr stoffliche. In der ausgezeichneten Sammlung „Feldpostbriefe 1914. Berichte und Stimmungsbilder von Mitkämpfern und Miterlebern." Gesammelt und herausgegeben von Hermann Sparr (Leipzig, Otto Spamer. Geb. 3 M) ist der letzte Abschnitt allerdings überschrieben: „Stimmungen, Beschauliches." Aber er nimmt doch nur einen kleinen Teil ein gegen die anderen Abteilungen: „Im Lande der Franktireurs", „Altdeutschland", „Nach Frankreich hinein", „Gegen die russischen Mordbrenner" usw.

Mehr auf das Seelische und im besonderen auf das Religiöse eingestellt war J. Kammerer bei seiner Auswahl „Um die Heimat. Bilder aus dem Weltkrieg 1914", von denen bis jetzt zwei Bändchen erschienen sind. (Stuttgart, J. F. Steinkopf. Kart. je 1 M.) Diese beiden ersten Bände führen auf den westlichen Kriegsschauplatz. Der erste gibt in dem Abschnitt „Der Sturm bricht los" auch noch die wichtigsten Geschehnisse aus der Heimat. Dann folgen „Marsch- und Lagerbilder", „In der Feldschlacht", „Flieger und Luftschiffe", „Bilder aus dem Festungskriege", „Ritter des Eisernen Kreuzes", „Edelmut und Nächstenliebe im Krieg", „Gotteswort im Krieg", „Bei den Gefangenen", „Bei den Verwundeten", ferner „Humor im Kriege" und Gedichte. Jedes der Bändchen ergibt in sich ein geschlossenes Ganzes.

Zu den wichtigsten Kriegsdokumenten gehören auch die **Bilder**. Durch ausgezeichneten Druck, ungemeine Reichhaltigkeit und billigen Preis ausgezeichnet ist die Sammlung „**Um Vaterland und Freiheit**, Wirklichkeitsaufnahmen aus dem großen Kriege“, nebst einer Einführung. Herausgegeben von **Walter Stein**, aus dem Verlage Hermann Montanus in Siegen. Es ist schon der zweite Band dieser Sammlung, die auch von der feindlichen Seite recht gute Bilder zu bringen vermag. Die in großem Format gehaltenen Bände kosten nur 2 *M.*

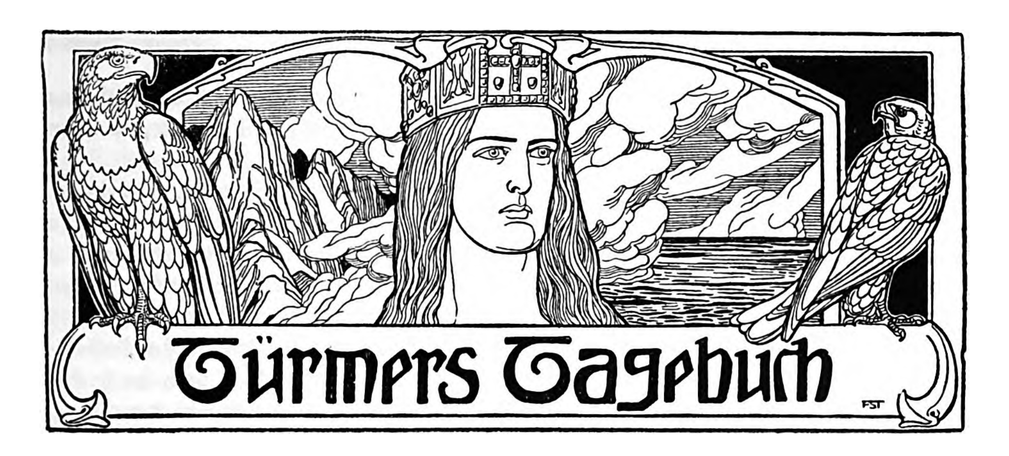
Eine eigenartige Sammlung von Zeitbildern bringt Dr. **Herbert E. Hirschberg** in einem Hefte „**Wie John Bull seine Söldner wirbt**“ (Berlin, Karl Curtius. 1 *M*). Die Anzeigen und Plakate, die in England als Werbemittel veröffentlicht worden sind, eröffnen uns besser als lange theoretische Auseinandersetzungen einen Blick in die von den unsrigen ganz verschiedenen Militärverhältnisse des Britenreiches, und so wenig sie dazu geeignet sind, unsere Achtung vor dem moralischen Werte der englischen Armee zu steigern, so gut kann man sich doch auch denken, daß auf diese Weise trotz allem eine schlagfertige Armee zusammenkommt. Den englischen Texten ist überall eine Übersetzung beigegeben.

Weit tiefer sinkt unsere Einschätzung der Feinde, wenn wir sie mit ihrer furchtbarsten Waffe, der Lüge und Verleumdung, am Werke sehen. Das Mittel dazu bietet die bei Ludwig Degener in Leipzig erschienene Sammlung „**Gegen Lug und Trug**. Deutschlands und Österreich-Ungarns Schicksalsstunde in Wort und Bild ihrer Feinde“. Hier sind Auszüge der textlichen und bildlichen Lügen der feindlichen Presse in getreuen Übersetzungen zusammengestellt, im Verein mit den amtlichen Veröffentlichungen der Hauptquartiere der kämpfenden Heere. Mögen diese Hefte auch vor allem die Absicht verfolgen, das neutrale Ausland aufzuklären, so haben sie doch auch eine wichtige Aufgabe in Deutschland selbst zu erfüllen. Ich kann mir kein besseres Mittel denken, uns endlich von der Michelei gegen fremde Völker zu befreien und uns zur Selbstachtung zu verhelfen. Es hat wirklich nichts Pharisäerhaftes an sich, wenn wir nach Einblick in diese verlogene Welt sagen: zu solcher Schlechtigkeit sind wir einfach nicht fähig. Und auf die „Kultur“ von Völkern, die menschlich so tief stehen, wollen wir gern verzichten. Da bleiben wir doch lieber in unserer eigenen Haut.

Für den Humor, einen galligen, sorgen Bücher wie „**Unsere Feinde, wie sie einander lieben**. Kritische Äußerungen berühmter Franzosen, Engländer, Russen, Belgier, Japaner über ihre Verbündeten“. Herausgegeben von Dr. **Werner Klette**. Mit 75 Karikaturen. (München, Delphin-Verlag. Geh. 3 *M*, geb. 4 *M*.) Wie sie sich da wechselseitig begeifern und in ihren innersten Schwächen bloßstellen, ist ein eigenes Stück Kulturgeschichte. Daß sie nun trotzdem alle eins sind im Kampf gegen uns, zeigt, wie der Haß vielfach noch besser zusammenkittet, als die Liebe. Aber wirklich fruchtbar kann glücklicherweise ein solches Bündnis nicht sein. — Das weist auf englischem Gebiete überzeugend nach **Walter Unus** in einem ebenfalls mit zahlreichen Karikaturen geschmückten Bändchen: „**England als Henker Frankreichs.**“ (Braunschweig, George Westermann. 1 *M*.) Schade, daß man dieses Heft nicht in Millionen Exemplaren ins französische Volk bringen kann! Das verblendete würde dadurch früher zur Besinnung kommen und sein Erwachen nicht so furchtbar sein, wie es jetzt werden wird.

Zum Schluß dieser langen Reihe nun auch noch ein Dokument echten Humors. **Adolf Hengeler**, der uns allen aus den „Fliegenden Blättern“ liebe Zeichner, hat sich in seiner Weise mit den Zeitereignissen auseinandergesetzt. Unter dem Titel „**Aus einem Tagebuch 1914**“ liegen bis jetzt drei Mappen mit je sechs Bildern vor, in denen der ganze Ingrimm, aber auch das überlegene Kraftgefühl und die unverwüstliche geistige und seelische Zuversicht eines kerndeutschen Mannes sprechen. Die hastig hingeworfenen Bilder sind aber auch künstlerisch vollwertige Gaben. Die Wiedergabe in Farbendruck erfüllt alle Ansprüche, macht allerdings das Unternehmen etwas teuer. Jede der Mappen mit sechs Bildern kostet 4 *M*. Hoffentlich entschließt sich der Verlag Karl Schnell in München dazu, noch eine einfarbige billige Volksausgabe zu veranstalten.

K. St.



Der Krieg

Es ist nur eine Pflicht der Billigkeit und Gerechtigkeit, wenn wir unsern in den Tod getreuen österreichisch-ungarischen Bundes- und Waffenbrüdern diejenige Ehre zollen, die ihnen gebührt. Und müssen wir da nicht auch, wie Heinrich Friedjung in der „Vossischen Zeitung“, mit einem Schuldbekenntnis beginnen? „Viele vaterländisch gesinnte Männer und auch ich,“ gesteht dieser Österreicher, „müssen es der österreichischen Volksnatur abbitten, daß wir es ihr vor diesem Kriege nicht zugetraut haben, einen neunmonatigen mörderischen Kampf mit ungebrochener Kraft zu bestehen und auch den weiteren Fährnissen unbeugsame Zähigkeit entgegenzusetzen. Von Grillparzer an, der sein geliebtes Wien als Capua der Geister kennzeichnete und ausschalt, haben die besten Söhne des Landes es fast als Axiom betrachtet, daß Nervenstärke nicht eben zu den Vorzügen des österreichischen Charakters gehöre. Doch siehe! Diese ganze ältere Völkerpsychologie ist über den Haufen geworfen worden. Die unermeßlichen Opfer an Leben und Gesundheit werden gebracht, weil es als selbstverständlich gilt, daß die Monarchie wie in den Türkenkriegen als Vormauer der europäischen Gesittung diesmal den Russen standhalten muß. Die Entbehrungen, die der Krieg den ärmeren Volksschichten auferlegt, werden von diesen mit heroischer Ergebung getragen; die, wie mit Unrecht behauptet worden ist, verweichlichten Kinder dieses Landes beziehen die ihnen durch die Brotkarte zugewiesene Krume minderwertigen Schwarzbrotes mit Ergebenheit, ohne Auflehnung, bloß mit Ausbrüchen des für sie in guten wie in schlimmen Tagen bezeichnenden Humors. Das arme Volk ist's, dem unsere Bewunderung aufgespart bleiben muß. Die Besitzenden sättigen sich ja doch an den nur etwas teuerer erkauften guten Bissen. Es ist unbillig, unserer Volksnatur die härtere des deutschen Nordens als Vorbild hinzustellen. In Österreich wird dasselbe an Entsagung und Entbehrung geleistet, ohne daß hier das moralische und vaterländische Pathos laut wird, für welches Kant und Fichte den weltgeschichtlichen Ausdruck geprägt haben. Es wird geleistet, obwohl hierzulande bittere Spottworte über den Staat und die Regierenden so zum täglichen Leben gehören wie Atem und Nahrung. Sich selbst herabzusetzen

und dabei doch den höchsten Anforderungen zu entsprechen: diese Vereinigung von Charakterzügen formt den Österreicher des gewaltigsten der Kriege, welchen die Menschheit je durchgelitten hat.

Dabei ist aber die Belastungsprobe, der die Standhaftigkeit des Österreichers ausgesetzt, unvergleichlich höher als in Deutschland. Die Mitkämpfer im Nordosten haben, wenn sie in den ersten Wochen des Krieges verwundet heimkehrten, mit Zorn und Schmerz von dem Verrat berichtet, der hie und da in den ruthenischen Landesteilen Galiziens den Russen den Weg öffnete. Manches Unerquickliche war von dem Verhalten der Tschechen zu melden, wenn auch der übergroße Teil der aus ihnen hervorgehenden Truppenteile sich gut geschlagen hat, was auch aus den amtlichen Berichten der Heeresleitung hervorgeht. Aber obwohl der Natur der Sache nach der Krieg in dem Nervenleben der einen Nationalität nicht dieselben Schwingungen auslöste wie in dem der andern, obwohl eilfertige Gerüchte unsinnige Übertreibungen brachten: Entmutigung ist deshalb in der Masse des Volkes nicht eingetreten und die vielen Hunderttausende, die durch Nachmusterung in die Armee eingereiht wurden, stellten sich willig und kampfbereit dem Vaterland zur Verfügung. Daß Österreich-Ungarn, obwohl nicht wie andere beteiligte Großmächte ein einheitlicher Nationalstaat, relativ dasselbe leistet wie sie, daß seine Truppen an den Karpathen im Ertragen von Mühseligkeiten und an Heldenmut ebenso vorbildlich dastehen wie ihre Kameraden aus dem Deutschen Reich: dies gereicht der Volksnatur zu hoher Ehre und läßt auch einen Schluß auf die geistigen Gaben der militärischen Oberleitung zu. Aufgebotene Massen werden erst durch Zucht und Organisation ein Heer und dieses wieder kann in solcher Eile nur geformt werden, wenn der Volksgeist ihm willig und feurig entgegenkommt.

Man kann nicht sagen, daß der belebende Atem der Entschlossenheit von den obersten Schichten der Gesellschaft ausgeht und von hier aus die Millionen befeuert. Es ist eher die Beobachtung zu machen, daß die in Österreich beliebte Selbstverspottung in den sogenannten höheren Ständen mehr zu Hause ist, als wenn man tiefer herabsteigt. Diejenigen Gesellschaftskreise, die durch drei Jahrhunderte die Staatsleitung als ihr Privileg betrachten durften und diese Aufgabe nicht immer befriedigend gelöst haben, sind sich dieser Schwächen wohl bewußt und müssen sich sagen, daß auch die öffentlichen Einrichtungen davon nicht frei sind. Begreiflich genug, daß viele von den unfreundlichen Selbstkritiken, die hier und da auftauchen, aus dieser Weltgegend stammen. Ihnen muß rücksichtslos entgegengetreten werden. Wie aber fühlt man sich gehoben, wenn man mit einem der Mitstreiter von den Schlachtfeldern her zusammentrifft! Generäle, Offiziere und Soldaten sind von der Zuversicht beseelt, selbst einer zahlenmäßigen russischen Übermacht erfolgreich widerstehen zu können, und in den Karpathenkämpfen ist ihr Selbstbewußtsein begreiflicherweise gestiegen. Der Krieg hat wohl auch Gebrechen aufgedeckt und der Vaterlandsfreund leidet an den Wunden, die ihm die Ereignisse von Belgrad und Przemysl geschlagen haben. Viel, sehr viel wird an der inneren Verwaltung zu bessern sein, ganz zu schweigen von dem Wirrsal der parlamentarischen Verhältnisse, das die Berufung der Volksvertretung während des Krieges zur Unmöglichkeit gemacht hat. Überhaupt ist die Generation, die in

ihrer Jugend noch die Niederlagen von Solferino und Königgrätz miterlebt und sich von diesen Eindrücken nie befreit hat, der durch den jetzigen Krieg angeregten Erhebung des Geistes weniger zugänglich. Die Hoffnungen für die Zukunft beruhen auf dem Geschlecht von 20 bis 40 Jahren, dem jene Ereignisse völlig zurücktreten gegenüber demjenigen, was es erlebt und vor allem gegenüber dem, was es selbst Großes vollbracht hat. Die Volksstämme der Monarchie, die bis zum letzten Blutstropfen füreinander eingestanden sind, werden mit der starken Empfindung heimkehren, daß sie auch im Frieden und im bürgerlich-politischen Leben zusammengehören und aufeinander angewiesen sind. Nicht, daß der Sprachenstreit mit einem Male erlöschen wird: bei dessen künftigem Aufzüngeln aber werden unter den verschiedenen Volksstämmen immer Männer aufstehen, die mitgekämpft und mitgelitten haben und den Mißhelligkeiten ihre einigenden großen Erinnerungen entgegenhalten können. Vieles, was vordem die Gemüter erregte, erscheint jetzt klein; und Schäden, die auf die Zerrüttung des Gemeinwesens hinzuweisen schienen, waren auch nicht im entferntesten imstande, die Schlagkraft der Armee und die Großmachtstellung der Monarchie zu erschüttern. Das Selbstbewußtsein ist stärker geworden und das Vertrauen besonders auf die eigene wirtschaftliche Kraft und Tüchtigkeit ist gestiegen. Deutschland und England, die den Krieg ausschließlich mit den dem Staate von der Nation dargeliehenen Summen führen, können als Vorbilder nicht erreicht werden. Aber schon Frankreich ist an finanzieller Bereitschaft von Österreich-Ungarn überflügelt, da die Republik im Inlande kaum eine Milliarde an Darlehen aufbrachte, während die Bewohner der habsburgischen Monarchie drei bis vier Milliarden gezeichnet haben. Wenn Österreich-Ungarn daneben zwar auch zur Banknotenpresse greifen mußte, so konnte sich anderseits Frankreich, und in höherem Grade auch Rußland, gleicher Notwendigkeit nicht entschlagen. Die Ziffern des Außenhandels der Monarchie stehen zwar hinter den der Weltmächte weit zurück, aber die Tatsache, daß der Binnenhandel bei uns eine bedeutend größere Rolle spielt, macht das Reich unabhängiger von den ökonomischen Wirkungen des Weltkrieges. Die wirtschaftliche Geschlossenheit des Reiches, seine Autarkie, erspart ihm viele der Erschütterungen, denen solche Völker ausgesetzt sind, die am Seehandel einen gewaltigen Anteil nehmen. Nicht hochragend, aber breitbeinig stemmt die österreichische Macht sich dem feindlichen Ansturm entgegen und straft diejenigen Lügen, die mit dem Abbröckeln oder gar mit dem Zusammenbruch des Kaiserstaates gerechnet haben."

Die so erprobte Treugemeinschaft der verbündeten Staaten und Völker hat auf beiden Seiten den Gedanken angeregt, den Wunsch erweckt, diese Gemeinschaft nach dem Kriege auch vertragsmäßig noch enger zu gestalten. Die nächstliegende Möglichkeit wäre da eine *wirtschaftliche* Verbindung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. Das ist nun freilich, wie in der „Frankfurter Zeitung" von sachkundiger Seite dargelegt wird, naturgemäß keine rein wirtschaftspolitische, sondern zugleich eine *staatspolitische* Frage ersten Ranges und gerade die mächtigsten Gegnerschaften, auf die ihre Lösung in Österreich-Ungarn stößt, sind politischer Art. „Am extremsten ist, wenigstens theoretisch, die Ablehnung desjenigen Teiles der *Madjaren*, deren Ideal das selbständige Zollgebiet ist; für

sie beginnt der Widerstand nicht erst bei der Verbindung Österreich-Ungarns mit Deutschland, sondern bereits bei der Zollgemeinschaft zwischen Österreich und Ungarn. Praktisch besteht diese Gemeinschaft, und alle urteilsfähigen ungarischen Wirtschaftspolitiker sehen ein, daß es für beide Teile hirnverbrannt wäre, sie aufzuheben, aber das radikale Madjarentum gibt das Prinzip der Trennung nicht auf, weil sie ihm das Symbol der vollkommenen staatlichen Selbständigkeit und der streng durchgeführten Personalunion ist, an die es sein Herz gehängt hat. Schon vor dem Kriege waren die wirtschaftlichen Tatsachen so stark geworden, daß das Trennungsprinzip im großen und ganzen wohl nur noch von seiner praktischen Aussichtslosigkeit lebte, und durch den Krieg ist es erst recht zurückgedrängt worden, wenngleich die ihm zugrunde liegenden Stimmungen keineswegs ausgestorben sind. — In Österreich sind es die Tschechen, die dem Projekt aus nationalen Gründen widerstreben, weil ihnen jede engere Ausgestaltung des Bundes mit Deutschland unsympathisch ist, und ihre Opposition wird durch eine Reihe weiterer greifbarer oder ungreifbarer, verantwortlicher oder unverantwortlicher Einflüsse gestärkt. Da gibt es eine kleine klerikal-jesuitische Gruppe (das Gros der Christlich-Sozialen gehört nicht dazu), die einem allzu intimen Verkehr mit dem ‚protestantischen' Deutschland entgegenarbeiten, Feudale, die auf dem Fortbestand ihrer sozialen und politischen Macht bedacht und daher unübersehbaren Neuerungen abhold sind, und dann eine besondere Spielart von Österreichertum bei Hofe und in der Bureaukratie, deren stark betonte dynastische Gesinnung sich in einer gewissen der Eifersucht nicht unähnlichen Empfindlichkeit gegen das Reich äußert. Bis in die Regierung hinein reichen diese Einflüsse; es muß aber hervorgehoben werden, daß die österreichische Regierung zurzeit ein ganz besonders vielgestaltiges Gebilde ist, wohl noch undurchsichtiger und unzusammenhängender als je zuvor.

Diesem seltsamen Gemisch von politischen Gegnerschaften stehen nun sehr bedeutende Anhängerschaften gegenüber. Vor allem natürlich die Deutschen Österreichs und Ungarns, soweit sie nicht durch jene engen reaktionären Zirkel oder durch Bedenken wirtschaftlicher Art beeinflußt sind, wünschen übereinstimmend die wirtschaftliche Vereinigung, wie sie jeden Schritt gutheißen, der sie den Deutschen des Reichs näher bringt. Es ist natürlich vielfach eine ganz naive und dilettantische Zustimmung, die sie dem Gedanken zuteil werden lassen, aber von Bedeutung ist sie deshalb doch, weil sie ihm die breite, volkstümliche Basis gibt, deren er zu seiner Verwirklichung bedarf. Auch diese deutsch-österreichische Gesinnung, die zwischen ihrem Deutschtum und ihrem Österreichertum keinen Konflikt mehr sieht, hat in der Regierung Vertreter. — Und die Wünsche der führenden madjarischen Richtung gehen, wenn auch um einige Grade gemildert, mit denen der Deutschen zusammen. So sehr der Madjar dazu neigt, politisch ein Genüge in sich selbst zu finden, so ist doch der Krieg auch an seinen staatspolitischen Vorstellungen nicht eindruckslos vorübergegangen, und wenigstens in der Intelligenz trifft man heute auf Gesinnungen, die in sehr weitgehendem Maße bereit sind, aus der allgemeinen Sympathie für Deutschland konkrete Folgerungen zu ziehen. Die Idee einer möglichst engen Verbindung mit Deutschland, die allein eine Überflutung des Madjarentums durch die Slawen verhindern und deren erziehlicher Wert der Ver-

waltung und Volkswirtschaft des Landes reichen Nutzen bringen könne, hat in diesen Kreisen geradezu begeisterte Vertreter, und wenn dessenungeachtet die politische Isolierungstendenz in dem breiten Strom der madjarischen Bevölkerung heute wie früher mächtig ist, so ist doch jedenfalls einem praktischen wirtschaftlichen Projekt gegenüber, wie dem des Wirtschaftsbundes, die Stimmung günstig. Auch die ungarische Regierung verhält sich zu dem Plan zwar zunächst abwartend, aber nicht abweisend. — Zu den Anhängern des Gedankens gehören schließlich die österreichischen Polen. Wenn ihre nationalen Hoffnungen in dem Kriege in Erfüllung gehen, so sind sie auf den engsten wirtschaftlichen Anschluß an die Zentralmächte angewiesen. Mit diesem für die Polen maßgebenden Gesichtspunkt ist man auf dem eigentlichen wirtschaftspolitischen Felde angelangt.

Schon vor dem Kriege, so argumentieren die Freunde des Zollbundes, war eine der vielfältig sich kreuzenden Tendenzen der internationalen wirtschaftlichen Entwicklung die Bildung großer Wirtschaftsgebiete mit der Fähigkeit zur Selbstversorgung gewesen. Amerika, Rußland, England waren die wichtigsten dieser modernen Imperien, wobei allerdings die englische Freihandelspolitik innerhalb ihres Bereichs die Tür nach außen offen hielt und so den Staaten des europäischen Kontinents das Festhalten an ihrer Vereinzelung leichter machte. Was wird daraus nach dem Kriege? Wird England jetzt doch in irgendeiner Form Chamberlains imperialistische Schutzzollideen verwirklichen, und werden dann die Zentralmächte sich durch die Veränderungen in der weltwirtschaftlichen Situation über den Krieg hinaus in einer wirtschaftlichen Isolierung finden, die namentlich den deutschen Übersee-Export bis auf weiteres stark reduzieren würde? Erwartungen dieser Art sind mir in Österreich und in Ungarn an den verschiedensten Stellen begegnet; auf der anderen Seite vertrat freilich ein sehr erfahrener ungarischer Wirtschaftspolitiker die entgegengesetzte Auffassung, daß nämlich der Außenhandel der Zentralmächte nach dem Kriege sehr bald wieder unter ähnlichen Bedingungen arbeiten werde wie vorher. Und das Zustandekommen eines englischen Kolonialbundes im Sinne Chamberlains sei höchst unwahrscheinlich. Eher sei eine Lockerung der Beziehungen zwischen den englischen Kolonien und dem Mutterlande zu erwarten; diejenigen englischen Kolonien wenigstens, die eine eigene industrielle Entwicklung haben, also in der Hauptsache Kanada und Australien, können auf einen Schutz dieser ihrer Industrie nicht verzichten; für die Engländer aber werde ein Kolonialbund nichts Verlockendes haben, in welchem sie die Kolonien zollpolitisch bevorzugen und gleichzeitig die kolonialen Industrien gegen sich selbst schützen müßten.

Aber der Gedanke eines großen mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes hat auch unabhängig davon für viele eine starke Anziehungskraft. Ein solcher Bund, so wird hier gesagt, würde uns in einem neuen Kriege gegen jede Wiederholung des Aushungerungsplans sichern können. Im Frieden aber würde er unsere wirtschaftspolitische Macht nach außen erhöhen, und im Innern beiden Teilen mannigfaltig förderlich sein: durch gegenseitige Begünstigung bei der Einfuhr der Waren, für die man auf das Ausland angewiesen ist, durch die Möglichkeit einer größeren Arbeitsteilung und Spezialisierung der Produktion, durch die Vervielfältigung der

Produktions- und Absatzmöglichkeiten, wie sie das größere Wirtschaftsgebiet mit sich bringt, und durch die damit verbundene allgemeine Befruchtung der Volkswirtschaft und Hebung der Konsumkraft. Besonders für Österreich-Ungarn erhoffen viele eine solche Auffrischung und Belebung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse, wenn an die Stelle des alten Kampfes mit der deutschen Industrie und des bloßen Schutzes gegen die überstarke deutsche Konkurrenz eine Verständigung tritt, die Österreich-Ungarn gewissermaßen zum wirtschaftlichen Kompagnon Deutschlands machen würde. Und hier ist vielleicht der eigentliche Ausgangspunkt für die Scheidung der Geister: Die einen — man könnte sie die weltwirtschaftlichen Mittelständler nennen — sehen alles wirtschaftliche Heil in der fortgesetzten Abschließung nach außen und Reglementierung im Innern, und sie folgern aus einem eventuellen Rückgang des deutschen Übersee-Exports lediglich das eine, daß Deutschland dann noch mehr als bisher gezwungen sein werde, seinen kontinentalen Absatz zu forcieren, und daß Österreich-Ungarn sich dagegen doppelt schützen müsse. Die andern dagegen halten das spezifisch österreichische System der absoluten Abschließung und der Bemutterung der Industrie von Staats wegen — Bemutterung im künstlich fördernden wie im hemmenden Sinne — für eine Hauptursache der langsameren industriellen Entwicklung in Österreich, und sie glauben, daß ein Bündnis mit dem Unternehmungsgeist, dem Organisationstalent und der Kapitalkraft Deutschlands, eventuell eine Beteiligung an den deutschen Unternehmungen im Orient, für die österreichische Volkswirtschaft viel bedeutungsvoller sein werde als der Schaden, der aus einer Ermäßigung der Schutzmauer erwachsen könne. Ein bekannter Großindustrieller, der theoretisch die Richtigkeit dieser Argumentation zugab, fügte freilich hinzu: praktisch würden diese Hoffnungen sich doch nicht erfüllen, weil eben die Industriepolitik der österreichischen Regierung eine gesunde Entwicklung hindern werde. ‚Unsere Industrie ist viel zu zersplittert. Wir haben eine galizische Industrie und eine mährische Industrie und innerhalb Mährens womöglich noch eine besondere Industrie für Olmütz und für Brünn. Und mit dieser künstlichen Verzettelung, die alle natürlichen Entwicklungsbedingungen ignoriert, wird es immer schlimmer.‘ Die Klage über diese Industriepolitik des Staates kehrte in allen Unterhaltungen wieder, aber die Freunde des Wirtschaftsbundes erwarten gerade von ihm auch eine Aufrüttelung der Amtsstuben und der Parteizirkel mit ihren kleinbürgerlichen Tendenzen und partikularen Interessen.

Natürlich bedürfen diese allgemeinen Gesichtspunkte der Nachprüfung an den konkreten volkswirtschaftlichen Tatsachen. Die Lage der Landwirtschaft, namentlich der ungarischen, hat sich seit den achtziger und neunziger Jahren, wo die ungarischen Agrarier sich lebhaft um eine Zollunion bemühten, sehr geändert. Für sich betrachtet, ist zwar Ungarn heute noch wie vor dreißig Jahren ein Land mit großem Getreideexport, aber von diesem Export werden immer größere Mengen von Österreich aufgenommen, und wenn man das Gesamtgebiet Österreich-Ungarns berücksichtigt, so bewegt sich die Entwicklung in ziemlich schnellem Tempo in der Richtung vom Agrarexport- zum Agrarimportstaat. Infolge des deutschen Einfuhrscheinsystems ergab sich sogar das Kuriosum, daß Deutschland scheinbar einen

größeren Agrarexport hat als Österreich-Ungarn, und nach schlechten Ernten übersteigt tatsächlich die Einfuhr auch in Österreich-Ungarn bereits die Ausfuhr. Da gerade die letzten Jahre zweimal eine Mißernte gebracht haben (1909 und 1914), ist der Wandel der Zeiten der Bevölkerung deutlich zum Bewußtsein gekommen. Das spezielle Interesse der Landwirtschaft an einer Union ist unter diesen Umständen nicht mehr so groß wie früher, und die ungarischen Agrarier erklären heute, daß sie bei der Beurteilung der Frage der Industrie den Vortritt lassen wollen, sie sind aber heute wie früher mit der Schaffung eines gemeinsamen Zollgebiets, das den agrarischen Produkten freien Verkehr geben würde, einverstanden und erwarten Vorteil von ihm. Die Vergrößerung des Marktes würde, wie sie annehmen, die Intensität ihrer landwirtschaftlichen Produktion, die allerdings hinter der deutschen noch sehr weit zurücksteht, außerordentlich steigern, und eine solche Steigerung des Bodenertrags die Erreichung des großen Zieles der Selbstversorgung Österreich-Ungarns und Deutschlands möglich machen. Damit aber biete die ungarische Landwirtschaft dem Deutschen Reich für das größere Absatzgebiet eine wertvolle Gegenleistung.

Für die österreichische Industrie ist es im Hinblick auf den Wirtschaftsbund ein günstiges Moment, daß sie zu ungefähr 80 Prozent in deutschen Händen ist. Die politischen Widerstände, mit denen die wirtschaftliche Annäherung zu kämpfen hat, üben daher auf die Stellung der Industrie verhältnismäßig geringen Einfluß; wo das Projekt innerhalb der Industrie auf Widerspruch stößt, kann man im allgemeinen annehmen, daß er auf wirtschaftlichen Erwägungen beruht. Und hier liegt die Frage insofern nicht einfach, als die deutsche und die österreichische Industrie zwei sehr ungleiche Partner sind. Zwar geht die Entwicklung auch in Österreich in der Richtung stärkerer Industrialisierung und Kapitalbildung, und speziell in den letzten zehn Jahren hat sich der österreichische Außenhandel rasch vergrößert; er ist in dem Zeitraum von 1902 bis 1912 von 4 auf mehr als 6½ Milliarden Kronen gestiegen. Aber der Abstand von der Entwicklung in Deutschland ist trotzdem immer größer geworden, und auch abgesehen hiervon ist das wirtschaftliche Fortschreiten in Österreich unbefriedigend. Obwohl der industrielle Export stark angewachsen ist, stagniert (mit rund 350 Millionen) das Aktivum des Außenhandels in Industrieartikeln, und gleichzeitig hat sich das Passivum in Nahrungsmitteln und Rohstoffen mehr erhöht (von 130 auf 1100 Millionen), als bei schnellerem Fortschreiten von Landwirtschaft und Bergbau nötig gewesen wäre. Die österreichische Handelsbilanz ist zu rasch und in zu hohem Maße passiv geworden, weil Industrie und Landwirtschaft sich nicht in dem Tempo gehoben haben, das der gegenwärtigen Phase der wirtschaftlichen Entwicklung in Österreich entsprechen würde. Man führt dieses Zurückbleiben im Tempo nicht etwa auf eine allgemeine Unterlegenheit der industriellen Tüchtigkeit des Österreichers zurück; so hoch man die spezifischen Qualitäten des deutschen Fabrikanten und Kaufmanns einschätzt, so glaubt man doch für eine Reihe von Aufgaben, namentlich auf dem Gebiete der Geschmacksindustrie sogar besser ausgerüstet zu sein als der Reichsdeutsche. Aber die natürlichen Arbeitsbedingungen des österreichischen Industriellen sind in verschiedener Hinsicht ungünstiger als die des deutschen; der Absatz wendet sich

an eine weniger dichte und ärmere Bevölkerung, und dazu kommen dann die künstlichen Erschwerungen: hohe Frachttarife, unvernünftige Industriesteuern (die Steuer auf Aktiengesellschaften kann bis zu 29 Prozent des Reingewinns ausmachen) und, wie hier immer hinzugefügt wird, der als sehr nachteilig empfundene Handelsvertrag mit Deutschland von 1905.

Unter diesen Umständen ist schließlich die ausschlaggebende Frage die, ob die Gegensätzlichkeit der deutschen und österreichischen Entwicklung die wirtschaftliche Verbindung ausschließt, oder ob nicht doch genügend Ähnlichkeiten vorhanden sind, die die Basis für eine Wirtschaftsgemeinschaft abgeben können. Und hier ist nun in der österreichischen Industrie die Auffassung sehr verbreitet, daß die notwendige Gemeinschaftsbasis in der Tat vorhanden ist. Schon jetzt haben die industriellen Zölle in beiden Ländern vielfach eine ähnliche Höhe; schon jetzt liegt für beide eine umfangreiche Bedarfsgemeinschaft vor, eine Fülle gemeinsamer Bezugsinteressen, die nach einem Wort des württembergischen Finanzrats Losch ebenso zusammengeballt werden können wie die einer Großeinkaufsgenossenschaft (Beispiele: Baumwolle, Wolle, Seide, Felle, Kupfer, Kaffee, Tabak, Reis); schon jetzt ist schließlich die Möglichkeit einer ausgedehnten gegenseitigen Aushilfe bei den Waren gegeben, die eines der beiden Länder im Überfluß besitzt, während das andere Mangel an ihnen hat (Beispiele: Gerste, Bauholz, Eier, Kohlen, Mais). Den großen Interessengegensätzen aber, die natürlich nicht zu leugnen sind, könnte dadurch Rechnung getragen werden, daß für eine Reihe von Industrieprodukten kein völlig freier innerer Markt, sondern ein System von Zwischenzöllen geschaffen wird, die der österreichischen Industrie, zum mindesten für eine Übergangszeit, den notwendigen Schutz gewähren würden. Auf solche Zwischenzölle glaubt die österreichische Industrie nicht verzichten zu können, es sei denn, daß etwa sehr zwingende Gründe staatspolitischer Natur im Interesse eines ganz engen Zusammenschlusses der beiden Länder eine Ausschaltung dieser Schutzbestrebungen notwendig machten. Aber über das Ausmaß der Zwischenzölle gehen die Meinungen natürlich sehr auseinander; zum Teil könnten sie vielleicht durch Kartellvereinbarungen ersetzt werden, die sachlich eine gewisse Arbeitsteilung und räumlich eine Abgrenzung von Interessensphären vorzusehen hätten. Wie man sich indessen die Durchführung auch denken mag: sobald man einmal prinzipiell das Vorhandensein einer hinreichenden Gemeinsamkeitssphäre bejaht hat, sind alles weitere lediglich technische Fragen. Man wird dann die zahlreichen in Frage kommenden Interessen und den Grad ihrer Schutzbedürftigkeit möglichst gründlich prüfen müssen, aber die entscheidende Frage, ob überhaupt ein Wirtschaftsbund erfolgreich durchführbar ist, ist unabhängig davon.

Es ist indessen bei dem Charakter unserer wirtschaftlichen Interessenkämpfe natürlich, daß sich trotzdem die Ansichten danach gruppieren, wie die einzelnen Industrien ihre augenblickliche Konkurrenzfähigkeit gegenüber Deutschland und die Bedeutung eines Schutzzolls bewerten. Es ist eine ganz ähnliche Gruppierung wie die, die sich in Deutschland bei jeder zollpolitischen Debatte herausstellt. Die Gegner des Wirtschaftsbundes kommen hauptsächlich aus dem Lager der Schwerindustrie, vor allem der Eisenindustrie, und der mit ihr eng liierten Hochfinanz,

die Anhänger aus den verarbeitenden Industrien; dazwischen steht eine Reihe von Branchen, die mit ihrer Stellungnahme schwanken, weil ihre Bezugs- und ihre Absatzinteressen verschieden sind. Die Maschinenindustriellen z. B. stehen der Wirtschaftsgemeinschaft skeptisch gegenüber, soweit sie an die Konkurrenz der deutschen Maschinen denken, freundlich dagegen, soweit sie das Hauptgewicht auf die Verbilligung ihrer Rohstoffe legen. Man kann, wenn die Diskussion erst einmal auf das Gleis dieser tausend und aber tausend kleinen Produzenteninteressen gelangt ist, die Stellung der einzelnen Interessenten im vorhinein aus der Handelsstatistik ablesen; es fehlt indessen nicht an Köpfen, die sich über diesen Branchenstandpunkt erheben und selbst in der Eisenindustrie ist die Ablehnung weder so unbedingt noch so vollkommen einheitlich, wie meist angenommen wird ...

Was über die Schutzbedürftigkeit der österreichischen Industrie gesagt wurde, gilt für die noch wenig entwickelte ungarische Industrie in erhöhtem Maße. Ein mit dem ungarischen Wirtschaftsleben gut vertrauter Industrieller, der unter politischen Gesichtspunkten ein lebhafter Anhänger jeder Annäherung an Deutschland ist, erklärte mir aber doch, daß er im Hinblick auf die wirtschaftlichen Folgen einer Union für die ungarische Industrie wahre Beklemmungen empfinde. ‚Die Deutschen sind uns auf diesem Gebiet nun einmal absolut überlegen; sie haben die ältere Erfahrung, die glänzende Organisation, die besseren Arbeiter. Ihre großen Elektrizitätswerke z. B., die bis auf den letzten Knopf abgeschrieben sind und diesen ungeheuren Massenabsatz haben, können zu Preisen liefern, die für uns weit unter den Selbstkosten stehen. Wenn wir dieser Konkurrenz schrankenlos preisgegeben würden, so müßten wir einfach abdanken und eine deutsche Kolonie werden. Das aber können und wollen wir nicht.‘ Die Haltung der ungarischen Industrie ist unter diesen Umständen reservierter als die der österreichischen, aber unter der Voraussetzung, daß auf ihre Existenzbedingungen Rücksicht genommen wird, ist doch auch unter ihnen eine entschiedene Strömung für die Gemeinschaft vorhanden. Im einzelnen sind die Gegensätze der Branchen ähnlich wie in Österreich; auch hier ist die Schwerindustrie eher gegen, die verarbeitende Industrie für den Wirtschaftsbund. Und so sehr man die Notwendigkeit von Zwischenzöllen betont, so wird doch auch die Ansicht vertreten, daß diese Zölle um kein Haar breit weiter gehen sollten, als unbedingt notwendig ist. Auf einer Versammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins, die im Dezember in Budapest stattfand, wurde die Idee des Zollbundes allerdings auch sehr kühl aufgenommen; inzwischen aber hat sich die Stimmung, wie mir erklärt wurde, merklich gebessert.

Und damit ist der Vorbehalt berührt, mit dem alle diese Aufstellungen über die zustimmende oder ablehnende Stellung einzelner Gruppen versehen werden müssen. Die Entwicklung ist noch in vollem Fluß, und es sind schließlich bisher doch überall nur Minderheiten, die ihre Haltung schon einigermaßen festgelegt haben. Auch sie reden mit ihrem Für und Wider oft aneinander vorbei. Verschiedene Leute denken sich unter der Wirtschaftsunion sehr Verschiedenes, und manche Stellungnahme beruht auf irrigen Voraussetzungen oder bezieht sich lediglich auf eine bestimmte Form der Gemeinschaft, die vielleicht nicht die praktisch in erster Linie in Betracht kommende ist. Unklarheit herrscht besonders noch darüber, daß es außer

der absoluten Zollunion mit völlig freiem inneren Verkehr noch mehrere Möglichkeiten gibt, um die wesentlichen Voraussetzungen eines gemeinsamen Wirtschaftsgebiets zu verwirklichen."

Es werden aber in Deutschland und in Österreich-Ungarn auch Stimmen laut, die — über eine wirtschaftliche Vereinigung hinaus — auch eine Fortentwicklung des politischen Bündnisverhältnisses erstreben, dieses auf noch festere und breitere Grundlagen gestellt sehen wollen. So sagt Professor Franz von Liszt in seiner Schrift „Ein mitteleuropäischer Staatenbund" u. a.: „Ich denke meinerseits in erster Linie an eine verfassungsrechtliche Verankerung des Bündnisses und an seine Ergänzung durch eine Militärkonvention. Es mag sein, daß an der Sachlage selbst nichts Wesentliches geändert wird, wenn der Bündnisvertrag durch die Volksvertretungen der beiden Staaten genehmigt und in den Gesetzessammlungen veröffentlicht wird; aber den Zweiflern und Nörglern im Inland und im Ausland wird das Handwerk gelegt, wenn unzweifelhaft und vor aller Welt dargetan wird, daß in Österreich-Ungarn wie im Deutschen Reiche das ganze Volk einmütig hinter seiner Regierung steht." Um der „Zweifler und Nörgler" willen die Grundlagen des Bündnisverhältnisses zu ändern, das — meint die „Deut. Tagesztg." — könne man als einen sachlich politischen Zweck oder Grund nicht bezeichnen. „Um Zweifler und Nörgler zu bekehren, ändert man keine Zustände, die sich in schwerster Probe auf das glänzendste bewähren und eben dadurch den Beweis liefern, daß die unterstellten Zweifler und Nörgler nicht wert sind, daß man auch nur einen Buchstaben um ihretwillen ändere. Was in den obigen Sätzen von einer Militärkonvention gesagt wird, ist einigermaßen verwunderlich. Glaubt der Herr Verfasser, daß bisher keine Militärkonventionen zwischen den beiden Mächten bestanden hätten? Ob andererseits parlamentarische Erörterungen des Bündnisses und was mit ihm zusammenhängt, praktisch, zweckvoll oder gar wünschenswert seien, möchten wir um so mehr bezweifeln, als sich hier auch in dieser Hinsicht der bisherige Zustand bewährt hat.

Ernsthafte öffentliche Erörterung und Propagandierung eines künftigen politischen Zustandes, den man wünscht, halten wir unter allen Umständen für unpolitisch, vielleicht für bedenklich, wenn die Verhältnisse, welche seine Grundlage bilden müssen, noch gar nicht vorhanden sind. Um auch nur einigermaßen beurteilen zu können, welche Ziele auf diesen Gebieten in Europa erreichenswert und dabei praktisch erreichbar sind, muß als Grundlage erst der Frieden, zum mindesten auf dem Festlande, vorhanden sein. Heute stehen wir mitten im Kriege, und der Zeitpunkt des künftigen Friedens ist nicht abzusehen, noch viel weniger das Wesen und die Gestalt dieses Friedens. Wir sind nicht der Ansicht, daß Besprechungen über das zukünftige Verhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn irgendwelchen praktischen Zweck haben könnten, bevor der Festlandkrieg geendet hat. Sobald das der Fall ist, wird sich das Weitere annähernd von selbst ergeben ...

Es kommt noch etwas anderes hinzu: Wir glauben zu wissen, daß in Österreich-Ungarn die Ansichten über das Kapitel der zukünftigen deutsch-österreichisch-ungarischen Beziehungen geteilt sind. Es würde den Reichsdeutschen weder po-

litisch noch rein bundesgenössisch anstehen, wenn sie durch eine bestimmte Propaganda einer bestimmten Gestaltung der zukünftigen Beziehungen Widerspruch bei einem erheblichen Teile der österreichisch-ungarischen Bevölkerung erweckten. Und es ist doch wirklich keine vertretbare politische Notwendigkeit dafür vorhanden, noch irgendwo und irgendwie in Sicht. Wir möchten uns in bezug auf diese Fragen das Talleyrandsche Wort: ‚Vor allem, nicht zu viel Eifer' zu eigen machen und daneben die Bismarckische Wendung setzen: politische Früchte reiften nicht schneller, wenn man die Lampe darunter hielte."

Soweit es sich bei der gerügten „Propaganda" um die Festlegung auf „bestimmte" Grundlagen unseres künftigen Bündnisverhältnisses mit Österreich-Ungarn handeln sollte, wird man der „Deut. Tageszeitg." beipflichten müssen. Wenn aber hüben wie drüben bei den Schulter an Schulter kämpfenden Bundesbrüdern der Wunsch rege wird, dieses vorbildliche Verhältnis grundsätzlich, in der einen oder anderen greifbaren Gestalt, auch über die Kriegsdauer hinaus zu binden und zu sichern, so kann das doch nur mit lebhafter Freude und Genugtuung begrüßt werden. Es ist nichts natürlicher als dieser Wunsch, und es läßt sich schlechterdings auch nicht einmal erraten, welche Gefahren aus ihm den Beziehungen zwischen den Verbündeten erwachsen könnten. Ist doch das Gegenteil hier das Gegebene: ein um so lebhafteres Bewußtsein der Zusammengehörigkeit auf Gedeih und Verderb. Und wer wollte heute noch die entscheidende Wucht solcher Imponderabilien auch im Kriege leugnen? — Der Eifer aber, mit dem der Verfasser, trotz aller ihm geboten erscheinenden Einschränkungen, doch recht allgemein gegen den Gedanken an sich vorgeht, legt einem fast nahe, auf ihn selbst das Talleyrandsche Wort anzuwenden und sich über etwa tiefer liegende Gründe dieses „zu viel Eifers" seine eigenen Gedanken zu machen.





Bismarck und unser Kriegsziel

Würde Bismarck uns tadeln, wenn wir Klarheit über das Kriegsziel fordern, wenn wir den Preis des Sieges nach einem an Opfern so reichen Kampfe verlangen?" — fragt der Landtagsabgeordnete Dr. Wilhelm Beumer im „Tag". Und er antwortet: „Uns würde er, glaube ich, nicht tadeln, aber flaumachende Professoren und in sentimentaler Stimmung vor weiterem Aushalten bis zum siegreichen Ende warnende Seelen würde er mit der Lauge seines Spottes übergießen und an den Philosophen von Sanssouci erinnern, den Philosophen, der durch seine Persönlichkeit den kategorischen Imperativ Immanuel Kants in Wirklichkeit darstellte, bevor der Königsberger Gelehrte diesen wissenschaftlich begründete, an Friedrich den Einzigen, der gesagt, als ihn die Feinde umdräuten: ‚In diesen harten Zeiten heißt es, sich mit Eingeweiden von Eisen wappnen und mit einem Herzen von Stahl, um alles Gefühl zu vergessen.' Möge dieser Philosoph von Sanssouci dem Philosophen von Hohenfinow vor der Seele stehen, wenn er mit den Feinden über den Frieden verhandelt! Bismarck, der den Umfang unseres heutigen Weltkrieges nicht voraussehen konnte, vielmehr in erster Linie nur an die Möglichkeit eines neuen Krieges mit Frankreich dachte, hat mitten im Frieden das Ziel eines solchen — es war im November 1887 — klar und furchtlos gezeichnet: ‚Der nächste Krieg bedeutet entweder die Vertilgung Deutschlands von der Oberfläche Europas oder die Vertilgung Frankreichs'.

Man verweist uns mit Vorliebe auf das Beispiel Bismarcks, der nach der siegreichen Schlacht von Königgrätz dem König den Frieden auf der Basis der territorialen Integrität Österreichs anriet. Gewiß bezeichnet diese, im anfänglichen Gegensatz zum König und zur Armee durchgesetzte Mäßigung vielleicht den Höhepunkt im diplomatischen Wirken Bismarcks. Aber lassen sich die Verhältnisse von damals auch nur im geringsten mit den heutigen vergleichen? Hätte es sich damals um die Frage gehandelt, ob Preußen überhaupt weiterbestehen soll oder nicht, wie es heute bezüglich Deutschlands der Fall ist, ich zweifle nicht, daß Bismarck dann anders gehandelt hätte. Er aber hatte überhaupt bei jener Mäßigung, wie jetzt geschichtlich feststeht, lediglich das weitere Ziel im Auge, dessen Erfüllung wir 1871 erlebten. Bismarck übrigens als Kronzeugen durch Flaumacher und sentimentale Seelen herangezogen zu hören, wirkt einfach grotesk; denn sein ganzes Leben war eine Bekräftigung des von ihm geprägten Wortes: ‚Ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo!' Die Stimmen flaumachender Professoren aber und Sentimentaler dringen ins Ausland, werden dort ausgebeutet als Zeichen deutscher Furcht — das ist ein gefährlicher Zustand, der nicht fürder anhalten darf.

Große Ziele sind noch nie in der Welt errungen worden, ohne daß sie der Erringende von vornherein fest ins Auge gefaßt hätte; dafür ist und bleibt des Reiches erster Kanzler das hervorragendste Beispiel. Das muß um so deutlicher ausgesprochen werden,

als dann **Mißverständnisse in der ausländischen Presse völlig unmöglich gemacht werden.** Mir ist z. B. bekannt, daß u. a. das Pariser ‚Journal‘ Ende März das Verlangen der deutschen schaffenden Stände, das Ziel des Krieges erörtern zu dürfen — natürlich mit Absicht — so ausgelegt hat, **als sehnten wir uns nach dem Frieden um jeden Preis.** Zu einer solchen der Böswilligkeit entspringenden Auffassung trägt in erster Linie der **Flaumacher** bei, nicht aber der, der das Kriegsziel klar und furchtlos darlegt.“

*

Freie Bahn jedem Talent!

Wenn einer so recht unklar ist in seinem Gemüt, oder wenn ihn nach einem leuchtenden Aushängeschild verlangt für eine Sache, die im Grunde ein wenig dunkel ist, dann erklärt er: er gedenke „im Geiste Bismarcks“ vorzugehen. Herr v. Zedlitz wünscht keine Wahlreform in Preußen oder nur eine nach Besitz und Bildung (Was ist Bildung? Wer hat sie?) abgestufte. Darum schreibt er im roten „Tag“ von der Notwendigkeit, unsere innere Politik in Bismarcks Geist neu zu orientieren. In Wahrheit heißt das schlechte gewerbliche Sitten in die Politik übertragen; den Namen des Großen zu Zwecken der Reklame mißbrauchen. Habt Ehrfurcht vor dem Toten und gönnt ihm die ewige Ruh!

Indes findet neben der Spreu sich doch auch ein wenig Weizen. Freiherr v. Zedlitz, der sein lebenlang ein Vorkämpfer des durch den Industrialismus gemilderten Altpreußentums war, spürt plötzlich etwas von dem großen Sohn der Revolution in sich und ruft: freie Bahn für jedes Talent! Nämlich wörtlich: „Bei der entscheidenden Bedeutung der Bildung für das Emporsteigen im öffentlichen wie im Erwerbsleben ist hierzu in erster Linie erforderlich, daß den Besitzlosen, der Arbeiterschaft, Kraft und Befähigung vorausgesetzt, die völlig gleiche Bildungsmöglichkeit eröffnet wird wie den besitzenden Volksgenossen. Die zweite aus dem Grundgedanken sich ergebende Schlußfolgerung ist, daß für die Anstellung und das Aufrücken im öffentlichen Dienst neben sittlicher Tadellosigkeit allein Befähigung und Eignung für den betreffenden Dienst, nicht aber Vermögen, Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Kreisen, Klüngel und dergleichen entscheidend sein soll.“ Das hört sich erstaunlich gut an. Wenn wirklich diese Blütenträume reiften, wären wir dem sozialen Frieden ein ansehnliches Stück näher. Zu solchem Ende reichen Wahlreformen nicht aus. Sie sind notwendig zu ihrer Frist, aber sie liefern (wie Gesetze und Rechte überhaupt) doch nur die grobe Arbeit. Und auch das freieste Wahlrecht hat dem Streit der Klassen und Schichten bislang nicht zu wehren vermocht. „Freie Bahn für jedes Talent“, das ist ein Wort, das dem mehr als Siebzigjährigen, gerade weil er ehedem auch anders konnte, nicht vergessen werden soll. Es mehren sich in verdächtiger Weise die Stimmen, die unter Berufung auf angebliche Lehren dieses Krieges heischen, das nichts, aber auch nichts an den bisherigen Zuständen sich ändere und die „Autorität“ (wofür ich die Verdeutschung: „eigene Besitzrechte“ vorschlagen möchte) stabiliert werde. In den Kämpfen, die uns kaum erspart bleiben werden, wird man sich dann gern des Freiherrn Oktavio v. Zedlitz erinnern: „Freie Bahn für jedes Talent.“

R. B.

*

Wer sind diese „Deutschen“?

Die Befürworter der amerikanischen Waffenlieferungen an unsere Feinde haben außer dem berühmten Wilson-Bryanschen Argument: daß andernfalls die Vereinigten Staaten ihre „Neutralität verletzen“ würden, noch andere Argumente, die den Deutschen besonders peinlich berühren. „Wenn man“, berichtet Karl Eugen Schmidt im „März“, „sich die amerikanischen Firmen ansieht, die an dem Geschäft beteiligt sind, merkt man nicht ohne schmerzliche Überraschung, daß man es dabei durchaus nicht nur mit Anglo-Amerikanern zu tun hat. Bei weitem das umfangreichste Geschäft wird von den Stahlwerken in Bethlehem — diesen friedlichen Namen führt die größte Kanonengießerei

der Vereinigten Staaten — im Staate Pennsylvanien gemacht. An der Spitze dieses Stahltrusts stand früher der große Friedensapostel und Menschenfreund Carnegie, hierzulande als der erbarmungsloseste Arbeiteraussauger und Heuchler bekannt. Nach seinem Rücktritt übernahm ein Mann die Leitung, der den guten deutschen Namen Schwab trägt und somit nicht als Anglo-Amerikaner angesprochen werden kann. Damit noch nicht genug, erfahren wir aus dem in finanziellen Angelegenheiten maßgebenden Wall-Street-Journal, daß zwanzig Prozent der Aktien dieses Unternehmens in deutschen Händen sind, wohlverstanden nicht in deutsch-amerikanischen, sondern in reichsdeutschen Händen. Diese Enthüllung verblüfft uns nur, weil sie in diesen Kriegszeiten kommt. Andernfalls würden wir uns nicht im geringsten darüber wundern, deutsches Geld in irgendeiner amerikanischen Unternehmung zu finden. Arbeiteten doch dereinst in Marokko englische, belgische, französische und deutsche Kapitalisten zusammen, um die dortigen Erzlager auszubeuten! Heute entsetzen wir uns darüber, daß deutsches Geld gegen Deutschland arbeitet, daß deutsche Kapitalisten aus Waffenlieferungen an Deutschlands Feinde Gewinn ziehen, aber bei Licht besehen, ist die Sache gar nicht so wunderlich.

Es ist auch noch lange nicht das Schlimmste, was bei dieser Gelegenheit an den Tag gekommen ist. Während man von mehreren waschecht anglo-amerikanischen Fabrikanten erfahren hat, die Bestellungen der französischen und englischen Regierungen abgewiesen haben, weil sie von solchem ‚Blut- und Sündengeld' nichts wissen wollen, hat der in Milwaukee erscheinende sozialistische ‚Leader' die Namen mehrerer Deutsch-Amerikaner genannt, die öffentlich laut und eifrig für die Sache Deutschlands eintreten, während die von ihnen geleiteten Fabriken Patronen, Flinten und anderes Kriegsmaterial für England und Frankreich herstellen. Ja, es kommt noch schlimmer: es gibt in den Vereinigten Staaten Filialen reichsdeutscher Firmen, die sich an diesem Geschäft beteiligen! Hat man da noch das Recht, gegen die merkwürdige Neutralität Onkel Sams zu protestieren ...? Können wir ihn an den Pranger stellen, wenn unsere eignen Landsleute der Versuchung nicht widerstehen und das englische und französische Geld einstreichen?"

*

Ergötzlich

In einer Moschee im afrikanischen Nigerlande der Engländer ward ein von einem Eingeborenen geschriebener Brief, den er da für seine Landsleute niedergelegt hatte, gefunden. Er erzählt von den Taten der Deutschen, die er erkundet hat, wie sie den Engländern dicke Kanonen und viele Gefangene abnahmen und diese mit Ketten um den Hals nach Deutschland brachten. Die Engländer und Franzosen sind Lügner und Diebe, die Deutschen verrichten gute Taten, wieder und wieder große Taten. Wenn das alle Moslem wissen, werden sie die Engländer und Franzosen besiegen. Wer diesem Briefe glaubt, was darin steht, und ihn befolgt, wird freiwerden von Ungemach.

Die Engländer drucken den Brief ab und sagen: er ist natürlich auf deutsche Bestechung geschrieben.

Die deutschen Zeitungen drucken ihn nach und finden ihn ergötzlich. Sie bringen ihn in der familiären Belustigungsecke und schreiben voll Posemuckler Humor darüber: „Kriegsbericht eines schwarzen Diplomaten."

Das sind so kleine Unterschiede in der Begabung für Weltpolitik. Ed. H.

*

„Ihr Ruß"

Vor kurzem las ich irgendwo eine wehmütig heitere Lazarettgeschichte. Ein bayerischer Krieger wird schwerverwundet ins Spital gebracht. Der aber bleibt guten Mutes und erklärt: er dürfe gar nicht sterben, denn er hätte zuvor noch eine Aufgabe zu erfüllen. Er müsse zurück an die Front, um „seinen Ruß", der ihm die Kugel beigebracht hätte,

zu massakrieren. Der Bayer gesundet, und eines Tages trägt man in das nämliche Lazarett todwund und bleich „seinen Ruß“. Natürlich darf der nun erst recht nicht sterben. Gesund soll er werden und dann von unseres Bayern Rächerhand fallen. Inständig fleht er die Ärzte an, „seinen Ruß“ nur ja gesund zu machen und pflegt ihn aufopfernd und mit zärtlicher Sorge wie sein eigenes Kind. So werden, ohne daß es ihnen recht bewußt wird, Schlachtopfer und Rächer unzertrennliche Freunde. Bis eines Tages „sein Ruß“ grinsend den Bayer fragt: „Wann du mir schlagen tod?“ Und in den Armen liegen sich beide . . .

An dieses, wie gesagt, reichlich sentimentale Geschichtchen mußte ich immer denken, wenn ich in diesen Tagen auf die Betrachtungen stieß, die noch unter dem Donner der Geschütze uns lehrten, in Rußland den nur in die Irre geführten Freund zu schätzen. Eigentlich ist's zum Lachen. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . [Vom Generalkommando gestrichen!] . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . . Derweil aber schreiben sich Unzählige, die doch nicht durch die Bank Einfaltspinsel sind, die Finger wund, uns haarscharf zu erweisen, daß wir eigentlich nichts Besseres tun könnten, als uns nach schnell erreichtem Frieden an die zottige Russenbrust zu schmiegen. Deutschland und Rußland hätten nun einmal keine, aber auch gar keine Reibungsflächen. Und was den Völker verbindenden und einträglichen Handel angehe, seien die beiden Reiche aufeinander geradezu angewiesen. Vergebens mahnst du, daß es bei diesen Dingen nicht allein auf unsere Empfindungen und Anschauungen, sondern doch auch ein klein wenig auf die der Russen ankommt. Erinnerst, wie seit sechzig Jahren ihre Intelligenz unter verschiedenen Firmen den Kampf gegen das Deutschtum als solches vorbereitet hat, und wie im vorigen Frühjahr, als unser Militärattaché noch die wundervollsten Berichte über die Ruhe am Newastrand schrieb, des Zaren „graue Tierchen“ vom Amur und den Gestaden des Eismeeres sich langsam in Bewegung setzten, um über das in Frieden atmende deutsche Land herzufallen. Über jeden Gefangenen, der in England zwei Kartoffeln am Tage zu wenig erhält, stehen ihnen die Haare zu Berge. Nach den aus Ostpreußen Verschleppten, den geschlachteten Männern und geschändeten Frauen, nach unseren im Wundfieber in ungeheizten Viehwagen nach Sibirien „evakuierten“ Kriegsgefangenen kräht auch nicht der hitzigste Hahn: „ihr Ruß“.

Und wenn erst Friede sein wird, wird es sein wie zuvor. Die Legende von der turmhohen Freundschaft wird fröhliche Urständ feiern, und wieder werden wir wie durch ein ganzes Jahrhundert zuvor ohne Falsch und Arg der russischen Politik Vorspann und Vorschub leisten. Bis die Bevölkerung Rußlands, die schon in den letzten fünfzehn Jahren um 47 Millionen wuchs (bei einem Zuwachs von nur 12 Millionen in Deutschland), sich um neue 50 Millionen vermehrt haben wird und die Partie dann wirklich zu ungleich wurde.

Vor dem Zaren der Barbaren
Gott dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien ist sehr nah',
Sieh dich vor, Germania . . .

R. B.

*

Die Höhe!

Die „Hamburger Nachrichten“ veröffentlichen und die „Kölnische Zeitung“ übernimmt eine Zuschrift, die vor allem beweist, mit welcher Lammsgeduld der brave deutsche Mann auch heute noch ausgepolstert ist. Es wird da u. a. erzählt:

„Wer als Deutscher am Montag abend in dem kurz nach 7 Uhr von Berlin abgefahrenen Zug gen Nordwesten rollte, traf, wie uns Teilnehmer an dieser Fahrt berichten, in ziemlich erregter Gemütsverfassung 11 Uhr nachts in Hamburg ein. Und da der Zug, wie in dieser Zeit alle durchgehenden Züge, gedrängt voll war, so nahmen recht viele

deutsche Volksgenossen an dieser Erregung teil. Es ist doch Kriegszeit; wem nicht vergönnt ist, selbst im Felde für Kaiser und Reich, für Vaterland und Volk mitzustreiten, der hat Söhne, Brüder, Mann oder Vater und, was zuweilen so viel gilt als Blutsverwandte: liebe Freunde an der Front, sorgt um sie, trauert um Verwundete, in Gefangenschaft Geratene oder um Helden, die nicht wiederkehren werden, hofft, arbeitet und opfert für das gemeinsame Vaterland und seine Zukunft und ist bei aller Zuversicht auf den Sieg des Deutschen Reiches, der allein die ungeheuern Opfer segnen und uns einen vollen Ertrag dieser schweren Zeit sichern kann, ernst gestimmt. Im Zug Berlin-Hamburg aber ging es hoch her, da knallten im Speisewagen die Champagnerpfropfen, und fröhliche Herren pflogen mit lauter Stimme bei schäumendem Sekt und köstlichen Speisen, warm und kalt, eine lustige Unterhaltung. Allerdings in englischer Sprache! Erstaunt horchten die zahlreichen mitfahrenden Deutschen in Feldgrau, im Bürgerrock, im Trauergewand auf, wie sie sich dicht bei dicht in den Abteilen quetschten oder in den Fluren drängten. Aus verschiedenen Abteilen erster Klasse tönten ebenfalls die zerkauten Laute des Englisch, von Herren gesprochen, die behaglich zu dreien in den Polstern ruhten und auf die gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge reisenden Deutschen blickten. Wer von diesen Deutschen nach erledigtem Tagewerk die Reisezeit benutzen wollte, um einen Imbiß zu nehmen, mußte vor dem überfüllten Speisewagen umkehren, nach einer halben Stunde einen erneuten Versuch als vergeblich aufgeben und sich nach aber einer halben Stunde überzeugen, daß noch immer kein Platz freigeworden war. Und wer endlich das Glück hatte, anzukommen und einen Sitz zu ergattern, fühlte sich in fremder Sphäre: Englisch ringsum. Engländer in den Abteilen erster Klasse, Engländer im Speisewagen; die Deutschen wie Stiefkinder draußen vorgedrängt. Ein Bild zur Kriegszeit, in der unser Volk gegen den verruchten Anstifter des Weltgemetzels, gegen England und seine bösartigen, mordgierigen Alliierten ringt, opfert und schluchzt. Eine Anzahl gefangengesetzter Engländer war aus dem Gefangenenlager in Ruhleben freigelassen worden. Warum, gegen welche Gegenleistung Englands, ist uns Deutschen einstweilen ein Geheimnis. Wir leben im Krieg, im Krieg mit England und seinen Alliierten, denen unsere herrlichen tapfern Truppen auf den Kampfgefilden im Westen und im Osten ihre Überlegenheit gezeigt haben. Was deutsche Volksgenossen von der Fahrt im Zug Berlin—Hamburg am Montag abend erzählen, gibt in der ernsten Kriegszeit ein seltsames Bild. Kein Wunder, daß es die erregte, die es ansehen mußten; und nicht freudig erregte."

„Man weiß in der Tat nicht," bemerkt die „Köln. Ztg.", „was man mehr bewundern soll: die Ungeschicklichkeit der Eisenbahnverwaltung oder die Geduld der Mitreisenden. Es hätte unbedingt verhindert werden müssen, daß die freigelassenen Engländer in größerer Zahl mit deutschen Reisenden zusammenkamen ... In England und wohl in jedem feindlichen Auslande wäre etwas Ähnliches unmöglich gewesen; der Deutsche, der sich dort so betragen hätte, wie es diese Engländer taten, wäre auf der nächsten Station festgenommen oder von den Mitreisenden vor die Tür gesetzt worden."

Ich meinesteils bewundere entschieden mehr die „Geduld der Mitreisenden", und es erscheint mir wiederum echt — deutsch, daß nach der „Polizei" (hier der Eisenbahnverwaltung) gerufen wird, statt daß kräftige, ja äußerst fühlbare Selbsthilfe getätigt wurde. Soll denn Bismarck in alle Ewigkeit recht behalten: daß es dem Deutschen — bei allem kriegerischen Mut — an „Zivilcourage" fehlt?

*

Ihre Kultur

Aus der Schweiz wird der „Frankf. Ztg." geschrieben:

Ich habe seit Kriegsausbruch die französischen größeren Zeitungen ziemlich regelmäßig gelesen und wußte nicht, worüber ich mich mehr wundern sollte: über die niedrige

Einschätzung der Leser oder über die beispiellose Roheit der Gefühlsäußerungen. Die französischen Zeitungen müssen bei ihren Lesern auch jeden Rest von Urteilsfähigkeit als verloren voraussetzen, so plump lügen sie. Sie müssen ferner bei ihren Landsleuten an die unbedingte Herrschaft der niedrigsten Instinkte glauben, so roh und widerwärtig sind ihre Verhetzungen. Man setzt Leser voraus, die dumm genug sind, zu glauben, die kaiserlichen Prinzen stählen seidene Unterröcke, Frau Hindenburg raube Juwelen. Eine führende Zeitung bringt den Kaiser Franz Joseph als Orang-Utan und ist sicher, damit ihre Leser zu „erfreuen". Es braucht nicht gesagt zu werden, daß solche Dinge bei einer deutschen Zeitung — auch einer solchen niedrigsten Ranges — unmöglich wären. Ein noch traurigeres Kapitel bilden die Ansichtspostkarten. Bei der Berner Oberpostdirektion befindet sich ein ganzer Haufen von Karten an Kriegsgefangene, die wegen ihres beleidigenden Inhaltes beschlagnahmt wurden. Dabei bildet die Menge der aus Deutschland kommenden beschlagnahmten Karten nur einen winzigen Bruchteil der beschlagnahmten französischen „Ulk"-Karten. Aber noch mehr als dieser Unterschied im „wieviel" ist der im „wie" charakteristisch. Die deutschen anstößigen Karten verfehlen sich sämtlich durch eine gewisse allzugroße Derbheit. Haue, Dresche, Prügel spielen die Hauptrolle. Es war ein gesundes Zeichen für die Seele der deutschen Soldaten, daß aus der Front Stimmen laut wurden, die sich solche Zusendungen verbaten. Man achtet auch im Feinde den tapferen Vaterlandsverteidiger und will nicht, daß er durch Derbheit beleidigt werde. Wirkliche Gefühlsroheit habe ich auf keiner einzigen deutschen Karte gesehen. Wie anders sieht es da mit den französischen Karten aus! Eine gewisse perverse Gemeinheit ist für sie kennzeichnend. Ich will nur zwei besonders typische Beispiele erwähnen: ein blutüberströmter Holzblock, daneben ein blutiges Beil. Darüber, an einem Nagel an der Wand hängend, die abgeschlagenen Köpfe Kaiser Wilhelms und Kaiser Franz Josephs, bluttriefend, mit zur Fratze verzerrten Gesichtern. Dazu die Aufschrift: Le dernier trône des deux compères. Eine andere „Ulk"-Karte zeigt eine Gruppe lachender deutscher Soldaten, die um einen Franzosen stehen, der sich am Boden in seinen Schmerzen windet. Ein deutscher Soldat hält dem Verwundeten die Pistole vor und will ihn erschießen. Aber die andern sagen (so lautet die Aufschrift der Karte): Laß ihn noch etwas leben, damit wir uns an seinen Qualen weiden können! Wer solche „Kulturdokumente" angeschaut hat, wundert sich über nichts mehr. Er begreift es, wenn französische Gelehrte, die noch gestern aus Deutschland intellektuelle, ideelle und materielle Nahrung sogen, Mitglieder der Akademie, heute im Sauhirtenton in „wissenschaftlichen" Veröffentlichungen über Deutschland herziehen. Mit schmerzlicher Scham wenden wir uns ab. Es schmerzt uns dieses brutale Zerreißen aller Kulturbande, die zwei Nachbarvölker verknüpften, wir schämen uns für die ganze Menschheit ob der verletzten Menschenwürde.

*

Die Landstürmerin

Modeblätter bringen die Kopfbedeckung des Landsturms zur Damenneuigkeit verarbeitet, und unter die Form der Kriegermütze, die von allen das Ernsteste, Ergreifendste hat und an die durch nichts entheiligte Zeit von 1813 noch erinnert, zeichnet der entwerfende Künstler ein raffiniert animalisches, neugieriges, buntgeschminkt mondänes Gesicht mit dümmlich offen starrenden, von Pralinés verlutschten Lippen.

Ist dieser Zeichner ein stiller Ironiker? Ach nein, es ist nur, daß sie nicht mehr anders können. Man hat zu lange dafür die Zeichenkunst am Simplizissimus und an den Montmartre-Leuten gebildet. Es war auch das Logische in einer Zeit, die immer vom Umwerten reden mußte und es mächtig weit gebracht hat im Entwerten.

Daß nichts mehr heilig ist und nichts mehr vorbehalten ist, ward dieser jüngsten Gegenwart zu ihrem Zeichen. Das Kleid, worin unsere Soldaten in den Tod gehen, mußte

zum Spielzeug der reichen Kinder werden, der Lützower-Tschako, aus dem die Landsturmmütze ward, geht auf der Tauentzienstraße modisch zeitgemäß spazieren, das Burschenband einer Verbindung, das gestern der Student durchbebt von Gelübden empfing, schlingt er morgen beim Tanzfest um den ersten besten geschmeichelten Gänsebusen, Fakultäten und Hochschulen stöbern umher nach reichen Geschäftsleuten und dichterischen Eintagsfliegen, die noch keinen Dr. h. c. besitzen, das eiserne Zeichen des Kriegers, das vorbehaltendste von allen, das Sinnbild aufopfernder Todesmutigkeit, treibt Protuberanzen hinaus zum .... orden.

Und mit der Vaterlandsgesinnung verbindet sich — in gewissen Schichten — ähnliche rückhaltlose Ungeniertheit. Dieselben Leute, die Anno 1913 die Bewegung der hohen Befreiungskriege im Spottbild karikierten, dieselben, die noch vor zwölf Monaten alles fühlende, wollende Deutsche als beschränkt verhöhnten, sind heute die Lautesten und die Fingerfertigsten in der großen Sensation des Patriotismus. Wieder einmal, genau wie bei jedem vorhergegangenen Jsmus, wollen sie am vordersten dabei sein, sind sie die tönenden „Entdecker". Vom großen Umlernen sprach Meier-Gräfe das Heroldswort der Seinesgleichen und schob mit ein paar Sätzen die Leute aus der Bewegung, die gar nichts umzulernen brauchten. Wie immer sind diese die Blamierten, um ihrer Hoffnung schönsten Teil sich Sorgenden. Alles ward „Hausse" und Ebbe, ward schwabbelnde Welle; wie gerade der Wind geht, so rauschen sie auf und zerrinnen am Sande.

Jch will nicht der sein, der in diesem Patriotismus von der Schnellbleiche gar keine Werte, keine Ansätze zum wirklichen Umlernen sieht. Nur soll man nicht meinen, daß wir mit ihnen nun schon zur Deutschheit kämen. Einst zum wahrsten Wesen der Deutschen gehörte die tiefe Achtung, die Scheu, das Stumme, der bindende Takt, bis zu jener schönen „Tumbheit", der für das stärkste und heiligste Gefühl die spielenden leichten Worte sich versagen. Das aber waren die epenhaften Zeiten, die unsere Volksgüter schufen, von den großen allgemeinen „Jmponderabilien" bis zu ihrer schöpfungsmächtigen Betätigung in der Dichtung und den Künsten. Noch sind diese Fähigkeiten nicht verloren; sie sind noch da, wo das wahre Volkstum, das der alten deutschen Stämme, vorhanden ist, sie liegen nur unter dem heillosen Flugsand jener Geschwindigkeiten und Geschäftigkeiten, die sich für die Kultur ausgeben, halberstickt vergraben. Seit das „Junge Deutschland" zur Gottheit der Geister die feuilletonistische Schnoddrigkeit erhob, ist von den Schichten her, die mit der freien Bildung die Resepektlosigkeit verwechseln, die alles beleckende, befingernde Entheiligung aufgekommen, die aus jedem neuen Ästhetentum einen neuen verlogenen Sums machte, aus jeder Umwertung eine neue Entwertung, aus jedem neuen Umlernen ein weiteres Verlernen. Sind wir heute imstande, uns noch einmal von dieser Sorte der führenden Jntellektuellen zu befreien und sie zu zwingen, einer echteren deutschen Führung sich zu beugen, dann dürfen wir, weil die Kräfte da sind und sich zeigen, weil noch das Volk in seiner Ganzheit unverwüstet gesund und tiefgut ist, den neuen Morgenaufstieg Deutschlands aus diesen Schicksalsentscheidungen hoffen. Dann werden wir auch, bis in die Geschäfts- und Musterkofferkreise hinein, den lebendigen Takt wieder walten zu lassen verstehen, der die hassenden oder abgeneigten Völker ringsum mit unseren Tüchtigkeiten versöhnt, und aus dem richtig leitenden Takt des schöner und reiner befreiten Gefühls werden wir endlich auch zu einer Kunst gelangen und sie nicht fingerfertig und marktschreierisch im Wechsel der modischen Gelegenheit aus allen Zeiten und Völkern gelehrsam mehr zusammenstehlen.

Ed. H.

*

So muß es kommen

Nach der „Kieler Zeitung" hat der Landrat des Kreises Hadersleben folgende Bekanntmachung erlassen:

Am 29. März kam es gelegentlich von

Kriegsgefangenen-Transporten durch Hadersleben zu widerwärtigen Auftritten, indem den Gefangenen aus dem Publikum allerhand Aufmerksamkeiten erwiesen wurden, die der Würde unseres Volkes gegenüber unseren Feinden nicht entsprechen. Die Beteiligten sind bestraft worden. Ihre Namen werden auf Veranlassung des stellvertretenden Generalkommandos, wie folgt, veröffentlicht: 1. Cand. theol. Holer Andersen, 2. Kaufmann Lausen Holm, 3. Kaufmann H. P. Aroe, 4. Bäckermeister Andersen, 5. Fräulein Mary Lausen, 6. Geschäftsführer J. Oggesen und 7. Weinhändler H. O. Bang, alle aus Hadersleben.

*

Ein bemerkenswertes Eingeständnis

In der Feldärztlichen Beilage der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" zieht Marine-Oberstabsarzt Dr. Gennerich in einem Aufsatz über die Haut- und Geschlechtskrankheiten im Felde einen Vergleich zwischen der Quecksilber- und Salvarsanbehandlung und kommt zu dem Schluß, es sei genügend Anlaß vorhanden, „unter den heute vorliegenden Umständen der symptomatischen Quecksilberbehandlung bei der frischen Sekundärsyphilis den unbestrittenen Vorzug einzuräumen. Sie beschert uns zwar die terminmäßigen Rückfälle, die dann wieder 4—6 Wochen auf der Etappe zu behandeln sind, sie gefährdet aber keinesfalls in so ernster Weise die Felddienstfähigkeit und auch die weitere Zukunft des Patienten, wie es nach symptomatischer Salvarsanbehandlung der Fall sein kann".

Es liegt uns fern, in der gegenwärtigen Zeit den Kampf um das Salvarsan wieder aufleben zu lassen. Um der Sache willen aber glauben wir, dieses überraschende Bekenntnis eines ehedem begeisterten Salvarsananhängers festhalten zu müssen.

*

Spitteler — französischer Ehrendoktor

Also wirklich: die hier angekündigte französische Auszeichnung für den „deutschen Dichter" Karl Spitteler ist nicht ausgeblieben. Zwar der französischen Ehrenlegion ist er — noch — nicht einverleibt worden, dafür meldet aber die „Voss. Ztg.":

„Erst jetzt wird der bisher geheim gehaltene Beschluß der drei Schweizer Universitäten Neuenburg (Neufchâtel), Genf und Lausanne bekannt, dem Dichter Spitteler zu seinem 70. Geburtstag am 24. April den Doktortitel h. c. zu verleihen."

So ist das Verdienst von den Stellen erkannt und belohnt worden, für deren Sache es erworben wurde. Warum aber so „geheim"? Wir Deutschen wollen uns doch auch mit freuen, wir haben ein Recht dazu, nachdem von so berufener Seite auf so einwandfreie Weise festgestellt worden ist, welchem Lager Ehrendoktor Spitteler künftig zuzuzählen ist. So ist doch wenigstens reiner Tisch gemacht worden. Hände weg! Gr.

*

Kosmopolis

Ein ausländisches Blatt bringt die Wiedergabe einer Photographie, wie ein deutscher Verwundeter auf der Tragbahre aus dem Lazarettwagen ausgeladen wird. Es kann der Erklärung beifügen: „Der Herr mit dem weißen Bart ist der berühmte Berliner Chirurg Professor Israel." Es folgen dann Abbildungen von französischen Sanitätszügen und Sanitätskolonnen, ohne daß die darauf sichtbaren Herren mit Zylindern zur persönlichen Vorstellung gelangen.

Selbstverständlich würde das Blatt dem Professor Israel, wenn er es zu Gesicht bekäme, nicht die vielleicht beabsichtigte Freude machen. Aber auch die Bewunderung absichtsvoll Eifriger könnte in den heutigen Zeiten mit dem Spielenlassen der internationalen Fäden immerhin etwas zurückhaltender sein.

Bei den erwähnten französischen Photographien ist die Aufnahme verwundeter

Soldaten vermieden, während für die erstgenannte personenreich aufgestellte Gruppe ein leidender Deutscher als Mittelpunkt herhalten muß. Damit wird ein weitschichtiges Anstandskapitel berührt, für das es aber wohl leider vergeblich bleibt, bei unseren Geschäftsphotographen noch Verständnisse zu wecken. -f-

*

Miesmacher und Rosenroter

Welcher Typus ist der schlimmste? Preisfrage! In Friedenszeiten auch wirklich schwer zu lösen. Während des Krieges aber gibt es nur eine Antwort: Dem Miesmacher gebührt der Preis der Schande! Der Rosenrote, mag er oberflächlich, unangenehm sein, tüchtigen Leuten auf die Nerven fallen, soviel er will, er wirkt nicht schädlich. In diesen ernsten Zeiten findet er sowieso kaum Widerhall. Ich habe schon versucht, in „Schwarzsehers Glück und Ende" nachzuweisen, worin des Miesmachers Gefahr für die Nation liegt, und grade dann, wenn er ein „sorgender Patriot" ist. Er lähmt die Stimmung im Lande, die wie eine ruhige, feste Mauer hinter unserem Heer stehen soll. M. D.

*

Wer hat recht?

Aus dem kühlen Lande Tells, wo die nur noch „Intellektuellen" die Zeit zu erkennen meinen, um in der letzten Absage an jegliches stammliche Volksgefühl das schlackenfreie Modell des „wahrhaft geistigen" Weltstaats aufzurichten, kommt die naive Stimme einer Frau herüber. Einer Schweizerin, die aus einem von ihr besuchten Kurort der reichen Lungenkranken heimkehrt und in herzlichster Neutralität das Leben der beiden Parteien da oben, der Dreiverbändlichen und der Zentralmächtlichen, in einem Feuilleton beschreibt. Sie ist eine gute Schweizerin, es tat ihr wohl, endlich einmal anstatt der allbeschäftigten Luxus- und Toilettenfragen auch zwischen jenen internationalen Kranken einen Anflug der einfacheren Lebenssitten ihrer Heimat gespürt zu haben. Und wie sie das ausspricht, kommt ihr unvermittelt folgendes:

„Ein Wunsch drängt sich dem Schweizer Besucher in dieser Zeit allgemeiner Nationalisierung auf: wäre es nicht möglich, ohne der Fremdenindustrie zu schaden, daß die Anschläge in Kurhäusern, an Restaurants und Konzertlokalen der Fremdenzentren in unsern Landessprachen allein abgefaßt würden? Oder daß, wenn eine unserm Land fremde Sprache unumgänglicherweise ergänzend aufgenommen werden muß — die Probe auf diese Notwendigkeit wäre einmal zu wagen —, sie in letzter Linie, nicht in erster, wie das öfters der Fall ist, zu stehen käme? Auch wir dürften in dieser Zeit Anlaß nehmen, uns wieder auf uns selbst zu besinnen."

*

Nochmals der „deutsche" Opernspielplan

Die „Welt am Montag" regt sich darüber auf, daß wir in unserer Kritik des Spielplans unserer Opernbühnen das urtschechische Werk „Die verkaufte Braut" nicht als eine in dieser Kriegszeit erwünschte Bereicherung gelten lassen, trotzdem die Tschechen „Schulter an Schulter mit den Deutschen kämpfen". Wir haben diese Tatsache natürlich nicht übersehen, wohl aber hat die „W. a. M." nicht zu erkennen vermocht, worauf es ankommt. Ein tschechisches Werk gewinnt trotz des Bündnisses für uns nicht an Kulturwert. Gerade, wenn die Kunst nichts mit Politik zu tun hat, wie die „W. a. M." hervorhebt, brauchen wir bei der Aufstellung des Spielplans uns nicht von Bündnisrücksichten bestimmen zu lassen, sondern von künstlerischen und kunstpolitischen. Doch über den Begriff „nationale Kunstpflege" gedenken wir uns mit der „W. a. M." nicht zu unterhalten, da wir das für aussichtslos halten.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart
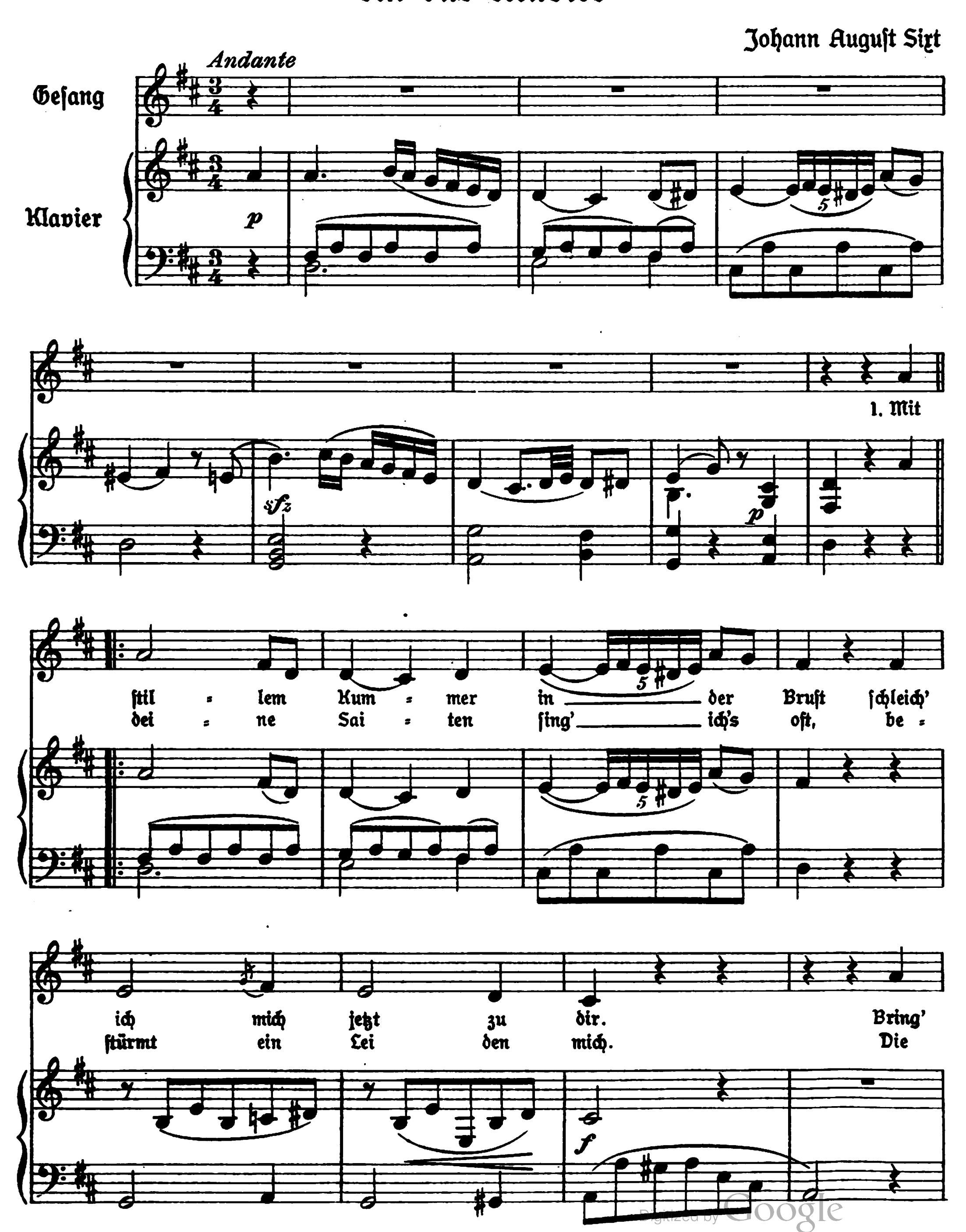
Der Türmer
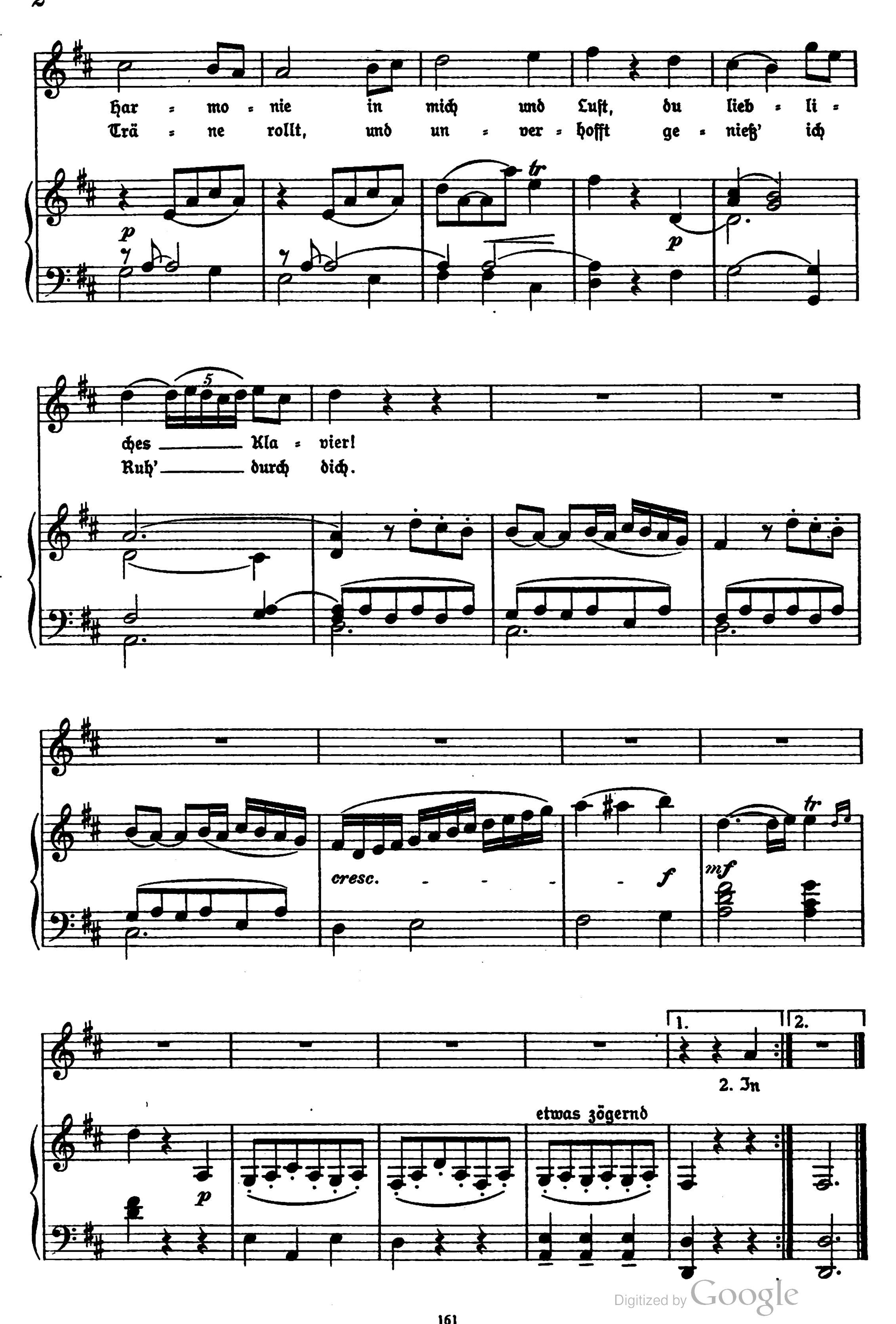
Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 16 — 2. Maiheft 1915

An das Klavier
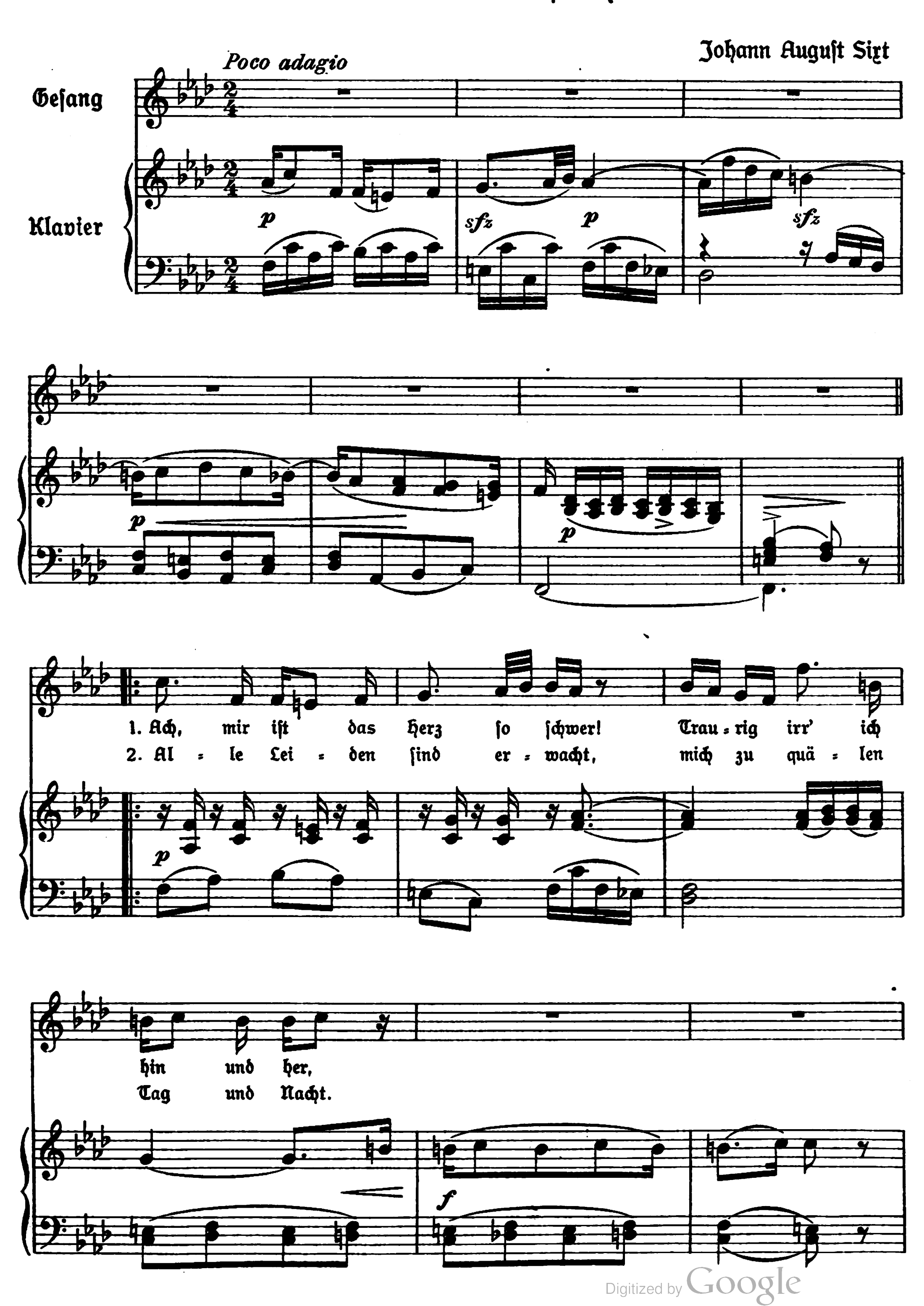
Johann August Sixt
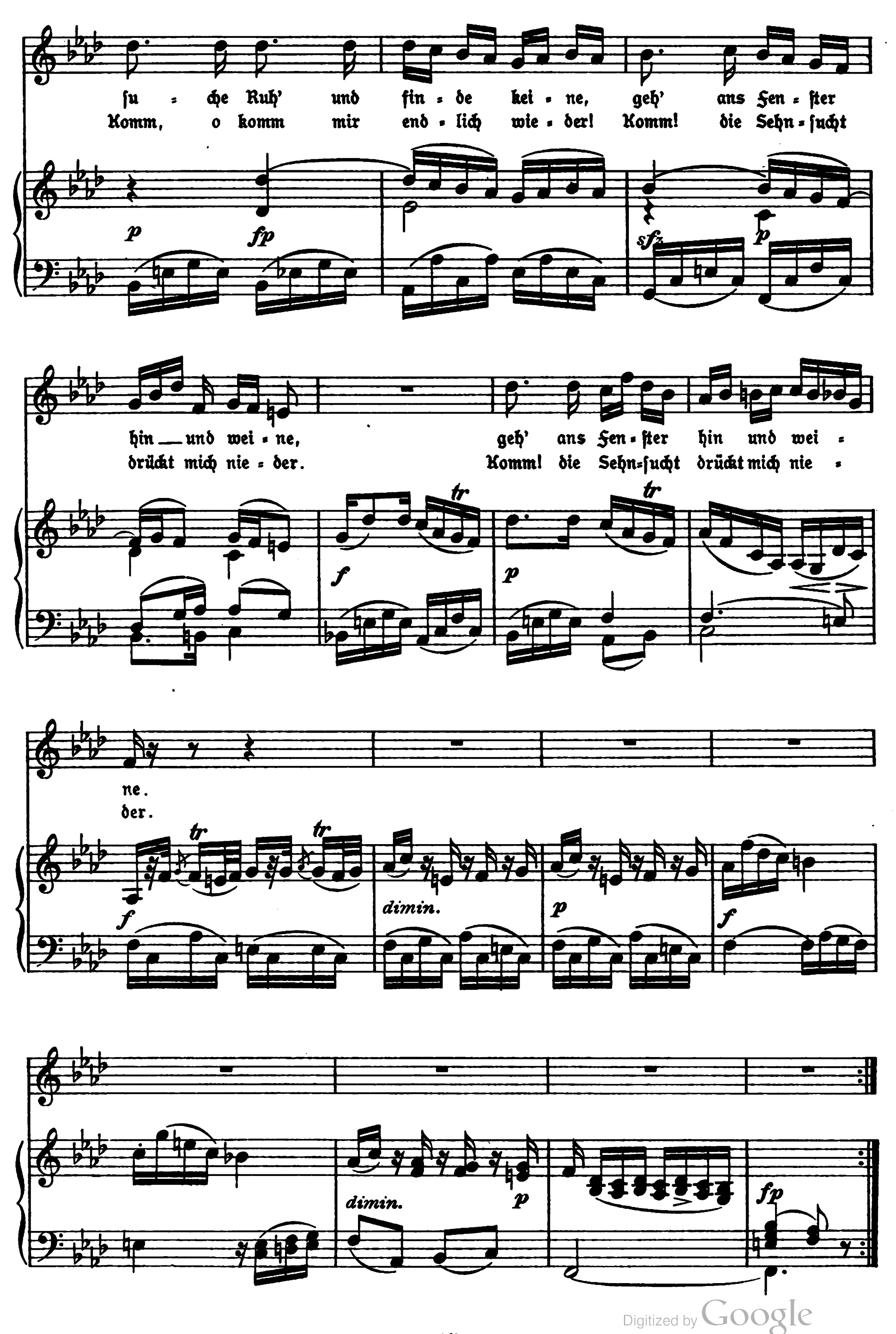



Har - mo - nie in mich und Luft, du lieb - li -
Trä - ne rollt, und un - ver - hofft ge - nieß' ich
ches Kla - vier!
Ruh' durch dich.
cresc.
etwas zögernd
1.
2.
2. In

Lied in der Abwesenheit

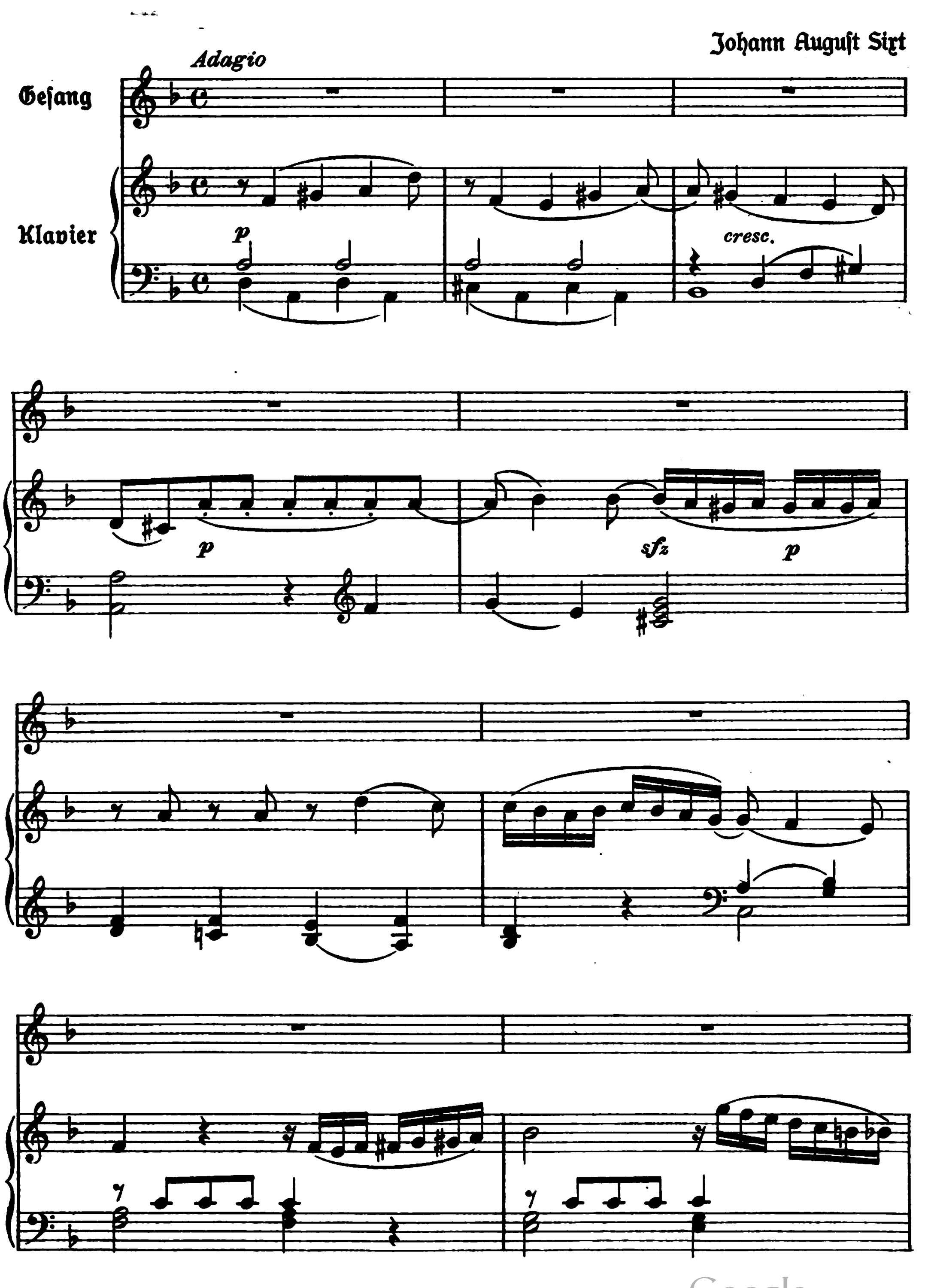
Johann August Sixt
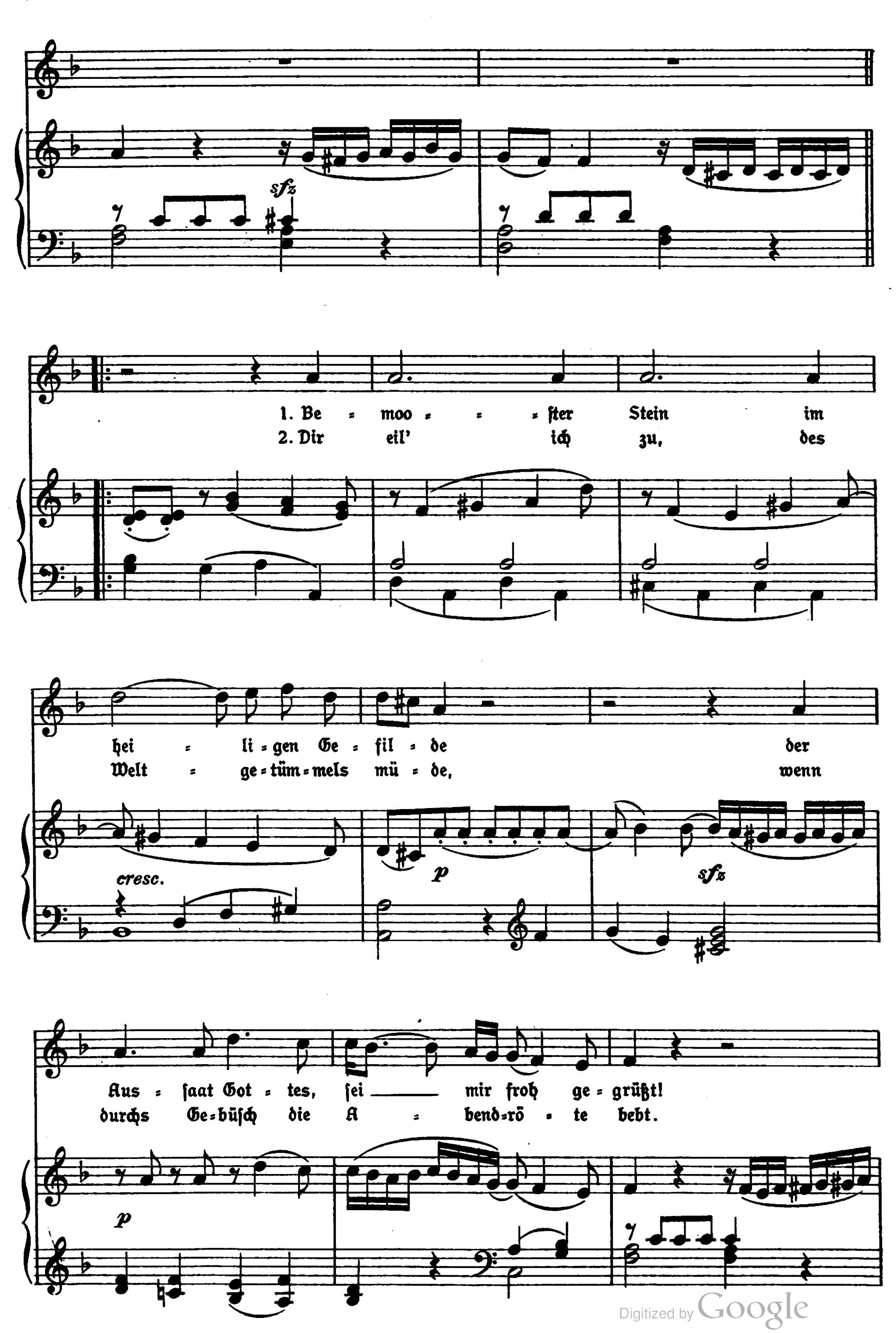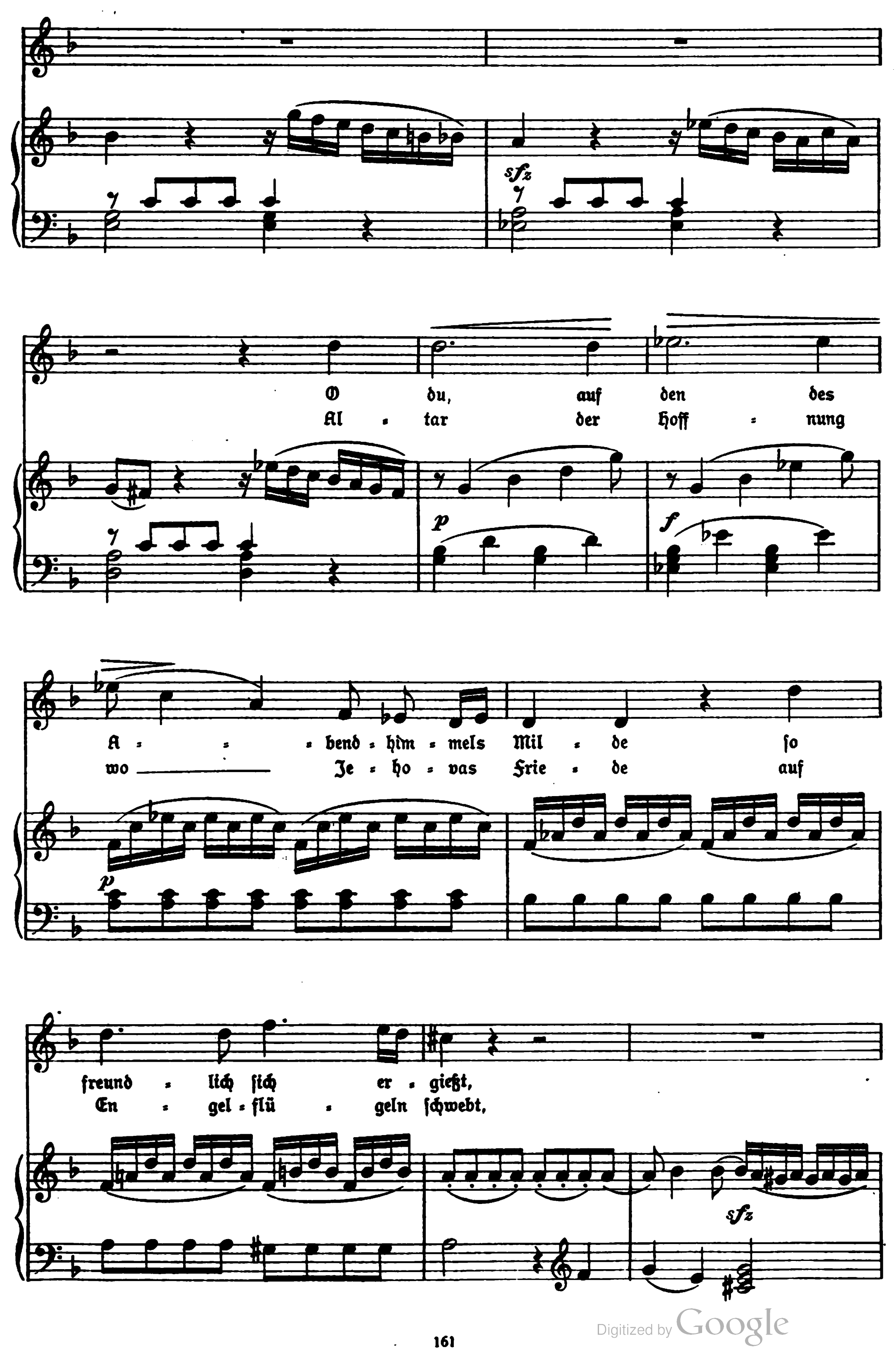



su - che Ruh' und fin - de kei - ne, geh' ans Fen - ster
Komm, o komm mir end - lich wie - der! Komm! die Sehn - sucht
p
fp
sfz
p
hin — und wei - ne,
drückt mich nie - der.
geh' ans Fen - ster hin und wei -
Komm! die Sehn - sucht drückt mich nie -
tr
f
p
ne.
der.
tr
f
dimin.
p
f
dimin.
p
fp
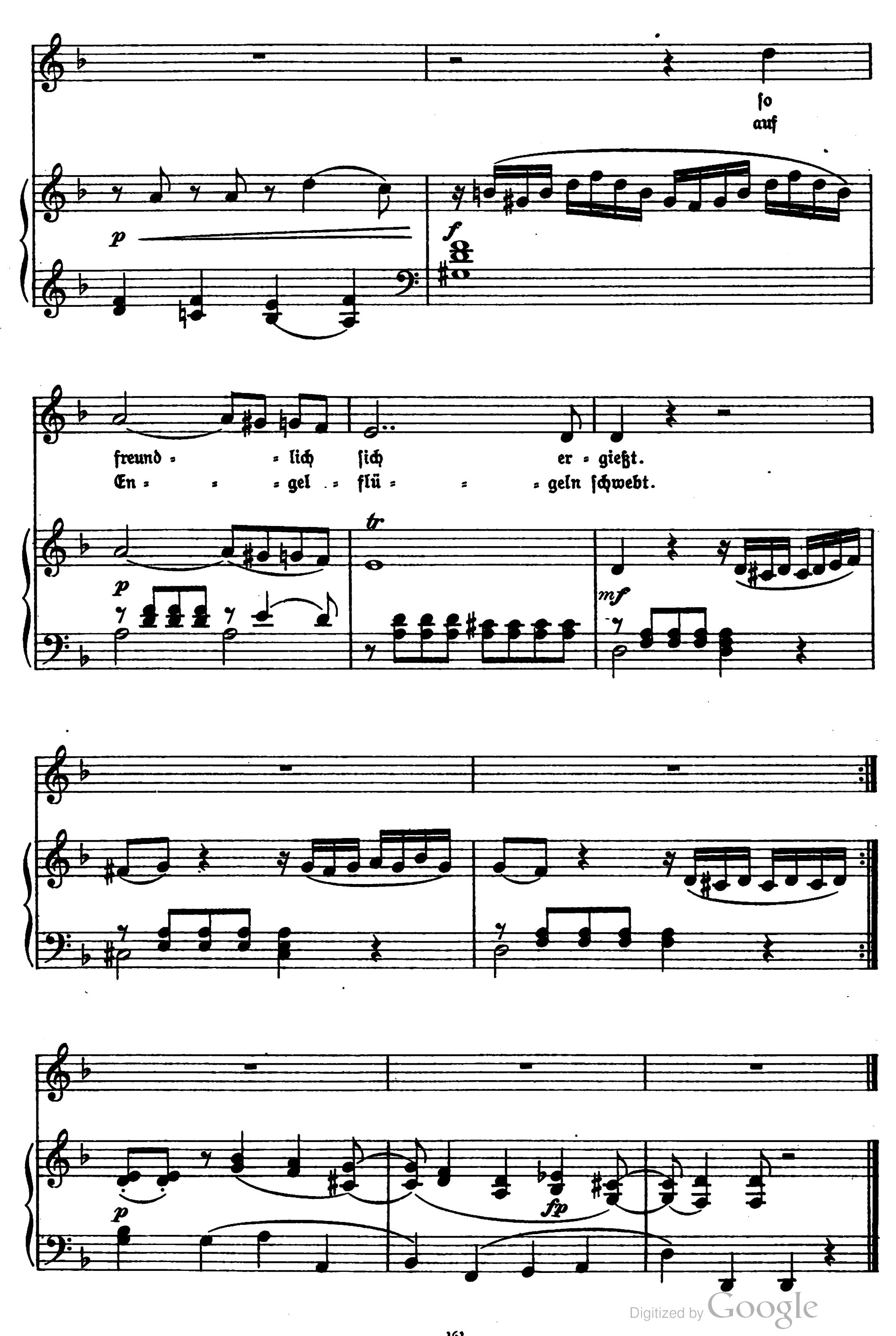
Der Grabstein

Johann August Sixt




1. Be = moo = = ſter Stein im
2. Dir eil' ich zu, des
hei = li = gen Ge = fil = de der
Welt = ge = tüm = mels mü = de, wenn
Aus = ſaat Got = tes, ſei mir froh ge = grüßt!
durchs Ge = büſch die A = bend = rö = te bebt.
sfz
cresc.
p
sfz
p


sfz
O du, auf den des
Al - tar der Hoff - nung
p
f
A - - bend - him - mels Mil - de so
wo ___ Je - ho - vas Frie - de auf
p
freund - lich sich er - gießt,
En - gel - flü - geln schwebt,
sfz



Digitized by Google



Dorf an der vlämischen Küste (T) C. Jacquet



XVII. Jahrg. Erstes Juniheft 1915 Heft 17

Die Urheber des Krieges in Frankreich

Von Dr. M. Ritzenthaler

Als ich seinerzeit eine längere Arbeit über die Gefahr des „wiedergeborenen“ Frankreichs, das „seinen Stolz gefunden hat“, in dieser Zeitschrift veröffentlichte, wurde ich teils als Bangemacher, teils als Kriegshetzer verschrien, unter anderem auch vom Pazifisten H. Fried, dem Herausgeber der Friedenswarte, jener Zeitschrift also, die vom größten Massenmörder aller Zeiten, von Carnegie, finanziell unterstützt wird. Nun ist ja der Krieg da, und daß Frankreich in diesem Kriege eine große Widerstandskraft entwickelt, das kann man wohl ruhig zugestehen.

Es wäre aber müßig, wollte man sich etwa als guten Propheten aufspielen, und das „ich hab's ja gleich gesagt“ liegt mir fern. Anders verhält es sich mit der Frage, wer in Frankreich eigentlich den Krieg gewollt hat, oder besser gesagt, wer bei unserem westlichen Nachbarn für den Krieg verantwortlich zu machen ist.

Daß hierüber bei uns eine vollkommene Uneinigkeit herrscht, lehrt ein Blick in unsere Zeitungen; nach wie vor begnügt man sich, um dies Problem zu erklären, mit den abgedroschensten Schlagworten und tritt mit Temperament ewig die gleichen Gemeinplätze platt, kurz, man hat nichts gelernt und nicht einen Papageienschrei vergessen. Sucht man nach der letzten Ursache dieser Unzulänglichkeit, so findet man sie in der bei uns gehegten Wahnvorstellung eines demokratisch-

Dorf an der vlämischen Küste — C. Jacquet



XVII. Jahrg. Erstes Juniheft 1915 Heft 17

Die Urheber des Krieges in Frankreich

Von Dr. M. Ritzenthaler

Als ich seinerzeit eine längere Arbeit über die Gefahr des „wiedergeborenen“ Frankreichs, das „seinen Stolz gefunden hat“, in dieser Zeitschrift veröffentlichte, wurde ich teils als Bangemacher, teils als Kriegshetzer verschrien, unter anderem auch vom Pazifisten H. Fried, dem Herausgeber der Friedenswarte, jener Zeitschrift also, die vom größten Massenmörder aller Zeiten, von Carnegie, finanziell unterstützt wird. Nun ist ja der Krieg da, und daß Frankreich in diesem Kriege eine große Widerstandskraft entwickelt, das kann man wohl ruhig zugestehen.

Es wäre aber müßig, wollte man sich etwa als guten Propheten aufspielen, und das „ich hab's ja gleich gesagt“ liegt mir fern. Anders verhält es sich mit der Frage, wer in Frankreich eigentlich den Krieg gewollt hat, oder besser gesagt, wer bei unserem westlichen Nachbarn für den Krieg verantwortlich zu machen ist.

Daß hierüber bei uns eine vollkommene Uneinigkeit herrscht, lehrt ein Blick in unsere Zeitungen; nach wie vor begnügt man sich, um dies Problem zu erklären, mit den abgedroschensten Schlagworten und tritt mit Temperament ewig die gleichen Gemeinplätze platt, kurz, man hat nichts gelernt und nicht einen Papageienschrei vergessen. Sucht man nach der letzten Ursache dieser Unzulänglichkeit, so findet man sie in der bei uns gehegten Wahnvorstellung eines demokratisch-

parlamentarischen Frankreichs, eines Staates also, dessen Volk über sein eigenes Schicksal zu entscheiden vermag, dank allgemeinem Stimmrecht und Parlamentarismus. Nun weiß und wußte man, daß die Mehrzahl des französischen Volkes den Krieg bestimmt nicht wollte, man weiß ferner, daß die größte und damit, wie man es so glaubt, herrschende Partei Frankreichs durchaus friedfertig war — um so krampfhafter die allseitig unternommenen Versuche, das Rätsel, wie dies Frankreich zum Kriege getrieben wurde, ohne allzu gewagte Sophistik zu erklären.

Wir müssen demnach vor allem wissen, wer in den letzten Jahren vor dem Kriege in Frankreich geherrscht hat, d. h. welches die maßgebenden Faktoren der dritten französischen Republik waren.

Wie bekannt, beruht die Kraft eines Staates in hohem Maße in seiner wirtschaftlichen Stärke; dies vornehmlich in Friedenszeiten. Die wirtschaftliche Stärke ihrerseits beruht bei allen hochzivilisierten Staaten seit fast einem halben Jahrhundert zum größten Teil auf dem Kredit, der äußerlich in den Kreditinstituten und dem Bankengewerbe überhaupt zum Ausdruck kommt. Dessentwegen mag zunächst diese, vielleicht unerwartete Seite der dritten Republik erörtert werden; wir werden später sehen, daß für diese Reihenfolge bei einer Skizzierung der maßgebenden Faktoren des gewesenen „Bankiers der Welt" sehr triftige Gründe sprechen.

Das Herz des französischen Wirtschaftslebens, das ihm immer wieder das frische Blut, das Geld nämlich, spendet, ist die Bank von Frankreich. Geleitet wird dieses Institut von etwa zwanzig Männern, darunter den drei von der Regierung bestimmten Gouverneuren. Ebenso nun, wie die Bank von Frankreich den Effektenmarkt beherrscht, tut dies das zweite Hauptorgan, der „Crédit Foncier", hinsichtlich des Immobilienmarktes; falls dies Institut seine Hypotheken realisierte, befände sich ein Fünftel des gesamten französischen Bodens in seinem Besitze ... Auch der „Crédit Foncier" wird von wenigen Angehörigen der numerisch sehr beschränkten „Haute-Finance" geleitet. Stellen diese beiden Institute gewissermaßen die Reserve dar, so werden die kämpfenden Bataillone von vier gewaltigen, eigentlichen Kreditinstituten gebildet, dem „Crédit Lyonnais", der „Société Générale", dem „Comptoir d'Escompte" und dem „Crédit industriel et commercial"; diese haben über ganz Frankreich und dessen Kolonien ein engmaschiges Netz von Filialen gespannt, dem nur wenig erspartes und verfügbares Kapital entgeht. Das Hauptgeschäft dieser vier Institute ist das Unterbringen neuer Effekten, die mittels der sogenannten „Banques d'affaires" emittiert worden sind — ein Geschäft, nebenbei gesagt, bei dem rund acht vom Hundert an Kommission verdient und dem kleinen Sparer das meist sehr gering verzinsliche Papier zu forciertem Kurs aufgehängt wird.

Alle diese Institute zusammen bilden die „Haute-Banque", die von knapp 150 Männern gebildet wird.

Auch das industrielle und kommerzielle Leben Frankreichs ist trefflich organisiert; es würde zu weit führen, falls ich alle Organisationen und Korporationen nennen wollte, es sei deshalb nur das weitest bekannte „Comité Mascuraud" erwähnt, von dem der Leser größerer Zeitungen schon oft gehört haben wird.

Charakteristisch an all diesen Verbänden ist die Tatsache, daß sie in keiner Weise für den Kleinhandel oder die Kleinindustrie in Betracht kommen; der französische Kleinhändler oder kleine Industrielle zählt nicht, sondern er bildet mit seinesgleichen eine amorphe, innen- wie außenpolitisch ziemlich farblose Masse.

Diese finanziellen und wirtschaftlichen Organisationen und Institute waren bis vor Ausbruch des Krieges die einzigen, wirklich ausschlaggebenden, leitenden, treibenden und hemmenden Kräfte Frankreichs, während Regierung und Parlament nichts anderes gewesen sind, als Mittel zum Zweck, Vollzieher, Ausführende. Der Hereinbruch dieses Krieges ist zum großen Teil nur dann verständlich, falls man die Tendenzen und Absichten, die Hoffnungen und Befürchtungen jener finanziellen Oligarchie kennt, die unverantwortlich, absolut und — was man unbedingt zugeben muß — geschickt die Schicksale der „demokratischen" Republik seit Jahren leitete.

Wie soll es aber einer Oligarchie möglich sein, absolut in einem Staate zu herrschen. der ja, wie jedermann weiß, demokratisch-republikanisch ist, und dessen Devise „Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit" auf jedem öffentlichen Gebäude prangt? Bei einem Volk, das um seiner „Souveränität" willen die heroischsten Kämpfe führte? Hier die Antwort: eben weil diese Oligarchie sich demokratisch gebärdete, herrschte sie unumschränkt, und gäbe es keine republikanische Demokratie, so müßte sie von der Oligarchie erfunden werden — denn anders könnte sie sich, in unserer so aufgeklärten Zeit, nicht halten.

Oligarchien waren nie beliebt; sie fanden oft ein rasches Ende, und kein Wahn ist dem Franzosen teurer, als der der Gleichheit. Deshalb warf man der eigenen Oligarchie den Mantel der Demokratie über, und siehe, er saß wie angepaßt! Stieg dem Jacques Bonhomme hie und da dennoch ein Verdacht auf, so verwies man ihn auf seinen Stimmzettel, der, wie bekannt, dem ganzen Volk die ganze Souveränität und ihm selber deren Zwölfmillionstel verbürgt. Und bescheiden begnügte man sich damit, den Parlamentarismus, die Regierung und die Presse des Landes in Beschlag zu nehmen, um eine „öffentliche Meinung" zu haben, auf die man sich verlassen durfte.

Um die Deputierten in der Hand zu haben, benutzte man das einfache Mittel der finanziellen Unterstützung bei der Wahl, wobei es auf die Richtung des Abgeordneten kaum ankam. Man hat verschiedene Deputierte; die noch Einflußlosen, von Clemenceau als „ces cochons-là" bezeichnet; den Député d'affaire, der bestimmte Interessen zu vertreten hat; den noch mehr respektierten Député financier; und schließlich jenen Abgeordneten, der zugleich Anwalt großer Unternehmungen (Kreditinstitute, Schwerindustrie usw.) ist und als solcher Gehälter bezieht, die in die Hunderttausende gehen. Die berühmtesten solcher „avocats-conseil" waren und sind, nach den Finanz. Jahrbüchern, Waldeck-Rousseau, Poincaré, Briand, Baudin, Viviani, Millerand, Etienne usw.

Der tüchtige Député d'affaire wurde „ministrable", d. h. er kam bei der Haute-Banque als eventueller Minister in Betracht. Die Ministerien selber wurden nie ohne Befragung der „Haute-Banque" gebildet — andernfalls wären sie, mittels einer kleinen Finanzpanik, schon am nächsten Tage gestürzt. Die Wahl

des Finanzministers insbesondere war fast ausschließlich Sache der Haute-Finance und fand des öfteren in irgendeinem Bankpalast statt; man liebte derartige Symbolik.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Senat; und was den „Conseil d'État" anging, so war dies vom ersten Napoleon konsolidierte Überbleibsel des alten Regime als ein treffliches Werkzeug vollkommen in den Händen der herrschenden Oligarchie.

Über Taktik und Richtlinien, nach denen die „Haute-Banque" das parlamentarische Spiel zu leiten pflegte, ließe sich sehr Wertvolles, Aufschlußgebendes sagen, aber dies würde erst recht weit führen; deshalb nur so viel: die Hauptpersonen der beliebten parlamentarischen Komödie waren die politischen Parteien, die Regisseure wurden durch den Klerikalismus, den Antiklerikalismus und den Chauvinismus dargestellt, und die Claque, die das ganze Haus mitzureißen hatte, ward von der Presse gebildet, nicht zum mindesten von der ausländischen Presse, die uns ja spaltenlang über die nichtsbedeutenden, wesenlosesten Gesten von Figuranten berichtete, die zu agieren hatten, so wie der Draht gezogen wurde. Es muß hier die Versicherung genügen, daß die französische Oligarchie in Heiterkeit und mit Gemütsruhe Kämpfe inszenierte und ihrem Verlaufe wohlwollend folgte, die den gewöhnlichen Franzosen begeisterten und bei denen für den einsichtigeren „Tätigen" manch hübscher Bissen abfiel.

Zweifelsohne wies das politische Leben Frankreichs oft, wenn auch nicht mehr in den letzten Jahren, größere Ehrlichkeit auf, doch auch dann verstand man es bei uns recht selten. Solche Momente waren der Krach der „Union Générale", der Panamaskandal, der Boulanger-Handel, die Dreifuß-Affäre — alles Versuche der Katholiken und Monarchisten, die jüdisch-protestantisch-freimaurerische Herrschaft der „Haute-Banque" zu stürzen, Hand auf die Bank von Frankreich zu legen und damit Herr im Rentnervolk zu werden. Denn ohne Herr des französischen Kreditwesens zu sein, ist eine Beherrschung Frankreichs ausgeschlossen.

Wahrhaft genial erwies sich die Oligarchie in der Verwendung der Presse. Uns guten Micheln stieg ob des revolutionären Tones, in dem oft die „Machthaber" in der französischen Tagespresse angegriffen wurden, die Zipfelmütze zu Berge; man erwartete das Ende derartig bekämpfter Herrschaft. Man wußte eben nicht oder wollte es nicht wissen, daß die gesamte große Tagespresse, fast ohne Ausnahme, vom „Gaulois" bis und mit der „Humanité" des unentwegten Herrn Jaurès, im Dienste der Oligarchie stand, und daß diese, um z. B. eine zu übermütig gewordene Regierung zu schrecken, die verschiedenen Artikel inspirierte. Eine Hauptsorge der Oligarchie war es ferner, die Presse zu teilen, um sie zu beherrschen, was dadurch geschah, daß man, mittels der Regierung (!), einmal diesem, dann dem anderen Blatt entgegenkam, hier ein Ministerportefeuille für diesen Zeitungsinhaber, dem anderen eine Konzession usw. Hierfür mußte sich die Presse dadurch erkenntlich erweisen, daß sie ihre Leser immer in der gewünschten Weise mobilisierte. So erfuhr das Ausland auf einmal, daß so und so viel Millionen Wähler das Proportionalwahlrecht verlangten — wovon diese Millionen wenige Tage zuvor auch keine Ahnung hatten, oder daß die „dignité" der Nation wieder

einmal bedroht sei — was mit dumpfem Groll empfunden wurde, und was dergleichen Humbug mehr war.

Kurz: Regierung und Presse verkehrten von Pair zu Pair, über beiden stand die Oligarchie, und das Opfer war Jacques Bonhomme; doch hatte er seine Zwölfmillionstel-Souveränität . . .

Derart verhielt es sich mit der dritten französischen Republik demokratischer Gehabung. Alle ihre Machtmittel waren in Händen weniger Männer, die sie gebrauchten, wie's ihnen gefiel. Aus welchen Gründen nun stürzte die französische Oligarchie Frankreich in den Krieg?

Da muß eines zum voraus gesagt werden: Frankreichs Oligarchie war im großen ganzen durchaus friedliebend, was teils daraus zu erklären ist, daß ein großer Bruchteil dieser Oligarchie aus Nicht-Franzosen bestand, und andererseits war man schon deshalb dem Frieden wohl geneigt, weil sich in Friedenszeit unendlich mehr verdienen läßt als mit dem Krieg (die sehr einträglichen Kolonialkriege hierbei ausgenommen).

Dennoch waren für die Oligarchie sehr triftige Gründe maßgebend, die wir hier, der bequemeren Übersicht halber, in vier Abschnitten nennen wollen.

Zunächst waren es die ehrliche Angst vor dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands und das böse Gewissen ob der eigenen, durch gar nichts gerechtfertigten und damit auf den Sand gebauten Expansionspolitik.

Dann war zum großen Teil maßgebend und ermunternd das Absterben einer Generation, die den deutsch-französischen Krieg noch erlebt und im ängstlichen Angedenken bewahrt hatte, und das Heransteigen einer jungen, von keinerlei Schuld belasteten Generation, die, wie sie glaubte, nichts zu vergessen, aber viel zu sühnen hatte.

Drittens war die Herrschaft der Oligarchie immer mehr ins Wanken geraten; und viertens und direkt ausschlaggebend war der bevorstehende Finanzkrach, der riesenhafte Maße angenommen hätte.

Jeder einzelne dieser vier Umstände wiegt schwer; bedenkt man nun, daß alle vier zeitlich zusammenfielen, so wird man verstehen, warum Frankreichs herrschende Oligarchie dem Volke das Schwert in die Hand drückte — man möchte fast schreiben: drücken mußte.

Über das Verhältnis in der wirtschaftlichen Entwicklung zwischen Frankreich und uns braucht wohl nichts mehr gesagt werden; und daß man wegen einer Expansionspolitik, die trotz Geburtenabnahme und trotz kolonisatorischer Unfähigkeit nie genug haben konnte, gerade uns gegenüber ein sehr böses Gewissen haben mußte, ist wohl verständlich. Auch über die Wesensart des „jungen, wiedergeborenen“ Frankreichs wird der Leser dieser Zeitschrift wohl unterrichtet sein; es mag vielleicht noch betont werden, daß dies „junge“ Frankreich sein Ziel auf jeden Fall verfolgt hätte, wenn nicht mit, dann gegen die herrschende Oligarchie.

Anders verhält es sich wahrscheinlich mit den beiden letzten Gründen, und deshalb ist hier ein Eingehen wohl am Platze.

Die Lage im Innern war wirklich auf die Dauer unhaltbar, der von allen Seiten auf die Oligarchie geführte Ansturm zu stark geworden. Wohl gab

es in der älteren Generation Frankreichs fast keine hochragende Intelligenz, die nicht in dieser oder jener Weise in den Dienst der Oligarchie eingespannt und oft fürstlich belohnt worden wäre, aber gegen diese Plejade von Nationalökonomen, Juristen, Soziologen, Ingenieuren, Wissenschaftlern, Künstlern, Journalisten und Schriftstellern traten in den letzten Jahren hohe Talente jener Art immer zahlreicher auf, die in ihrem „süßen Frankreich" das „Opfer gieriger Geldmänner" sahen, während, um mit Anatole France zu reden, „die scheinbare Regierung Frankreichs zusammengesetzt sei aus armen, erbärmlichen, kläglichen Teufelchen, im Solde der Finanziers". Ja, es gab sogar gerade in der letzten Zeit vor dem Kriege einige kleinere Verleger, die den wirklich außerordentlichen Mut hatten, Schriften und Pamphlete gegen die herrschende Plutokratie herauszugeben!

Hand in Hand hiermit ging ein schonungsloser Kampf gegen den französischen Parlamentarismus, gegen die französische Kammer als einer „Republik der Kameraden", in der eine unsaubere Hand die andere schmiert, gegen das gespensterhafte Parteiwesen und gegen jene berufsmäßigen Politiker, die als Anwälte der größten „Interessen" allgemein bekannt und bis jetzt allgemein gefürchtet gewesen waren. Gewiß war dieser Kampf ein bloßer Wortkampf, aber man soll in dem stark rationalistischen Frankreich die Kraft des Wortes ja nicht unterschätzen — Worten zuliebe wurden schon Tausende von Franzosen in den Tod geschickt, wegen hohlen Worten wurden von Frankreich schon Abenteuer aller Art, ja Kriege unternommen. Hohl waren jedoch die gegen die herrschende Oligarchie geschleuderten Worte gewiß nicht.

An Mitkämpfern aus allen möglichen Lagern fehlte es nicht. Die „Klerikalen" (hinter denen allerdings auch ungeheure Finanzkonzerne stehen) stießen ins gleiche Horn und warfen ihre Steine, soweit dies aus ihrem Glashaus heraus ging, die Monarchisten hatten ein leichtes Spiel darin, die vorhandene Oligarchie mitsamt ihrem Sumpf von Korruption und Käuflichkeit als ein jeder Republik notwendigerweise anhaftendes Laster zu kennzeichnen, und schließlich wurde dieser Kampf aufs wirksamste aus den syndikalistischen Arbeiterkreisen heraus unterstützt, denen das „Reformieren" zu langweilig geworden war, und die ganze Arbeit verlangten. Man wird sich vielleicht noch erinnern, daß wenige Monate vor dem Kriege die Forderung einer progressiven Einkommensteuer, jenes Schreckgespenst des wohlhabenden Bourgeois, mit einem Ernst aufgestellt wurde, vor dem das ganze Parlament erzitterte, und nicht zuletzt die Getreuen des Herrn Jaurès; denn diese wußten, daß der Syndikalist zwar „Einkommensteuer" sagte, dabei aber „progressive Konfiskation" meinte.

All dies wäre dann harmlos gewesen, falls die französische Großbourgeoisie noch über Männer von jenem Schlage verfügt hätte, die ungestraft einen Panamaskandal machten, die bei einem Entscheidungskampfe nicht nur ihre Familie, ihre Frau und ihre Kinder, sondern sich selbst aufs Spiel gesetzt hätten; aber an solchen Männern fehlte es durchaus. Frankreichs wohlhabende und reiche Bürgerklasse stand und steht heute im Zeichen des Verfalls und mußte, um den Mangel im eigenen Lager zu ersetzen, „Kinder des Volkes" mieten, wie die Briand, Bardou und Viviani, Leute von zweideutiger Herkunft und bar jener harten und beschränkten

Klassenvorurteile, die während dreier Generationen der beste Wall gegen alle Anstürme von unten her gewesen waren.

Am schlimmsten machte sich diese Führerlosigkeit jedoch dann geltend, als über den Geldmarkt Paris ein Finanzkrach von ungeheuren Dimensionen einzubrechen drohte. Wenn man im allgemeinen die finanzielle Krisis in Frankreich, die um die Mitte des Jahres 1913 einsetzte, wenig beachtete, so deshalb, weil die gleichzeitigen politischen Vorgänge die allgemeine Aufmerksamkeit vollauf in Anspruch nehmen; aber der künftige Historiker der Vorgeschichte des gegenwärtigen Krieges wird sich mit dieser Krisis aufs eingehendste, ja bändeweis zu beschäftigen haben, denn ohne sie wäre es vielleicht nicht oder doch nicht so schnell zu der Weltkatastrophe gekommen.

Verursacht wurde die französische Finanzkrisis durch das uferlose Überschwemmen des ganzen Landes mit neuen und meist minderwertigen Effekten, und dann durch die finanzielle Lage des Hauptschuldners, Rußlands, die immer prekärer wurde. Wie schon oben erwähnt, ist das Emittieren neuer Anleihen und das Unterbringen neuer Effekten seit Jahrzehnten die Hauptaufgabe und der Hauptverdienst der großen französischen Kreditinstitute gewesen. Hierbei ging man anfangs vorsichtiger zu Werke; als aber die Herrschaft der Oligarchie durch die glückliche Beendigung des Dreyfus-Handels auf lange Zeit hinaus gesichert zu sein schien, setzte eine Emissionstätigkeit ein, die rasch zum wahren Fieber wurde. Es waren vor allem südamerikanische Werte, mit denen das Gold aus dem bas de laine herausgelockt wurde, und dies milliardenweise! Anfang 1913 brach nun über verschiedene der großen, südamerikanischen Unternehmungen eine Krisis ein, die südamerikanischen Staaten weigerten sich, irgendeine Verantwortung zu übernehmen, einzelne Teilstaaten der großen Republik im Norden folgten diesem lockenden Beispiel, und damit sanken die Kurse von Effektenkategorien, die zum größten Teil auf dem Pariser Platz untergebracht worden waren. Nach und nach kommt es heraus, daß auch die höchsten Schätzungen berühmter Finanzwirtschaftler über den Umfang der Entwertung dieser Effekten viel zu niedrig gegriffen waren; Institute, wie die mit 500 Millionen arbeitende „Société Genérale", konnten nur vermittels des Eingreifens der Bank von Frankreich gerettet oder doch gehalten werden, ganze Finanzkonzerne, die ebenfalls Hunderte von Millionen kontrollierten, standen vor dem Zusammenbruch, auf der Börse folgte eine Panik der anderen trotz aller Intervention von seiten des Staates.

Und die finanzielle Lage des Hauptschuldners, des verbündeten Rußlands, wurde immer schlechter, die Verzinsung der rund 30 Milliarden französischen Goldes, das man in Rußland hineingesteckt hatte, schien immer unwahrscheinlicher zu werden. Denn nicht nur stand die Industrie des Zarenreiches ebenfalls im Zeichen einer schweren Krisis, sondern der auf die Verschnapsung des Volkes begründete Staatshaushalt selber trieb, erdrückt von der ungeheuren Steuerlast und dem Wachsen unproduktiver Ausgaben, dem Bankbruch zu, wie es ja bei einem Budget, das „auf die Zerrüttung der moralischen und ökonomischen Kräfte der großen Mehrheit der russischen Bürger" begründet war, nicht anders erwartet werden durfte. Eine einzige Mißernte hätte genügt, um das Passiv-

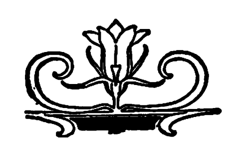
werden der russischen Handelsbilanz derart zu verschärfen, daß der Zusammenbruch unabwendbar geworden wäre.

Nun stelle man sich vor, daß beim französischen Rentnervolk, das, wie man es jetzt deutlich sieht, das Geld weit höher einschätzt als das eigene Blut (die Söhne schickt man ins Feld, das thesaurierte Gold aber nicht an die Bank von Frankreich!), jeder Bürger, fast jeder Bauer und selbst viele Arbeiter Besitzer von russischen, argentinischen, brasilianischen Wertpapieren sind; man vergegenwärtige sich, daß man, besonders in der Provinz, dem Leiter einer Bankfiliale das gleiche Vertrauen entgegenzubringen pflegt, wie man es früher etwa dem Beichtvater entgegenbrachte; und schließlich vergesse man nicht, daß man in der Allgemeinheit des französischen Volkes nichts über den wahren Umfang einer Finanzkrisis wußte, die Millionen von Menschen zwar nicht das Leben, aber ein recht hübsches Stück Geld gekostet hätte — dann wird man die wahre Lage der finanziellen, an dieser Krisis schuldigen Oligarchie Frankreichs zu würdigen wissen.

Der einzige Ausweg aus der inneren Krisis war das Heraufbeschwören einer äußeren Krisis, und so entschloß man sich, zweifelsohne nicht leichten Herzens, zum Krieg. Vom ethischen Standpunkt aus war dies ein Verbrechen, vom moralischen Standpunkt aus war es der ausgesprochene Bankerott, vom rein egoistischen, allein durch die Selbsterhaltung bedingten Standpunkt aus war dieser Entschluß vermutlich das einzige, was zu tun übrig blieb ...

Der Glaube jedoch, daß die Macht, die den Krieg in Frankreich entfesselte, noch imstande sei, ihm ein Ende zu setzen, wäre grundfalsch. Der französischen Oligarchie sind die Zügel aus den Händen entglitten, die schon vor dem Frieden schwach und zaudernd gewesen waren, die einmal und solange heraufbeschworenen Geister wird man nicht mehr bannen können. Die Revancheidee ist in furchtbarer Weise erstarkt, der Parlamentarismus steht im tiefsten Mißkredit, gewisse, vor dem Kriege allmächtige Geschäftspolitiker sind heute schon für die Laterne vorgemerkt, und die klerikalen und monarchistischen Parteien feiern einen Triumph nach dem andern. Dies gibt sich schon in der Auflagenhöhe der Presse kund; während Blätter, wie das rein von der „chantage“ lebende und mit der schmierigsten Pornographie arbeitende „Journal“ z. B., einen Auflagensturz erlebte, der in viele Hunderttausende ging, schnellte die Auflage rechtsstehender und offen klerikaler Zeitungen, z. B. die des „Echo de Paris“, um die gleiche Strecke in die Höhe.

Mit wem wir einst über einen deutsch-französischen Frieden verhandeln werden, kann man jetzt, wo in Frankreich alles im Fluß ist, noch nicht sagen; sicher ist es nur, daß wir es alsdann mit einem ehrlicheren, sauberen und zweifelsohne starrsinnigeren Partner zu tun haben werden.



Komisch

Von Fritz Müller

Er war mir draußen gleich aufgefallen. Nämlich als der ernsteste der Kompagnie. Alle waren sie lustig und guter Dinge, und hatten Grund dazu, im Erholungsquartier hinter der Front. Nur der Gefreite Franz Raffelschmidt lachte nicht und lächelte nicht. Grüblerisch blies er den Dampf von seiner Suppe. Mit runden Augen ging er umher. Und das war das Sonderbarste: Die Falten in seinem Gesicht — es waren ausgeprägte Falten — zielten alle konzentrisch auf seine Augen. Und es war klar: Der Schnittpunkt dieser Falten war ein prächtiges Gelächter. Gleich wird es klingen, scheppern oder rollen, dachte man. Aber es kam nie dazu. Daß alle diese Lächelfalten keinen Schnittpunkt hatten, das war eben das Eigentümliche. Als fröhliche Pfeile zielten und flogen sie herauf aus den Ebenen der Wangen. Aber mitten im Fluge brachen sie zusammen, wie eine Schar Vögel, die vom Höhenflug ins Röhricht fällt. Wupp, weg sind sie gewischt vom Ätherblau. Nur im Röhricht raschelt es versteckt ein bißchen. Es kann aber auch eine Täuschung sein.

Franz Raffelschmidt selbst war keine Täuschung. Aufgeschlagen war sein Buch. Nur daß man's nicht lesen konnte. Es schien verkehrt zu liegen. Und wenn man es umdrehen wollte, klappte es sich von selber zu.

„Vielleicht hat der Krieg sein Lächeln ausgelöscht?" fragte ich einen seiner Kameraden.

„Nein, so war er immer schon, gleich bei der Musterung."

„Was ist er denn?"

„Gefreiter."

„Nein, ich meine seinen bürgerlichen Beruf."

„Weiß ich nicht."

Das wissen sie selten voneinander. Sie sind Soldaten, und damit ist es gut. Der Schneider, der Gießer, der Schuster, der Buchhalter, der Professor sind versunken. Ihre Köpfe, so verschieden sie auch waren, tauchten knapp am Kriege unter und im Kriege wieder auf als Soldatenköpfe, einer wie der andere. Bis auf die Falten, die auch der Krieg nicht überbügeln konnte. Eher daß er sie vertieft hat.

„Komisch ist er manchmal, der Gefreite Raffelschmidt", sagte der befragte Kamerad hinterher.

„Komisch?"

„Ja, und gerade dann, wenn man's am wenigsten erwartet."

„Zum Beispiel?"

„Da kriegten wir neulich im Graben Front- und Seitengranaten zugleich. Es war sehr ungemütlich. So viele waren schon hinweggeputzt. Auch unsern Leutnant sahen wir die Zähne eklig zusammenbeißen. Wir fühlten es alle: Gleich kam der Augenblick, wo unsere Nerven reißen und wir den Graben räumen mußten. Da hörten wir den Raffelschmidt in der Totenstille zwischen zwei Gra-

natenschüssen mit einer ruhigen Deutlichkeit sagen: ‚Jetzt da legst di nieder — a solchene Schweinerei!‘ Wir sahen uns erstaunt an. Einer fing zu lachen an. Zwei andere fielen ein. Ich auch. Und auf einmal lachte die ganze Kompagnie, der Leutnant mit. Und die nächste Granate platzte mitten in unser Gelächter. Aber auslöschen konnte sie's nicht. Und wir hatten alle wieder unsere Nerven in der Gewalt. Und als gleich darauf der Feind stürmte, bekam er einen fürchterlich gezielten Empfang.“

„Da hat euch also der Raffelschmidt gerettet?“

„Ja, sozusagen, Herr.“

„Und hat dafür das Eiserne bekommen, wie?“

„Aber, was denken Sie auch, Herr — für einen Witz?“

„Er hat wohl öfter solche Witze gemacht, wie?“

„Ja, auch mit seinen Füßen.“

„Na, mit den Füßen kann man doch kaum Witze machen?“

„Doch, Herr, doch. Das war nämlich bei den Erkundungsgängen. Die kamen nämlich gar zu oft hintereinander. Und immer wieder sagte der Leutnant das gleiche: ‚Wer meldet sich freiwillig?‘ Natürlich waren immer zwanzig da anstatt der drei, die nötig waren. Aber wenn das gleiche immer wieder kommt, Herr, so stumpft das ab. Denn wegen der Gefahr war's sicher nicht, daß sich einmal nur mehr zehne meldeten, dann sieben, dann fünf und schließlich ausgerechnet drei. Hui, dachte ich, wie wird es morgen gehen?“

Er schwieg eine Weile in der Erinnerung.

„Nun, wie ging's dann morgen?“

„Wie's eben gehen mußte, Herr. ‚Erkundungsgang‘, sagt der Leutnant fast mechanisch, ‚Freiwillige vor‘. Keiner rührt sich. Es hat sicher nur einen Augenblick gedauert, Herr, dies Zögern. Aber es war uns allen wie eine Ewigkeit. Als seien wir gelähmt, so standen wir da. Da war es, daß plötzlich der Raffelschmidt hervortrat. Nicht heldenhaft, Herr, durchaus nicht heldenhaft. Sondern er setzte die Füße auf eine besondere gravitätische Weise. Das sah so komisch aus, daß es unsere Füße — es klingt selber komisch — zur Nachahmung förmlich reizte. Vielleicht erinnern Sie sich an Ihre Kinderzeit, Herr, wie das auf dem Spielplatz wirkte, wenn einer so was Komisches vorgemacht hat —“

„Hm, allerdings und dann?“ —

„Und dann sind dem Raffelschmidt erst zwei, dann drei, dann die halbe Kompagnie nachgestelzt. Ich war auch dabei, Herr. Meine Beine haben nicht daran gedacht, daß es auf die gefährliche Patrouille ging. Sie stelzten einfach vor die Reihe, weil der Raffelschmidt stelzte. Herrgott, waren wir froh nachher. Denken Sie mal, was das für eine Schande für unsre Kompagnie gewesen wäre, hätte der Leutnant erst befehlen müssen: ‚Der und der muß auf Ptarouille.‘“

„Und auch für diesen — diesen Witz hat er das Eiserne nicht gekriegt?“

„Nein, es hat sich nichts Besonderes auf jenem Erkundungsgang ereignet, wissen Sie.“

Später hat es sich gegeben, daß ich den Gefreiten Franz Raffelschmidt näher kennen lernte. Anfangs war er gar nicht mitteilsam. Viertelstundenlang konnte

er mir gegenüber an dem Kantinentisch sitzen, mit den Fingern auf die Platte trommeln und blanke unbeteiligte Augen machen.

Erst, als ich ihm von der Heimat drinnen erzählte, wurde er zutraulicher. Befriedigt nickte er, als ich ihm sagte, das Leben ginge seinen alten Gang. Mutters Pfanne briete wie sonst, die Fabrikschornsteine rauchten, im Theater säßen sie wie ehedem —

„Und in den Variétés?“ fuhr es ihm heraus.

„Die sind verschwunden.“

„Teufel auch —“

„Das heißt, der Name. Man heißt sie deutsch jetzt ‚Bunte Bühne‘ oder ähnlich.“

„Ach so“, sagte er erleichtert. Und auf einmal schossen die stumpf zielenden Falten auf seinem Gesicht im Augenpunkt zusammen. Er lachte.

„Hab’ schon geglaubt, sie würden mir die Arbeit genommen haben, wenn ich nach dem Krieg zurückkomme.“

Ich schaute ihn aufmerksam an.

„Sie sind also — sind also —“

„Ja, ja, ich bin Komiker von Beruf. Aber behalten Sie’s für sich. Wissen Sie, die Kameraden möchten mich sonst plötzlich — ernst nehmen. Ernst sind andere auch, während ich ihnen dann und wann ein wenig mit der Komik nützen kann. Nur dürfen Sie nicht merken, daß es mein Beruf ist — Sie verstehen?“

Ich nickte. „Ja, ja, der Humor ist schlecht daran in diesem Kriege“, setzte ich hinzu.

„Sagen Sie das nicht. Das Gegenteil ist richtig. Der Krieg hat viele Adern weit geöffnet. Auch die humoristische.“

„Aber dann verblutet sie ja.“

„Nein, befruchten tut sie. Ich habe drinnen in zehn Jahren nicht so vielen gesunden Humor erlebt wie hier draußen in zehn Tagen. Wie ein Jungbad ist es. Da reden sie immer von Werten, die der Krieg zerstört. Aber von gehobenen Schätzen, die im Frieden verstaubten, reden sie nichts.“

„Ich denke mir den Kriegshumor aber recht einseitig, nach der grimmigen Seite nämlich.“

„Wieder falsch geraten. Der ganze Fächer schillert neu, sage ich Ihnen. Und an seinen Rändern hängen jene blitzenden Augentropfen, die das Beste am Humor sind. Die haben uns gefehlt vor dem Krieg. Wie schal haben sie uns oft geschmeckt, die Suppen unseres Humors, weil jenes Salz der Tränen sie nicht würzte.“

„Und jetzt?“

„Jetzt sind die Suppen — ich will es wohl gestehen — ein wenig bitter, wenn dann und wann die Salzperlen zu ergiebig fallen, aber gesund sind sie, verlassen Sie sich darauf.“

„Hm, das ist Ihre Felderfahrung, aber mit dem Humor in der Heimat dahinten —“

„Ist es ganz genau dasselbe. Wenigstens nach den Zeitungen, die zu uns gelangen. Ihr könnt das freilich noch nicht sehen. Ihr seid euch zu nahe. Ihr

steht euch noch selbst im Wege. Und ihr würdet es vielleicht höllisch übelnehmen, mimte ich euch heute all den unfreiwilligen Humor eurer Angstmeier, eurer Miesmacher, eurer Propheten drinnen vor. Nun, nach dem Kriege werdet ihr's vertragen können, denk' ich, vielleicht schon, wenn er sich dem Ende zuneigt. Herrgott, wie ich mich drauf freue, Herr. Mit einem wahren Füllhorn Feldhumor — der ist aktiv — und einem andern Füllhorn des Humors der Daheimgebliebenen — der ist passiv — werd' ich auf der Bühne stehen können." Er strahlte. Eine kindliche Freude huschte über sein Komikergesicht.

„Und wenn mich nicht alles trügt," fuhr er fort, „so erlebe ich es noch, daß dann aus der Routine Kunst wird, echte Kunst, Herr."

Er hat es nicht erlebt, der Gefreite Franz Raffelschmidt.

Als ich auf der Rückreise wieder über das Erholungsstädtchen kam, marschierte seine Kompagnie gerade wieder von einem Kampfe ins Quartier.

„Wo ist der Gefreite Raffelschmidt, bitte?"

„Den hat's gerissen diesmal, Herr." Und dann erzählte er, wie sie einen Sturmbefehl bekommen hätten. Und sie hätten alle gewußt, daß der Feind da drüben dreimal stärker war als sie. Natürlich würden sie dennoch stürmen. Aber so etwas wie Hoffnungslosigkeit saß doch dem und jenem auf den Schultern und grinste. Da habe der Raffelschmidt diese Gesichter auf einmal nachgeahmt, aber zehnmal multipliziert, so daß es aussah wie Zahnweh oder Bauchweh. Und er habe erklärt, er habe jetzt die Ehre, die Wandlungen des Herrn Angstmeier in der Heimat beim Lesen unverstandener Depeschen einem geehrten Publikum vorzuführen. Und sie hätten alle lachen müssen. Lachen müssen, daß ihnen fast die Tränen gekommen seien. Und es sei sicher, daß sich mancher ein wenig geschämt hätte. Und alle Hoffnungslosigkeit sei wie weggeblasen gewesen. Frisch und lachend hätten sie zum Sturm angesetzt. Und drüben, im feindlichen Graben, hätten sie das Lachen scheppern hören müssen, und waren natürlich auf alles andere eher als einen Angriff vorbereitet. Denn daß man lachend stürmen könne, das ginge über ihren Horizont. Na, sie hätten sie herausgeschmissen auf der ganzen Linie —

„Und dabei ist der Raffelschmidt gefallen?" sagte ich.

„Nein, dabei nicht. Erst eine Stunde drauf, als er nach Verwundeten gesucht habe. Da sei einer gelegen, den habe die Kugel in dem Augenblicke getroffen, als er selbst gerade abdrücken wollte. Dann sei er in dieser Zielstellung wie ein Lebender dagelegen. Der Raffelschmidt habe es kopfschüttelnd gesehen und wollte ihm das Gewehr aus der Hand nehmen. Durch diese Bewegung habe der Finger des Toten abgedrückt. Die Kugel sei dem Raffelschmidt glatt durchs Herz gegangen. Und da hätten sie beide still nebeneinander gelegen."

„Ist das nicht — nicht komisch?" schloß der Erzähler, der sich um keinen Preis weich zeigen wollte.

„Komisch?" sagte ich betroffen, „dann wäre er also seinem Berufe bis zuletzt treu geblieben, der Komiker Franz Raffelschmidt."

„O, ein Komiker war er also, der Raffelschmidt? Dann — dann —". Er stockte fast verlegen.

„Nun, was haben Sie sagen wollen?"

„Ach, ich dachte nur, wenn er jetzt das Eiserne Kreuz bekommen hätte, das der Hauptmann schon für ihn bestellt haben soll, dann — dann —“

„Nun, dann hätte er sich sicher sehr gefreut.“

„Ja, das schon. Aber glauben Sie nicht, wenn er es nach dem Krieg oben auf der Bühne als Komiker getragen hätte, so wäre das — so wäre das doch — doch komisch gewesen, nicht?“

Ich dachte nach.

„Ja,“ sagte ich, „von einer eisernen Komik, die wir nach dem Kriege bitter nötig haben werden.“

Genesung · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Nur zag gewöhnte sich mein Fühlen
An meiner Jugend Wiederkehr;
Nun streicht der Lenz mit zärtlich kühlen
Händen die Wimpern, die sich schwer
Dem neuen Tag entgegen heben.
Still: von den schwanken Birkenzweigen,
Die sich im tiefen Blau verweben,
Tropft durch das schattenlose Schweigen
Der Amsel unverhofftes Lied, —
Ein Gruß aus langentwöhntem Leben.

Mit plötzlichem Erinnern flieht
Mein Denken über Winterkälte
In blaß entschwundne Zeit zurück:
Einst lag auf bronzebraunem Felde
Des Herbstes wehmutsvolles Glück,
Als wir mit rasch gewecktem Mute
Die Gräben stürmten, Mann an Mann.
Da lag ich schwer in dunklem Blute
Und lauschte, wie es rann — und rann,
Und hörte die Geschütze grollen,
Und wie sich fern die Schlacht verlor..
Und dann die weichen, friedevollen
Töne der Amsel nah am Ohr!
Und immer nur die süßen Lieder,
Bis Nacht um meine Augen sank — —
— — — — — — — — — — — —

Wie lange lag ich bleich und krank
Und starrte zweifelnd auf mich nieder?
Nun hör' ich dich, mein Vogel, wieder
Und seh' die blanke Sonne glänzen,
Und werde meiner selbst bewußt —,
Und Dankgebete ohne Grenzen
Weiten die eingesunkne Brust.



Hindenburgs Schicksal
Von Erich Everth

Zunächst stutzt man vielleicht: er ist doch ein Schicksal, hat er auch eins? In Wahrheit ist uns seine Größe um so kostbarer, weil das Schicksal, das ihm widerfuhr, fast so groß ist wie das, das er für andere wurde. Er gehört zu den Geistern, die spät zur Erfüllung kommen, denen das Geschick erst nach einem langen Leben das Werk gönnt, um dessenwillen dieses ganze Leben auch rückwärts gesehen einen unvergleichlich höheren Sinn und Rang bekommt. Aber er ist nur ein spät Wirkender, nicht ohne weiteres auch einer der spät Gereiften, wie man sie unter Forschern und Künstlern, oft Männern ersten Grades, kennt; denn diese waren und sind unabhängiger von äußeren Bedingungen, ihre späte Entfaltung lag mehr an ihnen selber. Er dagegen hätte vor fünf Jahren, vor zehn, ja wohl vor zwanzig dasselbe leisten können wie jetzt, — wir sehen an seinen Helfern Ludendorff und Hoffmann, was schon von diesen Lebensaltern auf dem Gebiete der Strategie zu erreichen ist.

Hindenburg also ist wie ein Baumeister, der Zeit seines Lebens immer nur Grundrisse und Aufrisse auf dem Papier zeichnen durfte und nun im Alter den denkbar größten Bauauftrag erhielt, den ein großes Volk überhaupt zu vergeben hat. Wie ein solcher Baumeister mit einer Wollust des Arbeitens und Vollendens bei seinem Werke stehen würde, um zu sehen, mit den Augen zu trinken, wie sich Steine und Mörtel zu Mauern fügen, wie körperlich, leibhaft, in der wirklichen Luft die Gebilde seines Geistes sich aufrecken, sich Platz verschaffen und sich nie wieder verdrängen lassen im Raume, wo sich hart die Sachen stoßen — so mögen die Augen des großen, gealterten Feldherrn seit Beginn dieses Krieges die unendlichen Kolonnen, bis hinab zum letzten Heeresgerät, jeden Trainwagen, jedes Reservepferd gesehen haben und immer noch sehen unter dem inneren Jubel seiner Seele: „Wirklichkeit!"

Das ist im kleineren und kleinen ja die Kriegsempfindung aller Berufssoldaten, das ist im großen immer die Empfindung des geborenen Feldherrn — am stärksten wird sie in diesem Fall eines ganz großen, aber schon bejahrten Heerfürsten sein.

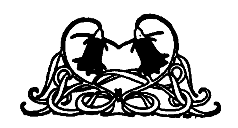
Wir hören, wie er längst in Pension lebte, bereits abgefunden mit einem tragischen Schicksal, wie er dann mit der Mobilmachung noch einmal Hoffnung faßte, aber wieder Wochen warten mußte, nachdem er sich zur Verfügung gestellt, und auch die neue Hoffnung schon wieder aufgegeben hatte —: und man kann sich den Aufruhr, den Sturm, mit dem in seiner Seele sich die ungeschwächten Lebens- und Schaffensenergien in höchste Bereitschaft setzten, als er den Oberbefehl bekam, wohl kaum elementar und frühlingshaft genug vorstellen! Vor Toresschluß, als der Abend schon sinken will, öffnen sich plötzlich die Tore noch einmal weit, weiter als je; und die Sonne scheint stillzustehen, nein zurückzuwandeln und noch einmal in die Mittagshöhe zu steigen, um ihm Zeit zu geben, sein Tagewerk zu vollbringen. „Sonne, stehe still!" so ähnlich mag in seinem Leben früher öfter sein Gefühl

geklungen haben, wie in jenem israelitischen Heros, als er die große Schlacht schlagen wollte und wirklich jene Worte betete. — Nun aber, nach der Erfüllung, wird ihn ein Gefühl durchziehen, für das es abermals nicht bessere Worte gibt als jenes andere biblische „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren".

Nun ist dieses Leben wie ein Kunstwerk durch langes Zurückhalten zu einem unerhörten Glücksfall gestaltet, aus der Tragödie ist ein Mysterium geworden. Denn die demütige Religiosität, die diesem Starken eigen sein soll, ist gewiß erst ganz zu ihrer Blüte gekommen, als er erlebte, wie etwas, worüber er gar keine Macht hatte, sich gewährend zu ihm niedersenkte, so daß er es zuerst kaum zu begreifen vermochte und ihm nur Dank übrig blieb für den ganzen Rest seiner Tage (so schrieb er der Stadt Hannover). An wen soll man solchen überströmenden Dank richten — Erlebnisse wie dieses ergeben echte Religion.

Das ganze übrige Leben dieses Mannes wird ein Ausatmen sein in der Befriedigung der inneren Ruhe, der endlich gewonnenen, nach zerreibenden Zweifeln von Jahrzehnten, die wir uns vorstellen können, und die gelautet haben mögen: „Bin ich der Mann von größtem Format, als den ich mich in Augenblicken geistigen Schauens fühle, oder bin ich nur ein Begabterer unter vielen kommandierenden Generälen?" Das Genie hört sicherlich immer eine innere Stimme, die ihm sagt, was es leisten könnte, aber Gewißheit kann diese Stimme nicht geben, und auch eine Gewißheit über das, was ein solcher Mann leisten könnte, vermöchte ihm ja nicht zu genügen, da er eben in Wirklichkeit leisten will und zeigen, wer er ist. Wie Großes aber in Wirklichkeit in ihm lag, das, darf man annehmen, hat er nicht einmal ahnen können. Denn auch er hat die Ausmaße und Verhältnisse dieses Weltkrieges nicht voraussehen können, auch für ihn hat es zweifellos Überraschungen gegeben. Jetzt — so könnte unsereiner denken — wird er vielleicht die Empfindung haben, daß ihm kaum noch Zeit genug bleibe, um ganz ins Gleichgewicht und zur inneren Ruhe zu kommen, nach der endgültigen, unumstößlichen Gewißheit; aber die unerschütterliche Ruhe ist längst eine seiner größten Eigenschaften — sie wird um so bewunderungswürdiger, wenn man sich das grandiose Bild eines solchen Innenlebens auszumalen versucht.

Denn dieser Mann der gewaltigsten Leistungen für Millionen Volksgenossen hat in seinem innersten Eigenleben Dinge von nicht geringerer Kraft erlebt, als die Taten sind, die fortan die Weltgeschichte nennt. Das ist für uns das gefühlsmäßig Wohltätigste an dieser Erscheinung: daß wir einmal einen ganz überragenden Menschen, dessen Arbeitsgebiet den weitaus meisten unter uns völlig fremd ist, innerlich glauben erfassen zu können, daß wir, bescheidener gesagt, wenigstens eine bestimmte große Vorstellung haben, wie es in ihm aussehen mag. Nicht am wenigsten dadurch ist seinem Bilde in uns die dauernde Lebendigkeit gesichert.



Onkel Sam als ehrlicher Makler

Von Dr. Frhrn. v. Mackay

In politischen Kreisen kriegführender wie neutraler Mächte, namentlich in solchen, wo früher das Blasen auf der Weltfriedensschalmei üblich war, wird heute vielfach der Abbau der Mauer des Völkerhasses als ein dringendstes Gebot der Zeit hingestellt. Im Prinzip mag die Forderung berechtigt sein; ob derlei wohlgemeinte Mahnungen praktische Nutzwirkung haben, darüber kann man immerhin zweierlei Meinung sein. Denn des Menschen gemeine Natur ist es, daß er gerne nützliche Vorgaben der Tugendhaftigkeit, die er selbst nicht besitzt, von anderen heischt; so sind auch hier die lautesten Advokaten für die Versöhnung zunächst unter denjenigen zu finden, die in der organisierten Verleumdung Deutschlands das Höchstmaß geleistet haben und, während sie diesem den Friedenspalmwedel in die Hand drücken, nicht im geringsten — wie es der Lusitania-Fall neuerdings bewiesen hat — daran denken, auf irgendeine neue Hetze gleicher verlogener Art zu verzichten, wenn es ihren Zwecken dienlich ist. Ja, es zeigt sich schon jetzt sehr deutlich, daß, genau wie es früher mit den berüchtigten Anbiederungslockrufen der Ententehäuptlinge ging, hinter der Maske der Verträglichkeit die Falschheit lauert, die auf neue Übertölpelung des braven deutschen Michels ausgeht.

Diese Tatsache wird sehr deutlich sichtbar, wenn man auf eine eigentümliche Blüte achtet, die neuerdings am Baum der amerikanischen Presse, und zwar an demjenigen Ast treibt, der nichts als ein Ableger des britischen Harmsworth-Hetzpressesyndikats ist, die also vorab aus Blättern von der Art des „New York Herald“, der „New York Times“ und „New York Tribune“ entgegenduftet. Hier wird nämlich systematisch von Anglo-Amerikanern, die aus dem Vereinigten Königreich kommen, teilweise auch scheinbar unter der Maske von „wohlwollenden Neutralen“ in Deutschland umhergereist sind, für eine Verständigung zwischen England und Deutschland Stimmung zu machen gesucht und Propaganda getrieben. Das Leitmotiv ist stets dasselbe: der eigentliche Erbfeind des Deutschen Reiches sei Frankreich mit seinem blinden, verbohrten Revanchehaß. Der Engländer hingegen denke viel zu sachlich, empfinde viel zu nüchtern, als daß er nicht jetzt schon trotz aller Posen erbitterter Feindschaft im Grunde seines Herzens die militärischen wie die staatspolitischen und wirtschaftlichen Leistungen, überhaupt das nationale Heldentum Deutschlands bewundere und anerkenne; mit London sei daher viel eher ein Einvernehmen auf dem Boden vernünftiger, sachlicher Erwägungen möglich, als mit Paris.

„Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! Das Gebackene
Vom Leichenschmaus gab kalte Hochzeitsschüsseln.“

Der Zweck der Übung, deren Drahtzieher offenbar an der Themse sitzen und hier, vom Londoner Nebel gedeckt, methodisch Masche an Masche des neuen Fangnetzes ihrer Heuchelei knüpfen, ist nur zu klar. John Bull beginnt es mählich auf-



Gewitter in den Broeders-Dünen bei Ostdunkerke — E. Schönleber

Beilage zum Türmer

zudämmern, daß er Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft des deutschen Gegners weit unterschätzt hat, und daß ihm eine Sturmernte für den Kriegswind, den er frevlerisch gesät hat, bevorsteht. So werden die Teller vom Leichenmahl der deutsch-britischen Versöhnung für die Hochzeits-Friedensfeier wieder herumgereicht, wird in echt englisch-hinterlistiger Politik die Last des deutschen Hasses auf den verbündeten Franzmann abzuwälzen gesucht, Bruder Jonathan aber als Mittelsmann des Geschäfts angeworben. Und diesem ist die Mission sehr willkommen. Denn auch er hat ein schlechtes Gewissen und weiß, daß ihm Deutschland seine eigenartige Neutralität mit dem Milliardengewinn aus Waffenlieferungen, die uns unendlich viel Blut und furchtbare Verlängerung des Kriegselends gekostet haben, so bald nicht vergessen wird. Die Rolle als ehrlicher Makler zu spielen, böte ihm also doppelten Vorteil: erstens beim Friedensschluß ein gewichtiges Wort mitsprechen zu können, und zweitens sich England zu verpflichten, als dessen Schutzherr in der Not zu erscheinen und es nicht nur finanziell, sondern auch politisch in den Griff seiner Macht zu bekommen.

Das ganze taktische Manöver macht der Geriebenheit der Politiker jenseits des Kanals alle Ehre, dürfte aber dennoch ein Schlag ins Wasser bleiben. Denn der gutmütige Deutsche ist nun wirklich mehr wie genug belehrt, was Gutes ihm angelsächsischer Wind zuweht. Wir wissen, daß für uns der kaltblütige, rechnende Brite ein tausendmal gefährlicherer Gegner ist, als der hitzige Franzose, daß für uns der Anglo-Amerikaner mit seiner kriegsgeschäftlichen Betriebsamkeit in dieselbe Feindschaftskategorie gehört und daß, wenn irgendwo, so hier, beiden Genossen gegenüber das Danaer-Mahnwort von denen gilt, die am meisten zu fürchten sind, wenn sie Geschenke bringen.



Ich spür' in meinem Grab den milden Mai...

Geschrieben im Mai 1914 zu dem Beethoven-Largho op. 70
von dem am 14. Okt. in Nordfrankreich gefallenen 24jährigen

Paul Ernst Köhler

Mir ist, als ob ich nun gestorben sei,
Und dennoch lebte tief im Weltgetriebe.
Ich spür' in meinem Grab den milden Mai,
An Blüten reich und überreich an Liebe.

Und über meinem Grabe streift ein Duft,
Geheimnisvoll und süß von den Syringen.
Die Nachtigall belebt die dunkle Luft
Mit ihrer Klage seelenvollem Klingen.

Für mich blüht nichts. Das Lied klingt mir todtraurig,
Als tropften von den liebsten Wangen Tränen.
Im Weidenbaume steht der Mond so schaurig.
Ich bin doch tot. Warum starb nicht mein Sehnen?





Auch ein Kriegsproblem

Die gegenwärtige Zeit unerhörten äußeren und inneren Erlebens stellt uns vor so viele ungelöste und unlösbare Fragen, daß es gestattet sein mag, auf ein eigenartiges und schwieriges psychologisches Problem hinzuweisen, dessen Lösung auch jetzt nicht erreicht, aber vielleicht weiter vorbereitet werden kann bei vorsichtiger, kritischer Würdigung der hier in Betracht kommenden Geschehnisse. Es ist längst bekannt und wissenschaftlich anerkannt, daß es beim Zusammentreffen besonderer und nicht gerade häufiger Vorbedingungen zu den sehr eigenartigen Erscheinungen *seelischer Fernwirkung* kommen kann. Wie sich aus der folgenden kurzen Betrachtung ergeben wird, ist die Zeit seelischer Hochspannung, die so viele jetzt durchleben, ganz hervorragend geeignet, die erwähnten Vorbedingungen zu schaffen. Die als seelische Fernwirkung gekennzeichneten Dinge wie Fernahnungen, Ferngesichter u. a. gehören dem Gebiete der Psychologie zu, der durchaus ernst zu nehmenden Wissenschaft von dem Wesen, den Kräften und der Tätigkeit der Seele.

Es ergibt sich für jeden, der an dieses schwierige und so leicht abseits führende Gebiet vorurteilsfrei und klaren Kopfes herantritt, die unbestreitbare Tatsache, daß unter allen „Geistergeschichten“, die erzählt werden, eine besondere Form am häufigsten vorzukommen und am hartnäckigsten festgehalten zu werden pflegt. Es sind dies die mit großer Bestimmtheit immer wieder vorgetragenen Berichte von Fernwahrnehmungen beim Tode oder bei schweren und ungewöhnlichen Unglücksfällen Nahestehender, von Eltern, Kindern, Gatten oder Freunden. Eine ganze Literatur für sich bilden allein die Fälle, in denen sich z. B. einem fernen Kinde die Sterbestunde der Mutter genau und charakteristisch angezeigt haben soll durch die vermeintliche körperliche Erscheinung der Gestorbenen, durch schwere und auffallende Angstzustände, ganz bestimmte Ahnungen usw. Die Häufigkeit und Bestimmtheit, mit der diese Dinge behauptet werden, und der in manchen Fällen durch Nachprüfung und einwandfreie Zeugen erbrachte Beweis läßt es nicht zu, *alle* diese Vorkommnisse durch Zufall, Selbsttäuschung oder Betrug „erklären“ zu wollen, mögen diese Motive auch oft genug im Spiele sein. Es bleibt ein gewisser Kern von Tatsachen, die nicht mit einem Achselzucken oder einer großartigen Redensart zu erledigen sind. Es ist nicht immer ein Zeichen von Überlegenheit, derartige Dinge unbeachtet zu lassen, sondern gelegentlich auch von Beschränktheit! Die Unmöglichkeit einer befriedigenden Erklärung berechtigt niemals zu unbedingter Ablehnung. Mit dem Begriff des Unmöglichen sollten gerade wir modernen Menschen recht zurückhaltend sein, wenn wir nur an unserer Großmütter mutmaßliche Auffassung bei einer ihnen gemachten Voraussage von Strahlen, die das Körperinnere sichtbar machen, und von Telegraphie ohne Draht denken.

Zunächst mögen hier zwei Fälle von Fernwirkung der geschilderten Art kurz wiedergegeben werden, die ich durchaus zufällig aus denkbarst „unverdächtigen“ Quellen erfuhr, und die besser als alles andere, die Bedeutung von Kriegszeiten für die Beurteilung dieser Fragen dartun:

Ein alter, wackerer Landbriefträger a. D. und ehemaliger kurhessischer Husar, der siebzigjährig mit seiner gleichalterigen Lebensgefährtin an Voß' „redlichen Tamm“ erinnerte, und in dessen stiller, einfacher Feierabendhäuslichkeit ich mich damals zum Staatsexamen vorbereitete, berichtete schlicht und doch anschaulich, wie in der auf den Tag der Schlacht bei Wörth folgenden Nacht in dem kleinen hessischen Dorfe, in dem er damals noch lebte, plötzlich und ohne jeden erkennbaren Grund die beiden großen Hunde eines Bauern sich wie unsinnig zu gebärden anfingen, heulend durch das Haus gerast seien, ohne sich durch die Leute beruhigen zu lassen, bis es ihnen gelungen war, in das Zimmer des im Kriege befindlichen Sohnes einzudringen, in dem sie sich winselnd niederlegten, und aus dem sie sich in der Nacht nicht mehr entfernen ließen. Nach einigen Tagen erhielt aber der Bauer die Mitteilung, daß sein Sohn in dieser Nacht an seiner am Tage vorher bei Wörth erlittenen Wunde gestorben sei. Die Hunde hatten beide mit großer Liebe an dem jungen Bauern gehangen. Was hier von der Tierseele gilt, kann natürlich auch jederzeit für des Menschen Seele zutreffen, wie der zweite mir ebenfalls durchaus glaubwürdig berichtete Fall zu beweisen scheint: Eine Obersteigerswitwe, deren gleichfalls bereits ergrautes Haupt den Verdacht der Aufschneiderei nicht gerade wahrscheinlicher macht, erzählte mir einige Zeit später ganz von selbst, ohne im geringsten durch mich zu derartigen Berichten angeregt worden zu sein, ein eigenartiges Erlebnis aus ihrer Kindheit: Im Jahre 1849 lebte die damals Dreizehnjährige mit ihren Eltern und Geschwistern in einem einsam und abseits im mitteldeutschen Berglande gelegenen sogenannten Zechenhause, das zu einem halb schon aufgegebenen Bergwerksbetriebe gehörte. Hier erwachten sämtliche Bewohner eines Nachts durch das starke Geräusch und Empfinden eines bei geöffneten Fenstern ununterbrochen durch das Haus brausenden Sturmwindes, der aber unerklärlich sein mußte, da draußen vollkommene Windstille herrschte. Das Ungewöhnliche dieser Erscheinung ist wohl dadurch gekennzeichnet, daß diese mit der Natur vertrauten Menschen unter dem Rätselhaften des Vorganges erschauerten und, wie die alte Frau sich noch deutlich zu erinnern vermochte, die ganze Familie niederkniete, während der Vater das Vaterunser laut vorbetete — —. Nach einigen Wochen erfuhr die Familie, die diese Nacht wohl genau im Gedächtnis behalten konnte, daß der älteste Sohn, der in Schleswig-Holstein im Felde gegen die Dänen stand, in derselben Nacht durch Herzschuß getötet sei!

Diese beiden Erlebnisse vermögen selbstverständlich keinen Anspruch auf völlige Beweiskraft zu erheben, und der Skeptiker zweifle weiter! Aber manch einer wird mir wohl darin beipflichten, daß diese beiden Fälle in Anbetracht sowohl der berichtenden Persönlichkeiten als auch von mancherlei Nebenumständen an Vertrauenswürdigkeit nicht allzuviel zu wünschen übrig lassen. Eine befriedigende Erklärung vermag bis jetzt noch niemand zu geben, wenn es auch an Versuchen solcher nie gefehlt hat. Aber es darf behauptet werden, daß wir in bezug auf Erklärungsmöglichkeiten doch einige Anhaltspunkte und Richtungslinien besitzen, die nicht immer genügend beachtet werden. Während die theologischen und philosophischen Deutungen das Problem einer Lösung bisher nicht näher zu bringen vermochten, gibt uns die exakte Naturwissenschaft in ihren neuesten großen Errungenschaften immerhin gewisse Handhaben, die uns bekannte und bis zu einem gewissen Grade vertraute Sinnenwelt mit dem anscheinend Übersinnlichen in Einklang zu bringen. Schon seit Jahrzehnten hat die Wissenschaft alle Lebensbetätigung des menschlichen Körpers auf physikalische Gesetze und chemische Formeln zurückzuführen vermocht. Für die geistige und seelische Sphäre ist das nicht gelungen, trotzdem ist man wohl berechtigt, auch hier, wenigstens teilweise, feinste chemische und vermutlich auch elektrische Vorgänge noch unbekannter Art als die eigentliche Grund-

lage auch für geistige Lebensbetätigungen anzunehmen. Unter dieser Voraussetzung kann eine der großartigsten neueren Errungenschaften, die drahtlose Telegraphie, mit Erfolg herangezogen werden, unserm Verständnis Dinge näher zu bringen, denen wir bis dahin vollständig hilflos gegenüberstanden. Wie bei den der Funkentelegraphie dienenden Apparaten eine Senderstation elektrische Wellen aussendet, die auf der hunderte, ja tausende von Kilometern entfernten Empfangsstation eine entsprechende Wirkung hervorrufen, und zwar Wellen einer bestimmten Länge stets nur auf einer für diese Wellenlänge passenden, d. h. abgestimmten Empfangsstation, so darf man von der Seele eines in einer ungewöhnlichen Lage befindlichen oder sterbenden Menschen annehmen, daß sich vielleicht infolge eine unerhörten Anstrengung oder anderer schwerwiegender Einflüsse elektro-chemische Vorgänge abspielen, die zur Aussendung elektroformer Wellen führen, die sich auf der für sie abgestimmten Empfangsstation, d. h. in der Seele eines Nahestehenden zu einer Wahrnehmung verdichten. Die Art der Äußerung ist dabei anscheinend nebensächlich und entzieht sich vorläufig noch vollständig unserem Verstehen; es kann zurzeit für uns allein darauf ankommen, ob eine seelische Fernwirkung bestanden hat oder besteht. Die Parallele zwischen drahtloser Telegraphie und seelischer Fernwirkung läßt sich im einzelnen noch erweitern: Wie z. B. die Wirkung des Induktionsstroms immer nur eintritt, wenn die Elektrizität erzeugt wird oder wenn sie verschwindet, also wenn sie stärker oder schwächer wird, so zeigt sich auch die entsprechende Induktionsfähigkeit der Seele nicht im ruhigen gleichbleibenden Verlaufe ihrer Tätigkeit, sondern stets unter dem Einfluß ungewöhnlichster Einwirkungen, bei denen es sich sowohl um eine Verstärkung als eine Abschwächung handeln kann.

Unter strengster Selbstkritik des einzelnen und kritischer Sichtung durch Berufene läßt sich vielleicht in der gegenwärtigen, ungewöhnlichen Zeit weiteres, einwandfreies Material zu dem Problem der seelischen Fernwirkung ermitteln. Die Mitteilung derartiger Fälle werde ich gern entgegennehmen.

Dr. med. Löhmann

Das größere Italien

Italien, rechnet Arved Jürgensohn im „Tag“ den interventionistischen Irrenhausaspiranten vor, hatte 1911 eine Einwohnerzahl von 34,67 Millionen, Österreich-Ungarn (1910) aber 51,4 Millionen oder 17 Millionen mehr. Dieser Unterschied der Einwohnerzahl ist jedoch in beständiger Vergrößerung begriffen. Denn die Volksvermehrung Italiens geht nicht unwesentlich langsamer vor sich. In Österreich-Ungarn wuchs beispielsweise die Bevölkerung im letzten Jahrzehnt um 9 v. H., in Italien dagegen bloß um 6,8 v. H. Wenn das so weiter geht, wird Italien in 20 Jahren etwa 39 Millionen zählen, Österreich aber 61 Millionen, also schon 22 Millionen Menschen mehr.

Diese Zahlen sind lehrreich und geben zu denken. Sie zeigen in bezug auf Österreich-Ungarn, welches keine Kolonien zur Aufnahme seines Menschenüberschusses hat, wie es mit eiserner Notwendigkeit darauf angewiesen ist, dem gewaltig stark nachdrängenden Volkszuwachs seinen jetzigen Landbesitz so unverkürzt wie nur möglich zu erhalten. Italien ist zwar weit dichter bevölkert, aber mit seinen großen menschenarmen Schutzgebieten weist es bereits den dreifachen Flächenraum der Habsburgischen Monarchie auf, 1 876 838 gegenüber 676 615 Quadratkilometer ...

In ganz Österreich gibt es (1910), wenn man die Latiner mitzählt, der Sprache nach 768 000 Italiener. In Österreich und Ungarn zusammen 803 000. Sie wohnen größtenteils in Tirol und in der adriatischen Provinz „Küstenland“, deren drei Kreise von Westen nach Osten „Görz-Gradiska“, „Triest“ und „Istrien“ sind. Die Zahl der Bevölkerung italienischer Zunge ergibt sich aus dem nachstehenden Zahlenbild.

	qkm	Einwohner (in 1000)	Darunter	
			Italiener	Nicht-Italiener
1. Tirol	26683	947	386	561
2. Küstenland	7969	894	357	537
Darunter: a. Triest	95	230	119	111
b. Görz und Gradiska	2918	261	90	171
c. Istrien	4956	403	147	256
1. und 2. zusammen	34652	1841	743	1098

Wie man sieht, sind diese Gebiete nicht entfernt rein italienisch. Auch Südtirol ist nicht ohne Sprachinseln anderer Art. Im Grenzbezirk „Görz und Gradiska" wohnen 155 000 Slawen, in Triest 57 000 (neben 12 000 Deutschen), in Istrien 223 000. Für Österreich aber ist der Besitz der einzigen großen See- und Handelsstadt Triest sicherlich eine Lebensfrage, ein Aus- und Einfuhrpunkt, auf den ein Großstaat freiwillig wohl nie verzichten wird.

Wer die Dinge als nüchterner politischer Rechner möglichst unbefangen betrachtet, würde es daher nicht verstehen können, wenn Italien etwa um Südtirol und Görz-Gradiska, also ein kleines Gebiet etwa vom Umfange Korsikas (8722 Quadratkilometer) und mit ungefähr 400 000 Italienern — darunter drei Viertel Frauen und Kinder — einen gewaltigen Eroberungskrieg zu führen beschlösse, vielleicht den größten seiner bisherigen Geschichte, einen Krieg, der möglicherweise ein Opfer von 500 000 Menschen und eine Ausgabe von vielen Milliarden erfordern würde und dabei noch mit der Gefahr rechnen müßte, daß er erfolglos oder unglücklich verliefe. Das an Ackergrund (6 Prozent) so sehr arme Alpenland Tirol böte dazu für Ansiedlung des italienischen Menschenüberschusses fast gar keinen Raum, und die alten Bewohner würden, da sie meist vom Weinbau leben, durch die neuen Zollgrenzen um ihre wirtschaftliche Wohlfahrt gebracht werden. Für Italien als große Mittelmeermacht im Wettbewerb mit Frankreich und England würde dieser Gewinn gar nichts bedeuten, wohl aber käme es, wenn es nicht mehr den Rückhalt an Österreich und Deutschland hat, in seiner Machtstellung neben den anderen nur zu leicht in eine abhängige und dienende Lage, die seinen Stolz empfindlich verletzen könnte.

Das „größere Italien" aber und die sogenannten „legitimen Ansprüche" und nationalen Hoffnungen der Italiener würden ein ganz dürftiges Flickwerk und Stückwerk bleiben, wenn nur ein paar Grenzgebiete Österreichs hinzukämen. Leben doch auch in der Schweiz allein über 300 000 Italiener, davon im Kanton Tessin 156 000. In Frankreich beträgt ihre Zahl gegen 500 000. Korsikas Bevölkerung beläuft sich auf nahezu 300 000, natürlich meistenteils Italiener. Zu den „legitimen Ansprüchen" seiner Nation rechnete Italiens Nationalheld Garibaldi aber auch Savoyen (500 000 Einwohner) und sein engeres Heimatland Nizza (143 000 Einwohner), das in einem Alpen-Departement mit 300 000 Seelen liegt. Im Juli 1860 schrieb der große italienische Staatsmann Cavour über Garibaldi: „Die Abtretung Nizzas hat ihn tief verletzt; er betrachtet sie gewissermaßen als eine persönliche Beleidigung, die uns niemals verziehen wird". Cavour gab in demselben Jahre aber auch in der italienischen Kammer den Grund dafür an. Er sagte: „Um die günstige Stimmung des französischen Volkes für Italien zu bewahren, war die Abtretung Savoyens und Nizzas unumgänglich notwendig, denn die Franzosen betrachten — ob mit Recht oder Unrecht, will ich hier nicht erörtern — diese beiden Provinzen als gesetzmäßig zu Frankreich gehörig."

Aber betrachtet die Habsburgische Monarchie, welche Tirol seit 1363, Görz und Istrien seit 1500, Triest seit 1382 im Besitz hat und ihre Abtretung nicht erst noch fordert, diese Länder etwa nicht in noch viel höherem Grade „als gesetzmäßig zu Österreich gehörig"? Braucht Italien auf ein mächtiges Nachbarland mit 51 Millionen und gewaltig wachsender Bevölkerung weniger Rücksicht zu nehmen als ehemals auf Frankreich, durch dessen Verhalten es erst genötigt wurde, im Dreibunde größere Sicherheit zu suchen? Jenes Frankreich, dessen Volkszahl heute stille steht und nur 39 Millionen beträgt, also von Italien bald eingeholt werden wird?

Doch das „Größere Italien" wäre auch mit Triest, Südtirol, Savoyen, Nizza und Korsika noch lange nicht vollendet. Tunis, das Frankreich den Italienern zu ihrem schwersten Verdrusse 1881 wegschnappte, zählt 125 000 ihrer Landsleute neben 35 000 Franzosen (darunter 10 000 Beamten) und ist fünfmal so groß wie Sizilien, größer als die Hälfte des italienischen Festlandes, und dabei wegen ganz undichter Bevölkerung noch sehr aufnahmefähig für Italiens Menschenüberschuß, der jetzt dort wegen der Schulverhältnisse schnell französiert wird. Das britische Malta, eine italienische Insel, zählt sogar 225 000 Seelen.



Englands große Seeschlacht gegen sich selbst

An der norwegischen Küste sollte vor einiger Zeit eine große Seeschlacht zwischen deutschen und englischen Schiffen stattgefunden haben. Festgestellt wurde, daß mehrere englische Schiffe, übel zugerichtet, geborgen werden mußten, mehrere sollen zu Grunde gegangen sein. Nun hat sich erwiesen, wenn's auch, wie ja nur selbstverständlich, von der englischen Admiralität abgeleugnet wird, daß deutsche Schiffe bei diesem Kampfe überhaupt nicht beteiligt waren, die Engländer also die große Seeschlacht — gegen sich selbst ausgefochten haben. Daß unser Reichsmarineamt damals nicht in der Lage war, „Näheres" über das Ereignis bekannt zu geben, erscheint hienach einigermaßen begreiflich.

Von überwältigender Tragikomik aber ist es, heute, unter dem Gesichtspunkte dieser Tatsache, die Meldungen zu lesen, die der Draht über die noch frisch rauchende fürchterliche Seeschlacht in die aufhorchende Welt verbreitete. So drahtete der Sonderberichterstatter der „Tägl. Rundschau" aus Kopenhagen:

Kopenhagen, 9. April. Nach Christiania ist aus Bergen gemeldet worden, daß am Mittwoch abend eine heftige Seeschlacht in der Nordsee in der Nähe Bergens stattgefunden habe, die bis in die späte Nacht hinein dauerte. Auf einer Insel, die eine Meile westlich von Bergen gelegen ist, wurde von der Nordsee her heftiger Kanonendonner gehört. Auch sah man das Spielen der Scheinwerfer. Der Donner der Geschütze war teilweise so heftig, daß die Fensterscheiben klirrten. Wegen der Dunkelheit konnte man nicht feststellen, wieviel Schiffe beteiligt waren.

Die norwegischen Behörden beobachten über die Angelegenheit strengstes Stillschweigen. Die Zensur verbot den Zeitungen, etwas darüber zu veröffentlichen.

Kopenhagen, 9. April. Zu der Seeschlacht an der Westküste Norwegens liegen, trotz der scharfen norwegischen Zensur, folgende näheren Nachrichten vor:

Am Mittwoch abend gegen zehn Uhr sahen die Bewohner der kleinen norwegischen Insel Sartor, in der Nähe Bergens, eine Anzahl Scheinwerfer in Tätigkeit. Kurz nach elf Uhr begann eine gewaltige Kanonade. Trotz der Dunkelheit war das Aufblitzen des Mündungsfeuers der Kanonenschlünde beim Abfeuern der Geschosse deutlich zu sehen. Das Schießen nahm beständig an Stärke zu. Die Erde auf der Insel erzitterte. Die Fensterscheiben klirrten. Die Inselbewohner versammelten sich erschreckt am

Strande. Es war unmöglich, die Nationalität der Schiffe festzustellen. Bald nach Mitternacht nahm der Kampf an Heftigkeit ab und hörte allmählich auf. Noch einige Zeit danach waren vom Strand aus eine Anzahl Kriegsschiffe sichtbar, deren Scheinwerfer das Meer absuchten.

Alle Bewohner der Insel waren fest davon überzeugt, daß es sich um eine Seeschlacht, keine Schießübung, handelte. Die Schiffe befanden sich, obgleich in der Nähe der norwegischen Küste, nicht auf norwegischem Seegebiet.

Von der kleinen Insel Utsire, die 50 Kilometer südlich der Sartorinsel gelegen ist, wurde gestern vormittag berichtet: Ein Geschwader von acht Kriegsschiffen passierte die Insel, in nordwestlicher Richtung fahrend. Die Schiffe waren so weit entfernt, daß ihre Nationalität nicht zu erkennen war. —

Es war also in der Tat eine fürchterliche Seeschlacht, die die Engländer in grimmer Erbitterung sich selbst geliefert haben. Welche von den beiden englischen kriegführenden Parteien hat nun den Sieg davongetragen?

Immer aber dürfen wir — ohne Heuchelei — in des wackeren Barden „Gottlieb" begeisterten Heldensang im „Tag" einstimmen:

Edles England siege weiter,
Schlage wieder solche Schlacht;
Stolz verkünde dann Herr Reuter
„Großer schöner Sieg — bei Nacht!" —

Umsicht hatte ihn erstritten,
Und wenn ihr auch viel verlort,
Sei der Ruhm euch nicht beschnitten,
Wenn ihr selbst in Grund euch bohrt.

„Bravo, England!" also endigt
Mein hochachtungsvoller Sang.
„Stark ist, wer den Löwen bändigt,
Stärker, wer sich selbst bezwang."



Die österreichischen Zweiundvierziger

Das vielbesprochene neue österreichische 42-Zentimetergeschütz ist eine Haubitze und wurde, wie der Kriegsberichterstatter der „Nationalzeitung" aus dem K. K. Pressequartier mitteilt, von dem Ingenieur der Pilsener Skodawerke, Kroh, hergestellt. Von dem Geschütz, das hinter der Dunajecbrücke aufgestellt wurde, gab man am 13. Januar den ersten Schuß ab. „Ich habe die Wirkung des ersten Treffers in Tarnow gesehen; eine Grube im Ausmaß von etwa sechsmal acht Meter bezeichnet die Stelle, wo das Geschoß niederfiel. Die Gebäude ringsum sind teils zerstört, teils stark beschädigt. Weit im Umkreis sprangen alle Fensterscheiben. Die Bewohner Tarnows berichten, daß das Schrecklichste gewesen sei, das Geschoß in der Luft heulen zu hören. Etwa anderthalb Minuten dauert die Zeit von der Abgabe des Schusses bis zum Einschlagen. Die Angst und Spannung während dieser 90 Sekunden sind furchtbar. Es ist Tatsache, daß viele Russen vor Schreck in Irrsinn verfielen oder erblindeten. Das klingt wie ein grauenvolles Märchen, wird aber von verschiedenen Seiten einwandfrei bestätigt. Das Geschütz stand im

Walde versteckt; auf einer eigens gebauten Feldbahn war die riesige Maschine, deren Dimensionen an eine Lokomotive erinnern, dahin gebracht worden. Unrichtig sind die Angaben, nach denen die Bedienungsmannschaft fern vom Geschütz Aufstellung nehmen muß. Der Mann, der auf Kommando den Schuß löst, befindet sich in fünf Schritten Abstand vom Geschütz. Auch die vielumstrittene Höhe 419 wurde von der Haubitze beschossen. Ein stockhohes Haus an der Dunajecbrücke wurde zum Trümmerhaufen, desgleichen das Schloß Blonje, in dem sich Russen befanden. In die Schlacht bei Szczepanowice hat das Geschütz wirkungsvoll eingegriffen. Es war dies jenes Treffen, in dem Kote 419, eine Höhe, deren Abhänge wie Alpenwiesen steil abfallen, von den Tiroler Kaiserjägern in zweitägigem Sturme genommen wurde."

Mit Krupps Zweiundvierziger-Mörser hat diese Haubitze nichts gemein, weder äußerlich, noch in ihren konstruktiven Grundsätzen. „Nur in der Wirkung", meldet der Berichterstatter des „Berl. Tagebl.", „kommt sie ihm gleich, hat aber größere Schußgeschwindigkeit. Dem Dreißigeinhalb-Motormörser ähnelt sie, um die Worte des erläuternden Offiziers zu zitieren, ‚wie das Ferkel der Muttersau'. Sie ist ein Mammut. Ihr rundes und gerilltes Maul schluckt einen Mann glatt hinunter. Ihr Geschoß hat die Größe eines vierzehnjährigen Knaben und wird durch einen elektrisch betriebenen Kran vom Zufuhrgeleise zum Rohr gehoben. Das ganze massige Geschütz ruht auf einem Kugelaufsatz, der in eine zwei Meter tiefe Grube eingebettet ist. Falsche Bäume verdeckten die erste Stellung hier am Dunajec, später wurde die Riesenhaubitze in den Wald verschoben. Sie war ursprünglich für Küstenzwecke bestimmt, wie der Motormörser für Gebirgszwecke, und mußte deshalb entsprechend umgearbeitet werden. Ihr Konstrukteur, Ingenieur Kroh, überwachte persönlich den Einbau, für den die böhmischen Arbeitsmannschaften das erstemal fünf, jetzt nur mehr zwei Tage brauchten. Die Haubitze kann alle vier Minuten einen Schuß abfeuern, bei stärkster Inanspruchnahme jede halbe Minute. Sie hat vor Tarnow dreihundert Schuß abgegeben. Der erste Schuß war Skodas Gruß zum russischen Neujahr. Er fuhr in steilem Bogen zwölf Kilometer weit nach Tarnow, wo die russischen Offiziere sich gerade mit Halbweltdamen auf einem Ball vergnügten. Die Ballgesellschaft stob in panischem Entsetzen auseinander. Das Etappenkommando und die Verpflegstation wurden schleunigst zehn Kilometer weit nach Osten nach der Bahnstation Wola Rzedzinska verlegt. Nur Feldtruppen blieben in Tarnow. Ich sah mir dort die Schußwirkung an. Die Granate schlug nachts ein Uhr in einen Hof hinter dem alten gotischen Backsteinbau des Rathauses ein. Die Rückseite der Vordergebäude ist von Sprengstücken zerhackt. Der Luftdruck sprengte alle Fensterscheiben und schleuderte durch den Flurgang den Oberteil des Haustores auf die Straße. Ein rückwärtiger Schuppen ist abgedeckt, die Seitengebäude links und rechts und die Hofmauer sind zermalmt. Mitten im Hof klafft ein sechs Meter breiter und zwei Meter tiefer Trichter. Die Russen glaubten, einen deutschen Zweiundvierziger vor sich zu haben. Man ließ sie bisher absichtlich bei diesem Irrtum. Nicht nur die physische, auch die psychische Wirkung des Riesengeschosses ist furchtbar. Die Bedienungsmannschaft steht nur fünf Schritt, umgedreht mit zugehaltenen Ohren hinter dem Geschütz, dessen Granate steil in den Himmel schießt. Die Leute in den Unterständen werden vom Luftdruck wie von einer unsichtbaren Faust weggestoßen. Der Feind aber hört durch anderthalb bis zwei Minuten das Geschoß wie eine wilde Geisterjagd heranheulen. Die übermäßige Nervenspannung löst sich erst mit dem Einschlagen des Projektils. Wer im Einschlagraum stand, zerstob in Atome. Auch von der Zivilbevölkerung erkrankten manche vor Schreck . . . Im Kampf um den Hügel 419 gab der Zweiundvierziger den Ausschlag. Das Geschütz war dort so genau eingeschossen, daß es selbst die Hindernisse vor den russischen Stellungen zerstörte und diese dadurch sturmreif machen konnte."



Gegen das Aufräumen mit alten Bräuchen

Jüngst las ich in einer süddeutschen Zeitung flammende Worte gegen unsere Nachahmungssucht ausländischen Wesens mit der Schlußforderung, jetzt endlich mit der „englischen Unsitte“ zu brechen, allen Schiffen weibliches Geschlecht zu geben und z. B. die Kaiser, die Bismarck usw. zu sagen. Wieviel Verständnislosigkeit enthält doch für den Fachmann diese Forderung!

Zunächst einmal ganz sachlich: es handelt sich hier um keine „Unsitte“ und schon gar nicht um eine „englische“, sondern um einen alten Brauch, den wir bis in die alten deutschen Hansebücher und weiter zurück verfolgen können, — um einen schönen Brauch, der so recht die Hochachtung des Menschen vor seiner Hände Werk zum Ausdruck bringt. Das Schiff wird dem Kapitän, als die Frau vertraut, die er vom sicheren Hafen über das Meer, durch Klippen und Brandung hindurch wieder in den Schutz des Hafens führen soll, der er in Not und Sturm zur Seite stehen muß, und die er nicht verlassen darf, wenn auch ihr letztes Stündlein geschlagen hat. Diese hohe Auffassung der Schiffsführung, die gerade in den Seeschlachten des jetzigen Krieges immer wieder zum Ausdruck kommt, sie besagt ja nichts anderes, als daß wir nicht nur Rechte über die uns anvertrauten Maschinen, Schiffe usw. besitzen wollen, sondern auch Pflichten gegen sie fühlen sollen. Und das ist das eigentlich Wichtige! Ein Schiff ist ja — ich möchte sagen „glücklicherweise“ — noch keine so einfache Maschine, bei der man auf ein paar Kontakte drückt, ein paar Hebel stellt und dann lustig drauf losfährt. Es hat sich seinen individuellen Charakter bewahrt; der Führer muß sich genau mit ihm befassen, muß es kennen lernen, muß seine Vorzüge und Nachteile richtig abschätzen, um so endlich das Höchste aus ihm herauszuholen. Das alles erfordert nicht nur Zeit, sondern vor allem Verständnis und Interesse, es führt aber von selbst dazu, daß der Führer allmählich mit seinem Schiff verwächst, mit ihm eine Einheit bildet, es wirklich beherrscht. Das aber wiederum ist der Schlüssel des Erfolges, nicht nur für den Führer selbst oder das ihm anvertraute Fabrikat, sondern für die Reederei — letzten Endes für die Nation, die Allgemeinheit. Denn darüber müssen wir uns klar sein: nicht der große Sportsmann fördert das Ansehen deutscher Fabrikate, der seine 10 Autos im Jahr verbraucht, stets das neueste Modell führt, nebenher noch schnell ein paar Motorboote „erledigt“, mit seiner Dampfjacht märchenhafte Geschwindigkeiten erreicht, vielleicht sogar das Fliegen praktisch ausübt — und doch keinem seiner Fahrzeuge innerlich nähertritt. Nein, zum wirklich erfolgreichen Pionier wird nur, wer sich der Mühe unterzieht, seine Maschine kennen und lieben zu lernen. Das zeigt z. B. der Krieg mit großer Deutlichkeit. Die Führer aller Marine-Einheiten, vom Unterseeboot bis zum Schlachtschiff, vom Minenleger bis zum Torpedoboot, sind mit ihren Schiffen verwachsen, kennen ihre Eigenheiten, die sie geschickt ausnutzen, wie es der Lage am besten entspricht. Aber auch bei den weit vereinheitlichten Massenfabrikaten der Kraftwagen und Flugzeuge macht sich das oben Gesagte geltend. Die weitgehenden Vereinfachungen gestatten ihre Führung bereits in kurzer Zeit, auch wenn dem Führer ihr innerer Organismus noch fremd ist; und doch — das eigentlich Große holt stets aus ihnen erst heraus, wer ihre Sprache versteht, wer mit ihnen fühlt, kurz — wer sich ihnen ernsthaft widmet. So haben wir Flugzeuge an der Front, die schon bei den vorjährigen Rennen erste Plätze belegten und die noch heute im angestrengtesten Frontdienst an erster Stelle stehen. Und nicht etwa besondere Wertschöpfungen sind es, sondern einfache Massenfabrikate, denen verständnisvolle Behandlung diese Fähigkeiten verlieh. Und weil wir uns diese verständnisvolle, fast liebevolle Stellung zu unseren Fahrzeugen, Maschinen, Werkzeugen, die uns in der Hast der letzten Jahre etwas entschwunden ist, wieder aneignen wollen, darum lasse man uns auch alte schöne Bräuche, die dies so treffend zum Ausdruck bringen! —

Dipl.-Ing. Béjeuhr

Grabbe und das deutsche Theater

(Anläßlich der Aufführung von „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ in Berlin)

Genau genommen, kann man den 23. April 1915 den Theater-Geburtstag von „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ nennen. Denn die früheren Bühnenversuche mit der Groteske waren, weiter oder enger, um sie herum gegangen. Waren Bearbeitungen gewesen. Grabbe läßt sich nicht strecken und kürzen. Mit jedem Zoll, den man ihm abhackte, ging Wesenheit verloren. Grabbe läßt sich nicht mildern, zähmen, manierlich machen. Er, der die Formen sprengte, will nicht geformt werden Auch nicht um der Bühne willen, nach deren Widerhall sein Genius schmachtete, und die er zugleich verachtete. In diesem Schicksals-Verhältnis des Dramatikers zum Theater bietet sich einer von den inneren Zwiespälten dar, die Grabbes tragisches Verhängnis waren. Auch hier tut sich die Frage auf, die den Biographen begleitet — den ganzen Lebenslauf Grabbes entlang: Kraft oder Schwäche?

Es gibt, wenn wir die in Grabbes Schöpfungen ausgeprägte Natur seines Genius allein in Betracht ziehen, losgelöst von dem intelligiblen (moralischen) Willen des Menschen, kein Schwanken bei der Antwort. Was ihn zwang, ungefüg zu sein, die Gesetze des theatralischen Herkommens zu zerbrechen, das war Kraft. Sie war stärker als der Druck der materiellen Not, stärker sogar als die Absicht, die ihn hie und da lockte, dem Theater Zugeständnisse zu machen. Die Lockung beschlich ihn nicht mehr, als er am „Napoleon“ arbeitete, seiner reifsten und bedeutungsvollsten Schöpfung. Und das Elend seiner letzten Jahre — unglückseliger als Grabbe war, trotz Günther, Bürger, Hölderlin, kein deutscher Dichter — machte seine letzten Werke („Hannibal“ und „Hermannsschlacht“) nur noch unbeugsamer.

Grabbes Briefe enthüllen manchen Zug des Ibsenschen Hjalmar Ekdal. Er war in seiner Jugend ein renommistischer Fabelhans; und ein Selbsttäuscher blieb er auch dann noch, als er die Wahrheit achten gelernt hatte. Meine Ausführungen hier sind darauf beschränkt, den Erfolg der jüngsten Grabbe-Aufführung und die Möglichkeit wünschenswerter Wirkungen zu würdigen. Versagen muß ich mir den psychologischen Nachweis, der sich übrigens jedem Kenner Grabbes von selbst erschließt: daß dieselbe Phantasie, die diesen Paria des Schicksals schöpferisch machte, ihm auch die notdürftigen Krücken leihen mußte, sich aus seiner Wirklichkeit des Elends illusionistisch emporzurichten. Der zuweilen Berge versetzende Glaube an sich selbst, ausartend in kindische Eifersucht gegen Goethe und andere klare Fixsterne, war das Öl, das seine oft hellflackernde, oft trüb schwelende Flamme brauchte, um nicht zu verlöschen.. Doch, wie viel auch von dem Glücksglanz, an den der arme Grabbe gläubig glauben machen wollte, eitle Schimäre war: was er in seinen brieflichen Geständnissen über sich und das Theater sagte, das müssen wir voll gelten lassen. Und nicht bloß als subjektive Wahrheit. Denn achtzig Jahre später beginnt nun die Zeit, es zu bestätigen.

In einem Brief an den Literarhistoriker Menzel schrieb Grabbe: „Sie wünschen mich populärer. Mit Recht. Aber theatralischer? Der Manier des jetzigen Theaters entgegenkommender? Ich glaube, unser Theater muß dem Poeten mehr entgegenkommen.“ — Der Gedanke wird wiederholt und erweitert in mehreren Briefen Grabbes an Kettembeil, den Jugendfreund und (allzu „praktischen“) Verleger. „Das jetzige Theater taugt nichts“ — so ruft er aus — „meines sei die Welt!“ Ein andermal: „Die jetzige Bühne verdient's nicht. Lumpenhunde (im besonderen gemeint scheinen Raupachs historiographische Hohenstaufendramen!) sind ihr willkommen, dafür sollen sie aber wieder zu den Dichtern kommen, so gewiß ich wieder gesund bin.“ (Er wurde nie —, war kaum je gesund!) Und wiederum an Kettembeil, als der Dichter mit dem bald fallen gelassenen „Kosciuszko“-Drama beschäftigt war: „An

das Theater denke ich dabei auch, aber verwünscht, wenn dieser hölzerne Lumpenkram, der total verändert werden, weit einfacher und doch weit großartiger werden muß, mich durch seine jetzige Äußerlichkeit gänzlich im freien Gebrauch meiner Phantasie stören sollte."

Uns, die wir uns heute noch nach der „weit einfacheren und doch weit großartigeren" Bühne sehnen, weht es aus Grabbes lapidaren Sätzen wie Morgenwind entgegen. Zu allen Zeiten haben die Dichter (die Dichter! nicht die Rollenschreiber!) ein Theater der Zukunft beschworen; so wie jeder Idealist von einer vollkommensten der Welten träumt. Von anderen unterscheidet sich Grabbe nicht etwa bloß darin, daß er die Forderung in seinem überkräftigen Freskostil herausdonnerte. Er hat außerdem mit seinen Dramen die Wurfscheibe vorausgeworfen — so weit, daß Thespis lange Zeit nicht einmal versuchte, ihr nachzukommen.

Nicht etwa die Zügellosigkeit seiner Phantasie ist seine Größe. In der Beschränkung, wie Goethe sie verstand, zeigt sich im Gegensatz zu dem zuchtlosen Grabbe der Meister. Doch es wissen die, die lahme Schindermähren „zügeln", nichts von der heiligen Wut des tollen Reiters, der den schäumenden Berserker rasen läßt, ob er selbst auch stürze, ob er auch zu blutigen Fetzen geschleift werde. Und sicher: dem Christian Dietrich Grabbe fast achtzig Jahre nach seinem Tode wünschen, daß er sich nicht vergeudet, daß er Zucht und Sitte — auch in seinen Dramen — angenommen haben möge, das hat ungefähr so viel Sinn wie der Stoßseufzer: „Ach, wäre doch der Samum ein kühler Zephir!" Grabbes verkommendes Leben, sein schauerliches Sterben und das Ungetümliche seiner feuerspeienden Dramen: all das war ihm am Tage der Geburt, nach dem Stand der Sonne im Kreise der Planeten, verhängt. „So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehn!" Und es beklagen? Ob seine ungezimmerte und unbegrenzte Bühne mehr „die Welt" war, als die andere, in deren Maße sich Goethes „Iphigenie" schickte, das ist gewiß keine Frage. Wer vergleicht die Allmutter Sonne einem furchtbar prächtigen Nordlicht? Die Welt nicht, — doch Grabbes Welt war schrankenlos. Daß Grabbe niemals trachtete, seine Welt dem „hölzernen Lumpenkram" zu unterwerfen, das war das Männliche an ihm neben vieler Schwäche. Zwar kann der Hahn nicht anders als krähen; aber auch der Stolz nicht anders als stolz sein.

Als Grabbe am 12. September 1836, noch nicht 35 Jahre alt, an Trunk und Darre starb, hatte er nur ein einziges seiner Dramen: „Don Juan und Faust", aufführen gesehen, in verstümmelter Gestalt, im kümmerlichen Theater seiner Heimatstadt Detmold. Auch noch zu seinen Lebzeiten gab man das Stück, wie späte Forschung feststellte, in Lüneburg und Augsburg. Erst ein halbes Jahrhundert nach Grabbes Tod wurde diese theatergerechteste seiner Dichtungen von großen Bühnen aus der Literaturgeschichte hervorgeholt — zu seltenen Gelegenheiten, die von der musischen Gemeinde „festlich" genannt werden. Später tauchten „Kaiser Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI.", die beiden Hohenstaufen-Dramen, in sehr verminderten Fassungen auf mehreren Bühnen auf. Theatralische Versuche sind mit „Napoleon" und sogar mit dem Tigerwurf des einundzwanzigjährigen Dichters, dem grandiosen Ungeheuer „Herzog Theodor von Gotland" gemacht worden — und mehrfach, wie schon erwähnt, mit dem höchst bizarren Lustspiel, das jetzt, zum erstenmal in fast unveränderter Urgestalt, eine verblüffend starke Wirkung bei der Berliner Aufführung erzielte.

Soll sich nun an Grabbe selbst sein tapferes Gebot erfüllen und die Bühne zu dem Dichter kommen, der so weit abseits von ihr wandelte? Nicht die „interessanten" Experimente der Dramaturgen könnten es bewirken. Geschehen kann es, weil in den Werken Grabbes, der ungereift und zu harmonischer Ausreife nicht befähigt dahinging, etwas lebt, dem späte Zeiten entgegenreifen; das nämlich, was über den Zeiten steht: das Genie. Es müßte geschehen, wenn das deutsche Theater aus der Feueresse dieses Weltkriegs geläutert hervorginge und nicht bloß, wie es gegenwärtig scheint, mit ausgegrabenen alten Schätzen Lücken der Gegenwart füllen, sondern Lebendiges dem dauernden Leben schenken wollte. Es wird geschehen,

wenn das Verstehen um sich greift, daß Grabbes mit erratischen Blöcken besetztes Trümmerfeld auch ein geheimnisvoller Samenboden ist. Grabbe war nicht bloß der Zyklop, der Felsen schleuderte, er war auch ein Vorausfühlender, ein Seher, ein Weltanschauer. Seltsam über die Maßen ist's, wie uns aus Grabbes Gesichten, Gefühlen, chaotischen Ballungen unsere Gegenwart, diese blutigernste Zeit des Übergangs, packt und ergreift.

Der Zusammenhang unserer literarischen Moderne mit dem starken Realismus in Grabbes Dramen ist oft nachgewiesen worden. Von seinem „Napoleon", seinem „Hannibal", seiner „Hermannsschlacht", diesen überhaupt ersten „geschichtlichen Milieudramen", führt ein gerader Weg zu Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer". Näher noch ist Eulenberg mit Grabbe verwandt (doch Genie vererbt sich selten ...), und Frank Wedekind ist sein sicherer Abstämmling. Wer jüngst „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" sah, weiß, daß der Enkel dem Ahnen viel von seiner barocken Originalität zu danken hat. Doch heute weich' ich den Labyrinthen der vergleichenden Literaturforschung aus. Nur noch dies: Könnten sie nicht 1914 geschrieben sein, die Grabbeschen Worte vom 10. Februar 1832: „Die Zeit und ihre Trompeter, die Poeten, haben etwas Krampfhaftes an sich ... Bruchstücke von vielen einzelnen Bruchstückmenschen sind da, aber keiner, der sie im Drama oder Epos zusammenfaßt."

In tieferer Tiefe verschlingen sich die Zusammenhänge. Als ob es unserem Zeitalter der Skepsis, das nach einer neuen ethischen Kultur ringt, an die Stirne geschrieben wäre, erschreckt uns der Vers aus „Don Juan und Faust":

„Nichts glauben kannst du, eh' du es nicht weißt,
Nichts wissen kannst du, eh' du es nicht glaubst."

Aus diesem Nihilismus heraus drängte Grabbes stürmende Seele nach unmäßigem Kraft- und Machtbesitz. Goethe prägte als erster leichthin das Wort „Übermensch"; Nietzsche hat es zu einem tragenden philosophischen Begriff gemacht. Zwischen beiden steht Grabbe, der in seinen Dramen leibhaftige Übermenschen schuf. In einer Tragödie sogar deren zwei: den sinnlichen Übermenschen Don Juan und den (angeblich) übersinnlichen Übermenschen Faust. Wie Grabbes Faust könnte Zarathustra sagen: „Wozu Mensch, wenn du nach Übermenschlichem nicht strebst?" In diesem Drama ist auch dem Persönlichkeitsglauben eine Losung gegeben — mit den Worten Don Juans, der sterbend die Reue verschmäht:

„Was ich bin, das bleib' ich. Bin ich Don Juan,
So bin ich nichts, werd' ich ein anderer."

Und schließlich: wenden wir uns dem Zeitinhalt zu, der seit dem Ausbruch des großen Kriegs der unsere ist: dem Schlachten-Heroismus. Gerade er ist der stärkste Rhythmus in Grabbes Dramen! Es wurde kein zweiter Dramatiker geboren, der die kriegerischen Geister des Cheruskers, des Marius und des Sulla, der Hohenstaufen, des Hannibal und des Napoleon so in seinem Haupte auferwecken konnte, wie Grabbe. Der sieche Mann, schon zusammenbrechend kommandierte er noch mit fliegender Feder, ekstatisch entrückt und mit bewundernswerter Sachkenntnis, die Schatten-Armeen seiner Phantasie. Wenn es keinen Krieg gäbe, so lautet eine überlieferte Äußerung Grabbes, man müßte ihn machen — in Tragödien.

Ein politischer Zusammenhang mit der Gegenwart ist in der satirischen Grotesk-Komödie nicht nachzuweisen, die gerade man im Berliner Kleinen Theater zur Aufführung wählte. Die literarische Fehde des Studenten Grabbe („Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" ist in dem tollen Berliner Jahr 1822 entstanden) schlägt mit genialen Hieben Poetlein und Dichterlinge tot, von denen dem heutigen Geschlecht zum Teile nicht einmal die Leichensteine bekannt sind. Dennoch wirkte dieses närrische Stück, an dessen Aufführbarkeit der Dichter am wenigsten dachte, aufhellend, aufreizend und durchaus als köstliches Erlebnis auf die neuen Geister. Es ist kaum eine Spur von Sinn in der parodistischen Handlung; doch es funkelt in

den Verzerrungen des Hohlspiegels eine sinnlich-gemachte geistige Welt und es sprüht die Torheit so zielbewußt, daß abgeklärte Weisheit den Wettlauf kaum bestehen könnte. Roheit und hoher Schwung, Weltironie („Die Welt ist ein mittelmäßiges Lustspiel") und Selbstironie sind geschwistert. Im Teufel, der die Menschen mystifiziert, im versoffenen Schulmeister, der die Nüchternen überragt, lebte sich Grabbe persönlich aus — nicht am wenigsten auch in dem häßlichen Mollfels, den eine kaum eingestandene Wehmut erfüllt. Ihm legt der Dichter die selbstbewußten Worte in den Mund: „Der Künstler soll sich an seinen eigenen Genius halten, sich an seinem eigenen ruhigen, klaren Bewußtsein erkennen, und was sein Verhältnis zu den Kritikern anbelangt, so ist es folgendes: die Kritiker ziehen mühselig die Schranken und machen sie just so weit wie ihr Gehirn, also sehr enge; das Genie tritt herein, findet sie jämmerlich schmal, zerbricht sie und wirft sie den Kritikastern an den Kopf ..."

Wie der junge Schiller in den „Räubern", hat Grabbe in seinem Jugendlustspiel das Niederreißen besorgt. Der eine räumte mit seinem Spitzhaken eine Welt — oder wenigstens eine weltliche Ordnung, der andere allerdings nur eine Allerweltsliteratur fort, mit ihr aber doch auch das Gebälke einer angefaulten Gesellschaft. Hie: in tyrannos! Hie: in philisteos! Doch — von allen anderen Grundunterschieden abgesehen, in einem sehr Wesentlichen unterscheiden sich die beiden: der zweite legte keinen Stein zu einem sittlichen Neubau. Freilich — Grabbes „teuflische Komödie" ist ein Lustspiel. Und dem Lustspieldichter erlaubte August Wilhelm Schlegel, der Ästhetiker der Romantik, die uneingeschränkte Willkür des erfinderischen Witzes. „Er ist befugt, die Wandlung so keck und phantastisch wie möglich zu ersinnen; sie darf sogar unzusammenhängend und widersinnig sein, wenn sie nur geschickt ist, einen Kreis von komischen Lebensverhältnissen und Charakteren in das grellste Licht zu setzen." — Die Definition könnte von dem aristophanischen Lustspiel Grabbes abgenommen sein!

Wie war es möglich, die literarische Posse fast hundert Jahre nach ihrem Entstehen höchst bühnenwirksam zu machen? Der Spielleiter Dr. Georg Altmann leistete ihr die beste Hilfe, indem er nicht mit dramaturgischen Hilfsmittelchen an sie heranrückte und ihren eigenen paradoxen Geist ungeschoren ließ. Da blitzte nun etwas vor erstaunten Augen, dessengleichen man nie auf den Brettern gesehen hatte! Das lotterige Genie Grabbes jagte mit glänzenden Sprüngen die Lacher vor sich her!

Ein Kolumbus-Ei hat der Regisseur übrigens gelegt. Er drehte in einem archimedischen Punkt die gewohnte Welt des Theaters, die uns die richtige Wirklichkeit darstellt, aus den Angeln und gab, indem er die Szene zu einem — Bilderbuch verwandelte, von vornherein zu verstehen: Hier sind wir nicht bei einem „richtigen" Theaterstück. Die Mitte des Prospekts stellte den inneren stumpfen Winkel des aufgeschlagenen Buches dar. Die Seitenwände der Bühne waren Buchblätter. Beim Szenenwechsel wurde in dem Buche umgeblättert. Sollte in diesem ulkigen Mechanismus, der schon allein viel Spaß machte, nicht ein Kerngedanke stecken, aus dem sich etwas entwickeln könnte für die Darstellung ernster Dramen, für Grabbes „weit einfacheres und doch weit großartigeres Theater"?

Nachdem dies gelungen: das bücherlichste aller Stücke Grabbes auf der Bühne zu elektrisieren, wer sollte jetzt noch zagen, den Sargdeckel der Literaturgeschichte von Grabbes Tragödien zu heben? Der Nation ihren Dichter lebendig zu machen? Es gebietet die Einkehr der Deutschen zu sich selbst, der Nationaldramen Grabbes zu gedenken: der beiden Hohenstaufen-Dichtungen, der „Hermannsschlacht" und am kommenden Jahrhunderttage von Belle-Alliance des Grabbeschen „Napoleon".

Es ist sehr merkwürdig: Grabbe, der Skeptiker, der Zyniker, verspottete sich und die Welt. Er hatte nicht Heim und Glück, keinen Halt auf Erden, keine tröstende Liebe in der Todesstunde. Aber eine Liebe flammte treu in seinem von der Mitwelt und von eigener Schuld wild mißhandelten Herzen: die Liebe zur Heimat, zum Vaterland. Zur Heimat, deren kleinstädtische Bürger den Todkranken, Nieverstandenen verhöhnten, zur Heimat, die ihm durch

die Hand des Fürsten Steine statt des Brotes bot. Zum Vaterland, das, so lange er lebte, wenig von ihm wissen wollte. Sein Faust, auf dem römischen Aventin, ruft es aus:

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen,
Verräterei, die Fremde vorzuziehn!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre.
O Deutschland! Deutschland! Die Träne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke."

Schon vom nahen Tode gezeichnet, an seinem letzten Werk, der „Hermannsschlacht", in schwerer Erschöpfung arbeitend, schreibt Grabbe dem Verleger: „Der Hermannsschlacht unterlieg' ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben? Wär' ich tot! Im Leben ahnt man das Große und hat's nicht. Mich trösten die Sterne. Man hat sie auch nicht, so arg sie glänzen."

Grabbes erhabenste Widmung an das deutsche Volk ist sein „Napoleon". Eine Huldigung zwar des Genius vor dem Genius und bis heute unerreicht als dichterischer Niederschlag von Napoleons Persönlichkeit. Doch je höher der Überwundene, desto glorreicher steigt der Überwinder empor, und Innigeres hat Grabbe nie geschrieben, als diese deutschen Lager- und Schlachtenbilder. Hier lebt in wundervollen Volkszügen Deutschland. Das übergewaltige Drama, überleuchtet vom Prophetengeist des Dichters, der da sah, was nach Jahrzehnten sich erfüllte (Deutschlands staatliche Einheit, die Befreiung des Rheins, den Wiedergewinn von Elsaß und Lothringen), es muß heute deutsche Herzen jauchzen machen und die Stirnen glühen.

Der 18. Juni ist nah. Wer wagt die Tat? Hermann Kienzl



Harden gegen Heine

In einer Auseinandersetzung mit dem „Temps", der in einem Schmutzartikel gegen Deutschland mit Heinrich Heine eine rühmende Ausnahme machte, schreibt Harden in der „Zukunft":

„Merkenswert aber ist die hohe Einschätzung Heines, die hier, nicht zum ersten Male seit dem Kriegsausbruch, ans Licht kommt, und die Anschuldigung, er werde in Deutschland nicht so bewundert, wie ihm gebühre. Die Jugend hat der scheckige Künsteler freilich nicht mehr in seinem Bann. Und des Aberwitzes, ihn für ‚Deutschlands herrlichsten Dichter' auszugeben, wird im Lande Goethes und Walters, Kleists und Schillers, Hebbels und Mörikes wohl nur selten noch ein Erwachsener schuldig. Aus seiner Schöpfung ist viel abgewelkt. Von seiner Tafel nur manches noch schmackhaft. Der Umfang, der Funkelglanz seines Talentes erzwingt Bewunderung. Nur: der Träger dieses Talents war ein unreiner Mensch, der sich von Frankreich besolden ließ, seine Feder, eines, der mit Pranken und Mähne des Rebellen prunkte, dem Fürsten Metternich anbot, reiche Verwandte und den eitlen Meyerbeer für sein Behagen auszunutzen trachtete und sich bis dicht an den Erpresserdunstkreis verirrte. Nicht ein Schuft, doch ein so hemmungslos schwacher Mensch, daß der Widerstand gegen den Plan, ihm ein, auf offenem Markt, urteilslosem Gewimmel sichtbares Denkmal zu setzen, aus gesundem Urtrieb deutscher Volkheit kam."



Der Krieg in der Natur

Wie auch in der Tier- und Pflanzenwelt durch Vererbung und Auslese die Ausrüstung und die Waffen für den Kampf ums Dasein immer mehr vervollkommnet worden sind, ja, wie auch die Waffenformen der Menschen bei den niederen Organismen ihr Gegenstück haben, das wußte Wilhelm Bölsche in einem zu Berlin gehaltenen Vortrage in überraschender Weise zu veranschaulichen.

Der Stacheldraht (wir folgen hier einem Bericht der „Berl. Volksztg."), den unsere Krieger als Schutz für ihre Stellungen anwenden, ist auch den Pflanzen und Tieren nicht fremd. Alle Distelarten sind damit versehen, und die Brennesseln verschärfen seine Wirkung durch brennendes Gift. In der Tierwelt sind australische Eidechsen mit unvollkommenen, die Igel mit vollkommeneren Stacheln versehen. Bei einzelnen Arten der Rochen finden wir sogar den elektrisch geladenen Stacheldraht. Die unheimlichen Fische haben in diesen Stacheln eine gefährliche Verteidigungs- und Angriffswaffe. Der feste Harnisch, mit dem in früheren menschlichen Kämpfen die Ritter versehen waren, hat sich wegen seiner Schwerfälligkeit als unpraktisch erwiesen und ist deshalb in allen Armeen abgeschafft worden. Aber auch in der Tierwelt hat man es zunächst mit dem Harnisch versucht. Die Schuppentiere haben einen richtigen Schuppenpanzer aus der alten Ritterzeit, die Schildkröten einen starken Schild, unter den sie sich bei Angriffen zurückziehen. Aber dieser Schutz wird mit verminderter Bewegungsfähigkeit bezahlt. Darum ist die Natur in ihren höheren Entwicklungsformen von dieser Waffe abgekommen und hat mehr Wert auf starke Angriffswaffen gelegt, die in den scharfen Zähnen liegen. Bei den Vögeln, die in ihren ersten Entwicklungsstufen auch mit Zähnen versehen sind, hat sich der unbezahnte scharfe Schnabel als zweckmäßiger erwiesen, die weitere Entwicklung hat hier deshalb zur Abschaffung der Zähne geführt.

Wie ein gefährliches Unterseeboot arbeitet der Schwertfisch, der mit seinem scharfen Speer nicht bloß Wassertiere, sondern nach einwandfreien Feststellungen auch mit Menschen bemannte Boote erfolgreich „torpediert". Es gibt auch Tiere, die schießen können. Das Chamäleon schießt nicht eigentlich, sondern harpuniert mit seiner lang herausgeschleuderten eigenartigen Zunge kleine Insekten, aber es beweist dabei eine große Fähigkeit im Zielen. Der Schützenfisch dagegen schießt auf verhältnismäßig große Entfernungen einen Wassertropfen auf Insekten ab, um so die Beute in sein feuchtes Element zu werfen. Hoch entwickelt ist die Waffentechnik auch beim Ameisenlöwen, denn er benutzt fremdes Material, den von ihm emporgeschleuderten Sand, um sich seiner Opfer zu bemächtigen. Auch in der Uniformfrage zeigt die Naturentwicklung eine Tendenz, die bei der Ausrüstung unserer Krieger unbewußt übernommen worden ist. Wenn unsere Soldaten feldgrau kommen, um möglichst unbemerkt vom Feinde zu kämpfen, so finden wir in der Tierwelt als Gegenstück das Mimikry, die Schutzfärbung. Das Pfauenauge, der bekannte Schmetterling, dessen Flügel beim Liebesspiel in prächtigen Farben leuchten, klappt sonst die Flügel zusammen, so daß die unscheinbare Unterseite sich von der Baumrinde, auf der er sitzt, kaum abhebt und das Tierchen fast unsichtbar wird. In ähnlicher Weise passen sich viele andere Tiere ihrer Umgebung an. Auch Kriegslisten auf schwindelhafter Grundlage werden im Kampf der Tierwelt nicht verschmäht. Einen echt englischen „Bluff" wendet die australische Krageneidechse an. Wenn sie angegriffen wird, so richtet sich das harmlose Tierchen auf den Hinterbeinen auf, bläst eine Art Kragengeschwulst auf und gibt sich überhaupt ein möglichst schreckenerregendes Aussehen, das manche Angreifer abschreckt, denen sonst das schlechtbewehrte Tier ohne weiteres preisgegeben wäre. Es ist eben ein Bewohner des britischen Reiches. — Viele andere schlechtbewaffnete Tiere nehmen in Gefahr ähnliche „Schreckstellungen" ein.

Und wie verteidigt im Termitenstaat ein aus wahren „Helden“ zusammengesetztes Kriegsheer bis zur Selbstaufopferung die Eltern des Staates und die unbewaffneten Arbeiter! ...



Krieg und Kriegswucher

Die Armeelieferungen, so liest man im „Vorwärts“, „spielten seit jeher bei der unrechtmäßigen und schwindelhaften Bereicherung gerissener Unternehmer eine große Rolle. Schon im sechzehnten Jahrhundert, als der Kapitalismus in den Kinderschuhen die ersten Sprünge machte, war die Gaunerei bei Armeelieferungen eine lustig sprudelnde Quelle des Profits. Der Jesuitenpater Georg Scherer wenigstens entwirft uns in einer Predigt aus den Türkenkriegen dieses Jahrhunderts ein anschauliches Bild von dergleichen Praktiken:

‚Ebnermaßen tun auch unrecht, welche böses Getreid und böse, zähe, rotfuchsete Wein in die Proviant für die Landsknecht um teure Bezahlung geben, daran die Kriegsleut in Gränitzhäusern alle Bettboskrankheiten und den Tod selber fressen und saufen müssen. Es ist unnot, daß solche Kriegsleut von türkischen Säbeln niedergehauen oder von türkischen und tatarischen Pfeilen und Kugeln niedergeschossen werden, die Christen, welche ihnen ein schimmlig, faul und übelschmeckend Mehl oder Brot und kämigen, ungesunden Wein geben, die sind ihre Türken, von denen sie um ihren Gesund, Leib und Leben gebracht werden.‘

Aber im großen Stil konnte sich doch dieser Lieferungsschwindel erst mit dem Anbruch des eigentlichen kapitalistischen Zeitalters, das will sagen, mit der französischen Revolution entwickeln. Das offenbarte sich sofort in den Revolutionskriegen selbst. Schon zu einer Zeit, als für Wucherer, Spekulanten und Börsenwölfe der Weg vom Revolutionstribunal zur Guillotine erstaunlich kurz war und sich deshalb in diesen Kreisen kein rechter Tatenmut regen wollte, wußten die Armeelieferanten ihre Schäfchen zu scheren. Das waren die Tage der Carnotschen Massenaufgebote, der Helden in Holzschuhen und Lumpen. ‚Mit Hilfe von Brot und Eisen, hat der Kommissar des Konvents gesagt, kommt man bis ans Ende der Welt, von Schuhen hat er nichts gesprochen.‘ Und selbst dieses zerlumpte Heldentum der Revolutionskämpfer, die die Heeressäulen der feudalen Gegenrevolution zum Lande hinausdrängten, wurde dermaßen ausgebeutet, daß ein gewisser Espagnac die ihm vom General Dumouriez übertragene Besorgung der Kriegsfuhren an das Haus Densson & Cie. für 10000 Franken täglich (!) vermietete. Wie gigantisch muß da, um auf ihre Kosten und zu ihrem Profit zu kommen, die ehrenwerte Firma Densson & Cie. ihrerseits das Heer begaunert haben!

Unter Napoleon trieb dasselbe System neue Schwindelblüten, und zwar nicht selten unter dem Beistand napoleonischer Generale, bei denen meist die rein soldatischen Tugenden die einzigen waren. Dem Marschall Masséna z. B. folgten wie Schakale ganze Schwärme von Intendanten, Lieferanten, Kommissionären und Agenten ins Feld, mit denen gemeinsam er seine armen Soldaten um Löhnung und Brot zu bestehlen pflegte, und er war nur einer unter vielen! Daneben fielen für die Industriellen in den Tagen des ersten Kaiserreichs Riesengewinne ab, denn was die durch ganz Europa hin und her ziehenden Heere an Kleidungsstücken, Schuhen und Waffen verbrauchten, ging ins Ungeheure.

Da sich das zweite napoleonische Kaiserreich zum ersten verhält wie die Posse zur Tragödie, so war es ganz in der Ordnung, daß hier unmittelbar kapitalistische Interessen nicht nur den Marschällen und Generälen ihre Gaunerpraktiken, sondern auch dem Kaiser seine Politik vorschrieben. Der Ausbruch des Krimkrieges war über ein Jahr früher fällig, als er wirklich erfolgte, denn nach der Kaiserproklamation Bonapartes hatte man nicht übel Lust, den Kriegs-

fall herbeizuführen, weil das Beglaubigungsschreiben des russischen Botschafters die üblichen Kurialien vermissen ließ. Aber im Ministerrat entschieden sich die Minister, die in Börsenspekulationen verwickelt waren — und das war die überwiegende Mehrzahl! — aus Furcht vor Börsenzerrüttung für Annahme des Schreibens, und von ähnlichen lauteren Beweggründen geleitet, stellte sich Napoleon III. Aber wie hier der Bonaparte um kapitalistischer Interessen willen einen Krieg vermied oder doch hinausschob, so stürzte er sich ein andermal um kapitalistischer Interessen willen in einen Krieg. Vorwand und Anlaß zugleich zu dem mexikanischen Abenteuer bildete ein gigantischer Anleihenwucher des Genfer Bankiers Jecker, an dem durch Napoleons Halbbruder, den Herzog von Morny, die kaiserliche Familie unmittelbar beteiligt war.

Je „moderner" die Kriege werden, desto gewaltigere Profitmöglichkeiten für den Kapitalismus bringen sie mit sich. Im Russisch-Japanischen Krieg trat das in klassischer Form zutage. Die Stadt Charbin, 1900 gegründet, zählte vor dem Feldzug rund 5000 Einwohner, bestand zu einem guten Teil aus Holzschuppen und Bretterbuden und hatte im besten Fall als Durchgangsplatz nach dem Wladiwostokgebiet einen gewissen Zukunftswert. Aber nun kam der Krieg und wälzte die wirtschaftlichen Verhältnisse um. Eine gewissenhafte zeitgenössische Darstellung schilderte die Entwicklung der Dinge:

Ein und eine halbe Million Menschen und dreieinhalb Milliarden Rubel ergossen sich über die Mandschurei. Sie alle — Geld sowie Menschen — passierten Charbin, und beide ließen dort ihre Abfälle zurück. Charbin wurde das Eden der Lieferanten, der Abenteurer und der Verbrecher. Zwanzigtausend Dirnen aller Länder, aller Nationen und Hautfarben, darunter sogar Negerinnen, triumphierten in dem wüsten Getriebe, wie es unsere Zeit zum zweiten Male gewiß nicht mehr sehen wird. Über ein Dutzend Tingeltangels schossen aus dem morastigen Boden, und die Preise stiegen ins Ungemessene ... Die schlauesten Besucher waren zweifellos die Dirnen, und Millionen sind in Brillanten von Charbin weggetragen worden. Ein guter Prozentsatz dieser Damen hat russische Offiziere oder Beamte geheiratet, manche von letzteren sind im Dienst geblieben und bloß versetzt worden, nur wenige hat man kassiert. Aber bleiben mußte die Kaufmannschaft. Diese Firmen waren erst zu Beginn des Krieges gegründet worden, hatten sich mit den ersten verdienten zehntausend Rubeln große Magazine gebaut, in die Hunderttausende Kredit genommen, und da wirklich fabelhaft während des Krieges verdient wurde, hatten sie sich im tollen Wirbeltanz des Genusses mitreißen lassen und den größten Teil ihres Gewinnes verjubelt und verspielt, als müsse der Krieg ewig währen. Die Niederlagen der russischen Armeen im Süden wurden mit Jubel begrüßt, denn immer näher kamen die Riesenheere dem Norden und alle anderen Plätze wurden als Lieferungspunkte damit ausgeschaltet. Charbin bereitete sich auf eine Belagerung vor, Riesenreserven wurden aufgestapelt. ... Sechzehn Mühlen im Bauwerte von vierzig Millionen wurden in wenigen Monaten in Betrieb gesetzt — da das Pud Getreide in den teuersten Zeiten nur 80 Kopeken kostete, das Mehl jedoch pro Pud bis auf 4 Rubel 20 Kopeken stieg, so arbeiteten die Mühlen mit kolossalem Gewinn.

Das bekannte Zitat des Quarterly Reviewer, das Marx in seinem Hauptwerk anführt, sagt, daß das Kapital Tumult und Streit fliehe und ängstlicher Natur sei. Aber „mit entsprechendem Profit wird das Kapital kühn. Zehn Prozent sicher, und man kann es überall anwenden; zwanzig Prozent, es wird lebhaft; für hundert Prozent stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; dreihundert Prozent, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf die Gefahr des Galgens. Wenn Tumult und Streit Profit bringen, wird es sie beide excouragieren".



Germanisches Blut in Italien

„Der Triumph der lateinischen Rasse“ ist das große Feldgeschrei, mit dem in Italien verblendete Großmannssucht, jugendliche Unreife und bestochene Gewissenlosigkeit zum Kriege gegen die „Barbaren“ aufrufen. Und mit seiner für uns unerträglich schwülstigen, für seine Landsleute aber gefährlich wirksamen Beredsamkeit schildert Gabriele d'Annunzio die „sittliche“ Verpflichtung des Italiens von heute, die großen Überlieferungen der Renaissance und des alten Roms wieder aufzunehmen.

Daß sich das italienische Volk diesen Mann als Sittenprediger gefallen läßt, dessen Lebensführung doch auch den sittlichen Anschauungen der Italiener so oft hohnsprach, der dann überdies diese Lebensführung literarisch in der schamlosesten Weise ausmünzte, braucht uns nicht weiter zu bekümmern, ist aber insofern lehrreich, als es zeigt, wie wenig in dieser ganzen Bewegung die Stimme der Vernunft auf Gehör zu rechnen hat. Es soll auch nicht untersucht werden, inwieweit d'Annunzio selbst, der doch wohl nicht ganz umsonst seinen Vatersnamen Rapagnetta verdeckt hat, dieser lateinischen Rasse angehört. Dagegen tut es uns Deutschen gut — und darauf allein kommt es an —, einmal schärfer zuzusehen, wie es in Wirklichkeit um die Beteiligung der lateinischen Rasse an der großen Vergangenheit Italiens bestellt ist.

Lebte in uns ein Teil von dem Rassenstolze, dessen laute Verkündigung nun schon seit zwei Jahrzehnten zu einem der stärksten politischen Kampf- und Werbemittel jener Kreise Frankreichs, Italiens und Rumäniens geworden ist, die uns heute feindlich gegenüberstehen, so hätten wir einerseits längst die Rassengemeinschaften stärker ausgenutzt, die uns mit anderen Völkern verbinden; wir hätten aber obendrein gerade in der Rassengeschichte die beste Waffe gefunden, dieser junglateinischen Bewegung entgegenzutreten, ihr jedenfalls den Nimbus einer ruhmreichen Vergangenheit zu zerstören.

In diesen Tagen der großen, zu besonderer politischer Bedeutsamkeit gelangten Feierlichkeiten zu Ehren Garibaldis, ging wieder einmal die Nachricht durch unsere Zeitungen, daß dieser italienische Freiheitsheld deutscher Herkunft sei. Seine Großmutter, Amalie von Neuhof, stammt aus Rüggeberg in der Mark; ihr Gatte war der Vertraute des Abenteurers von Neuhof, der sich 1736 zum König von Korsika ausrufen ließ. Daß Garibaldis ursprüngliche Verehrung deutscher Art ihn nicht davon abhielt, 1871 gegen uns ins Feld zu ziehen, soll auf des alten Freischärlers republikanischer Gesinnung beruht haben. Keine dieser Notizen, die so die deutschblütige Großmutter bemühen, erwähnt auch nur mit einem Worte die körperlichen Merkmale Garibaldis, die für seine Zugehörigkeit zur germanischen Rasse sprechen. Und doch sind diese schon vor einem Jahrzehnt in einem bedeutsamen Werke für die darin verfochtene Meinung nutzbar gemacht worden, nach der zum mindesten vier Fünftel aller genialen Männer, die Italien seit dem Sturze des römischen Reiches hervorgebracht hat, der germanischen Rasse angehörten.

Giuseppe Garibaldi war zwar nur von mittlerer Größe, hatte aber helles, rötlichblondes Haar und ebensolchen Bart. Die Augen waren von grauer Mischfarbe, die sich bald mehr ins Blaue, bald auch ins Braune änderte. Die Nase war schmal und gerade, die Gesichtsfarbe rosig-weiß. Der Name Garibaldi ist das altdeutsche Garipalt. Der neben Garibaldi verdienstvollste Mann um das neue Italien, Camillo Cavour, betonte selbst seinen Stolz darauf, daß er dem Grenzvolke angehöre und Halbgermane sei. Er hatte blaue Augen, war blondhaarig. Nach der Familienüberlieferung war der Stammvater ein deutscher Richter namens Benz, der mit Barbarossa nach Italien gekommen war.

Das Buch, von dem ich spreche, stammt von dem vor einigen Jahren im italienischen Meer ertrunkenen Ludwig Woltmann und betitelt sich „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ (Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt, 1905).

Man hat es bei uns verstanden, aus leicht begreiflichen Gründen die rassentheoretische Geschichtsbetrachtung um die verdiente Volkstümlichkeit zu bringen. Ihre vielfach mißbräuchliche Verpflanzung ins heutige politische Leben hat auch jenen Zurückhaltung auferlegt, die im Grunde von der ausschlaggebenden Bedeutung der Rasse für alle Entwicklungsfragen überzeugt sind. Man kann zugeben, daß hier vielfach auch wissenschaftlicher Mißbrauch getrieben worden ist, aber das ist doch kein Grund, von der genauen Erforschung dieser Zusammenhänge abzusehen. Woltmanns Buch beruht jedenfalls auf gründlichsten geschichtlichen Studien, bei denen ihn ausgedehnte Kenntnisse in der Kunstgeschichte und der germanischen Namenkunde unterstützten; er hat außerdem gewissenhaft die gerade für Italien sehr ausgebildete genealogische Forschung dienstbar gemacht und hat mit diesem Material den im ganzen unumstößlichen Beweis geführt, daß in anthropologischer Hinsicht weder Etrusker noch Römer und Griechen, sondern die eingewanderten Germanen, die Goten, Langobarden, Franken und Normannen im wesentlichen die Erzeuger jener neuen Kultur Italiens waren, die wir unter dem Begriff Renaissance zusammenzufassen gewohnt sind.

Es ist falsch, von einem „Wiedererwachen des Altertums" zu sprechen, so gewiß eine vielfache Überlieferung von der klassischen Zeit her bestand und auch manche Anregungen des Altertums übernommen wurden. Aber die wesentlichen Formen und Inhalte der neuen Kultur sind eigenartige Lebensäußerungen einer neuen Rasse und stehen in engem Zusammenhang mit jener allgemeinen geistigen Bewegung, die etwa um das Jahr 1000 eine neue Epoche der Geschichte von ganz Europa einleitete. Sie war die Folge des Eintritts der Germanen in die Weltgeschichte, die jetzt, da sie nach den Stürmen der Völkerwanderung zur Ruhe und Anpassung gekommen waren, nun auch geistig erwachten und die ihnen angeborenen Anlagen zur Entfaltung bringen konnten. Schon der alte Gibbon hat in seiner „Geschichte des Untergangs des römischen Reiches" (1774) nachgewiesen, wie das römische Reich vor allem in Italien zuletzt von einem Geschlecht von Zwergen bewohnt war — das Militärmaß war auf 1,42 m herabgesunken — und wie erst vom dritten Jahrhundert her durch den Einbruch der Germanen diese physiologischen Vorbedingungen langsam besser wurden. Aber diese aus dem Norden einbrechenden wilden Riesen verbesserten nicht nur den Körper, sie stellten auch den „männlichen Geist der Freiheit" wieder her, der dann fast ein Jahrtausend später Wissenschaft und Kunst einer neuen Blüte zuführte. Bis auf den heutigen Tag ist die Verschiedenheit der Mischung der germanischen und italienischen Rasse deutlich zu bemerken im oberen lombardischen Italien und den südlichen Provinzen. Was hier die Normannen herbrachten, reichte auf die Dauer nicht zu, und in der Tat ist ja auch die Beteiligung Süditaliens an allem großen Leben der Halbinsel immer nur ganz gering gewesen.

Man neigt so sehr dazu, die Begriffe „Rasse" und „Nation" gleich zu setzen. Aber die Rasse beruht auf Natureigenschaften, alle Nationen dagegen sind etwas politisch und kulturell Gewordenes. Wie eine Nation aus den verschiedensten Rassen zusammengesetzt sein kann, so entwickelt sich auch ein bewußtes Nationalgefühl nur langsam durch gemeinsames geschichtliches, wirtschaftliches und kulturelles Erleben. Bedenkt man, wie gering dieses bei den alten Germanen ausgebildet war, so kann man sich nicht wundern, daß sie überall, wo sie mit dem hochentwickelten römischen Staatswesen und seiner bis ins letzte ausgebildeten Lebenskultur zusammentrafen, bald erlagen und sich bemühten, in dieser glänzenden Staatsgemeinschaft möglichst rasch aufzugehen. Die Römer selbst, ihre Geschichtschreiber voran, unterstützten diesen Hang und bezeichnen selbst die erst kurze Zeit angesiedelten Germanen, zumal wenn sie die Kämpfe des Römerreiches gegen die noch feindlichen Germanen ausfochten, immer als „Römer". In Wirklichkeit ist die Durchsetzung der italienischen Bevölkerung mit Germanen, wobei diesen die ausschlaggebende Kraft zukommt, schon sehr früh bedeutsam vorgeschritten. Der starken Bevölkerungsabnahme, die eine Hauptgefahr des römischen Kaiserreiches bedeutete, wurde systematisch entgegengearbeitet durch Ansiedelung von Sklaven und



Soldaten, die die Lücken ausfüllten. Soweit diese aus Afrika und Asien stammten, haben sie zumeist die Rasse noch verschlechtert. Aber die bereits zur Kaiserzeit im größten Maßstabe durchgeführten Ansiedelungen von Germanen bewirkten so bald eine körperliche Verbesserung, daß schon im vierten Jahrhundert wieder ein großes Bevölkerungsmaterial für die militärische Aushebung vorhanden war und auch die Anforderungen an die Körpermaße um rund zwanzig Zentimeter gesteigert werden konnten.

Im allgemeinen bestanden die römischen Heere des vierten bis sechsten Jahrhunderts durchweg aus germanischen Söldnern. Auch die Offiziere und zahlreiche höhere Staatsbeamte waren Germanen. Trotzdem hören wir von den Schriftstellern immer nur von der Tapferkeit der „Römer" sprechen. In Wirklichkeit waren es Germanen, die in römischem Solde gegen die einbrechenden germanischen Völker kämpften. „Wie gegen die Alemannen, so waren es auch Germanen, die gegen die Parthen kämpften; Germanen haben die Kraft der Ostgoten in Italien gebrochen, Belisar war ein Gote, und Totila wurde in der blutigen Schlacht bei Gualdo Tadino (552) von einem Germanen Asbad durchbohrt. Selbst die Langobarden schickten auserlesene Hilfstruppen dem Belisar zu Hilfe (Paul. Diac. II, 1). Aber Prokop, der den Gotenkrieg so anschaulich beschrieben hat, redet stolz von ‚Siegen der Römer'. Nichts bezeugt mehr die Auflösung der alten römischen Militärverfassung, als der Umstand, daß an die Stelle der Legionen die ‚Völkerschaften' und ‚Scholae', an Stelle des römischen Adlers die Fahne getreten war, ‚welche die Römer Bandum nennen'. Bandum ist die allgemeine germanische Bezeichnung für die Kriegsfahne. So hieß auch das große Banner der Goten, und Bandelarius der Träger des Bandum."

Auch über die Bevölkerungszahl dieser germanischen Einwanderungen und Niederlassungen im Römerreiche macht man sich leicht zu geringe Vorstellungen. Die der Goten darf man immerhin mit einer Million ansetzen, und es ist durchaus falsch, von einem „Untergang der Goten in Italien" zu sprechen. Als Rasse jedenfalls sind sie erhalten geblieben nicht nur dadurch, daß fast alle Frauen, die Kinder und die halbwüchsige Jugend die schweren Schlachten überlebten, sondern weil auch große Teile der Goten sich schon vorher dem römischen Staatswesen angeschlossen hatten. Hat sich doch bis ins elfte Jahrhundert gotisches Recht erhalten, ebenso zahlreiche gotische Namen. „Aus den Berichten des Prokop geht aufs deutlichste hervor, daß sich namentlich in Toskana Goten in größerer Zahl erhielten. Das ist auch die Ansicht von Leo, Gregorovius, Bruckner und anderen, die sich mit der mittelalterlichen Geschichte Italiens beschäftigt haben. Und wenn Toskana und Florenz vor allen anderen Teilen Italiens sich durch eine erstaunliche Produktion von Genies auszeichnete, so dürfte dies in erster Linie dem Einfluß der gotischen Rasse zu danken sein, die nach dem Urteil aller Historiker den edelsten und begabtesten Zweig der Germanen bildete." Auch der Name Alighieri, den wir in Verbindung mit Toskanas größtem Dichter, Dante, finden, ist gotisch.

Für Italien aber viel wichtiger noch wurde die Einwanderung der Langobarden von 568 ab. Mit Ausnahme weniger Städte haben sie ganz Italien unterworfen, wenn sie auch hauptsächlich im Norden sitzen blieben. Dann brachte die Eroberung durch die Franken neue Scharen ins Land, und endlich sind noch die Römerzüge der deutschen Kaiser, die viele Sachsen und Schwaben im Lande zurückließen, zu erwähnen. Zahlreiche bedeutende italienische Adelsgeschlechter führen ihren Stammbaum auf die Eroberer dieser Zeit zurück. „Außerdem ist in Norditalien von den Alpen her ein fortdauernder Einwanderungsstrom von seiten der Bajuvaren und Alemannen festzustellen. Die Patriarchen von Aquileja (deutsch Aglei) stammten z. B. von 1019—1250 fast ohne Ausnahme aus deutschen Familien. Bis ins späte Mittelalter hinein hat in Gradisca, Görz, Friaul und in Venetien bis in die unmittelbare Nachbarschaft von Verona und Vicenza sich deutsches Volkstum erhalten. Die letzten Reste bestehen in den ‚Dreizehn Gemeinden' und ‚Sieben Gemeinden' und am Monte Rosa. Das südliche Tirol, das heute fast ganz romanisiert ist, war da-

mals deutsch, und die Chroniken von Trient sind ‚im schönsten Mittelhochdeutsch' geschrieben." —

In Toksana erkennt sich noch heute der hohe Adel reinen Blutes an blauen Augen und blonden Haaren; jedem Besucher von Florenz müssen die eingreifenden körperlichen Unterschiede der vornehmen Kreise von dem breiten Volke auffallen. Überhaupt hat der dafür Geschulte dauernd das Gefühl, mit zwei verschiedenen Rassen zu tun zu haben, die neben vielen Abstufungen doch auch noch scharf getrennt in allen Bevölkerungsschichten wahrnehmbar sind. Denn das germanische Blut beschränkt sich keineswegs auf den Feudaladel, für den der bedeutende italienische Genealoge L. Passerini den Satz aufstellt: „Alle diejenigen altadligen Florentiner Familien, deren Ursprung man durch Urkunden beweisen kann, stammen von jenen Barbaren, die in den Zeiten der Langobarden und Franken in das schöne Land einbrachen." Es ist aber für Italien bedeutsam und segensvoll geworden, daß die germanische Einwanderung sich keineswegs auf diese dünne Oberschicht beschränkte. Es sind ja die ganzen deutschen Volksstämme eingewandert (zumal für die Langobarden gilt das), und während die alteingesessene Einwohnerschaft ins Hörigenverhältnis gezwungen wurde, setzte sich die freie Bürgerschaft der Städte ebenso aus germanischen Einwanderern zusammen, wie die „valvassori" und „capitanei", die auf den übers ganze Land verstreuten Kastellen — oft denkt man dabei an die vom Nachbar geschiedenen altgermanischen Bauernhöfe — hausten, aber auch schon frühzeitig in den Städten ihre festen Häuser hatten. Die Namenlisten dieser beiden Gesellschaftsschichten wimmeln bis über die Renaissancezeit hinaus von altdeutschen Namen und aus deutschem Sprachgeiste geschaffenen Umformungen der Heiligennamen.

Merkwürdig ist, wie die von Tacitus hellseherisch erfaßte Eigenart der alten Deutschen sich auch hier bei den Eingewanderten zeigt. In allem Nationalen versagen sie vollständig; das große Volksempfinden geht ihnen ganz ab. Um so stärker ist ihr Familien- und Sippengefühl. So geben sie ihre Sprache preis und bemühen sich in allem, was unter den Begriff Zivilisation fällt, um möglichst rasche Anpassung an die als höher anerkannten Verhältnisse. Aber an ihrem angestammten Recht halten sie zäh fest; dieses war ja aus ihrem starken Familiengefühl entwickelt und dafür zugeschnitten.

Nur aus dieser germanischen Art heraus ist die mittelalterliche Geschichte Italiens, ist der Geist der Renaissance zu begreifen, der mit dem des alten Roms so gar keine Berührungspunkte hat. Es ist der echt germanische Individualismus, der in der Renaissance die ersten Triumphe im Geistigen feiert. Die endlosen Familien-, Sippen- und Geschlechterkampfe aber, die der mittelalterlichen Geschichte Italiens das Gepräge geben, beruhen auf diesem deutschen Sippengeiste.

Kennzeichnend ist auch das Fehlen eines höher entwickelten Nationalgedankens. Wohl wurden die romanisierten Germanen in Italien die Träger der antiken Überlieferung von der Selbständigkeit Italiens. Aber Rassengegensätze fühlten diese „Italiener" so wenig gegen die anstürmenden Deutschen, daß im Kampfe zwischen Kaiser und Papst dieselben Familien und Städte abwechselnd guelfisch und ghibellinisch gesinnt waren. —

Was so die Geschichte der Niederlassung der Germanen in Italien wahrscheinlich macht, wird durch die Geschlechtergeschichte und die physiologischen Beobachtungen bestätigt. Es kommt hier zugute, daß Italien nicht nur die ausgiebigste geneologische Literatur, sondern auch den reichsten Vorrat an guten Bildnissen besitzt. Man muß die eingehenden Untersuchungen Woltmanns an Ort und Stelle nachlesen und sich so die Erklärung für die jedem aufmerksamen Betrachter der italienischen Kunst aufdrängende Beobachtung gewinnen, daß 1. die Schönheitsideale der italienischen großen Kunst nirgendwo aus den körperlichen Eigentümlichkeiten der italienischen Rasse gewonnen sind. Groß, blondhaarig, blauäugig, weiß-rote Gesichtsfarbe, zurückfliegende Stirn, schmale, adlerförmige Nase, schmaler Langschädel — so sah der italienische Künstler vom 12. Jahrhundert ab das Schönheitsbild des Menschen.

2. Diese germanischen Rasseeigentümlichkeiten, die so schroff dem widersprechen, was wir mit Recht bis zum heutigen Tag als „italienisch" empfinden, sehen wir aber auch auf der überwältigenden Mehrzahl der Bildnisse der großen Genies, die Italien hervorgebracht hat. Das entwickelte Bild wird noch schärfer, wenn auch noch die landschaftliche Herkunft der Genies in Betracht gezogen wird. Da ergibt sich die Zahl der Talente als parallel der Dichtigkeit der germanischen Einwanderung. Die oft besprochene und gezwungen erklärte Unfruchtbarkeit Roms und noch mehr Süditaliens ergibt sich nun ganz einfach.

Mag im einzelnen sich manches verschieben, als unwiderlegbares Ergebnis bleibt bestehen: 1. daß die sogenannte Renaissance keine Wiedergeburt des Altertums, sondern eine eigenartige Leistung der eingewanderten germanischen Rasse ist; 2. daß die Germanen in Italien die meisten und größten Genies hervorgebracht haben, abgesehen von einer geringen Zahl von Mischlingen; 3. daß die Kulturentwicklung Italiens bislang im gleichen Schritt mit der der blonden Rasse ging. Mit ihrem Hinschwinden und Aussterben ging das alte Rom zugrunde. Die germanische Neueinwanderung ermöglichte die neue Blüte. Seither hat sich in steigendem Maße das germanische Blut aufgebraucht. Schon Dante hat das Aussterben dieser edlen Familien beklagt.

Ob die neue Wiedergeburt für die größere Zukunft, von der das junge Italien träumt, wirklich aus der lateinischen Rasse hervorgehen kann? Wagt man ernstlich von der gealterten eine Jugendleistung zu erwarten? Wir sehn auch hier Italien vor der entscheidenden Stunde. Die Liebe der Germanen ist ihm treu geblieben. In unmeßbaren Strömen ist sie seit Jahrhunderten über die Alpen getragen worden. Sie hat selten Erwiderung gefunden, und was ihr in dieser Stunde zuteil wird, müßte für immer einen Damm errichten, wenn nicht aus tiefsten, unwägbaren Gründen dieser deutsche Liebesstrom sich immer wieder dahin kehrte, als in ein ihm ureigentümliches, weil von ihm selbst fruchtbar gemachtes Gebiet.

Karl Storck



Unser österreichischer Kamerad

Warmherzig würdigt Viktor Alfred Esser im „Berl. Lokalanz." das wahrhaft ideale Zusammenwirken, den herrlichen Geist der Waffenbrüderschaft Deutschlands mit Österreich-Ungarn:

„Dieses Einvernehmen muß uns erhalten bleiben. Immer stärker muß es ausgebaut werden, immer tiefer sich in den Gesinnungen und Überzeugungen der beiden verbündeten Reiche verankern. Und wie die Heere, so müssen auch die Völker in unverbrüchlicher Freundschaft einander näherkommen, müssen sich immer besser kennen lernen, immer enger und verträglicher, wie zu einem großen Organismus, zusammenwachsen. Dafür wird in der Zukunft noch zielbewußt zu wirken sein. Bisher führten wir, trotz treuer Freundschaft, in mancher Hinsicht immerhin ein etwas getrenntes Sonderleben, das mehr die selbständige Entwicklung der Volksindividualitäten als eine auch in Friedenszeiten lebendige systematische Zusammenarbeit begünstigte. Der Krieg wird hier gewiß der Lehrmeister des Friedens werden. Was er mit Blut zusammengekittet hat, das lebt danach im Blute selbständig weiter. Die Völker werden begreifen, wie sehr sie aufeinander angewiesen sind, wie glücklich sie einander ergänzen. Gerade weil sie, bei aller Gleichartigkeit und Kulturgemeinschaft, doch so vielfach ‚anders' sind. Der Deutsche liebt es nicht, daß alles über einen Kamm geschoren sei. Das würde ihm als öde Gleichmacherei erscheinen. Er freut sich vielmehr an der Buntheit der Individualitäten, auch im staatlichen, völkischen und provinzialen Leben.

Die bunteste aller Volksindividualitäten aber ist gewiß die österreichische. Schon weil sie so vielfach zusammengesetzt ist, und weil auch die Deutschen Österreichs, in viel weiterem

und mannigfaltigerem Maße als bei uns daheim, fremde Blutzuflüsse in sich aufgenommen haben. Madjarisches, tschechisches, kroatisches, italienisches Blut haben sich mit alemannisch-bajuvarischem vereinigt, ein keltischer und hunnischer Unterstrom macht sich gleichfalls mitunter fühlbar, und dazu kommt noch das an sich beweglichere südliche Temperament sowie die durch Jahrhunderte gepflegte Kulturverbindung mit romanischen Nationen, bis nach Spanien hinein. Daß trotzdem das Deutsche führend blieb, ist, außer dem numerischen Übergewicht der Rasse, vor allem der Werbekraft der deutschen Sprache zuzuschreiben, die sich, allen versuchten Anfeindungen zum Trotz, als ein durchaus unentbehrliches Verständigungsmittel bewährt hat.

Was so vielfältig erwachsen ist, kann naturgemäß nicht ganz so einheitlich wirken wie ein in dieser Hinsicht glücklicher geartetes Volkstum. Die Österreicher haben daher als Gesamtnation nicht den gleichen starken, mit voller Selbstverständlichkeit sich durchsetzenden Instinkt wie wir Deutschen. Sie sind kritischer, mißtrauischer gegen sich selbst, trauen und muten sich weniger zu, haben mitunter das Gefühl, als müßten sie sich ihre Existenzberechtigung gewissermaßen erweisen. Erst wenn gewaltige Elementarereignisse wie der gegenwärtige Krieg hervorbrechen, zeigt sich die Kraft des österreichischen Staatsbewußtseins, die ihre natürliche Gipfelung findet in der Liebe zum habsburgischen Kaiserhaus, zumal zu dessen gegenwärtigem ehrwürdigen Vertreter. Jedenfalls vermag das dynastische Gefühl in Österreich viele Gegensätze zu überbrücken. In der Regel aber tritt das staatliche Gemeingefühl zurück hinter den sehr ausgeprägten Charakterzug einer geradezu glühenden Liebe zur engeren Heimat. Es sei hier von der Fremdsprachigkeit und Fremdrassigkeit der einzelnen Bestandteile völlig abgesehen: schon die deutschen Volksstämme unter sich scheiden sich in Österreich viel bestimmter und selbstbewußter voneinander ab als bei uns. Zumal die Tiroler sind förmlich ein Volk für sich und besitzen einen so hohen Stammesstolz und Unabhängigkeitssinn, daß sie mit niemand verwechselt werden wollen und ihrerseits auf alle anderen ein wenig herabblicken. Aber auch die Steirer, die Salzburger, die Kärntner, die Ober- und Niederösterreicher, die Böhmen sind streng unter sich geschlossene Gruppen: ‚Länder‘, nicht Provinzen, wenn schon in staatlicher Hinsicht, so besonders kraft eines ausgeprägten Selbstgefühls. Bezeichnend ist hierfür folgende kleine Beobachtung. Ich traf einmal mit einem bekannten steirischen Schriftsteller in einem Höhenorte an der Grenze Nieder-Österreichs zusammen. Bei einem gemeinsamen Ausflug kamen wir vorübergehend auch auf steirisches Gebiet. Ich kann versichern, daß weder Landschaft noch Menschen hier irgendwie anders waren als etwa eine Stunde vorher. Aber mein Steirer geriet doch in eine Art von beseligtem Taumel, hatte geradezu das Gefühl, als ob er Langentbehrtes endlich wiedergefunden habe und fragte die ihm begegnenden Landleute mit jubelnder Stimme: ‚Seid's ihr froh, daß ihr Steirer seid?‘ — worauf diese nicht etwa lachten, sondern mit einem biederen ‚Ja freili!‘ herzhaft antworteten.

Diese rührende Liebe zur engeren Heimat und Heimatslandschaft ist gewiß einer der tiefsten und liebenswürdigsten Züge der Österreicher. Es ist zugleich ein Zeichen, wie eng diese Menschen mit der umgebenden Natur verwachsen sind, wie sie sich, gleich Baum und Strauch, als ein Produkt der Scholle fühlen, die sie trägt. Wo man auch hinkommt, tritt einem der Lokalpatriotismus wie ein elementarisches Urgefühl entgegen, und zwar nicht bloß auf dem Lande, auch in den Städten. Die Grazer, die Linzer, die Karlsbader dünken sich als erwählte Götterlieblinge. Und die Wiener, so sehr sie sich selbst bekritteln und beraunzen und, wenn sie unter sich sind, mit Berlin oft kleinmütig und neidvoll vergleichen, sie gehen doch augenblicklich gewaltig hoch, sobald etwa ein Fremder es sich herausnimmt, etwas Wienerisches zu tadeln, und sei's auch die längst als Landplage empfundenen Einrichtungen der hohen Fiakerpreise und der Hausmeistertyrannei. Im innersten Herzen ist jeder Wiener auch heute noch aufs tiefste überzeugt, daß es so was wie ‚sei Jean‘ nicht zum zweiten Male auf Gottes Erdboden gibt, nix so Gemüatliches, so Fesches und nirgends wieder so an g'sunden Hamur ...

Dies alles ist in Wien von wundervoller Echtheit und Natürlichkeit. Und man kann und muß ihnen vieles vergeben, manche Schlamperei und manche Unverläßlichkeit, weil sie sich ihre Menschlichkeit und reine Empfindungsfähigkeit so unberührt bewahrt haben.

Und etwas davon steckt im Österreicher überhaupt, und das macht ihn so liebenswürdig. Für den Umgang jedenfalls gibt es keinen angenehmeren Gesellen als ihn. Er zankt nicht, er belästigt nicht, er schmiegt sich taktvoll und zartfühlend an, ist guter Laune und in seinen persönlichen Bedürfnissen meist recht bescheiden. Wie tief das freilich geht, darf man nicht immer fragen. Es mag sein, daß diese Vorzüge sich vornehmlich bei oberflächlicher Bekanntschaft zeigen und daß sie gern auch ein bißchen aufgeputzt werden. Für das Hübschmachen ist der Österreicher ja immer sehr eingenommen, wobei ihn sein natürlicher Geschmack aufs sicherste unterstützt. Es steckt geradezu in ihm eine gewisse Koketterie, die man ihm aber nicht zu sehr verübeln darf, weil sie die Kehrseite seiner Liebenswürdigkeit und seines Schönheitssinnes ist. Bei den österreichischen Frauen ist harmlose Koketterie sogar direkt ein Vorzug und ein Teil jenes undefinierbaren Reizes, den sie ausströmen. Sie hat nichts Gemachtes und Angelerntes, sondern liegt im Instinkt und verrät sich beispielsweise in der unfehlbaren Sicherheit, mit der auch das kleinste Wiener Mädel, ohne sich ängstlich einem Modediktat zu beugen, in der Kleidung dasjenige herausfindet, was seine persönlichen Vorzüge am günstigsten heraushebt. Darum will auch der Österreicher stets seine Umgebung möglichst anmutend gestalten, er liebt das Saubere und das blumig Geschmückte, daneben auch das Behagliche und Mollige, das ‚Kommode'. Mag er darum vielleicht etwas verweichlichter sein als der Deutsche ihm gern zugesteht, so darf man doch nicht vergessen, daß hier ein Teil von jener künstlerischen Begabung steckt, die sich auf dem gesamten Gebiet der Innendekoration schon vielfach schöpferisch bewährt hat und gewiß in unseren Tagen wieder von besonderem Wert sein wird, wofern es uns gelingen soll, einen Teil der Kleidermode selbständig zu machen und den ersehnten Stil für eine ‚deutsche Tracht' zu finden.

Diese feine, natürliche Sinnlichkeit des Österreichers durchzieht sein ganzes Wesen, macht ihn leichtblütig und phantasievoll, ungemein empfänglich für Stimmungen und Gemütseindrücke und vibriert durch alle seine Nerven, sobald er musikalischen Reizungen unterworfen ist. Fast allen Österreichern dringt die Musik direkt ins Blut, das Tanzen wie das Singen wird ihnen zur Leidenschaft, sie sind davon wie behext. Auch hier ist nichts Angelerntes, sondern etwas Natürliches; darum gibt's denn auch im österreichischen Volk so viel musikalisches Talent. Wenn der Österreicher nicht mehr singt, ist er nur halb noch er selbst, dann ist er niedergeschlagen, trübsinnig, ‚desperat'. Sobald aber die Musik wieder zu ihm spricht, kehrt auch sein guter Humor zurück, dieser Humor, der vielleicht gar nicht besonders witzig ist, aber ein phantasievoller Ausfluß gehobenen Lebensgefühls.

Diese Art Humor konnte man vor allem beobachten, als zu Beginn des Krieges die österreichischen Truppen in endlosen Bahnzügen durchs Land fuhren. Alle Eisenbahnwagen waren mit übermütigen Verslein und Ausrufen bekreidet, während ununterbrochen aus rollenden Fenstern ein tolles Gejuchze und munteres Gequietsche erschallte. Hielt dann die Wagenkette, etwa an einem kleinen Landbahnhof, und die Soldaten kamen zu kurzer Erfrischung herausgeklettert, welch ein Ton von frischer Fröhlichkeit herrschte dann, ganz ohne Spur von Gedrücktheit oder Verzagtheit! ... So mit losgebundener Lustigkeit scherzten sich die Braven über die Situation hinweg, fest entschlossen, keinerlei Weichherzigkeit oder Sentimentalität aufkommen zu lassen. Es waren schöne, starke, herrliche Menschen, die da vorüberzogen, jugendlich-männlich bis in den letzten Nerv, wagemutig und todesverachtend. Man konnte sie nicht ansehen, ohne begeistert zu werden. Wie blitzten ihre Augen, wie lachten ihre gesunden Lippen! Alle Mädchen waren verliebt und warfen endlos Blumen. Und die hefteten die jungen Krieger sich an, steckten sie ins Knopfloch oder an die Mützen, und so zogen sie davon, in ihr ungewisses Schicksal.



Das sind die Leute, die jetzt mit unseren Truppen zusammen gesiegt haben — vielleicht andere, als die damals durchgezogen kamen, von denen gar viele schon die Erde deckt — und doch wiederum dieselben: denn die gute, wackere österreichische Art kehrt immer wieder."



Der ahnungsvolle Franzose

Einer im Jahre 1911 im Verlage der „Guerre Soziale" in Paris erschienenen Schrift von François Delaisie entnehmen die „Neuen Züricher Nachrichten" Abschnitte, die im Lichte der Zeitereignisse seit August 1914 von doppeltem Interesse sind. Sabor würde, wenn er noch lebte, sagen, daß sie „tief blicken lassen".

Von einem möglichen, wahrscheinlichen Krieg zu sprechen, meint Delaisie, scheint auf den ersten Blick eine Torheit. Man hat uns so lange eingewiegt, in friedfertige Träume! Und doch: Zwischen England und Deutschland bereitet sich (man beachte: geschrieben im Mai 1911) ein furchtbarer Zusammenstoß vor, mit dem verglichen das entsetzliche Gemetzel des Russisch-Japanischen Krieges nur ein Kinderspiel gewesen sein wird.

England hat einen doppelten Plan:

1. Deutschland durch ein System der Entente und von Bündnissen einzukreisen, so daß es mitten in Europa isoliert bleibe, ohne militärische und finanzielle Hilfe in der Stunde der Gefahr zu finden. So sah man 1903 Eduard VII. sich Frankreich nähern und mit unseren Finanzleuten die Bande der Entente anknüpfen, während er ihnen Marokko überließ, welch letzteres, nebenbei gesagt, ihm nicht gehörte. Bald nachher versöhnte er sich mit dem russischen Zaren vermittelst einiger Konzessionen in Persien und im Balkan. Er versuchte, Italien aus dem Dreibunde zu entfernen, indem er ihm Albanien anbot. Er fachte bei den Ungarn die Abneigung gegen die Deutschen an. Mit seinem Gelde und mit seinen Ratschlägen war er den Jungtürken behilflich, um den zu sehr mit Wilhelm II. befreundeten Abdul Hamid zu stürzen, und bald sah man den Zeitpunkt kommen, wo Deutschland, ganz von feindlichen Mächten umgeben, allein seinen Feinden gegenüberstehen würde.

2. Gleichzeitig unternahm man in England gewaltige Rüstungen. Die englischen Ingenieure bauten die ersten Dreadnoughts. Dann wurden alle größeren Panzerschiffe, die bis dahin in allen Meeren stationiert gewesen waren, um das Reich, „in dem die Sonne nicht unterging", zu schützen, zurückgerufen und in den Kriegshäfen des Mutterlandes konzentriert. Die maritime Basis wurde geändert. Früher war sie in Plymouth, Frankreich gegenüber, dem Feind von Jahrhunderten. Heute ist sie in Dover und in Rosyth (Schottland), um den Zugang in die Nordsee zu überwachen, im Norden und Süden, beides gegen Deutschland gerichtet.

Der Krieg wird ein Handelskrieg sein. Deshalb wird man zurückgreifen zu dem alten Verfahren der Kaperei und der Kontinentalsperre. In Englands Absicht läge es, die deutsche Ein- und Ausfuhr zu sperren und damit auch die deutsche Industrie lahmzulegen. Dazu müßten Hamburg und Bremen gesperrt werden. Selbst nach der Ansicht der englischen Admiralität ist das Ziel des künftigen Krieges die Absperrung der deutschen Häfen, die Wegnahme der deutschen Handelsflotte, um die Versorgung der deutschen Fabriken und die Ausfuhr der deutschen Waren zu verhindern. Es ist eine Art von Kontinentalsperre, die wir wieder erleben werden, wie zur Zeit des großen Kampfes Napoleons I. Bis hierher habe ich gesprochen, als ob die Werkstätten am Rhein, in Sachsen und in Schlesien sich allein über Bremen und Hamburg versorgen. Das ist nicht genau.

Es gibt zwei Häfen, welche in dem deutschen Wirtschaftsleben eine fast ebenso wichtige Rolle spielen. Das ist Rotterdam und besonders Antwerpen. Damit England über

Deutschland triumphiere, muß Antwerpen verschlossen werden; damit Deutschland widerstehen könne, muß Antwerpen offen bleiben. Für beide ist es eine Lebensfrage.

Also: in der Umgebung von Antwerpen wird sich das Schicksal beider Reiche entscheiden. In den belgischen Ebenen wird zwischen den beiden industriellen Nationen um die wirtschaftliche Herrschaft über die Alte Welt gestritten werden.

Wie ich dargelegt habe, muß England, um die deutsche Industrie auszuhungern, unbedingt Antwerpen blockieren. Wenn Deutschland zuvorkommt, wird man Antwerpen zu Lande erobern müssen. Aber damit ändert sich die Art der Operation. An Stelle der Seeblockade tritt der Landkrieg. England muß Truppen in Belgien landen. Diese Truppen müssen dem preußischen Heer den Weg versperren und es auf den Rhein oder die Maas zurückwerfen. Deshalb hat Lord Kitchener, der große englische General, den berühmten Ausspruch getan: „Die Grenze des britischen Reiches in Europa ist nicht die Meerenge von Calais, es ist die Maaslinie".

Ein eigentümlicher Ausspruch, der zeigt, wie England die belgische Neutralität achten will.

Aber mit welchen Truppen wird England diese Grenzen besetzen? Darüber ist das Londoner Kabinett verlegen. Bekanntlich gibt es in England keine allgemeine Wehrpflicht. Und da sie keine Truppen in ihrem Lande fanden, dachten sie an Frankreich. Sie haben sich gesagt: „Es fehlt uns an Soldaten, aber Frankreich hat welche. Dort jenseits der Meerenge von Calais steht eine zahlreiche, gut ausgebildete, gut ausgerüstete Armee, eine Armee, die imstande ist, den Deutschen gegenüber standzuhalten. Die Franzosen sind tapfer. Sie sind kriegerisch, sie lieben den Krieg und verstehen, Krieg zu führen. Wenn man ihnen nur die großen Worte von nationaler Ehre, von überwiegenden Interessen des Vaterlandes und der Zivilisation soufflierte, werden sie losgehen. Wenn es dem Auswärtigen Amt in London gefallen wird, den Kampf zu beginnen, so werden es seine Diplomaten einzurichten verstehen, daß sie die Verantwortlichkeit dem Gegner aufbürden; und wir werden marschieren müssen, um kraft einer „Defensiv"-Konvention dem König Georg V. zu helfen.

Wenn erst in Frankreich der Gedanke einer „deutschen Gefahr" genügend Wurzel gefaßt hat, dann werden an einem schönen Abend die englischen Panzerschiffe mit Volldampf nach Vlissingen fahren. (Darin, sagen die „Neuen Zürcher Nachrichten", hat sich François Delaisie geirrt, die englischen Panzer bekamen „Hausarrest".) Zur selben Stunde oder fast zur selben, werden die preußischen Regimenter in Schnellzügen von Aachen nach Antwerpen fahren. Sofort wird, wie üblich, die französische Regierung alle Depeschen, alle Briefe, welche die Bewegungen der kriegführenden Truppen melden könnten, anhalten. Dann wird eine offizielle Notiz der Presse mitgeteilt. Am nächsten Tage werden in allen Zeitungen in handbreiten Buchstaben die Worte erscheinen: „Die belgische Neutralität ist verletzt. Die preußische Armee marschiert auf Lille".

Bei dieser furchtbaren, durch Millionen von Preßstimmen wiederholten Nachricht wird der Bauer, der kleine patriotische Bürger, der schlechtunterrichtete Arbeiter sich zum Heer stellen. Ohne ihnen Zeit zur Überlegung zu lassen, wird man sie in Viehwagen nach den belgischen Gefilden führen. Die in ihrem Marsche auf Antwerpen behinderte deutsche Armee wird über sie herfallen.

Und so wird durch die List einer kleinen Gruppe von Finanzleuten und Diplomaten ein großes Volk in einen Krieg verwickelt werden, den es nicht gewollt hat.

Kriegswanderungen von Tieren und Pflanzen

Daß die Menschen im Kriege, die Soldaten im Felde, so liest man im „Vorwärts", nach einem altindischen Worte der Vedalieder „Brot für Ungeziefer" werden, ist bekannt, und aus der Kampffront in Ost und West tausendfach bestätigt. Wie aber gewisse, besonders anpassungsfähige Tiere und Pflanzen als Begleiter der Kriegsheere ihr Lebensgebiet erweitern oder indirekt durch den Krieg verbreitet werden, ist erst in neuerer Zeit nachgewiesen worden. Um das Kapitel der Hausparasiten vorweg zu erledigen, so ist die vielfach als russisches Einfuhrgut (so von Goethe in Briefen an Zelter) verdächtigte Schabe, Küchenschwabe oder Kakerlak nicht erst mit den verbündeten Russen in den Freiheitskriegen nach Deutschland eingewandert, sondern hier schon längst heimisch: sie erschien zuerst im 11. Jahrhundert in Stuttgart! Aber es bleibt doch auffallend, daß Chamisso 1816 besonders „die bei den Russen sich heiligen Gastrechts erfreuenden Tarakanen oder Licht- und Bäckerschaben" erwähnt: die russischen Durchzüge 1813—15 haben ihre Verbreitung sehr gefördert.

Daß Krähenschwärme den Schlachtfeldern nachziehen, ist aus Masuren mehrfach gemeldet worden: die Saatkrähe ist nachweislich vor hundert Jahren erst den russischen Heeren, an die sie sich mit der Katastrophe von 1812 angeschlossen hatte, nach Deutschland gefolgt. Mit dem riesigen Troß, den die Armeen der damaligen Zeit noch mit sich führten, hat sich auch die asiatische Wanderratte bei uns eingeschmuggelt. In welchem Zusammenhange das sporadische Auftreten des Steppenhuhnes in Mitteldeutschland seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit den Kriegsereignissen steht, ist noch nicht festgestellt.

Noch merkwürdiger sind vielleicht die Pflanzenwanderungen im Verlaufe der Heereszüge, die einen eigenen Wissenschaftszweig der „Adventivflora" gezeitigt haben. Nach Ascherson ist der in der Tatarei, in Kaukasien und Südrußland heimische giftige Stechapfel in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges durch Zigeuner nach Deutschland eingeschleppt worden; daß die Kartoffel den Seeräuberzügen Francis Drakes verdankt wird, ist bekannt. Der Kalmus, der beliebte Pfingstschmuck, weist schon durch seinen polnischen Namen Tatarak auf seine östliche, mongolische, d. h. nach dem alten Sprachgebrauch „tatarische" Heimat hin; er ist durch die Türkenkriege im 17. und 18. Jahrhundert über die Balkanhalbinsel nach Österreich und Deutschland verbreitet worden. Interessant ist, daß nach Professor Gräbner „noch niemand in Europa eine Kalmusfrucht beobachtet hat; nur aus dem südlichen und östlichen Asien sind solche bekannt". Die Pflanze Galinsoga parviflora, das Knopfkraut, heißt in der Mark Brandenburg geradezu „Franzosenunkraut", weil es erst seit der französischen Okkupationszeit 1806—1807 auftritt. An die Epoche der napoleonischen Herrschaft erinnern noch an vielen Stellen Deutschlands die säulenförmigen, schattenlosen italienischeu Pyramidenpappeln längs der Chausseen: der Kaiser ließ mit Vorliebe seine neu angelegten Heerstraßen damit einfassen.

Ähnliche Pflanzenwanderungen, deren Beispiele sich noch vermehren ließen, wird auch der jetzige Weltkrieg zur Folge haben; es sei nur daran erinnert, daß an allen deutschen Bahnbauten die Akazie und die vor genau 300 Jahren aus Nordamerika nach Europa gebrachte Nachtkerze einen außerordentlich charakteristischen Bestandteil der Eisenbahnflora bilden. Was alles durch Samen zufällig mit dem Getreide und der ganzen Fourage überallhin verschleppt wird, läßt sich gar nicht absehen: es kann vorkommen, daß durch solche Ankömmlinge, die in der Fremde gute Lebensbedingungen vorfinden, allmählich die heimische Flora im Kriegsgebiet ganz verändert oder gar vernichtet wird. Hat man doch ausgerechnet, daß im Herbst 198 Wanderratten als Nachkommen eines überwinterten Rattenpaares vorhanden sein können, während die Samen einer einzigen Pflanze schon nach Hunderten und Tausenden zählen.



Unser wissenschaftlicher Schutzgeist im Kriege

Er heißt „Bakteriologie“ und wird von Professor A. v. Wassermann in Teubners „Internationaler Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ in das rechte Licht gesetzt:

Die Weltgeschichte kennt bisher keinen größeren Krieg, in dessen Gefolge nicht verheerende Seuchen aufgetreten wären, die von Kriegs- und Bürgersmann sogar mehr gefürchtet waren, als der wehr- und waffentragende Feind. Noch im Jahre 1870 hatten wir in unserem im Vergleich zur heutigen Heeresgröße bescheiden zu nennenden Heere noch allein über 70000 Fälle von Unterleibstyphus. Es leuchtet ein, daß die Bakteriologie, bezugsweise die auf ihrer Grundlage von Robert Koch geschaffene rationelle wissenschaftliche Seuchenbekämpfung, heute als eine unentbehrliche Kriegshilfswissenschaft zu bezeichnen ist. Das hat die Verwaltung unseres Militärwesens vom ersten Augenblick an erkannt.

Um sich einen Begriff zu machen, auf welche Gebiete sich die Fürsorge und Seuchenbekämpfung in dem heutigen Weltkriege erstrecken muß, genügt der Satz, daß es angesichts des gegen uns aufgebotenen Völkergemisches kaum eine bösartige Seuche gibt, gegen die wir nicht gewaffnet sein müssen. Von allen Gegnern, Russen, Belgiern, Franzosen, droht der bei ihnen noch endemische Unterleibstyphus sowie Ruhrgefahr, von den Russen außerdem noch die Cholera, das Fleckfieber, die Pest, das Rückfallfieber, von den schwarzen Truppen und den Indern Protozoen- und andere in den Tropen vorkommende Krankheiten. — Heute haben wir über acht Monate Krieg, während dessen wir in der heißen und kalten Jahreszeit Millionen Soldaten im Felde stehen gehabt haben. Wohl haben sich überall die Köpfe der gefürchteten Hydra drohend gezeigt, zum Beweise, daß sie auch heute noch lebt, aber nur durch unsere Wissenschaft verhindert wurde, ihren alles verschlingenden Rachen zu öffnen. Weder die Bevölkerung noch die Armee kamen auch nur zum Bewußtsein, daß es diese fürchterlichen Feinde ihrer Gesundheit noch gibt; denn schon beim Auftreten der ersten Fälle war die Gefahr beteitigt.

Unser Heer ist, angefangen vom Heimatgebiete, durch die Etappen und die Stäbe der höheren Kommandos bis vorn in die Schützengräben hinein, nach strengst wissenschaftlichen Grundsätzen bakteriologisch überwacht. Allenthalben sind bakteriologische Untersuchungsstellen errichtet, oder es sind derartige Vorkehrungen getroffen, daß auf freiem Felde, im Schützengraben, in einem Unterstande, ein modern ausgerüstetes bakteriologisches Laboratorium sofort aufgeschlagen werden kann, so daß nur die Meldung von einem infektionsverdächtigen Falle einzulaufen braucht, um sofort Gewißheit und damit das für die Beseitigung der Gefahr entscheidende Handeln zu schaffen ist. Die Bakteriologie hat uns aber Untersuchungen und dazu auch alle die nötigen Mittel gegeben, welche gegenüber der betreffenden Infektion Schutz gewähren. Man ist dazu gelangt, gegen eine Reihe der wichtigsten Kriegsseuchen Schutzimpfungsstoffe herzustellen, und wir haben in dem jetzigen Feldzuge, von dieser Erkenntnis ausgehend, die Schutzimpfung gegen Typhus und Cholera im weitesten Maße durchgeführt. Sie hat sich, soweit wir bisher beurteilen können, vortrefflich bewährt.

So sehen wir denn, wie die Bakteriologie als wissenschaftlicher Schutzgeist über unseren Heeren wacht, um sie mit Erfolg, und was im Kriege die Hauptsache ist, ohne durch ihre Maßnahmen, wie dies früher bei den üblichen Isolierungen, Quarantänen usw. geschah, die Durchführung der militärischen Aufgaben zu erschweren, vor dem Würgengel der früheren Kriege zu bewahren.



Die Kriegsverschollenheit und ihre Wirkungen

Trotz aller gewaltigen Verbesserungen unseres Verkehrswesens und unseres Nachrichtendienstes und trotzdem sich im internationalen Haager Abkommen vom Jahre 1907 die kriegführenden Staaten untereinander verpflichtet haben, über die Kriegsgefangenen genaue Listen zu führen und nach Beendigung des Krieges miteinander auszutauschen, wird bei der Schwäche aller menschlichen Einrichtungen eine unvermeidliche Folge auch des gegenwärtigen Weltenbrandes sein, daß über den Verbleib zahlreicher deutscher Soldaten und sonstiger Kriegsteilnehmer auch nach Friedensschluß keine Nachrichten bei den Angehörigen eintreffen. Alle noch so eifrigen Nachforschungen bleiben erfolglos, über Tod oder Leben des teuren Vermißten läßt sich nichts ermitteln. Ein unleidlicher Zustand der Ungewißheit, die zurückgebliebene Ehefrau weiß nicht, ist sie Ehefrau oder Witwe, die Gläubiger befinden sich im Ungewissen, ob ihr Schuldner noch lebt, an wen sollen sie sich halten bei Beitreibung ihrer Forderungen? Zur Beseitigung dieser und anderer zahlreicher Unzuträglichkeiten muß das Gesetz Abhilfe gewähren, und das tut es auch durch Schaffung des Rechtsinstituts der Todeserklärung wegen Kriegsverschollenheit. Danach kann jeder, der als Angehöriger einer bewaffneten Macht an dem jetzigen Kriege teilgenommen hat, während des Krieges vermißt worden ist und seitdem verschollen ist, für tot erklärt werden, wenn seit dem Friedensschluß drei Jahre verstrichen sind. Den Begriff der Verschollenheit setzt das Gesetz voraus, es entnimmt ihn dem Sprachgebrauch des täglichen Lebens, danach ist verschollen jeder, über den seit so langer Zeit keine Nachricht vorliegt, so daß sein Fortleben oder sein Tod als ungewiß erscheint. Diese Nachrichtenlosigkeit muß also noch nach Friedensschluß 3 Jahre angehalten haben. Angehöriger der bewaffneten Macht des Deutschen Reichs ist nicht etwa nur der Kombattant, sondern auch derjenige, der sich in einem Amts- oder Dienstverhältnis oder zum Zweck freiwilliger Hilfeleistung beim Heere befindet, also die Feldgendarmen, die Post- und Telegraphenbeamten der Feldpost, die Kriegsberichterstatter der Zeitungen, welche die Heere begleiten, alle Kriegsfreiwilligen, freiwillige Ärzte, Feldgeistliche, Johanniterritter, Krankenpfleger, Lazarettbeamte, auch Marketender.

Nach Ablauf von 3 Jahren kann auf besonderen Antrag das Amtsgericht, bei dem der Verschollene im Inland seinen letzten Wohnsitz, d. h. den Mittelpunkt seiner gesamten Lebensbeziehungen hatte, die Todeserklärung aussprechen. Von selbst, aus eigener Machtvollkommenheit, von Amts wegen kann also das Gericht keinen Verschollenen aus der Liste der Lebenden streichen. Antragsberechtigt ist jeder Interessent, z. B. der Erbe oder auch jeder Gläubiger des betreffenden Verschollenen, also z. B. die zurückgebliebene Ehefrau, die Kinder, Eltern und Geschwister als nächste gesetzliche oder testamentarische Erben. Die die Verschollenheit begründenden Tatsachen, also Zugehörigkeit des Betreffenden zur bewaffneten Macht des Deutschen Reichs und völlige Nachrichtenlosigkeit über den während der Kriegsdauer Vermißten 3 Jahre hindurch seit dem Friedensschluß, hat der Antragsteller glaubhaft zu machen. Es genügt — dieses ist in der Praxis der einfachste Weg —, daß er durch eine einfache privatschriftliche Erklärung an das Gericht, die aber auch natürlich durch eine Erklärung zu Protokoll des Gerichtsschreibers ersetzt werden kann, die Richtigkeit seiner diesbezüglichen Erklärungen an Eidesstatt versichert. Alsdann erläßt das Amtsgericht das „öffentliche Aufgebot“, d. h. es erläßt die öffentliche Aufforderung an den Verschollenen, sich binnen mindestens 6 Wochen beim Gericht zu melden, widrigenfalls seine Todeserklärung erfolgen werde, und an alle, die Auskunft über den Verbleib des Verschollenen zu geben vermögen, dem Gericht hiervon Kunde zukommen zu lassen. Das Aufgebot des Gerichts muß mindestens durch Anschlag an der Gerichtstafel bekannt gemacht werden, doch kann es auch noch — ganz nach Ermessen des Gerichts — in öffentliche Blätter eingerückt werden. Während dieser Aufgebotsfrist muß nun das Gericht von Amts wegen



alle zur Feststellung des Sachverhalts erforderlichen Ermittlungen anstellen und die geeigneten Beweise erheben. Meldet sich der Verschollene, so ist das Verfahren beendigt, es ist gegenstandslos geworden. Meldet sich niemand — und das wird wohl der am häufigsten vorkommende Fall sein — so prüft das Gericht, ob alle Erfordernisse der Todeserklärung vorliegen und spricht dann in dem gleichzeitig mit der öffentlichen Bekanntmachung anzuberaumenden Termine die Todeserklärung aus, und zwar durch ein sogenanntes „Ausschlußurteil". Denn das gerichtliche Erkenntnis schließt den Verschollenen aus dem Leben aus, es ist ein juristischer Ersatz des natürlichen Todes, es begründet die Vermutung, daß der Verschollene zur Zeit des Friedensschlusses verstorben ist. Sein Tod wird also um mindestens 3 Jahre 6 Wochen zurückdatiert. Kehrt also der für tot Erklärte später wieder zurück, so muß er erst durch eine besondere Anfechtungsklage das gerichtliche Urteil wieder aus der Welt schaffen, er muß seine Identität nachweisen.

Die Hauptbedeutung der Todeserklärung liegt auf dem Gebiet des Familienrechts. Die Ehe des für tot Erklärten gilt als aufgelöst. Die Ehefrau wird zur Witwe und kann eine neue vollgültig eingehen. Nur dann, wenn sie sowohl wie der neue Ehemann übereinstimmend beide genau wußten, was immerhin denkbar ist, daß in Wahrheit der für tot Erklärte doch noch am Leben sei, ist ihre neue Ehe ohne weiteres nichtig und beide machen sich des Verbrechens der Bigamie schuldig. In allen anderen Fällen kann jedoch jeder Ehegatte der neuen Ehe diese anfechten, wenn der irrtümlich für tot Erklärte zurückkehrte — Fall des Enoch Arden —, aber diesem selbst, dem Zurückgekehrten, steht diese Anfechtungsbefugnis der neuen Ehe nicht zu. Die Ehefrau kann dagegen zwischen dem alten und neuen Ehegatten wählen, so hat unser Gesetzgeber das tief tragische Problem gelöst. Ob ganz zufriedenstellend, soll hier nicht untersucht werden ... Die ehemännliche Verwaltung und Nutznießung des für tot Erklärten endigt, desgleichen die von ihm geführte Vormundschaft oder Pflegschaft, ebenso seine elterliche Gewalt. Diese wächst dann der Mutter zu. Das Vermögen erhalten die gesetzlichen oder testamentarischen Erben. — Das Ausschlußurteil wirkt für und gegen alle, während sonst gerichtliche Urteile grundsätzlich nur zwischen den Parteien wirken. Dr. jur. et phil. Bovensiepen



Die Eigengesetzlichkeit des Krieges

Knapp vor dem Kriege, schreibt Karl Leuthner, Mitglied des österreichischen Reichsrats, im „März", hatte Bernhardi General Falkenhausen scharf vorgehalten, daß er in seinem Werke „Flankenbewegung und Massenheer" eine aus Reservetruppen bestehende Armee zum entscheidenden Angriff ansetze; diese Maßregel hätte sich vermeiden lassen. So urteilten nahezu alle Theoretiker sämtlicher Militärstaaten, am entschiedensten vielleicht die österreichisch-ungarischen. Allein in Wirklichkeit ließ sich die „Maßregel" gar nicht vermeiden. Ebenfalls kurz vor dem Kriege beklagte es einer unserer angesehensten Militärschriftsteller, daß Österreich-Ungarn all seine Reservemannschaft für die erste Linie verausgaben müsse; diese sei der der übrigen großen Staaten ebenbürtig, aber eine zweite gebe es nicht. Dennoch war sie am ersten Kriegstage da: durch Einberufung des Landsturms und Schaffung von Formationen aus den Resten der Reserve und dem Landsturm. Es ist nie genug hervorgehoben worden, daß schon mit der Einleitung des Krieges, mit der Mobilmachung, die Kriegsverwaltungen vollständig über die bisher ausnahmslos herrschenden Wertungen, namentlich über die allgemein gang und gäbe Geringschätzung der Neuformationen aus den älteren Jahrgängen achtlos hinwegschritten. Das Volksheer, das wahrhaftige Volk in Waffen stand da, in einer den phantastischesten Voraussetzungen überbietenden Tatsächlichkeit. Und wie die

Aufbietung, so die Verwendung der Kräfte. Landwehr bildete die festhaltende Gruppe, die den Vernichtungssieg von Tannenberg vorbereitete, schlesische Landwehr trug in der Nähe von Lublin über die russische Garde einen Erfolg davon; Reserve, Ersatzreserve, Landsturm bildeten neun Zehntel des österreichisch-ungarischen Heeres, das die Aufmarschschlachten in Südpolen und Galizien gegen die russischen Korps schlug. Bei diesen machte indes im Anfang der Friedensstand weit mehr als die Hälfte, oft über zwei Drittel des gesamten Standes aus. Kuropatkin hat bekanntlich in seiner Rechtfertigungsschrift unter den Hauptursachen der Niederlage die Entsendung von Neuformationen aus Urlaubern aller Art auf den mandschurischen Kriegsschauplatz besonders hervorgehoben. Seine Nachfolger mußten erleben, daß sie ihre schönsten Niederlagen von Tannenberg und Lublin bis zu Nadworna und zur masurischen Winterschlacht der umfassenden Mitwirkung solcher Neuformationen im deutschen und österreichisch-ungarischen Heere zu verdanken hatten. ...

Der alle herrschenden Vorstellungen umstürzenden demokratischen Zusammensetzung des Heeres scheinen die Formen der Taktik, wie sie in den Eröffnungsschlachten des August und September beobachtet wurden, wenig zu entsprechen. Doch wenn man den Verlauf der Lothringischen, der Marne- und der Lembergerschlacht vergleicht, gibt sich zu erkennen, daß Franzosen, Deutsche und Österreich-Ungarn in der gleichen taktischen Verdammnis waren. In allen Sprachen hatte sich eine überaus lehrreiche Literatur über den japanischen Krieg angehäuft, allein mehr als die Lehren scheinen Warnungen wie die, daß das Eingraben den Angriffsgeist lähme, fürs erste nachgewirkt zu haben. Die Lemberger, wie die Lothringische Schlacht, sahen Wunder infanteristischer Tapferkeit, die jedoch schlecht abgestimmt waren auf die Abstoßungskraft hinter verstärkten Fronten wirkender Mehrlader und Maschinengewehre und ein offenes Auffahren von Batterien, das sich noch weniger mit der Feuerentwicklung moderner Geschütze vereinbaren ließ. Mit eherner Regelmäßigkeit wiederholt sich diese Erscheinung in der Kriegsgeschichte. Alle Kritik ist darin einig, daß 1866, 1870/71 und 1877/78 sämtliche kämpfenden Heere, Sieger und Besiegte, eine Gefechtstaktik befolgten, die hinter den Fortschritten der Waffentechnik um Jahrzehnte nachhinkte; der derzeitige Generalquartiermeister des deutschen Heeres, Freytag-Loringhofen, hat in seiner geschichtlichen Erläuterung des Exerzierreglements dieser Tatsache eine eindrucksvolle Darlegung gewidmet. Doch erwies sich auch im jetzigen Kriege wieder, „daß die Kugeln" — mit Balck zu reden — „schnell eine neue Taktik schreiben, alte Formen zertrümmern und neue schaffen." Man hat nunmehr überall und allerseits vortrefflich gelernt, sich einzugraben, ohne zu fürchten, daß man dem Angriffsgedanken dabei das Grab schaufele, und die Künste des indirekten Schießens der Artillerie werden tadellos gehandhabt.

Doch man ist auch über die erste Rückwirkung blutiger Lehren rasch hinausgekommen. Die methodische Langsamkeit der Japaner sichert vielleicht vor Rückschlägen, das kühne Greifen nach dem entscheidenden und zerschmetternden Erfolge ist ihr jedoch versagt. Sie wagt wenig und gewinnt nur halb. Hat die Ausdehnung des Kampfgeländes, hat Hindenburgs schwunghafte, in der Kühnheit und Neuheit der operativen Bewegungen nie ermüdende Strategie, in dem sie die anderen Führer der verbündeten Heere zur Nacheiferung mit fortriß, die Ostfront bisher vor dem Erstarren im Stellungskriege bewahrt? Jedenfalls hat man im österreichisch-ungarischen Heere wie zuerst die Unterschätzung, so jetzt die Überschätzung der Russen vollständig überwunden. Ein sicheres Anzeichen dessen ist, daß die nach der Lemberger Schlacht von allen Berichterstattern im österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier anerkannte Überlegenheit der russischen Artillerie heute ebenso allgemein bestritten wird. Auf die Gründe des Umschwungs der Meinungen lege ich weniger Wert. Das russische Geschützrohr soll sich stärker verbraucht haben als das österreichisch-ungarische, die Ausstattung der neuen Formationen mit Geschützen soll weit weniger reichlich, ja vielfach dürftig sein. Möglich — doch lehrt die Geschichte der Kriege, daß in ihrem Fortgange, ja oft noch nach ihrem Beschlusse, die Urteile der Teilnehmer, der militärischen und medizinischen Sachverständigen über das Verhältnis

der Wirkungskraft von Gewehr und Geschütz, über die von beiden verursachten Verluste, also über die vorherrschende Rolle des einen oder des anderen im Feuergefecht, in der erstaunlichsten Weise schwanken und sich in gegensätzlichsten Wertungen ausprägen. Weniger das von uns nicht festzustellende Sachverhältnis, als die darüber in dem Heere selbst herrschende Vorstellung ist entscheidend. Genug, daß wir wieder auch an unsere artilleristische Überlegenheit glauben, man muß von seinen besseren Erfolgsaussichten durchdrungen sein, wenn es im Angriff vorwärtsgehen soll.

Es war einer der größten Augenblicke des Ringens im Osten, als sich die Verbündeten entschlossen, von Warschau und Iwangorod zurückzugehen. In der Geschichte dieses vorwärtsführenden Rückzuges ist von besonderer Bedeutsamkeit die Verschiebung großer Teile der österreichisch-ungarischen Armee nach dem Norden zur Deckung gegen den auf Posen und Schlesien gerichteten Anmarsch der Russen. Alle politischen Bedenklichkeiten und kleinliche Rücksichten beiseite setzend, gab man zunächst um des gemeinsamen Planes willen Westgalizien preis. Die öffentliche Meinung, nicht die stummgemachte der Presse, sondern die von Mund zu Mund gehende, in Reden und Raunen um so einflußreichere, konnte zuerst nicht mit. Die naive Anschauung bemißt Erfolg und Mißerfolg bloß nach dem Raumgewinn und sieht in dem Heere eine Art Grenzwache. Wie oft haben gerade in den Kriegen der österreichischen Vergangenheit Stimmungen und Verstimmungen hinter der Front den sachgemäßen Gang der Kriegführung beirrt! Konrad von Hötzendorf scheint ihnen den Zugang ins Hauptquartier versperrt zu haben. Es ist nicht immer leicht, den Anteil des Generalstabschefs an den Kriegsbegebenheiten festzustellen, und es wäre gänzlich irreführend, weil man den Schriftsteller kennt, auf den handelnden Menschen schließen zu wollen. Theoretisch betrachten, lehrend vertreten und schaffend verwirklichen sind Vorgänge, die in durchaus getrennten Schichten des Willens- und Vorstellungslebens sich vollziehen. Doch eins läßt schon der Schriftsteller erraten: Die Durchdrungenheit des ganzen Menschen von der Eigengesetzlichkeit des Krieges als taktisch-strategisches Problem genommen. Von der gleichen Anschauung ist auch der fachlich gebildete, geistig leitende Teil des Offizierkorps erfüllt. Aus diesem, dem Typus des modernen Menschen etnsprechenden Sach- und Fachdenken ergibt sich dann beides: die Möglichkeit des Zusammenwirkens beider Heeresleitungen im Osten, sogar ohne gemeinsamen Oberbefehl, und das in allen Wechselfällen zähe Festhalten des Kampfziels.

Gewiß bleibt Feldherrnkunst doch Kunst und wird nie bloße Wissenschaft werden, sie wird immer die starke und ganze Persönlichkeit fordern und niemals an dem methodisch geschulten Denken ihr Genügen finden. Dennoch kann die wissenschaftliche Denkschulung und ihr Einfluß auf die moderne Kriegsführung nicht hoch genug angeschlagen werden. Sie schafft Voraussetzungen und Einsichten, über die alle einig sind, und sichert die Herrschaft von Grundsätzen, die mit ihren Folgerungen alles kriegerische Handeln beherrschen. Wenn Österreich einst manchen Krieg bloß deshalb verlor, weil es ihn verloren gab, weil dem vielgemengten Staate der stählerne harte Widerstandswille mangelte, der einem einigen national geschlossenen Volke innewohnt, so vertritt in Österreich seine Stelle heute die über der Kriegsführung waltende und auch in die Denkenden außerhalb des Heeres gedrungene Überzeugung, der noch geläufiger als der Vernichtungsgedanke im Angriff die Vorstellung von der ungeheuren Wucht der Abwehr, eines aus allen Kraftquellen der Bevölkerung eine Streitmittel schöpfenden Widerstandes ist. Wir werden ein Jahr 1859 nicht wieder erleben, da haben die Spekulanten des Dreiverbandes falsch spekuliert. ...



Das Kind

Wie ein armes, rührendes Sonnenlächeln durch finsteres Sturmgewölk bricht, für kurze Augenblicke eine kleine Lichtoase in das düstere Grauen zaubert, so hebt sich wohl aus dem Kriegsorkan hie und da ein dünnes glockenreines Stimmchen, das mächtig an unsere Herzen rührt und selbst die harte Kriegerpflicht in seinen Bann zwingt, Ein solches zartes Augenblicksidyll wird uns im „Vorwärts" erzählt. Es ist wohl nur ein armes, rührendes Sonnenlächeln durch finsteres Sturmgewölk, nur ein Gedicht — eine tiefe, unselig-selige, erschütternde Wahrheit:

Von einer Anhöhe herab tobte und klirrte das Gefecht. Die Franzosen krallten sich an ihrer Erde fest, warfen sich heiß von Wut und Tränen hinter Hügel und Büsche, stemmten sich in Löchern und Gräben gegen die Deutschen. Diese schritten in breiter Reihe vor, beugten sich im Hagel der französischen Geschosse, sahen links und rechts nach den Kameraden, drangen dann wieder talwärts. Die Reihe hob und senkte sich, lief vorwärts, stand und warf sich ins zerstampfte nasse Gras in rhythmischer Gleichmäßigkeit. Als wären es nicht hundert einzelne Menschen, sondern eine Kette mit hundert Gliedern. Eine graue, stählerne Kette.

Bei jedem Anprall wurden Lücken in sie gerissen, sie schlossen sich wieder, und die Kette rasselte und schwang sich weiter über den braungrünen Rasen. Die Gesichter der Soldaten waren vom Staub grau gefärbt wie ihre Uniform, die Züge hatten die Wut des Kampfes starr gemeißelt. Von Zeit zu Zeit war es, als könne sich die graue Kette nicht mehr erheben. Dann raste das Feuer der Franzosen; es schien, als hätten Erde und Himmel stählerne Zähne bekommen, die knirschend und malmend zusammenfuhren, Kleider, Fleisch und Herzen zerrissen. Aus manchem grauen Kleide schoß ein roter Strahl warmen Lebens. Dann stießen die Kameraden der Getroffenen Rufe aus, die sonst bei Menschen nicht zu hören sind, die aus unbekannten Tiefen kommen. Und stürmten weiter.

Die Franzosen waren im Tale auf einer geraden, ebenen Straße angekommen. Die meisten sprangen darüber hinweg und benutzten die Böschung als Deckung. Viele achteten der Zurufe ihres Offiziers nicht, sie blieben trotzig wie aus Erz gegossen auf der Straße stehen, als hielten sie es in dieser Stunde für unedel und feig, sich in ihrem Lande, sich vor dem Antlitz ihrer Mutter Erde zu verstecken. Sie standen und feuerten. Alle fielen. Alle breiteten im Fallen die Arme weit aus, schlugen mit krampfhaft geballten Händen auf die Erde — im Fluchen und im Beten.

Der Abstand zwischen den Feinden wurde geringer, bald konnte der Augenblick kommen, wo sie gleich Raubtieren sich ineinander verbissen, würgten, umkrallten. Da wichen die Franzosen aus und suchten ein nahes Dorf zu gewinnen. Am Dorfeingang sammelten sie sich in wenigen eilenden Augenblicken, dann waren sie auch schon hinter den ersten Häusern verschwunden.

Durch das Hirn des deutschen Hauptmanns zuckte der Gedanke: ihr müßt sie im Laufen halten, müßt verhindern, daß sie in die Häuser dringen und sich dort einnisten. Er schwang seinen Degen, rief ein Kommando und stürmte die Straße entlang dem Dorfe zu. Die graue Kette schob sich zusammen und stampfte und dröhnte über die Straße.

Als der letzte Franzose kaum das zweite Haus im Dorfe hinter sich hatte, kam aus einer offenen Gartentür ein kleines Mädchen getrippelt. Es trug im Schürzchen eine kleine Katze und wollte mit diesem Schatze quer über die Straße. Von Bewohnern war sonst im Dorfe nichts zu sehen. Sie hielten sich in Ställen und in sicheren Kellern versteckt, zitterten und weinten Die Mutter der Kleinen befand sich gewiß auch mit Eltern, Geschwistern und Verwandten in solch einem Versteck. Sie alle hatten wohl nicht bemerkt, wie das Kind still davonging, die Katze zu holen, die es ohne Schutz wußte.

So konnte es gewesen sein. Genug, das Kind stand mitten auf der Straße und sah mit großen erstaunten Kinderaugen den grauen Männern entgegen, die mit eiserner Härte daherstürmten.

Die Augen der Kleinen wurden größer im erstaunten Fragen, sie wich jedoch keinen Schritt, nur das Kätzchen barg sie fester. Zwei Schritte vor dem Kinde stand der Hauptmann still, holte tief Atem, dann hob er die Kleine empor und trug sie an die Seite der Straße. Er fühlte die weichen, warmen Ärmchen, fühlte das leise Klopfen ihres Kinderherzens. Seine Bewegung, der warme Hauch des jungen Lebens weckte in ihm die Erinnerung. Flüchtig ließ er einen Gedanken an zu Hause vorüberhuschen Wie er sein Kind im Garten und in der Arbeitsstube aufgehoben und geküßt hat, wenn es sich keck und im lustigen Trotz ihm in den Weg gestellt hatte.

Darum ließ er seinen Degen, den er schon von neuem erhoben, wieder sinken, ging einen Schritt zurück und strich sacht dem Kinde über den blonden Krauskopf. Seine Soldaten hielten im Laufen inne, nahmen die Hand vom Abzug und ließen die Gewehre sinken. Ein Landwehrmann trat herzu, fuhr sich mit dem Rockärmel über das schweißfeuchte Gesicht und legte wie der Hauptmann seine Hand sanft und zart auf das Kind. Die anderen standen herum und schauten zu. Aus ihren Gesichtern wichen die starren Linien, ein Lächeln glitt darüber. Durch ihre Herzen zog es wie ein heimatlich Lied, sie dachten an ihre Kinder, ihre Frauen, den Frieden ihrer Arbeit. Stille war umher. Durch die Baumwipfel eilte der Wind mit leisem Singen. Irgendwo aus der Ferne klang der Ruf eines Vogels.

Die Franzosen hatten weiter oben in den Mauernischen, in Hauseingängen, hinter einer Gartenmauer Schutz gesucht. Mit angeschlagenem Gewehr sahen sie, wie die Deutschen im Laufen hielten, wie sie um ein Kind standen. Da ließen sie ihre Gewehre sinken, kamen aus ihren Verstecken und schauten verwundert auf die grauen Soldaten und das Kind. Sie scharten sich zusammen und schritten weiter. Sehr häufig sahen sie sich ängstlich und scheu um nach ihren Feinden.

Die schritten jetzt an dem kleinen Mädchen vorüber. Im Marsche hielten sie die Gewehre so, als suchten sie die vor dem Kinde zu verbergen. In jedem war ein Wunsch wie ein Gebet, daß sie diese sonnige schöne Ruhe, die über sie gekommen war, behalten möchten, daß niemals die Raserei des Kampfes, der Rausch der Wut über sie kommen möchte. Sie waren traurig, wenn sie daran zurückdachten.

Da fiel ein Schuß. Einem Deutschen schlug das Blei ins Herz. Seine Kameraden faßten das Gewehr wieder straff. Sie stürzten vor mit donnerndem Schrei. Weiter raste der Kampf.

Zwei Tage später schrieb der Hauptmann an sein Weib: „Die todspeienden Gewehre, der Heldenmut, die Kraft der Franzosen haben uns nicht aufgehalten, aber ein unschuldiges Kind. Ich glaube, wenn sich die Menschen die Unschuld und die Reinheit in Vertrauen bewahren könnten, die in unseren Kindern lebt, dann wären wir wohl alle am besten geschützt.“



Ein Hort deutscher Kunst und Wissenschaft

(Vgl. die Notenbeilagen der Hefte 14, 16, 17)

Wo sich die Schwarzwaldhänge nach Südosten neigen, ruht in der sonnigen Beschaulichkeit einer weiten und ziemlich flachen Mulde das alte Städtchen Donaueschingen. Alt möchte es freilich den Wanderer nicht dünken, der, von Villingen kommend, aus dem prächtigen Tannenwalde heraustritt und nun in gastlicher Nähe die behäbige Ortschaft vor sich liegen sieht. Vielmehr könnten ihn die spießbürgerlich einförmigen Häuser (die nach dem verheerenden Brande im Jahre 1908 möglichst rasch erbaut wurden) mit ihren unschönen roten Ziegeldächern zu dem Gedanken verführen, er habe eine neugeschaffene große Arbeiteransiedelung vor sich, wenn ihn nicht einige altehrwürdige Gebäude eines anderen belehrten. Unter diesen ragen besonders auffällig zwei mächtige Bauten über die anderen Giebel empor: die fürstlich fürstenbergische Hofbibliothek und das fürstliche Archiv. Beim ersten Anblick hat man unwillkürlich die Empfindung: Ja, so muß das Haus aussehen, in dem Viktor von Scheffel als Bibliothekar sich wohlfühlen konnte. Diese Empfindung erhöht sich noch wesentlich, wenn man durch ein prächtiges Portal und über eine breite, mit großen historischen Wandgemälden geschmückte Treppe die Räume der Bibliothek betritt. Was liegt hier alles an kostbarem wissenschaftlichem Gut auf den hohen Regalen und in den stattlichen Vitrinen sorglich aufbewahrt! Da finden wir die alte Parzivalhandschrift, eine Nibelungenhandschrift, den Schwabenspiegel von 1287. Und dort, hinter jener kleinen eisernen Türe, befinden sich wohl noch weitere Schätze? Der freundliche Hofbibliothekar, ein junger, begeisterter Freund aller Wissenschaften und Künste (er ist während der ersten Kriegswochen als Hauptmann an der Westfront gefallen), lächelt etwas verlegen. „Unsere Musikabteilung. Sie werden aber wenig Freude daran haben. Die alten Musikalien aus dem früheren Besitz der fürstlichen Familie sind bis jetzt recht lieblos in mächtigen Schränken untergebracht. Eine ihrer würdige Neuaufstellung habe ich für die allernächste Zeit geplant." — Kann man wenigstens den Katalog einmal sehen? Das verlegene Lächeln geht in ein aufrichtiges Bedauern über. „Ein Katalog existiert leider noch nicht. Nur aus früheren Zeiten sind einzelne, sicherlich längst nicht mehr dem Tatbestand genau entsprechende Aufzeichnungen vorhanden. Einiges hat übrigens unser rühriger junger Kapellmeister durchgesehen und kurz notiert. Dieser hat auch schon verschiedenes zur öffentlichen Aufführung gebracht. Sie wissen, wir haben hier eigens zu diesem Zweck unter dem in jeder Hinsicht tatkräftigen Protektorate des Fürsten eine Gesellschaft der Musikfreunde gegründet."

Alle Achtung vor einem Kapellmeister, der sich um alte Notenarchive kümmert! Ich hörte während des letzten Sommers in Donaueschingen eine „Aufführung von unveröffentlichten Werken der Tonkunst aus dem Besitze der fürstlichen Hofbibliothek" unter der feinsinnigen Leitung des noch sehr jungen Kapellmeisters Heinrich Burkard. Da gab es u. a. eine Sinfonie von Anton Eberl, ein teilweise ganz herrliches, bisher völlig unbekanntes Septett von Konradin Kreutzer (das aus den alten Originalstimmen von Mitgliedern der Konstanzer Regimentsmusik vortrefflich gespielt wurde), Arien von Cimarosa und Joseph Haydn.

Daß bei der von jeher außerordentlichen Musikfreudigkeit der fürstenbergschen Familie der fürstlichen Bibliothek im Laufe der Zeit ein höchst stattlicher Musikalienbestand erwuchs, läßt sich leicht denken, besonders wenn man sich erinnert, welch bedeutende Musiker einstmals den Titel des fürstlich fürstenbergischen Hofkapellmeisters trugen. Der Name Kalliwoda ist wohlbekannt. Wie oft mag gerade heute sein „Deutsches Lied der Österreicher" gesungen werden. Auch von Konradin Kreutzer spricht und singt heute noch so mancher mit inniger Freude. War der treuherzige Schwabe doch einer unserer deutschesten Musiker, einer, der eine unehrliche Note schreiben konnte, dessen Musik daher jeder „Effekt" abgeht, weshalb



von seinen zahlreichen, zum Teil von prächtiger Musik erfüllten Opern nur sehr wenige einen Bühnenerfolg erzielten.

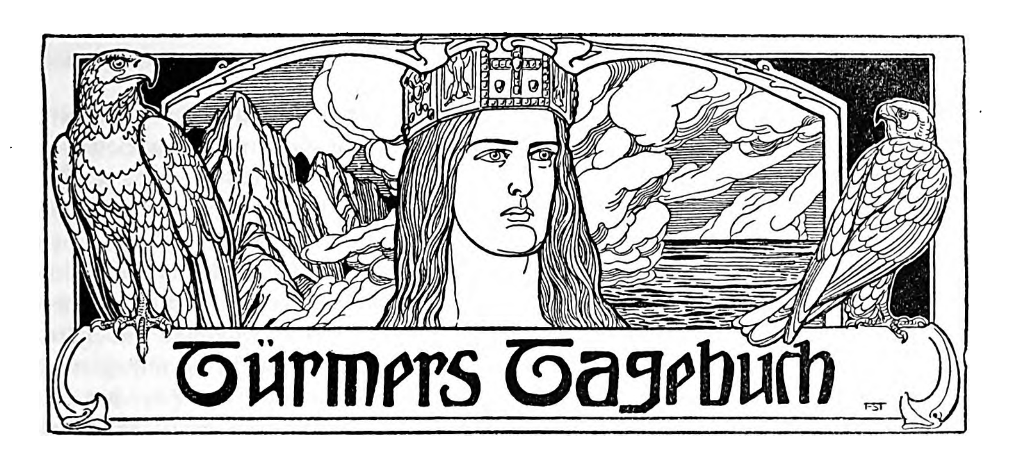
Die Namen der übrigen fürstenbergischen Hofkapellmeister sind heute klanglos geworden, die der fürstenbergischen Hof- und Kammermusiker natürlich erst recht. Und doch befand sich auch unter diesen so manches Talent, das gerade heute, wo wir den über dem Auslandskult lange Zeit hindurch schmählich vernachlässigten Tempelbau der deutschen Kunst wieder kraftvoll weiterzuführen beginnen, unsere ehrliche Beachtung verdient.

Unter den Tausenden von älteren Musikalien in der Donaueschinger Bibliothek befindet sich auch ein vergilbtes Liederheft mit dem Titel: „12 Lieder beym Clavier zu singen. Der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen Frauen Maria Antonia Fürstin zu Fürstenberg Landgräfin in der Baar und gebohrnen Fürstin zu Hohen Zollern Hechingen unterthänigst gewidmet von J. A. Sixt Fürstlich Fürstenbergischen Kammer Musicus."

Von Johann August Sixt weiß man, außer daß er als fürstenbergischer Kammermusiker einige Zeit in Donaueschingen war, nur noch, daß er im 18. Jahrhundert zu Geislingen in Württemberg geboren ist und in Straßburg ein Organistenamt bekleidete. Was ihn an den fürstenbergischen Hof führte, welche Stellung er hier einnahm, und wann jene bisher völlig unbeachteten Lieder entstanden, ist noch unerforscht. Wahrscheinlich hat er sie anfangs der achtziger Jahre geschrieben. Bei fünf Liedern konnte ich den Dichter und das Datum der ersten Veröffentlichung des Textes feststellen. Am frühesten, im Jahre 1770, erschien Klopstocks Gedicht „Das deutsche Mydchen„, das sich im zweiten Liede vertont findet; am spätesten, 1783, Schubarts „Mädchenlaune" (fünftes Lied). Die Sixtschen Gesänge wurden 1791 von den Musikverlegern Gombart in Basel und Augsburg sowie von Schmidt in Amsterdam herausgegeben. Daß den Liedern ein sehr kühler, abweisender Empfang zuteil wurde, nimmt keineswegs wunder, wenn man sie mit der allgemeinen Liedliteratur jener Zeit vergleicht, die besonders in Almanachen und Taschenbüchlein beliebt und verbreitet war und einem dementsprechenden Geschmack huldigte. Wie anders diese Sixtschen Lieder! Jedes Stück von ausgesprochener Eigenart, beinahe in jedem Takte etwas Charakteristisches, fast jede Note ein bedeutungsvoller Beitrag zur möglichst plastischen musikalischen Darstellung des Textes. Im tief Ernsten wie im ausgelassen Lustigen zeigt Sixt eine wunderbar vielseitige Persönlichkeit. Mit meisterhafter Sicherheit erfaßt und vertieft er von Anfang an, oft in ausgedehnten Vorspielen, die Grundstimmung des in der Regel bemerkenswert geschmackvoll gewählten Textes. Mit offensichtlicher Leichtigkeit findet und entwickelt er Melodien und Harmonien, mit absoluter Beherrschung der Form gibt er dem Ganzen eine organisch einheitliche Fassung, kurz, der Gedanke liegt nicht fern, diesen Sixt als den Hugo Wolf des 18. Jahrhunderts anzusprechen. Wenn ihm auch ausnahmsweise einmal eine Ungeschicklichkeit begegnet, wenn ihm bei einer besonders kühnen Modulation für einen Augenblick die Feder versagt, so sind das nur ganz natürliche Merkzeichen für jene Zeit, in der auch ein genialer Neuerer unsicher und hilflos werden konnte, wenn er nach einem Ausdruck suchte, für den noch keinerlei Mittel und Formen vorhanden waren. Daß Johann August Sixt in mancher Hinsicht bedeutend über seine Zeit hinausragt, das erhellt am klarsten aus der Tatsache, daß uns heute die Mehrzahl seiner Lieder durchaus lebendig und urwüchsig erscheint, daß wir nicht erst wie bei manchen älteren Kunsterzeugnissen über soundso viele historische Interessenhügel und -berge zu klettern brauchen, um zu dem Quell zu gelangen, der stark und köstlich aus ihrem Innern dringt und der unserer heutigen Kunst eine gesunde und gedeihliche Nahrung zu spenden vermag.

Dr. Erich Fischer





Der Krieg

„England kann nicht zugleich die See beherrschen, die Bedürfnisse der Verbündeten finanzieren und gleich den Kontinentalmächten die ganze Bevölkerung in das Heer einstellen.“ Dies wuchtige Geständnis hat nicht etwa irgendein englischer Außenseiter, nichtverantwortlicher Privatmann abgelegt, sondern der englische Schatzkanzler Lloyd George von Amts wegen im Unterhause in seiner letzten Budgetrede. Vier Millionen englischer Arbeiter seien durch den Krieg der normalen Werterzeugung entzogen; zwei Millionen stehen unter den Waffen, zwei weitere Millionen werden für die Beschaffung von Kriegsmaterial gebraucht. Also kann England nicht mehr Waren genug erzeugen, um das, was es einführt, durch seine Ausfuhr zu bezahlen, und dabei haben sich die Mengen seiner Einfuhr durch die Lieferung von amerikanischem Kriegsmaterial ungeheuer gesteigert. Es muß also mit Gold zahlen, mit der Waffe, mit der es uns, nach Lloyd Georges eigenem Ausspruch, niederzwingen wollte. „Was wird“, fragt die „Frankf. Ztg.“, „aus den ‚silbernen Kugeln‘ und der ‚letzten Milliarde‘, die den Ausschlag geben sollen, wenn England nach des Schatzkanzlers eigener Rechnung jährlich 7 bis 8 Milliarden Mark aufzubringen hat, um seine und seiner Verbündeten Käufe im Auslande zu finanzieren? Diese Riesensummen gehen dem englischen Nationalvermögen verloren, und es ist darin, wie Lloyd George ausführte, ungünstiger gestellt als Deutschland, das sein Kriegsmaterial fast ausschließlich im eigenen Lande erzeugt. Nach der prahlerischen Drohung aus dem Anfang des Krieges, nach der Deutschland wirtschaftlich und finanziell erschlagen werden sollte, liest man dieses kleinlaute Eingeständnis, daß England in diesem Wirtschaftskrieg eigentlich schlechter fährt als Deutschland, dessen wirtschaftliches Ansehen große englische Blätter seit Jahren durch förmliche Herabsetzungsfeldzüge zu erschüttern suchten, bei uns mit berechtigter Genugtuung.

Die Darlegung des englischen Finanzministers zeigt weiterhin, daß die Ankündigungen, England werde diesen Krieg auf eine unbegrenzte Dauer von Jahren hinaus bis zur völligen Niederwerfung Deutschlands führen, törichte Unbedacht-

heiten waren, die bereits angefangen haben, sich gegen ihre Urheber zu kehren. England, das uns von der Außenwelt absperrt, muß sein Gold in großen Beträgen ins Ausland senden, um Vorräte zu kaufen, die im Kriege verbraucht oder zerstört werden. Das bedeutet, daß es, wenn der Krieg lange fortdauerte, um diese Riesensummen, die es über die See schickt, ärmer werden muß, ganz abgesehen von den ungeheuren Schäden, die auch die englische Privatwirtschaft erleidet. So sind zwar die amerikanischen Waffenlieferungen eine schwere militärische Schädigung Deutschlands, aber wirtschaftlich bedeuten sie eine beständige und starke finanzielle Blutentziehung für England, die man ebensowenig auf unbegrenzte Zeit fortsetzen kann, ohne daß der Patient verblutet, wie man das Heer der britischen Soldaten und Munitionsarbeiter unbegrenzt vermehren kann, ohne daß seine Warenausfuhr noch weiter zurückgeht und der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr zu katastrophenartigen Ziffern anwächst. Denn das ist der andere wichtige Punkt in der Rede: England ist an der Stelle angelangt, wo es sein Heer nicht mehr vermehren kann, ohne das ganze System seiner Wirtschaft in die schwerste Gefahr zu bringen. Ob die angegebenen Ziffern für die zu den Fahnen eingezogenen und die mit der Munitionserzeugung beschäftigten Arbeiter ganz richtig sind, kann hier außer Betracht bleiben. Im allgemeinen werden ja wohl, da das britische Heer mit Einschluß der Reserven, des Territorialheeres und der weißen Truppen in Indien schon vor dem Kriege auf 800000 Mann angegeben wurde, die Zahlen zutreffen. Worauf es aber ankommt, das ist die von dem Minister festgestellte Tatsache, daß England am Rande seiner militärischen Leistungsfähigkeit angelangt ist. Nicht daß keine Menschen mehr da wären, die man einziehen könnte, aber wenn man sie einzöge, ginge England rasch dem wirtschaftlichen Ruin entgegen.

Der Minister hat ausdrücklich gesagt, er spreche vom finanziellen Standpunkt. Aber seine Ausführungen treffen darum nicht weniger zu. Auch Lord Kitchener wird ihre Richtigkeit nicht bestreiten können. Nur fragt es sich, ob man die militärischen oder die finanziellen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellen will. Die Soldaten und die auf ihrer Seite stehende konservative Presse werden es vor allem für notwendig erklären, daß England sein Heer so stark macht, um den von ihnen immer noch für möglich gehaltenen Sieg über Deutschland zu erringen. Der Schatzkanzler aber und diejenigen, die ihm anhängen, werden der Ansicht sein, daß Englands Hauptkraft in seiner Wirtschaft und seinen Finanzen liegt, und daß man diese nicht ruinieren dürfe. Das ist die bittere Notwendigkeit für England, es muß wählen zwischen einem starken Heer und starken Finanzen. Seine Geschichte und sein wirtschaftlicher Aufbau legen ihm nahe, seine Finanzen stark zu halten. England hat noch nie einen Krieg geführt, in den es so große Scharen von Menschen geschickt hat, wie in diesen. Immer hat es sich damit begnügt, den Festlandsstaaten Hilfsgelder, meist in recht knauserigem Ausmaß, zu zahlen, Feldherren zu stellen und verhältnismäßig kleine Heere zu schicken. Betrug doch selbst bei Waterloo die eigentlich britische Streitmacht kaum ein Drittel des gegen Napoleon kämpfenden Heeres. Jetzt, so meint Lloyd George,



leistet England schon weit mehr, als es je geleistet hat: es unterhält eine riesige Flotte, finanziert die Bedürfnisse seiner notleidenden Verbündeten und unterhält auf dem Festlande ein Heer von mehr als 36 Divisionen. Mehr kann England nicht leisten.

Ist dieser letzte Satz richtig, und die vorhergehende Begründung scheint seine Richtigkeit darzutun, dann ist damit auch ausgesprochen, daß England niemals die allgemeine Wehrpflicht einführen kann, ohne wirtschaftlich von seiner Höhe herabzusteigen. Wahrscheinlich war die Beweisführung des Schatzkanzlers auch gerade dem Zwecke gewidmet, dem Ruf nach der allgemeinen Wehrpflicht entgegenzutreten. Das ist eben der ungeheure Unterschied zwischen Deutschland und England. Englands Macht beruht auf seinem Golde, Deutschlands auf seinen Menschen, und unser Wohlstand ist uns zugeflossen, weil das deutsche Volk sich zu Arbeit und Wehr tüchtig gemacht hat. Englands Reichtum stürzt, wenn es den letzten Mann einstellen muß, um sein Weltreich zu stützen. Ex ore tuo te iudico, der englische Schatzkanzler spricht seinem Lande selbst Urteil, und auch wenn man annehmen wollte, er habe zugunsten seiner Steuerprojekte die dunklen Farben etwas stark aufgetragen, so darf man doch nicht glauben, daß er über die Grenze hinausgegangen wäre, an der seine Rede auch dem Auslande die Augen öffnen muß, wenn er nicht gemeint hätte, seinem Lande die ernste Wahrheit nicht vorenthalten zu dürfen."

Um so größer die Wut über den Untergang der „Lusitania", die Wut der Ohnmacht, die sich in aller schamlosen Nacktheit an den wehrlosen Deutschen im Lande der patentierten „Kultur" und „Moral" austobt. Wobei auch der angeborene „praktische Sinn" des Engländers zur Entfaltung kommt und das „Geschäftliche" seine Rechnung findet, indem Königlich Britische Soldaten im Verein mit Frauen und Kindern — Urahne, Großmutter, Mutter und Kind! — das deutsche Eigentum fleißig in Karren verladen, um damit ihr trautes englisches Heim zu schmücken: „Home, sweet Home!" Es soll keine Heuchelei darin gefunden werden, wenn der erste Minister Asquith im Unterhause erklärte: „Kein Patriot könne sich etwas Schimpflicheres vorstellen, als die Ausschreitungen und Plünderungen der letzten Tage", und — auf den Zuruf, die Zeitungen hätten das Volk dazu aufgehetzt, — sein Urteil noch unterstrich: „Um so schimpflicher für die Zeitungen, einen entehrenden Ausbruch der Rachsucht hervorzurufen." Es soll auch ohne weiteres angenommen werden, daß alle anständigen Engländer — und es gibt selbstverständlich auch solcher ein ganz Teil, wenn sie auch nichts zu sagen haben — sich dieser Enthüllung und Betätigung niedrigster Gesinnung in tiefster Seele schämen. Aber was kann das an dem Gesamtbilde ändern, in dem sich das von Kulturphrasen triefende England eben als blutige Kulturlüge offenbart? „Wie oft in Friedenszeiten", erinnern die „Hamb. Nachr.", „haben sich die englischen Blätter über die russischen ‚Pogroms' entrüstet und mit frommem Augenaufschlag gezetert, so etwas dürfe im kultivierten Europa nicht geduldet werden. Und jetzt? Rußland ist der geliebte Alliierte, seine Bräuche und Gewohnheiten sind darum den Engländern verehrungswürdig und werden gern als neueste Mode übernommen. Von Serbien, dem andern Allierten, für dessen Freiheit im Ausleben seiner Verbrecher-

instinkte der Krieg gegen Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich ja entfacht worden ist, hat England schon zu lernen gesucht und den Meuchelmord sich angeeignet. Der unbequeme Irenführer Sir Roger Casement sollte durch seinen Vertrauten beseitigt werden; aber Adler Christensen war kein Serbe, sondern ein Norweger, und es gelang nicht, ihn zu bestechen. In Konstantinopel hat das englische Ministerium Kopfpreise von 20000 Pfund und mehr auf den Kopf Envers und anderer bedeutender Männer im osmanischen Staat und Heer ausgesetzt. Auch das mißlang. Bei den Serben ist England noch ein Stümper in der Schule. Aber von Rußland hat es schnell auffassend gelernt. In der englischen Volksseele leben der russischen verwandte Regungen; das erleichterte die Veranstaltung von Pogromen nach russischem Muster auf englischem Boden. Sie sind einander völlig gleichwertig, die Alliierten in diesem Kriege, England, Rußland und Frankreich. Mit Pogromen gegen wehrlose Menschen, die deutscher Abstammung verdächtig sind, übt England Vergeltung für eine kriegsmäßige Handlung des Deutschen Reiches, die für England peinlich auslief und einer erheblichen Niederlage zur See gleichkommt."

„Wo sind heute", fragt die „Rhein.-Westf. Ztg.", „die wohlerzogenen Briten, deren gesellschaftliche Überlegenheit noch vor kurzem so mancher Deutsche anzuerkennen schien? Wo ist das Volk der guten Sitten und politischen Wohlerzogenheit? Das Volk, das nach englischer Auffassung infolge dieser kulturellen Überlegenheit allein imstande war, die Welt zu beherrschen? Dieses Volk hat es nie und nimmer gegeben. Es bestand bloß in der Einbildungskraft der hochmütigen Insulaner, in der bedientenhaften Verehrung britischer Art durch die biederen Deutschen. In Wirklichkeit ist der Brite stets infolge seiner unübertroffenen Selbstsucht ein rücksichtsloser, vor keinem noch so verderblichen und moralisch anfechtbaren Schritte zurückscheuender Mensch gewesen, dessen wahre Charakterzüge die jetzigen Ausschreitungen in England an den Tag legen. Vielleicht ist diese Zerstörungswut der Briten, die von den zuständigen Behörden in keiner Weise gehemmt, sondern sogar noch gefördert wird, die beste Antwort für die, die noch immer auf ein Zusammenarbeiten Deutschlands mit England, auf eine gewisse Interessen- und Kulturgemeinschaft beider Völker hinarbeiten. Abgrundtief sitzt der Haß den Briten im Herzen. Immer wenn England die Macht des Feindes zu spüren bekam, dann fiel der Firnis der politischen und gesellschaftlichen guten Form wie Plunder vom wahren Antlitz des englischen Volkes. Dann kam die wahre Grundstimmung der Briten zutage. ... Als unsere Admiralität am 18. Februar das Meer um England für Kriegsgebiet erklärte und mit der Vernichtung der britischen Handelsflotte drohte, hat man an der Themse spöttisch gelacht. Das Lachen ist den Herren vergangen. Die Torpedos im Leibe der ‚Lusitania' haben eine Sprache geredet, wie sie England noch nie vernommen hat. Nun braust das Britenvolk auf, jetzt fühlt es sich getroffen in seinen ‚heiligsten Rechten', und aus ist es mit der guten, politischen wie gesellschaftlichen Erziehung. Die wahren Instinkte dieses selbstsüchtigen Volkes drängen zum Licht, und unabsehbare Massen rauben und plündern deutsches Eigentum. Der Schaden für die Deutschen, mag er auch Millionen betragen, kann ersetzt werden. Die Vernichtung aber des bri-

tischen Ansehens kann nicht wieder gut gemacht werden. Auch der einfältigste Anglomane in unserem Vaterlande wird jetzt den Tiefstand britischer Kultur in vollem Umfange erkennen."

Es ist ja nicht allein die Wut über die Torpedierung der „Lusitania", was die englische Volksseele in so lauteren Wogen aufschäumen läßt, es ist wohl mehr noch das dumpfe Gefühl, daß der ganze Geschäftskrieg, den England gegen uns in unerhörtem Frevelmut vom Zaune gebrochen hat, mehr in sein eigenes Fleisch als in das unsere schneidet. Das Gefühl, das sich bei Lloyd George zur Erkenntnis der Grenzen englischer Kraft und zu dem Eingeständnis, an diesen Grenzen angelangt zu sein, verdichtete. Und da ist es von hohem Interesse, einer handelspolitischen Darlegung der „Voss. Ztg." zu folgen, die das, was die „Frankf. Ztg." nur umrissen hat, weiter ausführt und mit unumstößlichen Tatsachen begründet. Gewiß, der „Lusitania"-Fall war arg genug: „Unerhört, daß unsere Marine sich unterfing, ein Schiff anzugreifen, das mit Geschützen ausgerüstet war, frische Truppen nach England bringen sollte und eine Fülle von Munition, genug, eine halbe Million deutscher Männer kampfunfähig zu machen, an Bord hatte; unerhört, denn die klugen Leute an der Themse hatten es doch so einzurichten verstanden, daß eine Anzahl amerikanischer Bürger, die dem Selbstbewußtsein der Engländer mehr als den wohlgemeinten Warnungen der Deutschen vertrauten, auf dem großen Cunard-Dampfer reiste; sie waren töricht genug gewesen, sich als ‚neutrale' Deckung für die militärischen Operationen Englands mißbrauchen zu lassen. Im Aufsuchen unehrlicher Deckung entwickeln ja die Briten eine große Findigkeit. Man denke nur an das Hertreiben deutscher Gefangener vor englischen Angriffskolonnen, an den Mißbrauch deutscher Uniformen, fremder Flaggen und an all die Künste, die sie ihren farbigen Truppen ablernen. Den ‚honourable men', die jenseits des Kanals das Ruder führen, soll alles erlaubt, den damned Germans, den ‚Barbaren', der ‚Vipernbrut' alles untersagt sein, was zum Schutz dagegen dient. Wir müssen uns jetzt mit einer Flut von Schmähworten in der englischen Presse überhäufen lassen; ein Temperament zeigt sich darin, das man dem als phlegmatisch verschrienen Engländer nie zugetraut hätte. Aber — seien wir gerecht — die Wut ist zu verstehen. Wenn einem alles quer geht, soll man nicht verbissen werden? Der ganze Krieg geht den Engländern gegen den Strich. Von Anfang an hat ihre Rechnung nicht gestimmt. Es war zu schön, von der sicheren Insel aus überall Ränke zu spinnen, die Völker gegeneinander aufzuwiegeln und aus der Zerfleischung der anderen mühelosen Gewinn einzustreichen. Das waren die Grundsätze, die der englischen Diplomatie in Fleisch und Blut übergegangen waren. Divide et impera! Und alle Welt staunte über die Klugheit dieser Staatsmänner, bewunderte ihre Flotte und hörte staunend in gewissen Zwischenräumen von Heldentaten der englischen Landheere — gegen wilde oder halbwilde Völkerschaften, die es wagten, sich einem mit den mörderischen Waffen der jetzigen Zeit ausgerüsteten Feind zu stellen. Wie ungeheuer geschickt die Engländer das so gewonnene Prestige zu nutzen verstanden, beweist gerade jetzt wieder jeder Tag. Alle noch so großen Erfolge und Siege unserer Heere und der Truppen unserer Verbündeten haben bei sonst klugen Völkern

und Staatsmännern kaum den Klang, wie irgendwelche phantastische Versprechungen, die unter Bürgschaft Englands gemacht werden. Doch das sind die letzten Trümpfe, die es ausspielt. Versagen sie, so wird es die Partie bald vor der Welt als verloren bekennen müssen. Von Anfang an mißlang sie. Man hat wohl in Downing Street gar nicht ernstlich damit gerechnet, daß Deutschland und Österreich den Fehdehandschuh des Dreiverbandes aufnehmen würden. Ein diplomatischer Erfolg nur wurde, nachdem die völlige Einkreisung Deutschlands und Österreichs gelungen, angestrebt. Hätte er sich pflücken lassen, so wäre allerdings Englands Machtstellung ins Ungeheure gehoben. Es wäre der Schiedsrichter der Welt geworden. Auch Deutschland wäre zum Vasallen englischer Wünsche herabgesunken. Das alles hat deutsche Tatkraft zu Lande und zu Wasser zunichte gemacht. Die Welt befreit sich allmählich von der Zwangsvorstellung britischer Allmacht, die noch nicht einmal die Küsten Englands selbst gegen deutsche Angriffe zu schützen vermag. Die Enttäuschung ist zu groß für John Bull. ...

Einer dieser Ausbrüche droht uns Feindschaft und Krieg für Generationen an! Nun gut. Auch damit können wir uns befreunden, wenn die Engländer es wollen. Daß es zu Drohungen, den Krieg gewaltsam in die Länge zu ziehen, englischerseits immer wieder kommt, kann uns nur als Beweis für die erfreuliche Tatsache gelten, wie die Engländer das Rechnen verlernen. Bei einem Volk, das fast nur vom Handel lebt, eine gefährliche Erscheinung! Aber psychologisch verständlich. Eine Rechnung, die an sich nicht stimmt, wird durch immer neues Nachprüfen nicht richtiger. Der Rechner selbst aber verliert dabei schließlich seine Fassung. So ist's im kleinen wie im großen.

Prüfen wir einmal Englands Hauptkonto, den Außenhandel in Waren nach. Er ist die Quelle von Englands Macht und Reichtum. Wie hat er sich nun im Kriege entwickelt? Hochtönend hatten die Leiter der englischen Politik verkündet, es wäre für Britannien einerlei, ob es den Krieg mitmache oder daneben stehen bleibe. Tatsächlich jedoch erlitt der Außenhandel des ‚Vereinigten Königreichs' vom ersten Kriegstage an eine außerordentliche Einbuße. Inzwischen hat sie sich zu fabelhaften Ziffern summiert. In den Monaten August bis Dezember 1914 einschließlich sank der Wert der Einfuhr (im Vergleich mit derselben Vorjahrszeit) um 1350 Millionen Mark, die Ausfuhr um 1850 Millionen Mark. Das macht zusammen 3200 Millionen Mark. Im laufenden Jahre hat sich der Abstieg der Ausfuhr mit Riesenschritten fortgesetzt. Er belief sich bis Ende April auf weitere 1150 Millionen Mark. Die Einfuhr allerdings nahm vom Februar an zu, so daß sich für die ersten vier Monate ein Mehr von rund 500 Millionen Mark herausstellt. Alles in allem bleibt aber für die ersten neun Kriegsmonate ein Ausfall von 3850 Millionen Mark bestehen. Um diese Riesensumme verringerte sich der Warenumsatz Englands mit dem Auslande und seinen Kolonien. Die Nachfrage nach Erzeugnissen seines Gewerbefleißes hat sich allein schon in dieser Frist um genau 3 Milliarden Mark verringert! Demgemäß sank natürlich auf der andern Seite das Bedürfnis nach Einfuhr gewisser Rohstoffe. Und wenn die Einfuhr sich im laufenden Jahre steigerte,



so war das nur auf den (angesichts der drohenden deutschen Blockade) mit allen Mitteln beschleunigten Import von Nahrungsmitteln und vor allem von Kriegsmaterial jeglicher Art zurückzuführen. An dieser Einfuhr mag der englische Kaufmann zwar verdienen; aber doch nur auf Kosten des Staates, der um denselben Betrag ärmer wird, und auf Kosten des englischen Verbrauchers, der die nötigsten Lebensmittel jetzt zu unausgesetzt steigenden Preisen erwerben muß. Den Löwenanteil des Gewinnes zieht hieraus der fremde Lieferant, das heißt im wesentlichen der Amerikaner. Da kommen wir auf den Kern der Frage: Englands Handelsbilanz hat sich im bisherigen Verlaufe des Krieges um nicht weniger als 2150 Millionen Mark verschlechtert. Weit größer aber ist die Verschlechterung seiner Zahlungsbilanz. Nur einer ihrer Komponenten nämlich ist die Handelsbilanz. Die anderen sind die Vermittlergewinne des Handels, der Versicherung, der Schiffahrt, der Banken — und sie sind gerade dasjenige, was das Handelsvolk par excellence, das die Engländer nun doch einmal sind, reich gemacht hat. Alle diese Gewinne fehlen jetzt. Dazu kommen jeden Tag neue Verluste an Schiffsladungen und Schiffen, und wir dürfen wohl hoffen, daß sie dank unseren Tauchbooten mit jeder Woche Kriegsdauer immer größer werden. Auf der anderen Seite stehen die ungeheuren Aufwendungen, die England, das auf zahlreichen überseeischen Plätzen Truppen wirbt, sammelt und ausrüstet, für die Kriegsführung machen muß. Die ausländischen Guthaben der Engländer schmelzen auf diese Weise rasch zusammen. Ja, das Defizit der Zahlungsbilanz Englands ist bereits da. Den Maßstab dafür gibt der Kurs des Pfundes Sterling ab. Es hatte schon vor einiger Zeit eine Entwertung um fast 2 % unter den Paristand im Verkehr mit Amerika aufzuweisen und hat diese nicht ausgleichen können. Und das alles denken die Engländer Generationen hindurch aushalten zu können? Sie sind schlechte Rechner geworden.

Allerdings lassen sie es an verzweifelten Bemühungen, das Unheil abzuwenden, nicht fehlen. Hat sich England doch nicht gescheut, eine Valuta-Anleihe in Neuyork aufzunehmen, argentinisches Gold in London zurückzuhalten, sich den indischen Goldschatz ohne weiteres anzueignen und anderes mehr. Noch weniger schämt sich England, seinen Verbündeten ihre Goldvorräte abzulocken. Zuerst mußte Belgien daran glauben. Das Gold der Belgischen Nationalbank hat die alte Dame von Threadneedle Street schon längst verspeist. Aus Rußland ließ sich England seinerzeit 160 Millionen Mark Gold zur Deckung eines Vorschusses von 240 Millionen Mark kommen; und wenn es seither nicht mehr solcher Geschäfte mit der Russischen Staatsbank gemacht hat, so trägt wohl nur die Unterbindung der russisch-englischen Schiffahrt die Schuld daran. Dafür beeilt sich Frankreich jetzt, den englischen Goldschatz aufzufüllen. Es hat mit London ein Darlehensgeschäft abgeschlossen, das unter den verschiedensten Gesichtspunkten das größte Interesse verdient. Die Aufnahmefähigkeit des französischen Finanzmarktes steht in einem argen Mißverhältnis zu dem Anleihebedarf der Republik. Bleibt die Ausnutzung der Notenbank als Hilfsmittel. Der Inanspruchnahme der Bank von Frankreich durch den Staat hat man tatsächlich soeben den Spielraum bis zu 9 Milliarden Franken erweitert.

Doch bis ins Ungemessene geht das schließlich nicht weiter. Auch die Stundung der Zahlungen an Heereslieferanten hat ebenso wie die Aufnahme von Kriegslieferungsanleihen in Amerika ihre Grenzen. Als einziger Ausweg scheint danach das geblieben zu sein, was sich soeben abspielt. Frankreich, dasselbe Land, das vor dem Kriege Geld und Gold für alle möglichen Unternehmen in aller überseeischen Herren und des Zaren Ländern spendete, muß jetzt bei England um einen Vorschuß von vergleichsweise lumpigen anderthalb Milliarden Franken betteln gehen. Doch an der Themse versteht man zu rechnen. Man sagt mit großmütiger Geste die 1550 Mill. Fr. gegen französische kurzfristige Schatzscheine und — gegen 500 Mill. Fr. Gold zu. Der Kredit des Verbündeten genügt denen in London nicht mehr allein, sie verringern sich ihr Risiko durch Einforderung von Deckung in barem Golde. Sie brauchen's offenbar sehr nötig zur Stützung des erschütterten Sterlingkurses.

Auch andere Vorkommnisse zeugen dafür, daß die Bank von Frankreich sich auf die abschüssige Bahn begibt. Sie läßt sich von der Kammer zur Erhöhung des Notenumlaufs von 12 auf 15 Milliarden Franken ermächtigen. Zu Beginn des Krieges hatte seine Höchstgrenze 6,8 Milliarden betragen. Sie wurde durch Gesetz vom 6. August auf 12 Milliarden ausgedehnt, ist jetzt aber zu eng geworden, denn 11,6 Milliarden Noten sind schon im Umlauf. Auf der einen Seite erweitert er sich beständig, auf der anderen wächst der Goldbestand der Banque de France nicht nur nicht, sondern der englische Verbündete sorgt noch dafür, daß er tüchtig geschmälert wird. Die Golddeckung des französischen Notenumlaufs betrug bereits am 29. April nicht mehr als 36 Prozent (gegen 45 Prozent bei der Deutschen Reichsbank). Wie wird sie nächstens aussehen, wenn jene Goldsendungen nach England vom Goldbestande abgebucht sein werden?

Vielleicht sind die Leiter der Bank von Frankreich klüger als die des Generalstabs. Ihr Gold dünkt ihnen möglicherweise jenseits der Straße von Calais sicherer als an der Seine. Das wäre angesichts des Standes der Kriegsoperationen nicht verwunderlich. Rußland versagt. Die von England gestellten Hilfsvölker wanken gleichfalls, und die eiserne Mauer der Deutschen läßt sich weder in Ost- noch in Nordost- und Nordfrankreich durchbrechen. Seine letzten Reserven schiebt Frankreich vor. Kurzum, die Sorge der Franzosen um die Sicherheit des Goldbestandes ihrer Staatsbank wäre zu begreifen. Doch gleichviel, ob diese Sorge gehegt wird oder nicht, der Goldvorrat der Bank von Frankreich steht schon aus rein rechnerischen Gründen der ernstesten Gefahr gegenüber. Die Besetzung großer Landesteile durch den Feind, die Kriegführung im Lande selbst schaltet ungeheure wirtschaftliche Hilfsquellen aus. Ersatz muß durch die Einfuhr von Nahrungsmitteln, Kriegsmaterial, Kohlen aus dem Auslande geschaffen werden. Gleichzeitig stockt die Ausfuhr, und beides zusammen bewirkt eine außerordentliche Verschlechterung der Handels- wie der Zahlungsbilanz. In den ersten vier Monaten dieses Jahres allein beträgt diese Verschlechterung im Außenhandel 452 Millionen Franken. Einen Ausgleich könnten die Zinseingänge auf französische Anlagen im Auslande bieten, doch sie sind jetzt ebenfalls ins Stocken ge-

raten. Frankreich muß also Gold ins Ausland schicken, wenn es nicht eine Entwertung seiner Valuta erleben will. Die schlechte Bardeckung der Noten bereitet ihr den Boden vor. Das Land zehrt seine Reichtümer in eiligem Tempo auf. Die Verdienstmöglichkeiten sind arg beschnitten, die Ausgaben für den Krieg ungeheuer. Wie sehr Handel und Wandel stocken, bekundet genugsam der fortgesetzte Rückgang der Einnahmen aus indirekten Steuern und Monopolen. Allein seit Beginn des Jahres 1915 bis Ende April macht er (verglichen mit dem Vorjahr) 294 Millionen Franken aus. Und nicht minder beredt zeugen für den Verfall der Wirtschaft, der arbeitenden Bevölkerung zumal, die beständigen großen Abhebungen aus den Sparkassen: Sie betrugen vom 1. Januar bis zum 10. Mai d. J. netto 59 Millionen Franken. Aufzehrung im Innern, ungeheure Zunahme des Papiergeldumlaufs, rapide Verschlechterung seiner Golddeckung, dazu steigende Verpflichtungen ans Ausland — das sind die bisherigen finanziellen Ergebnisse des Revanchekrieges gegen Deutschland. Wie lange noch kann Frankreich diesen Zustand, der sich von Woche zu Woche mehr ausprägen wird, ertragen, wenn es nicht gänzlich auf seine Zukunft als Handelsstaat verzichten will?"

Wie lange können unsere verbündeten Gegner überhaupt noch ihr „Vernichtungswerk" gegen uns fortsetzen, wenn — ja, wenn nicht Hilfe von anderer, von „neutraler" Seite kommt, — aber, bitte: schnell, schnell! Da begreift man schon den nicht mehr zu überbietenden Hochdruck, unter den die Neutralen genommen, mit dem sie in einer Weise bearbeitet werden, bei der man sich nur wundern kann, daß die Neutralen nicht schon längst stutzig geworden sind, daß sie sich solche dreiste, schon gewalttätige Erpressung überhaupt gefallen lassen.

Sie lassen sie sich aber gefallen, und darauf allein kommt es an. Daran ändern auch noch so überzeugende moralische Betrachtungen nichts, wie wir uns denn — gewiß nur der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe! — gewöhnen sollten, an die uns umgebenden Kräfte und Mächte gänzlich „moralinfreie" Maßstäbe anzulegen. „Im Anfang des jetzigen Krieges", schreibt die „Frankf. Ztg." im Gedenken an den Frankfurter Frieden vor vierundvierzig Jahren (10. Mai), „hatten bei uns wohl viele gedacht, daß noch vor der Wiederkehr dieses Gedenktages die Welt aufs neue befriedet, der menschenmordende, zerstörende Kampf beendet sein werde. Diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, es besteht im Gegenteil in diesen Tagen die Gefahr, daß der Krieg noch weitere Gebiete ergreift und sich dadurch möglicherweise auf einen längeren Zeitraum hinauszieht, als es sonst der Fall wäre. Aber diese Schätzung der Kriegsdauer entsprang zum guten Teil dem raschen Fortschreiten der kriegerischen Entwickelungen im ersten Monat des Krieges und einer gewissen Unterschätzung der Kräfte unserer Gegner, obwohl wir sie wahrhaftig nicht gering eingeschätzt haben. In der großen Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland, die der Frankfurter Friede beendete, hatte Bismarcks unübertroffene Staatskunst es verstanden, alle Koalitionsbestrebungen Frankreichs zu vereiteln. Weder Österreich noch Italien noch Dänemark, deren Anschluß an Frankreich in Betracht kam, traten aus ihrer Neutralität heraus, weil es gelungen war, Rußland auf der einen, England auf der anderen Seite dafür zu interessieren, daß der große Kampf der damals führen-

den Kontinentalmacht gegen das werdende Deutschland ein Zweikampf blieb. Allerdings verlängerten Englands Munitionslieferungen an Frankreich, die auch durch Deutschlands energische Proteste nicht zum Stillstand gebracht wurden, den Krieg über die Zeit hinaus, in der er sonst aus natürlichen Ursachen erloschen wäre. Aber diese gleiche Funktion übt jetzt Amerika aus, und was will das überdies bedeuten gegenüber der Tatsache, daß wir heute gegen eine mindestens doppelte Übermacht zu kämpfen haben, die wir nur Griff um Griff niederringen können.

So glücklich und so erfolgreich in der diplomatischen Abwehr feindlicher Ränke wie damals sind wir heute nicht. Es ist eine furchtbare Zusammenballung feindlicher Mächte zustande gekommen, und im zehnten Monat des Krieges stehen wir vor der Möglichkeit, daß sogar unser Bundesgenosse Italien sich zu unseren Feinden schlägt, die wir mit der Waffe überwunden haben und die lediglich noch durch solche politische Ablenkungen die Gewichteverteilung der großen Wage des Krieges zu ihren Gunsten verändern zu können meinen. Daß es sich heute um dasselbe Italien handelt, das 1866 im Bunde mit Preußen seine nationale Einigung vollendete, das aber vier Jahre später bereit stand, an Frankreichs Seite sich der Einigung Deutschlands in den Weg zu stellen, sind Umstände, die nur darum unsere Aufmerksamkeit erregen, weil die beteiligten Mächte die gleichen sind, die aber irgendwelche Schlüsse auf die Gegenwart und Zukunft zu ziehen nicht erlauben. Bundesgenossenschaften werden nur zu einem kleinen Teil durch Gefühle, zum weitaus größeren durch die wirklichen Bedürfnisse und die Ansprüche auf nationale Geltung und Macht bestimmt. Daß ein uns feindliches Eingreifen Italiens in den Kampf, von dem wir um der künftigen Möglichkeiten europäischer Politik willen noch immer hoffen möchten, daß es vermieden wird, an dem endgültigen Ergebnis des Krieges etwas ändern könnte, glaubt in Deutschland niemand. Aber es würde möglicherweise den Krieg um einige Monate verlängern."

Nichts scheint nun, wie die „Voss. Ztg." ausführt, einfacher zu sein, als die Antwort auf die Frage: Soll Italien einen Krieg, bei dem es alles aufs Spiel setzt, führen um einzelner minder wesentlicher Wünsche willen, oder soll es, als Preis für seine Neutralität, die meisten seiner Forderungen durchsetzen: die gesicherte Ostgrenze, die Sicherung des italienischen Charakters von Triest und eine starke Stellung auf dem andern Ufer der Adria? — „Stünde die Frage so einfach, welcher Überlegung bedürfte sie noch? Nur diejenigen, die keiner Überlegung fähig sind, könnten nach einem Krieg rufen, der mit dem mildesten Ausdruck überflüssig zu nennen wäre. Aber es handelt sich in der Tat für Italien nicht um diese Alternative, die keine ist: ob es das Schwert ziehen soll um gewisser Forderungen willen oder die Erfüllung dieser Forderungen ohne Schwertstreich erhalten. Denn wenn Österreich-Ungarn Italien Zugeständnisse machen will, so versteht sich eine Voraussetzung dabei von selbst: daß es einem befreundeten und verbündeten Italien diese Zugeständnisse macht. Nicht aus Schwäche und nicht um sich zu schwächen, sondern um den Dreibund und dadurch die eigene Stellung zu stärken, will Österreich-Ungarn die Fragen aus der Welt schaffen, die sein Verhältnis zu

Italien, dem Bündnis zum Trotze, mit alten Erinnerungen und inneren Einwänden belastet haben. Geht Italien darauf ein, so legt es auch seine Politik nach dem Krieg fest und trifft eine klare Wahl. Für oder wider den Dreibund: das ist die eigentliche Frage, die durch die Entscheidung über Neutralität oder Krieg gelöst wird. Denn das Dritte, eine splendid isolation inmitten der Großmächtegruppen, kann sich Italien während des Krieges nicht länger gestatten und nach dem Krieg nicht aufrechterhalten.

Wenn das Wort vom sacro egoismo, dem vor wenigen Monaten ganz Italien zugejubelt hat, noch gilt, wie es Italiens Losung in dem Zeitalter gewesen ist, in dem es Unabhängigkeit und Einheit errang: so wird die Frage, ob für oder gegen den Dreibund nicht nach Sympathien gelöst werden, sondern auf Grund eines ruhigen Urteils über die militärische und politische Lage. Viel, fast alles, sollte man meinen, spricht dafür, daß dieses Urteil Italien nicht an die Seite unserer Gegner treiben kann. Daß der Dreiverband nicht ohne Italien zu siegen imstande ist, — das ist sogar die Meinung der entschiedensten Anhänger der italienischen Kriegspartei, die damit zugeben, daß Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei bereits auf dem Punkt sind, wo sie den sich zu ihnen neigenden Erfolg ganz auf ihre Seite ziehen können. Die italienischen Interventionisten sind aber des Glaubens selig und stolz, daß das militärische Gewicht Italiens, an diesem Punkt angreifend, den Erfolg auf die andere Seite treiben würde. Das ist ihre Hoffnung — eine Hoffnung, die gewiß stark auf die Phantasie wirken kann. Italien als Retter des Dreiverbandes würde zu ungeahnter Größe emporwachsen, und schon zeigt Rußland, da es Serbiens stärkste Sehnsucht den italienischen Forderungen zu opfern bereit ist, den nationalen Schwärmern in Italien das lockende Bild eines größeren Italien als Balkanvormacht. Aber solchen Lockungen steht die nüchterne Erkenntnis gegenüber: Deutschland und Österreich-Ungarn sind in diesem Frühjahr auf zwei Fronten in der Offensive und durchaus vorbereitet, auch einer weiteren Belastung zu widerstehen. Daß sie — mit der Türkei als Dritter, deren Widerstand das englische Ansehen nach dem Krieg schwer erschüttert lassen wird — heute die Stärkeren sind, ist unbestritten. Gegen den Glauben, daß Italien durch seinen Anschluß an den Dreiverband das Stärkeverhältnis entscheidend zu ändern vermöchte, ist die Gewißheit abzuwägen, daß es, wenn es neutral bleibt, der Freund der Stärkeren ist und bleibt. Ist es vorteilhafter, aus dieser Gewißheit Nutzen zu ziehen oder nach jenem Glauben zu handeln? Das kann nur die italienische Volksvertretung selbst sich sagen. Sie wird sich eine klare Vorstellung von der Lage ihres Landes nach dem Krieg, je nachdem ob es in den Krieg eingegriffen haben wird oder nicht, bilden müssen. Sie wird Italiens Stellung als Freund der siegreichen Zentralmächte und der Türkei, in der die wirtschaftliche Vormacht Englands und Frankreichs beseitigt sein werden, in Betracht ziehen; und dagegen erwägen, wie seine Stellung neben einem siegreichen Dreiverbänd wäre. Und sie wird sich um alle Unbefangenheit des Urteils bemühen, damit Italien nicht fehlgehe und am Schluß des Krieges nicht auf der falschen Seite stehe. Wir können Italiens Urteil nicht beeinflussen, können nicht mit italienischem Gehirn denken und haben abzuwarten, was das Ergebnis sein wird. Welches Er-

gebnis wir wünschen, braucht nicht gesagt zu werden, und es wäre vergebliche Mühe, jene, die in Italien vom Krieg gegen uns schwärmen, heute davon überzeugen zu wollen, daß wir Frieden und Freundschaft mit Italien um Italiens willen wünschen. ...

Im Falle der „Lusitania“ hat die Verfälschung der öffentlichen Meinung ein paar hundert Menschenopfer gefordert. Aber die Lügen, welche die Deutschland feindliche Presse in der ganzen Welt verbreitet, sind drauf und dran, ein ganzes Volk ins Unglück zu stürzen. Mit allzu eifrigem Bestreben bemühen sich, im Verein mit den Politikern ihrer Länder, die englische, die französische und die russische Presse, all jene herzerfrischenden Fortschritte zu leugnen, die die deutschen Heere und die österreichisch-ungarischen Truppen auf sämtlichen Kriegsschauplätzen machen. Bei Ypern ist, wenn man die englischen Blätter liest, überhaupt nichts geschehen. Die russischen Botschafter erklären auf dem geduldigen Papier unser Fortschreiten in Galizien bis vor Przemysl und den fluchtartigen Rückzug der russischen Heere aus den Karpathen als nicht geschehen. Die Einnahme von Libau und das weitere Vorrücken der Deutschen in Kurland erscheinen nahezu als von den Russen gewollt. Warum das alles? Der Zweck ist nur zu durchsichtig. In England, in Frankreich und in Rußland fürchtet man, daß die andauernden deutschen Siege schließlich doch noch die Köpfe der erregten italienischen Interventionisten etwas abkühlen könnten. Deshalb *dürfen* die verbündeten Zentralmächte *jetzt* nicht siegen. Genau so, wie die Passagiere der ‚Lusitania‘ wohlgemut an Bord gestiegen sind, weil sie, von der englischen Presse getäuscht, an die Gefahren nicht glaubten, vor denen sie Deutschland gewarnt hatte, so soll das italienische Volk nicht erfahren, wie reißend der Strudel ist, auf den seine verblendeten Führer zusteuern.

Aus England stammt das Sprichwort: ‚Honesty is the best politic.‘ Wir können es dem Urteil der Welt überlassen, ob Ehrlichkeit jemals in der englischen Politik zu finden war. Im Gegensatz zu England ist die moderne deutsche Politik der letzten Jahrzehnte stets ehrlich gewesen. Bismarck hatte die Ehrlichkeit zu einem politischen System ausgebildet: er errang seine größten Erfolge dadurch, daß ihm das Ausland nie glaubte, daß er das meinte, was er sagte. Und hinterher war allgemeines Erstaunen darüber, daß er tatsächlich genau das getan, was zu tun er angekündigt hatte. An die Treue, die Crispi und Bismarck hielten, sollten die Italiener sich gerade in diesem Augenblick erinnern. Sie sollten daran denken, daß das Land, das die Einigkeit Italiens fügte, es mit ihnen ehrlicher meint, als die im Unglück sitzenden Bundesgenossen, die fälschlicherweise ihre Rettung durch ein italienisches Blutopfer erhoffen. Wir meinen es ehrlich, wenn wir in zwölfter Stunde die Italiener warnen und ihnen noch einmal die Methode vor Augen führen, die der Dreiverband anwandte, um die Kriegsfackel in Italiens Auen zu werfen.

Von *französischem* und *englischem Gelde* waren die Quellen gespeist, aus denen der trübe Strom politischer Brunnenvergiftung über Italien sich ergoß. Erst sanft, dann immer stärker ertönten die Stimmen, die das Volk darauf aufmerksam machten, daß man sich niemals besser als jetzt so manch langerträumtes



Stückchen Land vom österreichischen Nachbar holen könne. Die Stimmen der Gerechtigkeit und der Treue haben vor den Versuchern gewarnt. Es war der Bundesgenosse, von dem man fordern sollte, und man scheute sich, in der Zeit seiner schweren Not Vorteile zu fordern. Die Versucher setzten haarscharf auseinander, daß auf Grund der bestehenden Verträge Gegenleistungen durchaus gerechtfertigt wären. Diese Beweisführung wirkte immer stärker. Die italienische Regierung war der so aufgewiegelten Volksmeinung gegenüber nicht mehr in der Lage, nichts zu tun. Sie setzte sich sonst der Gefahr des Vorwurfs aus, die Interessen des Landes zu verletzen. Dieselbe Presse, die von Herrn Barrère verlockt worden war, das Wohl ihres Vaterlandes gegen Gold zu verraten, sprach bereits von Verrätern an der Nation. Österreich-Ungarn schien dadurch, daß es verhandelte, die grundsätzliche Berechtigung Italiens, Gegenleistungen zu verlangen, zuzugeben. Für Italien winkte im Wege des friedlichen Ausgleiches viel mehr, als es mit Waffengewalt jemals zu erringen hoffen durfte. Die ehrlichen italienischen Politiker atmeten auf. Der Erfolg war groß. Nun schien der Krieg vermieden.

Sie rechneten nur nicht mit dem Interesse derer, die ja die italienische Volksleidenschaft nicht aufgestachelt hatten, damit Italien größer und mächtiger werde. Denen war jede Verhandlung ja nur Mittel zum Zweck des Scheiterns. Nichts fürchteten sie mehr, als die Vermeidung des Krieges. Raffiniert bliesen sie nun den Italienern ins Ohr: Nie wird man euch das, was ihr fordertet, verzeihen! Ihr könnt jetzt wohl ohne Schwertstreich die Gegenleistungen erhalten, aber wie wollt ihr sie gegen die Rache der Nachbarn später sichern? So hat man mit Italien ein schmähliches Spiel getrieben. Erst hat man ihm klar gemacht, daß es nur Berechtigtes fordere, und hinterher soll es nun selbst Furcht empfinden vor dem, was es tat.

Wenn die italienischen Politiker diesem Gedankengang folgen, so geben sie damit selbst vor aller Welt zu, daß ihre Forderungen ungerechtfertigt und den Gesetzen von Treu und Glauben widersprechend waren. Sie dementieren sich damit selbst, und sie bringen sich für später in die schlechteste Situation vor der Weltgeschichte, die es überhaupt geben kann....

Unsere Siege in Galizien, Belgien, Kurland zeigen, daß wir nicht aus Schwäche und Angst vermittelt haben. Jeder unserer Siege bedeutet eine Chance weniger für ein militärisches Eingreifen Italiens... Und will Italien wissen, in welcher Verfassung wir der Stunde der Entscheidung entgegensehen, so schaue es auf die Hauptstadt des eroberten Belgien: In Brüssel, im Théâtre de la Monnaie, hat in diesen Tagen Felix Weingartner zwei Beethoven-Konzerte dirigiert, unter dem rauschenden Beifall unserer Feldgrauen und der erstaunten Brüsseler. Sieht ein Volk, das mitten im schwersten Waffendienst andächtig Beethoven lauscht, so aus, als ob es sich kraftlos fürchtet?“





Einer!

Das einzige größere Blatt Italiens, das den Mut hat, den Krieg rückhaltlos zu verdammen, ist der sozialdemokratische „Avanti“. Er wagt es sogar, den „Liebling der Götter“, den heiligen D'Annunzio, mit derbem Griff durchzuschütteln, nennt ihn einen „verbrecherischen Degenerierten“, da er das Volk aufgefordert habe, sich vor Montecitorio aufzustellen und die friedensfreundlichen Abgeordneten anzugreifen und zu vergewaltigen. D'Annunzio sei „der Schandfleck Italiens“ und ein französischer Söldling, der das italienische Volk für Frankreich ins Verderben hetze. Die ungeheure Mehrheit des Landes wolle vom Kriege nichts wissen und sei lediglich das Opfer des blutigen Wahnsinns der Clique Salandra-Sonnino. Das Ministerium Salandra, das zuerst feierlich jede Verschacherung der Neutralität als ehrlos abwies, begehe heute den schamlosen Schacher der Erpressung. Es habe die Neutralität entehrt, indem es Österreich die Aufrechterhaltung der Neutralität gegen Entschädigungen anbot. Es habe endlich geradezu Italien versteigert, indem es dem Meistbietenden das beste Blut Italiens versprach.

*

Der Pöbelinstinkt — Englands Rettung

Im „Journal der Royal Economic Society“ legt G. E. Toulmin das folgende offene Geständnis ab:

„Im allgemeinen kann man sagen, daß die wirtschaftliche Aushungerung Deutschlands eine Zeitungslegende ist. Die Verluste, die diese Kampfesweise verursacht, sind auf beiden Seiten ziemlich gleich, und wenn keine Überraschung eintritt und nicht eine der lang angekündigten Petroleum-, Kupfer- oder Chemikaliennöte wahr wird, besteht nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß der ökonomische Druck auf Deutschland entscheidende Bedeutung bekommt.“ Mit einem Nahrungsmittelmangel in Deutschland rechnet der Verfasser gar nicht. Wirtschaftlich betrachtet vertrage diese Politik keine Prüfung. — Dagegen meint er, daß der Fortbestand eines großen Handelsverkehrs mit dem Feind politisch gefährlich wäre:

„Staatsmänner wissen sehr gut, daß man, um einem Volk die schrecklichen Verluste und Sorgen selbst eines siegreichen Kampfes erträglich zu machen, einen Pöbelinstinkt von Abscheu und von Haß gegen den Feind erwecken und wachhalten muß. Das Wort Deutschland muß stets so gebraucht werden, daß es ein Gefühl von Jähzorn und Haß weckt. Wenn Engländer mit Deutschland Handel treiben dürften, würde sicher fortdauernd freundschaftlicher Verkehr zwischen ihnen bestehen, und sie würden manchmal daran gemahnt werden, daß die Deutschen im ganzen keine Barbaren und Verräter, sondern gewöhnliche Menschen sind. Das Wort Deutscher würde im Denken nicht mit Gefühlen von Abscheu, sondern mit Erinnerungen an vorteilhafte Abschlüsse verbunden werden. So würde die Reaktion, die das Wort Deutschland jetzt erweckt, abgeschwächt werden und ein wertvoller Anreiz zur Selbstaufopferung und Anmeldung fürs Heer verloren gehen. ... Es besteht wenig Zweifel

daran, daß — so unerwünscht dies auch aus allen anderen Gründen sein mag — der Handel mit dem Feinde aus der mehr politischen Erwägung verboten bleiben muß, daß das Land des Feindes als Pestort behandelt und der Handel mit dem Feinde vermieden werden muß, als ob er eine Quelle von Ansteckung wäre."

So John Bull, wenn er unter sich zu sein glaubt; so sieht er ohne Maske aus.

*

Treu zu England!

Das lobenswerte Bestreben, den deutschen Rennsport in zielbewußter Arbeit vom Engländertum freizumachen, stößt bedauerlicherweise in deutschen Sportkreisen auf Widerstand. Für diese Verfechter einer Politik der „Offenen Tür" hat der bekannte Sportsmann Herr v. Tepper-Laski in einer von der Zeitschrift „Deutscher Sport" wiedergegebenen Zuschrift das Wort geführt und sich hinterher in einem Rundschreiben sehr ungehalten darüber geäußert, daß diese seine „privat gedachten" Äußerungen die verdiente Zurückweisung in der Presse erfahren haben. In seinem Rundschreiben, das (seltsam genug) vom „Bund Neues Vaterland" verbreitet wird, bekennt sich Herr v. Tepper-Laski offen zu der Ansicht, daß wir vor langer Hand ohne die Engländer im Sport nicht fertig werden können: „Zunächst kann man niemandem verwehren, denjenigen in seinem Betriebe zu verwenden, den er für den geeignetsten hält und dessen Tätigkeit ihm die besten Erfolge verspricht, selbst dann nicht, wenn geeigneter Ersatz aus Deutschland schon jetzt durchweg zur Verfügung stände, was infolge der bisherigen Mißwirtschaft mindestens zweifelhaft ist. Unbillig scheint es auch, in langen Jahren wohlerprobten harmlosen Leuten plötzlich aus ‚politischen Rücksichten' jede Erwerbsmöglichkeit abzuschneiden, und ‚last not least' (Pardon — wollte sagen: Verzeihung) ‚das Wichtigste zuletzt'! Wir leben in einer Zeit der ‚Repressalien'. Vielleicht ist bekannt, daß zurzeit in England über 60 % der Deutschen frei ihren Geschäften nachgehen, jedenfalls nicht aus humanitären, sondern aus praktischen Gründen. Sollen wir einem Häuflein Fanatiker zuliebe (!) unsere Landsleute drüben etwa ähnlichen Maßnahmen aussetzen, die ihnen jedenfalls weit verderblicher werden müßten als den wenigen bei uns tätigen Engländern der Verlust ihrer Stellung? Auch in England könnte ja schließlich einmal der Chauvinismus über praktische Erwägungen die Oberhand behalten. Also fassen wir unsere Aufgabe der Reinigung des deutschen Sports von der Engländer-Invasion sine ira, sed cum studio auf. Wir brauchen keineswegs zu sagen: die Geister, die wir riefen, werden wir nicht mehr los Wir wollen sie aber allmählich und systematisch loswerden."

Also: Immer langsam voran und vor allem mit extra weichen Glacéhandschuhen. Das allerdings hat Herr v. Tepper-Laski bei seiner offenbar schrankenlosen Hochschätzung des englischen Gentlemantums nicht ahnen können, daß just in dem Augenblick, da sein Rundschreiben in die Lande ging, die wüsteste Deutschenhetze in England losbrach.

Das „Häuflein Fanatiker", dem die Gesundung des deutschen Sports am Herzen liegt, wird gut tun, außer den Engländern auch die hoffnungslos verengländerten Sportsleute vom Schlage des Herrn v. Tepper-Laski sich selbst zu überlassen. Solche Töne wie die von Herrn v. Tepper-Laski könnten gut aus der anglo-amerikanischen Presse stammen. Sie würden dort sicher reines Wohlgefallen auslösen.

*

Offene Feinde in der Schweiz

Wenn die Bewohner der welschen Schweiz für Frankreichs Sache offen Partei nehmen, so will ihnen Fritz Zutrauen in der „Voss. Ztg." ihre Gefühlsrichtung nicht verübeln. Was aber den schärfsten Widerspruch herausfordere, sei die Art, wie die französische Schweiz ihren deutschfeindlichen Gesinnungen offenen Ausdruck verleiht.

„Deutschfeindliche Gesinnungen? Ein wütender Haß ist es, der sich wild und zügellos auf alles stürzt, was deutsch

ist oder im Verdacht steht, deutsch zu sein, ein Haß, der gelegentlich auch vor den eigenen Landesgenossen nicht Halt macht, wenn sie sich vermessen, auf dem Boden der französischen Schweiz in ihrer deutschen Muttersprache zu reden. Ist es doch, im Anfang des Krieges, dahin gekommen, daß deutsche Schweizer in Vevey verprügelt und in den See geworfen wurden, lediglich weil sie sich weigerten, den wüsten Feldzug gegen das Deutschtum mitzumachen, und weil sie, nach echt deutschschweizerischer Art, sich gelegentlich auch zu einem kräftigen Worte der Abwehr hinreißen ließen!

Der Gründe, wie es möglich war, die Bewohner der welschen Schweiz gegen Deutschland so aufzuhetzen, daß von einer schweren Vergiftung der öffentlichen Meinung gesprochen werden kann, sind mehrere. In erster Linie ist es die Presse, die systematisch darauf ausgeht, die Stimmung ihrer Leser in deutschfeindliche Bahnen zu leiten, und die vom sanften piano rasch zum fortissimo überging, um ihre erlogenen Anklagen gegen Deutschland in die Welt zu setzen. Keine Verdrehung, keine Verleumdung schien verrucht genug, um nicht sofort in den Zeitungen der französischen Schweiz an hervorragender Stelle wiedergegeben zu werden. Und würde einst ein Preis darauf gesetzt, der demjenigen zufiele, welcher seit dem Beginn der Feindseligkeiten das meiste Gift gegen Deutschland verspritzt hat, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß vor den französischen den Blättern der welschen Schweiz jener Preis zuzuerkennen wäre. Der ‚Matin‘ und das ‚Echo de Paris‘ haben in dem ‚Journal de Genève‘ und der ‚Gazette de Lausanne‘ ihre Meister gefunden, und was für die führenden Zeitungen zutrifft, das gilt in entsprechendem Verhältnis auch für die kleineren Blätter …“

*

Mitleid

Kriegsschauplätze sind keine Golflinks, Schiffe kriegführender Mächte keine Vergnügungslokale“, so äußerte sich ein früherer deutscher Diplomat zu dem Vertreter der „Associated Preß“, Herrn Dreher. „Daß man in England selbst seit langer Zeit mit der Möglichkeit der Versenkung der ‚Lusitania‘ gerechnet hat, beweist die auf Täuschung berechnete Führung der amerikanischen Flagge durch dieses Schiff auf seiner vorletzten Fahrt. Warum also glaubten die Amerikaner den prahlerischen englischen Zusicherungen mehr als unseren gutgemeinten Warnungen? Aber freilich, nichts konnte den Engländern willkommener sein, als wenn ihre geheuchelte Entrüstung von den Amerikanern auch gutgläubig geteilt wird. Denn dann würde es genügen, daß auf jedem englischen Schiff ein paar Bürger der großen amerikanischen Republik verfrachtet würden, um es mit seiner Munitions- und Waffenladung vor Angriffen deutscher Kriegsschiffe zu sichern. Die Versenkung der ‚Lusitania‘ war für uns eine militärische Notwendigkeit, nicht nur, weil sie Kriegsrüstung trug, sondern insbesondere deshalb, weil wir unsere eigenen tapferen Krieger davor schützen mußten, daß sie durch die auf ihr verstaute amerikanische Munition Tod und Untergang finden könnten. Mitleid mit den Opfern und ihren Angehörigen? Gewiß, wir haben es! Aber hat man von Mitleid bei den Neutralen gehört, als England den teuflischen Plan der Aushungerung eines ganzen großen Volkes faßte? Hat man Mitleid kundgegeben, als Tausende unschuldige und friedliche Bewohner Ostpreußens, Männer, Frauen und Kinder, von den russischen Horden beraubt, ermordet und geschändet wurden? Warum jetzt plötzlich Mitleid für die beklagenswerten Opfer zur See, während die zivilisierten Nationen der Neutralen gegen die Leiden der Hunderttausende auf dem östlichen und westlichen Kriegsschauplatz unempfindlich sind? In einem aufgedrängten Existenzkampf, der ohne die Lieferung von Kriegsmaterial durch Amerika längst zu Ende wäre, in einem Kriege, in dem Engländer und

Franzosen gelbe, braune und schwarze halbwilde Völker zu unserer Vernichtung heranführen. Die ‚Lusitania‘, diese Königin der See, ist von dem Meere verschwunden, aber die Schuld an dem Untergang tragen letzten Endes nicht wir, es trägt sie die englische Regierung, die frivol und prahlerisch verkündet hat, daß alle Maßregeln zum Schutze dieses größten und schnellsten englischen Handelsschiffes getroffen seien. Es tragen sie die Reeder, die friedliche Angehörige neutraler Staaten verleitet haben, unter englischer Flagge durch die gefährdete Kriegszone auf einem Schiffe zu fahren, das in den Listen der englischen Admiralität als ‚im Kriegsfalle zum Transport von Waffen und Munition bestimmt‘ aufgeführt war, es trägt sie endlich die englische Presse, die die ernstgemeinte Warnung des Grafen Bernstorff für einen bloßen Bluff erklärt und mit beißendem Hohn und Spott übergossen hat....“

*

Sie verabscheuen

Die „Deutschen“ in London, Felix Semon, Charles Meyer, Felix Schuster, Leopold Hirsch, August Cohn und Louis Felbermann, haben eine Erklärung gegen Deutschland erlassen: Sie „verabscheuen“ die „barbarischen Methoden“ der Deutschen.

Nur eine einzige Stimme in England, die „Daily News“, wagt es noch, gegen die russischen und — englischen Pogrome Einspruch zu erheben.

*

Neutralität

Der Begriff der Neutralität hat seltsame Wandlungen durchgemacht. Nach den bisherigen Lehren des Völkerrechts gab es eine strikte und eine wohlwollende Neutralität. „Der jetzige Krieg“, bemerkt Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.“, „hat Abwechslung in diese allzu einfache Unterscheidung gebracht. Ein buntscheckiges Farbenspiel von Neutralität tut sich vor unseren Augen auf. Nur in einem Punkt gleichen sich die Neutralitätspolitiken der meisten Staaten: in dem hohen Maß von Unterwürfigkeit gegenüber den englischen Forderungen und Anmaßungen. Von Anfang an hat England in allen neutralen Ländern eine ausgedehnte Handelsspionage betrieben, es hat insbesondere durch Sir Francis Oppenheimer und seine Kreaturen jede Möglichkeit ausspionieren lassen, die vorhanden war, um an Deutschland Waren zu senden, die nach Londoner Begriffen als Konterbande angesehen wurden. Neuerdings aber hat England es gar nicht mehr nötig, zu ‚spionieren‘ (worunter man ja gemeinhin eine Tätigkeit versteht, die heimlich unter Verbergung ihres wahren Zweckes ausgeübt wird), denn eine Reihe von neutralen Staaten hat sich freiwillig unter die Oberhoheit Englands gestellt. Sie duldet, daß englische Aufpasser gewissermaßen amtlich die Ladung der aus den Häfen jener Staaten abgehenden Schiffe kontrolliert. Es scheint den Regierungen jener Nationen mit den Pflichten der Neutralität vereinbar, daß diese amtlich beglaubigten Aufpasser ihren Kaufleuten verbieten, die harmlosesten Waren nach Deutschland zu befördern. So ist mir zum Beispiel neben anderen Fällen glaubhaft versichert worden, daß aus einem neutralen Hafen die Ausfuhr von — Gartenmöbeln verhindert worden ist. ...“

*

Engländer in Deutschland

Zu den hier schon gewürdigten, wohl nur in Deutschland möglichen Vorgängen, bei denen deutsche Reisende in einem deutschen D-Zug von hochgemuten Söhnen Albions an die Wand gedrückt wurden, sozusagen Fußball mit sich spielen lassen „mußten“ und — ließen, schreibt ein höherer Beamter an die „Tägl. Rundschau“:

„Ich hatte Fahrkarte erster Klasse. Alle Plätze erster Klasse waren aber schon 15 Minuten vor Abgang des Zuges von den Engländern besetzt. Ich mußte daher in der zweiten Klasse Platz nehmen. Nach vieler Mühe und einer Stunde Zeit überredete ich den Zugführer, das Frauenabteil freizugeben, denn in ihm saß schon ein Engländer,

der sonst nicht Platz gefunden hätte. Die Engländer hatten die Plätze belegt, waren aber die ganze Zeit im Speisewagen. Ich versuchte dreimal vergebens, dort Platz zu finden. Sie hatten die doppelte Zahl Plätze beschlagnahmt, die ihnen zustand. Der Engländer in meinem Abteil hatte nur 1,50 ℳ Geld bei sich! Wer hat diesem Herrn die Fahrkarte erster Klasse eigentlich bezahlt? Es wäre für die Beurteilung derjenigen, die hier die Interessen der Engländer wahrzunehmen haben und ihnen die Fahrkarten lieferten, doch wichtig, das festzustellen. Diese Leute sind doch zunächst verantwortlich. Ihnen scheint jedes Gefühl für das Gehörige zu fehlen, ja man muß bei ihnen einen ganz ungehörigen Dünkel voraussetzen. Der Engländer in meinem Abteil hat ohne Zweifel noch nie vorher in einem Wagen erster Klasse gesessen!"

Was es wohl für Deutsche in England für Folgen gehabt hätte, wenn sie sich in ähnlichen Herausforderungen gefallen haben würden? — Wir meinen: Schon der bloße Gedanke ist lächerlich. Engländer hätten Deutsche in solchem Falle einfach für verrückt erklärt, — fürs Irrenhaus reif. Wegen — Größenwahns.

*

Das verdammte Siegen

Gewissen Leuten, die nicht alle werden, schreibt die „Post" ins Stammbuch:

„Schon lange hatte Herr Flaumacher seinem Freunde Angstmeier seine Bedenken geäußert über die zunehmende Zahl der gefangenen Russen in Deutschland, und mit jedem neuen Tausend schwollen seine Besorgnisse. Er konnte es Hindenburg nicht verzeihen, daß dieser uns so viele unnütze Mitesser ins Land schickte, die sich ja doch nur bei uns dick füttern lassen wollten. Herr Flaumacher versuchte in der freien Zeit, die ihm vor dem abendlichen Stammtisch blieb, herauszurechnen, welche Menge diese Kerle so ungefähr wegessen, und bei dieser Rechnung, auf die er viel Mühe verwandte, wurde es ihm klar, daß das deutsche Volk einer Katastrophe entgegeneilt, und daß es so nicht weitergehen dürfte. Herr Flaumacher (oder war es vielleicht Herr Angstmeier) setzte sich also hin, schrieb an den Großen Generalstab, welche bedenklichen Folgen das viele Siegen habe, und bat zugleich, nicht so viele Gefangene zu machen. Spaß? Nein, bitterer Ernst. Es gibt bei uns zulande wirklich und wahrhaftig Leute, die allen Ernstes fürchten, die vielen Gefangenen, die wir in unsern siegreichen Kämpfen machen, brächten uns in die Gefahr des Verhungerns, und die deshalb an jedem neuen Erfolge mit ihren kleinlichen und albernen Bedenken herummäkeln. Ein besonders erleuchteter Zeitgenosse hat es wirklich fertig gebracht — diese Mitteilung ist verbürgt —, an eine hiesige Behörde zu schreiben, daß, wenn ‚das verdammte Siegen in Galizien so weitergeht, wir in fünf Monaten verhungert seien'. Ist es wirklich nötig, derartigen Lächerlichkeiten gegenüber darauf hinzuweisen, daß die Gefangennahme noch so vieler Feinde, und wenn ihre Zahl selbst eine Million überschreitet, auf unsere Volksernährung ganz und gar keinen Einfluß haben kann? Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, über die man wirklich nur den Kopf schütteln kann."

Ja, man ahnt es nicht, wie groß Gottes Tiergarten ist und was alles drin frei herumläuft! Wenn schon von unnützen Fressern bei uns die Rede sein soll, dann ist diese Gattung seiner Bevölkerung wohl die allerunnützeste und lästigste. Außer Wettbewerb.

*

Verderblicher Pessimismus

Die Zeitschrift „Vie Parisienne" versichert, die Stimmung der Pariser sei ausgezeichnet, tadelt aber an anderer Stelle die Leute, die sich fortgesetzt über den indezenten Seelenzustand der Hauptstadt, die nervös machende Langsamkeit der strategischen Operationen, die Indiskretionen der Presse und die selbstsüchtigen Berechnungen der Neutralen aufregen. Besonders scharf aber greift das Blatt jene Leute an, die immer die Phrase im Munde führen: „Die Deutschen sind doch verteufelt

stark." Unter dieser Phrase verstecke sich ein „verderblicher Pessimismus", der sich nur schäme, offen seine wahren Befürchtungen einzugestehen.

Kann schon stimmen. Aber die Dümmsten wären „jene Leute" noch nicht, und ihr „verderblicher Pessimismus" für die Franzosen jedenfalls heilsamer als der „indezente Seelenzustand" der Hauptstadt.

*

Eine Zeitschrift im Kriege?

Zu dieser „Frage" schreibt Hedwig Drausfeld im „Frauenland":

„Noch tiefer sei es allen eingeprägt, Männern und Frauen, jung und alt, hoch und niedrig: das gute Buch, die gediegene Zeitung und Zeitschrift ist nie und nimmer ein Luxusgegenstand, auch nicht, wenn sie eine für die Gegenwart verhältnismäßig hohe Geldaufwendung fordern. Buch, Zeitung und Zeitschrift haben unserer Nation mit die geistige Rüstung geliefert, auf die wir ebensowohl unsere Hoffnung setzen, wie auf unser gutes, scharfes Schwert. Käme es in dem gegenwärtigen Kriege nur auf die Zahl der Truppen an, die sich feindlich gegenüberstehen, also auf die Summe der körperlichen Kräfte, die sich miteinander messen: Deutschland müßte mit Sicherheit unterliegen. Aber den Ausschlag auch in diesem Völkerringen gibt letzten Endes die geistige und sittliche Überlegenheit, sowohl beim einzelnen Soldaten, als auch bei den Heerführern! Nicht das an Truppen stärkste, sondern das geistig und kulturell höchststehende Volk wird siegen.

Sparen wir also nicht am Notwendigsten: An der Nahrung und Rüstung des Geistes! Es wäre in Wahrheit eine verfehlte Sparsamkeit ..."

*

Das Geschäft über alles

Bad Nauheim. Nur noch wenige Tage trennen von der Eröffnung der eigentlichen Kurzeit. Die regelmäßigen Kurkonzerte beginnen am 16. April. Überall werden eifrig Vorbereitungen für den Sommer getroffen. Nach den zahlreich eingehenden Anmeldungen zu urteilen, wird voraussichtlich der Besuch lebhaft werden. Auch aus dem neutralen Ausland kommen viele Anfragen. Kurbedürftige aus dem übrigen Ausland können ebenfalls in Bad Nauheim eine Kur gebrauchen, wenn sie zuvor unter Einsendung eines ärztlichen Attestes die Zustimmung bei dem stellvertretenden Generalkommando des 18. Armeekorps in Frankfurt a. M. einholen und, soweit sie jetzt schon in Deutschland sich aufhalten, die des Generalkommandos ihres jetzigen Aufenthaltsortes."

Mit der vorstehenden Reklamenotiz hat das deutsche Bad Nauheim würdig die Kriegssaison begonnen. Da es der rührigen Badeleitung leider unmöglich gemacht ist, in der „Times", im „Matin" und in der „Nowoje Wremja" entsprechende Anzeigen aufzugeben, so mußten schon deutsche Blätter dazu herhalten, das neutrale und das „übrige" Ausland nach Bad Nauheim zur Kur einzuladen.

Es ist nur die Frage, wie das deutsche Publikum, auf das, nach der obigen Reklamenotiz zu urteilen, die Kurverwaltung allerdings weniger Wert zu legen scheint, sich mit der — Neutralität von Bad Nauheim abfinden wird. Wir glauben nicht, daß deutschen Kurgästen gegenwärtig viel daran gelegen sein dürfte, mit Angehörigen feindlicher Staaten zusammen zu treffen.

*

Riga, die schöne deutsche Stadt

Und sie klingt doch, die deutsche Zunge, und singt Gott im Himmel deutsche Lieder — trotz alledem! Trotz des Verbots des Generalgouverneurs Kurlow, Deutsch zu sprechen, und trotz der angedrohten hohen Strafen, klagt der Berichterstatter der „Nowoje Wremja" aus Riga, spreche man doch überall Deutsch. „Weshalb spricht man überall Deutsch?" fragt der Korrespondent einen Schutzmann in Riga. „Verboten ist's wohl," sagt der Schutzmann, „aber wie soll man sich hier auskennen? Der eine spricht Deutsch, der andre Lettisch, der dritte Gott weiß was für eine Sprache — es sind eben zu viele hier." Während der Mann von der Nowoje

Wremja noch mit dem Schutzmann verhandelt, kommt gerade eine Gruppe Studenten der deutschen Korporation „Fraternitas Baltica“ vorüber; die Studenten gestikulieren heftig und — sprechen Deutsch. Der Schutzmann aber zuckt nur die Achseln und meint geheimnisvoll: „Es sind ja Barone. Ich kenne sie an den Mützen“. Damit nicht genug. In einem großen Fleischladen (Besitzer: deutscher Untertan Marienfeld, der schon längst aus Riga verschickt ist) wendet sich der Verkäufer in deutscher Sprache an den Korrespondenten. Als dieser darauf hinweist, daß es doch verboten ist, Deutsch zu sprechen, sagt der Verkäufer ganz ruhig: „Es ist nur auf der Straße verboten, aber nicht hier im Handel“. Aber nun das Allerschlimmste: In Riga befindet sich der sogenannte „Pulverturm“, berühmt aus dem Bombardement Rigas durch Peter den Großen, also ein historisches Denkmal. „Statt daß nun die Stadt dieses Altertumswerk als heilig hütet,“ entrüstet sich der Berichterstatter, „statt dessen hat sie diesen ‚Pulverturm‘ der deutschen studentischen Korporation ‚Rubonia‘ überlassen.“ Just in dem Augenblicke, als der Nowoje-Wremja-Mann sinnend dieses Heiligtum betrachtet, öffnet sich wie mit einem Zauberstabe ein Fenster im Turm und auf die Straße klingen die Klänge eines deutschen patriotischen Liedes. „Den Titel fürchte ich mich im jetzigen Augenblicke bekannt zu geben, denn das russische Volk ist in dieser Beziehung sehr spießbürgerlich.“ „Nun soll mir nur einer sagen, daß Riga nicht eine schöne Stadt ist.“

*

Gallische Entwicklung

Wenn wir elenden „Boches“ auch zu weiter nichts nutz sind, zu einem sind wir allemal noch zu brauchen: zum Ausgeplündert- und Bestohlenwerden. Nach dem Pariser „Temps“ hat die Société des Auteurs et Compositeurs Dramatiques alle deutschen, österreichischen und ungarischen Mitglieder, darunter Gerhart Hauptmann und Siegfried Wagner, aus ihrer Liste gestrichen. Nun ist aber die Société eine Gesellschaft zum Schutze wirtschaftlicher Interessen; der Beschluß bedeutet also eine Auslieferung des geistigen Eigentums der Gestrichenen an die geschäftlichen Ausbeuter. — Ein braver gallischer Mann mag keinen Deutschen leiden, doch ihre Werte stiehlt er gern! Vom Lügen zum Stehlen —: das ist nur eine ganz folgerichtige Entwicklung.

*

Die „Pointe“

Herr Siegfried Jacobsohn ist sehr unzufrieden mit uns. Wir hatten hier von seinem gigantischen Erbieten Kenntnis gegeben, mit „zehn Millionen“ und „dreißig“ starken Männern eine Zeitung zu machen, wie Deutschland sie noch nicht gesehen hat. Mit der einfachen Mitteilung dieser Tatsache, der Tatsache nämlich, daß Herr Siegfried Jacobsohn damit umgeht, „Deutschland“ die Zeitung seiner Zukunft zu schenken, glaubten wir unserer Pflicht und den Bedürfnissen unserer Leser, ernsten, wie besonders auch heiteren, genügt zu haben.

Anders Herr Jacobsohn. In seiner „Schaubühne“ beklagt er sich: „Jetzt, denkt man, jetzt kommt's. Jetzt kommt entweder eine Pointe, die mich verulkt, oder der sachliche Beweis für meine Unfähigkeit. Leider kommt gar nichts mehr.“

Herr Jacobsohn will also entweder verulkt werden oder ernst genommen werden.

Warum sollten wir Herrn Jacobsohn verulken, da er das durch die Ankündigung seines Planes schon selbst besorgt hat? Herr Jacobsohn kann also nur noch wünschen, ernst genommen zu werden. Aber, Herr Jacobsohn, — das ist ja eben die „Pointe“!

Wir wollen aber Herrn Jacobsohn im Vertrauen verraten: Sein gigantischer „Wurf“ hat uns dermaßen überwältigt, daß uns die Feder aus der Hand fiel und wir nicht weiterkonnten — vor — vor Bewunderung natürlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

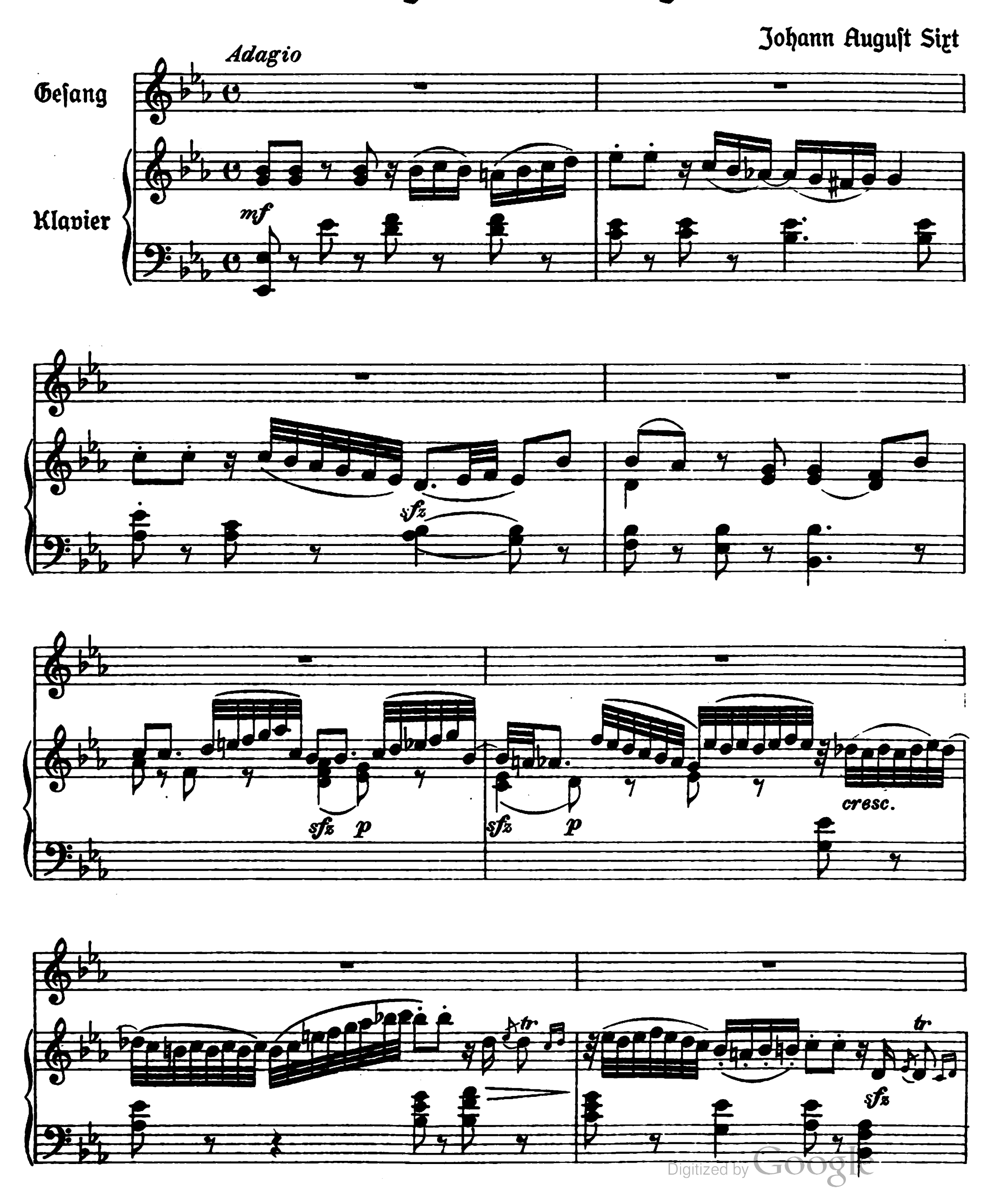
Der Türmer
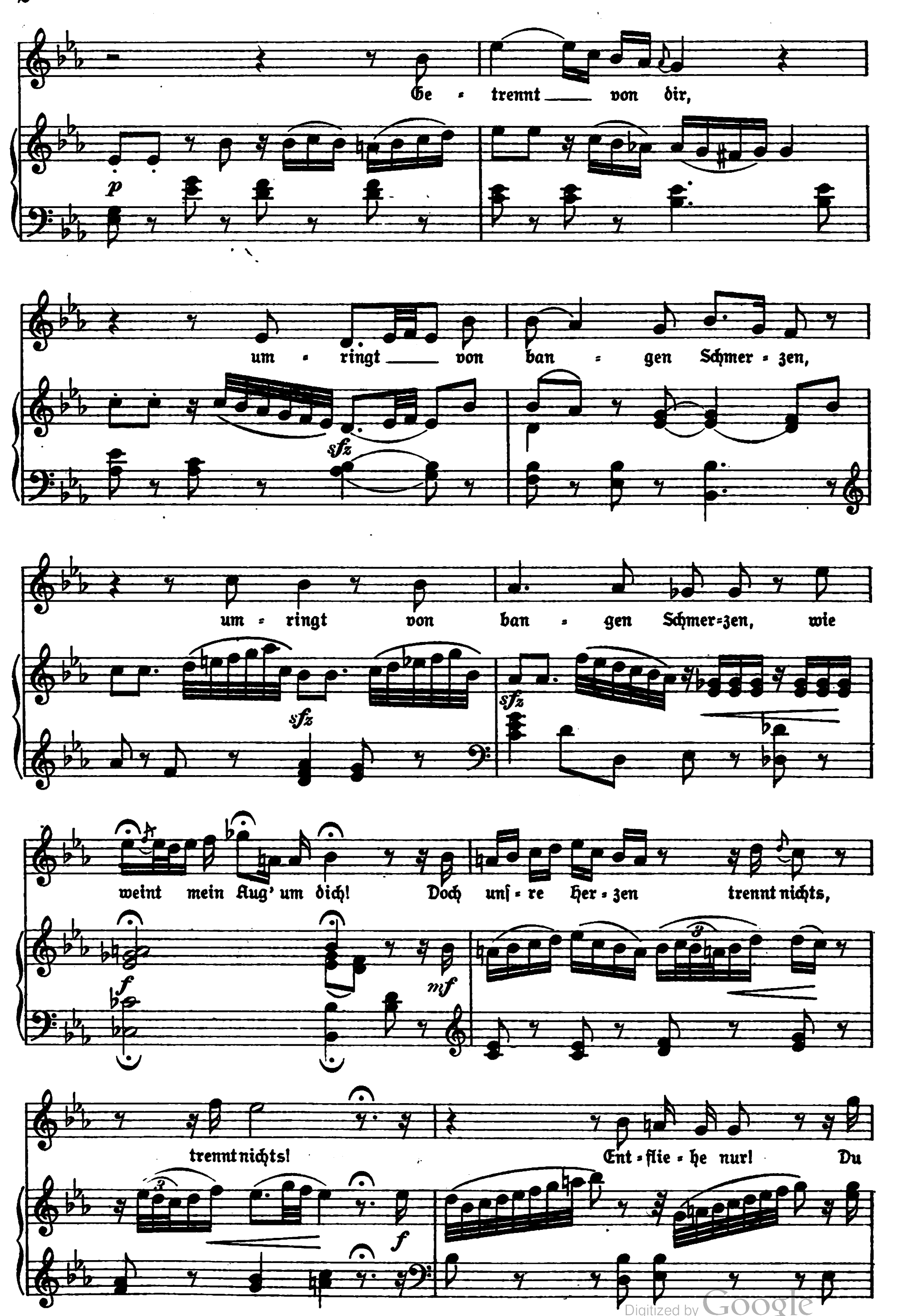
Kriegsausgabe
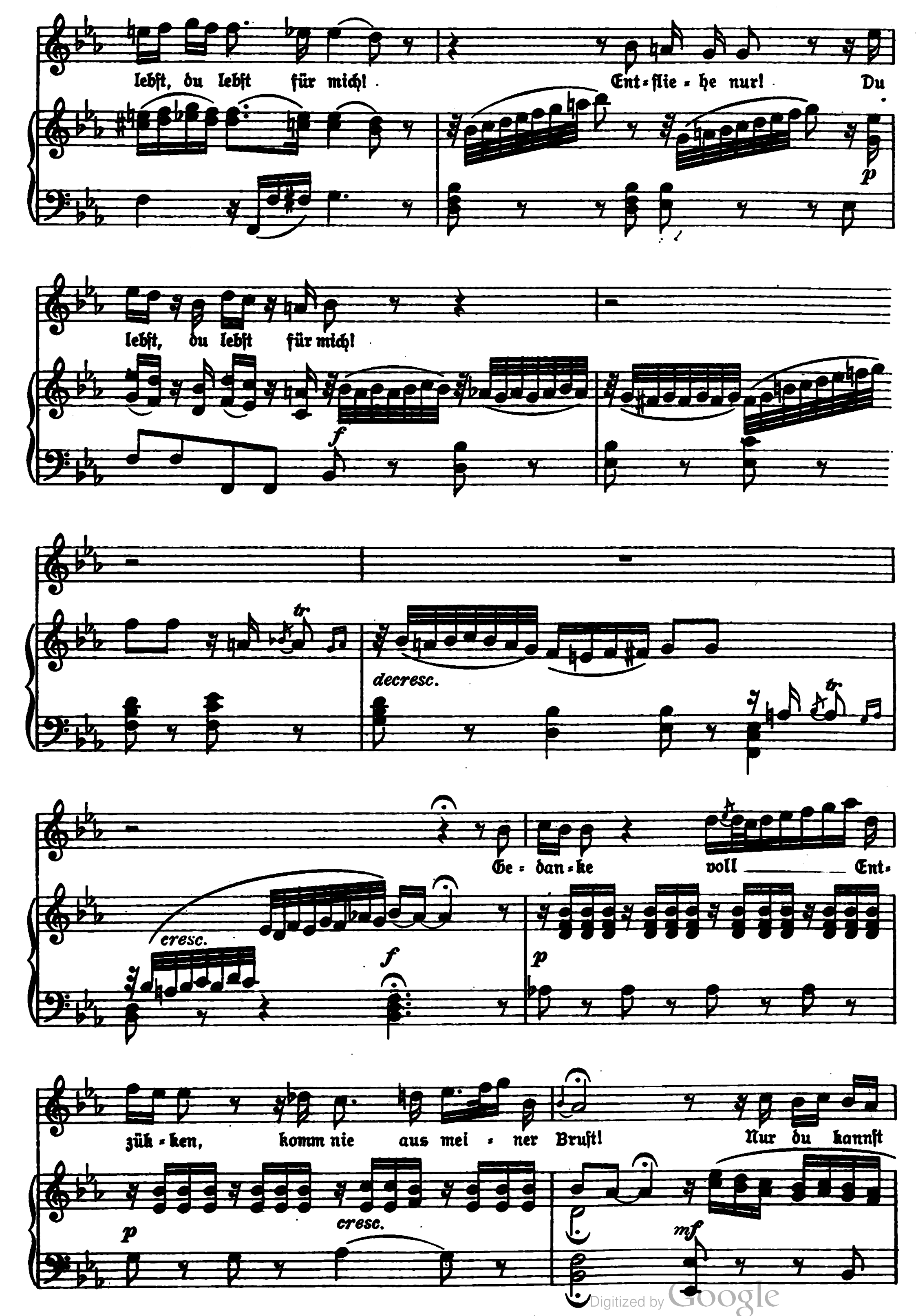
Notenbeilage zu Heft 17 — **1. Juniheft 1915**
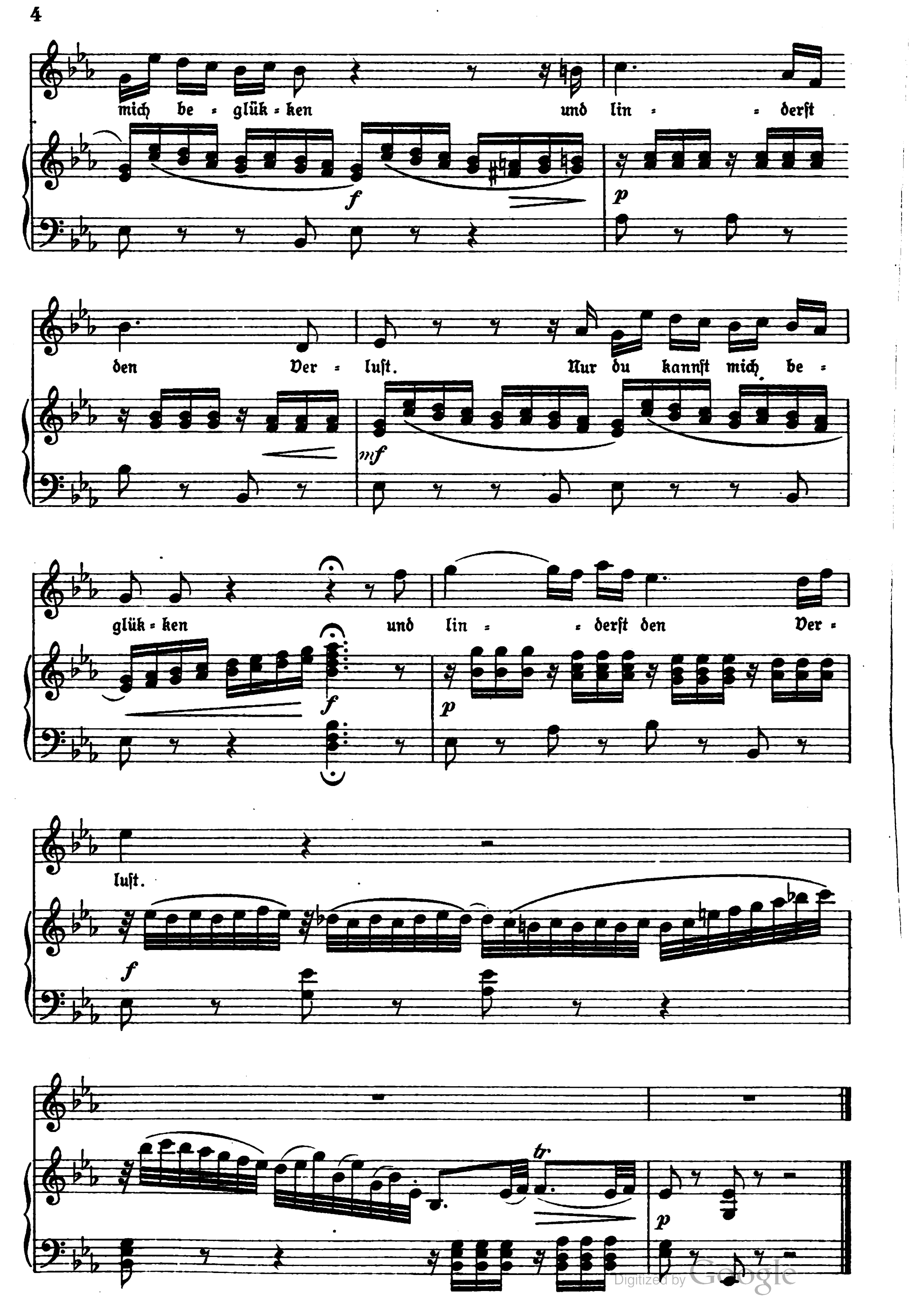
Klage der Trennung

Johann August Sixt




Ge - trennt von dir,
um - ringt von ban - gen Schmer - zen,
um - ringt von ban - gen Schmer-zen, wie
weint mein Aug' um dich! Doch uns - re Her - zen trennt nichts,
trennt nichts! Ent - flie - he nur! Du
p
sfz
sfz
sfz
f
mf
f


lebst, du lebst für mich!
Ent - flie - he nur!
Du
p
lebst, du lebst für mich!
f
tr
decresc.
tr
cresc.
f
Ge - dan - ke voll Ent -
p
zük - ken, komm nie aus mei - ner Brust!
Nur du kannst
p
cresc.
mf


mich be = glük = ken und lin = = derst
f
p
den Ver = lust. Nur du kannst mich be =
mf
glük = ken und lin = = derst den Ver =
f
p
lust.
f
tr
p



Beilage zum Türmer



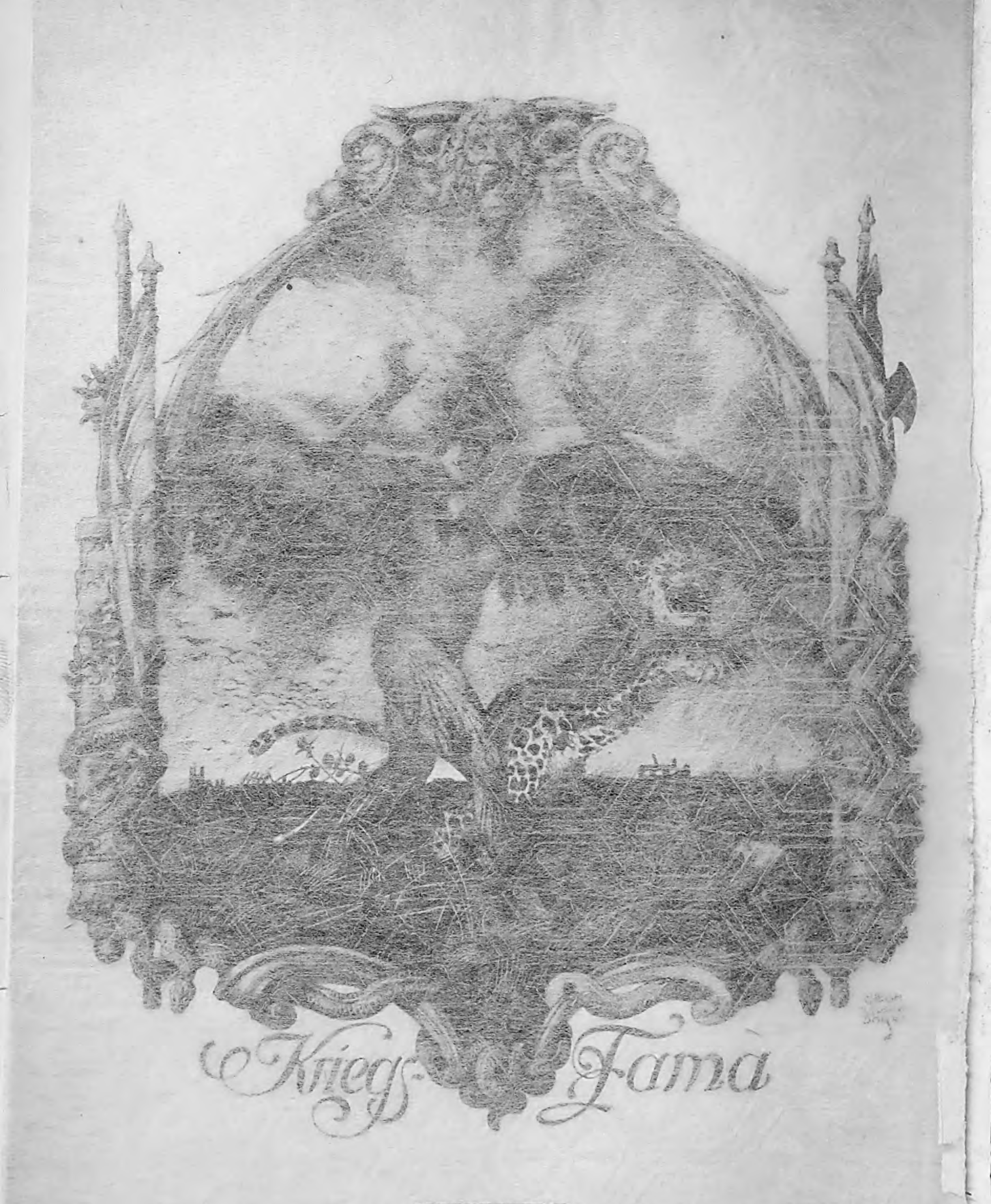
[illegible] Juniheft 1915 Heft 18

[illegible]erklärung Italiens und ihr [illegible] den Verlauf des Weltkrieges

[illegible]nant z. D. Baron von Ardenne

[illegible]", rief Cäsar aus, als er den Rubikon überschritt, [illegible] zu marschieren. „Der Würfel ist gefallen", rufen [illegible] Römer mit fanatischem Triumphgeschrei, als ob [illegible] eine Siegeslaufbahn sicher wäre, wie sie Cäsar beschreiten [illegible] Italiens wird in der Weltgeschichte vereinzelt dastehen. [illegible] Jetzt ist jede Beleuchtung unnütz. Jetzt steht die [illegible] stark sind Italiens Machtmittel, und welche Ver-[illegible]

[illegible] Heerwesen Italiens in den militärischen Lehr-[illegible] nicht zuverlässig, denn die Armee ist in der Stille [illegible]worden. Außerdem kommt es darauf an, ob eine Nation [illegible], um den Sieg zu erringen, wie es jetzt die Zentral-[illegible] tun. Es ist mehr wie zweifelhaft, ob das italienische [illegible] zu kämpfen gesonnen ist für eine Sache, die es gar [illegible] wohl kaum fehl mit der Annahme, daß die Feld-[illegible] eine Million Streiter zählen werden. Die Frie-



Beilage zum Türmer



XVII. Jahrg. Zweites Juniheft 1915 Heft 18

Die Kriegserklärung Italiens und ihr Einfluß auf den Verlauf des Weltkrieges

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

„Der Würfel ist gefallen", rief Cäsar aus, als er den Rubikon überschritt, um gegen Rom zu marschieren. „Der Würfel ist gefallen", rufen auch die jetzigen Römer mit fanatischem Triumphgeschrei, als ob ihnen schon eine Siegeslaufbahn sicher wäre, wie sie Cäsar beschreiten durfte. Der Treubruch Italiens wird in der Weltgeschichte vereinzelt dastehen. Diese wird ihr Urteil sprechen. Jetzt ist jede Beleuchtung unnütz. Jetzt steht die Frage im Vordergrund: „Wie stark sind Italiens Machtmittel, und welche Verwendung werden sie finden?"

Die Angaben, die über das Heerwesen Italiens in den militärischen Lehrbüchern enthalten sind, sind nicht zuverlässig, denn die Armee ist in der Stille ausgebaut und vermehrt worden. Außerdem kommt es darauf an, ob eine Nation ihre letzten Kräfte daran setzen will, um den Sieg zu erringen, wie es jetzt die Zentralmächte in so vorbildlicher Weise tun. Es ist mehr wie zweifelhaft, ob das italienische Volk bis zum letzten Atemzug zu kämpfen gesonnen ist für eine Sache, die es gar nicht begreift. Man geht indessen wohl kaum fehl mit der Annahme, daß die Feldheere eher mehr als weniger wie eine Million Streiter zählen werden. Die Frie-

densstärke betrug 250 000 Mann und 14 000 Offiziere, dazu können treten 490 000 Reservisten und 330 000 Mobilmilizen. Dazu ist noch eine territoriale Miliz zu nennen, zahlreich, aber minderwertig — unsern Ersatztruppen keineswegs gleichzustellen. Nach den bisherigen Nachrichten ist die italienische Mobilmachung zunächst keine vollständige gewesen. An Reservisten sind bisher einberufen sieben Jahrgänge (Alter 23 bis 29 Jahre), dazu die früher Freigelosten oder sonstwie befreiten diensttüchtigen Männer. Dies würde für die sofort aktionsfähigen Heeresteile etwa 600 000 Mann betragen, die jetzt in Norditalien, nördlich von Ravenna und Bologna, in dem historischen Festungsviereck, und bei Venedig vereinigt sind. Seit etwa acht Monaten hat Italien bereits seine Rüstungen begonnen, die einen Schneckengang genommen haben, verglichen mit der imponierenden Schnelligkeit und Ordnung, die die Mobilisierung der Zentralmächte erkennen ließ. Trotz der Fülle von Zeit, die die Italiener verfügbar hatten, verlief ihre Mobilmachung und ihr Aufmarsch doch nicht ohne schwere Störungen. Das Eisenbahnnetz (besonders die Linien von Süden nach Norden) ist unvollkommen, der Kohlenmangel empfindlich, die Beschaffung von Augmentationspferden fast ausgeschlossen, Bekleidung und Ausrüstung ungleichmäßig. So wird z. B. die Infanterie zu einer Hälfte noch die alte blaue Uniform mit weißem Lederzeug tragen, die andere die neue graugrüne.

Es ist natürlich, daß die Verwendung der mobilisierten Streitkräfte zunächst streng gehütetes Geheimnis der oberen Leitung ist. Wenn daher Schweizer Blätter die von der deutschen Presse wiederholte Nachricht bringen, daß England 150 000 Italiener für die Dardanellen und gar 300 000 zur Verstärkung der französischen Front in Anspruch nehme, so ist diese wohl als unwahrscheinlich zu betrachten. Da aber Italien auch nach Tripolis, wo nun der Heilige Krieg in die Erscheinung treten wird, namhafte Kräfte detachieren müssen wird, so dürfte einleuchten, daß die italienische Heeresmacht einer gewissen Zersplitterung nicht wird ausweichen können.

Mehr noch wie die Zahl wird die Gefechtskraft der Truppen entscheidend sein. Der Ersatz der Armee ist sehr ungleichartig. Die Norditaliener, die noch das germanische Blut der Goten, Langobarden und Vandalen in den Adern haben, gelten als tüchtige Soldaten. Die Piemontesen haben daher im Krimkrieg wenigstens einen Achtungserfolg erzielt. Die übrigen Italiener — nach dem Süden in wachsendem Grade — haben den ernsten, todesmutigen Sinn, den die moderne Schlacht erfordert, weit weniger. Die Heeresgeschichte weiß wenig von italienischen Großtaten zu erzählen. Schon im 16. Jahrhundert wurden die Italiener von den Deutschen wenig geachtet. Georg v. Frundsberg, der Landsknechtsvater, sagte von den Venetianern, daß sie ihm trotz ihrer langen Harnische lange nicht so lieb seien, wie seine deutschen Knechte ohne Schutzwaffen — seine „nackten Knaben". Dasselbe Urteil hatte Schärtlin v. Burtenbach, Bemmelberg, genannt der kleine Heß, und andere. Die Tücke der italienischen Kriegführung trat schon in jenen fernen Zeitläuften hervor. Vor der Schlacht von Ravenna, 1619, traten vor Beginn des Kampfes vor die Front die beiden Deutschen Hans Spät v. Pfumern und der riesige Sachse v. Schlaberndorf und forderten die italienischen Führer zum Zwei-

kampf. Da traf den ersteren eine verräterische italienische Kugel. Die deutsche Ritterlichkeit entsetzte sich über diesen Verrat — dann stürzte aber der deutsche Gewalthaufe unter dem altdeutschen Schlachtruf „hara her“ auf die Welschen und hat ihnen, wie die Chroniken melden, „rechtschaffen das Bad gesegnet“. Die folgende Zeit der Condottieri machte aus den Kriegszügen „Maskeraden“, die vorzüglich bezahlt werden mußten. Die Kriegsherren wechselten in buntester Reihenfolge — gefochten wurde nur äußerst selten, die politische Zersplitterung tat das Ihre, um das Volk erschlaffen zu lassen.

Napoleon gliederte das gesamte Italien an sein Kaiserreich an und zwang es zur Heeresfolge. Obgleich selbst Italiener, traute er der Kriegstüchtigkeit nicht. Bei Smolensk, 1812, oder Wjasma wurde ihm eine neapolitanische und eine illyrische Brigade zum Sturm zur Verfügung gestellt. Er sagte: „Quand aux Napolitains je m'en fiche — attendons plutôt d'abord encore un assaut des Illyriens.“ 1813 im Treffen bei Wartenburg a. Elbe gab eine italienische Truppe über eine sumpfige Wiese mit so wilden Sprüngen Fersengeld, daß das angreifende preußische Leibgrenadierregiment (Nr. 8) vor Lachen nicht schießen konnte. In neuester Zeit hat der italienische Flügel in der Schlacht von Solferino (1859) versagt und während eines Gewitters seine Gefechtstätigkeit überhaupt zwei Stunden lang eingestellt. 1866 erlitt die italienische Operationsarmee bei Custozza eine schwere Niederlage. Eine einzige österreichische Ulanenschwadron rollte eine ganze Division von der Tête auf, so daß diese für den ganzen Tag das Fechten aufgab. Bei Adua haben die Abessinier ihre Angreifer vernichtet und sie zu einem wenig ehrenvollen Frieden gezwungen. Im Feldzug gegen Tripolis gelang es den Italienern nicht, trotz eines Opfers von 100000 Mann, das Litorale auf etwas größere Entfernung zu verlassen.

Nun soll ja die Ausbildung der Armee in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht und besonders das Offizierkorps sich vervollkommnet haben — ob aber der Nationalcharakter hat umgemodelt werden können, steht dahin. Jedenfalls herrscht in Deutschland und Österreich-Ungarn keine Furcht vor dem italienischen Raubzug — wohl aber eine finstere Energie, die den bevorstehenden Kämpfen einen besonderen Charakter aufdrücken wird.

Die Kriegsbegeisterung wird von der italienischen Presse in dithyrambischen Worten gepriesen. In Wahrheit hat die Einberufung der Reserven an vielen Orten Tumulte hervorgerufen, und die Beförderung mit der Eisenbahn erst recht. Die Schweizer Grenze meldet schon jetzt die Ankunft vieler Deserteure, die zahlreiche Arbeiterpartei droht mit Störungen des Aufmarsches usw. Darüber können die äffischen Szenen in der Deputiertenkammer und im Senat nicht hinwegtäuschen. Sie erinnern genau an ähnliche Vorgänge in der französischen Kammer im Juli 1870. Dort hatte der Minister des Äußern, Olivier, wie heute Salandra, le cœur léger — ein leichtes Herz. Der Kriegsminister Leboeuf sagte, die Armee sei archiprête, d. h. erzbereit, wie jetzt der italienische nebst dem Generalstabschef Cadorna dem König in einstündiger Audienz versichert haben. (Italienische Presse.) Noch ein dritter Vergleichspunkt tritt hinzu. An die Stelle des Renommierdichters Victor Hugo, über den unsere Soldaten 1870 so herzhaft gelacht haben, ist jetzt

Signore D'Annunzio getreten. Er wird den ersteren an Prahlerei und unsinniger Geschmacklosigkeit wohl noch übertreffen.

Inzwischen haben die Kanonen bereits gesprochen, Ancona und Venedig sind von der See- und Luftseite bombardiert worden — ein erfreuliches Zeichen dafür, daß Österreich-Ungarn den Feldzug offensiv zu führen gedenkt.

Das Eintreten Italiens in den Kampf würde nur dann für die Zentralmächte ernstlich bedenklich sein, wenn dadurch ihre Kampffronten in West und Ost geschwächt werden müßten. Sie stehen aber in alter Stärke wie ein Steinwall da. In gedrängtester Kürze hier ein Überblick über die 2000 Kilometer langen Schlachtlinien. Zunächst aber die Feststellung, daß überall da, wo der Positionskrieg ein längeres Verweilen im selben Gelände vorschrieb, die diesseitigen Linien in einer Weise verstärkt und befestigt worden sind — besonders auch durch geeignete Stellungen für Maschinengewehre und schwere Artillerie —, daß selbst feindliche Urteile viele Teile der Front, so z. B. bei Lille, als durchaus uneinnehmbar bezeichnet haben. Immer wieder ist aber in Rechnung zu ziehen, daß wir auf feindlichem Gebiet stehen, daß wir eine unbegrenzte Dauer des jetzigen Zustandes deshalb wohl aushalten können; die Gegner — wenigstens Franzosen und Belgier — aber nicht. Unsere Westfront von der Nordseeküste bis zur Schweizer Grenze ist 750 Kilometer lang. Sie teilt sich in mehrere Kampfgruppen. Die am meisten umstrittene ist wohl die am Yserkanal. Dieser könnte wohl ein Blutstrom genannt werden, so erbittert ist seit Monaten um seinen Besitz gekämpft worden. Bekanntlich hatten die Engländer ihn bei Ypern überschritten und sich östlich ausgedehnt. Ein konzentrischer Angriff warf sie aus dieser sackartigen Stellung auf Ypern selbst zurück. Sie haben den dortigen Kanalübergang durch einen starken Brückenkopf zu schützen versucht. Die deutschen Stellungen, die Ypern noch vor Monatsfrist in einer 25 Kilometer langen Linie umgaben, sind jetzt so nahe an die Stadt gerückt, daß diese Linie sich auf 12 Kilometer verkürzt hat. Die beherrschenden Höhen sind von deutschen Batterien gekrönt. Bei diesem Ansturm sind einzelne Truppenteile in ihrem Kampfeseifer auf das westliche Kanalufer gelangt und hatten einige Örtlichkeiten, wie Steengrate und Het Sas, besetzt. Sie sind von dort mit voller taktischer Berechtigung zurückgezogen worden, da ein weiteres Vordringen von dort deutscherseits nicht beabsichtigt war und das Halten dieser Ortschaften unter dem stärksten feindlichen Artilleriefeuer ganz unnötige Verluste im Gefolge gehabt haben würde. Solche vorgeschobene Stellungen mit schwacher Besetzung bevorzugt die französische Taktik, die deutsche verwirft sie. Ihre Behauptung ist meist nicht angängig, der erzwungene Rückzug aus ihnen gleicht einer Niederlage. Im Feldzug 1870/71 hatte die Zernierungsarmee vor Paris das Dorf Le Bourget auf der Nordfront besetzt. Es lag 4 Kilometer vor der eigentlichen Verteidigungslinie, der Überschwemmung von Pont Iblon. Es wurde dauernd von der Artillerie der umgebenden Forts unter Feuer gehalten und mehrfach von starken Kräften angegriffen. Die Behauptung des Dorfes, die eine Art Ehrensache geworden zu sein schien, bzw. seine Wiedernahme nach eingetretenem Verlust, kostete uns schwere Verluste und lehrte eindringlich von neuem, daß man solche Vorstellungen vermeiden soll, wenn man irgend kann. Jetzt steht die deutsche Kampflinie fest auf dem

östlichen Kanalufer. Die Engländer haben dort und südlich bei Neuve Chapelle so schwere Verluste erlitten, daß sie im britischen Parlament Gegenstand besorgter Anfragen geworden sind. Die Offiziersverluste nur bis zum 1. Mai haben sich einschließlich derjenigen auf Gallipoli auf 9000 erhöht. Diese Zahl spricht für sich selbst. Verlustlisten für Mannschaften werden in England nicht ausgegeben. Bezeichnend ist aber ein Artikel der „Morningpost", der vermeldet, die englischen Regimenter glichen nur noch Skeletten. Daraus folgerte sich ein Schrei nach Rekruten, Munition usw. Die neuerlichen Angriffe auf den Yserkanal erfolgten daher durch schwarze französische Kolonialtruppen; mit dem bisherigen negativen Erfolg wie auf der ganzen übrigen Kampffront. Seit der großen Winterschlacht in der Champagne hat General Joffre einen wirklich großzügigen Angriff nur bei Arras—La Bassée usw. wieder in die Wege geleitet. Dort unterstützten vier neuaufgefüllte Korps und zahlreiche Reserveformationen die bisher im Kampf befindliche Linie, die dadurch auf 7½ Armeekorps anschwoll. Einen ganz kleinen Teilerfolg hat diese Offensive gehabt, indem sie in bescheidener Breitenausdehnung die deutsche Front auf etwa 300 Meter zurückdrückte. Von einem Durchbruch, wie die französischen Berichte faselten, war keine Rede. In so geringer Ausdehnung wäre ja auch die durchbrechende Truppe mehr einer Katastrophe ausgesetzt gewesen, wie die durchbrochene. Der Geländegewinn der Franzosen läßt sich vergleichen mit einer kleinen Beule, die in einem starken Küraß einen leichten Eindruck gemacht hat. Die Kämpfe an der endlosen Front ähneln der Bewegung von Flut und Ebbe, sie gehen ein wenig vor- oder rückwärts, ohne das Hinterland zu überschwemmen. Die französische Flut tritt aber allmählich etwas zurück, die deutsche verzeichnet mehr Geländegewinn. Um sie zu bewerten, sind nicht die französischen Berichte maßgebend, denn sie sind auf die moralische Aufrichtung ihrer Leser berechnet, und dazu brauchen sie die Lüge. Die deutsche Heeresleitung hat sich daher veranlaßt gesehen, sie dem deutschen Volke gegenüber zuweilen richtigzustellen.

Die Kampfweise auf der westlichen Front verschmäht kein Mittel der Technik und Chemie. Minenkrieg, Handgranaten, vergiftete Dämpfe und dergleichen haben der Kriegführung eine notwendige Beimischung gegeben. Dazu tritt auf Seite unserer Gegner eine kaum glaubliche Munitionsverschwendung. Es wird ein Feu à rafale alltäglich einige Stunden lang abgegeben, d. i. ein Schnellfeuer, das die Unsrigen „Trommelfeuer" genannt haben, weil es sich von fern anhört wie ein Trommelwirbel. Die Schützengräben werden durch die Masse der einschlagenden Geschosse in formlose Staubmassen verwandelt. Dennoch haben unsere Truppen es verstanden, Mittel zu finden, um sich diesem Höllenfeuer zu entziehen oder sich dagegen zu decken. Diese anzudeuten, verbietet sich zurzeit selbstverständlich.

Punkte, an denen besonders erbittert täglich gekämpft wird, sind außer den genannten Givenchy und die Lorettohöhe südwestlich Lille, Arras, die Champagne, die Argonnen, der Raum zwischen Maas und Mosel und die Südvogesen. Diese werden besonders kraftvoll verteidigt. Der Hartmannsweilerkopf, den wir dort als beherrschende Stellung halten, ist ein wahrer Rocher de bronze.

Ungleich bewegungsreicher als die westliche ist die östliche Kampfesfront. Dort gewannen die Kämpfe um die Karpathenfront den Charakter der Entscheidung. Die Monate April und Mai haben dort unausgesetzte Gefechte und Schlachten gesehen, so lückenlos, erbittert und vielgestaltig auf der langen Gebirgskette und ihren beiderseitigen Abhängen, daß selbst die abgekürztesten Berichte einen starken Band füllen würden. Es erübrigt daher nur, die großzügigen Richtungslinien anzugeben, nach denen die diesseitigen Heere geleitet und zum Siege geführt wurden. Clausewitz — noch immer unsere Autorität in der Lehre von der Kriegführung — sagt einmal, es empfehle sich, auf einem Teil des Schlachtfeldes in starker Stellung sich in der Verteidigung zu halten und den Feind in seinen Angriffen verbluten zu lassen (Caldiero), auf dem andern Teil mit kräftigster Offensive einzusetzen. In den Karpathenkämpfen ist dieses Rezept in der großzügigsten und erfolgreichsten Weise durchgeführt worden. Im Monat April rannte die russische Armee mit der Wut eines gereizten Stieres unter verhängnisvoller Nichtachtung der eigenen Verluste gegen den Kamm des Gebirges und seine Pässe an. Dabei steigerten sich die Verluste zu Hunderttausenden. Die Verbündeten gewannen im Gegenangriff wertvolles Gelände (Swinin, Ostry usw.), so daß sie die Tiefebene Galiziens vor sich sahen. Immerhin war kein Ende dieser Frontalkämpfe und besonders keine Entscheidung abzusehen. Diese brachte der genial durchdachte und angelegte Flankenangriff aus der Gegend von Krakau, im Ellbogengelenk der russischen Heeresfront, am Dunajec und bei Gorlice einsetzend und im weiteren Verfolg die dritte und achte russische Armee aufrollend. Der Angriff — mit sehr starken Kräften erfolgend — kam den Russen ganz überraschend. Es ist eigentümlich und ruhmvoll, daß das Geheimnis der Versammlung dieser Heeresmassen so sehr gehütet werden konnte, daß der russische Armeeführer Radko Dimitrieff bei seiner eiligen Flucht aus seinem Stabsquartier Tarnow seine wichtigsten Papiere auf seinem Schreibtisch zurückließ. Während die Dunajeclinie gestürmt wurde und die Verfolgung ostwärts in kaum begreiflicher Schnelligkeit weiterrollte, griffen nach und nach die bisher an und auf dem Karpathenkamm stehenden österreichisch-ungarischen und deutschen Armeen flankierend ein, so daß die Gegner dauernd von zwei Seiten umfaßt wurden — und wie Generalfeldmarschall Moltke sagte, immer „en tenaille", d. h. in der Kneifzange kämpfen mußten.

Wochenlang dauerten diese Verfolgungskämpfe, die den Russen einen Verlust von gering gerechnet 350 000 Mann brachten (darunter 220 000 Gefangene, 150 Geschütze). Jede Verfolgung, auch die am energischsten betriebene, endigt aber entweder durch die eigene Erschöpfung oder dadurch, daß der geschlagene Feind von widerstandsfähigen eigenen Truppen aufgenommen wird oder eine starke taktische Barrière dem Verfolger Einhalt gebietet. Dies schien an der Sanlinie der Fall zu sein. Sehr starke russische Kräfte standen am östlichen Ufer. Nichtsdestoweniger wurden die Brückenköpfe von Jaroslau und Dobromil von den Truppen der Verbündeten gestürmt, die Festung Przemysl von der österreichisch-ungarischen Armee Boroevic eingeschlossen und der weitere Frontalangriff durch das flankierende Vorgehen der Armeegruppen Linsingen, Szurmey, Hoffmann, Böhm-Ermolli von Süden her unterstützt. Diese Kämpfe dauern noch an, versprechen aber vollen

Erfolg, ebenso wie das Einsetzen der Armee Pflanzer Baltin, die einen russischen Einfall in der Bukowina erfolgreich abwehrte (Kolomea) und den Pruth siegreich verteidigte. Reflexionen über die weitere taktische Entwicklung erübrigen sich. Ein Blick auf die Karte wird für den denkenden Leser genügen. Alle großen Entscheidungen äußern Reflexwirkungen auf die benachbarten Kriegsschauplätze. Die Russen haben daher das vielumstrittene Gelände zwischen oberer Weichsel und Piliza größtenteils geräumt. Die Armeen Woyrsch und Dankl sind gefolgt und haben das Mittelgebirge der Lysa Gora gewonnen. Die dortigen Kämpfe waren gleichfalls schwer. Wenn aber — wie unser Generalstabsbericht sagt — allein in den letzten zwei Tagen, 25./26. Mai, 6200 russische Gefangene eingebracht wurden, so läßt das erkennen, daß die Stoßkraft der feindlichen Armee wesentlich gelitten hat. Die Nachricht, daß russische Infanteristen gegriffen wurden, die nur mit Holzkeulen bewaffnet waren, läßt diesen Tiefstand noch erklärlicher erscheinen.

Auf dem Nordflügel der deutschen Front brachte der Einfall deutscher Heeresteile in Kurland eine Überraschung. Im raschen Anlauf ist die Eisenbahnlinie Libau—Wilna gewonnen, Libau selbst von der See- und Landseite erobert, stürmische russische, wochenlang dauernde Angriffe, besonders bei Schaulen (Szawle), der Dubissalinie, Augustow, von Grodno und von der Narew her und südlich des Niemen blutig abgewiesen, wiederum Tausende von Gefangenen gemacht. Der Kampf steht noch, aber mit keinerlei Aussicht auf Erfolg für den Gegner. Im Gegenteil scheinen sich die Ereignisse zu einem entscheidenden Erfolg für die deutschen Waffen zuzuspitzen! Schon am 20. Mai konnte die oberste Heeresleitung kundgeben, daß die russischen Streitkräfte südlich des Niemen entscheidend geschlagen (2200 Gefangene) und ihre Überreste in die östlichen Wälder geflohen seien.

Der beschränkte Raum dieser kurzen Darlegungen gestattet nicht, auf den türkischen Kriegsschauplätzen länger zu verweilen. Vorläufig steht fest, daß die zahlreiche türkische Armee vollständig genügt, um die wiederholten Landungsversuche der Franzosen und Engländer auf Gallipoli blutig zurückzuweisen. Das wird sich auch schwerlich ändern, wenn auch Italiener an dieser Küste erscheinen sollten. Die Flotte hat allen Grund, die türkischen Landbatterien nur aus respektvoller Ferne zu betrachten, die Engländer haben durch die Unterseeboote bisher 5 große Panzerschiffe, die Franzosen deren eins verloren — kleinere Kriegsfahrzeuge nicht gerechnet.

Von der Armee Dschemal Paschas, die von Syrien gegen Ägypten angesetzt ist, hört man vorläufig nichts. Hat sie aber einmal den Suezkanal erreicht, so denken wir daran, daß Bismarck Ägypten das Genick Englands genannt hat.

Deutschland kämpft zurzeit gegen acht Feinde. Der gigantische Kampf ähnelt dem Ringen Friedrichs des Großen gegen fast die ganze europäische Kriegswelt. Der tapfere Held verzagte aber nicht, wenn ihm auch das Geständnis entfuhr (1760): „Wenn einer, wie ich, einen solchen Krieg führen muß, der muß Eingeweide von Eisen haben und ein Herz von Stahl."



Frühlingszeilen aus dem Dorfe

Von Max Jungnickel

Die Mutter Maria trägt eine Krone aus blinkendem Gold.

Zur Frühlingszeit aber wohnen in der Marienkrone zwei Rotkehlchen.

Die herzen sich und lieben sich den ganzen Frühling lang in der Marienkrone. Aber um die Abendzeit huschen sie hin, ans Fenster vom Dorfschneider. Am Fenster steht nämlich eine Wiege, und in der Wiege liegt der Jüngste vom Dorfschneider.

Die Rotkehlchen setzen sich auf den Wiegenrand und singen ganz leise und ziehen das Lächeln aus dem schlafenden Dorfschneidersjungengesicht.

Und tragen das Lächeln hin in ihr Nest, das in der Marienkrone ist.

* * *

Am Samstag abend studiert der alte Pastor die Frühlingspredigt, die er morgen früh halten wird.

Das Studierlicht schimmert über sein dickes Predigergesicht und über seine dicke, vergilbte Bibel.

Der alte Pastor studiert im schwarzen Großvaterkäppchen und langer Pfeife; bis tief in die Mitternacht hinein.

Da klettert ein ganz kleiner Engel mit großen, bunten Flügeln in die Pastorstube.

In der Hand hält er eine blaue Glockenblume.

Der Pastor nickt müde ein.

Der kleine Engel aber löscht mit der blauen Glockenblume das schimmernde Predigtlicht aus.

Dann klettert er wieder hinaus, in die Frühlingsnacht.

Irgendwohin, in ein Schneckenhaus oder in ein Vogelnest.

Ich weiß es nicht.

* * *

Frühlingsabendwind, nun trägst du die Töne der Kirchglocke durchs Dorf.

Frühlingsabendwind, o störe den gelben Traum der Himmelsschlüssel nicht; verwehe nicht die Silberkronen, die ihnen der Mond schenkte!

Du bist so mild, du bist so sanft, du bist so wild, frischer Geselle!

* * *

Es war einmal ein ganz kleines Abendgebet.

Das wohnte, am Tage, oben beim lieben Gott, im großen Bilderbuche, das er für die Engel gemalt hat.

Wenn die Sterne kamen, nahm der liebe Gott das kleine Abendgebet aus dem Bilderbuche und ließ es noch ein bißchen, wie einen Schmetterling, auf seinem rechten Zeigefinger tanzen.

Dann flatterte es hinunter, auf die Erde, in ein Kinderbett.

Wenn die Wanduhr zur Lampe sagte:

„Ja — na — ja — nu — ist's — schon — um — achte“, dann faltete das Abendgebet ganz sanft zwei kleine Hände, machte zwei kleine Augen fromm und sagte zärtlich:

„Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm'.“

Und dann fielen die beiden kleinen Augen zu, und das Abendgebet legte sich selig an eine kleine Brust und schlief auch ein.

Der Frühling kam.

Das Abendgebet ging am Tage nicht mehr zum lieben Gott.

Es tanzte mit den Mücken im Sonnenlicht herum, es scherzte mit den Veilchen, es flog mit Kinderringelreihenstrophen auf den Wiesen umher.

* * *

Die Wanduhr sagte zur Lampe:

„— Heite — isse — awer — miede, — die — Kleene — um — achte.“

Die Frühlingssterne aber bestellten draußen dem Abendgebet viele Grüße vom lieben Gott.

Und weil das kleine Abendgebet doch den lieben Gott so lange nicht gesehen hatte, ließ es sich von den Frühlingssternen allerlei Himmelsgeschichten erzählen.

Die kleine Lampe in der Stube war schon eingeschlafen.

Die Wanduhr schnarrte vor sich hin:

„— Wer — den — janzen — Tach — rumspringt, — schläft — jut — um — neine.“

Das Abendgebet wußte gar nicht, daß es schon so spät war, und flog leise in das Kinderbett.

Aber wie sah das Kinderbettchen aus!

Das bunte Deckbett war auf den Fußboden gefallen.

Zwei kleine, nackte Beine hingen lustig über den Bettrand.

Braune Locken waren zerwühlt.

Zwei Schlüsselblumen hatten sich drin versteckt.

Zwei kleine Augen waren fest geschlossen.

Und ein Lächeln lag auf dem roten Gesicht; ein glückliches Lächeln, das die Kinder haben, wenn sie hinter Schmetterlingen herlaufen.

Da hat auch das Abendgebet leise gelächelt, und weil es nicht stören wollte, so ist es eben in die Wanduhr gekrochen und hat dort geschlafen, die ganze Frühlingsnacht hindurch.

Die alte Wanduhr stotterte:

„— Im — Friehjohr — meent's — der — ole — Voter — oom — mit — den — Menschen — jut. — Zwelwe —“

Draußen sang eine Nachtigall dazu.



Das stille Wirken der deutschen Flotte

Von Konteradmiral z. D. Kalau vom Hofe

Es ist eine landläufige Vorstellung, daß der Krieg die Fortsetzung der Staatspolitik mit gewaltsamen Mitteln darstellt; jedoch keineswegs in demselben Umfange findet sich die Einsicht verbreitet, daß auch im Frieden die Staaten der Stütze auf die gewaltsamen Mittel nicht entraten können, wenn sie, um die Anerkennung und Berücksichtigung ihrer Interessen zu erlangen, nicht auf die Gnade und den guten Willen der anderen angewiesen sein wollen. Daß die gewaltsamen Mittel: die Heere zu Lande und zu Wasser, durch deren kriegerische Einwirkung aufeinander eine Umgestaltung der politischen Machtverhältnisse angestrebt wird, auch außerhalb des Krieges lediglich durch ihr Bestehen, durch den Grad ihrer Bereitschaft, durch ihre Größe und Tüchtigkeit dauernd politisch wirksam sind, wird allgemein weniger erkannt und beachtet, da diese stillen Wirkungen nicht wie Kriegsereignisse immer augenfällig sind, da diese Wirksamkeit übrigens in den meisten Fällen nicht den zahlenmäßig feststellbaren Kräfteverhältnissen entspricht, sondern wie im Kriege viele schwer einzuschätzende Faktoren dabei mitspielen. Von dem Eindruck, den die Gewaltmittel eines oder mehrerer Staaten auf die Gegenpartei machen, von der geschickten Ausnutzung dieses Eindruckes, von dem stillen, stetigen Hinweis auf den internationalen Kredit der Machtmittel sind im friedlichen Widerstreit der Staatsinteressen die politischen Erfolge direkt abhängig.

Soweit nun die Verhältnisse der Landheere allein als politische Machtfaktoren zu würdigen sind, begegnet man im allgemeinen weit größerem Verständnis und richtigerem Urteil, als wenn es sich um Seemacht und Weltpolitik handelt. Es mag dieser Umstand darauf zurückzuführen sein, daß der Landkrieg auf lange Zeit sichtbare Spuren zurückzulassen pflegt, daß die Geschichtschreibung von jeher sich eingehender mit den Ereignissen der Landkriege befaßt hat und in der Lage gewesen ist, diese mit den politischen Vorgängen in logische Verbindung zu bringen. Erst ganz kürzlich wird den Grundlagen und der weitreichenden Bedeutung der Seegewalt nachgespürt, nachdem die englische Staatskunst mit großem Geschick eine Weltherrschaft aufgerichtet hat, die sie mit verhältnismäßig geringer Flottenmacht ohne große Kriege und Opfer seit einem Jahrhundert hat verteidigen können.

Die englische Diplomatie hat es meisterhaft verstanden, mit dem Kredit der Unbesiegbarkeit der englischen Flotte, den diese aus den großen Seekriegen davongetragen hatte, zu wuchern, ihn zu steigern, bis die ehemaligen Rivalen jeden Gedanken an Gleichberechtigung auf dem Weltmeere aufgaben und sich den englischen Interessen fügten. Das Verhalten der neutralen Seemächte gegenüber der englischen Vergewaltigung ihres Seehandels und ihres Handelsverkehrs überhaupt zeigt in diesem Weltkriege deutlich, bis zu welch unglaublich hohem Grade diese Völkerhypnose gelungen ist. Nebenbei sei bemerkt, daß ein Anteil dieser eigenartigen Wirkung auch auf die Macht des Goldes gerechnet werden muß, das England durch sein bis vor kurzem nicht bestrittenes Welthandelsmonopol in seine

Koffer gesammelt hat, und ein anderer Teil auf die Beherrschung der großen Kabel- und Pressegesellschaften durch England entfällt. Der englischen Politik konnte es nur recht sein, wenn die „kleinen Seemächte“ auch „kleine Linienschiffe“ bauten, mit denen sie nur sich selber, aber niemals England Schaden zufügen konnten; sie hatte auch keine Veranlassung, ihnen die Augen darüber zu öffnen, daß nur Seemächte, die Dreadnoughts und gute Unterseeboote ihr eigen nennen konnten, Aussicht auf ernste Beachtung ihrer Interessen durch England erwarten durften, daß wenige Schiffe stärkster Konstruktion und höchster Kampfkraft in ihrer Art im maritimen Kräftespiel mehr wiegen als eine große Zahl von Schiffen mit geringeren Eigenschaften.

Es hat lange Zeit gedauert, bis die deutsche Marinepolitik zu der im Flottengesetz festgelegten Höhe der Erkenntnis sich durchgemausert hat — die geringe Erfahrung und das jugendliche Alter der deutschen Marine erklärt diesen Umstand zur Genüge —; immerhin war die deutsche Marineverwaltung die erste, welche, getrieben von dem heißen Wunsche des deutschen Volkes nach Seegeltung, den Gedanken in die Tat umsetzte. Zufällig geschah dies zu einer Zeit, als durch Kapitän Mahan von der Marine der Vereinigten Staaten Nordamerikas auf Grund umfangreicher Geschichtsstudien der Zeit der großen Seekriege die Quellen der englischen Seemacht aufgezeigt und die bislang unterschätzte oder verkannte Einwirkung der Seemacht auf die Weltgeschichte allgemein verständlich nachgewiesen wurde. Als diese Erklärung auch bei ihnen sich durchgerungen hatte, erklärten die unter dem Nimbus der englischen Flottenallmacht eingeschlafenen kleineren Seemächte, daß ihnen die Mittel für die theoretisch richtige maritime Rüstung fehlten und verharrten bei ihrer praktisch nutzlosen Marinepolitik. Anstatt minderwertige Panzerschiffe zu bauen, hätten sie mit viel geringeren Mitteln als sie anwandten und noch aufwenden, sich die besten Unterseeboote anschaffen können; aber auch von Unterseebooten stellten sie, der Macht alter Gewohnheit folgend, nur zweitklassige Ware in ihre Flotten ein; das beste, das erstklassige Material gehörte gefühlsmäßig in die englische Flotte, um deren von der Vorsehung gewollte Überlegenheit zu sichern: so hatte die von England überall inspirierte Presse gepredigt. England dürfte sich heute die rücksichtslose Kränkung der neutralen Handelsschiffahrt nicht gestatten, wenn die neutralen Seemächte nur über einigermaßen brauchbare Unterseeboote verfügten, die ähnliches leisten könnten, wie die deutschen Unterseeboote.

Das stille Wirken der deutschen Flotte als Machtfaktor der friedlichen Reichspolitik konnte erst von Bedeutung werden, nachdem erstklassige Schiffe der verschiedenen einer Kriegsflotte notwendigen Gattungen in ihren Dienst gestellt waren, und mußte wachsen in dem Maße, als sich die Schiffszahlen vermehrten. Mit wenigen Ausnahmen geringfügiger Art hat die neue deutsche Flottenmacht als Druckmittel der Reichspolitik keine Verwendung gefunden, dagegen ist bei völlig defensivem Verhalten der allgemeinen deutschen Politik ihr Einfluß auf die Marinepolitik der Seemächte und das politische Gebaren mancher Staaten doch unverkennbar. Ohne Übertreibung kann gesagt werden, daß die englische Gesamtpolitik in den letzten Dezennien zum Teil sehr wesentlich durch das stille Wirken der deutschen Flotte beeinflußt ist. Der Kampf Englands gegen die deutsche

Konkurrenz dürfte unter Vermeidung des Risikos dieses Weltkrieges zu seinem Vorteile abgelaufen sein, wenn Deutschland nicht über einen so wichtigen Machtfaktor in Gestalt einer in ihren Kampfeinheiten auf englischer Höhe stehenden Flotte hätte verfügen können. Wer hätte England wohl daran gehindert, wenn es eines Tages ohne Kriegserklärung alle Seehäfen Deutschlands für geschlossen erklärt und diesem Verbot durch Aufmarsch seiner Flotten in der Ost- und Nordsee Nachdruck verliehen hätte? Welcher neutrale, in seinen Handelsbeziehungen mit Deutschland gestörte Staat würde mit Erfolg gegen England aufgetreten sein, etwa die Vereinigten Staaten von Nordamerika, oder Frankreich, oder Rußland?

Zunächst, als die noch kleine deutsche Flotte nur in der Idee unbequem war, glaubte man in England durch finstere Miene (Zusammenziehen der Hauptflotte in der Nordsee) auf die deutschen Michel einwirken und durch die Erfindung des Dreadnought (Autor der jetzige Erste Seelord Admiral Fischer) sie von der Aussichtslosigkeit ihres Strebens nach dem Weltmeere überzeugen zu können. Es folgte die Einkreisungspolitik, die Übertragung des Schutzes der englischen Mittelmeerinteressen an Frankreich, das dafür seine Küsten am Kanal und Atlantischen Ozean Englands Gnade auslieferte. Obschon immer von der deutschen Kriegsflotte, Invasion, agressiven Tendenzen und Ränken der deutschen Politik gesprochen wurde, dachten die Leiter von Englands Politik nur an die Vernichtung der deutschen Industrie und des deutschen Handels, sowie an die Schwächung der deutschen Volkskraft. Durch das stille Wirken der deutschen Flotte wurde bisher verhindert, daß die Erreichung dieser Ziele nicht spielend gelang und hoffentlich überhaupt nicht gelingen wird, aber keineswegs wurde England deshalb gezwungen, sich und fast die ganze Welt in diesen so teuren Krieg zu stürzen. Hier folgte es nur seiner Verblendung, seinem Übermut und seiner Raubgier.

Die Stellung der verschiedenen Staaten zum gegenwärtigen Weltkriege, die sicherlich durch das Bestehen einer kräftigen deutschen Flotte beeinflußt ist, soll hier nicht weiter erörtert werden.

Daß die stille Wirkung der deutschen Flotte im Kriege selbst sich fortsetzen würde, hatte man wohl kaum erwartet. Die als Willys Spielzeug von den Engländern verspottete kleine deutsche Marine ist heute ein gefürchteter Gegner, der den Nimbus der englischen Allmacht auf allen Weltmeeren bereits zerstört hat, bevor es noch zu ernsten Kämpfen der Hauptflotten gekommen ist. Es ist nach vielen Mühen und mit großem Kraftaufwand der englischen Flotte zwar gelungen, die geringe Zahl der deutschen Auslandskreuzer zu überwinden; Ruhm hat sie dabei aber nicht geerntet, wahrscheinlich eher das Gegenteil; denn die englische Admiralität schämt sich, die betreffenden Vorgänge der Wahrheit gemäß bekanntzugeben. Einer auf so große Vergangenheit stolzen Flotte sind die Neutralitätsverletzungen unwürdig, mit denen es ihr gelang, den Kleinen Kreuzer „Dresden" und den Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große" unschädlich zu machen. Die Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" und „Kronprinz Wilhelm" haben, nicht bezwungen durch die Engländer, sondern nach völliger Erschöpfung ihrer Subsistenzmittel und wegen Abnutzung ihrer Maschinen einen neutralen Hafen in den Vereinigten Staaten aufgesucht, um dort zu verbleiben. Was für ein Armutszeugnis



für die zahlreichen, während neun Monaten auf sie ständig Jagd machenden englischen Kriegsschiffe?! Daß die englische Flotte der deutschen an Zahl überlegen ist, diese Tatsache besteht nach wie vor, aber den Beweis, daß sie auch an Kriegstüchtigkeit in Haupt und Gliedern eine Überlegenheit besäße, konnte sie bisher nicht erbringen. Wenn man nun in Betracht zieht, daß aus bestimmten Gründen die deutsche Marine für den Kreuzerkrieg im Auslande, besonders auch wegen Mangel notwendiger Stützpunkte, keinen großen Aufwand gemacht, sondern alle verfügbaren Kräfte für den Hauptkriegsschauplatz in den heimischen Gewässern zurückgehalten hatte, so müssen die englischen Erfolge im Kreuzerkriege um so unbedeutender erscheinen, als jetzt die deutschen Unterseeboote die englische Handelsschiffahrt unmittelbar vor ihren eigenen Häfen bedroht, ungeachtet der zahllosen Kriegsschiffe, bewaffneten Handelsdampfer, Fischdampfer usw., die England an seinen Küsten mit großen Kosten unterhält. In bekannter Weise suchte die englische Regierung die Mitwelt durch falsche Presseberichte über ihre Ohnmacht gegen unsere moderne Kriegführung zu täuschen und die mißliche Lage in Großbritannien, die Teuerung, die Störung des Handels und der Industrie, die durch unsere Kriegsführung hervorgerufen sind, zu leugnen und zu vertuschen oder als zufällig und ohne Bedeutung für das erfolgreiche Endergebnis des Krieges hinzustellen. Der Untergang des schnellen Hilfskreuzers und staatlich subventionierten Passagierdampfers „Lusitania“, bei dem die von einem deutschen Torpedo getroffene Munitionsladung wesentlich zu der Größe des Verlustes an Menschenleben beitrug, wird diese Bemühungen möglicherweise auch in der bisher nur von englischer Preßmache beherrschten Welt einer richtigeren Beurteilung zuführen. Mit grimmiger Wut wagt die englische Regierung nicht zu sagen, was ihr wohlbekannt ist, daß all dieses Ungemach und noch vieles andere auf die stille Wirkung der deutschen Flotte zurückzuführen ist, die schlagfertig von Kriegsbeginn an vor der deutschen Küste den Überfall der englischen Armada erwartete, und die nicht angegriffen wurde, weil die englische Admiralität den Sieg nicht garantieren konnte, wenigstens nicht ohne ernste Verluste und Einbuße an Macht auf dem Weltmeer. Die deutsche Flotte sollte mit Deutschlands Bevölkerung ausgehungert oder durch Hunger zum Kampf unter ungünstigen Umständen gezwungen werden. Inzwischen hielt die unbesiegte deutsche Flotte nicht nur die englische Hauptflotte aus der Ost- und Nordsee fern und die deutschen Häfen offen, sondern unterstützte auch durch ihre stetige Bereitschaft die Unternehmungen gegen die befestigten Plätze der englischen Ostküste und gegen den Seehandel, Unternehmungen, die jetzt das ganze englische Küstengebiet umfassen, die nur möglich waren, weil die Aus- und Einfahrt in allen deutschen oder unter deutscher Herrschaft befindlichen Häfen gesichert waren.

Um ermessen zu können, welche gewaltige, wenn auch wenig auffällige Wirkung von unserer Flotte ausgeübt wird, ist es zweckmäßig, sich zu vergegenwärtigen, was der jetzt seines Postens enthobene Erste Lord der Admiralität, Mr. Churchill, am 15. Februar 1915 im Unterhause über die Leistungen der englischen Flotte in diesem Kriege ausgeführt hat. Er sagte hierüber wörtlich: „Wir müssen unseren draußenliegenden Geschwadern und der Organisation der Admiralität, durch die sie geleitet worden sind, Anerkennung zollen (Beifall!). Es darf niemals vergessen werden, daß

die Lage auf jeder See, selbst auf der entferntesten, durch den Einfluß von Sir John Jellicoes Flotte beherrscht und entschieden wird, unsichtbar in nordischen Nebeln, erhalten durch Geduld und seemännische Tüchtigkeit in ihrer ganzen Stärke und Kraft, schweigsam, schlaflos und bis jetzt nicht herausgefordert. (Beifall!) Die Herrschaft über das Meer, deren wir uns erfreuen, hat es nicht nur erreicht, daß unser Handel fortgeführt werden kann, fast ganz ohne Unterbrechung und ernstliche Störung, sondern wir waren imstande, unbehindert in aller Welt starke Truppenmassen zu bewegen. [Gemeint ist die im Norden Schottlands verborgene englische Hauptflotte, die dort sich auf keine Kriegshäfen stützen kann und deren Unterhalt sehr schwierig und kostbar ist.] Die Feststellung, daß die Admiralität annähernd ein Fünftel des Tonnengehaltes der englischen Handelsflotte gechartert habe, ist richtig. Damit erfüllen wir eine doppelte Pflicht, jede in jetziger Zeit von großer Wichtigkeit: erstens die Zufuhr von Heizmaterial und Wiederauffüllung von Munition für die Flotten; zweitens den Transport von Verstärkungen und Zufuhren für die Armee ins Feld, die Rückkehr der Verwundeten eingeschlossen. Was die Flotte anbetrifft, so muß daran erinnert werden, daß wir keine Werft und keinen Kriegshafen in unserem Rücken haben, und daß die Stützpunkte, die wir während des Krieges benutzen, keine Möglichkeiten besitzen, vom Ufer aus Kohlen einzunehmen. Wir leben nicht, wie die Deutschen, an einem großen Hafen, wie Wilhelmshafen. Rosyth ist noch nicht fertig und für einige Zeit nicht benutzbar. Alles also, was die Flotte erhält, Vorräte, Waren und vor allem Brennstoff muß nicht allein transportiert, sondern auch auf Schiffen über See gebracht werden. Es ist nötig, daß genügend Kohlenschiffe da sind, um allen Flottenteilen es zu ermöglichen, an einem besonderen Stützpunkt zur selben Zeit und mit größter Geschwindigkeit zu kohlen, und zwar zweimal innerhalb eines kurzen Zwischenraums, und ausgedehnte Flottenbewegungen mit höchster Geschwindigkeit können diese Feuerprobe in jedem Augenblick hervorrufen. Nach zweimaligem Kohlen müssen immer noch genügend Kohlen übrig sein für unvorhergesehene Fälle, die Fälle von Verzögerung der Zufuhr eingeschlossen, die durch Sturm oder nebliges Wetter, durch Schließung bestimmter Meeresteile infolge feindlicher Unternehmungen oder durch zeitweiliges Einstellen der Kohlengewinnung in Südwales, durch Schäden von Werften, Eisenbahnen, Brücken, Gruben oder durch andere örtliche Ursachen entstehen. Wir können nicht Gefahr laufen, daß die Flotte unbeweglich gemacht wird. Wir müssen die Sicherheit doppelt sicher machen. Das Leben des Staates hängt davon ab, und es folgt daraus — da wir immer für die große Notwendigkeit bereit sein müssen, die Flotte sofort ununterbrochen für ganze Tage unter Dampf zu halten —, daß für die Dauer normaler Flottenbewegungen die Reservekohlen oft und notwendigerweise nur langsam ausgewechselt werden, und die Kohlenschiffe deswegen für eine beträchtliche Zeit in den Stützpunkten liegen bleiben müssen."

Den Erfolg des Kreuzerkrieges schilderte Mr. Churchill, indem er sagte: „Die Spannung der ersten Kriegsmonate hat jetzt stark nachgelassen infolge des Aufhörens des überseeischen Geleitdienstes und der Beseitigung der feindlichen Flagge von den Ozeanen. [Mit Hilfe der Japaner, Russen und Franzosen.] Es

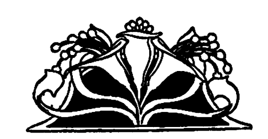
gab Zeiten, wo z. B. die große australische Flotte von 60 Schiffen unter Bedeckung den Indischen Ozean durchfuhr, oder die große kanadische Flotte von 40 Schiffen mit ihren sie schützenden Geschwadern den Atlantischen Ozean kreuzte, oder wo der regelmäßige Strom der großen indischen Flotten, an die 40 und 50 Schiffe, unter Geleit fahrend, auf der Aus- und Heimreise seinen Höhepunkt erreichte. [Wegen der „Emden" und „Karlsruhe".] Ein halbes Dutzend kleinerer Expeditionen wurde nebenher durch die Marine geführt, bewacht, an verschiedenen Punkten gelandet und nach dem Landen versorgt. Noch war ein mächtiges deutsches Kreuzergeschwader im Stillen und im Atlantischen Ozean, welches beobachtet werden oder mit überlegenen Kräften an sechs oder sieben Punkten der Welt zu gleicher Zeit erwartet werden mußte. Während der ganzen Zeit war nur wenige Dampfstunden von unseren Küsten entfernt eine feindliche Flotte versammelt, von der früher viele behaupteten, sie sei der unsrigen wenig unterlegen. Ja, da gab es Zeiten, wo unsere Hilfsmittel zur See, so bedeutend sie auch waren, bis zu ihrer äußersten Grenze ausgenutzt wurden, und wo wir alte Linienschiffe benutzen mußten, um unseren Kreuzergeschwadern Rückhalt zu geben, selbst auf Kosten ihrer Geschwindigkeit, und wo wir Gefahren ins Auge sehen und auf uns nehmen mußten, mit denen wir die Öffentlichkeit nicht belästigten, und die niemand gern willig mit uns teilen möchte."

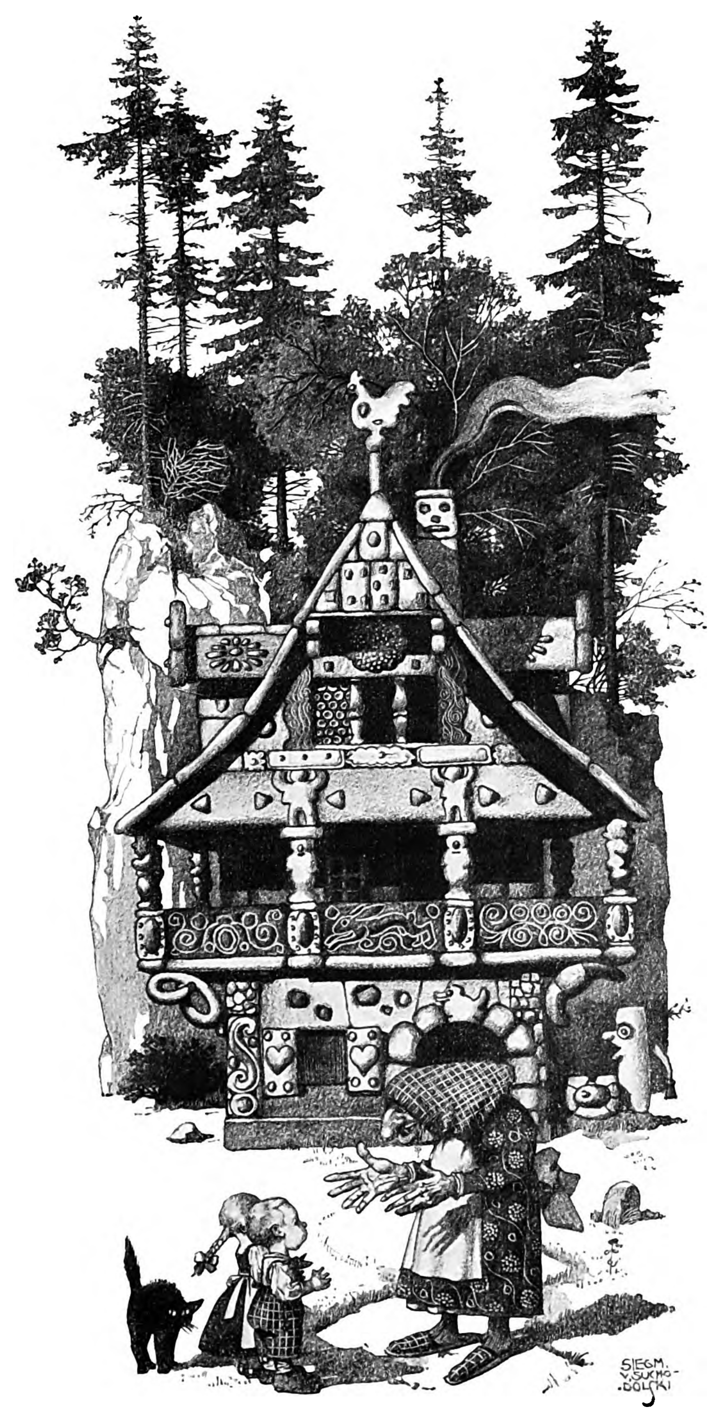
Wie schon vorher erwähnt, ist die Gefährdung der Handelswege durch unsere Kreuzer zurzeit zwar eingestellt, aber nicht unmöglich gemacht, und bleibt die englische Admiralität gezwungen, dauernd auf ein Wiederauftreten deutscher Handelszerstörer zu rechnen. Die Kosten der englischen Kriegführung zur See stehen außer allem Verhältnis zu den erreichten Resultaten und werden nur gerechtfertigt erscheinen, wenn die Hoffnungen, welche Mr. Churchill am Schlusse seiner vorerwähnten Rede ausdrückte, sich verwirklichen werden. Er sagte: „Wir können nicht sagen, was uns bevorsteht, oder wie bald oder auf welche Art die nächste große Entwickelung dieses Kampfes kommt, oder in welchem Zustande sich Europa und die Welt nach seiner Beendigung befinden wird. Aber das, denke ich, können wir bereits sagen: soweit die englische Marine in Frage kommt, werden — obschon zweifellos neue Gefahren und Verwicklungen über uns kommen werden und die Sorge sich in unseren Wohnungen einnisten wird — die Gefahren und Sorgen, denen wir jetzt entgegensehen, nicht ernster und beunruhigender sein, als diejenigen, die wir schon erfolgreich überstanden haben (Beifall). Denn in den kommenden Monaten werden die englische Marine und die Seemacht, die sie ausübt, die allgemeine Lage in steigendem Maße beherrschen. Sie werden die hauptsächliche und die nicht versagende Reserve der Verbündeten sein, werden fortschreitend die Kampfesenergie unserer Gegner lähmen und könnten, wenn es not täte, selbst, wenn alle anderen günstigen Umstände versagen sollten, letzten Endes aus sich selbst heraus den Ausgang dieses Krieges entscheiden" (lauter Beifall).

Das stille Wirken der deutschen Flotte besteht also im wesentlichen darin, daß sie die Hauptmacht der englischen Flotte bindet und sie zu ihrer steten Bewachung, wenn auch weit vom Schuß, zwingt und an der Entwickelung genügender Kräfte andernorts, z. B. vor den Dardanellen und in Ostasien, hindert. Das Fiasko

der Verbündeten vor den Dardanellen ist im wesentlichen auf die Überhebung der englischen Admiralität zurückzuführen, die glaubte, auch ohne Mitwirkung eines Landungskorps die Dardanellen bezwingen zu können. Es ist aber wohl kaum zweifelhaft, daß dort eine größere Anzahl von Kriegsschiffen versammelt und mit größerer Rücksichtslosigkeit gegen eigene Verluste vorgegangen worden wäre, wenn die drohende deutsche Flotte dies zugelassen hätte. Daß die Aushungerung Deutschlands mißlungen ist, und daß die Absperrung der Nordsee, besonders am Nordausgang, sehr bedingt bestanden hat, hielt Mr. Churchill für nicht weiter erwähnenswert, weil allgemein bekannt.

Für jeden, der sich in die Zeit zurückversetzt denkt, wo Deutschlands Küsten nur durch Festungswerke geschützt waren und ein dänisches Kanonenboot vor der Elbemündung genügte, um Hamburgs Handel zu erdrosseln, wo die Ostseehäfen empfindlich unter der Blockade durch die kleine dänische Flotte litten, und der jetzt sieht, wie der deutsche Handelsverkehr über die Ostsee unbehindert vor sich geht, weil die russische Flotte sich aus dem Finnischen Meerbusen nicht herauswagt und die englische Flotte in die Ostsee gar nicht erst hineingeht, da sie sich außerstande fühlt, dort eine Blockade aufrecht zu erhalten, dem ist der stille Druck der deutschen Seemacht klar erkennbar. Außer der von Mr. Churchill angedeuteten Absicht, den letzten starken Trumpf für die Friedensverhandlungen in der Hand zu behalten, wird vermutlich in England die Überlegung maßgebend sein, daß selbst nach einem Seesieg über die deutsche Flotte die effektive Stärke der englischen so gemindert sein würde, daß sie jahrelang hinter der amerikanischen, französischen oder italienischen würde zurückstehen müssen. Wahrscheinlich hofft man in England, daß aus diesem oder jenem Grunde die deutsche Flotte die Offensive zu ergreifen und sich in die von englischen Minen gefährdeten Gewässer zu begeben sich veranlaßt sehen könnte. Aber dazu liegt, soweit sich die Zukunft übersehen läßt, kein Anlaß vor. Die deutsche Flotte kann und muß einstweilen mit den Verlegenheiten, die sie schon durch ihre schlagfertige Anwesenheit in der Nordsee den Engländern bereitet, zufrieden sein und abwarten, bis ihr stiller Druck die Engländer zwingt, den letzten Trumpf auszuspielen, um den stetigen Druck unserer Seemacht zu brechen. Für diesen Zeitpunkt stets bereit zu sein, ist die gegenwärtige anstrengende Aufgabe unserer Flotte, der sie durch eine wohldurchdachte und bewährte Organisation der Frischhaltung aller materiellen und personellen Mittel gerecht wird. Trotz aller damit verbundenen Mühen herrscht auf ihr glücklicherweise ein Tatendrang und eine Kampffreudigkeit, die in dem lebhaften Wunsch gipfeln, die stolzen Hoffnungen, die das deutsche Volk auf seine Flotte setzt, noch zu übertreffen.





Hänsel und Gretel   Siegmund v. Suchodolski

Beilage zum Türmer

Italien und der europäische Krieg

Kritische Betrachtungen von Theodor v. Sosnosky

„Das Bündnis zwischen Österreich und Italien ist in Wahrheit nichts als eine Farce, ein Dorf à la Potemkin, dessen grell-rosenfarbener Anstrich, so dick und so oft er auch aufgetragen wird, nur mehr kurzsichtige Augen zu täuschen vermag. Jeder klare Blick aber muß längst erkannt haben, daß er da nur eine mühsam künstlich aufrecht erhaltene Ruine vor sich hat, deren offiziöse Stützen eines Tages unfehlbar zusammenbrechen müssen. Nichts mehr kann den Einsturz verhindern; er ist nur mehr eine Frage der Zeit.“

Diese Worte schrieb ich im Frühjahr 1911 in einem für die „Österreichische Rundschau“ bestimmten Artikel „Wir und Italien“, der am 1. April jenes Jahres erschienen und später in mein Buch „Die Politik im Habsburgerreiche“ (Berlin, H. Paetel 1912) aufgenommen worden ist.

Man verzeihe, daß ich mit mir selber beginne! Es ist dies sonst wahrlich nicht meine Gewohnheit; aber in diesem Falle schien es mir doch angezeigt, auf jene Arbeit zu verweisen, damit man im folgenden Aufsatz nicht etwa ein Ergebnis jener billigen Alltagsweisheit sehe, die es — hinterher — „schon lange“ gewußt hat. Zudem bin ich, eben wegen meines Unglaubens an Italiens Ehrlichkeit, als ein „Kriegshetzer“, „Reaktionär“ usw. angegriffen worden. Für einen gewissen „Freisinn“ und die Freimaurer ist Italien ja von jeher ein Blümlein Rührmichnichtan gewesen.

Der Tag, von dem ich damals gesprochen, ist nun gekommen: Italien hat die ihm lästig gewordene Maske fallen lassen und sein wahres Gesicht gezeigt: eine wut- und haßverzerrte Fratze.

Nach der klassischen Probe seiner Bundestreue, die es im vorigen August gegeben, als es nicht nur untätig zusah, wie sich die Entente-Mächte auf seine beiden Verbündeten stürzten, sondern Österreich-Ungarn in den gegen Serbien erhobenen Arm fiel — hinter den Kulissen! —: nach dieser seine Gesinnung in unzweifelhaftester Weise verratenden Bündnisprobe sollte man sich über den jetzt erfolgten offenen Bruch des Bündnisses und brigantenhaften Überfall nicht weiter wundern; er ist ja nichts anderes als deren logische und psychologische Folgerung, und wundern kann man sich höchstens darüber, daß dieses Vorgehen Italiens irgend jemand überraschen konnte, daß man es nicht längst schon als — vom italienischen Standpunkte — geradezu selbstverständlich erwartet hat.

Aber freilich, woher sollte die Bevölkerung denn wissen, wie es um das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Italien in Wahrheit stand? Italienische Zeitungen pflegt man in Österreich und Deutschland nicht zu lesen. Wenn man die Dithyramben liest, die die tonangebende Presse Wiens — vor allem das „Neue Wiener Tagblatt“, das in Österreich sehr verbreitet ist und darum auf die breite Menge, zumal der bürgerlichen Stände, den größten Einfluß ausübt —

seit Jahr und Tag auf die Innigkeit des Bündnisses zwischen Österreich-Ungarn und Italien angestimmt hat, dann kann man sich natürlich nicht wundern, daß die Leute auch fest an diese ihnen unablässig angepriesene heiße Bundesliebe geglaubt haben und schon bei Ausbruch des Kriegs auf das peinlichste überrascht gewesen sind, als Italien keine Miene machte, seinen beiden Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen.

Es mag ja seltsam klingen, aber es ist nur die nüchterne Wahrheit, wenn man die jetzt allgemein gewordene und an sich wahrlich berechtigte Empörung über den meuchlerischen Überfall von seiten Italiens im Grunde als nicht gerechtfertigt bezeichnet. Mit dem scheinbar so naheliegenden Vorwurfe der „welschen Tücke" täte man den Italienern entschieden unrecht; den verdient nur die italienische Regierung, die länger als dreißig Jahre hindurch ihr wahres Gesicht hinter einer verbindlich lächelnden Maske verborgen hat: das italienische Volk aber — womit jedoch nicht etwa dessen große Masse gemeint sein soll, die dem Kriege entschieden abhold ist, sondern bloß dessen politisch einflußreiche Kreise, hat aus seinen Gefühlen dem Dreibunde, zumal Österreich gegenüber, nie ein Hehl gemacht, sondern im Gegenteil keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, ohne seinem Hasse gegen jenes in maßloser Weise Luft zu machen und seine territorialen Raubgelüste in unverhülltester Deutlichkeit zu bekunden. Wenn man dies in Österreich und Deutschland trotzdem nicht bemerkt hat, so darf man wahrlich nicht Italien die Schuld geben, sondern bloß der eigenen Kurzsichtigkeit, die von der offiziösen und liberalen Presse künstlich gezüchtet worden ist. Italien hat nun einmal von jeher die heftigste Abneigung gegen Österreich gehabt, und damit hätte man eben rechnen sollen.

Man wird vielleicht nun auf die — wenigstens vermeintlichen — Sympathien verweisen, die in Italien für Deutschland vorhanden gewesen seien, und nicht minder auf die politische Interessengemeinschaft im Hinblick auf Frankreich.

Dieser Einwand steht aber auf ziemlich schwachen Füßen: Man hat die Sympathien Italiens für Deutschland entschieden bedeutend überschätzt. Sie wogen weniger schwer als die für Frankreich, und wenn die politischen Interessen Italiens bei Deutschland auch zweifellos schwerer ins Gewicht fallen als bei Frankreich, so wurde dieser Unterschied zugunsten Deutschlands dadurch wieder aufgewogen, daß Italien das Bündnis mit diesem nur mit bitterer Selbstüberwindung abgeschlossen hat; einer Selbstüberwindung, die ihm täglich härter wurde, denn um die Freundschaft Deutschlands zu empfangen und zu erhalten, hat es seinen Widerwillen gegen dessen Freund und Verbündeten, Österreich-Ungarn, unterdrücken müssen. So hat es Bismarck gewollt, der Italien die Bundesfreundschaft Deutschlands seinerzeit nur unter der Bedingung gewährt hat, daß es auch mit Österreich-Ungarn Freundschaft schlösse, wenigstens formell. Dieses Verlangen des großen Kanzlers war auch durchaus begründet, denn er durfte die von ihm mühsam errungene Freundschaft mit dem Habsburgerreiche nicht um der schönen Augen Italias willen aufs Spiel setzen. Er wollte und konnte kein Bündnis mit einem Staate eingehen, von dem er stets gewärtig sein mußte, daß er seinem andern

Bundesgenossen in den Rücken falle. Daher verfügte er: der Weg nach Berlin geht über Wien. Und Italien hielt es für ratsam, diesem Winke Folge zu leisten, so sauer es ihm auch fallen mußte; denn es grollte damals Frankreich, das ihm Tunis sozusagen vor der Nase weggenommen hatte, und fürchtete, nun auch um Tripolis zu kommen. Bloß dieser Groll und diese Besorgnis waren es, die es in die Arme Deutschlands getrieben hatten und um deretwillen es sogar die ihm so unangenehme Freundschaft mit Österreich-Ungarn in Kauf genommen hatte. Man hat das Bündnis Italiens mit den beiden andern Mächten darum als eine Vernunftehe bezeichnet, weil die Liebe dabei nichts zu tun hatte; noch besser aber würde man sie als eine Ehe „par dépit“ kennzeichnen.

Wie es aber um die Beziehungen zwischen Italien und Österreich bestellt gewesen ist, als sie das Bündnis schlossen, zeigt das irredentistische Attentat Oberdanks gegen Kaiser Franz Joseph, das wenige Monate nach dem Beitritte Italiens zu dem Bündnisse der beiden Kaisermächte erfolgte. Und daß dieses Attentat und die Verschwörung, aus der es hervorgegangen ist, nicht etwa das Werk vereinzelter Verbrecher gewesen sind, sondern nur der verbrecherische Ausdruck einer weitverbreiteten politischen Gesinnung, das wird mit einer jeden Einwand im Keime erstickenden Überzeugungskraft durch die Tatsache bewiesen, daß man den hingerichteten Attentäter als nationalen Märtyrer feierte, ihm zu ehren eine Straße benannte und eine Hymne dichtete, ja ihm, dreißig Jahre später, in Venedig sogar ein Denkmal setzte, und zwar, was noch bedeutsamer ist, ohne daß die italienische Regierung dagegen Einspruch erhob! Saxa loquuntur ...

Daß ein Bündnis, das unter so merkwürdigen Aussichten begonnen hatte, nicht erfreulich gedeihen konnte, und daß sich der Haß der Irredenta im Laufe der Jahre nicht in Liebe verwandelte, wiewohl von seiten der beiden Verbündeten, besonders Österreichs, ein wahrer Wettbewerb um diese Liebe veranstaltet wurde, kann nicht wundernehmen.

Der Liebe Mühe ist umsonst geblieben. Kühle Höflichkeit war alles, was man in Italien für Österreich aufbrachte. Und als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die albanesische Frage emportauchte, da flammte der alte Haß, der inzwischen heimlich fortgeglimmt hatte, neuerdings lichterloh auf, und Italien hallte wider von dem Kampfrufe nach dem „mare nostro“ („unser Meer“), als das man dort die Adria beanspruchte.

Wohl befliß sich die italienische Regierung äußerlich stets einer korrekten Haltung, und zwischen den leitenden Staatsmännern fand ein Austausch von Besuchen statt, wie ihn in solcher Häufigkeit die Geschichte bis dahin nicht kannte: allein trotz der verzückten Hymnen, in die die offiziöse Presse in Österreich und Deutschland bei diesen Anlässen auszubrechen pflegte, wurde das Verhältnis zwischen den beiden verbündeten Adriamächten immer gespannter; so gespannt, daß der Ausbruch eines offenen Zusammenstoßes schon jeden Augenblick befürchtet werden mußte, wie dies während der Annexionskrise 1908/09 der Fall war.

Wäre Rußland damals gerüstet gewesen, so würde Italien schon in jener

Zeit seinen „Bundesgenossen“ überfallen haben; die Mobilisierungseinberufungen waren schon gedruckt; ein Beweis, daß es nicht nur, wie die offiziöse Presse in Österreich und Deutschland es immer hinzustellen suchte, eine kleine Schar toller Schreihälse war, die den Krieg gegen Österreich verlangte, sondern daß auch die italienische Regierung ihn vorbereitete.

Man hat es damals der Bevölkerung der beiden Zentralmächte verheimlicht, daß Italien einen Überfall auf Österreich plante: was man ihr aber nicht verheimlichen konnte, war die Zusammenkunft König Viktor Emanuels mit dem Zaren in Racconigi im Spätherbst 1909; eine Zusammenkunft, die allein schon durch die Tatsache zum Greifen belichtet wurde, daß der Zar bei der Reise dahin einen ungeheuren Umweg machte, um nur ja keinen Fußbreit österreichischen Gebiets betreten zu müssen ...

Diese Feindseligkeiten waren freilich nur gegen Österreich gerichtet, nicht auch gegen Deutschland; aber trotzdem war es ganz und gar nicht begründet, wenn man hieraus folgerte, die Freundschaft für Deutschland werde die Feindschaft gegen Österreich wettmachen. Die bekannte „Extratour“, die Italien anläßlich der Algeciras-Konferenz mit Frankreich unternahm, hätte die Deutschen eines Besseren belehren sollen. . . . .

. . . .

. . . . [Vom Generalkommando gestrichen!] . . . .

. . . .

. . . .

Da man dies der Bevölkerung Deutschlands immer wieder versichert hat, und da diese nicht in der Lage war, sich von der Unwahrheit dieser Versicherungen durch eigene Anschauung zu überzeugen, hat sie auch arglos geglaubt, was man ihr sagte, und es als Schwarzseherei betrachtet, wenn man von der Möglichkeit eines Treubruchs Italiens sprach.

In Österreich fehlte es zwar nicht an Stimmen, die vor dieser Gefahr warnten, allein es waren Rufe in der Wüste, und die Warner wurden von der tonangebenden Presse als Finsterlinge und Reaktionäre verschrieen, die sich angeblich mit keinem andern Plan trügen als der Wiedererrichtung der päpstlichen Weltherrschaft, auch die darum das liberale Italien zertrümmern wollten. Als die Seele dieser klerikal-militärischen „Kamarilla“ aber denunzierte man den verstorbenen Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand, und als dessen rechte Hand den damaligen Generalstabschef Freiherrn v. Conrad. Dem Treiben der Italophilen, die an Graf Ährenthal eine mächtige Stütze fanden, gelang es schließlich sogar, die Entfernung dieses hervorragenden Generals von seinem Posten durchzusetzen, einfach deshalb, weil er mit Nachdruck auf die italienische Gefahr verwiesen und die Notwendigkeit betont hatte, das Verhältnis der Monarchie zu Italien endgültig zu klären, komme, was da wolle.

Nur der mächtige Einfluß des Thronfolgers war es, der Conrad wieder an seinen früheren Platz versetzte, als im Spätherbste 1912 die Balkankrise ausbrach.

Wie gegen Conrad, so hetzte die Tagespresse später gegen den Statthalter



des Küstenlandes, den Prinzen Hohenlohe, weil er die zahlreichen italienischen Staatsbürger, die im städtischen Dienste Triests angestellt waren und hier, mit österreichischem Gelde bezahlt, für Italien Propaganda machten, durch österreichische Staatsbürger ersetzt wissen wollte.

Die irregeleitete und in ein argloses Sicherheitsgefühl eingelullte Bevölkerung ist jetzt unsanft aus dieser italophilen Hypnose aufgeschreckt worden, um in schmerzlicher Weise am eigenen Leibe die Richtigkeit der Alltagsweisheit zu erfahren, daß ein falscher Freund schlimmer ist als der schlimmste Feind.



Deutscher Choral · Von Otto Doderer

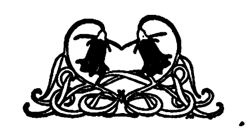
In unserm Tun und unserm Sinnen,
Wie Wind in Ährenfelderraunen
Und wie der Klang in den Posaunen,
Ist heimlich unser Herrgott drinnen.

Er formte uns aus Ackerschollen
Als aller Treue Schildgetreuste,
Er gab uns derbe Bauernfäuste,
Daß wir sie redlich brauchen sollen.

Durch Nöte hat er uns erprobt,
Er hat uns viel ertragen lassen,
Er hat uns viel erringen lassen.
Er sei gelobt! Er sei gelobt!

Er schläft ja nicht in Marmorschreinen,
Der deutsche Gott, er ist der Geist,
Der uns zu hassen, lieben heißt,
Und kommt aus dunklen Eichenhainen.

Sein Atem geht durch unsre Werke,
Sein Antlitz strahlt aus unsren Frauen,
Die Schultern sind die deutschen Auen;
Und dieser Gott ist unsre Stärke!





Von der Natur in Kriegszeiten

Auf dem Hauptbahnhof verkehrten wieder in großer Menge die Sonderzüge, ganz wie an einem gewöhnlichen Sonntag. Eine bunte Fülle der Gestalten, zum Teil in sonderbarem, zum Teil glücklicherweise aber auch in weniger sonderbarem Aufzug, strebte aus der Großstadt heute am Festtag nach draußen. Man glaubte sich fast in die Zeiten des längstverschollenen Friedens versetzt, so sehr glich das Bild demjenigen, das die allsommerliche Ausflugsperiode auch in gewöhnlichen Jahren bietet. Nur die Bahnhofspatrouillen brachten einen fremden, ungewohnten Zug hinein. Pfingstspaziergangsstimmung herrschte unter der hohen Eisenhalle. Man sah viel frohe, unternehmungslustige Gesichter, doch auch andere, in denen auch jetzt in der Kriegszeit ein Hoffen auf die bessere grüne Jahreszeit ausgeprägt war. Aber mit griesgrämigen Mienen standen zwei ältere wohlbeleibte Herren dabei; der eine reichlich jugendlich gekleidet, der andere mit dicken goldenen Ringen an fast allen Fingern. Dieser gab dann endlich kopfschüttelnd und mit einer Stimme, daß die Nahestehenden ihn hören mußten, seine Meinung dahin ab, es sei doch höchst sonderbar, daß so vielen Leuten selbst in diesen ernsten Zeiten die Lust zum Ausfliegen immer noch nicht vergangen wäre.

Merkwürdig genug: öfter kann man, auch von angenehmeren Menschen als jenen beiden, die Ansicht äußern hören, es scheine ihnen eigentlich ganz unzeitgemäß, jetzt ins Freie hinauszufahren, um sich dort stiller Beschaulichkeit hinzugeben, oder gar — auf die Jugend gemünzt — jetzt auf größere Wanderfahrten zu gehen, um sich draußen zu erlustieren. Sich an der Natur zu freuen, erscheint vielfach als ein ganz ungehöriger Luxus, als Wertherische Weichlichkeit, als leichtsinnige Vergnügungssucht, als Oberflächlichkeit des Empfindens, die unsere Zeit in ihrer Größe nicht erfaßt und ihr vor allem also in ihrem Ernste nicht angemessen ist.

Eins ist gewiß klar: dieses harte Urteil — man kann es, wie gesagt, öfter hören — bezieht sich auf all diejenigen Ausflugsneigungen, bei denen es weniger auf körperliche Regsamkeit, als auf Wünsche des Gemütes abgesehen ist. Daß es gut und notwendig ist, vor allem unsere Jugend in dieser Zeit — und ganz besonders in dieser Zeit — ins Freie fort von der Stadt zu ihrer Ertüchtigung hinauszuführen, wie das die Jugendkompanien tun, darüber kann natürlich nur völlige Einstimmigkeit herrschen. Der Vorwurf richtet sich offenbar gegen den Wunsch, das in Betracht kommende Stück Erde mehr als Landschaft zu genießen, als es als Gelände einzuschätzen, also etwa nach seiner jetzt so überaus wichtigen wirtschaftlichen Verwendbarkeit. Und letzten Endes liegt wohl die Empfindung zugrunde, ein derartig genießendes Verhalten sei ungebührlich selbstsüchtig; es sei deshalb unzeitgemäß, weil es kein Dienst an der Allgemeinheit ist und eben in diesem Sinne den nötigen Ernst der Zeit vermissen läßt.

Dagegen ist aber mancherlei zu sagen. Auch diese „Genußsucht" wird für die Allgemeinheit ihre Früchte zeitigen, denn bei näherem Zusehen stellt sie sich als eins der besten Mittel dar, den einzelnen zur Erfüllung seiner Pflichten gegen die Gesamtheit geeigneter zu machen. Vergessen wir eins nicht: keineswegs ist mit dem Friedensschluß für diejenigen, die hinter der Front schaffen, der Zeitpunkt gekommen, an dem sie ihre Arbeit einstellen können. Denn gerade ihnen erwachsen mit der Rückkehr der Truppen neue und nicht leichte Aufgaben, und ein großer Teil ihrer Dienstleistung am Vaterland beginnt erst dann. So werden sie gut tun, haushälterisch mit ihren Kräften umzugehen und sich möglichst nicht schon jetzt völlig zu verausgaben; nicht aus Eigensucht, sondern um leistungsfähig für die Gesamtheit zu bleiben. Und deshalb meinen wir, daß die Beschäftigung mit guter Musik, guter Kunst, guten Büchern in der Kriegszeit kein müßiger Zeitvertreib, sondern als ein Mittel zur seelischen Gesunderhaltung zu schätzen ist. Und auch die Beschäftigung mit der Natur will so gewertet sein. Von Amüsement zu reden, ist nicht angängig, denn es handelt sich nicht um Amüsement, sondern um Freude, das heißt nicht um eine flüchtig verrauschende Lustigkeit, sondern um eine tiefinnerliche Erheiterung des Gemütes, die die Neigung und den Wunsch hat, auf andere Menschen überzustrahlen. Von Wertherischer Weichlichkeit braucht dabei ebenfalls keine Rede zu sein, denn das Naturempfinden unserer Zeit ist von dem der empfindsamen Epoche grundverschieden. Hiervon war im Augustheft 1914 des Türmers die Rede.

Um eins handelt es sich ja stets in unserer Gegenwart: Wenn das Geschick der Kriegszeit im Leben daheim seine Furchen zog, dann den Betroffenen hinauszuheben über seinen Verlust, der ihm so riesengroß ist, und ihn hinzuweisen auf all die vielen Schmerzen, die die Gesamtheit betroffen haben und jetzt Linderung heischen. Und wenn nun die Aufgabe, die sich da emportürmt, zunächst nicht allzuschwer scheint, dann mag wohl die fragende Mahnung des alt gewordenen Goethe vertraut klingen, die er erhob, als sein Herz „verschlossen in sich selbst" wurde:

„Ist denn die Welt nicht übrig? Felsenwände,
Sind sie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände,
Zieht sich's nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,
Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose?"

Dem schwankenden, in dieser Zeit doppelt unrastvollen Menschenleben, über dem riesengroß die Fügungen unserer Schicksale stehen, ihm treten die stillen, aber nicht stummen Bilder der Natur, der Landschaft, als das scheinbar Beständige gegenüber: ein scharf umrissenes Ganzes gegenüber dem tausendfältig Zerrissenen und Geteilten, ein Sinnbild des Ewigen gegenüber dem Zeitlichen, dessen Unbeständigkeit gerade jetzt den Grundton aller Verhältnisse bildet. Es sind also zunächst nur die verschiedenen Gestaltungen unserer Erdoberfläche, deren Eindrücke wir aufsuchen; sie treten uns entgegen als etwas, das durch die Zeitereignisse, und seien sie noch so riesenhaft, sich nicht wandeln läßt. Um was für Gestaltungen der Erdoberfläche es sich dabei handelt, ist tatsächlich einerlei. Mag es ein malerisches, wohlangebautes Stück Mittelgebirge sein oder eine schwermütige Einsamkeit am Nordrand der Alpen, wo die Vorgipfel unterhalb der hohen Gebirgshäupter auf dunkle Fichten und Moorflächen hinabschauen. Oder es sei auch ein heiteres Hügelland mit silbergrünem Buchenwald und blauen Seen zwischen den sanften Hängen; ein schlichtes „grünes Gelände", das sich am Fluß durch Busch und Matten dahinzieht, oder schließlich ein fruchtbares Marschland, wo der Blick sich ins Unabsehbare weitet und einzelne Bäume oder einzelne Rinder als gewaltige Gebilde gegen den Himmel stehen. Wie der Charakter der Landschaft auch jedesmal ist: die Geschlossenheit ihres Wesens, das Zusammenklingen all der einzelnen Züge zu einem charaktervollen



Ganzen, darin liegt zunächst die große Beruhigung, mit der die Natur die bedrängte Brust weitet: Mitten zwischen all dem Drunter und Drüber auf unserer alten Erde gibt es doch noch Erscheinungen, die uns als dauernd entgegentreten und unbekümmert um alles außer ihnen fest und still dastehen: das ist das erste an Natureindrücken in unserer Zeit.

Ja, nicht nur fest, sondern auch still. Denn darüber müssen wir stets von neuem staunen, wie doch immer wieder die Landschaftseindrücke uns mit der Empfindung des Harmonischen erfüllen, obwohl wir mit unserem Verstande ganz genau wissen, wieviel Kampf in der Natur herrscht; daß die Heide mit dem jungen Kieferwalde ringt, daß die Schutthalden der Berghänge mit dem Graswuchs, der sie begrünen will, ebenso kämpfen, wie die Brandung des weithinrauschenden Meeres mit den Felsklippen, an denen sie in prächtigem Schwunge mit vielzerteilten Schaumköpfen sich emportürmt. Und gerade in der jetzigen Zeit wird sich wohl auch unser Empfinden, nicht nur unser Verstand, mit dem Kampfe beschäftigen, der überall unter der Stille sich regt. Kampf im Menschenleben, Kampf in der Natur. Aber in der Landschaft sehen wir seine Wirkung: Ausgeglichenheit greifbar vor uns. Und so wird — das erklügelt nicht unser Verstand, das ergreift unser Empfinden ohne weiteres so — auch im Völkerringen dasjenige, was sich als sein Endergebnis zeigt, uns beim Betrachten schön und frohstimmend entgegentreten. Noch sehen wir es nicht, weil wir noch mitten im Werden stehen. Wir wissen noch nicht, wie unser eigener Weg, und wie der Weg für die ganze Menschheit weiter läuft. Der einzelne wächst empor und stirbt ab, und die Völker stehen in ihrem Aufschwung und Niedergang unter derselben Fügung, die auch den von heiligen Schatten gekrönten Felsenwänden ihre Lebenszeit zumißt, an der Wind und Regen, Frost und Hitze nagen. Der Kampf ist für alle das zugemessene Teil, draußen in der Natur, wie drinnen im Völkerleben. Draußen führt er zu schönen Gebilden, und so gewinnen wir die Überzeugung, daß auch drinnen in der großen Gesamtheit und in unserem kleinen Blickfelde alles sich nach Kampf und Verlust in feste Grundlagen einordnen wird, die uns als charaktervoll und harmonisch froh machen werden, einerlei, wie ihre Wesensart im einzelnen sich formt — ganz so, wie es bei den Landschaften der Fall ist. Das ist das zweite, was uns das Naturempfinden gerade in der Kriegszeit wert macht.

Und ein drittes hängt eng damit zusammen. Mag zuerst der Wunsch uneingestanden mitgewirkt haben, im Anschauen des überweltlich Großen das Ringen auf der Erdenwelt zu vergessen oder vor ihm zu flüchten, dann führt die Naturbetrachtung gerade zu ihm zurück, um es mit geläuterten Sinnen von neuem Gesichtspunkt zu betrachten. Die Bilder der Landschaften erschienen uns zuerst als das scheinbar Beständige gegenüber dem hinfälligen Menschenleben. Aber auch sie sind schließlich vergänglich, auch die Gestaltungen der Erdoberfläche haben ebensowenig ihre bleibende Stätte, wie die Menschen auf ihnen mit all ihren Versuchen, sie zu modeln. Nichts scheint beständig zu sein, als der Wechsel. Aber wenn man diesen ertragen will, dann gibt es nur einen Weg: es gilt, sich ganz in den jeweiligen Zustand zu vertiefen, nicht *obwohl* er vergänglich ist, sondern *weil* er es ist. Und dies gilt ebenso, wie für die landschaftlichen Bilder, die wir aufsuchen, auch für das Menschenleben, das wir jetzt als gleichlaufend mit dem Leben der Natur empfinden. Die Naturbetrachtung führt über sich selbst hinaus; und wie Faust, als er Feld und Auen verlassen hatte, mögen wir spüren, daß sich jetzt, von ihr hervorgerufen, die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt.

Nein, wir wollen das Naturempfinden nicht, wie so viele jetzt tun, als ein selbstsüchtig weltflüchtiges Genießen schelten. Denn auch dieses mündet jetzt in der Kriegszeit doch wieder in den umfassenden Rhythmus unseres gegenwärtigen Lebens ein und bringt den einzelnen dazu, von den Aufgaben an der Allgemeinheit nicht fortzusehen, sondern sie schärfer und mit geläuterten Sinnen ins Auge zu fassen. Das aber ist es doch gerade, was wir gebrauchen und erstreben. Und deshalb scheint uns, die Natur könnte auch in der Kriegszeit und gerade in ihr, eine Macht in unserem Seelenleben bedeuten, die wir im wohlverstandenen Interesse der Ge-



amtheit nicht vernachlässigen sollten. Wohl mag es unter den Menschenmengen, die an freien Tagen aus der Großstadt nach draußen streben, manche Kreise geben, die nicht diesen Gewinn, wie wir ihn zu schildern versuchten, von einem Aufenthalt im Freien haben. Sie werden nur die lediglich physiologische Auffrischung davon gewinnen. Auch das ist in dieser Zeit — wir sprachen schon davon — von hoher Bedeutung. Aber trotzdem scheint es unbillig, nur diese körperliche Seite gelten zu lassen und die seelischen Eindrücke und Auffrischungsmöglichkeiten, die uns die Natur gerade jetzt bietet, als weniger bedeutsam oder als unzeitgemäß zu bewerten.

Wilhelm R. Richter



Die deutsche Burschenschaft

Kann einer, der selber nicht Farbenstudent war, einem jubilierenden Couleurbunde den Festgruß schreiben? Es wird altkluge Leute geben, die das rundweg bestreiten werden. Schon weil ihnen das Farbenwesen an Deutschlands hohen Schulen nachgerade jedes Daseinsrecht verwirkt zu haben scheint. Weil ihrem derben Nüchternheitssinn die frohe Symbolik dieser Jugendbünde eine Torheit und ein Ärgernis ist, die bunten Mützen und Bänder und das Waffenspiel der Mensuren nur eine Schule der Überheblichkeit, die neue Scheidewände aufrichte zwischen den Söhnen desselben Volkes. Vielleicht auch mit ein Grund, warum das Nationallaster der Deutschen, die Becherfreude, so tiefe Wurzeln schlug in unseren akademisch gebildeten Schichten, und mancher deutschen Mutter Sohn, der mit guten Anlagen und von frohen Hoffnungen geleitet, auf die Universität zog, sein Ziel nicht erreichte. Wer alt genug ist, um für seine Person allen Doktrinarismus abzuschwören, wird sich dieser Art der Beweisführung nicht ohne weiteres anschließen mögen. Über Tatsachen des menschlichen Lebens kann nur das Leben selbst uns Auskunft geben. Kein Zweifel: Hunderte und Tausende deutscher Jünglinge sind in den Strudeln studentischen Verbindungslebens zugrunde gegangen. Aber es verdarben auch solche, die nie Band und Mütze trugen, und wenn sich über diese Dinge eine Statistik aufmachen ließe, würde sich vielleicht herausstellen, daß deren Zahl die der anderen übersteigt. Die Wahrheit ist wohl, daß das Ausmaß der in deutschen Landen herkömmlichen studentischen Freiheit zu groß ist, um für alle zu taugen. Daß diese, von keiner Aufsichtsinstanz behütete Ungebundenheit des Lernens und der Lebensführung, die nach der strengen Zucht der Schule gar zu unvermittelt über die jungen Leute hereinbricht, für die jüngsten unter ihnen, die Schwachen und nicht ganz Gefestigten, eine schwere Gefahr bedeutet. Tatsache bleibt jedenfalls, daß Unzähligen diese studentischen Bünde zum Segen geraten sind, daß sie ihren Sinn stählten und durch die Kontrolle, die die älteren über die jüngeren Glieder übten, den Halt ihnen boten, der sie vor dem Versinken bewahrte. Und daß von der Romantik dieser jungen Jahre, ihren enthusiastischen Freundschaften und ihrer gelegentlich ein wenig umständlichen Feierlichkeit, sie etwas hinwegnahmen, was ihr ganzes späteres Leben überstrahlt. In der Erinnerung ihnen auch dann noch liebenswert erscheint, wenn sie über das eine und andere, über die Dinge mitunter und mitunter auch über die Menschen längst zu lächeln lernten.

Dem Ausländer dünkt, was unsere Farbenstudenten treiben, ein närrisches Possenspiel. Und auch unter uns wächst, ich sagte es schon, vielleicht die Zahl der Anspruchsvollen, Überempfindlichen, die (obschon die Auswüchse auf diesem Gebiete bereits seit geraumer Frist beschnitten wurden und worin heute gefehlt wird, nach einer anderen Richtung, der des überhandnehmenden Luxus, liegt) die Nase rümpfen über den „Rauf- und Saufkomment", der vor der Vernunft nicht zu bestehen vermöge. Mir sind die Leute immer greulich gewesen, die durch ein ganzes Leben als die verkörperte Vernunft einherzustolzieren wünschen. Eine

Jugend vollends, die der holden, unbekümmerten Torheit kein Daseinsrecht mehr gewährte, müßte einen dauern. Die Temperamente wie die Anlagen sind nicht gleichartig über die Menschen ausgeteilt, und niemals wird eines sich für alle schicken. Immer aber wird es deutsche Jünglinge geben, die den heißen Drang ihrer jungen Jahre, den Überschuß an Daseinsfreude inmitten der überkommenen Symbole deutschen Studententums werden ausleben wollen. Und so, als über eine Tatsache deutschen Lebens, soll zu ihrer Hundertjahrfeier von der deutschen Burschenschaft hier geredet werden.

* * *

In Wirklichkeit wäre an diesem Erinnerungstage auch gar nicht vorüberzugehen. Die Geschichte der deutschen Burschenschaft ist zu nicht unwesentlichen Teilen auch die Geschichte des leidvollen Ringens um die deutsche Einheit, und die Tragik dieser Kämpfe ist zugleich die Lebenstragödie von Hunderten deutscher Burschenschafter. Um die Anfänge wehen die herben Zauber der Befreiungskriege. Die jungen Leute, die, da der König endlich rief, in einer Stimmung nicht unähnlich der von heute, aufgebrochen waren, sind aus dem Feldlager zurückgekehrt in die Hörsäle, in die Enge der kleinstädtischen und kleinstaatlichen Universitäten. Ein wenig überheblich, vielleicht auch ein wenig rauh, die Brust noch angefüllt von allerlei Sturm und Drang, dem das erreichte „Kriegsziel“, von dem sie vorher doch recht ausgiebig hatten reden und schwärmen dürfen, nicht volle Befriedigung gab; aber doch erheblich ernster als sie ausgezogen waren. Draußen war ihnen der Gott, der unserer Feinde Trotz zerblitzet, in Flammen aufgegangen; zum erstenmal hatte es sie wie ein Hauch frohen Erlebens gestreift, daß, soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, von Rechts wegen des Deutschen Vaterland ist. Nun umfing sie wieder der Jammer der dreiunddreißig Vaterländer und auf den Universitäten der Pennalismus und die Wüstheit der in Kleinkram erstarrten Landsmannschaften, die just aus der ängstlichen Bewahrung des Sonderwesens Nahrung sich und Nachwuchs zogen. Sie waren zu alt geworden für dieses Treiben. Nicht umsonst hatte Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation gemahnt: „Die Jugend soll nicht lachen und scherzen, sie soll ernsthaft und erhaben sein.“ Nicht vergeblich auch der Turnvater Jahn gegen die Kleinstaaterei gewettert, in der die Seele des Volkes verkümmere. „Das Vaterland muß Hochgefühle wecken, ein Heiligtum sein und Heldentum werden. Erbärmlichkeit ist das Grab alles Großen und Guten.“ Was sie im Kriege erfahren hatten, gedachten sie im Frieden zu bewahren. Schon 1811 hatte man in Berlin in den Kreisen, die um Fichte sich scharten, eine Burschenschaft oder „Deutschjüngerschaft“ gründen wollen. Das war in jenen erregten Tagen nicht gelungen. Nun, da der Landesfeind vom deutschen Boden vertrieben war, sollte es vollendet werden, die Macht und Herrlichkeit des Vaterlandes hinfort in einem einzigen großen Jugendbund sich verkörpern, der alle landsmannschaftlichen Sonderbünde vernichtete. Diesmal war Jena der Sitz der studentischen Reformbewegung, die dabei doch mehr war als eine nur studentische Bewegung. Nachdem man etwa ein Jahr lang über die neuen Formen beraten hatte, zogen am 12. Januar 1815 zwei Jenenser Landsmannschaften mit ihren Fahnen und einem Schwarm von „Wilden“ feierlich vom Marktplatz über die Saalebrücke zum Gasthof „Zur Tanne“. Dort hielt der Theologe Horn, der später als Lehrer Fritz Reuters bekannt geworden ist, eine Ansprache, die Fahnen der Landsmannschaften senkten sich zum Zeichen, daß sie aufgehört hatten, zu existieren: die Jenaische Burschenschaft mit einem Bestande von 143 Mitgliedern war begründet. Ein Jahr später gab es in Jena überhaupt keine andere Verbindung mehr. Freilich, ganz so schnell und so vollständig, wie die Stifter der Burschenschaft in ihrem idealistischen Drang sich das gedacht hatten, vollzog dieser Auflösungsprozeß, das Aufgehen aller alten Bünde in einen neuen, sich nicht. Zumal die preußischen Universitäten hielten sich, die junge Berliner Hochschule ausgenommen, zurück. Immerhin breitete die Burschenschaft, die die alten Farben des Lützowschen Freikorps schwarz-rot-gold als Banner angenommen hatte, sich rüstig aus. Als die Jenenser auf den 18. des „Siegesmondes“ 1817

zu einem Verbrüderungsfest nach der Wartburg luden, folgten an die 500 Burschen ihrem Ruf. Von diesem Fest hat einer, der später ganz andere Wege gegangen ist, Heinrich Leo, bekannt: es sei den meisten eine Erinnerung fürs Leben geblieben, strahlend wie ein Maientag der Jugend. Dennoch ward die Wartburgfeier, die sie auf stolzer Höhe zeigte — vom Landesherrn bewirtet, von den Professoren gefeiert und andächtig bestaunt von der gesamtdeutschen Presse —, der Urburschenschaft zum Anfang vom Ende. Zum erstenmal war hier der Radikalismus, der unter den Altdeutschen Jahns aufgekommen war, in dem Feuergericht durchgebrochen, das am Abend des 18. Oktober auf dem Wartenberge an den Schriften der „Kamptz- und Schmalzgesellen“ und „allen anderen schreibenden, schreienden und schweigenden Feinden der löblichen Turnkunst“ abgehalten wurde. In Berlin, noch mehr in Wien gerieten alle Perücken in Schrecken und Entrüstung, und nur Karl August, der brausenden Jugendübermut an sich selber genugsam erfahren, blieb ruhig und mahnte: „Die gegenwärtige Aufregung ist allgemein, sie ist eine natürliche Folge der Ereignisse; Vertrauen und Mut können sie ersticken, Argwohn und gewaltsame Maßregeln würden Deutschland verwirren.“ So konnten die Burschenschaften der einzelnen Hochschulen sich noch im Herbst 1818 zu einem Gesamtverbande, der „Allgemeinen Deutschen Burschenschaft“ zusammenschließen und sich eine Verfassung geben, gegründet, wie es in dem ersten Paragraphen hieß, „auf das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Volks“. Dann brach unter dem Eindruck der Ermordung August Kotzebues durch Ludwig Sand, der auf dem Wartburgfest einen wirren Phrasendrusch „gegen die Römer, Möncherei und Soldaterei“ hatte verbreiten lassen und das sinnlose Attentat des Apothekers Löning auf den Nassauer Präsidenten von Ibell, das Verhängnis herein. In Karlsbad ward unter Metternichs Vorsitz und auf sein Betreiben der Vernichtungskampf gegen die „unter dem Namen ‚die Deutsche Burschenschaft‘ bekannten Vereine“ beschlossen, und zwei Monate später schon löste in demselben Jena, das ihre Gründung gesehen hatte, die deutsche Burschenschaft sich auf. Der Schleswiger Karl Binzer aber sang ihr das Sterbelied: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus und drin auf Gott vertrauet.“ Das Heroenalter der deutschen Burschenschaft war zu Ende.

Der hinreißende Schwung und — vielleicht darf man trotz mancher Auswüchse, an denen doch mehr die Jugendlichkeit dieses ganzen Zeitalters die Schuld trug, sagen — der stolze Adel der Anfänge ist von der deutschen Burschenschaft nicht wieder erreicht worden. Die Demagogenverfolgungen lasteten schwer auf ihr; innere Wirren kamen hinzu und schienen zeitweilig ganz das einigende Band zu zerreißen. Wohl erwies hernach das Jahr 1848 und das Frankfurter Parlament, zeigte später auch die Geschichte des National-Vereins, wie tief das Einheitssehnen, in dessen Zeichen man einst sich auf der Universität zusammengefunden, in den Seelen der alten Burschenschafter Wurzel geschlagen hatte. Aber über die Aktivitas war doch etwas wie ein Zustand der Erschlaffung gekommen, aus der selbst die Einheitsfeldzüge sie nicht gleich aufzuwecken vermochten. Vorübergehend hatte man fast den Eindruck, als ob Ziel und Streben der Burschenschaft sich nur noch in der Bekämpfung der Korps erschöpfe, die inzwischen an die Stelle der alten Landsmannschaften getreten waren. Erst allmählich gelang es, die Burschenschaften mit einem neuen Geist zu erfüllen, ihnen einen den veränderten Zeitläuften angepaßten Inhalt zu geben. Über diese Dinge berichtet der getreue Verwalter des Burschenschaftlichen Schrifttums, der Reichstagsabgeordnete Hugo Böttger, in einem kleinen Schriftchen, das er dieser Tage bei Otto Salle in Berlin hat erscheinen lassen (Die Deutsche Burschenschaft von 1815 bis 1915). Wie die Burschenschaft, von der Treitschke sagt, ihr politisches Programm sei in Arndts Vaterlandslied beschlossen gewesen, begonnen hat, wieder mit Bewußtsein die Bande zu pflegen, die uns mit dem österreichischen Deutschtum verknüpfen; wie sie Arbeiterkurse eingerichtet hat, um der Zerklüftung unseres Volkes zu wehren und die gebildeten Schichten den Handarbeitenden zu nähern; wie sie mit Tatkraft und schönem Erfolg die Auswüchse des Duellwesens bekämpft und an der Reform des



studentischen Wohnungswesens, der Trinksitten und, um einmal das Modewort zu gebrauchen, an der körperlichen „Ertüchtigung“ unserer Jugend handanlegend mitwirkt. So steht im hundertsten Jahre ihres Bestehens die Burschenschaft mitten im Strome der Zeit, an deren bewegende Kräfte sie Anschluß gesucht und gefunden hat. Nun ist sie freilich in allen diesen Dingen nicht mehr allein. Auch andere studentische Bünde — und daß dem so ist, ist ein Segen und eine Freude — streben längst in der gleichen Richtung. Eines indes hat sie vor ihnen voraus: sie hat an einem Zeitpunkt unserer Geschichte, da der Gedanke an die deutsche Einheit schon eine Kühnheit schien, ihn nicht nur energisch zu denken gewagt, sie hat ihn sogar auf dem studentischen Feld und mit den Mitteln, die jungen Leuten zu Gebote stehen, zu verwirklichen versucht. Die deutsche Burschenschaft zuerst zeigte der erstaunten Kleinwelt von damals das Gebilde einer über die Binnenschlagbäume hinausreichenden allgemein deutschen Korporation. Schon um deswillen darf auch, wer selber nicht Farbenstudent war, an diesem Gedenktage sie grüßen. Unter den Vorläufern der deutschen Einheit wird der Burschenschaft immer ein Ehrenplatz gebühren. Dr. Richard Bahr



Das sogenannte Trentino

Man hört jetzt überall vom „Trentino“ reden. Aber dieser Ausdruck „Trentino“, der seine Einbürgerung wohl nur der Bequemlichkeit verdankt, ist, wie im „Berl. Lokalanz.“ mit Recht betont wird, geeignet, die Vorstellung hervorzurufen, als habe das Südende Tirols jemals geographisch und staatlich zu Italien gehört. Tatsächlich ist die Grafschaft „Trient“ ursprünglich ein Teil des Herzogtums Kärnten gewesen. Der deutsche Kaiser Konrad II. verlieh sie am 31. Mai 1027 an Udalrich, Bischof von Trient. Von diesem Tage an war das Bistum Trient ein selbständiges Gebiet des Deutschen Reiches. Der Bischof war Reichsfürst. Später wuchsen, namentlich in Südtirol, die ursprünglich von den Bischöfen belehnten Grafen und Herren zu immer größerer Macht empor, so daß allmählich das Verhältnis sich umkehrte, bis die Grafschaft Tirol alle übrigen Gebiete des nunmehr so benannten Landes an sich zog. Die Vereinigung der Grafschaft Tirol mit den österreichischen Erblanden begann 1363 mit Rudolf IV. und fand im 17. Jahrhundert ihre endgültige Ausprägung. Durch die Napoleonischen Kriege geriet Tirol bekanntlich unter eine Fremdherrschaft, und damals wurde allerdings Trient auf wenige Jahre dem neugebildeten italienischen Königreiche einverleibt, das aber dem Umfange keineswegs nach dem heutigen Italien entsprach. Trient blieb noch bis 1803 dem Namen nach Reichsgebiet, kam dann auch offiziell an Österreich und ist seit dem Napoleonischen Zwischenspiel 1805—1814 tirolisch und österreichisch geblieben. Die Bevölkerung spricht zwar vorwiegend Italienisch, es fehlt aber keineswegs an deutschen Sprachinseln, die sich mit bemerkenswerter Zähigkeit gegen die Verwelschung gewehrt haben. So trifft man noch im Fersental, dicht an der Grenze des Königreichs, mitten im welschen Gebiet, die deutschen Gemeinden Eichberg, Gereut, Mitterberg, Sankt Felix u. a. m. Ja im Königreich Italien selbst gab es wenigstens noch vor kurzem die merkwürdigen „zimbrischen Gemeinden“, die eine sehr alte deutsche Mundart sprachen. Die Stadt Trient, das Tridentum der Römer, hat unzweifelhaft den Charakter einer südlichen Stadt. Aber die Trienter in Stadt und Land sind im allgemeinen viel bessere Österreicher, als man annehmen würde, wollte man die Phrasen einzelner überspannter Köpfe als vollgewichtige Dokumente betrachten. Die Sprachgemeinschaft mit Italien schließt eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Habsburger Monarchie ebensowenig aus wie den landsmannschaftlichen Stolz, mit dem sich diese Südleute ausdrücklich als „Tiroler“ zu bezeichnen pflegen. Übrigens war Trient auch in sprachlicher Hinsicht nicht immer



so italienisch wie heutzutage. Denn früher mußten von den 18 Domherren des Hochstifts 12 der deutschen Nationalität angehören. Das älteste Stadt- und Landrecht (aus dem 13. Jahrhundert) ist noch in deutscher Sprache verfaßt. Der bedeutendste Ort Welschtirols neben Trient ist Rovereto (Rovereit), das die Bischofsstadt an landschaftlicher Schönheit bedeutend übertrifft. Die Hänge von Isera erzeugen den besten Wein des welschen Tirols, und in Sacco werden die gepriesensten Virginia-Zigarren verfertigt. Von Calliano, das durch einen Sieg tirolischer Bauernkraft über den Löwen von Sankt Marco berühmt geworden ist, zieht sich das Etschtal als „Lägertal" bis zur Veroneser Klause. Dies Gebiet wurde 1516 mit Tirol vereinigt. Endlich kommt Ala, die „Samtstadt"; wir stehen an der Klause, wo 1155 unter Otto von Wittelsbach das Heer des Rotbarts gegen die verräterischen Veroneser kämpfte.

Das Schönste ist nun aber, daß die italienische Bevölkerung im „Trentino", ebenso wie in Triest und dem Küstenlande, gar nicht „erlöst" werden will, daß sie im Gegenteil gegen ihre „Erlösung" durch die angeblich so tief um sie „trauernde Mutter Italia" schärfsten Einspruch erhebt. Wäre der König, schreibt Oswald von Romstedt (Wien) im „Tag", nicht mit Herrn d'Annunzio (richtig: Rapagnetta = Rübchen, oder noch richtiger: Rappaport mit Stammbaum aus Russisch-Polen?) wesensverwandt, so hätte er wissen müssen, daß nirgends das, was im Blätterwalde Volksstimme heißt, so trügerisch ist wie in Italien. Denn in Wirklichkeit wird in Italien die Piazza nicht vom Volke beherrscht, sondern von kleinen Advokaten, die große Politiker werden wollen, von zweifelhaften Journalisten, von Bildungsproletariern und anderen verkrachten Existenzen. Die sind in Italien die Kriegshetzer, die sich als Erlöser gebärden. Und sie sind in den angrenzenden Gebieten Österreichs auch die einzigen, die eine Erlösung wünschen. Daß sie sich dann aber im Ernstfalle immer zurückziehen, das ist eine Erfahrung, die jetzt in Österreich gemacht wird. Das kleine Häuflein österreichischer Irredentisten hat sich plötzlich verflüchtigt. Und nun kommt das Volk zum Bewußtsein der Gefahr, die einige Exaltados ihm bereiteten. Zahlreiche Abordnungen aus dem „Trentino" und aus Triest und dem Küstenlande sind (schon während der Verhandlungen über die für die Neutralität Italiens zu gewährenden Kompensationen) in Triest, Innsbruck und in Wien erschienen, um gegen ihre Befreiung Einspruch zu erheben. In beweglichen Worten haben diese alle Schichten der Bevölkerung vertretenden Deputationen erklärt, daß sie Österreicher bleiben wollen, und daß sie auch gegen eine friedliche Abtrennung der von ihnen bewohnten Gebiete protestieren. Sie verwiesen darauf, daß nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Interessen der Bevölkerung durch eine Änderung der Staatszugehörigkeit schwer geschädigt werden. Freilich: was bekümmert sich ein berufsmäßiger Irredentist darum, daß die Verschiebung der Zollgrenzen den wirtschaftlichen Untergang der Besitzer von Weingütern bewirken würde, und daß ein italienisches Triest dem gleichen maritimen Verfalle ausgeliefert wäre, dem Venedig entgegengeht? Das Volk im italienischen Südtirol und in Triest ist aber erwacht und hat mit einem Ruck die auswärtigen Verführer abgeschüttelt.

Italienische Treue

„Wie Italien zum Verräter ward", sucht ein „Kenner und Freund Italiens" in der „Frankf. Ztg." aus der eigenartigen Gemütsverfassung und den ihr gleichwertigen Überlieferungen des Italienertums zu erklären:

Was erhofft Italien von einem Siege an der Seite unserer Gegner? Triest und das Trentino? Gewiß, auch diese Gebiete, obwohl sich die Maßgebenden, die nicht von sentimentalen Schlagworten Abhängigen, längst darüber klar sind, daß Triest vom Felsenwall des Karst umschränkt, abgetrennt von seinem Hinterland, jeden Wert für Italien verlieren müßte, zur

Verödung bestimmt wäre und die ohnehin geringe Handelsbewegung von Venedig durch seine Konkurrenz herabdrücken würde, daß ferner das Trentino einen Gebietszuwachs von nur recht geringem Wert darstellt. Lediglich die Phrase von den „unerlösten Brüdern" gibt dem Streben nach diesen Territorien einen Gehalt, und zuletzt müßte man einsehen, daß die Trentini und Triestini durchaus nicht vermittels einer Annexion erlöst sein möchten, sondern daß deren Wünsche auf eine stärkere Berücksichtigung ihrer Eigenart und ihrer Sprache, auf eine gewisse Autonomie innerhalb Österreichs gerichtet sind. Daß Österreich seine Italiener stets klug und gerecht behandelt habe, wird man nicht behaupten dürfen, aber es gibt jetzt andere Sorgen als die Kritik an Irrtümern der Vergangenheit. In Wahrheit erhofft Italien sehr viel weitgehendere Vorteile, und auch hier ist die angeblich verletzte nationale Empfindung nur das Mäntelchen zur Verhüllung von Machtgelüsten. Der leidenschaftliche Wunsch, selten geäußert und doch in allen Gemütern lebendig, bezieht sich auf den Erwerb der österreichischen und ungarischen Küstengebiete an der Adria, deren Verlust die Doppelmonarchie aus der Reihe der lebensfähigen Mächte tilgen würde, und er bezieht sich auf den Besitz des weitaus größeren Teiles von Tirol mit Bozen und Brixen bis zum Brennerpaß.

Auf allen Lippen schwebt die Frage, wie es geschehen konnte, daß ein vor 31 Jahren geschlossenes, vor kurzem nach Italiens Bedürfnissen und Wünschen abgerundetes und erneuertes Bündnis zunächst durch die Neutralitätserklärung außer Wirkung gesetzt, dann in sein Gegenteil verkehrt werden konnte derart, daß an die Stelle des verbrieften Vertrages offene Feindschaft tritt.

Italien, gleich der Helena Goethes „gepriesen viel und viel gescholten", wurde tausendfach in verkehrter Art gelobt, in verkehrter Art getadelt, immer ist es in bezug auf sein Volkstum, auf dessen Denken und Empfinden den Nachbarländern fremd und unverständlich geblieben. Umgekehrt wissen die Italiener von der Empfindungsgewalt der Deutschen so gut wie nichts, auf hunderttausend kommt kaum einer, der hierin eine Ausnahme bildet. Die oberflächlichsten Urteile sind auf beiden Seiten im Schwange gewesen. Vom Kern deutscher Art, von deren innerer Tüchtigkeit, von dem wackeren Pflichtgefühl, das eine Sache um der Sache willen, ohne Rücksicht auf die eigene Person, auf Ehre und Nutzen betreibt, von dem Streben nach Gerechtigkeit haben wenige Italiener eine Vorstellung, wogegen ihr Sinn an äußeren Dingen haftet, ihr Urteil durch die ästhetisch unerfreuliche Erscheinung vieler Touristen, durch manche laute Manieren und nicht zuletzt durch den Hohn gewisser deutscher Witzblätter beeinflußt ist. Selbst Italiener, die jahrelang in Deutschland gelebt haben, bekennen, daß *deutsches Wesen* ihnen achtbar erscheint, aber innerlich fremd geblieben ist. Im Grunde existiert für den Italiener nur Italien; die sonstige Welt bildet eine gewisse notwendige, aber im Grunde unsympathische Zugabe. Aus dieser Empfindung nährt sich ein glühender Patriotismus, der aber voll Einseitigkeit, voll einer gewissen Beschränktheit ist, da man Einheimisches vorweg mit einem anderen Maßstabe mißt als Fremdes. Für die Engländer bestand stets Neigung, den stammverwandten Franzosen brachte man starke Sympathie, aber sehr geringe Achtung entgegen. Doch hat die geschickte Beeinflussung der Presse und der Gesellschaft von diplomatischer Seite seit Jahren eine bedeutende Wirkung im Sinne der Franzosenfreundlichkeit geübt, und jene systematischen Beziehungen tragen jetzt ihre Früchte auf dem Gebiet der Politik. Selbst die aus Frankreich vertriebenen, massenhaft nach Italien übergesiedelten Kongregationen trieben eine sehr starke französische Propaganda und leisteten der ihnen feindlichen Republik im nationalen Sinne bedeutende Dienste. In derselben Richtung wirkten staatlich subventionierte wissenschaftliche Institute und selbst Wohltätigkeitsgesellschaften. Von deutscher Seite verließ man sich auf innere Wirkungen und geschriebene Verträge; man hat die Kleinigkeiten, den Wert der *Imponderabilien* nicht richtig eingeschätzt.

Man kann Deutsche oder man konnte Deutsche achten, aber Neigung hegte man für sie nur in ganz vereinzelten Fällen, etwa dann, wenn sie ihr Leben italienischen Interessen zu-

gewandt hatten. Dankbarkeit in dieser Hinsicht ist ein schöner Zug italienischen Wesens, aber das Gesamtbild der Beziehungen von Volk zu Volk bleibt dadurch unberührt. Der Deutsche war und ist dem Italiener ein Pedant oder ein auf den Gewinn bedachter Kaufmann oder ein unerträglich disziplinierter und korrekter Soldat und Beamter. Die Söhne des bel paese sind scharfe Beobachter für alles Äußerliche und für alles ihrem Verständnis Zugängliche, aber gerade das Beste und Innerlichste unseres Daseins bleibt ihrer Auffassung wie ihrem Empfinden fremd und verschlossen.

In der Gelehrtenwelt, die medizinische Wissenschaft etwa ausgenommen, ist seit ungefähr einem Jahrzehnt, besonders aber seit dem tripolitanischen Kriege, ein ungesunder Nationalismus groß geworden, der nur italienisches Verdienst kennen wollte, der höchst widerwillig Leistungen der Ausländer, zumal der Deutschen, anerkannte, wenn es denn durchaus nicht anders ging. Hierbei macht die Parteistellung keinen Unterschied, in diesem einen Punkte waren sozialistisch gerichtete jüngere Gelehrte und konservativ empfindende ältere durchaus eines Sinnes. Im Heer, in der Marine bestanden unter den Offizieren gewisse Sympathien für Deutschland, die auf der Anerkennung der militärischen und seemännischen Tüchtigkeit beruhten; dem aufmerksamen Beobachter erwiesen sie sich indes politisch paralysiert durch die Abneigung dieser Kreise gegen Österreich. Nicht selten hörte man Marineoffiziere erklären, es gäbe ihnen einen Stich ins Herz, wenn sie auf einem Kriegsschiff der Doppelmonarchie, das Seite an Seite mit dem ihren lag, italienische Kommandorufe hörten. Sie hielten die Schiffe eigentlich für die ihren, da Mannschaft und Offiziere italienisch sprachen, wie denn die allgemeine Auffassung überhaupt dazu neigt, alles, was italienisch redet, als Italien gehörig zu beanspruchen.

Seit Jahren hat einen großen Teil der Borghesia und der Aristokraten ein Nationalismus durchaus überhitzter Art erfaßt. Der „Corriere della Sera", das Leibblatt dieser Kreise, mit 2 bis 300 000 Exemplaren Absatz in normalen, mit 5 bis 600 000 in erregten Zeiten, hat seit dem Ausbruch der europäischen Krise die Maske der Mäßigung abgelegt, hat alles getan, um Deutschland als Friedensbrecher darzustellen, die Nachrichten von belgischen, französischen, russischen Siegen zu verbreiten und gegen die beiden Kaiserreiche zu hetzen mit dem Zweck, die Leidenschaften aufzupeitschen, Italien in den Krieg für Frankreich gegen Österreich hineinzutreiben. Es wäre falsch, bei diesem Blatt (von anderen Organen sprechen wir hier nicht) an den Einfluß französischen Geldes zu glauben. Der Komplex der Unternehmungen des „Corriere", die mit ihm stehen und fallen, ist ein zu großartiger, als daß die Zeitung selbst durch beträchtliche Summen bestochen werden könnte. [Dies scheint uns eine sehr optimistische Meinung des Verfassers, die auch durch die folgende Begründung nicht überzeugen kann. Die italienischen Unternehmungen vom Schlage des „Corriere" vereinigen eben das Angenehme mit dem Nützlichen, indem sie sie — mit beiden Händen nehmen. Überdies ist es eine bekannte Tatsache, daß sie von englischem und französischem Gelde gespeist werden, soweit sie nicht in festen Händen englischer oder französischer Gesellschaften sind. D. T.] Vielmehr geht die Geschäftspolitik dieses Organs dahin, sich der allgemeinen Empfindung klug anzupassen, die Unterströmungen geschickt aufzuspüren und die Stimmung des nächsten Tages vorauszuahnen. Der Leiter des „Corriere" war bis 1911 überhaupt Gegner des tripolitanischen Unternehmens. Als sich das Publikum dafür erwärmte, wurde er dessen entschiedenster Anhänger, und nirgends gab es so großes Kriegsgeschrei, wie in den Spalten dieses Blattes, in dem auch Herr D'Annunzio gegen hohes Honorar seine schwülstigen Oden veröffentlichte, vermittels deren er den Chauvinismus durch Erinnerungen an die Vergangenheit anzustacheln versuchte, und die zwar von jedermann gebührend bewundert, aber trotz des gleich mitveröffentlichten Kommentars von niemandem verstanden wurden.

Es bleibt die Haltung der Sozialdemokratie, der Geistlichkeit und der Monarchie zu erwähnen. Die Sozialisten wollten keinen Krieg, der die Arbeitsgelegenheit vermindert,

die maßlos gestiegenen Lasten, die Preise der notwendigsten Lebensmittel weiter erhöht. Vor allem aber wollten sie keinen Krieg zugunsten Österreichs, und da, wo ehrlicher Pazifismus herrschte, täuschte man sich ebenso wie vor drei Jahren über die Leidenschaftlichkeit nationalen und nationalistischen Empfindens. Die italienische Sozialdemokratie hegt überdies tiefe Sympathie für Frankreich, in dem der Sieg sozialistischer Ideen ihr eher möglich erscheint als in den monarchischen Ländern, und das sich ihr in Stunden der Krisis nicht mehr als Tummelplatz des rücksichtslosesten kapitalistischen Egoismus, sondern lediglich als die Heimat der Gedanken von 1789 darstellt. Der sozialistische Deputierte, Professor Labriola, hatte, sagen wir, die Kühnheit, als erster in einem der großen Blätter das Verlangen auszusprechen: Österreich habe gutwillig als Belohnung für Italiens Neutralität Triest und das Trentino abzutreten.

Der niedere Klerus ist national gesinnt und Österreich ist ihm der traditionelle Feind, obwohl es so gut katholisch, der Kirche, dem Papsttum so wohlgesinnt ist. Was Deutschland anbelangt, so empfand, wie jetzt gesagt werden kann, trotz allen Austausches von Höflichkeiten der aus jenen Kreisen hervorgegangene verstorbene Papst gegen die deutschen Ketzer eine Art naiver Abneigung. Ein der Öffentlichkeit nicht bekannter Vorgang möge dies bezeugen. Es war in der Zeit der Konferenz von Algeciras, bei der der verstorbene Emilio Visconti-Venosta Italiens Hauptvertreter war. Seine Antipathie wider Deutschland war und ist jedem bekannt; er hat die Abwendung vom Dreibund, an dessen Entstehen er einst selbst beteiligt war, ausdrücklich gutgeheißen und gepriesen. Man wußte damals noch nicht, daß er in Algeciras als Gegenlohn seiner Haltung von den beiden Westmächten die Genehmigung zur Fortnahme von Tripolis einhandeln werde, aber man ahnte Ähnliches und kannte sein Wirken gegen Deutschland. In jenen Tagen hatte die Marchesa A., eine Großnichte Cavours, die zugleich sehr fromme und patriotische Schwägerin Visconti-Venostas, bei Pius X. eine Audienz. Als diese sich dem Abschluß näherte, sagte der Papst: „Meine Tochter, ich ersuche Sie, Ihrem Schwager meinen Gruß und meinen besonderen Segen für seine gegenwärtige Wirksamkeit zu übermitteln.“ Der greise, von allen Ämtern zurückgezogene Diplomat stand sonst außerhalb aller direkten Beziehungen zum Oberhaupt der Kirche.

Der König hat den Krieg zweifellos nicht gewollt, sondern ist in ihn hineingetrieben worden. Es liegt kein innerer und, soweit wir wissen, kein äußerer Grund vor, an dem Wunsche Viktor Emanuels III. zu zweifeln, das gegebene Wort zu erfüllen. Seine Gattin steht stark unter russischem Einfluß, und ihre Empfindungen sind zweifellos gegen Deutsche wenig freundlicher Art. Sie ist in Rußland erzogen, oder vielmehr man hat dort ihrer Erziehung den letzten gesellschaftlichen Schliff gegeben, und der Zar hat ihr eine Mitgift geben wollen, deren Annahme sich Umberto höflich verbat, worauf sie in das Hochzeitsgeschenk eines Brillantschmuckes im Werte von fünf Millionen Lire umgewandelt wurde. Bei der Besichtigung einer Sammlung historischer Porträts war Königin Elena teilnahmslos für alles Italienische, Französische, Spanische, Österreichische, aber sie lebte auf, als sie die Bildnisse des 18. Jahrhunderts bemerkte, die Mitglieder des russischen Kaiserhauses darstellten. Der Besuch des Zaren in dem abgelegenen Königsschloß Racconigi war zum Teil ihr Werk, jedenfalls bediente sich Giolitti dazu ihrer Einflüsse, und die Abneigung der Montenegrinerin gegen Österreich, dem ihr Vater, der König von 300 000 Leuten, den Krieg erklärt hat, ist menschlich begreiflich. Der Ministerpräsident Salandra war sofort, der Marchese di San Giuliano nach kurzem schamhaften Zögern bereit, die Verträge, die San Giuliano erneuert hat, dahin auszulegen, daß der Bündnisfall nicht gegeben sei. Man erklärte sich für beleidigt, weil Österreich den Text der Note an Serbien nicht zuvor in Rom mitgeteilt habe. Da Italien bei einem so folgenschweren Schritt nicht befragt worden sei, brauche es auch für Österreich sich nicht einzusetzen. Was Deutschland anbelangt, so habe dieses an Frankreich den Krieg erklärt, deshalb sei der Dritte im Bunde frei von der Pflicht gewesen, gegen die Republik das Schwert zu ziehen. Italiener besitzen eine besonders entwickelte Fähigkeit, die Dinge so zu wenden, daß sie sich ins scheinbare Recht



versetzen und sich über erlittenes Unrecht beklagen, aber mit aller dialektischen Kunst wird man keinen Kenner der Verhältnisse darüber zu täuschen vermögen, daß, wie immer der Verlauf der Ereignisse gewesen wäre, das Volk sich niemals zu einer Erfüllung der Verträge zugunsten Österreichs hätte fortreißen lassen. Nachdem der Boden durch die „bewaffnete Neutralität“ bereitet war, wirkte die englische Pression, die nationalistische Bewegung und die Spekulation, auf Kosten Österreichs Beute zu machen, so mächtig, daß der verhängnisvolle Entschluß gefaßt wurde, vor dem wir jetzt stehen. Man fürchtete Englands Zorn wegen der langgestreckten Küsten und wegen des eben erworbenen, noch nicht völlig erkämpften Tripolis; man fürchtete ihn ebenso sehr wegen der Kohlenversorgung, weil zu der Beschäftigungslosigkeit von Hunderttausenden im Elend zurückgekehrter Emigranten der Stillstand der Fabriken weitere Hunderttausende dem Mangel preisgegeben hätte. So entschloß sich Italien zum Treubruch gegen die Verbündeten und gegen ein Bündnis, das dem Lande trotz aller Klagen doch große Vorteile gebracht hat, zu einem Verrat, der zugleich ein solcher gegen das Andenken der letzten bedeutenden italienischen Staatsmänner ist. Die Pygmäen, der Verfasser des Verwaltungsrechtes Herr Salandra und Herr Sidney Sonnino, der fast ebenso sehr Engländer wie Italiener ist, verhöhnen den Schatten Francesco Crispis, der den Zweibund zum Dreibund erweitert und in ihm das Heil Italiens erblickt hat. Des verstorbenen San Giuliano innere Abneigung gegen deutsches Wesen könnten wir durch in der Intimität getane Äußerungen belegen, verschmähen es aber. Es war dies derselbe Staatsmann, der bei Zusammenkünften mit seinen Ministerkollegen von den Zentralmächten jeden Zweifel an der Bündnistreue ausschloß, während bald darauf die politischen Wirkungen seiner wahren Gesinnung an den Tag traten.

Der Monarch hat schwächlich unter dem Druck eines Zwanges gehandelt, und die Dynastie wird dies büßen müssen. Man weiß, daß er aus innerpolitischen Gründen Wert auf den Anschluß an die Kaisermächte gegen die Einflüsse des republikanischen Frankreichs legte. Nicht nur von den Wellen des launischen Kriegsglückes wird das Schifflein des savoyischen Königshauses umgetrieben, auch an den Klippen innerer Schwierigkeiten droht es zu zerschellen. Selbst in dem für Italien günstigsten Falle geht die Monarchie aufs äußerste geschwächt aus dieser Krisis hervor. Der Generalstreik in der ersten Junihälfte des vorigen Jahres bezeugte die gärende ökonomische Unzufriedenheit, die Reaktion nach der künstlich geschaffenen und künstlich aufgepeitschten tripolitanischen Kriegsbegeisterung; aber darüber hinaus bildete er geradezu eine Hauptprobe der sozialen Revolution und zeigte, welche Massen und welche Leidenschaften diese in Stadt und Land zu entfesseln vermag. Über die geringe Widerstandskraft der organisierten Gewalten konnte man sich, zumal in den ersten Tagen der Unruhen, keiner Täuschung hingeben; weite Gebiete waren der Macht der Aufständischen preisgegeben. Jetzt hat die nationalistische Agitation der Regierung auch die Zügel der auswärtigen Politik aus der Hand gerissen, die Monarchie erweist sich als ein Spielball von Interessen und Leidenschaften, die zu meistern ihre Pflicht gewesen wäre. Sie würde weniger schuldig als schwach erscheinen, bildete nicht die Schwäche der Verantwortlichen im politischen Leben die größte Schuld. Solange die sogenannten „leitenden“ Staatsmänner die Politik zu lenken vermeinten, suchten sie, woran man in Frankreich denken möge, zwei Eisen im Feuer zu haben. Die Sorge für das Trentino und für Triest sollte eine spätere sein, zunächst hoffte man, bei einer europäischen Verwicklung der westlichen Republik Tunis und, wenn möglich, einen Teil von Algier zu entreißen, um durch die Vereinigung dieser Gebiete mit Tripolis ein italienisch-nordafrikanisches Reich zu gründen. Die Römer sprachen höhnisch von „griechischer Treue“; ihre sehr späten Enkel bescheren der Welt das Beispiel der „fides italica“.

Die nationalistische Partei, auf deren innere Umtriebe, was jetzt geschieht, zurückzuführen ist, besteht als Organisation erst seit vier Jahren. Auf einem Kongreß im Florentiner Palazzo Vecchio wurde sie ins Leben gerufen. Das tripolitanische Unternehmen, wo-

durch, wie wir uns erinnern wollen, Italien die Lunte an das orientalische Pulverfaß legte, war von langer Hand geplant, aber seine politische Durchführung, die Aufnahme, die es im Lande fand, waren größtenteils das Werk der nationalistischen Partei. Ihr begabtester Mitbegründer, Scipione Sighele, ein Trientiner, ist, mit unter den Einflüssen erlebter Enttäuschungen, gestorben, nachdem die halbklerikalen, schutzzöllnerischen, reaktionären Elemente ihn aus der Leitung verdrängt hatten. An sich ist die Partei weder zahlreich, noch stehen bedeutende oder auch nur ansehnliche geistige Kräfte an ihrer Spitze. Der durchgefallene Dramatiker und mittelmäßige Romanschriftsteller sowie Zeitungskorrespondent Enrico Corradini uchte vergeblich ein Mandat zur Deputiertenkammer zu erringen.

Dies gelang in Rom seinem Genossen, dem jungen Journalisten Federzoni, der seinerzeit im „Giornale d'Italia" des Herrn Sonnino die Hetze gegen die den Gardasee besuchenden Deutschen veranstaltete. Intellektuelle oder politische Leistungen von Wert hat keiner von diesen Leuten aufzuweisen, keiner besitzt außerhalb der eigenen Anhänger eigentliche Autorität, aber sie verfügen über die Schlagworte, die das Publikum in Bewegung setzen, was bei der Masse der gern Erregten niemals schwer war, zumal wenn es wider Österreich ging. Bei den Demonstrationen spielten stets unreife Bürschchen, nicht etwa Studenten, sondern Gymnasiasten und Realschüler, eine Hauptrolle, doch die Herzen der Älteren, die äußerlich die Ausschreitungen mißbilligten, waren in Wirklichkeit stets bei der lärmenden grünen und grünsten Jugend. Zu tief wurzeln die systematisch gepflegten Erinnerungen der Vergangenheit, als daß gegen diese Unterströmungen viel auszurichten gewesen wäre, und das Wenige, was hätte geschehen können, ist leider unterlassen worden.

Gewiß gibt es Hunderttausende Besonnener, aber es liegt im italienischen Volkscharakter, daß niemand sich der Flutwelle übermächtiger Bewegungen offen entgegenzustellen wagt, selbst dann nicht, wenn eine solche Bewegung das Land ins Verhängnis zu reißen droht. Man will nicht als Verräter erscheinen, und es muß zugegeben werden, daß eine ihren Instinkten preisgegebene Volksmasse mit den zur Besonnenheit Mahnenden wahrscheinlich kurzes Spiel treiben würde. So trauern die Einsichtigen, aber eben, weil sie die Besonnenen sind, wagen sie nichts. Bis zu dem Wunsch, die Dreibundverträge ihrem Geiste nach erfüllt zu sehen, gingen auch sie nicht. Ihr Ideal war die Neutralität. Sprach man ihnen von Bündnispflichten, so hörte man die Antwort: Das Verlangen, solchen nachzukommen, bedeute einen napoleonischen Zwang. Im Norden mag man über solche Auffassung persönlich höchst ehrenwerter Leute staunen, man kennt eben die Psyche des südlichen Volkes nicht. Der Italiener besitzt bei einer Fülle trefflicher Eigenschaften wenig oder keine Objektivität; er kennt nur Vorteil und Nachteil, Freund oder Feind, gerechtes Abwägen aber liegt, wenn die eigenen Interessen in Frage kommen, außerhalb seines Empfindungsbereiches, außerhalb der seelischen Fähigkeiten des Volkstums. Diesem sind einige besondere Mängel eigen, ohne deren Kenntnis sich die politischen Vorgänge nicht verstehen lassen. Die Italiener haben als Individuum wie als Nation eine unbegrenzte Vorstellung von ihren Rechten und Ansprüchen, doch ein geringes Bewußtsein von Pflichten. Erinnerung an Pflichten reizt ihren Widerstand, erscheint ihnen als Gewaltsamkeit, und die des Dreibundes haben innerlich nie für sie bestanden, sondern lediglich die Rechte, die sie aus ihnen herleiten konnten. Etwas mehr psychologische Einsicht, eine weniger formalistische Auffassung hätte die Diplomatie längst zu klarerer Erkenntnis der Wirklichkeit bringen müssen....



Der Geist Tegetthoffs

In seiner von innerer Entrüstung bebenden Antwort an das verräterische Italien hat der alte österreichische Kaiser den Geist Tegetthoffs heraufbeschworen, und der kühne Vorstoß, den die österreichische Flotte gleich in der auf die Kriegserklärung folgenden Nacht gegen den italienischen Kriegshafen Ancona wagte, zeigt, daß dieser Geist in der Flotte unserer Bundesgenossen auch wirklich noch lebendig ist. Hoffentlich wird ihm, der heute in einem viel stärkeren Körper lebt, derselbe Kampferfolg beschieden sein, wie vor einem halben Jahrhundert, und wird es dem hartbedrängten Kaiserreiche dann gelingen, die Früchte seiner Siege einzuheimsen, die ihm damals durch eine Politik verloren gingen, die sicher die Notwendigkeit für sich hatte, aber doch gerade heute ihre Zweischneidigkeit beweist.

Ich glaube, uns Reichsdeutschen ist es kaum möglich, uns in die österreichische Empfindungswelt gegen Italien zu versetzen. Gewiß, es ist jetzt ein halbes Jahrhundert her, daß der Monarchie Venedig verloren ging, und was ein halbes Jahrhundert im Völkerleben vermag, zeigt die Tatsache, daß jetzt in engster Waffenbrüderschaft verbunden sind, die sich damals grimmig bekriegten, und daß beide heute gemeinsam gegen jenes Italien kämpfen müssen, das gar nicht möglich geworden wäre, wenn das siegreiche Preußen ihm nicht die schöne Provinz von Österreich abgelöst hätte. Aber Bismarck, der hart genug war, dieses Opfer von Österreich zu erzwingen, war auch klug genug zum eigenen Verzicht. Was berührte die Österreicher schließlich Schleswig-Holstein? Den Verlust Venedigs dagegen hat die ältere Generation niemals völlig verwunden. Und schließlich mußte man ja seither auch in steigendem Maße erleben, daß der Länderhunger Italiens nur um so gefräßiger wurde, je leichter man ihm die schönsten Brocken zur Sättigung verschafft hatte. Nun endlich wird das Volk, das sich durch Jahrhunderte ans Räubern und Betteln gewöhnt hatte, zeigen müssen, ob es auch einen mannhaften Kampf zu bestehen vermag. Denn den werden wir ihm aufzwingen, so listig es auf die bedrängteste Stunde seines Gegners gelauert hat.

Wer weiß, wie stark das innerste Volksempfinden von jenen Gefühlswerten genährt wird, um die sich die große Politik sehr oft nicht kümmern kann, bis sie einmal doch zur zwingenden Macht heranreifen, der wird auch im Ringen Österreichs mit Italien in der jetzigen Stunde mehr und Tieferes sehen, als den vom Zaun gebrochenen Krieg. Es gibt auch im Leben der Völker Machtfragen, die einmal lediglich durch die höhere Kraft und nicht mehr durch kluge Erwägung entschieden werden müssen. Daß der Krieg Preußen-Österreich vor fünfzig Jahren eine solche Schicksalsnotwendigkeit war, haben wir längst alle — die Österreicher mit eingeschlossen — eingesehen. Daß die Verbindung des Schicksals Italiens mit dem unsrigen, wie sie damals von einer gewiß klugen Politik geknüpft war, diesen Anspruch auf eine höhere Schicksalsordnung erheben konnte, vermochte selbst der nicht rückhaltlos zu behaupten, der den Staaten der Apenninenhalbinsel die nationale Einheit gönnte. Die Gabe war zu leicht, zu unverdient gewonnen worden.

So kann man es nur begreifen, wenn weiten Kreisen Österreichs, insbesondere seinem Heere, der bevorstehende Kampf im engsten Zusammenhang mit dem Ringen von 1866 erscheint, vielleicht wie der endgültige Austrag eines damals gewaltsam abgebrochenen Kampfes, und wir Reichsdeutsche werden gut daran tun, uns in das Verständnis dieser österreichischen Fühlweise tiefer hineinzuarbeiten. Ein ausgezeichnetes und dabei sehr unterhaltsames Mittel dazu bieten die Erinnerungen des österreichischen Linienschiffskapitäns Max von Rottauscher, die gemeinsam mit denen seines Bruders Friedrich, eines Kürassierrittmeisters, unter dem Titel „Als Venedig noch österreichisch war" von Paul Rohrer letztes Jahr herausgegeben worden sind. (Stuttgart, Robert Lutz. Geh. 6 M, geb. 7 M.)

Der Rittmeister berichtet in einigen wenigen Kapiteln über den Preußisch-Österreichischen Krieg. Der Hauptumfang des Buches gehört dem Schiffsoffizier, der ein ungemein anschau-

liches Bild des Daseins der österreichischen Flotte bis zum Jahre 1866 gibt, eines Daseins, aus dem die großartige Tat der Schlacht von Lissa als eine unbegreifliche Erscheinung herauswächst, nur erklärbar durch die hinreißende Gewalt des Genies Wilhelm von Tegetthoffs, dessen Persönlichkeit für den Verfasser dieses Buches den Glanz seines Lebens und den Höhepunkt seiner Erinnerungen ausmacht.

Das Buch, das zur Zeit seines Erscheinens vor einem Jahre eigentlich nur den Wert einer lebhaft fließenden Geschichtsquelle hatte, ist in dieser Stunde zu einem Mittel der lebendigen Anteilnahme auf diesem neuen Schauplatze des unsere Zeit umgestaltenden Weltringens geworden. Italien, das so sehr auf das Naturrecht des Nationalen pocht, vergißt, daß es bei seinen Ansprüchen auf Dalmatien ein ursprünglich und in seiner Grundlage noch heute slawisches Land verlangt. Der für fast alle Lande der österreichischen Monarchie charakteristische Nationalitätenhader bedeutete bis zur Stunde für Dalmatien ein Aufbäumen des alten slawischen Elementes gegen das Italienertum ihrer einstigen Unterdrücker. Österreich war hier Erbe eines Landes geworden, in dem seine eigenen Söhne sich dauernd als Fremde gefühlt haben; freilich sind sie bei ihrem Aufenthalt an der blauen Adria von der eigenartigen Schönheit dieser Welt so in Bann geschlagen, daß sie fürs Leben dieses Land nicht mehr vergessen können, in dem sie als Wachposten gestanden.

Ganz fremd dem österreichischen Volke muß die von Venedig ererbte Flotte gewesen sein. Matrosen wie Offiziere blieben hier zunächst Venezianer. Das Leben, das diese österreichische Flotte von 1809 bis ins Revolutionsjahr 1848 führte, war ein Nichtstun, das an das Erstorbene der dalmatinischen Lande erinnert. Der übelste Schlendrian war eingerissen, die Schiffe verkamen, zuweilen unterbrach ein Abenteuerzug das einödige Dasein. So ging es ungestört, bis die italienischen Provinzen Österreichs sich empörten und die Vereinigung mit Piemont erstrebten. Da schloß sich der weitaus größte Teil der österreichischen Marine dieser revolutionären Bewegung an. Die Monarchie, die zu Lande unter Radetzkis Führung so rasch siegte, konnte zur See nichts tun und mußte es mitansehen, wie die Flotte des kleinen Piemont die wenigen treugebliebenen Schiffe, die nun die österreichische Flotte bildeten, einige Wochen lang im Triester Hafen blockierte. Danach kam es sogar zu Kanonaden zwischen der venezianischen und der kaiserlichen Marinepartei. Erst die Eroberung Venedigs machte diesen tragikomischen Verhältnissen ein Ende und brachte für die Flotte insofern eine neue Zeit, als die deutsche Dienstsprache und der österreichische Militärdrill eingeführt wurden, der letztere mit all seinen üblen Begleiterscheinungen, unter denen das ewige Prügeln die schlimmste war.

Die Reformen reichten aber nicht aus, um die österreichische Flotte bereits 1859, als es zum neuen Krieg mit Italien kam, schlagfertig zu machen. Freilich hatte sich jetzt Frankreich mit Italien verbündet, und so war die Übermacht zur See so stark, daß die österreichische Flotte es überhaupt nicht wagte, hinter ihren Küstenbatterien hervorzukommen. War nun dieses Mal auch das österreichische Landheer geschlagen worden, so empfanden es doch die Offiziere der Marine noch als größere Schmach, daß sie nicht einmal hatten kämpfen dürfen. Und so wurde denn dieses Unglück zum Ansporn für eine erhöhte Tätigkeit. Im Jahre 1861 ist der Erzähler unserer Erinnerungen in die österreichische Marine eingetreten, und seine Schilderungen geben aus diesen Jahren ein ungemein lebendiges Bild, das uns so fremdartig anmutet, als läge es nicht ein halbes Jahrhundert, sondern lange, lange Zeiträume hinter uns, und hätte es zum Schauplatz nicht das uns so nahe Bundesland, sondern die weite orientalische Ferne.

Das Offizierkorps war aufs bunteste zusammengesetzt. Das kam vom Kriege her, wo man in der Not ziemlich alles annehmen mußte, was sich angeboten hatte. Die verzweifelte Finanzlage Österreichs ließ kaum eine Besserung zu. Gewöhnlich konnten die Gehälter zur rechten Zeit nicht ausgezahlt werden. Langsam wurden nun nach der Niederlage die zweifelhaften Elemente verdrängt und ein neues Offizierkorps herangebildet. „Dieses bestand aus Österreichern und Bundesdeutschen. Sie befehligten nunmehr die Seetruppen der einstigen

Republik Venedig. In strenger Zucht herangebildet, teils vom Herzen, teils mit etwas gezwungener Pose, waren sie die rauhen Seebären, wie sie auf alten verblichenen Photographien noch zu sehen sind, die Backenbärte bis zu den Goldepauletten hin ausgezogen. Ihr Element war die Führung der gewaltigen Fregatten, die sauber schwarz und weiß gestrichen, mit einem Prunk an Flaggen, mit einem Aufwand leuchtender Leinwand, Schwänen gleich, eine hinter der anderen über die Wasser rauschten. Unsympathisch war alles, was Maschine hieß, der Wind verläßlicher als der Dampf, der Ingenieur als ‚Schlossergeselle' verachtet. Nichts galt, als der persönliche Mut, und der Kampf Mann gegen Mann wurde von ihnen noch so sehr in den Kreis der Möglichkeit gezogen, daß auf das Kommando ‚Groß Klarschiff zum Gefecht' wie im 17. Jahrhundert die Enterdreggs, sechsarmige Spitzeisen, um das feindliche Schiff zu halten, von den Rahen hingen und die Mannschaft sich mit Beilen und glatten Pistolen bewaffnete. ... Die Mannschaft zerfiel in zwei Gruppen: Matrosen und Marineinfanterie. Die ersteren, an Sprache und Nation verschieden, teils Venezianer, teils Dalmatiner, waren doch durch jahrhundertelange Zusammengehörigkeit ein Volk geworden. Mit gleicher Verachtung, wie die Italiener, blickten die Slawen der Küste auf ihre armseligen Stammesbrüder herab, die im Innern auf ihren Felsen ein trauriges Dasein fristeten, ausgesperrt vom Meere und seinem Reichtum. Die Infanteristen andererseits, schon durch ihre Uniform als Landratten gekennzeichnet, hatten kein beneidenswertes Los. Ruthenen, seltener Polen, waren sie hilflos auf den schwanken Brettern, von Charakter Ulanen, die man zum Schiffsdienst befohlen hatte. ... Pola, unser Kriegshafen, war ein Dorf. Es lag in römische Ruinen eingebacken, überhöht und erdrückt von dem öden Koloß des Amphitheaters, in dessen Fensterhöhlen die Dohlen nisteten und dessen Banktrümmer wildes Gestrüpp überwucherte. Alles ringsum war Steingeröll, an Stelle des jetzigen Konstruktionsarsenals spiegelte sich eine kleine olivenbedeckte Insel in der trägen Flut des Hafens. ... Jeder Spaziergang war mit dem Fieber bedroht, das aus der Sumpfwildnis der vorgelagerten Brionischen Inseln herwehte. Wir hatten keine andere Verbindung mit dem Binnenland, als den Lloyddampfer, der zweimal wöchentlich von Triest kam. ... Jede Straßenbeleuchtung fehlte. Der Schmutz lag so hoch, daß man nicht anders, denn in hohen Stiefeln gehen konnte. Alles wurde mangels Kanalisation aus den Fenstern geschüttet, so daß man sich besonders nachts, wenn man im vorsichtigen Laternenzuge heimkehrte, durch den Zuruf ‚Attenzione' zu warnen pflegte, hörte man irgendwo einen Laden öffnen. Daß die übrigen Orte der Küste noch mehr jenen in der Türkei ähnelten, ist selbstverständlich. Fiume und Triest allein bildeten Ausnahmen. Besonders Triest, dessen reiche Kaufmannschaft kurz vorher zum Bau der Schraubenfregatte ‚Radetzky' eine ansehnliche Summe beigesteuert hatte, galt als wahres Eldorado. Dies also war das Land und dies waren die Menschen, dies die Umstände, die ich vorfand. Durch die Überbleibsel einer alten Zeit rang sich das Neue. An solchen Gärungen erwog, schon damals wissenschaftlich wie militärisch weit mehr denn seine Vorgesetzten bekannt, Linienschiffskapitän von Tegetthoff mit seinen klaren Augen alle Für und Wider. Wenn er, nur von einem großen Neufundländer begleitet, seine einsamen Wege spazierte, grüßte man ehrfurchtsvoll, als ahne man kommende Dinge, und hinter ihm war nachschauendes Geraune."

Das Leben der Kadetten war denkbar hart und streng, dabei wurden sie kaum notdürftig genährt und gekleidet. Löhnung hatten sie so gut wie keine. Im Binnenlande Österreich hatte man keinerlei Verständnis für die Marine. Um 1862 hatte diese „sozusagen Konkurs gemacht. In dem Maße, als Monde um Monde seit Garibaldis neapolitanischem Abenteurerzuge verstrichen und eine Insurrektion Ungarns in ihrer Unmöglichkeit erkannt worden war, schwand die Aufmerksamkeit der Regierung für die Adria. Seit eine kaiserliche Flotte existiert, ist ja diese stets — je nach der politischen Konstellation — Gegenstand größter Vernachlässigung oder fieberhafter Förderung gewesen. Tiefstand und Hochstand haben nach der Weltlage derart gewechselt, daß es zu Zeiten Fregattenkapitäne gab, die siebenundzwanzig Jahre zählten,

zu Zeiten wieder Seekadetten acht Jahre auf das Offiziersportepee warten mußten. Damals also hatten sich eben vier Männer des freiheitlichen Parlaments, Giskra an der Spitze, der Adria angenommen. Auf eine Zeit kurzen Aufblühens folgte Verfall. Wir nannten die vier das ‚Streichquartett‘. Denn sie strichen, ohne rechtes Verständnis vom Notwendigen und Überflüssigen zu haben, was ihnen unter die Hände kam. Das hatte zwei Gründe: erstens war es Prinzipiensache des Liberalismus, dem Militär, der Stütze des Absolutismus, die Faust zu zeigen, zweitens lagen die Finanzen des Staates im argen. Der Krankheit, die an Österreich seit den Tagen Franz' II. fraß, suchte man durch Sparen an der Reichsmacht beizukommen. Doch statt uns weder leben noch sterben zu lassen, wäre es vernünftiger gewesen, Fregatten, Briggs und Goeletten krumm und klein zu schlagen und als Brennholz zu verkaufen. Wir hätten uns wenigstens ein anderes Brot suchen können. So aber waren wir durch den Diensteid gebunden und bekamen nicht einmal mehr so viel, uns satt zu essen. Schiff um Schiff wurde abgerüstet und lag als trostloses totes Ding hinter den Barrikaden; von der ganzen Flotte blieben bloß eine Fregatte, eine Korvette und sieben Kanonenboote bemannt. Die Arbeiten im Arsenal stockten, und beschäftigungslos trieben sich die Kadetten durch die schmutzigen Straßen von Pola". Sie hatten nicht einmal genug, um sich ein Zimmer zu mieten und litten an solcher Kleidernot, daß der Erzähler zum Beispiel längere Zeit nicht imstande war, den fehlenden Absatz an seinem rechten Stiefel erneuern zu lassen. Ein anderer besaß keine Hose mehr und mußte daher stets im Mantel erscheinen.

In diesen traurigen Verhältnissen gediehen unter den höheren Offizieren die wunderlichsten Originale. Die Verhältnisse auf dem Lande waren in diesen Strichen materiell besser, aber dafür um so gefährlicher. Die räuberischen Überfälle der Montenegriner auf Proviantkolonnen und Blockhäuser und furchtbare Metzeleien gehörten zu den regelmäßigen Erscheinungen. Aber selbst in diesen jämmerlichen Verhältnissen gelang es einem Tegetthoff, der provisorischen griechischen Regierung durch seine Energie eine bedeutende Summe für geschädigte Österreicher abzutrotzen. Übrigens erscheint in dieser persönlichen Erzählung auch der Demonstrationszug gegen Griechenland, in dem König Otto eben verjagt worden war, in eigentümlichem Licht. Unser Erzähler hat ihn auf der „Saida" mitgemacht. Diese lief Mitte Juni „den ersten Festlandshafen, Kolokythia, an. Hinter den hohen Bergen lag Olympia und Sparta. Diese Illusion war das einzige, das von den Idealen blieb. Die trostloseste Gegenwart empfing uns. Während ein halbwildes, in Lumpen gehülltes Gesindel aus verfallenen Hütten hervorkroch, um uns anzubetteln, während weit und breit nichts zu sehen war, als Stein, Geröll und Sand, lag vor dem Orte ein griechisches Kanonenboot, das Räuber köpfen sollte. Was die Räuber in Kolokythia rauben konnten, ist mir bis heute ein Rätsel. Mit dem kleinen Kriegsschiff aber hatte es sein eigenes Bewenden. Das Brigantenunwesen hatte derart überhand genommen, daß dieses Missionsschiff mit einer Guillotine an Bord von Hafen zu Hafen fuhr und so die laufenden Geschäfte erledigte. Als Henker fungierte ein begnadigter Verbrecher. Zu jener Zeit wurde viel eine Geschichte erzählt, die, wenn auch vielleicht nicht wahr, um ihrer griechischen Möglichkeit willen geglaubt wurde. Bei einer derartigen Exekution soll es nämlich dem Verurteilten gelungen sein, den Scharfrichter zu überwältigen und diesen, während die Eskorte interessiert zusah, nun seinerseits zu köpfen; welcher Prozedur er sich mit derartigem Geschick und Takt entledigte, daß man einig war, solch Licht dürfe nicht unter dem Scheffel leuchten, und ihn zum Henker ernannte".

Aus dieser ganzen Zeit leuchtete eben nur der Name Tegetthoffs, der sich trotz seiner schwachen Kräfte (eine Fregatte und zwei Kanonenboote) in der internationalen Flotte zu behaupten vermochte, dabei persönlich durch seine überragenden Kenntnisse und seine persönliche Lauterkeit ein solches Ansehen gewann, daß allen strebsamen Mitgliedern der österreichischen Flotte der Dienst unter ihm als das höchste Ideal erschien. Damals ist ihm auch der Erzähler dieser Erinnerungen als junger Kadett zum erstenmal persönlich gegenübergetreten. In frühester

Stunde war er an Bord des Schiffes gekommen. „Ich, den die spätere Glanzzeit unter seinem Kommando vielleicht parteiisch macht, will nicht davon sprechen, daß es uns, stramm Stehenden, sofort mit dem Gefühl durchrieselte, daß ein Außerordentlicher uns so musterte, als könne er in jedes tiefsten Verborgenheiten lesen. Eins aber weiß ich: daß in diesen warmen blauen Augen die Achtung der Persönlichkeit war, daß Tegetthoff der erste seit unserem Eintritte gewesen ist, der uns als gebildete junge Leute ansprach. Den Kadetten, die Geschütze putzen und Deck waschen mußten, stiegen Tränen der Dankbarkeit und Liebe auf. Wir hätten ihn mit den Leibern gegen jeden Feind decken mögen. In der Stunde, da uns Tegetthoff in seinen Bann und in seine Marine zog, reiften wir um Jahre. Es war, als hätten wir vorher ganz wo anders gedient."

Aus hunderten kleiner Vorfälle fühlte jeder, daß inzwischen in Italien die Feindschaft gegen Österreich aufs höchste gesteigert war. Die öffentliche, von Garibaldi aufgewühlte Meinung drängte überall zum Feldzug um Venedig. Vorher aber kam es noch zur ersten ruhmreichen Betätigung der österreichischen Flotte im Deutsch-Dänischen Krieg. „Ich bezweifle, daß sich mehr als ein Zehntel der Offiziere darum bekümmerte, weshalb ein Feldzug gegen Dänemark geführt wurde, vor allem, weshalb man dies an Seite Preußens tat und nicht allein. Von den Mannschaften ahnte solches keiner. Erlässe, Ansprachen und Befehle reichten nicht hin, die Tatsache zu überbrücken, daß die Holsteinschen Herzogtümer den venezianischen und dalmatinischen Matrosen ebenso wie den ungarischen und polnischen Infanteristen notwendig mehr als gleichgültig sein mußten. Das, was Deutschland in Atem hielt, war uns nichts anderes, denn ein schönes Ereignis und ein frischer Krieg, irgendwo in der Ferne, ein phantastisches Abenteuer, das uns erregte."

Tegetthoff, der sich mit zwei Schiffen auf einem Kommando in der Levante befand, war, ohne erst Pola zu berühren, nach der Nordsee abgefahren. Unterwegs vereinigte er sich mit der „Radetzky", dem einzigen Schiff, das man gleich von Pola hatte ausgehen lassen können, alle anderen befanden sich in einem so erbärmlichen Zustande, daß es lange dauerte, bis man sie weglassen konnte und sie danach bald hilfesuchend die nächsten Häfen angehen mußten. Der Erzähler unserer Erinnerungen wurde zur Eskadre Tegetthoffs kommandiert und wurde auf dem Landweg über Wien, Breslau und Hamburg nach Cuxhafen befördert. Die völlige Gleichgültigkeit in Wien wich größter Begeisterung in Norddeutschland; denn hier leuchtete der Ruhm, den Tegetthoff am 9. Mai sich im Gefecht bei Helgoland gewonnen hatte. Rottauscher macht dann noch die Expedition gegen Sylt und die friesischen Inseln mit, dann ging es zurück nach Pola.

Daß es zum Krieg mit Italien kommen würde, war jetzt klar, und so begann ein emsiges Leben. Die Arbeit wurde um so freudiger, als bekannt wurde, daß Tegetthoff zum Oberstkommandierenden der Flotte ernannt sei. In den Arsenalen feierte man keine Stunde. Es fehlte wieder gründlich an Geld und Material. Um die Kommandobrücken wurden Hängematten als Splitterschutz gehängt, die Holzschiffe mit Ketten gepanzert. „Die Flanken der Fregatten schienen runzlich wie die Häute alter Saurier. Kette an Kette war da mit langen Spickern zwischen den Stückpforten festgeschlagen. Während auf der Reede steuerbords nach Scheiben geschossen wurde, hingen backbords die Arbeiter und trieben beim Kanonendonner die Hälter ein. Ein Schiff, die ‚Novara', focht bei Lissa sogar mit Eisenbahnschienen überzogen. ... Die Neubauten der letzten Zeit gesellten sich der Eskadre zu: die beiden Panzer ‚Habsburg' und ‚Ferdinand Max', sowie das Holzlinienschiff ‚Kaiser', jedes derselben wie ein herrliches Fest begrüßt, jedes derselben unsere Hoffnungen zur Ekstase anfachend. Freilich waren sie nur halb fertig, freilich fehlte ihnen die Inneneinrichtung, freilich waren die Panzerungen stellenweise derart mangelhaft, daß einem Spekulierenden die höchsten Bedenken hätten aufsteigen müssen. Aber was galt dies? Von allen ihren Fehlern erfüllte uns nur ein einziger mit Zorn und mit einem argen Haß gegen Preußen, dessen Regierung Krupp die Geschützlieferung untersagt

hatte: man mußte statt der Hundertpfünder, wie sie fast jeder italienische Panzer führte, diese Schiffe mit glatten Achtundvierzigpfündern bestücken. Die ganze Flotte hatte nur eine einzige jener schweren Kanonen. Aber wiederum, was galt dies? Als der ‚Ferdinand Max' eingelaufen war, hißte Tegetthoff auf ihm seine Flagge. Seither war er vollkommen."

In der Nacht des 24. Juni, als die Lichtblitze auf der vor Fasana ankernden österreichischen Flotte den Sieg von Custozza verkündeten, legte diese Flaggengala an. Dann entschloß sich der Admiral, persönlich Kundschaft einzuziehen und lief mit den schnellsten Schiffen den nächsten Abend gegen Ancona aus. Hätte man im österreichischen Lager geahnt, wie es um die Ausrüstung der hier liegenden italienischen Flotte in Wirklichkeit bestellt war, so hätte es kein Lissa mehr gegeben. Denn von all den hier aufgestellten Schiffen, die eine riesige Übermacht gegen die österreichische Flotte darstellten, war wirklich schlagfertig nur ein — englisches Kanonenboot, das sich zwischen den italienischen Schiffen herumtrieb und natürlich in Mitleidenschaft gezogen worden wäre, wenn es dem österreichischen Befehlshaber eingefallen wäre, die italienische Flotte zu beschießen. England hätte dann den erwünschten Grund zur Einmischung gehabt. Doch es hatte Österreich an Geld gefehlt, Spione zu bezahlen, und so wußte Tegetthoff nichts von der Schwäche seines Gegners und mußte sich mit dem Gelingen seiner Erkundung begnügen. Während die Flotte noch auf die Möglichkeit des Auslaufens harrte und ohne jede Nachricht war, hatte das österreichische Landheer die Niederlage bei Königgrätz erlitten. Schon schien es, daß auch diesmal die Flotte zu keiner Tätigkeit kommen und keine andere Aufgabe erhalten würde, als Triest und die Bahn zu decken, auf der die Südarmee nach Norden geworfen wurde, als plötzlich das Gerücht aufflatterte, italienische Schiffe griffen Lissa an.

So unglaublich es schien, daß die übermächtige italienische Flotte sich in das kleine Felsennest verbeißen würde, war es doch Tatsache, und so entschloß sich Tegetthoff seinerseits zum Angriff. Um ein Uhr mittags am 19. Juli brach der „Ferdinand Max" hinter der voran segelnden österreichischen Flotte vor, „florschwarz, dem fliegenden Holländer ähnlich. In diesem Augenblick geschah das Gewaltige, etwas, das mit dem grauen Gang der Neuzeit unvereinbar scheint. Denn plötzlich, ohne daß ein Befehl hiezu gefallen war, erbrachen alle Luken trappelndes Gewühl, aus den Tiefen jedes Schiffes heraus rannte die Mannschaft, stürmte die Masten, je höher je besser krabbelten Hunderte und Hunderte von Menschen empor, schienen jegliche Besinnung verloren zu haben, nur mehr Händeausstrecken und jauchzendes Geschrei zu sein. Auf den Schiffen, die Musik mitführten, eilten deren Leute Hals über Kopf zusammen und spielten die Volkshymne. Tegetthoff zog die Mütze vom Haupte. Er schwenkte sie mit weitem Kreisen des Armes. Stürmisch vorbeigerissen, von Jubel überschüttet, von völlig disharmonisch durcheinanderrauschender Musik umbraust, stürzte das Admiralsschiff an die Tete".

Die ganze Nacht durch strebten die Österreicher vorwärts. Die alten Holzschiffe bemühten sich, mit der letzten Kraft ihrer Maschinen, den sechs Panzern, die an der Spitze standen, nachzukommen. Sturmgepeitschter Regen jagte über die Schiffe, so daß man vom Gegner nichts sehen konnte. Plötzlich, „wie der Vorhang eines Theaters zur Seite rollt, klaffte vom Himmel bis zur See ein riesiger Spalt tiefsten Blaues auf. Rückgeblendet sahen wir in der Ferne die italienischen Panzer im Kielwasser vor Lissa fahren, sahen sie wie hellgraue Blechspielzeuge ganz klein, eines hinter dem andern, vor uns in langer Linie. Doch ehe man sie zählen, ehe man nach den Holzschiffen des Gegners auslugen konnte, ehe die kahlen Berge der Insel sich ins Auge prägten, brach die Erscheinung wieder in einer Wolke zusammen, die uns von rückwärts überlief, auffraß und in Dunkelheit riß. Der Wind war umgesprungen, mit ihm umballte uns die Regenbö, die nun von Achter über die Verdecke fegte. In sie gehüllt, sausender Wind und Wetter mit uns, jagte die Eskadre gegen den Feind. Immer wieder prasselten die Schauer peitschend ihr in den Rücken. Die Maschinen arbeiteten mit einer Hast, daß das Rasseln gewaltiger Ton wurde. Vor uns her zerstäubte der Rauch über die Vorderschiffe, die manchmal plumpe Stampfbewegungen machten. Nun hatte die Regenbö die Flotte überholt und schob

sich als schwarze Wand, die kaiserliche Eskadre der dickströmenden Sonne überlassend, vor uns her wider Lissa. Von dieser Wand hob sich das Admiralsschiff, als klebe sein Bug hoch in den Wolken, gleich einer schwarzen Silhouette ab. Es signalisierte: ‚Klar Schiff zum Gefecht.‘ Alle antworteten: ‚Klar Schiff zum Gefecht‘, es signalisierte den Panzerschiffen: ‚Den Feind anrennen und zum Sinken bringen!‘ Die Panzerschiffe antworteten: ‚Den Feind anrennen und zum Sinken bringen!‘ Die Alarmhörner schmetterten. Wir hörten hier, dort eines, dann viele, immer stärker, je mehr sich das Blasen vom ‚Ferdinand Max‘ her über die Flotte nach rückwärts fortpflanzte und anschwellend schließlich alle Schiffe ergriff. Die Stückpforten flogen auf, und in die wasserstaubdurchsickerte, sonnschäumende Luft schossen blitzschnell auf sämtlichen Masten geballte Tücher empor, streckten sich im reißenden Wind und wurden Flaggengala. Alles war Licht, buntes Farbenströmen und Stoß nach vorwärts. Noch einmal zeigte der ‚Ferdinand Max‘ ein Signal, das Wort: ‚Muß.‘ Es sollte den Ausruf ‚Muß Sieg von Lissa werden‘ einleiten. Aber zugleich taumelte die Regenbö nach rechts ab und lief gegen die hohe See. Lissa und die feindliche Flotte lag vor uns. Die Signalmannschaft des Admiralschiffes hatte nicht mehr Zeit, den Satz zu vollenden. Einige Sekunden lang sauste das eherne Wort ‚muß‘ an der Spitze der Keile einher, gleichsam die Stelle bezeichnend, wo Tegethoff war. Dann kroch es herab und nichts mehr folgte“.

Der Verlauf der Schlacht ist bekannt. Die alte Holzfregatte spielte zum letztenmal in der Weltgeschichte mit, jedem mußte es klar werden, daß ihre Rolle ausgespielt war, aber dank dem Geiste, der ihre Mannschaft beseelte, sicherte sie sich einen glänzenden Abgang. Kein einziges der österreichischen Schiffe kam zum Sinken, so schwer der „Kaiser“ verletzt war. Die Italiener hatten zwei große Panzer verloren. An eine Verfolgung der Fliehenden konnte Tegetthoff nicht denken, da seine Maschinen viel zu schwach waren. Die alte Zeit hatte gegen die neue mit all ihren Errungenschaften gesiegt dank der geistigen Überlegenheit des österreichischen Führers und seinem rücksichtslosen Mute. Die italienische Presse allerdings brachte es fertig, aus ihrer schweren und schmachvollen Niederlage einen Sieg herauszudeklamieren. Aber auch die Österreicher wurden ihres Sieges nicht froh, und fast möchte man sagen, das Reich habe ihn nicht recht verdient. Jedenfalls wußte man im eigenen Lande damals die Tat des kühnen Flottenführers so wenig zu würdigen, daß er kurz danach in Ungnade fiel und seiner Stellung enthoben wurde.

An Venedigs Schicksal hatte seine Tat nichts ändern können. Es fiel den überall geschlagenen Italienern als Kriegslohn zu, der unverdienteste unter den Glücksfällen, von denen das Werden des modernen Italiens begleitet gewesen ist. Hoffen wir, daß die Gerechtigkeit, die doch zuletzt in der Geschichte immer geherrscht hat, wenigstens jetzt von dem verwöhnten Staate verlangen wird, daß es sein Schicksal selber schmiedet. Dann braucht uns um die nächste Zukunft nicht bange zu sein.

Karl Storck

Und der „Herr Finanz“ —?

Wenn der alte Montecuculi das große Wort gelassen aussprach, daß zum Kriegführen erstens, zweitens und drittens Geld gehört, so ist wohl die Frage nach Italiens wirtschaftlicher Rüstung nicht die unwichtigste. Da wird nun aber, schreibt Leo Jolles im „Tag“, Italien noch ganz anders als England und Frankreich nicht nur den Verrat an der Bundestreue, sondern auch die Verletzung des wirtschaftlichen Geistes zu spüren bekommen: „Auf den großen Handelsstraßen, die seit Jahrhunderten den Norden mit dem Süden verbanden, werden statt Güter Kanonen rollen, und eine ehrwürdige Überlieferung wird zermalmt werden. Wenn auch Italien seine Bedeutung als Handelsemporium längst verloren hatte, so gab ihm das Deutsche Reich doch einen Teil seiner wirtschaftlichen Bedeutung

zurück. Der Geist, den die klugen Händler der Lombardei und Venetiens einst nach den deutschen Handelsstätten verpflanzt hatten, trug für das neue Italien seine Früchte. Die deutsche Wirtschaftsmacht hat den Italienern kaufmännische Tatkraft und Kapital gebracht, die, vereint, eine kräftige Förderung des italienischen Geschäftslebens im 19. und 20. Jahrhundert wurden. Große italienische Handelsbanken, wie die Banca Commerciale Italiana, der Credito Italiano und die Società Bancaria, sind mit deutschem und österreichischem Gelde gegründet worden und sahen in ihrer Verwaltung Finanzmänner, die aus den verbündeten Reichen stammten. Niemals hätte Italien bedeutende Kreditinstitute entstehen sehen, wenn nicht aus den Ursprungsländern der Großfinanz Anregung und Hilfe gekommen wäre. Die italienische Industrie ist von deutschem Kapital und deutscher Technik in die Höhe gebracht worden, und manche Krise, die in den wichtigsten Gewerben (Baumwolle und Seide) ausbrach, wurde mit deutscher Hilfe auf dem Wege zur letzten und gefährlichsten Konsequenz aufgehalten. Die Summe der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien ist ein reichlicher Überschuß von Nutzen für den treulosen Bundesgenossen. Das Deutsche Reich hat, seit seiner Entwicklung zur Weltmacht, den Schwerpunkt seiner Außengeschäfte nach überseeischen Gebieten verlegt, so daß ein Partner wie Italien an eine untergeordnete Stelle rückte. Der deutsch-italienische Handelsverkehr ist durch eine Wertsumme von 955 Millionen Lire dargestellt. Da der gesamte Außenhandel Deutschlands im Jahre 1913 rund 20 776 Millionen Mark umfaßte, so entfiel auf Italien nur der geringe Anteil von 3,6 %. Und die Hauptsache ist, daß Deutschland die italienischen Einfuhrprodukte viel eher entbehren kann als Italien die deutschen Waren. Italienische Rohseide und Früchte sind für den deutschen Verbrauch keine unerläßlichen Gegenstände, während deutsche Kohle, deutsche Maschinen, Chemikalien und deutsches Eisen von den Italienern nicht leicht vermißt werden können. Der Mangel dieser Güter wird sich in Italien schon in kurzer Zeit schmerzhaft fühlbar machen. Kohle und Eisen sind Produkte, die der Krieg verzehrt. Sie müssen in unerschöpflichen Vorräten da sein, um eine Störung der militärischen Maßnahmen unmöglich zu machen. Nun hat der Gotthard in den zehn Monaten, die der Italiener zur Kriegsrüstung verwendete, täglich lange Kohlenzüge verschlungen und sie auf den ‚lachenden Fluren' des gepriesenen Landes deutscher Sehnsucht wieder zum Vorschein gebracht. Ob es klug war, deutsche Kohle nach Italien zu senden, bevor man die unbedingte Gewißheit der italienischen Neutralität bis ans Ende des Krieges hatte, ist eine andere Frage. Aber die Läger werden rasch aufgebraucht sein, und dann wird sich zeigen, ob England imstande ist, auch nur einen Bruchteil des Brennmaterials zu liefern, das Deutschland und Österreich in Friedenstagen auf bequemen Wegen nach Italien gebracht haben. Der italienische Boden selbst bringt nur wenige hunderttausend Tonnen Kohle im Jahre hervor. Fast der gesamte Jahresbedarf von 10 Millionen Tonnen muß vom Ausland bezogen werden. Es hieß nun, daß ein Vorrat von 3 Millionen Tonnen aufgehäuft worden sei. Das würde unter normalen Umständen für den Verbrauch von etwa vier Monaten genügen. Da im Sommer der Hausbrand wegfällt, so ist der genannte Zeitraum auch für den Krieg als gesichert anzunehmen, vorausgesetzt, daß die Schätzung der Lagerbestände zutrifft. Die italienische Industrie kann die Kohle zum Teil entbehren, da in den Alpenländern Wasserkräfte als Quellen des elektrischen Stromes vorhanden sind. Nur können die Fabriken nicht davon leben, daß ihre Maschinen Antrieb haben. Der Krieg entzieht ihnen die besten Arbeiter und Abnehmer; und die wenigen Großindustrien des Landes haben keine Möglichkeit, aus einer eigenen Konjunktur Ersatz für den Verlust zahlungsfähiger Auslandskunden zu ziehen. Der Seidenexport bewertete sich im Jahre 1913 auf 410 Millionen Lire. Er ist der wichtigste Faktor in der Gesamtausfuhr. Ihm folgen die Produkte der Baumwollindustrie, deren Außenabsatz einen Wert von 265 Millionen Lire erreichte. Von den Folgen der letzten Kriege, an denen Italien beteiligt war, hat sich gerade die Textilindustrie nicht mehr erholen können. Der Handel nach der Levante ist seit dem Jahre 1911 gestört geblieben.



Wie sich ein Land, mit einer so unbegrenzten Abhängigkeit wie Italien, auf die enormen Geldansprüche des Krieges einstellen wird, ist ein vollkommenes Rätsel. Hat England den Verrat wirklich mit einem Judaslohn von 3 Milliarden Lire bezahlt, so ist von diesem Geld schon die Hälfte verbraucht, denn die Ausgaben für die Kriegsvorbereitung werden kaum niedriger als 3 Milliarden gewesen sein. Eine Anleihe von 1 Milliarde (die zu einem Fünftel von den Banken übernommen werden mußte, da das Publikum mit seiner ‚nationalen Begeisterung‘ nicht für die ganze Summe ausreichte) hat den Hauptanteil der notwendigen Gelder schaffen müssen. Außerdem leisteten die Notenbanken des Landes, die im Frieden für den Staatsdienst 125 Millionen aufzubringen haben, einen Vorschuß von 310 Millionen. Ferner wurden die im Umlauf befindlichen Staatskassenscheine um 175 Millionen auf 700 Millionen Lire erhöht. Die Summe der von den drei Notenbanken (Bank von Italien, Bank von Neapel und Bank von Sizilien) ausgegebenen Geldzettel hatte vor Ausbruch des Krieges 2265 Millionen Lire betragen; sie ist auf 3200 Millionen gestiegen. Nimmt man an, daß der größere Teil des Zuwachses in die Staatskasse geflossen ist, so würden etwa 2000 Millionen durch die Anleihe und die Tätigkeit der Notenpresse in Fluß gebracht worden sein. Was darüber hinausgeht, ist Kredit, der natürlich von den neuen Bundesgenossen, das heißt von England, dem allein noch zahlungsfähigen Alliierten, finanziert werden muß. Das italienische Papiergeld wird jetzt schon mit einem Wertabzug von 10 % gehandelt, für den es keine Möglichkeit des Verschwindens gibt. Es werden mehr und mehr Noten gedruckt werden, da die Aussicht, Schuldverschreibungen abzusetzen, in Italien noch enger ist als in Frankreich.

Die italienische Staatsschuld zeigt die stattliche Höhe von 16 000 Millionen Lire. Das Land konnte die Zinsen leicht aufbringen, da mit dem Zuge der Fremden jedes Jahr ein breiter Goldstrom ins Land floß. Dieser überaus wichtige Zähler wird aus der italienischen Bilanz fast vollständig verschwinden. Seit August 1914 hat die Fremdenindustrie unter drückenden Entbehrungen gelitten. Wer soll in Kriegszeiten Neigung verspüren, sich ins Ausland zu begeben! Der Verfall der Fremdenquelle wird nun zum Ruin werden. Sicheren Schätzungen nach haben die Fremden jedes Jahr mehr als 800 Millionen Lire nach Italien gebracht; 500 Millionen wurden von den im Ausland beschäftigten italienischen Arbeitern nach Hause geschickt. Auch diese Quelle wird versiegen, denn die Mehrzahl der Arbeiter mußte zurückkehren, und eine Auswanderung während des Krieges ist natürlich unmöglich. Da Italien kein Kapital im Ausland angelegt hat, so bedeutet der Wegfall der Einnahmen aus dem Fremdenverkehr und aus den Ersparnissen der Arbeiter einen Verlust, für den es keinen Ausgleich gibt. Seitdem die italienische Staatsrente auf den niedrigen Zinsfuß von 3½ % gebracht wurde (dank der günstigen wirtschaftlichen Entwicklung, die bis zum Jahre 1911 bestanden hat), schrumpfte der deutsche Besitz an italienischen Papieren auf ein Mindestmaß zusammen. Hier hat also das deutsche Kapital so gut wie keine Einbußen zu befürchten. Und auch sonst kann es die wirtschaftlichen Folgen des italienischen Krieges ohne großen Kummer tragen. Jedenfalls ist der ideelle Eindruck des Treubruches größer als der materielle. Die Sehnsucht nach dem Lande, wo die Zitronen blühen, ist jedem Deutschen ins Herz gewachsen. Nun ist ein Ideal in Trümmer gegangen; und der Deutsche steht trauernd am Grabe einer Liebe und einer Hoffnung. Italien aber wird diesen Schmerz teuer bezahlen ...“

So kann es wohl schon kommen, wie es in dem feucht-fröhlichen Studentenliede heißt: „Und der Herr Finanz, fallera! Liquidiert mit Glanz, fallera!“ Nur vielleicht — mehr feucht als fröhlich ...



Schluß mit dem Plärren und Klöhnen!

Eine Frau mußte kommen, zaghaft niederhängende Männerherzen aufzubinden, männlichen Trauerweiden Stab und Stütze zu sein! Ein wenig erbaulicher, aber um so verdienstlicherer Liebesdienst, dem sich Frau Marie Diers in der „Deut. Tagesztg." unterzieht. Sobald von unserem Heer, unserer Flotte ein starker und gottlob! rücksichtsloser Schlag gefallen ist, erhebt sich auf Zephirschwingen in einigen unserer Zeitungen ein wehleidig säuselnder, gleichsam entschuldigender Ton. „Statt einer unvermischten Freude, statt heller, jubelnder, dankbarer Worte, die allein des Heldentums unserer Kämpfer würdig wären, hebt ein behutsames Erklären und Entschuldigen an, daß es ‚nicht anders ging', daß ‚die Feinde indirekt selber schuld wären', daß wir ‚natürlich' ‚ohne Ausnahme' mit den betroffenen Zivilpersonen ‚herzliches Bedauern' fühlten, und was dergleichen Jeremiaden mehr sind, jetzt, gerade jetzt, da uns jedes Wort, das nicht der Dankbarkeit für unser Heer gilt, zuviel sein sollte! Am unverständlichsten äußerte sich das bei der Versenkung der ‚Lusitania'. Wir wurden geradezu aufgefordert, die Zivilpersonen zu bedauern, dieselben, die alle deutschen Warnungen frech verlachend, sich im wahren Sinne des Wortes auf ein Pulverfaß gesetzt hatten! Würden wir Zivilpersonen bedauern, die sich vor der Front herumtreiben und dabei erschossen werden? Was hatten diese Leute im erklärten Kriegsgebiet zu tun? Die sollen wir bedauern? Welche gefühlsduselige Begriffsverwirrung?

Sind es Männer, die dies wehleidige Amt des Entschuldigens und Beklagens ausführen? Und wenn sie es sind, haben sie die oberste Kriegsregel aus ihrer goldenen Jugendzeit vergessen, daß die beste Verteidigung der Widerschlag ist? Was wäre das für ein Junge, der sich kläglich entschuldigt und mitleidig barmt, wenn sein Gegner um einen blauen Fleck in eine Flut von Schimpfworten und Anklagen ausbricht? Widerschlag ist die beste Verteidigung.

Geradezu unleidlich ist es für uns Soldatenmütter, wenn die Leute, die hier zu Hause die Feder führen, uns jede Heldentat unserer Männer und Jungen mit dieser weichlichen Sauce übergießen. Sie sind zum Teil hilflos, wenn England schreit: ‚Wieder eine Schandtat der deutschen Barbaren!' Was tun sie dann? Sie erklären, daß es doch keine Schandtat war, daß wir doch keine Barbaren sind, daß es so und so und so entschuldigt werden könne, daß man doch ‚einsehen' müsse usw. Es schüttelt einen, daß man Brrr! dazu sagen möchte.

Widerschlag ist die beste Verteidigung. Und es wird uns hier so leicht gemacht! Sobald England den Mund auftut, gehört ihm etwas drauf, aber feste. Nicht negativ, sondern positiv. Ihr wollt euch überhaupt mucksen? Ihr wollt von Frauen- und Kindermord reden, und euer angebeteter Kitchener hat 27000 Burenfrauen und -kinder in den Konzentrationslagern sterben und verderben lassen und den Männern zum Zweck der Entmutigung die ‚Verlustlisten' zugeschickt!

Ihr wollt euch mucksen, und eure Regierung bezahlt Meuchelmörder??!

Was wißt ihr überhaupt von Ehre und Ehrenwort? Wie war es mit dem Kapitän, der ‚auf Ehrenwort' versicherte, keine Munition an Bord zu haben, und dann durch die eigenen Schiffspapiere überführt wurde? Ach so, er hätte geglaubt, die lägen schon auf dem Meeresgrunde. Das ist englisches Ehrenwort, und ihr wollt den Mund aufmachen? Ihr habt keine Mannesehre mehr, schimpfen und keifen könnt ihr wie Weiber, weiter nichts..

Das ist die einzige Antwort, die England gebührt, möge es sagen, was es wolle. Jede ernste, sachliche Widerlegung ist in diesem Falle dumm, ein ‚Sich-einseifenlassen'.

Männlich ist unsere Zeit geworden, furchtbar männlich, und sie fordert männliche Eigenschaften. Männlich ist die Kraft, die zuschlägt, ohne Vorrede und Nachrede, weibisch ist das Beplärren und Beklöhnen der Tat. Man kann es, ‚fein' ausgedrückt, auch feminin

nennen. Feminin ist die Nation geworden, deren Kraft nicht mehr reicht zum Widerschlag, die ihre Schwäche bemänteln und ausgleichen muß mit Phrasenmachen und ohnmächtigem Angreifen. Feminin sind von jeher die theatralischen romanischen Nationen.

Wir haben es nicht nötig, und wir vergeben uns etwas, wenn wir auf diesen Ton hereinfallen. Jede deutsche Mutter, die noch Saft und Kraft in sich hat, empfindet das. Wir wollen die Männer, die zu Hause ihr Amt versehen, auch als Männer haben, nicht als rührselige Schwächlinge. Die, die jetzt in großer Zeit krampfhaft an sogenannter ‚Objektivität' festhalten, verdienen sich nicht die Achtung der Mütter und den Dank der Nation. Ein für allemal: Was unser Heer, was unsere Flotte tut, das ist über jede Kritik, auch über jeden noch so gut gemeinten Entschuldigungsversuch himmelhoch erhaben! Sie schützen uns das Land, sie schützen Heim und Herd und der Felder Frieden und Gedeihen. Das Blut unserer Söhne fließt nicht zum Spiel und Spaß. In den Staub, auf den Meeresgrund mit allem, was uns feindlich ist! Und wenn im Lande ein paar Schwachnervige und Schwachgeistige um untergegangene Feinde wimmern, so belehrt sie privatim oder belehrt sie auch nicht. Jedenfalls: die deutsche Presse hat bessere Aufgaben. Wie gesagt, keine negativen (zu widerlegen, zu entschuldigen), sondern positive: Auf jede Anschuldigung zweie gesetzt! Wir haben Material genug. Bis denen drüben der Atem zu unserer Verketzerung ein bißchen ausgeht. Das wäre Männerarbeit zu Hause!



Kriegsliteratur

II. Erzählendes.

„Während die Flut der durch den Weltkrieg hervorgerufenen Gedichte von Tag zu Tage wächst und eine beinahe bedrohliche Höhe erreicht hat, ist die Ernte an Kriegserzählungen, zumal an guten, fast spärlich zu nennen. Dieses Mißverhältnis ist leicht zu erklären: ein Gedicht — das im wesentlichen Stimmungen und Erregungen der Seele wiedergibt — gelingt in günstiger Stunde auch einmal einem Laien, eine Erzählung, die nicht bloß gut erfunden, sondern auch nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit durchgeführt sein soll, setzt zum mindesten einige Übung und einiges technisches Können voraus. Es kommen daher für diese Gattung lediglich Berufsschriftsteller in Frage."

Diese Zeilen sind der Einführung entnommen, die der Verlag Hesse & Becker in Leipzig einer Sammlung von „Geschichten aus dem Weltkriege 1914/15" voranschickt, der er den lockenden Titel „Der Leutnant erzählt . . ." gegeben hat (geh. ℳ 1.50). Es sind einundzwanzig kleine Erzählungen von sechzehn verschiedenen Verfassern. Unter den letzteren ist mancher gute Name. In selbstkritischer Stunde wird keiner von ihnen die hier gebotene Gabe zu seinen besten Schöpfungen rechnen. Ich glaube, daß das Ungeheure dieses Krieges, um das sich jeder einzelne ehrlich müht, sich der künstlerischen Bändigung entzieht, sobald der Schilderer über sein eigenes lyrisches Erleben hinausgreift. Es wird ja sicher die Zeit kommen, in der unser Nacherleben auch so in die Breite gehen, so umfassend werden kann, daß die Schilderung der epischen Vorgänge an sich uns etwas gibt, was der Größe jenes inneren Empfindens entspricht, das jetzt in jedem von uns lastet. Gerade dieses Lasten verlangt nach Auslösung, kann diese aber nicht durch etwas Episodisches finden. Wie die hunderttausend schwerer Einzelschicksale nur dadurch erträglich werden, daß man sie nicht als einzelnes ansieht, sondern als unentbehrlichen Teil des Gesamterlebens, so kann die Kunst für dieses Gesamterleben nur Wert gewinnen, wenn es ihr gelingt, die von ihr herausgegriffenen Einzelschicksale als einen wesentlichen Teil des Gesamterlebens erscheinen zu lassen. In dem im Ver-

gleich zu den heutigen Verhältnissen so kleinen Rahmen des Trojanischen Krieges hat Homer alles Geschehen in das Tun und Erleben einzelner weniger Helden zusammengedrängt. Trotzdem hat er es erreicht, daß wir nicht einen Augenblick das Gefühl verlieren, daß die Schicksale dieser Helden die ihrer Völker sind. In unserem Krieg dagegen gelingt es ja auch der Wirklichkeit nicht, das Heldentum zu individualisieren gegenüber dem alles andere überwältigenden Gefühl: hier ist die Gesamtheit der Held, das Ganze als solches das ungeahnt Große. Und solange es einem Künstler nicht gelingt, uns auf dem umgekehrten Wege wie Homer dahin zu bringen, daß das von ihm geschilderte Schicksal des einzelnen uns als ein Teil des Ganzen erscheint, so kommen wir über die Empfindung des Anekdotischen nicht hinaus. Der einzelne hat nur noch Wert als Symbol.

Ich habe dieses Gefühl bei den Geschichten des vorliegenden Bandes am stärksten gehabt bei einer Skizze, die gar nichts mit dem Kampf zu tun hat: „Auf der Fahrt" von Waldemar Bonsels, in der das eigenartig beglückende Erlebnis des volklichen Zusammengehörigkeitsgefühls, das uns dieser Krieg gebracht hat, ganz einfache Ausdrucksformen gefunden hat, wie man so auf einmal merkt, daß das Volk im Grunde nur die erweiterte Familie ist. Natürlich kann auch das Episodische zu einer an sich reizvollen, vom tragisch Erschütternden bis zum Heiteren reichenden Wirkung ausgemünzt werden, und in dieser Hinsicht wird dieser Weltkrieg mit seinen ungeahnte Massen bewegenden Ereignissen, die andererseits doch auch der individuellen Betätigung so vielfache Gelegenheit bieten, einen riesigen Stoffvorrat aufhäufen. Auch das vorliegende Buch bringt manches Charakteristische von dem merkwürdigen Zustandekommen einer „Attacke", die Carl Busse berichtet, bis zum ergreifenden, von Richard Rieß erzählten „Wiedersehen" einer Mutter, die ihren sterbenden Sohn aufsuchen will und dabei einen fremden Burschen findet, dem sie seinerzeit die dem Sohn zugedachten Liebesgaben schenkte, als sie ihren eigenen Jungen nicht hatte erreichen können. Wie hier in der einfachen Frau das Gefühl vom Weltmuttertum aufgeht, das rührt auch an die stärksten Erlebnisse dieser in ihrer Furchtbarkeit so fruchtbaren Zeit.

Als ein gutes Zeichen empfinde ich es, daß wir auch jetzt imstande sind, auch in der Belletristik das Starke und Gute beim Feinde zu fühlen (Kurt Mertens: Mein Vetter, der Kolonel; Kurt Küchler: Revanche; Hermann Horn: Moriturus); dagegen durfte Elisabeth Dauthendeys „Der Scheiterhaufen" fehlen. Darin, daß man die von Feinden herrührenden Bücher verbrennt, würde der ja vielfach in etwas seltsamen Formen geäußerte Deutschwille auch dann nur einen lächerlichen Ausdruck gefunden haben, wenn er glaubhafter entwickelt wäre. Nun aber gar ernste Auseinandersetzungen daran zu knüpfen, ist zu viel.

Die hier gewählte Form der Kurzgeschichte ist die häufigste. Leider ist auch der Unfug beibehalten, daß die ganzen Bände nach der ersten Erzählung betitelt werden. So bei Adolf Köster „Der Tod in Flandern" (München, Albert Langen, 1 *M*). Die zehn hier vereinigten Geschichten sind stofflich sehr mannigfaltig und greifen in die verschiedensten Lebenssphären. Dabei sind sie alle gut und spannend erzählt. Der Grundstoff in der letzten, wie Jesus selbst erst durch die blutigste Schlacht hindurchgehen muß, um Verkünder des Friedens zu werden, würde eine eindringlichere Behandlung verdienen.

Leider hat Ferdinand Künzelmann es auch für nötig gehalten, seinen Geschichtenband auf zehn Bogen zu bringen, indem er noch drei Erzählungen hinzufügte, die mit dem Titel „Spione" (Berlin, Rob. Markiewicz) gar nichts zu tun haben. Dabei war es doch entschieden ein guter Gedanke gewesen, diese fünf Abwandlungen des so viel besprochenen Themas als ein geschlossenes Ganzes darzubieten.

Ein schönes Erzählertalent von feiner Beobachtung, zumal des Kleinen, offenbart sich in den beiden plattdeutschen Bändchen „Helden to Hus" von Fritz Lau (Hamburg, M. Glogau; je 75 ₰). Auch der echt niederdeutsche Humor findet hier durch allen Ernst hindurch noch seine Schleichwege zur Front.

In Thea von Harbous Band „Deutsche Frauen“, Bilder stillen Heldentums (Leipzig, C. F. Amelang; M 1.50) schöpft nur die erste der fünf Geschichten, „Der Weg in der Nacht“, aus den Ereignissen dieses Krieges. Wie wir es von der Verfasserin dieses Buches „Der Krieg und die Frauen“ nicht anders erwarten, schürft sie auch hier tief ins Erdreich des Frauenlebens und fördert ein eigenartiges Problem zutage. Ich stelle diese erste Geschichte dieses Bandes, die weitaus die stillste ist, am höchsten von den fünfen. In den anderen zeigt sich ein gewisser Hang zur Überhitzung, etwas Theatralisches, von jener durch Richard Voß am auffälligsten vertretenen Art, die für alles und jedes immer nur die stärksten und leidenschaftlichsten Worte wählt, so daß wirkliche Steigerungen nicht mehr möglich sind.

Im Anschluß an diese kleinen Geschichten sei auf einige der zahlreichen Anekdotensammlungen hingewiesen, die sich ja zumeist in der Anordnung und im Inhalt begegnen. Der mehrfach erwähnte Verlag Hesse & Becker in Leipzig hat in seiner Sammlung „An der Front“, Anekdoten und Begebenheiten aus dem Weltkriege, herausgegeben von Dr. J. K. Ratislav, die österreichischen Zeitungen etwas ausgiebiger berücksichtigt, als es sonst vielfach geschehen ist, und so findet man manches noch weniger Bekannte. — Eberhard Buchner, der die Sammlung „Kriegshumor“ im Verlag von Albert Langen, München (1 M) zusammengestellt hat, hat schon so oft ein besonderes Finderglück und eine geschickte Hand in der Anordnung bewiesen, daß man auch hier sich gern seiner Führung anvertraut. — Vielen wird auch die von Joachim Francke herausgegebene Sammlung „Hindenburg-Schläge“, Hindenburg-Anekdoten (Stuttgart, Robert Lutz; M 1.50) willkommen sein, die in mehreren Abschnitten das Beste vereinigt, was in der Presse über Hindenburg mitgeteilt worden ist. An die Abschnitte „Ein Soldatenleben“, „Der Sieger in Ostpreußen und seine Kämpfer“, „Der Sieger in Polen“ ist dann auch das rein Anekdotische und Scherzhafte geknüpft („Der Generalfeldmarschall im Spiegel der Zeitung“, „Die deutsche Dankbarkeit im Scherz“). — Ein ganz ausgezeichnetes Anekdotenbuch hat Heinrich Mohr zusammengestellt, indem er „Kriegsschwänke aus alter Zeit“ zu einem hübschen Bändchen vereinigte. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung; 1 M.) Der deutsche Schwank steht literarisch in seiner Art ebenso wertvoll da, wie die altitalienische Novelle, und die zweiundvierzig Stücke, die hier mit guter Literaturkenntnis zusammengestellt sind, verdienten zum Allgemeingut zu gehören. Das ist eines von den Büchlein, die man in die Schützengräben schicken sollte, allwo das Lachen eine besonders gute Zehrung für bange Wartestunden ist. — Man kann dann gleich ein zweites, von Heinrich Mohr im selben Verlag zum gleichen Preise herausgegebenes Bändchen beifügen: L. Auerbachers klassischen „Kriegszug der sieben Schwaben“. Und da aller guten Dinge drei sind, lege man Abraham a Santa Claras „Kriegsbrot für die Seele“, dargeboten von Dr. Karl Bertsche (ebenda, 1 M) dazu. Das ist ernste Kost, aber aus dem gleichen deutschen Korn gebacken wie die beiden humoristischen Büchlein, von denen zuvor die Rede war.

Es ist kein gewaltsamer Sprung, wenn man im Anschluß an diese altbewährten Schriften das neueste Büchlein von Fritz Müller nennt: „Das Land ohne Rücken“, Erlebnisse und Geschichten vom Weltkrieg (Heilbronn, Eugen Salzer, 1 M). Ich habe nämlich das Gefühl, als ob in Müller eine Art moderner Kalendermann stecke, dessen eigenartigste Fähigkeit darin liegt, die alltäglichen Dinge so persönlich anzusehen, daß sie auf einmal ein neues Gesicht bekommen. Darauf beruht auch seine fast immer überraschende und doch schlagende Bildhaftigkeit, die sich hier gleich im Titel offenbart. „Das Land ohne Rücken“ ist nämlich Deutschland, das deshalb unbesiegbar ist, weil es dem Feind, der ihm in den Rücken fallen will, nirgendwo einen Rücken zeigt; es hat überall die Stirne. Wie oft ist dieser Gedanke des „Feinde ringsum“ und des „Angriffs gegen alle Seiten“ ausgesprochen worden, und wäre es bloß gegen zwei Seiten gegangen, da wäre wohl manchem der Gedanke an den alten Januskopf gekommen. Aber so rundum — das ist eben das Land ohne Rücken. Im übrigen brauchen

wir ja gerade den Türmerlesern Fritz Müller nicht zu empfehlen, der zu unseren bestgeschätzten Mitarbeitern gehört. Auch in diesem Bändchen sind einige Stücke enthalten, die zuvor in unserer Zeitschrift erschienen sind.

Einen eigenartigen Versuch hat der bekannte Militärschriftsteller Oberst Hoppenstedt gemacht, indem er aus der vor allem für den Laien ja ganz verwirrenden Sammlung der Einzelberichte ein Gesamtbild der großen Schlacht in Lothringen zu entwickeln versucht, Das heißt, es kommt ihm auch da mehr darauf an, „Unsere Feldgrauen im Kampfe“ zu zeigen, denn auch er vermag natürlich nicht hinter den noch nicht gelüfteten Schleier der Geschehnisse in jenen Augusttagen von der französischen Offensive bis zur Eroberung des Forts von Manonviller zu blicken. Und so ist, was er gibt, eine Schilderung der Phantasie. aber „einer Phantasie, die geschult genug ist und die Tagesgeschichte hinreichend verfolgt, um wirklich auch ein Spiegelbild des Ernstkampfes zu zeichnen, wie immer es nur möglich ist“. Ich persönlich habe durch das Buch zwar sehr eindringliche Einzelheiten bekommen, nicht aber das erwartete Gesamtbild des breit ausgedehnten Kampfes.

Während Hoppenstedt es sehr geschickt vermieden hat, einzelne Gestalten so herauszuholen, daß sie zum „Helden“ im romanhaften Sinne werden, versucht Otto Tormann die belgischen Kriegsereignisse gerade dadurch lebendig zu schildern, als er sie uns als Einzelschicksal zweier junger Deutscher miterleben läßt: „Von der Maas bis an die Marne“, eine Erzählung aus dem großen Kriege (Stuttgart, W. Spemann, 75 ₰). Es kommen dadurch einige anekdotische Züge zu kräftigerer Wirkung, das Ganze wird aber abgeschwächt. — Dann ist es schon besser, wenn der Erzähler ganz persönlich vor uns hintritt und sein eigenes Erleben berichtet. Hermann Ehbock reiht so die ernsten und heiteren Erlebnisse aus seinen Kriegstagen von der Meldung zum kriegsfreiwilligen Dienst bis zur Verwundung, zu Heimtransport und zu Heilung, die ihn aufs neue felddienstfähig macht, in schlichter, kräftiger, oft von Humor belebter Art aneinander: „Der Kriegsfreiwillige“ (Berlin, Johannes Baum, 1 ℳ). Das Büchlein bietet durch den Geist, den es atmet, viel tiefere Einblicke, als sie an sich der enge Ausschnitt, der dem einzelnen in diesem Riesenschauplatz zu übersehen vergönnt ist, vermittelt. Übrigens führt der Weg unseren jungen Kriegsfreiwilligen an den Yserkanal ins Überschwemmungsgebiet und auch zum Sturm auf Dixmuiden. Einzelne Erlebnisse, wie das „Kamerad bete mit mir!“ künden überzeugender die religiöse Erweckung, als lange, theoretische Ausführungen. — Auch die Erlebnisse und Eindrücke aus dem Weltkriege 1914, die Hedwig Voß „Im Dienste des Roten Kreuzes“ (Stuttgart, Walter Seifert, ℳ 1.50) gesammelt hat, werden das Miterleben der Zuhausegebliebenen vertiefen und bereichern. Diese Frau bekundet einen scharfen Blick, den das gute Herz in der Urteilskraft nicht behindert. Mutig spricht sie ihre Überzeugung aus, und das tut gut gegenüber dem vielen heimlichen und feigen Getuschel. Aber die weniger erfreulichen Beobachtungen nehmen nur einen kleinen Platz ein; das Ganze ist, gerade weil es in so bescheidenen Tönen gehalten ist, ein doppelt wohlklingendes und eindrucksvolles Loblied auf echte deutsche Art.

Man darf in diesem Zusammenhang C. A. Bratters Büchlein „Im Krieg in Paris“ (Berlin, Concordia, 1 ℳ) nennen, denn diese Beobachtungen eines deutschen Journalisten, der es ermöglichte, im Januar dieses Jahres einige Tage in Paris verbringen zu können, sind lebendig erzählt und an sich über den Tag hinaus fesselnd und für die Zeit charakteristisch. Ich vermisse nur ein Kapitel, das freilich nicht nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen geschrieben werden kann. Der Verfasser hat sicher recht, daß der Organismus Deutschlands im Vergleich zu dem Frankreichs gesund, blühend, festwurzelnd und von frischen Lebenskräften erfüllt ist. Um so wertvoller wäre es nachzuweisen, wo jene Kräfte ihre Wurzeln haben, die wir trotz allem dem heutigen Frankreich zuerkennen müssen. Es ist bei uns im Türmer schon im Mai 1913 von Ritzenthaler auf starke geistige Bewegungen im jungen Frankreich hingewiesen worden, die man bei uns bei weitem nicht genug eingeschätzt hat. Ich glaube

auch, daß sogar das politische Verhalten Frankreichs jetzt während des Krieges, die Art, wie man es verstanden hat, sämtliche Parteien regierungsverantwortlich zu machen, das Beispiel einer Staatsklugheit gibt, das auch von uns nachdenksame Erwägung verdient. Auch der Gesundeste sollte sich nicht auf den ihm verliehenen Vorrat von Gesundheit verlassen, sondern alles zu ihrer Kräftigung tun.

Auch zwei umfangreichere Werke liegen vor. Horst Schoettlers Roman „Zwischen zwei Kriegen“ (Leipzig, Verlag L. Staackmann, geh. 4 M, geb. 5 M) ist wohl nur durch den äußeren Gang der Ereignisse zu seinem Titel gekommen, der denn auch viel zu anspruchsvoll ist. Denn wenn auch gelegentlich immer wieder der zu Beginn kräftige Anlauf, eine Art Kulturbild Deutschlands von 1870—1914 dadurch zu geben, daß zwei Generationen mehrerer Familien in ihrer verschiedenen Lebensführung gezeigt werden, wiederholt wird, so bleibt es doch in dieser Hinsicht bei bloßen Anläufen, und das Kulturgeschichtliche fällt mehr nebenbei ab. Ich möchte den Verfasser darob nicht schelten; seine Stärke liegt ganz wo anders. Ich habe immer wieder einmal an Dickens denken müssen, seine Art, durch lebhaft herausgearbeitete Kleinzüge in einen engen Lebenswinkel eine Fülle von Farbe und Licht hineinzubringen. In dieser Charakteristik der Personen, der Beobachtung Hunderter von Einzelheiten, liegt der Wert des Buches. Weniger gut ist es um die Entwicklung der Charaktere bestellt, die der Verfasser mehr durch die bunt erfundenen äußeren Geschehnisse als aus den Bedingungen ihrer inneren Anlagen vor sich gehen läßt. Dem entspricht denn auch das etwas willkürliche Ende des Buches. Über diese Enttäuschung vermag auch die frische, hie und da etwas burschikose Darstellung nicht ganz hinwegzuhelfen. Entschieden ist aber hier ein Talent am Werke, das vor allem in der kleinen Charakterskizze Gutes leisten dürfte.

Ein vorzügliches Buch ist dagegen Peter Dörflers Erzählung „Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich“ (Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung, 3 M). Dieses Buch geht aus dem Dörflein im bayerischen Schwaben nicht hinaus, und doch lebt darin mehr vom Krieg, als in den vielen Kampfepisoden der vorgeschilderten Bücher zusammengenommen. Das ist nämlich das, was wir wirklich voll erleben können: die Wirkung auf die Daheimgebliebenen. All die Ängste, die übertriebenen Hoffnungen, die Größe und Kleinheit in ihrer hundertfachen Abprägung auf die verschieden gearteten Menschen sind lebendig erfaßt. Wir haben nur ganz wenige Schriftsteller, die über eine gleiche Fähigkeit einer holzschnittartigen, aber unbedingt sicher geführten Menschencharakteristik verfügen, wie Peter Dörfler, dem dabei ein besonderer Sinn für die Kindesseele verliehen ist. Er ist kein Schönfärber, dieser Bauernschilderer; aber er ist selber reich genug, um die Kleinlichen nicht wichtiger zu nehmen, als sie es in ihrer Erbärmlichkeit verdienen. Das Gute, Echte, Große aber stellt er so schlicht und einfach dar, wie es der echte Bauer tut. So wächst das Buch an manchen Stellen zu tragischer Größe, um so mehr, als seinem Schöpfer eine kernige Sprache und eine Bildkraft von sinnlicher Einprägsamkeit eignet, die die höchsten Erwartungen auf die weitere Entwicklung des noch in jungen Jahren stehenden Künstlers erweckt. K. St.

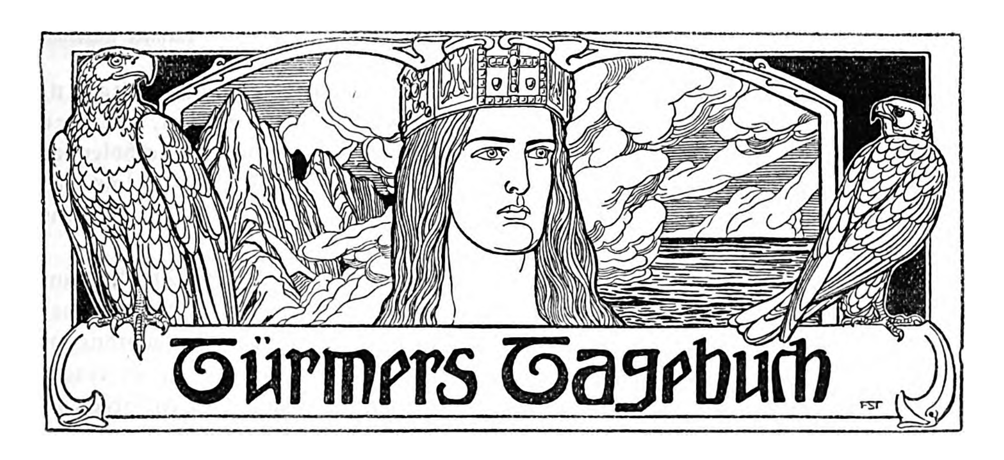
* * *

Besser hätte der Verlag S. Fischer, Berlin, seine Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte nicht beginnen können! Was hier der schlichte Sanitätssoldat (Rudolf Requadt ist sein Name) in den Raststunden zwischen Märschen und Schlachten, mit Bleistift auf Fetzen, zuletzt auf Papier, das mit des Schreibers Blut befleckt, geweiht und gestempelt war, niederschrieb, es möge der Sammlung Richtung und Charakter geben. Dieses erste Bändchen sicherlich geht ein zu den Archiven der Historiker. Gerade deshalb, weil der, der es verfaßte, weder Historiker noch Dichter, noch überhaupt ein Mensch ist, der gelernt hat, der Sprache Wirkungen abzugewinnen, die die des Gegenstandes ersetzen oder er-

gänzen. Dieser Mangel an bewußter Kunst erzeugt den Eindruck unbedingter gegenständlicher Wahrhaftigkeit. Doch glaube keiner, das Buch sei kümmerlich geschrieben! Vergebens würde mancher viel Kunst aufwenden, eine so fesselnde Natürlichkeit zu erreichen. Anschaulich, daß uns der Atem stockt, sind die Beschreibungen, vermieden ist jede Abschweifung ins Kritische und Sentimentale, und das reine Erlebnis spricht sich stark und furchtbar aus. Der Unterschied ist festzuhalten, daß hier nicht etwa, wie in einem schlechten Roman, ein kaum mehr zu übersehendes Ganzes in eine verwirrende Fülle von Einzelheiten aufgelöst wird; daß vielmehr der Verfasser die Aufgabe erfüllt, nur Einzelheiten aneinanderzureihen. Er hielt fest, was eben ein Soldat während des Aufmarsches, dann in der Schlacht, dann in den scheußlichen Franktireurskämpfen persönlich mitmachte und sah. Die Synthese ergibt sich dem Leser von selbst. Er verdankt diesem Sanitätssoldaten einen so vollen Gesamteindruck von den schauerlichen Dingen zwischen Leben und Tod, daß er jetzt den Krieg zu kennen meint.

Allerdings aber schildert das Buch nur eine Episode am Beginne des Weltkrieges; nur die Tag- und Nachtkämpfe vor Lüttich. Und nicht alles, was der junge Krieg an Fiebererscheinungen und Gräueln brachte, ward mitgeschleppt in den blutigen Fußtapfen des älter gewordenen Kriegs. Fände der Sanitätssoldat, der seine Aufzeichnungen machte, bis ihn eine Kugel schwer verwundete, die rechten Fortsetzer, und trüge man die persönlichen Kriegsgeschichten, die alle so gewissenhaft und lebendig wären wie das Lütticher Tagebuch, zusammen: das ergäbe eine Kriegsgeschichte von unvergleichlichem Quellenwert. Schon der kleine Teil sei uns hochgeschätzt! Zeiten werden kommen, in denen auch die Augen fremder Völker, frei vom Nebel des Hasses, die Wahrheit suchen werden. Dann werden sie aus diesen unverfälschten und unfälschbaren Notizen des biederen Sanitätssoldaten mit Entsetzen erfahren, was sich in Belgien zutrug — und wie schändlich man die Welt betrog, als man im Namen der Menschlichkeit gegen die Deutschen Anklage erhob! H. K.





Der Krieg

Was alle gewußt haben und doch nicht wissen, nicht öffentlich aussprechen durften, das ist nun endlich offizielle und damit für den deutschen Staatsbürger erst „wirklich" Tatsache geworden. Alle unsere Zurückhaltung hat uns vor dem Kriege mit Italien so wenig bewahren können, wie alle unsere und unserer österreichisch-ungarischen Bundesbrüder heiße Bemühungen und — die gebotenen Grenzen vielleicht schon überschreitenden — Zugeständnisse. Wir müssen's nun wieder einmal erleben, daß selbst *unsere* große Liebe nicht ausreicht, andere zur Liebe zu zwingen, und daß jede Karte, die wir auf Anstand, Treue, Dankbarkeit oder sonst dergleichen außer Kurs gesetzte Werte setzen, nicht nur Glücksspiel, sondern todsichere Verluste sind. Werden wir nun endlich klug werden? Vielleicht — bis zur nächsten Gelegenheit. Wenn unsere Feinde ihre letzten Trümpfe gegen uns ausgespielt haben, wenn sie gar nicht anders können werden, dann werden auch sie sich wieder darauf besinnen, daß wir Deutsche doch eigentlich und sozusagen „auch" Menschen sind und nicht *ganz* so viehisch verrucht und verächtlich und verabscheuenswert, wie sie uns „in der Erregung" hingestellt hätten. Und wenn sie sich dann noch dazu bequemen, auch uns ein gewisses Recht des Daseins zuzubilligen, dann werden — des dürften sie sich, da wir ja doch nur einen „Verteidigungskrieg" führten, wohl versichert halten — auch wir keine Unmenschen sein.

Oder sollten sie dann vielleicht doch nicht ganz so billigen Kaufes davonkommen?

Der Reichstagsbericht vom 28. Mai verzeichnet diese Erklärung des Herrn Reichskanzlers und dieses Echo seiner Erklärung:

„Nicht mit Haß führen wir diesen Krieg, aber mit Zorn (lebhafte Zustimmung), mit heiligem Zorn (wiederholte stürmische Zustimmung auf allen Seiten des Hauses), und je größer die Gefahr ist, die wir, von allen Seiten von Feinden umdrängt, zu bestehen haben, je mehr uns die Liebe zur Heimat tief an das Herz packt, *je mehr wir sorgen müssen für Kinder und Enkel*, um so mehr müssen wir ausharren, bis wir uns *alle nur möglichen realen*

Garantien und Sicherheiten dafür geschaffen und erkämpft haben, daß keiner unserer Feinde, nicht vereinzelt, nicht vereint, wieder einen Waffengang wagen wird. (Stürmischer, sich immer wiederholender Beifall auf allen Seiten des Hauses und Händeklatschen.) Je wilder uns der Sturm umtobt, um so fester müssen wir uns unser eigenes Haus bauen (wiederholter stürmischer Beifall)."

„Als der Reichskanzler", bemerkt Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.", „zum Schluß dem Reichstage ‚den heißen Dank des Kaisers' für seine Mitarbeit aussprach, und als er dabei mit besonderer Betonung die Reichstagsabgeordneten ‚Vertreter des Volkes' nannte, da löste sich die Spannung des Hauses in einem minutenlangen Beifallsklatschen, in das — ganz gegen die Regel, aber entsprechend dem Geist der Stunde — die Tribünen mit einfielen. In dieser Stunde wurde gewissermaßen symbolisch die einige Dreiheit von Kaiser, Reichstag und Volk zum Ausdruck gebracht. Das war keine jener Theaterszenen, wie sie noch jüngst uns aus dem italienischen Parlament geschildert worden sind. Würdevoller Ernst und zornige Entschlossenheit bildeten den Inbegriff dieser Kundgebung . . .

Der Reichskanzler beschäftigte sich in seiner Rede sehr geschickt ausführlich mit dem schwächsten Punkt der italienischen Ausflüchte. Mit jener Ausrede, die so fadenscheinig ist, daß die italienischen Staatsmänner nicht gewagt haben, sie in ihre offiziellen Schriftstücke aufzunehmen, die aber um so eifriger durch die Presse verbreitet und auf der Straße kolportiert wurde. Weshalb, so fragte der Kanzler, sollen im Mai die österreichisch-ungarischen Zugeständnisse zu spät gekommen sein? War das Trentino, das in den Tagen der ersten Frühlingssonne zugestanden wurde, ein anderes Trentino als das, das die Italiener im März oder im Februar bekommen hätten? Der Kanzler hatte ganz recht mit seiner Feststellung, daß das Angebot nur deshalb zu spät kam, weil verantwortungslose italienische Minister sich inzwischen trotz des bestehenden Bundesvertrages dem Feinde verpflichtet hatten. Ob es Mittel und Wege gegeben hätte, diesen Verrat noch zu hintertreiben, ob von unserer Seite alles geschehen ist, was geschehen konnte und mußte, das zu untersuchen, hat einer späteren Zeit vorbehalten zu bleiben. Heut müssen wir uns damit begnügen, dem Kanzler zu bestätigen, daß er die Meinung des gesamten deutschen Volkes ausgesprochen hat, als er sagte, daß das deutsche Empfinden sich ursprünglich sträubte, an die Möglichkeit jener Wendung zu glauben, die nun eingetreten ist.

Das deutsche Empfinden wird sich abgewöhnen müssen, sich zu sträuben. Wir sind in den neun Monaten dieses Krieges daran gewöhnt worden, vieles für möglich und nichts für unmöglich zu halten. Und es scheint, daß auch der deutsche Reichskanzler inzwischen gelernt hat, die Welt mit anderen Augen als denen des Philosophen anzusehen, der sich bemüht, alles zu verstehen und die Maßstäbe seiner Ehrlichkeit an das zu legen, was er von anderen erwarten darf. Der Herr Reichskanzler scheint namentlich endlich eingesehen zu haben, daß die politischen Notwendigkeiten, die der Krieg uns immer deutlicher aufzwingt, nicht ganz mit jenen Grundsätzen vereinbar sind, denen er früher angehangen hat. Er

hat gestern gesagt, daß wir ausharren müssen, bis wir ‚uns alle nur möglichen realen Garantien dafür geschaffen haben, daß keiner unserer Feinde wieder einen Waffengang gegen uns wagen wird', und er hat hinzugefügt, daß wir unser Haus um so fester bauen müssen, je wilder uns der Sturm umtobt. Wir begrüßen diese Worte mit aufrichtiger Genugtuung. Gerade der Hinzutritt Italiens zum Chor unserer Feinde hat uns deutlich gezeigt, daß wir auf Freundschaften nicht fürder rechnen können. Weder jetzt, noch in Zukunft. Denn der Schlamm, den die Lügenflut unserer Feinde über die Welt geschwemmt hat, ist nicht in ein paar Jahren fortzuräumen. Man wird uns noch lange im Ausland nicht so ansehen, wie wir alle — und sicher insbesondere der deutsche Kanzler — es gerne möchten. Das Zerrbild, das die bezahlten Preislügner der Triple-Entente von uns gezeichnet haben, wird noch lange den Völkern um uns herum als unser wahres Gesicht gelten. Nicht mit Liebe für uns, sondern mit der Furcht vor uns werden wir uns daher in den nächsten Jahren durchsetzen müssen. Und da wird in der Tat unser Haus doppelt fest und gut gefügt sein müssen. Keine Lücke darf da klaffen und keinen Schlupfwinkel darf es geben, in dem zu neuem Vernichtungsfeldzug gegen uns Verrat gebaut werden kann ...

Das italienische Kabinett behauptet, Österreich-Ungarn hätte seine Note an Serbien an Italien mitteilen müssen, und es erklärt damit den Umstand, daß es im ersten Stadium des Krieges neutral geblieben ist. Deutschland und Österreich-Ungarn haben wegen dieser Haltung Italiens beide Augen zugedrückt, um so mehr, als Italien sich dauernd auf die Gefährdung seiner Küsten im Falle eines Krieges gegen England berief. Aber es muß doch nunmehr endlich gesagt werden, daß die Art, wie Italien Neutralität übte, bereits ein Bruch des Dreibundvertrages war. Es hat von Anfang an an der österreichisch-ungarischen Grenze Truppen angesammelt, dagegen seine Truppen von der französischen Grenze abgezogen. Es hat dadurch von Anbeginn des Krieges an die militärischen Kräfte seiner Bundesgenossen geschwächt, die militärischen Kräfte der Feinde seiner Bundesgenossen gestärkt. Damit ist es von Anfang an auch gegen Deutschland illoyal (verräterisch! D. T.) gewesen. Es hat von Anfang an gezeigt, daß es die erste passende Gelegenheit dazu benutzen wolle, seine ‚nationalen Aspirationen zu befriedigen', es hat diese Haltung, unbekümmert um die Verpflichtungen gegenüber Deutschland, auch später eingenommen: Die Mitteilung an Österreich-Ungarn vom 4. Mai 1915, daß es sich an den Vertrag mit Österreich-Ungarn nicht mehr gebunden halte, hat Italien erst abgegeben, nachdem es am 25. April 1915 sich dem Dreiverband gegenüber verpflichtet hatte. Das war der offene Verrat gegenüber Deutschland.

Der Kernpunkt der italienischen Perfidie aber ist im letzten Abschnitt des italienischen Grünbuches zu suchen. Dort wird das Abkommen mit dem Dreiverband zu entschuldigen versucht mit den immer stärker auftretenden Gerüchten über einen drohenden Sonderfrieden zwischen Österreich-Ungarn und Rußland. Man kannte den Inhalt dieser Verhandlungen nicht, man konnte ihn gar nicht

kennen, weil sie niemals ernstlich geführt wurden. Man mußte sich in Italien aber doch sagen, daß Rußland in einem Sonderfrieden nicht ohne weiteres Serbien preisgeben würde. Alle Voraussetzungen sprachen dafür, daß Serbiens Integrität in einem solchen Sonderfrieden gesichert werden würde, besonders, da Österreich-Ungarn wesentliche militärische Erfolge gegen Serbien nicht zu verzeichnen hatte. Damit wurde also der Statusquo für Serbien wiederhergestellt, mithin entfielen alle diejenigen Gründe, die für die italienische Politik als Voraussetzung für die Kompensationen gegeben waren. Der Vertragsbruch Österreich-Ungarns — insoweit ein solcher überhaupt bestand — wurde dadurch gewissermaßen geheilt. Nach den Mitteilungen Sonninos an Österreich-Ungarn über das Interesse Italiens an der Erhaltung der serbischen Integrität konnte Italien, wenn es ehrlich war, gar nichts willkommener sein, als eine solche Lösung der Frage. Aber durch das italienisch Grünbuch wird nunmehr endgültig entschleiert, daß Italien an Serbien gar nichts lag, daß es auch gar nicht die Wiederherstellung des friedlichen Zustandes wollte, sondern daß es im Gegenteil diesen Zustand fürchtete, weil damit jeder vorgebliche Rechtsgrund für seine Erpressung weggefallen wäre. Darin liegt gleichzeitig eine neue Perfidie gegen Deutschland. Denn Italien lag nichts daran, die militärische Situation seines Bundesgenossen Deutschland zu erleichtern. Es wollte lediglich sein eigenes trübes Süppchen am Feuer des Weltbrandes kochen. Und deshalb mußte die Beute besonders schnell heimgeholt werden, weil die Gefahr bestand, daß von den Bundesgenossen die Notlage, die Italien gerade recht war, weichen könnte.

Daraus erklärt sich wohl auch der überaus geringe klingende Sold, mit dem Italien sich begnügt. Gegenüber anderslautenden Meldungen glaube ich bestimmt versichern zu können, daß Italien an finanzieller Unterstützung vom Dreiverband nur dreiviertel Milliarden Francs zugesichert erhalten hat, die es mit fünf Prozent verzinsen muß. Italien ist schließlich durch die Angst seiner Staatsmänner, die Beute zu verlieren, in den Krieg getrieben worden. Sie haben gefürchtet, daß sie später von ihrem Lande zur Rechenschaft gezogen werden würden, weil sie eine mit loyalen Mitteln erreichbare Gebietsabtretung ausschlugen und ohne Achtung aller politischen Moral Erpressung auf Erpressung häuften, um nun — womöglich gar nichts zu erhalten. Deshalb mußte Krieg, und deshalb mußte mit Mitteln gearbeitet werden, die anständigen italienischen Politikern wie dem bisherigen Botschafter in Berlin so bedenklich erschienen, daß er während der Zeit der schwebenden Verhandlungen dreimal um seine Entlassung bei seiner Regierung einkam ..."

Es kann sein, meint das „Berl. Tagebl.", daß in gewissen Augenblicken die Geschicklichkeit des Fürsten Bülow zu triumphieren und nur ein Mangel an Einheitlichkeit der Anschauungen den Erfolg zu hindern schien: „Aber wenn man (mit Recht! D. T.) annimmt, daß Viktor Emanuel und seine Minister auf den Krieg eingeschworen waren, hätte auch die festeste Einheit des Wollens und Handelns, hätte die schnellste Bereitwilligkeit zu einer immerhin bedenklichen Minderung von Besitz und Ansehen nichts genützt. Von den Fragen, die in dieser, schon von

neuem Kampf erfüllten Stunde auftauchen können, verlohnt nur die eine allenfalls noch eine nachträgliche Erörterung: wäre es nicht klüger gewesen, Italien beizeiten aus dem Dreibund zu entfernen, in dem es seine beiden Partner mit so schöner Konsequenz betrog? Graf Monts, der bis zum Jahre 1908 deutscher Botschafter in Rom war, trat mit derber Entschiedenheit für eine solche Abtrennung ein und sagte das, was heute eingetroffen ist, mit unbeirrbarer Beharrlichkeit voraus. Das hat vielleicht mißfallen, aber er hat ... die richtige Auffassung gehabt. Schon der heimlich verabredete Mittelmeervertrag, durch den Frankreich sich Marokko, Italien sich Tripolis sicherte, war selbst bei milder Deutung ein Scheidungsgrund, und als, infolge dieses Vertrages, der Marquis Visconti-Venosta auf der Algecirastonferenz gegen Deutschland und für Frankreich sprach und stimmte, erläuterte das die italienische Bundesnützlichkeit wohl deutlich genug. Man bedenke, daß die ganze politische Lage, die schließlich zum Weltkrieg geführt hat, aus diesen zwei Ereignisgruppen entstanden ist: aus der unseligen Marokkoangelegenheit, die Frankreich mit England zusammenschloß, und aus der Tripolisaffäre, die nach der Aerenthalschen, mit der Aufgabe des Sandschak verbundenen Annexion Bosniens kam. Der italienische Tripolisfeldzug weckte die Balkanstaaten auf, schuf ihnen, indem er die Türkei schwach zeigte, die Gelegenheit. Trotzdem tadelte mancher die abfällige Kritik, die ... an der italienischen Tripolisaktion geübt wurde und wünschte schonende Rücksichtnahme auf die italienische Empfindlichkeit. Es gab Optimisten, die ganz wirklich den Glauben bewahrten, Italien — dem man doch so sehr mißtraute, daß man es von den wichtigsten Beschlüssen fernhielt — werde im Kriegsfalle mit uns gehen. Es gab andere, die es wenigstens für nützlich hielten, Italien im Dreibunde zu behalten, weil damit sein Übertritt zur Triple-Entente verhindert schien. Diese zweite Meinung war gewiß erwägenswert, aber was wäre geschehen, wäre Italiens Anschluß an die Entente schon früher, nicht erst heute erfolgt? Italien, das jetzt zehn Monate lang unter dem Schutze seiner Dreibundzugehörigkeit gerüstet hat, würde am ersten Kriegstage, Anfang August, zur Entscheidung gezwungen gewesen sein. Dann hätte es, wenn es der Entente treu bleiben wollte, sich völlig ungerüstet den deutschen und österreichischen Heeren gegenüber gesehen. Oder es hätte die Entente verraten, statt Österreich-Ungarn und uns ...

Wir haben — leider! muß man heute sagen — keinen roten Kopf bekommen, als Italien in Algeciras mit den Mächten des Dreiverbandes die bekannte Extratour tanzte. Wir haben selbst das tripolitanische Abenteuer Italiens — leider! muß man abermals sagen — ruhig hingenommen, obwohl in diesem Fall die Schädigung der deutschen Interessen in der Türkei auf der Hand lag ..."

Wann war Italien je treu?! „Italien", erinnert die „Frankf. Zeitung", „ist nach den schweren Leiden, die es in einer jahrhundertelangen Kleinstaaterei und unter einer mit Murren ertragenen Fremdherrschaft erduldet hatte, vom Schicksal etwas verwöhnt worden. Die Niobe of nations, wie Byron sie noch ge-

nannt hat, bekam auf einmal rasch hintereinander, und ohne daß es ihr große Opfer kostete, ihre Kinder zurück. Die jungen Heere Italiens konnten sich den sieggewohnten, von starken militärischen Überlieferungen getragenen Truppen des Donaureiches gegenüber nicht halten, und selbst da, wo Österreich, wie bei Solferino, unterlag, war es nicht die italienische, sondern die französische Streitmacht, die den entscheidenden Schlag führte. Und die Siege Radetzkys vorher und die Erzherzogs Albrecht und Tegethoffs nachher zeigen eine hilflose Unterlegenheit Italiens gegen Österreich. Dennoch bekam Italien durch Frankreichs und Preußens Schwert, was es zur Aufrichtung seiner nationalen Einheit brauchte ... Auch was Italien später, in Abessinien und Tripolis, geleistet hat, war nicht so, daß es ein wehrhaftes Volk von imponierender Größe gezeigt hätte. Allein die Teilnahme am Krimkriege, die eine mit sicherem Blick angestellte Spekulation auf die Freundschaft der Westmächte war, blieb für Italien frei von dem häßlichen Nachgeschmack, den unverdiente und mit üblen Erinnerungen behaftete Gewinne auch für den glücklichen Gewinner zu haben pflegen. In dem Gedächtnis Italiens haben diese Erinnerungen nicht lange gehaftet, erhalten hat sich nur das Gefühl, daß auch Niederlagen erhebliche Machterweiterungen keineswegs ausschließen, und man mag wohl heute in Rom so rechnen, daß Italien äußerlich auch im Falle einer Niederlage in seinem nationalen Leben kaum bedroht ist, und daß es also das Äußerste, das beispielsweise Deutschland mit Anspannung der letzten Sehne zu verteidigen hat, durch sein Eingreifen in den Krieg nicht in Gefahr bringt. Die Rechnung kann trotzdem trügerisch sein. Denn auch wenn Italien äußerlich bleibt, was es ist, kann es am Ende des Krieges eine Ruine sein, deren Bewohner in die Fremde ziehen, weil sie daheim zu verderben fürchten müssen. Was Italien zu seiner nationalen Abrundung etwa fehlt, ist geringfügig im Vergleich mit dem, was zu Deutschlands völliger Einigung fehlt. Trotzdem hat das deutsche Volk sich damit abgefunden, daß viele Millionen seiner Stammesgenossen außerhalb seiner Grenzen leben, um nicht die allgemeinen Ziele seiner nationalen Politik zu gefährden ...

Die Gebiete, um die im Laufe dieses Krieges der Streit zwischen Österreich-Ungarn und Italien entstanden ist, bilden seit mehr als einem halben Jahrhundert den Gegenstand des italienischen Begehrens. Nachdem Österreich die Lombardei abgetreten hatte, richteten sich Italiens Blicke auf Venetien und Welschtirol, und durch die Vermittlung Napoleons kam im Frühjahr 1866 jenes Bündnis zwischen Preußen und Italien zustande, das ein gemeinsames Vorgehen der beiden Staaten vereinbarte und in einer Militärkonvention die Einzelheiten des Zusammengehens praktisch festlegte. Dabei ist bemerkenswert, daß Italien beständig bemüht war, seine militärische Mitwirkung auf ein sehr geringes Maß zu beschränken, da es wußte, daß Österreich zur Abtretung Venetiens ohnehin bereit war, und daß Preußen einen besonderen Bevollmächtigten, Theodor von Bernhardi, in das italienische Hauptquartier schicken mußte, der darauf zu dringen hatte, daß Italien den Verpflichtungen seines Bündnisses nachkam. Friedjung sagt in seinem Buche ‚Der Kampf um die Weltherrschaft', es habe in neuerer Zeit kein Bündnis gegeben, bei dem die Verbündeten sich so wenig getraut hätten



wie bei diesem. Man sieht hier bereits den Charakterzug, der auch dem Verhältnis Italiens im Dreibunde anhaftet, und der nach Bismarck leider viel zu wenig beachtet und zu nachsichtig von den beiden anderen Bundesgenossen behandelt worden ist. Noch bemerkenswerter aber ist, daß dasselbe Italien, das im April 1866 mit Preußen den Bund gegen Österreich schloß, kaum ein halbes Jahr früher ein Bündnis gegen Preußen anbot, ebenfalls zu dem Zwecke, Venetien bis zum Isonzo gegen eine Geldentschädigung von einer Milliarde Lire und außerdem Welschtirol gegen Waffenhilfe zur Wiedergewinnung Schlesiens zu gewinnen, während es abermals zwei Monate früher bereit gewesen war, in einen Krieg Preußens gegen Österreich als Bundesgenosse der erstgenannten Macht einzutreten. Die Frage, mit wem man Bündnisse schließt, wenn man nur etwas dafür zu erreichen glaubt, hat, wie man sieht, Italiens Staatsmännern und Herrschern noch niemals Sorgen gemacht. Es liegt ganz in der Art dieser von Rücksichten des Anstandes und der Moral ganz freien Politik, wenn schon wieder vier Jahre nach der Gewinnung Venetiens Italien sich bereit machte, gegen den Bundesgenossen, dessen Siege ihm diese Provinz verschafft hatten, zu fechten und so die Einigung Deutschlands zugunsten der französischen Machtstellung in Europa zu verhindern, was auch geschehen wäre, wenn nicht Deutschlands rasche Siege ihm den Mut zu dieser Betätigung seiner Undankbarkeit geraubt hätten. Aber wenn es auch nicht zu einem Kriege an der Seite Frankreichs kam, so blieb doch die Hinneigung des amtlichen und des volkstümlichen Italiens zu Frankreich bestehen, und wenn man von ‚unerlösten' italienischen Gebieten sprach, so meinte man Savoyen, Nizza und Korsika nur in dem unpolitischen Sinne einer stillen Liebe, aber Welschtirol, die Isonzogrenze, Istrien mit Triest und die dalmatinische Küste waren Gegenstände des unmittelbaren leidenschaftlichen Verlangens. Als vollends um die Mitte der siebziger Jahre durch die Zustände in der alten Türkei die Möglichkeit näher rückte, daß Österreich-Ungarn ein Stück türkischen Gebietes sich einverleiben könnte, wurde in Italien der Anspruch auf ‚Entschädigungen' sehr laut und lebhaft erhoben, Entschädigungen, unter denen man vor allem die ganz oder teilweise von Italienern bewohnten Gebiete Österreich-Ungarns verstand. Vergeblich bemühte sich Crispi, der damals Kammerpräsident war, Bismarck in dem Sinne zu beeinflussen, daß er solche Kompensationen als berechtigt anerkenne. Er versuchte sogar noch weiter zu gehen und deutete Bismarck an, daß doch auch Deutschland zur völligen Herstellung seiner nationalen Einheit noch manche Gebiete fehlen, die Österreich besitze. Bismarck wies lediglich auf Albanien als Ausgleich für Italien hin, wenn die Donaumonarchie Bosnien und die Herzegowina besetze, alle anderen Zumutungen lehnte er beharrlich ab. So gab es in Italien nach der Besetzung Bosniens eine sehr heftige Aufregung; die irredentistische Bewegung schwoll gewaltig an, und Bismarck hielt es schon damals nicht für ausgeschlossen, wie er in einem Briefe an den deutschen Botschafter in Wien schrieb, daß Italien sich einer russischen Kriegspartei zur Verfügung stelle, wenn ihm Landgewinn und die adriatische Küste dafür geboten würden, eine Voraussicht, die sich nun 38 Jahre später erfüllt hat!

Eine Wendung der italienischen Politik trat erst ein, als Frankreich im Mai 1882 zur Besetzung von Tunis schritt. Die italienische Diplomatie war zeitig genug auf diese Möglichkeit hingewiesen worden, deren Verwirklichung Bismarck nicht ungern sah, da er glaubte, Frankreichs Politik werde dadurch von den festländischen Gebieten abgelenkt werden. Man hatte schon den italienischen Vertreter beim Berliner Kongreß, den Grafen Corti, darauf aufmerksam gemacht und ihm gleichzeitig nahegelegt, sich durch Tripolis zu entschädigen. In Rom achtete man zu wenig darauf und ließ sich durch Frankreichs Versicherung, daß es an eine Besetzung von Tunis nicht denke, in Sicherheit wiegen. So wurde man denn eines Tages sehr grausam überrascht, als Frankreich gegen seine Versicherungen Tunis besetzte. Italien hätte das verhindern können, wenn es sich rechtzeitig entschlossen hätte, seinen Haß gegen Österreich zu unterdrücken. Seine verantwortlichen Staatsmänner wären auch bereit gewesen, mit Deutschland sich zu verständigen, aber da ihnen Bismarck erklärte, Österreich müsse der Dritte im Bunde sein, so ließ man, obwohl Wien zu einem Ausgleich durchaus bereit war, den Gedanken wieder fahren, und mußte so ertragen, was man hätte verhindern können. Die Erbitterung über Frankreichs hinterhältiges und Italien feindliches Vorgehen in Tunis, die nun in der italienischen Regierung und Bevölkerung entstand, das Gefühl, betrogen worden zu sein, war der Grund, weshalb Italien sich jetzt den verbündeten Zentralmächten zuwandte und am 20. Mai 1882 mit ihnen den Bund schloß, der fast 33 Jahre lang bestanden hat. Er sicherte Italien gegen weitere Übergriffe Frankreichs, er sicherte es gegen Angriffe Österreich-Ungarns im Falle eines Krieges mit Frankreich und ebenso das Habsburgerreich gegen Angriffe Italiens im Falle eines Krieges mit Rußland. Für die Verhältnisse im Adriatischen Meer wurde der beiderseitige Besitzstand, der Statusquo, gesichert. Der Dreibund beruhte auf der Voraussetzung, daß Italien während seiner Dauer darauf verzichtete, aus der Adria ein italienisches Binnenmeer zu machen. Italien verzichtete darauf, weil seine damaligen Lenker empfanden, daß seine Stellung als Weltvolk nicht im Adriatischen Meer, sondern jenseits des Mittelmeers begründet liege, und weil sie einsahen, daß der Besitz der dalmatinischen Küste doch nur Italien in unabsehbare Konflikte stürzen würde. Bei der Erneuerung des Bundes im Jahre 1887 wurde Italiens Stellung im Bunde insofern noch verbessert, als festgesetzt wurde, daß, wenn Österreich-Ungarn sich auf dem Balkan ausdehne, dies auch Italien zustehe, eine Bestimmung, durch die nach Friedjungs Ansicht die Wiener Politik veranlaßt worden ist, von Gebietserweiterungen abzusehen, und die heute Italien den Vorwand liefert, den Bund zu brechen. Das Bündnis ist dann noch dreimal, 1891, 1902 und im Dezember 1913, erneuert worden. Veränderungen hat es, trotz Italiens Bemühungen, dem Anschein nach nicht erfahren. Wohl aber hielt es Italien mit seinen Bundespflichten für vereinbar, sich immer mehr den Ententemächten anzunähern, was besonders in den Verhandlungen über Marokko zutage trat.

Bismarck, der den Dreibund geschaffen, hat selbst die bindende Kraft solcher Verträge nicht überschätzt. In seinen ‚Gedanken und Erinnerungen‘ hat er selbst die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten als eine bedingte bezeichnet,

sobald sie in den Kampf ums Dasein auf die Probe gestellt wird. Der Wortlaut eines Vertrages gewähre deshalb, wenn er zur Kriegführung zwinge, nicht mehr die gleichen Bürgschaften wie zur Zeit der Kabinettskriege. Dennoch mißt er den Verträgen einigen Einfluß bei: ‚Die Bereitwilligkeit zum zweifellosen Wortbruch pflegt auch bei sophistischen Regierungen nicht vorhanden zu sein, solange nicht die force majeure unabweislicher Interessen eintritt.' Bismarck hat die Herren Salandra und Sonnino nicht gekannt, sicherlich würde er jedoch dem Bündnis allein nicht die Kraft beigemessen haben, daß es sie von einem Treubruch abhielte. Aber die force majeure unabweislicher Interessen war in diesem Falle gar nicht gegen das Bündnis. Italien hätte den Hauptteil dessen, was es früher unter seinen nationalen Bestrebungen begriff, ohne Krieg und ohne bundesbrüchig zu werden, erlangen können. Was es heute tut, entspricht einem doppelten Wahn: es meint, daß Österreich-Ungarn fertig für die Auflösung sei, und es läßt sich von dem Geschrei eines engstirnigen Nationalistentums von den großen Zielen seiner Weltpolitik abbringen, um sich zum Sklaven der Entente zu machen und sich in Probleme zu verbeißen, deren Lösung im günstigsten Falle nur geringen Gewinn bringen, an denen es aber wahrscheinlich scheitern wird . . ."

Jetzt wird uns nun auch amtlich, durch die „Nordd. Allgem. Ztg.", bestätigt, daß schon von Anfang des Bündnisses an „die aus früherer Zeit überkommenen Gegensätze zwischen der habsburgischen Monarchie und Italien auch unter der Decke des Dreibundes" fortwirkten! „Schon in das Jahr 1901 fallen Vorgänge, die ein leises (? D. T.) Abrücken Italiens nach der französischen Seite erkennbar machten. Es erfolgte der Abschluß des italienisch-französischen Mittelmeerabkommens, in dem Frankreich und Italien Vereinbarungen über ihre gegenseitige Politik bezüglich Tripolis und Marokko trafen, und dessen Folgen in der Haltung Italiens auf der Algecieraskonferenz erkennbar wurden. Schon damals lagen begründete Anzeichen dafür vor, daß neben diesen, sozusagen kolonialen Vereinbarungen noch Abreden zwischen beiden Mächten getroffen wurden, die, wenn nicht mit dem Wortlaut, so doch mit dem Geist des Dreibundes schwerlich im Einklang standen . . ."

Noch mehr: Die kaiserliche Regierung hatte sogar „wiederholt die Beobachtung machen müssen, daß Interna der Politik der Dreibundmächte auf dem Wege über Rom nach Petersburg gelangten und zwischen der italienischen und der russischen Diplomatie politische Fragen in einer Weise erörtert wurden, die mit dem Geist der Loyalität, wie er zwischen Verbündeten obwalten sollte, kaum noch in Einklang zu bringen war. Die kaiserliche Regierung hat unter diesen Umständen schon lange mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet, daß im Falle des Eintritts des casus foederis Italien sich der ihm obliegenden aktiven Vertragspflichten entziehen werde, wozu die, wie in den meisten Bündnisverträgen, so auch im Dreibundsvertrage angewandte elastische Formel, daß die Bündnispflicht nur für den Fall eines unprovozierten Angriffs auf die Vertragsgenossen durch andere Mächte eintrete, eine Handhabe bot.

Nur zu bald aber setzten die Stimmungen ein, die Italien in das Lager unserer Gegner geführt haben. Die Elemente, die den Augenblick benutzen wollten,

wo beinahe die gesamte Streitmacht Österreich-Ungarns gegen Rußland im Kampfe stand, um langgehegte nationale Wünsche zu verwirklichen, begegneten bei den maßgebenden Staatsmännern Italiens keinem Widerstand, sie fanden dort vielmehr Ermutigung ... Ihnen hat Italien es zu verdanken, wenn ihm in der Geschichte der Makel des verächtlichsten Verrats, den die Welt je gesehen hat, unauslöschlich aufgeprägt sein wird."

Auch wer kein Freund starker Worte ist, wird doch der Wahrheit die Ehre geben müssen, und die ist keine andere, als daß Italien seit Jahrzehnten, in jedem ihm günstig erscheinenden Augenblicke, seine Dreibundsgenossen zu verraten und zu verkaufen bereit war und auch „wiederholt" — als Dreibundsgenosse! — verraten und verkauft hat. Wenn es jetzt die Maske abwirft, so erweckt seine schmutzige Verkäuflichkeit nur deshalb gesteigerten Ekel, weil dies im vollen Tageslichte geschieht; weil ihm in seiner Schamlosigkeit jedes Gefühl für die Schande seines käuflichen Verrätertums abgeht; weil es sich auf öffentlichem Markte mit grunzendem Behagen in seiner Schande noch sonnt und sielt. Oder hat sich in der hundsföttischen Deutschenhetze die „Bestialität" etwa nicht „gar herrlich offenbart"? Wer und was ist da weniger, wer und was mehr Pöbel: der da gegen Wehrlose wütet, raubt und brennt oder der als Intelligenz in Smoking und Lackschuhen den Mordbrand anstiftet und anführt, als Staatsgewalt Gewehr bei Fuß sich an dem Anblick grinsend weidet? —

Nach den bisherigen Erfahrungen dieses Krieges müssen wir in der Tat auf alles gefaßt sein. Vielleicht bringt der Verrat Italiens, sein Eintritt in den Krieg, auch die Gruppierung der Balkanländer in Fluß? „Es ist nicht anzunehmen," meint der „Berl. Lokalanz.", der manchmal die Glocken läuten hört, „daß die fleißige und erfolgreiche Diplomatie des Dreiverbandes auf diesem wichtigen Gebiete nicht vorgearbeitet hätte. So müssen wir kühlen Sinnes damit rechnen, daß die scheinbaren Gegensätze zwischen Serbien und Italien und zwischen Serbien und Rußland bereits sorgsamer Behandlung unterzogen wurden. Auch sollte uns die Wirkung des großen westgalizischen Erfolges der verbündeten Waffen auf Rumänien nicht sorglos stimmen, und wir sollten uns bewußt bleiben, von wie großer Bedeutung bei den gegenwärtigen Entwicklungen auf dem Balkan der endgültige Entschluß König Ferdinands von Bulgarien werden muß.

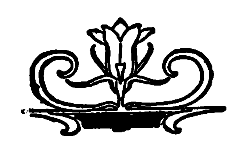
Wir stehen vor schwerwiegendsten Ereignissen, denen wir mit stählerner Nervenstärke entgegensehen wollen. Das oft betonte Prinzip, zuschauende Völker schlügen sich stets auf die Seite des Siegers, besteht nicht mehr zu Recht. Wenn die Zentralmächte auch noch nicht endgültig gesiegt haben, so sind sie doch im Vorteil, was den Besitz feindlicher Länder betrifft, und sie haben zahlreiche Schlachten siegreich geschlagen. Ihr endgültiger Sieg scheint indessen von bisher unbeteiligten Staaten als bedrohlich aufgefaßt zu werden. Deshalb versuchen sie ihn zu verhindern. Gewiß haben sie mit ihren Besorgnissen unrecht, aber wer hält sich in diesem Kriege für machtvoll genug, die Vernunft zur Regierung zu bringen! Auch mit einer zum mindesten noch unfreundlicheren Haltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika müssen wir rechnen. Die Kraft der Zentralmächte ist groß, und die Last ist groß, die sie zu bewältigen haben. Es kommt darauf

an, beide Gewichte auszubalancieren. Das ist die gewaltige Aufgabe, die allein staatsmännisch zu lösen ist."

Über die „staatsmännische" Lösung „gewaltiger Aufgaben" — es können auch weniger „gewaltige" recht wichtig sein, denn nicht alle brauchen sich erst zu „gewaltigen" auszuwachsen — wäre manches auch heute noch recht Nützliche zu sagen. Aber da dies notwendig Kritik voraussetzt, und Kritik verboten ist, so möchte ich — für heute! — mit einer Bemerkung aus dem „Berl. Tagebl." schließen, die mir auch ganz angebracht erscheint:

„Man begegnet heute, weit hinter der Front, Leuten, die nie genug haben und alles ‚desto besser' finden — desto besser, wenn auch Italien loszieht, desto besser, wenn England sich zur allgemeinen Wehrpflicht bekehrt, desto besser, wenn auch Amerika sich beteiligt, desto besser, wenn noch dieser oder jener sich in Bewegung setzt. Diese Abart des Optimismus, die auf dem gesicherten Boden der Verantwortungslosigkeit wächst, lehnen wir ab, und man darf wohl hinzufügen, daß überhaupt nicht fortwährende optimistische Schlagworte nötig sind, sondern eine ruhig mit allen Tatsachen rechnende Festigkeit."

Für manches und manchen wäre freilich der Bruch mit dem Schlagwort auch der Bruch mit einer ganzen Vergangenheit . . .





Die freie vaterländische Vereinigung

Wir wollen uns nichts vormachen: der Burgfriede aus dem August und September ist nicht mehr. Damals, in den Anfängen des Krieges, war es die Stimmung, neben der eine andere überhaupt nicht hätte bestehen können. Was plötzlich über uns gekommen war, erschien so groß, zermalmend zugleich und emporhebend, so geheimnisvoll und schier unfaßbar, daß wir unwillkürlich zusammenrückten, einer neben den anderen, der gemeinsamen Gefahr gemeinsam zu trotzen.

Von diesem Gemeingefühl ist einiges — gottlob — geblieben; leider nicht alles. Die kleinen Seelen, die engen und dürftigen, die Maulwurfspolitiker und Nicht-als-Partei-Philister, die zunächst wie versteinert dagestanden hatten, beginnen sich wieder zu ihrer Kleinheit zurückzufinden. Richtiger vielleicht: sie bekamen, seit sie sich vergewissert haben, daß auch ihre Weg- und Gesinnungsgenossen am Leben blieben, Mut, sich von neuem zu ihr zu bekennen.

Wir wollen uns nichts vormachen: viele tragen den gebotenen Burgfrieden nur noch wie eine unwillkommene Last. Und ihr inneres Kriegsziel heißt: wieder da anzuknüpfen, wo man ehedem, in den matten Jahren eines unbehaglichen Friedens, bei dem der Krieg schon vor der Tür stand, für die eigene Person sich ganz wohl gefühlt hatte.

Nun haben siebzig Männer — die Tageszeitungen haben darüber ausführlicher berichtet — aus allen Parteilagern (und auch solche, die in keinem von ihnen standen) sich zusammengetan, um das Beste von dem, was der Krieg in den Beziehungen von Mensch zu Mensch geschaffen hatte, herüberzuretten in die Zeit des Friedens. Als die ersten Werberufe für diese „Freie Vaterländische Vereinigung" in die deutsche Öffentlichkeit schollen, haben manche von uns den Kopf geschüttelt. Ich selbst gehörte zu den Zweiflern: in dem Aufruf schien einiges nebelhaft und schwer zu greifen; anderes wieder dünkte uns schlechthin selbstverständlich. Und die große Frage blieb: wie man ohne feste Organisation mit einem über den Wassern schwebenden schemenhaften Gebilde die Durchführung der guten Vorsätze sich dachte. Auch der Segen des Kanzlers, gespendet in Sätzen, die alles und nichts bedeuten konnten, hat diese Zweifel nicht zu beseitigen vermocht. Aber dann erlebte man im Reichstag, als die verbrecherische Verbohrtheit der Liebknecht und Ledebour von ihren Genossen abgewiesen worden war, wie die starken und scharfen Männer von der Rechten sich alsobald wieder regten und am liebsten die ganze sozialdemokratische Fraktion in die Verneinung von früher zurückmanövriert hätte. Und weiter erlebte man, wie Herr Kirdorff die Minister wegen ihrer paritätischen Behandlung der Arbeiter hart anließ, und die ihm Nahestehenden ganz wie in alter Zeit sich weigerten, mit den Arbeiterorganisationen zu verhandeln, zu gleichen Rechten mit ihren Vertretern sich am nämlichen grünen Tisch niederzulassen. Seither, scheint mir, braucht man über den Nutzen der Freien Vaterländischen Vereinigung nicht

mehr zu streiten. Ein Verband, der an die Spitze seines Programms den Satz stellt: „Dem Deutschen darf niemand in der Welt näher stehen, als sein Reichsgenosse. Wer sich dazu bekennt, hat auf die rücksichtslose Anerkennung seiner nationalen Gesinnung Anspruch", der also die Gleichberechtigung der vaterländisch empfindenden Sozialdemokratie ausspricht, kann unendlich segensreich wirken. Wohlverstanden: er kann. Eine Gewähr für die Zukunft vermag niemand zu übernehmen. Aber es bedeutet doch immerhin ein nicht unbeträchtliches Hemmnis für eine Entwicklung, die wieder in die alten Bahnen einzulenken versuchte, wenn ein Bund da ist, der erklärt: wir wollen einfach nicht, daß des Disraeli Wort von den zwei Nationen, in die unsere modernen Völker zerfielen, je wieder für uns Geltung gewinne. Diesen Bund möglichst stark zu machen, bleibt, so gesehen, eine dringliche Aufgabe der zeitgenössischen Deutschen. Und es ist keiner, der hier nicht sein Scherflein beizutragen vermöchte ... N. B.

*

An den Pranger!

Man traute seinen Augen nicht, aber es war schwarz auf weiß in der „Köln. Ztg." zu lesen:

„In einem Badeorte sind fünf- bis sechshundert verwundete Soldaten. Geht der Kurgast zum Nachmittagskonzert, so sieht er als Zaungäste vor dem Kurgarten unsere braven Verwundeten stehen. Jeder Versuch des Eintritts in den Garten scheitert an dem Wärter. Der arme Mann hat von seiner Direktion den ehrenvollen Auftrag, jeden Verwundeten in Lazarettkleidung abzuweisen. Andere als Lazarettkleidung hat der Verwundete aber im allgemeinen nicht. — Warum gab die Kurdirektion diese Anweisung? Weil fünf Herren — Kurgäste — bei ihr vorstellig geworden seien, der Anblick der Verwundeten in ‚Lazarettkleidung' im Kurgarten sei ihnen peinlich."

Die „Berl. Volksztg." trifft nur den Nagel auf den Kopf, wenn sie diese Schmach, wie folgt, brandmarkt:

„Zum ersten ist es bedauerlich, daß die ‚Kölnische Zeitung' den Namen des Badeorts verschweigt, dessen Verwaltung es über sich bringt, deutsche verwundete Krieger an den Zaun zu verweisen. Warum? Weil gefühllose Gigerl sich durch den Anblick verwundeter Soldaten in Lazarettkleidung in ihren ‚heiligsten' Empfindungen verletzt fühlen, obwohl die Lazarettkleidung in jedem Falle tausendmal sauberer ist als die geschniegelte Dreckseele dieser fünf Steifleinenen.

Zum anderen ist die Handlungsweise der Badeverwaltung schmachvoll, die den fünf empfindsamen Gefühlsrohlingen nicht die Antwort gegeben hat, sie möchten schleunigst das Bad verlassen und dorthin gehen, wo sie von dem Anblick deutscher Helden nicht belästigt würden. Sie, die Badedirektion, werde von jetzt ab den verwundeten Kriegern Ehrenplätze anweisen.

Zum dritten darf von den anständigeren Gästen dieses ungenannten Bades erwartet werden, daß sie der Badeverwaltung mit hinreichender Deutlichkeit zu verstehen geben, wie sie über die schändliche Behandlung der verwundeten Soldaten denken, und daß sie sofort die nötigen Folgerungen ziehen werden, falls den Verwundeten nicht die denkbar weitestgehende Genugtuung zuteil wird. Es gibt Badeorte genug in Deutschland, in denen man sich weniger schmachvoll zu benehmen weiß."

Die „Tägl. Rundschau" berichtet, daß „ein Platzregen von Zuschriften" über sie niedergegangen sei, die alle die Feststellung der Namen jener deutschen Badegäste und des Namens jenes deutschen Badeortes verlangen, und ist leider in der Lage, den schmachvollen Fall durch Weitergabe einiger ähnlichen Mitteilungen ergänzen zu müssen, die ihr zugehen, „um Gesinnungsgenossen jener Musterdeutschen an den Pranger zu stellen":

„Zunächst werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Kurverwaltung von Heringsdorf in einer Anzeige, die z. B. in der ‚B. Z. a. M.' zu lesen war, die Lazarettfreiheit von Heringsdorf als einen

besonderen Vorzug anpreist, ohne irgendein Gefühl dafür, daß ein solcher Vorzug heute geradezu eine Schande bedeutet. Was für eine Sorte von Menschen und Deutschen muß es sein, die sich heute dadurch anlocken läßt! Mit Fingern müßte man auf sie weisen. Zweifellos wird es aber mehr Deutsche geben, die durch eine solche Anpreisung abgeschreckt werden, als solche, die sich dadurch anziehen lassen....

Ein anderer Fall wird uns aus Ballenstedt im Harz mitgeteilt. Danach hat auch der Oberbürgermeister von Ballenstedt Anstoß daran genommen, daß sich die 70—80 Verwundeten, die dort im Sanatorium Dr. Rosell untergebracht sind, in Lazarettkleidung überhaupt außerhalb des Sanatoriumsgeländes, also vor allem auch in dem sich daran anschließenden Walde, bewegen. Er hat sich dieserhalb an die Militärbehörde gewendet. Lügenhaft zu erzählen, aber wahr, denn der Herr Oberbürgermeister bestätigt es uns auf eine Anfrage durch den Fernsprecher ausdrücklich. Auch er findet den Anblick der Lazarettanzüge unserer Verwundeten anstößig.

Übrigens schreibt uns der Chefarzt eines Lazaretts, daß der Schauplatz des von der ‚Köln. Ztg.' leider ohne Namensnennung niedriger gehängten Falles wohl Wiesbaden sei, ‚wie ich vor einigen Tagen in der „Frankf. Ztg." oder in den „Frankf. Nachr." gelesen habe'. Wir erwähnen diese Zuschrift, um der Wiesbadener Badeverwaltung die Möglichkeit einer Richtigstellung zu geben. Aus dem Brief dieses Arztes aber möchten wir die paar Worte wiedergeben, in denen er als ein Berufenster Zeugnis dafür ablegt, daß keine deutsche Badeverwaltung sich einen ehrenvolleren Besuch wünschen kann, als den von den Ballenstedtern und Heringsdorfern verpönten. Der Herr schreibt: ‚Wer wie ich als Chefarzt von einem Lazarett mit 650 Kranken täglich sieht, wie unsere braven Soldaten mit einer beispiellosen Bescheidenheit sich in ihr zum Teil schweres Schicksal fügen, wie sie ohne jede Ruhmredigkeit ihre Pflichterfüllung als selbstverständlich ansehen, dem krampft sich das Herz zusammen, wenn er solche Vorkommnisse erfährt.

Ein unsauberes Geschäftsinteresse hat hier einen häßlichen Auswuchs gezeitigt. Wir hoffen, daß es genügt, darauf hingewiesen zu haben, um durch das allgemeine Erschrecken vor einer solchen Häßlichkeit sie allerorten auszurotten. Sonst auch weiterhin: An den Pranger!"

*

Der Vetter des Königs

Herr Gabriele d'Annunzio ist vom König von Italien nicht nur am Portal des königlichen Parks (mit dem Hut in der Hand?) zu einstündiger familiärer Unterhaltung empfangen, mit begeisterten Lobreden gefeiert worden, er hat vom König auch den Annunziatenorden (wie sinnig!) erhalten und ist dadurch „Vetter des Königs" geworden, also auch wirklich in die „Familie" eingetreten.

Und da entblödet sich der „Vorwärts" nicht, diesen Liebling der Götter, Olympier und Vetter des Königs wie folgt auszuhängen: „Es ist wirklich ein Hohn des Schicksals, daß gerade ein Gabriele d'Annunzio heute den kriegsstrebenden Teil des italienischen Volkes verkörpern und versinnbildlichen soll. Wir denken nicht so niedrig von den Verfechtern des Krieges, ja, kaum so niedrig von den Kriegsschreiern, daß wir sagen können, sie seien dieses Nationalhelden würdig. Ist doch an diesem Manne mit dem geilen Gesicht und dem glatten Wüstlingsschädel nichts, aber auch gar nichts italienisch; beschimpft er doch durch seine ganze moralische Erscheinung jenes mannhafte und markige Abruzzenvolk, von dem er sich artfremd, im wahrsten Wortsinn: entartet, abzweigt. In diesem Sinne wird der Patriotismus zur Phrase und dann zu Geld, wie ihm seit seinen jungen Jahren das Weib zur Phrase ward und zu klingender Münze. Er ist ein Wortkünstler, wie wenige vor ihm. Aber alles ist ihm nur Material für seine Wortfiligrane: er fühlt für das Vaterland nichts, das er besingt, so wenig er für die Frauen gefühlt hat, die er in seinen Romanen der Gier des Publikums nackt

preisgibt. d'Annunzio ist international im schlechtesten Sinne, vaterlandslos, wie die Hefe der Großstadt, wie das Schmarotzergeschmeiß der Lebewelt. Er kann kein Volk verkörpern, das sich, sei es auch in einem Irrwahn, zum Kriege drängt: er verkörpert den Krebsschaden aller Völker, den alle abstoßen müssen, den sterilen Egoismus der Genußsucht und Ausbeutung."

Aber der Gewährsmann des „Vorwärts" ist immerhin ein „deutscher Barbar", also auch nicht berufen, einer so feinen Blüte der „Latinität" gerecht zu werden. Hören wir also einen Landsmann des Olympiers, und zwar schon einen „prominenten". Hören wir z. B. Caruso. Der schreibt einem ihm befreundeten Münchener: „Von Signora Duse weiß ich, daß sie den größten Teil ihres beträchtlichen Vermögens (das vollständig in die Taschen ihres früheren Freundes d'Annunzio geflossen ist) in Deutschland erwarb. ... Ich glaube nicht, daß sich d'Annunzio nur aus brennender Vaterlandsliebe allein an die Spitze der Kriegshetzer gestellt hat. Es sind wohl andere Gründe stichhaltig gewesen. Er brauchte Reklame, sehr viel Reklame. d'Annunzio wird in Frankreich mehr gelesen als in Italien. Auch mehr gekauft, denn die Italiener kaufen nicht gern Bücher. Aber Frankreich kauft Bücher, viel Bücher, und er repräsentiert auch weit eher den Pariser Geschmack als die italienische Dichtung. Ich bezweifle, daß sich Carducci zu solchen Zwecken hergegeben hätte. Aber d'Annunzio? — Er gehört zu der wenig beneidenswerten Gattung von Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben. Ein literarischer Condottiere! Ich meine, er wäre weniger Deutschenfresser, wenn er weniger Gläubiger hätte. Ich bedaure die Deutschenhetze in meinem Vaterlande aufs tiefste. ... Aber wir leben in einer Zeit der kräftigsten Lungenflügel — wer am meisten schreien kann, der wird am besten gehört. Und wo die natürliche Lungenkraft nicht ausreicht, benützt man Schallträger — die kann man für Geld jederzeit haben. An Goldangeboten für diese Zwecke mangelt es nicht."

Nun ist aber nach Mitteilungen des „Neuen Pester Journals", die vom Grafen Goluchowski stammen sollen, Herr d'Annunzio seiner Abstammung nach überhaupt kein Italiener, sondern der Sohn eines Advokaten aus Russisch-Polen namens Rappaport, der seinerzeit in Diensten des Grafen Goluchowski, ehemaligen österreichischen Ministers des Äußern, auf dessen Besitzungen in Galizien stand, später nach Rom übersiedelte und dort den immerhin noch bescheidenen Namen Rapazzi (Rapagnetta?) annahm. Seinem talentvollen Sohne, dem Olympier, blieb es vorbehalten, sich ein Adelsprädikat beizulegen und den Namen d'Annunzio anzunehmen, unter welchem er u. a. die Duse um ihr Vermögen erleichterte, von patriotischer Glut siedende 100000-Franksreden hielt (andere nennen einen höheren Tarif), Retter des Vaterlandes und seiner „unerlösten Söhne", Annunziaten-Ordensritter und Vetter des Königs wurde. Und warum sollte er es dabei bewenden lassen und nicht noch König, Vater des Vaterlandes, werden? — Wird doch dem Ungekrönten schon heute von seinem Volk mit königlichen Ehren gehuldigt!

*

Damals

In einem Madrider Blatt, dem „Correo Espanol", wird daran erinnert, daß während des spanischen Krieges mit den Vereinigten Staaten der Postdampfer Alfonso XII. bei Los Colorados, nahe Habana, sowie der Postdampfer Santo Domingo in den mexikanischen Gewässern von den Yankees in den Grund gebohrt wurden. Beide Dampfer gehörten der Compania Transatlantica Espanola und hatten den Versuch unternommen, die Blockade der Insel Kuba zu durchbrechen, taten also das gleiche, wie die „Lusitania". „Damals", bemerkt das spanische Blatt, „protestierte niemand, und das bedeutet doch wohl, daß unsere Schiffe und unsere Menschenleben anscheinend nicht so viel wert waren, wie die der Herren Engländer."

Und heute hat in der spanischen Stadt

Alicante eine Protestversammlung wegen der Torpedierung der „Lusitania“ von Amts wegen verhindert werden müssen. So tiefen Eindruck hat die sittliche Entrüstung des ollen ehrlichen Yankees auf harmlose Gemüter gemacht.

*

Herr Sidney Isacco Sonnino

Sidney, — ein eigentümlicher Vorname für einen Sohn der italienischen Erde! Er verrät, schreibt die „Neue Gesellschaftliche Korrespondenz“, daß der Lenker der auswärtigen Politik Italiens kein Vollblut-Italiener ist. Die Vorfahren des Ministers kamen aus Ägypten nach Italien und entlehnten ihren Namen vermutlich dem Städtchen Sonnino in der Nähe Roms, dem Geburtsorte des Kardinals Antonelli, des allmächtigen Staatssekretärs des Papstes Pius IX. Des Ministers Vater lebte als ein Bankier in Livorno und war Israelit, seine Mutter aber, Georgine Terry, war Engländerin und Protestantin. Bei seiner Geburt erhielt er den Namen „Isacco“, dann aber trat er zur Religion seiner Mutter, d. h. zur anglikanischen Landeskirche Englands, über und nahm den Vornamen „Sidney“ an. Seinem Glauben nach ist also der Baron Sidney Sonnino (der Barontitel stammt aus dem Jahre 1890) ein Engländer, ein Anglikaner. Kein Wunder, daß er sich den Wünschen Englands, seines „Mutterlandes“, so willfährig zeigte ...

*

Im Zeichen der Brotkarte

Es klingt zwar etwas „anachronistisch“, muß aber doch wohl wahr sein, da die Angaben zu sehr ins einzelne gehen. Die „Welt am Montag“ berichtet:

Einen verzweifelten Kampf gegen die Überfülle des ihre Felder ruinierenden Wildes führen die Bauern des schlesischen Kreises Löwenberg. Die gewaltigen Besitzungen des Reichsgrafen Schaffgotsch sind es, von denen aus das Wild die bäuerlichen Felder verwüstet. In ihrer Not wandten sich die Bauern an ihren Landrat, der ihnen am 22. April mitteilte, daß er am 10. April die Schonzeit für Rehwild aufgehoben habe und *hoffe*, daß durch Abschuß die Schäden bald vermindert sein würden. Wie diese „Saat auf Hoffnung“ des Herrn Landrats aufgegangen ist, das verrät ein Schreiben, das der Rabishauer landwirtschaftliche Verein am 5. Mai an den Abgeordneten Kopsch richtete. In dem Schreiben heißt es:

„Es sei noch hinzugefügt, daß im großen Jagdbezirk Rabishau in den letzten Wochen sage und schreibe *ein Stück Rehwild abgeschossen* wurde, trotzdem auf einer Strecke von höchstens drei Kilometer Länge *neunzig Stück Rehe* festgestellt wurden. Seitens der gräflichen Revierförster wurden im letzten Winter *große Getreide- und Kartoffelmengen als Futter für das Wild angekauft und verbraucht*, während Landleute, die vielleicht kaum noch mahlfähiges Futter für die doch ungleich nützlicheren Haustiere verbraucht hatten, vielfach bestraft wurden.

Ein beschleunigtes Eingreifen, um das ergebenst gebeten wird, dürfte dringend notwendig sein, da bei der jetzigen Frühjahrsbestellung die Fasanen die Saatfurchen aufwühlen, und die Rehe jeden hervorsprießenden Halm abfressen.“

Kopsch wandte sich an das Landwirtschaftsministerium, wo man ihm sehr freundlich entgegenkam. Nur das Wild blieb leider vollzählig am Leben! Am 16. Mai erging ein neues Schreiben aus Rabishau an Kopsch, worin es hieß: „*Noch nicht ein Stück Wild ist abgeschossen.*“ Im Kreise Löwenberg aber fragen sich die Bauern, wann es wohl den vereinten Kräften der Behörden des mächtigen preußischen Staates gelungen sein wird, die Fasanen, Rehe und Hirsche des Reichsgrafen Schaffgotsch zur Räson zu bringen.

*

Brav, Herr Bürgermeister!

Nicht hinter den Spiegel stecken werden sich die Betroffenen eine vom Bürgermeister Stieb-Forbach erlassene Bekanntmachung. Nach der „Saarzeitung“ (Saarlouis) lautet sie:

Die Unsittlichkeit in hiesiger Stadt nimmt trotz schwerer Kriegszeit, Not und Elend in bedenklichem Maße zu. Das Schlimmste dabei ist aber leider die ernste Tatsache, daß durch die schlechten Frauenzimmer die Gesundheit der Soldaten der Garnison Forbach auf das ernsteste gefährdet ist. Anstatt unser bedrohtes Vaterland im kriegerischen Schmuck der Waffen zu schützen, liegt eine nicht geringe Anzahl der Soldaten an Geschlechtskrankheiten darnieder. Diesem unheilvollen Unfug muß nunmehr mit aller Macht entgegengetreten werden. Ich werde jetzt jedes verdächtige Frauenzimmer, das in den öffentlichen Lokalen, auf der Straße oder in der Nähe der Kaserne seinem dunklen Gewerbe nachzugehen versucht, festnehmen lassen und eventuell zur Bestrafung bringen. Stellt sich bei der jedesmal erfolgenden ärztlichen Untersuchung heraus, daß das Weib geschlechtskrank ist, werde ich dasselbe in einem hiesigen oder in einem Krankenhaus in Metz unterbringen lassen. Das bedauerlichste Zeichen der Entsittlichung einer gewissen Weiberklasse ist die weitere Tatsache, daß sich darunter auch leichtsinnige verheiratete Frauenzimmer befinden, deren Männer im Felde stehen. Diese ehr- und schamlosen Dirnen, die durch ihren schlechten Lebenswandel ihr ganzes Familienglück untergraben, habe ich mir besonders ins Auge gefaßt. Sie sind mir und meinen Polizeiorganen genau bekannt, und ich werde sie bei jeder zukünftigen Verfehlung schon zu fassen wissen und sie öffentlich brandmarken. Ich bedauere lebhaft, an diesen elenden Kreaturen nicht die Prügelstrafe anwenden lassen zu können.

Forbach, den 3. Mai 1915.

Der Bürgermeister Stieb.

*

Deutsch und Vlämisch

Ein Mitkämpfer schreibt der „Deut. Tagesztg." aus Ostende:

Heute sah ich einer Gastwirtin vergnügt zu, wie sie alle französischen und englischen Anpreisungen ihres Lokales mit Farbe beklexte. Hier ein Strich, dort ein Klex, bald waren die französischen und englischen Worte fort, und nur in Vlämisch ersah man, daß dort ein Gasthaus einlud. Dem Treiben der Frau werden bis jetzt zum 8. Mai viele Hausbesitzer und Geschäftsleute folgen müssen, denn folgende Verordnung des Stadtkommandanten ist allenthalben in deutscher und vlämischer Schrift angeschlagen:

„Es ist nicht zu billigen, daß in der vlanderischen Stadt Ostende sehr viele Wohnhäuser und Geschäftsgebäude mit französischer Inschrift aller Art bedeckt sind. Zu ihrer Beseitigung wird Frist bis zum 8. Mai gegeben.

Englische Aufschriften haben ebensowenig Berechtigung und sind gleichzeitig zu entfernen. Nichtbeachtung dieser Anordnung, deren Vollstreckung überwacht wird, hat für die verantwortlichen Hausbesitzer und Geschäftsleute höchst unangenehme Folgen."

So wird denn in Ostende manches Haus gehörig übertüncht werden müssen.

Die französischen Straßennamen sind schon seit längerer Zeit verschwunden. Es gibt keine „Rue", keine „Place" mehr. Es gibt die „Antwerpener Straße" oder „Antwerpen Straat", deutsch und vlämisch.

In den Parkanlagen gemahnen die Tafeln deutsch und vlämisch an Ordnung. Das Französische verschwindet.

Unsere Feldgrauen dürfen im Umgang mit der Bevölkerung die französische Sprache nicht benutzen.

Ich denke da an die „Fremdwörter-Liebelei", die vor dem Kriege in Berlin zu Hause war. Hoffentlich ist daheim schon ganze Arbeit gemacht.

Ob die Sprachenfrage in Belgien besonders große Schwierigkeiten machen wird? — Mag sein.

Ich sprach darüber mit Leuten echt flamschen Einschlags. So einen Bäckermeister. Ob viel Französisch in Ostende gesprochen werde?

„Im Sommer, im Winter sprechen die meisten Leute vlämisch."

Wo er denn Französisch gelernt habe, als echter Vlamländer?

„Beim Militär mit 20 Jahren!"

Wie das zuginge?

„Man steckte in der Kaserne wie in der Front Vlamländer und Wallonen durch-

einander. Nr. 1 ein Wallone, Nr. 2 ein Vlamländer usf. Die Vlamländer lernten so von den Wallonen die französischen Kommandos.“ Man sieht, ein einfaches Exempel.

Der Verkehr in deutscher und vlämischer Sprache ist denkbar leicht. Da braucht man gar nicht erst auf das „Plattdütsche“ verfallen. Ja, man sagte mir, daß unser „Berliner Platt“ durchaus verständlich sei. Wir haben uns denn auch allenthalben in Flandern gut mit den Leuten verständigt. Wozu auch der französischen Sprache Vorschub leisten?

Die Germanisierung kann hier gar nicht so viel Schwierigkeiten bereiten. Schon jetzt singt die liebe Jugend unser Leib- und Magenlied: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehn ... in der Heimat, in der Heimat.“

*

Ritterlichkeit

Mit mehr Recht, als mancher Deutsche wahrhaben will, betont Dr. Rudolf Krauß in der „Deut. Tagesztg.“, daß auch das vornehme Verhalten gegen den Feind, eben die Ritterlichkeit, auf die Dauer nur aufrechterhalten werden kann, sofern es auf Gegenseitigkeit beruht. „Der deutsche Kronprinz läßt dem gefangenen Kommandanten der Festung Longwy seinen Degen, aber hinterher stellt sich heraus, daß der Ehrenmann an Verwendung von Dumdumgeschossen nicht unbeteiligt gewesen ist! Die Seeleute auf unseren Unterseebooten scheuen keine eigene Gefahr, um den Mannschaften auf den torpedierten Dampfern das Leben zu retten, und zum Dank dafür erheben sich überall Stimmen, sogar maßgebliche, daß sie, in Gefangenschaft geraten, als gemeine Verbrecher zu behandeln seien! Muß nicht nach solchen üblen Erfahrungen auch dem großmütigsten Herzen die Lust vergehen, seine Großmut an Unwürdige zu verschwenden? Ritterlichkeit, fortgesetzt am untauglichen Objekte geübt, müßte ja schließlich zur Donquichotterie werden.

Wenn bei denen, die unter die Gesetze eines so furchtbaren Krieges gestellt sind, die Ritterlichkeit allmählich erlischt, kann man es wenigstens verstehen. Sollte man dann aber nicht glauben, daß sie bei den nicht unmittelbar Beteiligten und Betroffenen, bei den Neutralen, eine Zuflucht gesucht und gefunden habe? Und sollte man ferner nicht meinen, daß der erfolggekrönte heldenmütige Widerstand Deutschlands mit seinem Häuflein Bundesgenossen gegen eine überstarke Koalition hervorlocken müßte, was diesen Neutralen an ritterlichen Gefühlen eignet? Nicht als ob wir von irgendwem verlangten, es bis zur Waffenhilfe zu treiben; eine solche kann natürlich immer nur durch das eigene Staatsinteresse in Bewegung gesetzt werden. Aber auch von Kundgebungen aus dem Herzen dringender Teilnahme bekommen wir nicht allzuviel zu verspüren, wenn man von einzelnen Prachterscheinungen, wie Sven Hedin, absieht. Vielmehr herrscht sogar unter denen, von deren freundlichen Gesinnungen gegen uns wir schon mit Rücksicht auf enge Kulturgemeinschaft überzeugt sein dürfen, eine gewisse vorsichtige, ja ängstliche Zurückhaltung vor, daß nur gewiß nicht durch ein allzu warmherziges Wort die sorgsam gehütete Neutralität irgendwie verletzt werde! Vielleicht zeugen die vielfachen deutschen Sympathien im ferngelegenen Spanien am ehesten von noch nicht versunkener Ritterlichkeit, und es ist nicht Zufall, daß sie aus einem Lande kommen, wo die Romantik noch heute höheren Kurswert hat als im übrigen Europa ...“

*

Die Ungarn und wir — einst und jetzt

Die Waffenbrüderschaft, liest man in der „Frankf. Ztg.“, hat jedenfalls das eine schon bewirkt, daß man in Deutschland Ungarn besser kennen gelernt hat, und daß man in Ungarn Deutschland als den einzigen Staat Europas betrachtet, der mit Österreich-Ungarn die gleichen Existenzinteressen besitzt. Der Chauvinismus, der früher wütend aufschrie, wenn ein deutsches Wort erklang, ist ganz verstummt. Wir erinnern uns, daß wir einmal Zeuge einer Szene waren, wie ein deutschsprechendes Ehepaar von einem bekannten Abgeordneten der Unabhängigkeits-

partei, der vor einem vornehmen Café im Freien saß, auf offener Straße angefahren wurde: „Ungarisch sprechen!“ Dieser selbe Abgeordnete singt heute begeistert „Die Wacht am Rhein“ und „Deutschland, Deutschland über alles!“ Und was war die erste Tat des neuen Direktors Aurel Kern, den das Kgl. Ungarische Opernhaus nach einem so langen Interregnum erhalten hat? Er gestattete die Benützung der deutschen Sprache auf der Bühne der Oper! Und so haben wir vor einigen Tagen zum ersten Male in der Oper in einer „Lohengrin“-Aufführung die deutsche Sprache erklingen hören. Alle europäischen Kultursprachen, selbst polnisch und tschechisch, durfte man bisher in der Oper singen — nur deutsch nicht. So hatte man inmitten eines ungarischen Ensembles einen englischen Siegfried, einen holländischen Wotan, einen ftanzösischen Tannhäuser, eine norwegische Senta, einen italienischen Hans Sachs anhören müssen, weil es den Chauvinisten eine Gefahr schien, die Verse des deutschen Wagner im Original hören und verstehen zu lassen. Nun haben wir aber Dr. Kirchner als den ersten deutschen Lohengrin auf den Brettern der ungarischen Königl. Oper hören können, und jetzt wird sich auch Fritz Feinhals, der sich sonst aller Art Sprachen, nur nicht der deutschen bedienen durfte, bei seinem nächsten Gastspiel als echter deutscher Hans Sachs präsentieren dürfen. Auch das Wiener Burgtheater, das vor Jahren Skandalszenen hervorrief, als es hier aufzutreten wagte — jetzt, seit Kriegsbeginn, ist es jeden Augenblick zu einem Gastspiel in Budapest, und die Hände rühren sich, nicht wie einst, um faule Äpfel und Eier auf die deutschsprechenden Künstler zu werfen, sondern um enthusiastisch Beifall zu klatschen.

*

Auf höheren Befehl?

Unvergessen bleibt es und wird es bleiben, wie die Russen in dem armen Ostpreußen gehaust haben, als sie zum zweitenmal das schwergeprüfte Land überschwemmten. Mit ihnen, erzählt Richard Skowronnek in der „Voss. Ztg.“, brach eine Flut von Mord und Brand und Notzucht herein, deren Grauenhaftigkeit nicht auszuschildern ist. „Ich habe mit vielen ernsthaften Männern gesprochen, denen jede Übertreibung fernliegt. Sie gaben auch nur widerwillig Auskunft, in der Befürchtung, die Namen der Familien, denen das Schlimmste angetan wurde, könnten in die Öffentlichkeit dringen. In der Erinnerung aber rötete sich ihnen die Stirn und die Fäuste ballten sich vor Zorn. Einer von ihnen, den ich aus der Jugendzeit als ruhigen und besonnenen Menschen kenne, sagte mit kaltem Ingrimm, er wünschte sich nur eines: der liebe Gott sollte ihm die hunderttausend Gefangenen der Winterschlacht in die Hand geben und dazu ebensoviele hänfene Stricke. Bäume mit starken Ästen wären genug da im ostpreußischen Wald. ... Mir flog ein Schauer über den Rücken, aber nach dem, was ich gesehen und glaubwürdig gehört hatte, konnte ich den Mann verstehen ...

Auf den Straßen der Städte, durch die ich kam, sah ich Hunderte und aber Hunderte gefangener Russen. Sie verrichteten unter der Aufsicht von Landsturmleuten zufriedenen Mutes die ihnen zugewiesenen Arbeiten, besserten Wege oder säuberten Wohnungen von dem stinkenden Unrate, den sie selbst hinterlassen hatten. Ich habe sie mir lange, oft und genau angesehen, Stumpfsinn und Dummheit stand in den meisten Gesichtern zu lesen. Keinem von ihnen mochte ich die viehischen Freveltaten auf den Kopf zusagen. Und da sprang mich der Gedanke an, all diese Greuel, die Morde, Brandstiftungen und Schändungen sind a u f h ö h e r e n B e f e h l verübt worden! Wie sollte es sich sonst erklären, daß überall an der r u s s i s c h e n Grenze die Spuren der Zerstörung a u f h ö r e n? Ich habe auf meinen Fahrten zur äußersten Kampffront zweimal die Grenze passiert, hinter Lyck und Marggrabowa. In dem früher so blühenden Grenzorte Prostken ist buchstäblich jedes einzelne Haus ein wirrer Trümmerhaufe von verkohlten Balken und Steinen, das nächste r u s s i s c h e Dorf ist v o l l k o m m e n u n v e r s e h r t, und in dem, nur wenige Kilometer entfernten Städtchen Gra-

jewo merkt man nichts vom Kriege. Ebenso sieht es bei dem Grenzübergange östlich von Marggrabowa aus, am deutlichsten aber offenbart sich's bei Schirwindt und der nur durch eine Flußbreite getrennten russischen Stadt Wladislawow, früher Polnisch-Neustadt geheißen. Schirwindt ist eine einzige Stätte grauenvoller Verwüstung, in der russischen Nachbarstadt steht jedes Haus, kaum eine Fensterscheibe ist zerschlagen. Eine zügellose Truppe aber haust im eigenen Lande genau so wie im fremden. Wer will mir da einreden, die feindlichen Führer hätten ihre Scharen in Deutschland nicht genau so straff in der Hand halten können wie daheim in Russisch-Polen? ...

Ratlos stehen die Armen vor ihren niedergebrannten Heimstätten, vor den Wohnungen, in denen sich unsäglicher Schmutz und Unrat gehäuft hat. Es ist eine kaum faßbare, aber über jeden Zweifel festgestellte Tatsache, daß sogar die Mehrzahl der russischen Offiziere sich in den von ihnen monatelang bewohnten Zimmern nach Art der Schweine aufgeführt hat; wobei ich zur Ehre dieser nützlichen Borstenträger annehmen möchte, daß sie nur gezwungenermaßen ihre Notdurft auf der eigenen Lagerstatt verrichten. Die Herren Offiziere aber, die nach dem unverschämten Worte des Ministers Sasonow uns die Kultur bringen sollten, waren nicht eingesperrt, konnten sich ungehindert an den Ort begeben, den wir Barbaren ja auch aufsuchen, wenn es nötig ist.

Vor diesen Spuren einer höheren Gesittung stehen nun meine armen Landsleute, der Ekel würgt sie am Halse, und leider sind nicht genug Russen verfügbar, die allein geeignet wären, das Werk der Reinigung ohne stetes Erbrechen zu vollziehen ..."

*

Gutmütigkeit?

Die Russen in Karlsruhe haben es gut. Sie stehen zwar unter polizeilicher Aufsicht, müssen sich zweimal täglich auf der Polizei melden, können aber sonst tun und lassen, was sie wollen. Wie gut sie's haben, und wie sie unsere „Gutmütigkeit" lohnen, beweist der folgende, mit Recht als empörend gekennzeichnete Vorfall:

Ein Russe kauft in einem Laden 10 Zigaretten für 20 ₰ und zahlt mit einem 20-ℳ-Schein, auf den er 19 ℳ in Silber und 80 ₰ herausbekommt. Als er behauptet, ein Markstück sei falsch, gibt ihm der Kaufmann, um die Sache kurz zu machen, ein anderes Stück. Nun glaubt der Kaufmann die Sache erledigt. Doch auf einmal erscheint der Polizeiwachtmeister in Begleitung des Russen, der den Kaufmann wegen Ausgabe falschen Geldes angezeigt hat! Der Wachtmeister durchsuchte die Kasse des Kaufmanns nach falschem Geld und ließ den russischen Angeber dabeistehen, bis ihn der Kaufmann hinauswies. Falsches Geld wurde nicht gefunden.

Nun frage man, bemerkt dazu der „Schwäbische Merkur", ob eine derartige zarte Fürsorge für einen Angehörigen eines feindlichen Staates in einer französischen, englischen oder russischen Stadt denkbar wäre? Wir leben im neunten Kriegsmonate, unsere Stammesgenossen in jenen Ländern wurden ausgewiesen, in elende Lager verbracht, unsere Kriegsgefangenen und Verwundeten in Feindesland werden lange nicht so gut behandelt, wie die feindlichen bei uns. Russische Räuberbanden in Uniform überfallen und plündern deutsche Grenzstädte, töten oder entführen Privatpersonen und schänden Mädchen und Frauen. Französische und englische Flieger bombardieren badische Städte und töten Frauen und Kinder. Und in Karlsruhe bemüht sich der Polizeiwachtmeister persönlich darum, den Verdacht zu zerstreuen, daß ein russischer Schutzbefohlener ein unechtes Markstück erhalten habe! Werden wir Deutsche nie unsere verkehrte Gutmütigkeit ablegen? Auch Französinnen, Belgier- und Engländerinnen sollen sich noch in Karlsruhe frei unter unwirksamer Polizeiaufsicht umhertreiben, wo es gewiß, als an einem Truppenausbildungs- und Depotplatz, genug zu spionieren gibt!

Unsere „Gutmütigkeit" sollte doch wenigstens an der Würde unseres Volkes und der Sicherheit unseres Vaterlandes ihre Grenze finden — in einem Kriege, der

Volk und Vaterland mit der Vernichtung bedroht, dem wir ungezählte blühende Menschenleben opfern, von den andern Opfern gar nicht erst zu reden! Gr.

*

Zweifelhafte Wohltätigkeit

Persönlichkeiten, die sich überall gern in den Vordergrund drängen, haben vor einiger Zeit versucht, in Berlin unter der Flagge des Roten Kreuzes eine Wohltätigkeits-Festwoche abzuhalten. Der gute Geschmack des Publikums, das sich mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit gegen diesen unwürdigen Plan wandte, hat den bereits bis in die Einzelheiten vorbereiteten Rummel Gott sei Dank noch rechtzeitig verhindert. Aber damit ist leider jener Sorte von Wohltätern, die ihren Namen gern unter Ausschüssen prangen sehen, ohne selbst in den meist recht prallen Geldbeutel zu greifen, das Handwerk nicht gelegt worden. Von den ungezählten Wohltätigkeitsveranstaltungen, die an allen Ecken und Enden abgehalten worden sind, hat ein leider recht beträchtlicher Prozentsatz mehr die persönlichen Eitelkeiten der Veranstalter gefördert, als den vorgeschobenen Zwecken gedient. Das arglose Publikum, das sich um der guten Sache willen hohe Preise gefallen läßt, ahnt nicht, daß ein großer Teil des Geldes in Nebenkanäle abfließt, die zu speisen gerade jetzt wahrhaftig kein Anlaß vorliegt. Auf die Umfrage eines Berliner Blattes hat eine Reihe von Künstlern, die sich in den Dienst der Wohltätigkeit stellten, sehr abfällig über den Durchschnitt derartiger Veranstaltungen geurteilt. So äußerte sich Albert Patry, der Regisseur des Berliner Kgl. Schauspielhauses, über den verblüffenden Gegensatz zwischen Einnahmen und Ausgaben, zwischen der Selbstlosigkeit der mitwirkenden Künstlerschaft und der Höhe der Unkosten:

„Der Erfolg aller für die Kriegshilfe veranstalteten Kunstabende wäre in materieller Hinsicht nicht halb so groß, wenn nicht alle ausübenden Künstler ohne Entgelt tätig wären. ... Verstimmend wirkt auf uns nur, wenn die den Notleidenden zufließende Summe auch nicht entfernt im richtigen Verhältnis steht zur Höhe der erzielten Einnahme! Wenn z. B. von einer Gesamteinnahme von 7000 ℳ etwa 2500 ℳ abgeliefert werden, so beweist das, daß die in Abzug gebrachten Kosten von 4500 ℳ bei weitem zu hoch sind! Wo bleiben diese 4500 ℳ? Sie fließen meistens Leuten zu, die nicht notleidend sind und bei der Veranstaltung der Wohltätigkeitsvorstellung ein gutes Geschäft machen. Die Veranstalter selbst ziehen natürlich keinen persönlichen Nutzen daraus — aber meistens besitzen sie zu wenig Sachkenntnis, um die Kosten auf das richtige Maß kürzen zu können und werden überteuert!!"

Ein gänzlich verfehlter Weg, Wohltätigkeitsgelder zusammenzubringen, ist auch die in letzter Zeit viel geübte Unsitte bestimmter Vereinigungen, die Häuser mit Massenserien von Ansichtskarten zu überschwemmen und das Publikum durch Beifügung von Postschecks zum Abkauf förmlich zu zwingen. Selbst der Laie kann sich ausrechnen, was bei Abzug der Unkosten, der Porti usw. für den eigentlichen Zweck wohl übrigbleiben wird.

*

Die edle hochpatriotische Sache

Gewiß wäre es eine ebenso große Torheit wie schwere Ungerechtigkeit, die Verbrechen der Lenker wie des Pöbels von Italien — eine edle Gemeinschaft! — dem italienischen Volke in seiner Gesamtheit aufzubürden. Die Behauptung von Kennern Italiens und Beobachtern der dem offenen Verrate vorausgegangenen und ihm unmittelbar folgenden Vorgänge: daß vielleicht 85 vom Hundert innerlich *gegen* den Krieg gewesen seien, ist durchaus glaubhaft. Auch daß, wie es in einer Meldung über die Mailänder organisierten Schurkenstreiche heißt, die besseren bürgerlichen Elemente über diese Selbstentehrung vor Wut und Scham geweint haben, wollen wir gern glauben. Aber die Kanaille war von der *Presse* aufgepeitscht, von der *Intelligenz* aufgerufen worden,

wurde von der Intelligenz geführt, von der Staatsgewalt aber nicht nur nicht unterdrückt, sondern ganz offen in ihrem verbrecherischen Treiben begünstigt und ermuntert. Die nachhinkenden, aus sehr durchsichtigen Gründen erfolgten Entlassungen der schuldigen Beamten, die Untersuchungen und Verhaftungen können weder an dieser Tatsache etwas ändern, noch die regierenden Häuptlinge reinwaschen.

Und wahrscheinlich sollen sie das auch gar nicht! Denn wie würde sonst das offiziöse Blatt „Popolo d'Italia" sich veranlaßt sehen, die verübten gemeinen Verbrechen zu rechtfertigen? Wie würde es dazu — unter der Zensur — auch nur in der Lage sein? Das Regierungsblatt erklärt die Mailänder Schandtaten als gerechte Vergeltung dafür, daß die in Deutschland zurückgehaltenen Italiener in fürchterlichster Weise mißhandelt (!) werden, daß man in Stuttgart Häuser von Italienern angezündet habe (!) und daß die unter dem Vorwande, Schweizer oder Elsässer zu sein, in Mailand zurückgebliebenen Deutschen durchwegs Spione seien. Was habe es da auf sich, wenn bei den allgemeinen Repressalien gegen diese Feinde Italiens ein paar Diebstähle als Plünderungen mit unterliefen? Bei den Mailänder Tumulten handle es sich um eine edle, hochpatriotische Sache. „Vielleicht," so schreibt das Organ der Salandra und Sonnino, „mag sich unser allzufeiner Sinn für Zivilisation und Ritterlichkeit von gewissen Vorgängen abgestoßen fühlen, aber wir dürfen und sollen nicht vergessen, mit welcher Rasse von Wegelagerern und Mördern wir es zu tun haben. Statt nur die Möbel und Waren der nach Mailand geschneiten deutschen Verräter zu zerstören, müßte man Berlin selbst vom Erdboden vertilgen." Zu seiner Genugtuung kann der „Popolo d'Italia" schließlich feststellen, daß heute die Zivilisation der ganzen Welt sich gegen die deutschen Barbaren erhoben habe: „Die schlimme Bestie ist von allen Seiten umringt, es gibt keinen Ausweg mehr. Auf, ihr Jäger! Noch einen einzigen Anlauf, und das deutsche Untier ist erlegt." Das ist zurzeit die von Hunderttausenden und aber Hunderttausenden verschlungene geistige Nahrung der italienischen Intelligenz.

Um dies Bekenntnis des offiziösen italienischen Blattes in seiner ganzen Größe zu würdigen, stelle man sich vor, zu welcher Leistung unsere Reichsregierung sich aufschwingen müßte, um sich dieser Größe anzunähern. Sie müßte etwa die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" einen ähnlichen Aufsatz gegen die Italiener schreiben lassen, in dem das deutsche Volk zu Raub, Diebstahl, Brandstiftung gegen alle Italiener und ihr Eigentum, zur Abschlachtung aller Italiener aufgefordert, die Vollstreckung dieser Aufforderung als „edle hochpatriotische Sache" gepriesen würde. Nur fehlen bei uns leider alle, aber auch alle Voraussetzungen dazu. Wir können leider nicht dienen. Leider, leider fehlt uns dazu jener „feine Sinn für Zivilisation und Ritterlichkeit", der dem „Popolo d'Italia" und seinen Gefolgsleuten mit der Einbrecherstange und der Petroleumkanne in so überfeinerter Ausprägung eignet. Gr.

Zur gefl. Beachtung!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher **in ihrem eigenen Interesse** freundlich und dringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder **„an den Herausgeber"** oder **„an die Redaktion des Türmers"** (beide **Zehlendorf, Wannseebahn**) zu richten.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



XVII. Jahrg. Erstes Juliheft 1915 Heft 19

Das politische Erbe des Königs Carol von Rumänien

Von Dr. Frhrn. von Dungern

Professor an der Universität Czernowitz

Die Träume künftiger deutscher Ausdehnung richten sich heute mehr denn je nach dem Balkan. Deshalb verfolgen wir mit Recht aufmerksam alles, was dort geschieht oder geplant wird. Das Bündnis mit der Türkei ist fest geschmiedet. Wir helfen den Türken, Konstantinopel vor russischer Gewalt, vor englischer und französischer Abhängigkeit zu sichern, wir stellen uns in den Dienst der Türken, um sie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu fördern, damit ihr Staatswesen seine Kräfte sammelt und weiterhin groß und mächtig dasteht. Die Türkei ist ja nicht mehr der Barbarenstaat des 15. und 16. Jahrhunderts, mit dem Waffenbrüderschaft zu schließen für alle christlichen Könige als Schmach galt. Die starke Türkei soll uns späterhin die Brücke sein, um mit unserer Kultur und unserem Fleiß in friedlichem und segensreichem Wirken nach Asien und Ägypten vorzudringen. Auch die Bulgaren sind unsere guten Freunde, die in uns den natürlichen Bundesgenossen gegen ihren künftigen Unterdrücker, Rußland, finden, und denen wir gern finanzielle und kulturelle Hilfe leisten wollen, damit auch sie sich so kräftig ausbauen, wie das nötig ist für einen Staat, der Rußland die Spitze bieten will. Aber zwischen uns



XVII. Jahrg. Erstes Juliheft 1915 Heft 19

Das politische Erbe des Königs Carol von Rumänien

Von Dr. Frhrn. von Dungern

Professor an der Universität Czernowitz

Die Träume künftiger deutscher Ausdehnung richten sich heute mehr denn je nach dem Balkan. Deshalb verfolgen wir mit Recht aufmerksam alles, was dort geschieht oder geplant wird. Das Bündnis mit der Türkei ist fest geschmiedet. Wir helfen den Türken, Konstantinopel vor russischer Gewalt, vor englischer und französischer Abhängigkeit zu sichern, wir stellen uns in den Dienst der Türken, um sie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu fördern, damit ihr Staatswesen seine Kräfte sammelt und weiterhin groß und mächtig dasteht. Die Türkei ist ja nicht mehr der Barbarenstaat des 15. und 16. Jahrhunderts, mit dem Waffenbrüderschaft zu schließen für alle christlichen Könige als Schmach galt. Die starke Türkei soll uns späterhin die Brücke sein, um mit unserer Kultur und unserem Fleiß in friedlichem und segensreichem Wirken nach Asien und Ägypten vorzudringen. Auch die Bulgaren sind unsere guten Freunde, die in uns den natürlichen Bundesgenossen gegen ihren künftigen Unterdrücker, Rußland, finden, und denen wir gern finanzielle und kulturelle Hilfe leisten wollen, damit auch sie sich so kräftig ausbauen, wie das nötig ist für einen Staat, der Rußland die Spitze bieten will. Aber zwischen uns

und diesen heute befreundeten Ländern liegt noch ein anderer Staat: Rumänien. Das moderne Rumänien hat sich in beispielloser Entwicklung seit 1866 unter einem deutschen Fürsten gebildet. Deutsch geboren und deutsch erzogen ist auch sein jetziger König. Lange ehe man bei uns daran gedacht hat, mit der Türkei und mit Bulgarien wirtschaftliche und politische Bande anzuknüpfen, war uns Rumänien ein Schützling, ein guter Freund, ein stiller Bundesgenosse. Auch Rumänien hat reichlich Grund, die Russen als seine schlimmsten Widersacher zu fürchten und zu hassen. Mit jedem Schritt vorwärts gegen das Moskowitertum, den unsere Armeen machen, befreien wir auch Rumänien mehr und mehr von einem unerträglichen Druck und sichern ihm den Weg von seiner einzigen Küste im Schwarzen Meer hinaus durch Bosporus und Dardanellen auf den Weltmarkt; ein Weg, der für Rumäniens Entwickelung notwendiger ist als irgendeine andere Verbindung über Land.

Das hat nicht nur Rumäniens erster König gewußt; das weiß auch König Ferdinand und wissen Volk und Regierung. Aber unter den Rumänen gibt es noch immer viele, die Rußland als unüberwindlich und für die Macht der Zukunft halten, und die deshalb glauben, es sei besser, sich heute schon mit dieser künftigen Übermacht gut zu stellen, als sich auf die Seite der Feinde Rußlands zu neigen. Außerdem sind unter den Rumänen zahlreiche gebildete Menschen, die schon von ihren Eltern und Großeltern her enge Beziehungen zu Frankreich haben, und die sich heute noch dort ihre Bildung und alles, was zu höherer Kultur und feinerer Lebensweise und Lebensart gehört, suchen; die glauben, daß ihr rumänisches Blut ein Band sei, das sie zu geborenen Gesinnungsgenossen und Anhängern Frankreichs macht, und daß sie deshalb alle Strömungen des französischen Volksgeistes mitempfinden und mitdurchleben müssen. Schon 1870 sind uns diese rumänischen Französlinge unangenehm gewesen. In scharfen antideutschen Kundgebungen der Straßen und der Presse, die von leitenden Elementen der gebildeten Klassen organisiert waren, hat sich damals während des Deutsch-Französischen Krieges die Sympathie für Frankreich in Haßausbrüchen gegen alles Deutsche kundgetan; genau wie jetzt während des Weltkrieges. Daß seitdem in mehr als vierzig Jahren Rumänien viel enger mit Deutschland und Österreich-Ungarn verknüpft war als mit Frankreich, hat diese französische Grundstimmung ebensowenig unterdrückt, wie der Verrat Rußlands an Rumänien 1878, der die Rumänen Bessarabien kostete, den Respekt vor Rußland zerstört hat. Während man aber die russischen Sympathien in Rumänien heute, zum Teil wenigstens, auf den Einfluß unlauterer russischer Propagandamittel (Bestechungen, Kaufen der Presse) zurückführen kann, ist diese Sympathie für Frankreich noch immer viel tiefer gegründet: auf die französische Bildung der rumänischen Intelligenz, die durch den Einfluß deutscher Beziehungen nicht überwunden worden ist.

Beim Ausbruch des Weltkrieges überwog jedenfalls wieder in Rumänien die antideutsche Stimmung. Nicht erst als im September die Russen in die Bukowina eingedrungen waren und über die Karpathen bis nach Ungarn hineinstreiften, ist im Lande laut der Anschluß an Rußland und seine Verbündeten gefordert worden. Schon in den letzten Julitagen 1914 erschienen in Bukarest Flugblätter, die eine

heftige Sprache gegen Deutschland und Österreich-Ungarn führten und das Volk zu einem sofortigen Eingreifen auf russischer Seite aufreizten. Den Deutschen, die seitdem in Rumänien Gelegenheit hatten, mit einflußreichen Persönlichkeiten zu sprechen, ist oft gesagt worden, nicht gegen Deutschland, nicht einmal gegen Österreich richte sich die Gegnerschaft der Rumänen, sondern nur gegen Ungarn, weil es dort drei bis vier Millionen unterdrückter Rumänen gäbe, die nach Befreiüng riefen. So mögen einzelne Rumänen wirklich fühlen. Doch dürfen wir uns dadurch nicht täuschen lassen: kein nichtdeutscher Stamm der österreichisch-ungarischen Monarchie hat sich so unbedingt kaisertreu und deutschfreundlich gehalten, wie die Rumänen der Bukowina und Siebenbürgens; der großrumänische Erlösungstaumel wuchert im Königreich und hat im Kaiserstaat nur schwache Wurzeln. Es war aber auch nicht richtig, wenn man uns in Rumänien glauben machen wollte, nur das Zusammengehen mit den Ungarn, die der Rumäne in der Tat ganz besonders glühend haßt, mache uns notwendig zu Gegnern der Rumänen. Vielmehr ging die Feindschaft des Volks oder doch der Volkskreise, die zum kriegerischen Eingreifen auf seiten Rußlands aufriefen, von Anfang an auch gegen Österreicher und Reichsdeutsche selbst, weil man das geliebte Frankreich, die intellektuelle Mutter, die Erzieherin in feinerer Sitte und Lebensart, von Deutschland bedrängt sah. Diese antideutsche Stimmung war von langer Hand durch Frankreich und durch Rußland vorbereitet. Wohl fühlte man sich mit Deutschland durch wirtschaftliche Interessen eng verbunden; aber auf die politischen Gefühle hat das keinen ausschlaggebenden Einfluß gehabt. Umgekehrt ist das rein politische Entgegenkommen Rußlands in der letzten Zeit vor dem Kriege gerade von den Politikern in Rumänien dankbar empfunden worden. Daß der Kaiser von Rußland zum Besuch nach Konstanza gekommen war, kurz nach dem Abschluß des Bukarester Friedens, der Rumäniens Vormachtstellung auf dem Balkan besiegelt hatte, das war wie eine Anerkennung, ja wie eine Garantie dieser letzten Entwicklung Rumäniens empfunden worden; ebenso daß die Russen Rumänien herangezogen hatten bei ihren letzten Verhandlungen in Konstantinopel wegen der künftigen Freihaltung der Dardanellen für die Handelsschiffahrt. Nicht lange vor dem Krieg hatte sich der rumänische Thronfolger mit seiner Gemahlin und seinem ältesten Sohn am Hof in Petersburg aufgehalten, wo sie außerordentlich auszeichnend empfangen worden waren. Ebenso erinnerte man sich der Verleihung des russischen Marschallstabes an König Carol, die durch eine besondere großfürstliche Mission feierlich gestaltet worden war. Alles das kurz vor dem Kriege.

Als dem Könige Carol dieser russische Marschallstab angekündigt wurde und er das Telegramm seiner Umgebung vorlas, machte er gar kein erfreutes Gesicht, sondern sagte bedenklich: „Das bedeutet Krieg!" Als ihm am gleichen Tage, an dem das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien überreicht wurde, der österreichisch-ungarische Gesandte hiervon in langer Audienz Mitteilung gemacht hatte, sah er noch viel bedenklicher aus und meinte: „Das ist der Krieg, und zwar der Weltkrieg!" In derselben Nacht hat er sich hingesetzt und ausgerechnet, daß sechs Monate dieses Weltkrieges Europa 40 Milliarden kosten würden. Zwar hat er in jenen letzten Julitagen alles getan, was in seiner Macht stand, um den Aus-

bruch des Konfliktes zu verhindern; denn dem König, dessen größter Erfolg als Staatsmann auf dem Gebiet der wirtschaftlichen und kulturellen Arbeit und der diplomatischen Aktion gelegen hatte, war Krieg ein Greuel; und in der Macht des Königs, an dessen Erfahrung und Weisheit in der letzten Juliwoche Mächtigere appellierten, stand damals mehr, als an und für sich einem Herrscher eines Balkanstaates von 7½ Millionen Einwohnern möglich gewesen wäre. Aber die Aussichten für den Frieden, die König Carol in diesen Tagen furchtbarer Spannung Abend für Abend abschließend wog und klarlegte, sanken von Stunde zu Stunde. Alle seine Vermittlungsvorschläge, um die er von vier Großmächten nacheinander gebeten wurde, blieben unbeachtet. Die Furie war entfesselt. Der Dämon war in die Köpfe der Staatsmänner gefahren, die noch hätten ein Zurück gebieten können. Das fühlte der König, und deshalb erwog er schon in diesen Tagen ununterbrochen mit seinen Räten und Ministern, wie sich Rumänien in dem kommenden Weltbrand verhalten müsse, und ob und wie und wann es eingreifen solle.

Denn Rumänien war gebunden.

Die Öffentlichkeit hat bis heute nicht erfahren, welcher Art die Verpflichtung war, die Rumänien für den Fall eines Krieges der Kaiserstaaten auf sich genommen hatte. Wohl hat man in politischen Kreisen seit langem damit gerechnet, daß Rumänien auf der Wagschale der europäischen Mächte der Gruppe des Dreibundes zuzuzählen sei. Über die Art der Verbindung ist aber bis heute nichts offiziell bekanntgegeben worden. Die Tatsache der Vereinbarung ist so geheimgehalten worden, daß König Carol noch im Jahre 1911 einem Korrespondenten der „Neuen Freien Presse“, Sigmund Münz, eine direkte Frage, ob Rumänien mit dem Dreibund durch ein Bündnis verknüpft sei, und ob er, Münz, etwas darüber publizieren dürfe, geantwortet hat, ein Bündnis, durch welches sich Rumänien an den Dreibund angeschlossen habe, bestehe nicht. Selbst diplomatischen Vertretern der Dreibundmächte ist der Text des Abkommens bis in die neueste Zeit unbekannt geblieben.

In den österreichischen und ungarischen Grenzlanden wurde die Frage der rumänischen Bundesgenossenschaft besonders während der Mobilisationszeit 1912 und 1913 in geschlossenen Kreisen, zumal von Offizieren, viel erörtert. Auch da gab es nur Vermutungen darüber, ob der Vertrag mit Rumänien überhaupt noch in Kraft sei und was es bedeute. Man erzählte sich wohl davon, daß in der Vereinbarung die Bukowina eine besondere Rolle spiele, hat sogar davon gesprochen, daß im Falle eines Krieges mit Rußland eine Besetzung der Bukowina durch rumänische Truppen vorgesehen sei. Aber das waren alles haltlose Vermutungen, für die niemand eine bestimmte Quelle anzugeben wußte. In der Tat bestanden über Einzelheiten eines eventuellen gemeinsamen Vorgehens nur mündliche Abmachungen.

Auch in Rumänien selbst ist bis zum Kriege nie Bestimmtes darüber lautgeworden. Erst im Winter 1914 haben merkwürdigerweise zuerst italienische und dann rumänische Zeitungen offen und unwiderlegt von einer Militärkonvention gesprochen, durch die Rumänien beim Ausbruch des Weltkrieges verpflichtet gewesen sei, sich mit seiner Armee an die Seite Österreich-Ungarns und Deutschlands zu stellen. Und etwas mehr noch ist erzählt worden: Die Konvention habe Ru-

mänien nur für den Fall verpflichtet, daß Österreich-Ungarn zum Kriege provoziert worden wäre; und weiter, daß diese Konvention ohne Mitwirkung der Kammern zustande gekommen, daß sie also niemals ratifiziert worden sei. Endlich hat Anfang Juni dieses Jahres die „Vossische Zeitung" etwas Näheres über das Abkommen bringen dürfen: daß es bereits im Jahre 1883 abgeschlossen, und daß es beizeiten erneut und noch in Geltung sei; eine Mitteilung, die nicht dementiert worden ist.

Tatsächlich kann von einem Bündnis nicht gesprochen werden; es handelt sich lediglich um eine Militärkonvention, durch welche sich die Monarchen und ihre verantwortlichen Minister gegenseitig zu militärischer Unterstützung unter gewissen Voraussetzungen und Bedingungen verpflichtet hatten. Rumänien war es dabei auf einen Schutz gegen Rußland angekommen, das Anfang der achtziger Jahre die verletzende und drohende Sprache stark hervorkehrte, die es 1878 und 1879, als Dank für die Rettung durch den König, damals noch Fürsten Carol, vor Plewna, angeschlagen hatte. Eine derartige Konvention bindet ein rein parlamentarisch regiertes Land, wie Rumänien, nicht ganz in der gleichen Weise, wie die deutschen Kaiserreiche mit ihren selbständigeren Regierungen. Die Entscheidung, ob der Vertragsfall vorliege oder nicht, lag in Rumänien nicht allein in der Hand des Königs, sondern der jeweiligen Regierung, die wiederum von der jeweiligen parlamentarischen Mehrheit abhängig war. Ein parlamentarisch regiertes Land kann eben, wie auch die Frage der Entscheidung über Krieg und Frieden verfassungsrechtlich formell gelöst sein mag, praktisch nicht einen Krieg führen, wenn die Mehrheit im Parlament diesen Krieg nicht will.

Aber dreißig Jahre lang hatte die rumänische Politik ihre Haltung nach der Konvention gerichtet. Trotz manchen Wechsels in der Wärme des österreichisch-ungarischen und des deutschen Entgegenkommens; trotzdem die beiden Kaiserreiche die wirtschaftliche Entwicklung Rumäniens nicht immer ganz gleichmäßig und ausschließlich gefördert hatten, waren doch von der rumänischen Regierung die Gefühle der politischen Zusammengehörigkeit mit den deutschen Mächten streng aufrechterhalten und manche Lockungen von russischer Seite zurückgewiesen worden. Im großen und ganzen war es ja auch klar, daß Rumänien durch seine Hinneigung zu Deutschland und Österreich-Ungarn den größten wirtschaftlichen Nutzen gehabt. Kaum ein paar Stück der rumänischen auswärtigen Anleihen befinden sich in London. Die neueren Anleihen, denen Rumänien seinen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung verdankt, sind fast ganz von Deutschland und Österreich übernommen worden. Auch ohne die Ratifikation fühlte sich der König im Sommer 1914 an die deutschen Mächte durch Dankbarkeit und durch sein Wort gebunden, und er mußte und konnte sich sagen, daß er sein Land an die Seite gebunden hatte, bei der es bisher fast allein wertvolle Unterstützung gefunden hatte, und von der es auch in Zukunft nur Hilfe und Sicherung, niemals einen Angriff zu erwarten haben würde. Deshalb stand der Wille des Königs Carol fest: als die Kriegserklärung zwischen Rußland und Deutschland erfolgte, war er sofort entschlossen, mit seinem Land sich aktiv auf die Seite seiner alten Verbündeten zu stellen, ohne zu fragen, ob wirklich eine „Provokation" Österreich-Ungarns und Deutschlands im Sinne der Konvention vorlag oder nicht.

Die Rumänen wissen das heute ganz genau. Es ist ihnen öffentlich gesagt worden, von einigen ihrer bedeutenden Staatsmänner, denen es König Carol damals, in den ersten Tagen des August 1914, erklärt hat. „Jetzt werde ich mein Volk zu neuer Größe führen!“ hat er damals geäußert; und das hieß: im Krieg gegen Rußland; Seite an Seite mit Österreich-Ungarn und Deutschland. Alle Mißstimmungen gegen Österreich-Ungarn, die sich bei dem Widerstand des benachbarten Kaiserstaates gegen die Durchführung des Bukarester Friedens 1913 in Rumänien gezeigt hatten, sollten vergessen sein. Das Ziel war größer als damals, wo es sich um die ideelle Anerkennung des rumänischen Vorranges unter den Balkanstaaten gehandelt hatte. Das Ziel war: Bessarabien, das rumänische Bessarabien, das jahrhundertelang mit der Moldau verbunden gewesen, das durch russische Perfidie und russischen Wortbruch dem rumänischen Königreich 1879 entrissen worden war. Das Ziel war noch größer: Der König hoffte, die machtvolle Hilfe, die seine Armee Österreich-Ungarn gewähren sollte, könne seinem Volk auch von dieser Seite Gewinn eintragen, wenn nicht durch Belohnung mit österreichischen oder ungarischen Landesteilen, so doch, zumal in Ungarn, durch Erleichterung der freien Entwicklung für die Millionen Rumänen, die dort leben. Und das mächtigere, größere Rumänien sollte dann mehr noch, wie seit dem Bukarester Frieden, auf dem Balkan das Ruhe und Ordnung gebietende Element darstellen, und sollte, verbündet mit Österreich-Ungarn und Deutschland, eine Brücke bilden auf dem Weg der deutschen Mächte nach Kleinasien hinüber.

Aber um zu tun, was er wollte, brauchte der König eben die Mitwirkung des Landes, weil die rumänische Regierung eine parlamentarische ist. Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit können nur unter dem Belagerungszustand eingeschränkt werden, und der muß vom Parlament genehmigt sein. Es galt vor allem, die Mehrheit der parlamentarischen Vertretung festzustellen. Genau wie das später in Griechenland und in Italien geschehen ist, berief der König in den ersten Tagen des Augusts eine verfassungsmäßig nicht vorgesehene Versammlung der einflußreichsten Männer aller Parteien: einen Kronrat, und trug seine Pläne vor. Einer der bedeutendsten Männer Rumäniens, der ehemalige Minister Carp, hat in seiner Zeitung „Moldava“ Ende März einiges darüber veröffentlicht, wie es in diesem Kronrat zugegangen ist. Er selbst erklärte sich in dem Kronrat uneingeschränkt für die Absichten des Königs, aber er blieb mit seiner Meinung ganz allein. Die russischen und mehr noch die französischen Sympathien waren so stark, daß keiner von den anderen Räten und Ministern von einer Kriegserklärung etwas wissen wollte, die Rumänien auf die Seite der deutschen Mächte gestellt hätte. Der verpflichtende Fall der „Provokation“ wurde allgemein geleugnet. Der König mußte nachgeben und den befreundeten deutschen Monarchen schreiben, daß er seine Armee nicht mit ihnen losschlagen lassen könne. Rumänien beschloß eine abwartende bewaffnete Bereitschaft.

Das war für die russischen und französischen Intriganten die Grundlage zu einer heftigen Agitation für den Anschluß an Rußland. Ende September wagten diese Elemente sich so weit vor, daß sie in Versammlungen und in der

Presse offen erklärten, ein König, der von ihrem Ziel nichts wissen wolle, müsse abdanken. Statt Bessarabien schrieben sie auf ihre Fahne die Ausdehnung Rumäniens in der Bukowina und in Siebenbürgen und nannten das Befreiung der Rumänen unter habsburgischem Zepter. Aber König Carol und seine Regierung haben sich durch diese nationalistische Agitation nicht beeinflussen lassen.

Merkwürdigerweise haben diese rumänischen Nationalisten im Testament des Königs Carol, das zwei Tage nach seinem Tode (10. Oktober) veröffentlicht wurde, einen Satz gefunden, den sie für sich verwerten konnten. Der König hatte da ausgedrückt, er erhoffe für sein Land eine größere Zukunft. Auch bei uns hat man vielfach geglaubt, daß der König im Laufe seiner 45jährigen Regierung allmählich so sehr Rumäne geworden sei, daß er mit den nationalistischen Vergrößerungswünschen seines Volkes sich identifiziert und mit der Ausdehnung nach Norden ebensogut wie mit der Rückgewinnung von Bessarabien gerechnet habe. Das ist nicht richtig. König Carol war so vollkommen Realpolitiker, daß er einem praktisch-politischen Gedanken, den er nicht glaubte sofort verwirklichen zu können, auch keinen Ausdruck verlieh, ja einem solchen Gedanken selbst rein theoretisch gar nicht weiter nachging. Seine Absicht war bis zuletzt, klar und bestimmt, Anschluß an die deutschen Mächte gegen den schlimmsten und gefährlichsten Widersacher, Rußland. Noch am Abend vor seinem Tode hat er dies in der letzten offiziellen Audienz, die er gewährt hat, dem rumänischen Professor Virgile Arion deutlich auseinandergesetzt. Auch hierüber haben wir jetzt eine bestimmte Äußerung in der Zeitung „Moldava".

Rumänien hat dies gelesen, und Rumänien fühlt, daß dieser Gedanke auf die langjährige Erfahrung, die Klugheit und den staatsmännischen Blick seines ersten Königs aufgebaut war. Es gibt genug Leute in Rumänien, die sich sagen, daß sie ganz gewiß sichergehen, wenn sie sich fest an die politischen Maximen ihres ersten Königs halten, und daß es Gefahr, ja Tollheit für das Land bedeutet, wenn es über diese Idee hinweggeht. So fest rechnet das Land heute mit den Gedanken seines ersten Herrschers aus Zollernblut, daß seit dem Tode des Königs niemand, auch der schärfste Russophile nicht, gewagt hat, die Absichten und Pläne öffentlich auch nur zu kritisieren, die der König als sein politisches Erbe hinterlassen hat. Wohl ist die Regierung angegriffen worden und ebenso die einzelnen Vertreter der Ideen des Königs; heftig, leidenschaftlich; mit demagogischen Einschüchterungsversuchen und mit phrasenhaften Schwärmereien für die angeblichen französischen Blutsfreunde. Noch immer ist zu fürchten, daß die besonnene Regierung von diesen wilden Angreifern überrannt wird. Aber die Person des Königs läßt man aus dem Spiel. Man hütet sich, sie in den Angriffen zu erwähnen, ja man vermeidet es sorgfältig, denen, die sich geradezu auf die politischen Grundsätze des verstorbenen Königs berufen, direkt zu antworten. Das Volk, die Armee würde man damit empören. Auch die Politiker, die vielleicht ganz anders denken, würden es geschmacklos finden, wenn man die Anschauungen des Königs Carol in die öffentliche Diskussion hineinziehen wollte. Deshalb ist es für Rumänien so wichtig, was heute dort als die Summe der politischen Weisheit und der richtunggebenden politischen Berechnung des Königs Carol fortlebt.



Aus dem Geist der Vorsicht und des Mißtrauens gegenüber dem einzigen unmittelbar gefährlichen Nachbar, Rußland, dessen unersättliche politische Vergrößerungssucht eine ständige Drohung für Rumänien bedeutete, war die Militärkonvention mit den deutschen Mächten geboren. Darauf baute sich die Stellungnahme des Königs zu allen übrigen Problemen der äußeren Politik Rumäniens auf. Das reale Interesse müßte Rumänien dazu führen, auf jede Weise seine eigene Stellung zu stärken. Eine Folge hiervon war, daß Rumänien nicht die Macht seines südlichen Nachbars, Bulgarien, allzusehr anwachsen lassen durfte, wenigstens nicht, solange die Macht Rumäniens nicht in gleicher Weise Zuwachs erhielt. Deshalb waren es nach der Auffassung des Königs, die heute noch im Lande lebendig fortlebt, keineswegs Eroberungsgelüste, die Rumänien dazu führten, nach dem ersten Balkankrieg von Bulgarien eine territoriale „Kompensation" zu verlangen und, als Bulgarien sich darauf nicht einließ, im zweiten Balkankrieg sich diese Kompensation mit Waffengewalt zu nehmen.

Den Serben gegenüber ist der König zeitweise recht schroff aufgetreten. Nach dem Mord des Königs Alexander hat er entrüstet das Ehrenkommando eines serbischen Regimentes, das er innehatte, niedergelegt. Auch das Vorgehen der Serben gegen die Albaner war ihm nicht recht, und er hat deshalb wiederholt in Belgrad energische Schritte getan. Aber die Existenz des Königreichs Serbien paßte in das System des Gleichgewichts unter den Balkanmächten, das seiner Ansicht nach am besten ein Überhandnehmen der Macht des einen oder des anderen Balkanstaates verhindern konnte. Diese Auffassung, an der König Carol beim Ausbruch des Weltkrieges noch festhielt, hat er allerdings später wohl etwas geändert: es schien sich die Möglichkeit zu zeigen, daß auch bei einer Schwächung Serbiens das Gleichgewicht wenigstens unter den übrigen Balkanstaaten aufrechterhalten werden könnte.

Das gute Verhältnis zu Griechenland, das sich nach einem bis zum Bruch der diplomatischen Beziehungen gesteigerten Konflikt seit dem Jahre 1911 schnell hatte herstellen lassen, war dem König sehr wichtig. Er hat den Griechen die diplomatische Unterstützung Rumäniens in ihren Schwierigkeiten mit der Türkei wiederholt geliehen. Als sich die Regierung seines Neffen, des Prinzen Wilhelm zu Wied, in Durazzo sehr schnell als unmöglich erwies, faßte der König, dem ein unabhängiges, möglichst großes Albanien an und für sich als neues Gleichgewichtselement auf dem Balkan sehr willkommen gewesen wäre, schnell einen neuen Plan: er war ganz bereit, die Herrschaft der Griechen in Südalbanien anzuerkennen, natürlich unter der Voraussetzung, daß den Albanern dort persönliche Freiheit in vollstem Umfang gelassen würde, wie sie von Griechenland den Kutzowalachen, die auch einen Teil des Epirus bevölkern, auf der Bukarester Friedenskonferenz 1913 ausdrücklich zugesichert worden war.

Auch das Verhältnis Rumäniens zur Türkei regelte sich für den König nach seiner Auffassung der russischen Gefahr. Seit dem Berliner Kongreß ist es dem König gelungen, ein gutes Verhältnis zur Pforte aufrechtzuhalten. Persönlich stand er bei den türkischen Staatsmännern im höchsten Ansehen. Obwohl er durchaus nicht immer den Wünschen, die aus Konstantinopel an seine Regierung heran-

traten, nachgegeben hat, ist es ihm doch gelungen, die Türkei mehr und mehr davon zu überzeugen, daß sie an Rumänien einen aufrichtigen Freund besaß. Der Kernpunkt lag hier für den König in der Frage der Freiheit von Bosporus und Dardanellen. Unter keinen Umständen durfte Rumänien in Konstantinopel einen Herrn dulden, der imstande gewesen wäre, die Meerengen dauernd für den rumänischen Handel zu schließen. Die Türkei als Gebieterin schien ihm nach dieser Richtung hin die sicherste Gewähr zu bieten.

Die Verhältnisse in Österreich-Ungarn hat König Carol seit Jahren mit Besorgnis beobachtet. Er sah nicht in erster Linie auf die nationalen Wünsche, die ab und zu aus dem Munde der Siebenbürger Rumänen herüberklangen, obwohl er gern mehr getan hätte, um für diese Rumänen unter fremder Herrschaft eine möglichst freie nationale Entwicklung zu erreichen. Wichtiger schien ihm die Großmachtstellung, die staatliche Integrität der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie. Er brauchte eben diesen Großstaat als Rückhalt gegen Rußland für die Sicherheit seines Königreichs. Deshalb haben ihn die Selbständigkeitsregungen in Budapest, die den Zusammenhalt der Länder des Kaisers Franz Joseph lockern mußten, mit Sorge erfüllt. — Über Österreich hinaus blickte er gern nach Deutschland als dem Bankier Rumäniens und dem Organisator der rumänischen Volkswirtschaft und Industrie. Der König hatte eine tiefe Abneigung gegen den Amerikanismus. Als man in Rumänien Petroleum entdeckte, hat er sofort persönlich getan, was möglich war, um zu verhindern, daß diese neue Quelle des Reichtums amerikanischen Händen ausgeliefert würde. Deshalb sind ihm damals die deutschen Kapitalisten, die sich willig den rumänischen Verhältnissen anpaßten, als Unternehmer in der neuen Ölindustrie Rumäniens so willkommen gewesen. Er hat überhaupt niemals in dem Eindringen der Deutschen eine Gefahr gesehen. Als ihm vor Jahren ein Bevollmächtigter eines deutschen Syndikates den Vorschlag unterbreitete, in Rumänien selbst Zuckerfabriken anzulegen, um so die Rübenzucht im Lande rationeller auszunutzen, nahm der König, nachdem er sich genau über die finanziellen Grundlagen des Planes hatte unterrichten lassen, einen weißen Bogen, schrieb selbst auf rumänisch an die Spitze den Titel der neuen rumänischen Unternehmung und darunter seinen Namen mit einem Betrag von einer Million, als erste Zeichnung für das notwendige Kapital. Damit schickte er den deutschen Herrn in sein Land. Heute ist die Zuckergewinnung in Rumänien ein wichtiger Industriezweig, der den rumänischen Fabrikanten und Grundeigentümern hohe Gewinne gebracht hat. Es war die Energie des wirtschaftlichen Fortschritts, die der König mit den Deutschen in sein Land zog; des Fortschritts, durch den er Rumänien mehr und mehr auf die gleiche Stufe mit den Ländern Westeuropas stellen wollte. Denn auch der Volkswohlstand gehört ja zu den Mitteln, die einem Lande erlauben, im Kreise der Nationen selbständig aufzutreten und, wenn es not tut, mit den Waffen seine Eigenart zu verteidigen.

Die Zukunft wird zeigen, wie sehr alle diese Grundsätze des verstorbenen Königs den wirklichen Bedürfnissen Rumäniens angepaßt waren. Er hatte alles sorgfältig überlegt und genau berechnet. Als der Krieg anfing, versuchte er, seinen Räten auf Grund seiner Kenntnis der militärischen Lage in Europa zu erklären,

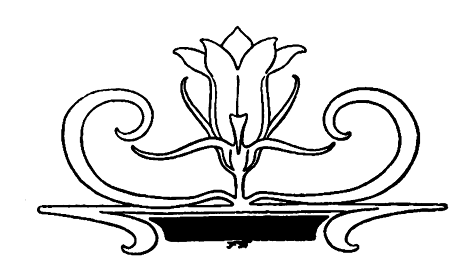
daß Deutschland und Österreich-Ungarn stark genug seien, um selbst gegen die gewaltige Übermacht ihrer Feinde die Oberhand zu behalten. In seiner persönlich bescheidenen Art meinte er, da man seinen Berechnungen Zweifel und Bedenken entgegenstellte: „Ich kann mich ja natürlich irren, aber ich glaube es nicht.“ Auch in seiner politischen Berechnung hat er sich gewiß nicht geirrt!



Potsdam · Von Ernst Theodor Müller

Hoch über Potsdams Türmen schießt im Blauen
Ein Flieger stürmend auf sein fernes Ziel.
Die Havel blitzt und plaudert durch den lauen
Frühsommertag im Silberwellenspiel.

Aus stillen Wäldern, die die Ufer säumen,
Weht stolzes Grüßen her aus alter Zeit,
Und trutzfroh singt der alte Turm in Träumen
Sein Königslied von Treu' und Redlichkeit.



Ein Nachruf
Von E. Toeche

Eine kurze Notiz heut in der Zeitung ließ eine Erinnerung in mir aufleben, die im Laufe der Zeit, durch anderes verdrängt, mir fast entschwunden war:

Ich denke an einen Abend vor drei Jahren auf der Hotelterrasse des „Continental“ in Kairo. Von einem mehrtägigen Jagdausflug ins Fayum — auf dem sich mir der Rittmeister Graf Zassen angeschlossen hatte —, erst gegen Mittag zurückgekehrt, saßen wir beide nach dem Diner doch etwas müde in den Korbsesseln der Terrasse und ließen wie einen Film das Straßenleben an uns vorbeiziehen, das mit jeder späteren Stunde lebhafter wurde. Durch das Gitter der Balustrade boten Händler ihre naiven Fälschungen an, zum Überdruß abgelehnt, aber wie die Fliegen dieses Landes immer wiederkehrend. Laternenanstecker liefen im Trabe vorbei, ein paar englische Soldaten in knabenhaft kurzem roten Röckchen grüßten nachlässig den Offizier, der mit dem schwarzen Groom im Dogcart vorm Hotel hielt. Fellachen kehrten müde heim, auf der Kruppe der Esel reitend; ein Kamel brüllte kurz auf, als ein sich schnell an ihm vorbeischiebendes Auto seine Wolle etwas abrasierte.

Überall Bewegung, und doch in ihr die orientalische Gleichmütigkeit, paradox und fesselnd, aber selten überraschend, weil das Erstaunliche das Typische wird.

Der Boy vom Photographen Larghegian brachte Zassen die Abzüge einiger wohlgelungener Aufnahmen von seiner indischen Reise, für die er sich nach einem Sturz auf der Karlshorster Bahn auf ein Jahr hatte beurlauben lassen, um nun über Ägypten in den nächsten Tagen heimzureisen. Er zeigte mir die Bilder aus den Jagdgründen Darjeelings und nordindischer einsamer Flußinseln, und beide waren wir so vertieft im Austausch alter Reiseerinnerungen, daß wir gar nicht unsern Dragoman Musa bemerkten, der wohl schon eine ganze Weile hinter uns gestanden hatte, und mich nun endlich mit seinem stillen arroganten Führerlächeln leicht am Arme zupfte. Er machte uns auf das Programm eines „Spiritistischen Abends“ aufmerksam, von dem er sich Unsägliches versprach, weshalb er uns dringend ermahnte, in seiner Begleitung hinzugehen. Ich hatte eigentlich wenig Lust, denn die scharfen Ritte der letzten Tage machten sich doch etwas ermüdend fühlbar, aber Zassen ließ sich von den blumenreichen Worten Musas bereden, und so gingen wir.

Das Hotel, in der die „Séance“ abgehalten werden sollte, lag in der Nähe Bulaks in einer stillen Nebenstraße und versuchte schon nach außen gespenstisch zu wirken durch einen roten Scheinwerfer über dem Eingang, der ab und zu aufflammte, um sofort zu verlöschen, wie ein entzündetes böses Auge, das sich nur unter Schmerzen öffnet,

Eine dicke Negerin saß an der Kasse und grub eigenartig mit ihren Fingern in ihrer wolligen Frisur nach ein paar Goldstücken zum Wechseln, die dann auch unter Kopfschütteln, der passendsten mimischen Bewegung, herausfielen.

Musa empfing uns im halbdunklen Zuschauerraum mit eingebildetem Lächeln: er hatte von den besten Plätzen ein paar Türken heruntergekomplimentiert, war zweier hoher Lederkissen habhaft geworden, die unsere Sitze um ein Beträchtliches erhöhten. Da die Vorstellung sofort begann, als habe man nur noch auf uns gewartet, konnten wir Musas zarte Aufmerksamkeit nicht mehr ablehnen, sondern überragten nun um Kopfeshöhe die andern, wie Kutscher und Diener nebeneinander auf dem Bock, die das übrige Publikum kutschieren sollten.

Da man bei körperlicher Ermüdung leicht zu einer matten, kindlichen Albernheit neigt, so war unsere Stimmung ziemlich heiter geworden, wenn auch die Vorführungen auf der Bühne viel, eigentlich alles zu wünschen übrig ließen, einstweilen auch nur von dem üblichen Derwisch bestritten wurden, der konventionelle arabische Kunststücke als Auftakt zum „Spiritistischen" zum besten gab.

Das Publikum setzte sich hauptsächlich aus Türken zusammen, auch einige Engländer sah man in den Logen. In den Gängen hockten ein paar Fellachen; Araber reichten Mokka und öltriefende flache Kuchen. Es roch nach Negern und Rosenöl.

Der Mann auf der Bühne wurde in seinen Leistungen unappetitlicher, ein Zeichen, daß wir uns langsam dem Höhepunkt des Abends näherten. Er stach sich mit Nadeln in die Augen, aß Glas und verschluckte Skorpione. Das Publikum folgte mit starrem Entzücken. Mit einmal ertönte ein Gong, weich wie die bengalische Flamme draußen. Der Derwisch klappte zusammen, raffte seine Sachen auf und verschwand, wie eben der kleinere Geist zu gehorchen hat, wenn der „große" auf der Bildfläche erscheint, in diesem Fall ein Türke in unwahrscheinlichem Frack, mit großen weißen Händen und gelblichen Brillanten, eiförmigem Gesicht und glänzenden Augen, deren Licht bläulich schimmerte. Er zeigte erst einige Kunststücke, die der Derwisch vorher besser geleistet, aber der Frack hypnotisierte das Publikum. Man raste Beifall. Eine verschleierte Jungfrau ließ er zusehends verschwinden, eine Tat, die Zassen neben mir nur die resiginert gelangweilten Worte abringen konnte: „Es war doch dumm, daß wir heut' abend nicht lieber zu den Tänzen in der Mouski gingen." Er sah mich kummervoll an. Ich verwies ihm solch frivoles Reden, und wir saßen wieder stumm und andächtig auf unsern hohen Plätzen, das Ganze scheinbar beherrschend.

Der spiritistische Türke ließ jetzt alles von der Bühne forträumen, klappte weich in die Hände, warf sie mit einer runden Bewegung nach oben, sah starr gradeaus, sann nach und sagte einem Araber, der harmlos auf der ersten Reihe saß, auf den Kopf zu, was er dachte. Schreiendes Gelächter war die Antwort des Publikums. Der Spiritist wartete lächelnd und pickte sich dann ein neues Opfer unter seinen Zuhörern. Ein Schauer andächtigen Gruselns ging durch die Reihen.

Zassen neben mir wurde unruhiger: „Wir wollen doch lieber gehen; schließlich sind wir ja vor ihm auch nicht sicher. Wir sitzen so exponiert!" — Und in der Angst eines schlechten Gewissens oder einer gequälten Langeweile zog er sich vor der eigenen „Höhe" zurück und tappte dem Ausgang zu; ich hinterher.

Musa kam mit gekränktem Gesicht, das sich erst aufklärte, als wir ihm erlaubten, dazubleiben. Als ich mich noch einmal umwandte, sah ich seinen Turban hoch über den andern schweben, ihn selber als Thronprätendenten.

Die Straßen lagen ziemlich leer im Licht des schmalen arabischen Mondes; nur ein paar Araber saßen rauchend vor einem kleinen Café. Die Schelle eines Zitronenverkäufers schrillte aus einer Nebenstraße durch die Stille, aus einer Soldatenkneipe klangen abgerissene, unendlich flüssige Läufe eines Klavierautomaten.

Zassen drehte sich ein paarmal um: „Komisch, ich habe immer das Gefühl, als wenn jemand hinter uns ginge."

„Das stimmt auch. Zwei Amerikaner aus unserem Hotel kamen mit uns heraus, sie sind jetzt wohl etwas zurückgeblieben —"

Der Trubel in der Schâria Kâmel war zu dieser späten Abendstunde noch lebhafter geworden. Auf der Terrasse unseres Continentalhotels waren alle Tische bis auf einen kleinen an der Brüstung besetzt. Wir bestellten dorthin den Mokka; die beiden Amerikaner, die kurz nach uns kamen, baten uns, ihnen zu gestatten, sich zu uns setzen zu dürfen. Die Unterhaltung wurde zwischen Zassen und dem Jüngeren ziemlich lebhaft aufgenommen; der Alte saß zurückgelehnt, bewegte wie kauend die Mundwinkel und machte den Eindruck, als ginge ihn die ganze Situation nichts an.

Ich hatte selten ein merkwürdigeres Gesicht gesehen: klein und gedrückt, mit flacher Nase, die seinem Gesicht etwas durchaus Affenartiges gab; Augen von undefinierbar grünlich-gelber, fast phosphoreszierender Farbe. Als verbärgen sie sich hinter einem Gitter, so hingen strähnig zusammenklebend ein paar graue Wimpern darüber. Auch auf direkte Anreden Zassens reagierte er kaum, trank nur ziemlich laut seinen Mokka, dessen Rest er ungeniert über das Terrassengeländer auf die Straße goß und ohne Hinzusehn auf den Wollkopf eines Sudanesen, der sich aber nicht weiter beschwerte, sondern die herablaufenden Tropfen mit der Zungenspitze auffing.

Tagsüber hatte ein sehr häßlicher Chamsin geweht, der einem allen fragwürdigen Staub Kairos in die Augen gewirbelt hatte. Nun war die Luft ruhig geworden; nur um die ferneren Minaretts schwebte noch ein eigentümlich weicher Dunst, wie verwischtes Pastell. Es war einer jener Abende, die man im Orient schweigend genießen muß oder an denen man Freunden gegenüber sich bis zum letzten überflüssigen Herzwinkel auskramt, um am nächsten Morgen über seine eigene Indiskretion zu rasen. —

Der jüngere Amerikaner war des Tadels voll über die eben gehörte „Séance", deren Komik, als ihr Bestes, ihm entgangen war. Überhaupt, fuhr er fort, brauche er derartige Anregungen ja am wenigsten, da er die aus erster und bester Hand durch Mister Seachwell empfinge —

Er stockte. Zassen frug interessiert, und der Amerikaner erzählte geschwätzig weiter, daß der alte Herr dort die unangenehme Eigentümlichkeit habe, Krankheiten und Todesart den Leuten aus der Hand lesen zu können, so mühelos, als sei es ein Börsenbericht.

In diesem Moment schien der Alte erst zu merken, von was die Rede war; er griff heftig mit seiner behaarten kurzen Hand über den Tisch und rüttelte den Sprecher böse am Arm. Der lachte verlegen: „Well, Mister Seachwell hört es nicht gern, wenn ich davon erzähle. Aber da wir grade von diesen Sachen sprachen —"

Zassen war fieberhaft interessiert und zapplig. Er bestürmte den Alten, hielt ihm die Hand hin: „Prophezeien Sie: ein schlechtes bußfertiges Ende im Bett, oder ein schönes unbußfertiges hinter der Hürde?“

Der Amerikaner tat, als höre er nicht. Seine kleinen Augen glitten über uns fort. Zassen wurde dringender. Es ärgerte ihn wohl dieses glatte Überhörtwerden. Endlich wurde er etwas ausfallend, fast provozierend: „Gut. Lassen wir den ganzen Humbug; ich habe ihn nie für etwas anderes gehalten.“

Ein Glimmen kam in des andern Augen. „Den Scherz eines Humbugs will ich Ihnen gern machen. So nannten Sie denselben eben, nicht wahr?“ Er griff nach der Hand, die Zassen, seltsam verwirrt, mit einmal zurückgezogen hatte. Ich sehe jetzt nach Jahren diese beiden Hände noch deutlich vor mir: schlank, ein wenig frauenhaft die eine, mit einer dünnen goldenen Kette um das Gelenk; haarig und breit die andere. Mit seinen Fingern strich der Alte leicht über die Handfläche Zassens, seine Augen weiteten sich für den Bruchteil einer Sekunde, um wieder hinter den Wimpern zu erlöschen. Er schob die Hand wie achtlos zurück: — — „Sie werden in einer Nacht von Indiern ermordet werden.“ — —

Kurzes Schweigen. Dann lachte Zassen ein wenig gezwungen auf.

„Bester Mister Seachwell, Sie hätten sich in Ihrem Interesse vorher doch etwas besser nach mir erkundigen sollen. So kam der kleine Irrtum. Ich gehe nämlich nicht nach Indien, sondern ich komme von da und werde wohl schwerlich noch einmal hinreisen —“

Der Alte schien nicht zu hören und saß wieder teilnahmslos. Nur einmal, mit einer schnellen Bewegung, bückte er sich und schlug heftig auf die Hand eines Händlers, die durch die Balustrade gegriffen und an seinem Fuß gerüttelt hatte.

Wir standen bald auf und verabschiedeten uns. Es war doch eine unbehagliche Stimmung zuletzt gewesen. Im Vorbeigehen bei der Loge gab der Portier Zassen einen Zettel mit erbetener Angabe der Züge nach Alexandrien, im Anschluß an das Schiff nach Hamburg.

Zassen kniffte den Zettel nachdenklich. Auf dem Treppenabsatz faßte er mich leicht am Arm:

„Denken Sie, wie komisch. Ich glaube nun prinzipiell an solche Sachen wie vorhin nicht. Aber sie ‚haben‘ uns doch mehr, als wir uns eingestehen. Ich glaube, wenn meine Reise erst jetzt nach Indien ginge, ich wäre fähig, sie aufzugeben!“

Ich tröstete ihn mit seiner harmlosen norddeutschen Garnison. Er schalt sich auch selber und wechselte das Thema. Doch blieb er nachdenklich und zerstreut. —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die heutige Zeitungsnotiz aber, von der ich sprach, und die mir die Erinnerung an diesen Abend wieder wachgerufen, lautete:

... In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag fiel bei Pont-à-B... bei einem unerwarteten nächtlichen Angriff durch indische Truppen der bekannte Herrenreiter Rittmeister Graf Zassen ...



Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen · Von Richard Calwer

In der demokratischen Presse spielt bei der Erörterung der Friedensfrage das Selbstbestimmungsrecht der Nationen eine ausschlaggebende Rolle. Jede Nation und jedes Natiönchen soll gewissermaßen autonom bestimmen dürfen, wie sie sich in den Fragen der Weltpolitik zu verhalten habe. An sich klingt diese Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes sehr schön, leider aber verträgt sich dieses Recht nicht ohne weiteres mit der zukünftigen Gestaltung einer einheitlichen westeuropäischen Politik. Es fragt sich zunächst: ist eine solche einheitliche westeuropäische Politik eine zwingende Notwendigkeit? Wenn ja, haben sich dann die einzelnen westeuropäischen Staaten bzw. Nationen diesem höheren Zwecke unterzuordnen oder kann man es in ihr Belieben stellen, den höheren Zweck dadurch zu vereiteln, daß sie ihre eigenen Wege gehen?

Es ist im Laufe dieses Krieges schon öfter darauf verwiesen worden, daß der große Kampf, der gegenwärtig ausgefochten wird, nicht nur zur Sicherstellung der wirtschaftlichen und politischen Stellung Deutschlands geführt wird, sondern auch zur Verteidigung der westeuropäischen Kultur Rußland und England gegenüber. Durch den politischen Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich ist es leider dazu gekommen, daß die Angriffe Englands und Rußlands auf Deutschland möglich waren, daß durch diesen Krieg auf alle Fälle eine Schwächung der westeuropäischen Länder erfolgt. Ein wirtschaftlich und politisch einiges Westeuropa ist für England ebenso eine Gefahr wie für Rußland. Englands Herrschaft zur See ist durch den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands bedroht, und Rußlands Vordringen an die See wird durch ein einiges starkes Westeuropa aufgehalten. Die historisch gewordene staatliche Zersplitterung Westeuropas ist in dem Kampfe gegen Deutschland der beste Bundesgenosse Englands und Rußlands. Und wenn der Krieg damit enden sollte, daß Deutschland unterläge, so würde Westeuropa auf lange hinaus, vielleicht für immer, als ein Achtung gebietender Faktor aus der politischen Geschichte ausscheiden. Man verkenne doch nicht die jüngste Phase des wirtschaftspolitischen Imperialismus, der durch die Entwicklung einer kleinen Anzahl von überaus großen Wirtschaftsgebieten, die eine mehr oder weniger große politische Geschlossenheit zeigen, geschaffen worden ist. Da sind die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Einflußsphäre der ganze amerikanische Kontinent ist, und die auf Grund ihrer Monroedoktrin eifersüchtig darüber wachen, daß keine asiatische oder europäische Macht wirtschaftlich oder gar politisch festen Fuß in Amerika fasse. Da ist das Riesenreich Rußland mit einer einzigen einheitlichen politischen Organisation, dessen Entwicklungsmöglichkeiten gar nicht abzusehen sind, und das mit jedem Jahrzehnt dem uneinigen Westeuropa gegenüber eine immer stärker wachsende Gefahr bedeutet. Da ist ferner England mit seinem unermeßlichen Kolonialbesitz, das als Mutterland sich politisch und wirtschaftlich

enger und enger mit seinen Kolonien verbindet, um das größere Britannien als ein sich möglichst selbst genügendes Wirtschaftsgebiet zu schaffen. Da ist endlich noch Japan, das in Ostasien seine Einflußsphäre zu erweitern sucht und vor allem China sich wirtschaftlich und politisch untertan zu machen sucht. Diese vier in der Entwicklung begriffenen Imperien lassen Umfänge erkennen, die die wirtschaftliche und politische Leistungsfähigkeit der genannten Staaten in ungewöhnlicher Weise steigern müssen.

Gegenüber diesen wirtschaftlichen Großgebieten, die entweder eine einheitliche politische Organisation zum Teil schon genießen oder einer solchen entgegengehen, blicke man nun auf das wirtschaftlich und politisch so ungemein zersplitterte und uneinige Westeuropa. Auf einem relativ kleinen Territorium im Verhältnis zu den Gebieten der vier genannten Imperien hat sich bei einer überaus starken und kulturell hochentwickelten Bevölkerung eine ganze Reihe voneinander unabhängiger staatlicher Organisationen entwickelt, von denen jede ohne Rücksicht auf die zukünftigen gemeinsamen Gefahren ihre eigenen Wege geht. Wenn vernünftige Überlegung maßgebend wäre, so müßten die westeuropäischen Staaten schon längst den Ernst der weltpolitischen Situation erkannt und sich zu einem gemeinsamen Wirtschaftsgebiete zusammengeschlossen haben, aber die Erkenntnis dessen, was im Hinblick auf die gemeinsame Zukunft not tut, ist so gering entwickelt, daß die gegenseitigen Rivalitäten, die alten historischen Gegensätze viel stärker ins Gewicht fallen als die von außen her drohenden Gefahren. Das Selbstbestimmungsrecht der vielen westeuropäischen Staaten oder Nationen führt zu nichts anderem als zur Aufrechterhaltung eines wirtschaftlichen und staatlichen Zustandes, bei dem Westeuropa als geachteter Partner aus der Reihe der Imperialmächte mit der Zeit sicher ausscheiden müßte. Es kann nur dann im Konzert der Mächte in der Zukunft mitwirken, wenn es seine wirtschaftliche und politische Zersplitterung überwindet und sich ebenfalls zu einem möglichst einheitlichen Großwirtschaftsgebiet zusammenfindet, das ein einheitlicher politischer Wille namentlich nach außen hin verbindet.

Ist man über die zukünftige wirtschaftspolitische Gestaltung Westeuropas im klaren, erblickt man in dem hier angedeuteten Ziel die einzige Möglichkeit der Erhaltung und Weiterentfaltung des westeuropäischen Kulturkreises, dann wird man das Recht der absoluten Selbstbestimmung der Nationen in seiner relativen Bedingtheit erkennen und verlangen müssen, daß sich die einzelnen Nationen unter dieses höhere Ziel beugen, wenn es irgend möglich ist, aus eigener Initiative, wenn nicht, so unter Anwendung von Druck und Zwang durch *die* politischen Organisationen, denen die Aufgabe in erster Linie zufällt, die Erreichung des Zieles durchzusetzen. Daß die politisch besonders kraftvollen staatlichen Organisationen sich an die Spitze der zu dem Ziele führenden Bestrebungen stellen, daß sie die Führung übernehmen müssen, das ergibt sich aus dem Selbsterhaltungstriebe dieser Organisationen gegenüber der wachsenden Macht der rivalisierenden Imperien außerhalb Westeuropas. Wenn z. B. Deutschland diese Führerrolle übernimmt, so wird es natürlich keineswegs die politische Selbständigkeit der verschiedenen Nationen ohne Not und Zwang antasten, vielmehr wird es nach Möglichkeit diese Selbständig-



keit zu wahren suchen, soweit es im Rahmen des zu verfolgenden Zieles möglich ist. Aber es wird nicht ruhig zusehen können, daß westeuropäische Nationen das im Interesse der Gesamtheit Westeuropas zu verfolgende Ziel mutwillig oder fahrlässig durchkreuzen, daß sie halsstarrig der Notwendigkeit einer Entwicklung sich verschließen, die im Interesse aller westeuropäischen Staaten liegt. Man kann z. B. nicht dulden, daß westeuropäische Staaten mit England oder Rußland zusammengehen, um die Erreichung eines einheitlichen westeuropäischen Gebietes zu erschweren oder gar unmöglich zu machen, so wenig wie es die Vereinigten Staaten von Amerika dulden würden, daß mittel- oder südamerikanische Staaten bei außereuropäischen Großmächten Schutz und Anlehnung suchen würden.

Das Recht der Selbstbestimmung der einzelnen Nationen findet also seine wohlweislichen Grenzen, die durch die Wahrung der Solidarität und durch die Durchführung der gemeinsamen Aufgaben der westeuropäischen Staaten bestimmt sind. Wir haben von dem Selbstbestimmungsrecht der „Nationen" zu sprechen, denn so lautet das übliche Schlagwort, obwohl es vielleicht statt Nationen besser Staaten hieße. Denn was ist eine Nation? Wenn es nach dem Begriff der Nationalität ginge, wenn es wirklich richtig wäre, daß jede Nation selbst über ihre wirtschaftlichen und politischen Geschicke bestimmen dürfte, so würden sich die schon heute bestehenden Staaten sehr schnell um ein Vielfaches vermehren. Denn es dürfte heute wohl keinen Staat geben, in dem nicht mehrere Nationen nebeneinander oder miteinander lebten. Von der kleinen Schweiz an mit ihren drei Nationalitäten bis zum großen Amerika, in dem neben Engländern und Iren Deutsche, Italiener usw. in einem großen Staatsverbande zusammenleben, ja wohl in allen Staaten der Welt wird durch die Tatsachen das Schlagwort von dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen Lügen gestraft. Man blicke nach Österreich-Ungarn, wo die große Zahl der Nationen und Natiönchen zu einem totalen Verfall einer einheitlichen politischen Organisation führen würde, wenn jede Nation sich gewissermaßen auf eigene Faust politisch organisieren dürfte. Die Anerkennung des Rechts der Selbstbestimmung der Nationen würde einen Rückfall in die ersten Anfänge der politischen Organisation der Menschen bilden, die aus der Vielheit sich herausgebildet hat und allmählich zu immer weniger, aber um so größeren politischen Gebilden führt, die für die Entwicklung der Menschheit schließlich segensreich wirken. Man würde sich dem Fortschritt der Menschheit entgegenstemmen, wenn man diese Entwicklung durch die Anerkennung des Rechtes auf die Selbstbestimmung der Nationen illusorisch machen wollte.

Es muß noch darauf hingewiesen werden, daß dieses Selbstbestimmungsrecht aus dem Arsenal der Demokratie, wie es schon vor einigen Generationen ausgerüstet war, hergeholt und namentlich von der Sozialdemokratie übernommen worden ist. Nun, mit wirklicher Demokratie hat das Schlagwort nichts zu tun, es wäre denn, daß nach demokratischer Auffassung jede Nation tun und lassen dürfte, was sie will, was zur völligen Anarchie und weiterhin zu den schlimmsten Kämpfen ohne höheres Ziel führen würde. Die Arbeiter werden dieses ganze organisatorische Problem sehr viel leichter verstehen, wenn sie an ihre eigenen Organisationen denken wollen. Wenn die Arbeiter ihren wirtschaftlichen Kampf

gegen die Arbeitgeber wirklich mit durchschlagendem Erfolg führen wollen, so ist dazu die erste Voraussetzung, daß sie den Arbeitgebern eine geschlossene einheitliche Organisation gegenüberzustellen vermögen. Wenn nun aus historischen Gründen in der ersten Zeit der Arbeiterbewegung eine Zersplitterung eingetreten ist, wie es leider der Fall ist, so wird durch diese Zersplitterung zweifellos der gemeinsame Gegner, in diesem Falle die Arbeitgeber, gestärkt, die Arbeiter in ihrer Gesamtheit haben unter der Zersplitterung bzw. unter der Vielheit der Organisationen zu leiden. Denn diese Vielheit der Organisationen führt zu inneren Kämpfen zwischen den verschiedenen Organisationen und ihren Mitgliedern, wodurch eine Menge Kraft, die gegen die Arbeitgeber verwandt werden sollte, nutzlos vergeudet wird. Würde es nun undemokratisch sein, wenn man verlangen würde, daß im Interesse des gemeinsamen Kampfes gegen die Arbeitgeber in ihrer Gesamtheit die Vielheit der Organisationen beseitigt und eine einheitliche Organisation der Arbeiter geschaffen werden müsse? Oder würde hier etwa auch das Selbstbestimmungsrecht der einzelnen, nun einmal bestehenden Organisationen anerkannt werden müssen? Nein, auf diesem Gebiete lehnen die Arbeiter mit Recht eine Auffassung ab, die eben mit Demokratie im Grunde gar nichts zu tun hat, sie vertreten vielmehr die aus dem wirtschaftlichen Kampfe sich ergebende Forderung nach einer möglichst einheitlichen geschlossenen Organisation für alle Arbeiter, um im Kampfe mit den Arbeitgebern so stark als möglich dazustehen. Diesem höheren Zwecke, der aus der Kampfstellung sich ergibt, haben sich die bestehenden Organisationen zu beugen, entweder aus Erkenntnis und eigener Initiative oder durch Druck und Zwang, indem die starke und große Organisation die mittleren und kleinen unter ihren Einfluß zwingt und sie sich schließlich angliedert. Was hier für den gewerkschaftlichen Kampf der Arbeiter gilt, das trifft auch auf den gegenseitigen Kampf der staatlichen Organisationen zu.

Es soll noch einmal wiederholt werden, daß man nicht ohne Not das Selbstbestimmungsrecht der nun einmal bestehenden staatlichen Organisationen antasten soll. Wo es geht, soll man unter Wahrung dieses Rechts den höheren Zweck, das höhere Ziel zu erreichen suchen. Wo aber eine staatliche Organisation, die zu einem größeren Ganzen durch ihre Lage und durch ihr kulturelles Niveau gehört, sich mit allen Kräften sträubt, sich dem größeren Ganzen einzuordnen, ja der Bildung eines solchen größeren Gebildes Schwierigkeiten in den Weg legt und womöglich die natürlichen Gegner dieser Bildung begünstigt oder sich von ihnen begünstigen läßt, da ist das Recht der Selbstbestimmung auf alle Fälle verwirkt. Dagegen kann eben auch vom demokratischen Standpunkte aus nicht das Geringste eingewandt werden. Und erst recht nicht vom sozialistischen. Ganz im Gegenteil: gerade der Sozialismus kennt ein solches Recht nicht, kann es auch nicht anerkennen, hat vielmehr das lebhafteste Interesse an dem Zustandekommen weniger, aber großer Imperien, da sie den Frieden und die materielle Wohlfahrt der Menschheit in erheblich höherem Grade zu gewährleisten vermögen, als dies bei einer Vielheit staatlicher Organisationen überhaupt möglich ist.



Verratene Liebe

Von Karl Storck

Der leitende Staatsmann des Deutschen Reiches hat vom Zorn gesprochen, der uns ob der Handlungsweise Italiens erfülle. In Tausenden deutscher Herzen wird dieser Zorn noch verbittert durch ein tiefes Weh. Denn nichts trifft so hart und tut so weh, wie verratene Liebe.

Trotz der Blutsverwandtschaft war unser Verhältnis zu England immer kühl. Von Englands Dichtern lieben wir eigentlich nur Shakespeare und Dickens. Unser Verhältnis zu Frankreich war trotz der alten Erbfeindschaft wärmer; es beruhte auf sinnlicher Freude an einer alten, in langen Zeitläuften herausgebildeten Lebenskunst des Genusses, konnte also auch kühlen Erwägungen standhalten, da es nirgendwo an die innersten Lebensnerven ging. Aber Italien haben wir geliebt. Und alt ist diese deutsche Liebe zu Italien, so alt fast, wie wir von Deutschen wissen.

Aus Nacht und durch Nacht zum Licht, ist der Wesenszug deutschen Lebens. Rein körperlich genommen, wie die Naturerscheinung, die der deutsche Mythos als Kampf zwischen Dunkelheit und Licht gestaltet hat, erscheint diese Südlandssehnsucht zuerst. Hebbel ist in seinem „Moloch“ diesem Problem nachgegangen. Tacitus sprach schaudernd vom „triste caelum“, dem trübseligen Himmel, der über Germanien sich wölbe, und die Nordlandssöhne brachen über den ungeheuren Alpenwall, den die Erde gegen sie aufgetürmt hatte, sehnsuchtsvoll hinunter ins Land der warmen Luft, die im blauen Sonnengewölbe gleich gesponnenem Silber und Gold glänzte. Mit der Urgewalt eines Naturtriebes warb diese Germanenliebe um die südländische Schöne, die es in ihrer katzigen Gewandtheit bald verstand, des tappigen Bären Stärke in ihre Bande zu schlagen.

Welche Fülle deutscher Kraft ist dieser Italia geopfert, ist um ihren Besitz und in ihrem Dienste verbraucht worden! Schon die Schicksale der Germanenvölker in der großen Weltwanderung bieten immer wieder das Bild, daß zuerst um Italia gekämpft, daß sie besiegt und gewonnen und daß dann in ihrem Dienst (oft gegen die eigenen Brudervölker) Blut und Kraft vergeudet wird. Und als endlich der Schwerpunkt der Welt verschoben wird, als das deutsche Volk die Herrschaft der Welt, die es neu gestaltet hat, bewußt in die Hand nimmt, wird der Besitz der südländischen Schönen zum Symbol der deutschen Kaisermacht im Norden. Ein Traum, den alle träumen von Karl dem Großen an, der immer wieder lockt, sooft auch seine Erfüllung den trügerischen Wert des Besitzes erwiesen; eine Liebe, die immer neu entflammt, aufs neue ihre besten Kräfte einsetzt, obwohl der Verstand immer wieder einsehen muß, daß sie einer Unwürdigen gilt, und daß ein innerer Zwang — sei es des Blutes oder des Schicksals — die Geliebte zu anderem Bunde lockt.

Das edelste und begabteste der deutschen Kaisergeschlechter hat in dieser Liebe seine große Kraft vergeudet, und wenn des letzten Hohenstaufen Blut unter dem Beil des französischen Henkers Anjou floß, in dessen geile Arme sich die goldgekirrte Buhlin Italia geworfen hatte, so wirkt das wie ein Urbild dessen, wovon

heute die italienische Gasse und Gosse träumt. Art läßt nicht von Art, und wenn die Geschlechter kommen und gehen, wie die Blätter am Baum, die Völker bleiben gleich ihm dieselben.

Danach war der Deutsche, zumeist weil er seine beste Kraft dort unten im Süden vertan, daheim zu schwach geworden, um noch an kühne Eroberungen zu denken. Aber zu tief hatte sich die Leidenschaft zum Südland ins deutsche Herz verankert, als daß sie durch äußere Geschehnisse, und mochten sie noch so gewaltig sein, hätte geheilt werden können. Stärker als zuvor das Machtverlangen, ketteten jetzt geistige Bande die Länder aneinander. Das Volk, dem die Religion am tiefsten von allen Herzensbedürfnis war, vermochte nicht mit der Klugheit Frankreichs die Grenze gegen Rom abzustecken, jenes Frankreichs, das sich „die älteste Tochter der Kirche" nannte und als solche verhätscheln ließ, dafür aber die Mutter tyrannisierte und, wo es Vorteil brachte, beiseite schob und mißachtete.

Deutschland sah für Jahrhunderte auch für seine Gottesliebe die Heimat in Rom und trug der Mutter in geistigen und leiblichen Gaben das Beste zu, was es aufbringen konnte. Dann kam der gewaltsame Riß bezeichnenderweise unter schwersten Seelenkämpfen vollzogen von einem Mann, der zuvor in Rom für sein religiöses Empfinden die bittere Enttäuschung erlebt hatte, die vor ihm und nach ihm Tausenden deutscher Katholiken dort widerfahren ist. Nur daß er dann den Mut fand zu sagen: Da sie unwürdig ist, kann sie meine Mutter nicht sein. Aber wir Deutsche haben bis auf den heutigen Tag den Schaden davon. Wie einst Rom es verstand, die Waffenkräfte deutscher Völker gegen deutsche Brüder zu nutzen, so hat es bis heute die Brüder in ihrer Religion sich nicht zusammenfinden lassen, und alle Enttäuschungen, die der deutsche Katholizismus bis in die jüngsten Tage hinein in Rom und durch Rom hat erleiden müssen, alle die unüberbrückbaren Klüfte, die er zwischen sich und Rom dauernd gähnen sieht, haben die opfervolle Liebe der einen Hälfte des deutschen Volksstammes zu dieser neuzeitlichen Verkörperung des römischen Imperiums — denn das ist die römische Kirche, und nicht der schwankende Thron, auf dem das Haus Savoyen sitzt — nicht zu ertöten vermocht. Inzwischen hatten sich aber längst andere Kräfte gefunden, um auch den von der Kirche befreiten Teil in die alten Bande zu schlagen. Die Wissenschaft des Humanismus und die Kunst der Renaissance, beide tausendfältig genährt von Kräften, die deutschem Blut entsprungen waren, lockten mit einer Macht, der gerade die besten deutschen Geister niemals zu widerstehen vermochten.

Und doch, das alles hätte nicht gereicht, wenn es nicht das Leben selbst gewesen wäre. Des größten deutschen Dichters Lebenslied, dessen sämtliche Strophen auf den Kehrreim „Liebe" gehen, enthüllt dem scharf zusehenden Forscher den merkwürdigen Fall, daß er die Frauen nie liebte, wie sie wirklich waren, sondern wie er sie sich geschaffen hatte, auf daß sie dem Bilde seiner Sehnsucht entsprächen. Diese Sehnsucht ist das kostbarste Gut des Deutschen, um ihretwillen haben die Fremden ihn „verträumt" geglaubt und waren dann doppelt erstaunt, wache Augen und harte Fäuste zu finden, wenn sie es wagten, an das Bild seiner Sehnsucht zu rühren oder ihm die Wirklichkeit so trübe zu gestalten, daß er fürchten mußte, sie zu verlieren.

Das deutsche Volk hat in einem großen Teile seiner Besten als solches Gebilde seiner Sehnsucht Italien geschaffen. In der Tat: das Italien, das wir Deutsche so sehr geliebt haben, hat es nie gegeben, das war ganz unsere eigene Schöpfung. An der Seite eines jeden von uns stand eine Mignon, die fragte: „Kennst du das Land?" und in leuchtenden Farben und mit süßen Tönen die Schönheiten dieses Landes pries, so daß in uns allen das Verlangen erwuchs: Dahin! dahin!

Was war uns Italien?

Das Land der Schönheit schlechthin! Wir strebten hinunter aus wirklicher oder vermeintlicher Enge — dort unten war alles weit, alles hell und licht. Ich bin auf allen Alpenstraßen hinübergewandert und immer hatte ich dasselbe Gefühl, wenn die Kammhöhe überwunden war: Nun geht's hinein in die Sonne, ins Helle! Gewiß, es war die Kunst. Aber es war so unendlich viel anderes. Es war auch der Wein, die Früchte, eine Natur, die sich in hellen, klaren Formen abhob. Ich habe als das eigentlich Beglückende immer empfunden, daß das Bewußtsein des Raumes einem so beseligend aufging, des durch Menschenwerk gestalteten, weil architektonisch beherrschten Raumes. Und man wollte sich diese Seligkeit nicht trüben lassen. Man verschloß die Augen vor allen Häßlichkeiten, mit denen die Italiener seit Jahrhunderten ihr Land verunstaltet haben. Man sah nur das Schöne. Und die Menschen nahmen wir als Kinder. Sie waren schmutzig, schlampig; sie betrogen und hintergingen einen; man lachte, wie sie selber lachten, man fühlte sich frei. Etwas von der merkwürdigen Genügsamkeit dieser Leute überkam einen selbst. Ich meine im Geistigen. Das Faustische, das stete Drängen, Bohren und Suchen, das uns Deutsche daheim nie verläßt, wich dem Behagen der Stunde, einem beseligten Erfülltsein. Echte und Küchenromantik mengten sich bunt ineinander. Der Brigant und die glutäugige, blendend schöne Italienerin — die letzte in Wirklichkeit noch viel seltener als der erste — wurden von jedem Italienfahrer wenigstens in Gedanken erlebt. Das Glück, das Goethe in der siebenten seiner Römischen Elegien besingt, hat ein jeder Italienfahrer in seiner Art erlebt, und auch die heidnische Stimmung, die den damals noch nicht zum Olympier gereiften Weimarer umfing, übte auf einen jeden ihren Zauber. Darum sind die deutschen Protestanten fast begeistertere Lobredner Italiens gewesen, als die Katholiken; wurde jenen doch auch der römische Gottesdienst, an dem der innerlichere deutsche Katholik vielen Anstoß nahm, zum sinnlich packenden Schauspiel.

So liebten ganze Geschlechter der Deutschen in Italien geradezu die Poesie, die Poesie ihres eigenen Seins. Zahlreiche der besten Deutschen haben daran geschaffen, dies Gebilde immer herrlicher und reicher auszugestalten. Die Dichter von Goethe bis zu Paul Heyse und Voß, die Künstler vom alten Carstens, dem knorrigen Koch über die Nazarener zu Feuerbach, Marées, Böcklin, Hildebrand, die Historiker von Winckelmann zu Mommsen, Niebuhr, Gregorovius, Burckhard, Hehn und viele, viele andere.

Weil so das Italien, das wir liebten, unser Gebilde war und von dem wirklichen Italien und seinem Volke nicht mehr erborgt hatte, als das Bildwerk des Künstlers von den materiellen Erscheinungen der Natur, deshalb haben wir auch

keine Gegenliebe verlangt. Wieso auch? Diese höchste Form der Liebe hat ihren Reichtum in sich selbst; sie ist glücklich, weil sie lieben darf, geben und beschenken kann. Ist der Geber nicht immer reicher, als der Empfänger?

Nein, es war nichts ungesund Sentimentales in dieser Liebe, auch nichts vom Ritter Toggenburg. Wir haben die Geliebte wirklich besessen. Freilich — unsere Geliebte: das Italien Dantes, Michelangelos, Leonardos; das Italien der enggassigen Städte um Siena, der trutzigen toskanischen Burgen, der wilden Abruzzendörfer; das Italien auch schattendunkler Osterien. So wenig die Italiener mit ihrem Wein anzufangen wissen, so wenig im Grunde mit ihrer Kunst. Wie ihm die Zecherandacht abgeht, so das völlige Versunkensein in die großen Werke der Architektur. Manches fällt ihm freilich im Spiele zu, worum der Deutsche sich erst müht. Aber das Beste, nein das Beste haben sie nie.

Dieses Bewußtsein, Italien in seinem Besten zu lieben, gab uns die Sicherheit, weil die Liebe immer an den Sieg des Besten in der Geliebten glaubt. Und so stießen wir uns nicht an der ganz anderen Art, ja wir liebten sie gerade darum um so mehr. Nirgendwo hat noch in den letzten Jahrzehnten die rohe und niemals tiefer gegründete Leidenschaft des italienischen Verismo in der Kunst leidenschaftlichere Bewunderung gefunden, als bei uns.

Mit der Blindheit dieser Leidenschaft, mit den Launen eines unreifen, verwöhnten Kindes hatten wir bei der Geliebten gerechnet, aber in dem Gedanken: In der Stunde der Not, wo es wirklich an den Kern geht, da muß sie zu dir halten, da muß sie fühlen, wo ihr Platz ist.

Hier liegt die furchtbare Enttäuschung. Wo wir ein leidenschaftliches Weib glaubten, sehen wir die berechnende Hure. Weiß Gott, es ist bezeichnend, daß dieser Treubruch auf der Gasse vollzogen, von der Gasse erzwungen ist.

Es gibt Dinge, über die ein Mann nie hinwegkommt. Von der Art ist dieser Treubruch Italiens. Man kann sich nicht vorstellen, daß der Deutsche jemals wieder das alte Verhältnis zu Italien gewinnt. Gewiß, wir werden wieder hinreisen, und unsere Augen und Herzen werden offen sein für das Schöne, mit dem dieses Land von Natur und Kunst in so überreichem Maße begnadet ist. Aber auch künftige Geschlechter werden dieses Jahr 1915 nie wieder vergessen können. Daß jetzt so viele bei uns versuchen, das italienische Volk von der Verantwortung seines Tuns freizusprechen, es lediglich als verführten Haufen hinzustellen, ist nur die Notwehr unserer alten Liebe. Je klarer wir uns des Geschehenen bewußt werden, um so weniger kann dieser Rettungsversuch auf Erfolg rechnen.

Nein, wie das Ringen der Völker auch ausfallen möge, diese Frage ist bereits jetzt entschieden. Das einzigartige Verhältnis Deutschlands zu Italien, wie es vor bald zwei Jahrtausenden sich angebahnt hat, wie es seit anderthalb Jahrhunderten von unseren besten Geistern mit hingebender Liebe ausgebaut worden, ist vorbei. Denn auch wir werden aus dieser Zeit als andere hervorgehen. So ist die Stunde da, sich über die Tragweite des Verlustes klar zu werden und Rechnung und Gegenrechnung aufzustellen. Keine Gegenrechnung für Italien, denn von ihm haben wir nie etwas gewollt. Uns gehen heute nur die Posten auf den Soll- und Habenseiten unseres eigenen Volkes an.

Soweit ich sehe, gilt die Klage hauptsächlich dem Verlust der künstlerischen Beziehungen.

Wenn das Wort: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn“ einmal Geltung hat, so ist es für die italienische Kunst. Das Wesen ihrer Architektur vorab kann sich einem nur in Italien erschließen. Aber auch die große Malerei der italienischen Renaissance setzt ein inneres Erlebnis dieser Zeit voraus, wie man es von fern aus dem bloßen toten Studium kaum gewinnen kann. Selbst die italienische Literatur in ihrem Gipfelpunkt Dante wird nur dem verständlich, der das italienische Mittelalter zwischen Florenz und Siena einmal mit Augen geschaut hat. Aber diese Welt ist ja auch nie zu verschließen, und was sie unserer eigenen geistigen Entwicklung zu geben hatte, haben wir uns längst erworben. Mit allen Mitteln des wissenschaftlichen und künstlerischen Nachempfindens haben wir uns die Hochblüte des italienischen Schaffens zu eigen gemacht, und wir dürfen ohne Überhebung sagen, daß wir diese große italienische Kunst von Dante bis Michelangelo in einem Maße für unser Empfinden erobert haben, wie es niemals möglich gewesen wäre, steckte nicht in dieser Kunst so viel aus deutschem Blut entsproßte verwandte Kraft.

Gegen das spätere Barock erhebt sich dann der Widerstand. Was diesseits Bernini liegt, brauchen wir obendrein nicht in Italien selbst zu suchen. Manches deutsche Schloß des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zeigt diese Kunst in ihrer höchsten Vollendung. Und auch Tiepolos Farbenrausch kann man in der Würzburger Residenz feurig nacherleben, zumal der fränkische Himmel in seiner Art nicht minder leuchtend blaut als der venezianische. Aber überhaupt hat ja die ältere italienische Kunst als Anregerin und Befruchterin unseres Schaffens längst ihre Schuldigkeit getan, und wir dürfen nie vergessen, daß neben dem Nutzen eine Masse Schaden anzubuchen wäre. Kaum einer hat ungestraft unter italienischem Himmel gewandelt. Wie einst die besten deutschen Stämme als Völker der Lockung des Südens erlegen sind, ihr bewußtes Volkstum eingebüßt haben, so hat auch fast jeder deutsche Künstler, der im Süden weilte, am Deutschen seines Wesens Einbuße erlitten. Es bleibt ein ewiger Kampf der in herber Hülle verschlossenen deutschen Seele gegen die sinnliche Schönheit, und wenn auch unsere Besten diesen Kampf schließlich siegreich bestanden haben, Wunden und Narben haben sie daraus mitgenommen, und ein strenger Nachrichter könnte fast bei jedem von ihnen von sündhaft vergeudeten Jahren sprechen. Freilich, ob einer von den „Sündern“ diese Jahre in seinem Lebensbuche hätte missen mögen? „Wie wird mich daheim nach dieser Sonne frieren“, seufzte der gewiß kernhafte Dürer im blauen Venedig, als er der Nürnberger Heimat dachte.

Was Italien im neunzehnten Jahrhundert an Kunst hervorgebracht hat, ist so wertlos und ohnmächtig, daß schon diese Tatsache die lauten Verkünder des neuen Aufstiegs der lateinischen Rasse kopfscheu machen müßte. In der Musik, wo es noch weitaus am besten steht, ist seit Verdis mittlerer Schaffensperiode das eigentlich Italienische zu Ende. Den Verdi des „Falstaff“ haben die Italiener nicht mehr verstanden. Der gewaltsame Verismus der Mascagni und Puccini lebte von fremden Kräften, und es zeugt für die innere Unfruchtbarkeit des jungen

Italien, daß in der Musik wie in der bildenden Kunst der gedankenblasse, jeglicher Naturkraft bewußt ausweichende Futurismus hier entstanden ist und seine wüstesten Orgien feiern konnte. Rassenpsychologisch ist es bemerkenswert, daß diese den neuen Aufstieg der lateinischen Rasse am wildesten verkündenden Futuristen, wie sie zuvor schon ihr Kunstleben in den Zirkus und auf die Gasse gezerrt hatten, jetzt auch in der Gassenpolitik die ärgsten Mitschreier abgaben. Was die italienische Musik der deutschen bringen konnte, hat schon Mozart in wunderbarster Weise für uns gewonnen. Seither sind wir, wie für alle Welt, so auch für die Italiener die Gebenden gewesen. In der Literatur beschränkt sich der einzige wirkliche Wert für uns auf den einen Dante.

Für die Kunstgeschichte ist es geradezu ein Glück, wenn sie in der Zukunft etwas von der Beschäftigung mit der italienischen Kunst abgelenkt wird. Es war entschieden schon immer übertrieben, daß wir den Italienern die kostspieligsten archäalogischen Forschungen durch die Einrichtung unserer Institute in Florenz, Rom und Neapel abgenommen haben. Denn wir dürfen doch nicht vergessen, daß es sich hier um jene Art von Kleinarbeit handelt, die auch im günstigsten Fall nur das Material für eine wirklich großzügige, befruchtende wissenschaftliche Arbeit liefert. Und so ist überhaupt eine Unmasse Gelehrtenarbeit an Quellenforschung und sonstiger Kleinarbeit von deutscher Seite für die italienische Kunst geliefert worden, die viel besser der Geschichte unserer eigenen Kunst zugute gekommen wäre.

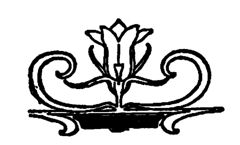
Wichtiger nehme ich ein anderes, das gemeinhin gerade von den Fachleuten nicht erwähnt wird, das ist der Kunstgenuß. Ich habe das Modische und darüber hinaus sogar das Erheuchelte in der Kunstbegeisterung, die die große Masse der deutschen Italienfahrer zutage legte, nie verkannt. Trotzdem sollte man den Wert nicht unterschätzen. Sicher haben Tausende von Deutschen sich niemals wirklich eindringlich mit bildender Kunst befaßt, als auf ihrer italienischen Reise. Und ich glaube, bei den meisten, so lächerlich das Getue dem Fachmann vorkommen mochte, ist doch etwas zurückgeblieben: sie hatten einmal einen Hauch des Geistes der Kunst verspürt und sind des Segens dieser Berührung nie mehr ganz verlustig gegangen. In der gehobensten, festlichsten Stimmung ihres sonst im Alltag gleichmäßig verlaufenden Daseins hatten sie, wennschon zum guten Teil aus Baedekerpflichten, täglich viele Stunden der Kunst gewidmet. Bei jedem, der von Natur aus nicht ganz unempfänglich für Kunst ist, kann so etwas nicht ganz ohne Segen bleiben. Diese Verbindung von Feierzeiten des Lebens mit Kunst, wie sie Italien in einer sonst nie erreichten Innigkeit gerade für uns Deutsche herbeiführte, bedeutete einen Lebenswert, mögen die Folgen auch für das Verhältnis zahlloser Deutscher zur eigentlich deutschen Kunst sogar schädlich gewesen sein. Denn entschieden hat die Masse des deutschen gebildeten Mittelstandes überhaupt nur zur italienischen Kunst ein engeres Verhältnis gefunden, niemals zur alten deutschen.

Hier sehen wir, wie eng diese Frage der Kunst mit der der Bedeutung Italiens für unser Leben, wie ich sie oben behandelt habe, verbunden ist. Und dadurch zeigt sich auch der Weg, den wir gehen müssen, ein Weg übrigens, auf dem wir, glaube ich, unvermerkt schon weiter vorgeschritten sind, als uns bisher zum

Bewußtsein gekommen ist. In unserer deutschen Jugend hat sich ein Wandel vollzogen. Jene Jugendbewegung, von der der Wandervogel die auffälligste, aber keineswegs die einzige Erscheinung ist, hat mit dem Wandern in deutschen Landen, der Wiedererweckung des alten deutschen Volksliedes, dem innigen Zusammenleben in kameradschaftlicher Geselligkeit mit der deutschen Natur Veränderungen in der Gemütseinstellung vollzogen, die, wie gerade die Erlebnisse dieses Krieges zeigen, viel bedeutsamer sind, als man von vornherein sich denken konnte. Hinzu kommt die Entdeckung der Schönheit des Winters in der Natur in Verbindung mit der Pflege des Wintersports. Ursache und Wirkung mögen sich da durcheinandermengen, aber ein Blick auf die Landschaftsmalerei des letzten Menschenalters zeigt doch, wie das Südlandsideal immer mehr verblaßt ist, wie wir die Schönheit anderswo suchen und finden.

Weniger zeigt sich das bis jetzt in der Idealanschauung von der menschlichen Schönheit. Da zehren wir zu sehr von den Bildern der Vergangenheit. Aber hat uns dieser Krieg nicht auch ein neues Schönheitsideal des Körpers offenbart? Ich wenigstens stand, wenn ich unsere Soldatenzüge sah, oft wie vor einer Offenbarung der deutschen Mannesschönheit. Es ist höchste Zeit, daß unsere Erziehung hier der Entwicklung des Lebens nachzueifern strebt, höchste Zeit, daß in unserer ganzen Heranbildung der Jugend das Schwergewicht auf das bewußte Deutschsein verlegt wird.

Wer wird in Zukunft noch die Beispiele für männliches Heldentum in der Antike suchen wollen, wo die Gegenwart sie in solcher überwältigenden Fülle bietet? Aber darüber hinaus hat diese Zeit der höchsten Gefährdung uns die Herrlichkeit des Deutschtums so hinreißend offenbart, daß es unser aller Bestreben sein muß, den Kräften dieses Deutschtums nachzuspüren, wo und wie sie sich finden. Und so wird auch die Erziehung zur Kunst ihre Wegrichtung dahin ändern müssen, daß sie dorthin leitet, wo deutsches Wesen in der Kunst, auch in der bildlichen, sich am reinsten und stärksten geoffenbart hat. Da wird es geradezu ein Glück sein, daß in den nächsten Jahren die deutsche Reisesehnsucht sich kaum im Ausland wird befriedigen können. Wer wird gern in Feindesland gehen? So wird denn die Ferienstimmung, die freie Höherspannung unseres ganzen Wesens, deutschen Landen und der in ihnen aufgespeicherten Kunst zugute kommen. Mögen alle Berufenen ihre Kräfte aufbieten, um hier beim Entdeckungswerke zu helfen. Mit furchtbarer Pflugschar ist das Erdreich des deutschen Wesens aufgerissen, nun heißt es rechtzeitig die fruchtbare Saat von deutscher Art und deutscher Schönheit darein senken. Dann wird uns, die wir Treue gehalten, auch aus dem Verrat der einst so heißgeliebten Fremde Segen erblühen.





Die baltischen Deutschen

Ueber „Die Leistung und die Zukunft der baltischen Deutschen“ spricht sich in der „Woche“ unser berühmter Theologe Wirklicher Geheimer Rat Adolf von Harnack in so wohlüberlegten und begründeten Worten aus, daß diese Stimme — zu dieser Stunde! — von keinem Deutschen überhört werden sollte:

Ein Teil baltischen Landes, die Hafenstadt Kurlands, Libau, ist in deutschen Händen; das war eine Freudenbotschaft besonderer Art in diesem schweren Krieg, wenn sie vielleicht auch nicht alle deutschen Herzen, wie sich's gebührt, bewegt hat. Eine Freudenbotschaft besonderer Art — denn hier haben unsere Truppen ein Land betreten und teilweise besetzt, das jahrhundertelang zum Deutschen Reich gehörte, und dessen Bevölkerung in der maßgebenden Oberschicht deutsche Kultur bis zur Gegenwart zäh festgehalten hat. Man lese Hippels „Lebensläufe in aufsteigender Linie“, um zu wissen, wie es in einem kurländischen evangelischen Pfarrhaus aussieht, und welcher Geist von ihm ausströmt. Man vertiefe sich in die ausgezeichneten Romane von Pantenius aus dem kurländischen Leben, um die kerndeutsche Art dieses Stammes kennen zu lernen. Man werfe einen Blick auf die Jahresberichte des Goldinger Gymnasiums, um die Kraft der deutschen Schule auf baltischem Boden zu würdigen! Nun weht über einem Teil dieses Landes die deutsche Reichsfahne, und der kurländische grün-blau-weiße Wimpel ist ihr beigesellt.

Ist es ein „vergessener“ deutscher Bruderstamm, der uns, Gott sei Dank, wieder nahegerückt ist? Das kann man in bezug auf die baltischen Deutschen nicht sagen; vergessen hat sie Deutschland nicht. Aber die Empfindungen ihnen gegenüber sind doch bei uns nicht warm, sondern in weiten Kreisen zurückhaltend und kühl. Daß sie so lebendig und heiß sein sollten wie gegenüber Elsaß-Lothringen im Jahr 1870, und daß daher eine herrliche Flamme nationaler Begeisterung auflodern müsse bei dem Gedanken, das Baltenland wiederzugewinnen, das kann man freilich nicht verlangen; denn das Elsaß ist uraltes deutsches Land und hat in der deutschen Geschichte eine hervorragende Stelle, die baltischen Provinzen dagegen sind ein deutsches Kolonialland. Aber die Kühle in weiten Kreisen ist doch auffallend und für ein baltisches Herz schmerzlich. Gewiß, sie herrscht nicht überall — es gibt in deutschen Landen gute Kenner und treue Freunde der baltischen Provinzen — aber die starke Welle nationalen Empfindens müssen sie zurzeit noch entbehren.

Wie erklärt sich diese Erscheinung? Nach einer vierzigjährigen aufmerksamen Beobachtung bin ich wohl in der Lage, eine Erklärung zu geben. Sieht man von allen denen ab, die sich nie die Mühe gemacht haben, sich um den baltischen Bruderstamm zu kümmern, und daher nichts oder nur Falsches über ihn wissen, so erklärt sich die Kühle der Empfindung gegenüber

den baltischen Provinzen in Deutschland nicht etwa schon aus der langen Zeit der politischen Entfremdung dieser Provinzen; es sind hier vielmehr tiefere Momente wirksam. Es wird erstlich die statistische Erwägung ins Feld geführt, es seien ja kaum 200000 Deutsche dort (8 Prozent der Gesamtbevölkerung). Es wird sodann auf die konservativ-soziologische Rückständigkeit der baltischen Deutschen hingewiesen, sie stellten einen Anachronismus im modernen Leben dar, etwa wie die mecklenburgische Adelsherrschaft. Es wird endlich auf die Kluft hingewiesen, die die baltischen Deutschen zwischen sich und der eingeborenen Bevölkerung haben bestehen lassen (den Letten und Esten), aus der nunmehr offene Feindschaft sich entwickelt habe.

Diese Bedenken, aus denen sich die Zurückhaltung gegenüber den baltischen Deutschen erklärt, lassen sich im Grunde in einem Vorwurf zusammenfassen: die Deutschen in den baltischen Provinzen, so sagt man, haben die ihnen gestellte Aufgabe nicht gelöst. Sie hätten sich durch Germanisierung der Eingeborenen verstärken und ihr politisches Gemeinwesen auf eine breite bürgerlich-bäuerliche Grundlage stellen sollen; statt dessen haben es die adeligen Herren aus egoistischen Gründen vorgezogen, ein kleines, mächtiges Herrenvolk zu bleiben, bis ihnen nunmehr in der modernen Zeit die Macht zu entgleiten droht oder schon entglitten ist. Sie ernten also nur die Früchte ihrer engen, ständischen Politik, und Deutschland kann mit dieser Handvoll anspruchsvoller Aristokraten wenig anfangen. Schade!

So oder ähnlich habe ich immer wieder gehört; so lautet auch das Urteil seitens nicht unfreundlich gesinnter Kreise. Dieses Urteil ist unrichtig. Ich kann es hier nicht unternehmen, es ausführlich zu widerlegen; aber ich darf hoffen, daß es die Leser interessieren wird, einige Gegenbeweise kennen zu lernen. Handelt es sich doch um die Eigenart und das politische Lebenswerk eines deutschen Bruderstammes, dessen Schicksalsstunde nahegerückt scheint.

Zunächst die mangelnde kolonisierende und germanisierende Kraft. Hier ist sofort darauf aufmerksam zu machen, daß neben den Gutshöfen der baltischen deutschen Ritter bedeutende deutsche Städte mit einer nicht geringen deutschen bürgerlichen Bevölkerung und deutscher Selbstverwaltung entstanden sind: Riga, Reval, Mitau, Dorpat, Pernau, Libau, um nur die größeren zu nennen. Nicht selten werden diese Schöpfungen übersehen, und man spricht so, als handle es sich in den Ostseeprovinzen lediglich um deutsche Großgrundbesitzer. Allein diese Städte stellen selbständige Mittelpunkte deutschen Lebens dar, stehen kraft eigenen Rechts neben der baltischen Ritterschaft und haben trotz der politischen Russifizierung einen wichtigen Teil ihres Deutschtums noch immer festgehalten. Namentlich Riga hat es zu allen Zeiten verstanden, sich in kraftvoller Eigenart neben den Rittern zu erhalten, und das Selbstbewußtsein des Rigaschen Bürgers bleibt in keinem Stück hinter dem Selbstbewußtsein des deutschen baltischen Großgrundbesitzers zurück. Aber das gesamte Landvolk ist undeutsch geblieben! Das ist zwar richtig; aber der Vorwurf, daß es sich dabei um eine eigensüchtige und sträfliche Unterlassung handle, ist unberechtigt. Noch vor einem Menschenalter konnte man ihm allerdings schwer widersprechen; denn die soziologischen Studien und Erkenntnisse waren damals noch nicht hinreichend vorgeschritten. Jetzt aber wissen wir, daß eine vollkommene Kolonisierung mit Aufsaugung der eingeborenen Bevölkerung nur gelingen kann, wenn Großgrundbesitzer, Bürger und Bauern zusammen in das fremde Land einströmen. Geschieht das nicht, und unternimmt man dennoch den Versuch, das eingeborene Volk einzuschmelzen, so tritt das Gegenteil von dem ein, was man erstrebte; die Einwanderer werden ihrerseits von den Eingeborenen aufgesogen. Das wäre das Schicksal der Deutschen in den Ostseeprovinzen geworden, wenn sie nicht eine scharfe Grenzlinie zwischen sich und den Letten und Esten gezogen hätten. Denn die Zahl der eingewanderten Deutschen war für eine wirkliche Germanisierung zu klein: es fehlte der Bauer ganz, und auch die deutschen Kaufleute und Handwerker kamen so spärlich, daß sie nur einzelne Plätze besetzen konnten; auch war in dem vorherrschend agrarischen Betrieb für sie nur langsam Spielraum zu gewinnen. Was aber geschehen konnte, das ist im wesentlichen geschehen. Die Letten und Esten sind in den westeuropäischen Kulturkreis hereingezogen worden.

Man ließ ihnen ihre Sprache, mußte sie ihnen lassen und vermischte sich nicht mit ihnen; aber man brachte ihnen die christliche Religion in ihrer abendländischen Ausprägung und sodann — bereits seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts — die volle bürgerliche Freiheit und endlich in rasch fortschreitender, zielbewußter Arbeit die deutsche Schule und Kultur im Gewand ihrer eigenen Sprache. Seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts steht der baltische Lette und Este dem Bauer in den östlichen preußischen Provinzen an Bildung keineswegs nach. Nicht nur ist die Zahl der Analphabeten verschwindend, sondern auch die Zahl derer, die zu einer mittleren und höheren Bildung gelangen, ist verhältnismäßig sehr groß. „Man findet heute Letten (und Esten)“, schreibt ein Kenner, „wohl in allen Berufen, nicht allein in Livland und Kurland, sondern auch als Kulturträger über das weite Zarenreich verstreut. Die Zahl der lettischen (und estnischen) Geistlichen, Ärzte, Juristen, Schriftsteller, Künstler und sonstigen Gebildeten ist schon eine recht bedeutende; viele von diesen Leuten, die natürlich alle die deutsche Sprache vollkommen beherrschen, können allerdings als völlig germanisiert gelten, wie ja selbst unter den Mitgliedern der deutschen Vereine in Riga und Kurland sich viele lettische Namen finden.“ Freilich, auch der umgekehrte Fall tritt auf dem Land und in den Vorstädten vereinzelt noch immer ein, daß kleinbürgerliche deutsche Familien von den Letten und Esten aufgesogen werden — ein warnender Beweis für die oben festgestellte Tatsache, daß einer Übermacht gegenüber die höher kultivierte Einwanderung der eingeborenen Bevölkerung verfällt, wenn nicht scharfe Grenzlinien gezogen werden.

Die abendländisch deutsche Kultur hat das ganze Gebiet bis zur Narwa, dem Peipussee und Dünaburg nicht nur besetzt, sondern auch wirklich durchdrungen: das ist das geschichtliche Hauptwerk der baltischen Deutschen.

Aber, wendet man ein, was hilft das? Die Letten und Esten sind trotz dieser Kultur in steigendem Maß Deutschfeinde geworden und halten heute lieber zu den Russen als zu den Deutschen! Nun, zunächst ist diese Behauptung in dem vollen Umfang nicht richtig. Von den Esten gilt sie überhaupt nur in starker Beschränkung — es gibt noch immer ein freundliches Zusammenarbeiten mit nicht wenigen unter ihnen —, und auch von den Letten gilt sie nicht in dem Sinn, daß jeder deutschfeindliche Lette damit ein Russenfreund ist. Hier schieben sich vielmehr die nationalen Selbständigkeitsbestrebungen dieser kleinen Völkerstämme ein. Auch sie sind vom Nationalismus des 19. Jahrhunderts ergriffen worden und suchen nun nationale Gemeinwesen zu begründen. Daß dies auf breitester demokratischer, ja womöglich republikanischer Grundlage erstrebt und zugleich eine „eigene“ lettische Kultur erträumt wird, gehört zu den freilich nicht unbedenklichen Krankheiten nationaler Pubertätsentwicklung. Daß sie dabei zunächst die deutschen Widerstände stärker empfinden als die russischen und ihren einstigen Erziehern samt den vielleicht noch bestehenden Resten patriarchalischer Bevormundung besonders grollen, das ist der Lauf der Geschichte, und man kann sich darüber nicht wundern. Aber wenn sie zu ruhiger Betrachtung gekommen und zugleich den Druck der russischen „Kultur“, den bisher hauptsächlich die Deutschen erfahren haben, stärker empfinden werden, werden sie das hohe Gut ihrer abendländischen Bildung und vor allem ihres Protestantismus höher schätzen lernen. Vor die Frage gestellt, ob sie einfach in die byzantinisch russische Form sich einschmelzen lassen sollen oder mit den Deutschen die abendländische Kultur behaupten wollen — und diese Schicksalsfrage rückt auch an sie heran — werden sie entweder ihre Stellung zu den baltischen Deutschen revidieren oder sich selbst dem Untergang weihen müssen. Zu prophezeien vermag hier niemand, aber die Hoffnung ist nicht aufzugeben, daß sie das Kleinod, das sie besitzen, nicht einfach preisgeben werden.

Das Kleinod, das ist der Geist und die Kraft der deutschen Kultur! An der Universität Dorpat, die jetzt zerstört ist, aber noch bis vor wenigen Jahren neben dem deutschen Adel und dem Bürgertum der Städte der dritte Pfeiler des Deutschtums in den baltischen Landen war, fand jener Geist die Stätte seines lebendigen Wirkens und hat nicht nur die baltischen Lande



zu fruchtbaren Gefilden edler Gesittung und echter Wissenschaft gemacht, sondern auch seinen Samen weithin über das ganze große russische Reich gestreut.

> Du Niltal edler Bildung, Kunst und Sitte,
> Gleichsam am Rande Libyens, daß in Mitte,
> Von Ost und West, es ostwärts Segen schütte!

So hat ein reichsdeutscher Dichter vor fünfzig Jahren das Land mit seiner Universität Dorpat besungen. Dorpat ist dahin, das Haus ist zerfallen; aber noch haben jene Provinzen bis zum Krieg in ihren deutschen Vereinen bewiesen, daß sie auch ohne Universität ihren Geist zu bewahren vermögen. Gewiß — nicht mehr als acht Prozent Deutsche sind im Lande; aber noch kennt dieses Land, trotz allem, was geschehen ist, die russische „Kultur" nicht, und auch die eingeborene Bevölkerung steht noch immer, ob sie's wahr haben mag oder nicht, im deutschen Kulturkreis, wie sie in der evangelischen Kirche steht. Unter solchen Verhältnissen darf man nicht von fehlgeschlagener Kolonisation sprechen und darf auch nicht vor dem Ergebnis einer rohen Statistik den Mut sinken lassen.

Aber die „Adelsherrschaft" und die konservative Rückständigkeit! Nun, auch hier haben wir aus den modernen soziologischen Arbeiten viel gelernt. Wir wissen jetzt, daß sich eine kolonisierende Minorität schlechterdings nur als Herrenvolk zu halten vermag, ferner, daß mit der Verfassung als Herrenvolk notwendig der Komplex von Charakterzügen, Eigenschaften und Methoden gegeben ist, den man den aristokratisch-patriarchalischen nennt, und daß es dem einzelnen gar nicht möglich ist, sich diesem geistig sozialen Gefüge zu entziehen; endlich, daß dieser Typus sein geschichtliches Recht so gut hat wie jeder andere. In den baltischen Verhältnissen aber hat dieser aristokratische Typus, der hier, wie gezeigt, eine Notwendigkeit war, seit langer Zeit ein Gepräge erhalten, das ihn von allen ihm verwandten Typen in der deutschen Geschichte zu seinem Vorteil unterscheidet. Leider ist diese wichtige Tatsache in Deutschland längst nicht hinreichend bekannt: In den baltischen Landen gehörte und gehört jeder zum deutschen Herrenvolk, zur Aristokratie, der sich die volle deutsche Bildung angeeignet hat und mit den anderen zum Wohl des Landes zusammenarbeitet. Ich will nicht sagen, daß jeder baltische Geburtsaristokrat so empfindet und urteilt. Auch hier gibt es die bekannten aristokratischen Unarten und Sünden; aber sie sind für den Gesamtcharakter der baltischen Aristokratie nicht entscheidend. Für diese ist die deutsche Bildungsfrage die letzte, entscheidende, und der bürgerliche Arzt, Jurist, Lehrer, Geistliche, Schriftsteller usw. steht mit dem Großgrundbesitzer auf einer sozialen Stufe, wie es denn auch andererseits nicht wenige adelige Lehrer, Lehrerinnen, Ärzte, Geistliche usw. in den baltischen Landen gibt. Selbstverständlich erhält nun auch der Bürgerliche dadurch den Typus, zu einem Herrenvolk zu gehören, und schließt sich an die soziologische Art dieser Schicht an. Nur ein verbohrter enger Liberalismus aber kann verkennen, daß diese Art auch große Vorzüge hat, den einzelnen stärkt und hebt und vor allem unter gewissen geschichtlichen Verhältnissen einfach — eine Notwendigkeit ist.

Unter gewissen Verhältnissen — aus ihnen im richtigen Moment, wenn die geschichtlichen Zustände andere geworden sind, herauszukommen und die gesellschaftlichen Ordnungen anders zu gruppieren, das ist bekanntlich die große Schwierigkeit, vor die bald früher, bald später jede aristokratische Herrschaft gestellt wird. Das baltische Herrenvolk steht etwa seit einem knappen Menschenalter vor dieser Schwierigkeit, die dadurch ungeheuer gesteigert ist, daß nicht Deutsche, sondern gebildete Letten und Esten die Aufnahme verlangen. Daß die Herren die Zeichen der Zeit nicht früh genug erkannt und der Schwierigkeiten nicht in befriedigender Weise Herr geworden sind, wird man einräumen müssen. Aber bei billiger Berücksichtigung der Größe der Aufgaben und der geradezu sich kreuzenden Erwägungen, die hier eintreten mußten, wird man doch sagen dürfen, daß vieles Fördernde geschehen ist, und daß man sich nicht einfach auf ein hoffnungsloses „Non possumus" zurückgezogen hat, bei dem vielmehr nur einzelne in Ver-



blendung verharren wollten. Daß man deutscherseits an der Bedingung festhielt, nur deutscher Bildung könne volle soziale Gleichberechtigung gewährt werden, nachdem die volle bürgerliche und materielle gewährleistet war, ist zu verstehen, und doch läßt sich fragen, ob man in kühnem Vertrauen auf die deutsche Kultur auch im fremdsprachigen Gewand nicht den großen Versuch hätte wagen sollen, die volle soziale und gesellschaftliche Gleichberechtigung der Letten und Esten anzustreben und danach zu handeln. Die großen Gefahren, die bei solchem Ziel dem Deutschtum drohen würden, sind unverkennbar — man braucht nur auf Finnland zu blicken und auf die heutige Lage der Schweden dort neben den Finnen — aber man hat in den baltischen Provinzen zwei sich ganz fremd gegenüberstehende Völker neben sich, das ist ein Vorteil, und vielleicht dürfte man der deutschen Kraft doch diese Probe zutrauen.

Es kam die lettische „Revolution"; es ist der Weltkrieg gekommen. Bei seinem Beginn hat Rußland erklärt, es kämpfe nicht nur gegen die Deutschen, es kämpfe gegen das Deutschtum überhaupt. Daß es dem Panslawismus mit dieser Drohung ernst ist, wissen wir; ob aber auch jeder zukünftigen russischen Regierung, ist nicht ganz so sicher, und ob die Regierung die Kraft haben wird, die Drohung wirklich durchzuführen, müssen wir abwarten. In Gesetzen ist bekanntlich diese Regierung stark; in der Durchführung werden die Dinge dort oft sehr anders. Aber unzweifelhaft ziehen nicht nur schwere Tage, sondern Schicksalstage für die baltischen Deutschen herauf. Der Krieg selbst hat sie in eine furchtbare Lage gebracht, um so furchtbarer für sie, solange der Ausgang des Krieges und das Maß des deutschen Sieges noch im Dunkeln liegt. Sie mußten in die Reihen der russischen Armee eintreten und gegen uns kämpfen. Das haben sie schon im Siebenjährigen Krieg tun müssen und werden es als eine Schickung ansehen, die sie in deutscher Treue für den Landesherrn auf sich nehmen, den der Gang der Geschichte ihnen zuletzt angewiesen hat. Ist ihnen die große erhebende Aufgabe seit sieben Jahrhunderten geworden, Bildung und Gesittung in den Osten zu tragen, so sind sie allzeit darauf gefaßt gewesen, die schweren Konsequenzen ziehen zu müssen, die diese Aufgabe ihnen auferlegt. In einem Aufsatz von Rudolf Stratz in dieser Zeitschrift (15. Mai), der sich sonst durch manche scharfe und treffende Beobachtung auszeichnet, wird deutlich genug gegen die baltischen Deutschen der Vorwurf erhoben, daß sie nicht unter Zurücklassung ihres Besitzes zu uns nach Deutschland zurückgewandert sind, seitdem ihre Lage hoffnungslos geworden sei, dann brauchten sie jetzt nicht gegen uns zu kämpfen. Dazu wird auch noch von solchen baltischen Deutschen gesprochen, die bei Ausbruch des Krieges blindlings die Sache des Zaren zu der eigenen gemacht und in der Not der Stunde „ihre Seelengemeinschaft mit Dschingis Chan entdeckt haben". Das ist ein böses Wort, da es so verstanden werden wird, als habe es eine weite Geltung.

Gewiß gibt es verrußte Deutsche, und wahrscheinlich ist es, daß in der Not der Stunde mancher innerlich und äußerlich nicht bestanden hat. Aber so weit kenne ich die Balten, um sagen zu dürfen, daß jenes Urteil nur vereinzelte treffen kann, daß aber die große Mehrzahl den schmalen und harten Weg, den sie nun gehen muß, gefunden hat und wandelt. Sie wird dem russischen Kaiser geben, was sie ihm in dieser Stunde geben muß, und dabei darauf vertrauen, daß sie entweder ihre große Aufgabe für das russische Reich behalten oder unter ganz neue Verhältnisse kommen, also nicht untergehen wird. Eben deshalb ist auch der Rat, auszuwandern, übel angebracht. Er war es sicher bis gestern noch; er kommt heute nicht in Betracht, und er wird, so hoffe ich zu Gott, auch in Zukunft falsch sein. Er war es bis gestern noch; denn hat nicht das Wirken der deutschen Vereine bis unmittelbar vor dem Krieg, hat nicht der langsame Wiederaufbau der deutschen Schulen und so manches andere gezeigt, daß die Lage des Deutschtums in den baltischen Provinzen keineswegs schon hoffnungslos war? Wäre es da nicht Fahnenflucht gewesen, das Land zu verlassen und die deutsche Kultur preiszugeben? Und selbst wenn die Hoffnungen noch geringer waren, als sie erschienen — ist es deutsche Art, die Arbeit an einer großen Aufgabe abzubrechen? Muß nicht vielmehr auch noch der letzte



Versuch gemacht werden, ohne schützende Institution den Geist doch lebendig zu erhalten? Diese Notwendigkeit gilt auch in der Zukunft; sie gilt auch nach dem Krieg. Wenn aber auch die Hoffnung vieler sich nicht erfüllen sollte und das Deutsche Reich die baltischen Provinzen nicht erobert oder nicht behält, so darf doch mindestens heute noch nicht der Gedanke aufkommen, die Aufgabe der Deutschen in Rußland sei nunmehr erfüllt, und die deutschen Provinzen Rußlands seien für die deutsche Kultur verloren. In einem Weltreich, das Polen, Kleinrussen, Tataren, Armenier, Georgier usw. umfaßt, müssen und werden die Deutschen an ihrem Grund und Boden, an ihrer Eigenart und ihrer Aufgabe bis zum letzten Blutstropfen festhalten. Fallen sie dennoch, so sollten sie auf ihrem eigenen Boden sterben mit dem edlen Schweiß der Arbeit und dem Blut des Kampfes auf ihren Stirnen.

Martern, verjagen oder töten kann man sie; aber niemand soll und wird sie russifizieren oder zu freiwilliger Auswanderung bewegen können.



Antike „Miesmacher"

Friedrich der Große steckte die „Miesmacher" einfach in die Festung. Der große König war freilich, wie die „Vossische Zeitung" erinnert, nicht der erste, der gegen Gerüchteträger, Feiglinge und Wichtigtuer unter den Heimkriegern zu kämpfen hatte. Schon Theophrast, der Schüler von Plato und Aristoteles, hat in seinen Charakterbildern auch den „Entenjäger" nicht vergessen, der der richtige athenische Miesmacher ist. Er erfindet in seiner Art Nachrichten, die heutzutage das „W.T.B." dementieren müßte; er hat einen Vetter, der einen Portier aus dem Generalstab kennt, und teilt seine eigenen Phantasien als Gerüchte der Stadt mit.

„Wenn der Entenjäger", schreibt Theophrast, „einem Bekannten begegnet, nimmt er sofort eine vertrauliche Miene an und fragt mit schlauem Lächeln: ‚Nun, woher?' und ‚Na, was sagst du dazu?' Und ohne eine Antwort abzuwarten, fährt er fort: ‚Wie denkst du darüber?' — ‚Hast du sonst nichts gehört?' — Da hat er denn entweder einen Soldaten oder einen Jungen des Musikanten Asteios oder den Armeelieferanten Lykon, der gerade vom Kriegsschauplatz angekommen ist und ihm die Nachricht gebracht hat. So erzählt er denn auf deren Bericht hin, Polysperchon und der König hätten die Schlacht gewonnen und Kassander sei gefangengenommen. Und fragt man ihn: ‚Hältst du denn das auch wirklich für wahr?', so erwidert er, die ganze Stadt sei ja davon voll, das Gerücht verbreite sich immer weiter, und alles stimme auch zusammen, überall erzähle man sich das gleiche von der Schlacht. Auch habe er das ja gleich an den Mienen der Regierungsbeamten gesehen, die seien seit gestern ganz umgewandelt. Dann setzt er hinzu: so unter der Hand habe er noch vernommen, daß sie schon seit fünf Tagen im Rathause einen Menschen versteckt hielten, der aus Mazedonien gekommen sei und alles selbst mit angesehen habe. Und indem er nun alles der Reihe nach noch einmal erzählt, jammert er unglaublich rührend dazu und ruft: ‚Ach, du unglückseliger Kassander! O du erbarmenswerter Mensch! Ach, und er war doch ein so tüchtiger Mann.' Dann sagt er noch: ‚Das muß aber alles unter uns bleiben!', und dabei läuft er in der Stadt herum und erzählt es allen Leuten." — „Es ist ein seltsames Volk, diese Entenjäger," fügt Theophrast hinzu, „denn nicht allein ist ihr Tun und Treiben nichts als Lug und Trug, sie haben sogar nicht selten auch noch den Schaden davon. Denn oft schon sind ihnen, während sie in den Bädern einen Haufen Neugieriger um sich versammelten, die Mäntel gestohlen worden. Es ist ein trübseliges Handwerk."



Eines Schweden Hoffnung auf den deutschen Sieg

Das Mitglied der Ersten Kammer des schwedischen Reichstags Professor Dr. Gustaf F. Steffen-Stockholm stellt sich in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ die Frage: „Warum ich auf den Erfolg Deutschlands im Weltkriege hoffe?“ Und er beantwortet diese Frage in den nachstehenden Ausführungen, wie es überzeugter und schlagender auch von deutscher Seite kaum geschehen könnte:

Ich wünsche den deutschen Waffen Erfolg, weil eine erträgliche politische und kulturelle Zukunft für die Welt im ganzen und für Europa im besonderen absolut nicht auf eine militärische, politische, wirtschaftliche Niederwerfung Deutschlands gebaut werden kann.

Sogar die Engländer haben es früher anerkannt, daß die volle militärische Kraft Deutschlands unentbehrlich ist als Europas Bollwerk gegen das moskowitische Slawentum, wie dieses in seinem jetzigen unersättlichen Erobererstaate verkörpert ist. Die einsichtigeren Engländer wissen auch heute noch ganz genau, daß das Gerede von der Gefährlichkeit des deutschen „Militarismus“ für die „Freiheit“ Europas und von der Eroberungswut des Deutschen Kaisers nichts als freche Kriegslügen sind. Sie wissen das ebenso genau, wie sie wissen, daß der ganze Weltkrieg als ein lange eifrig herbeigewünschter Angriffskrieg des russisch-englisch-französischen Bundes auf die beiden Zentralmächte angefangen hat und in eben diesem Geiste getreulich durchgefochten wird. Es gibt wohl französische Kleinbürger, die anscheinend in gutem Glauben behaupten, daß sie sich jetzt gegen einen brutal chauvinistischen Überfall seitens Deutschlands wehren. Dies ist aber nur möglich, weil sie nicht mutig und ehrlich genug sind, sich offen zu gestehen, daß die ganze Weltkriegsgefahr in ihrer eigenen brutalen Russen-Alliance und in ihren eigenen chauvinistischen Revanchegelüsten schon längst vor dem Kriegsausbruch eingeschlossen dalag.

Ich erblicke in einem Siege Englands und Frankreichs absolut keinen Gewinn für „Demokratie und Freiheit“ — denn die Demokratie und die Freiheit, die ich in England und Frankreich beobachtet habe, imponieren mir als radikalem Demokraten außerordentlich wenig. Fast ebensowenig wie die „Demokratie“ und die „Freiheit“ der Belgier hier in Europa und dort unten im schwarzen Kongostaat. Und die gar zu rührende Waffenbrüderschaft mit dem Moskowiter-Imperium verdirbt mir noch gründlich den allerletzten Rest an Geschmack für die demokratischen und freiheitlichen Prätentionen der tugendhaften Westmächte und des noch tugendhafteren Italiens in diesem weltgeschichtlichen Kriege. Ein sehr grober Schwindel bleibt ein sehr grober Schwindel — auch wenn er sich zu weltgeschichtlichen Dimensionen aufbläht.

Ich sage „Schwindel“, weil ein politisches Kind sehen kann und muß, daß Autokratismus und Militarismus in Europa durch eine Niederlage Deutschlands einen ungeheuren Aufschwung erleben müßten.

Ein siegreiches Rußland wäre ein zu weiteren Eroberungen gekräftigtes und aufgestacheltes Rußland. Und wer ist so hilflos naiv, allen Ernstes an die fortgesetzte Friedlichkeit und treu bewahrte gegenseitige „Freundschaft“ eines siegenden Frankreichs, Italiens und Englands zu glauben? Würde das „Gleichgewicht“ in Europa sich nicht sehr sonderbar ausnehmen, nachdem das einzige, was dieses Gleichgewicht wirklich befestigen kann — nämlich deutsche Friedensliebe im Bunde mit deutscher Staats- und Wehrkraft —, geschwächt oder temporär vernichtet wäre? Was könnte ein militärisch und politisch niedergeworfenes Deutschland überhaupt anderes tun, als wirklich furchtbar „militaristisch“ zu werden — d. h. dem von seinen haßerfüllten Feinden gemalten Zerrbilde endlich etwas ähnlicher zu werden, als es bisher in der Wirklichkeit je gewesen ist?

Der jetzige russisch-englisch-französisch-italienische Angriffskrieg auf Deutschland und

Österreich-Ungarn ist ein weltgeschichtliches Verbrechen schon deshalb, weil die Weltlage so beschaffen ist, daß ein solcher Krieg überhaupt keinen vernünftigen Zweck, kein wünschenswertes Ziel haben kann. Es sei denn, daß ein siegendes Deutschland die Absichten der Angreifer in ihr gerades Gegenteil umkehre.

*

Ich mache mir durchaus keine Illusion über die möglichen Fortschritte für „Demokratie" und „Freiheit" in der nächsten Zukunft nach dem Kriege, auch wenn Deutschland dann, wie ich sicher glaube, unbesiegt und unerschütterlich stark dasteht ... Die sehr demokratischen, freiheitsliebenden, tugendhaften und friedlichen Feinde Deutschlands — die Engländer, Franzosen, Italiener und Russen — werden aber noch lange nach dem Kriege gewissenhaft dafür sorgen, daß Deutschland seinen „Militarismus", seinen Agrarprotektionismus und seine starke Monarchie nicht wird entbehren können. Die Demokratie und Freiheit in Deutschland werden — so wie es der politische Genius des deutschen Volkes im Grunde auch verlangt — noch lange aufs innigste mit einem sehr strammen Staatsbewußtsein verknüpft sein.

Und das beruht zuletzt auf dem abgrundtiefen Haß, der in England, Rußland und Frankreich gegen das deutsche Wesen als solches gehegt wird.

*

Dieser Haß — ein prinzipieller, tödlicher Antagonismus gegen das Deutschtum an sich — ist für mich die zentralste psychologische Tatsache des ganzen Weltkrieges.

Er ist keineswegs im oder durch den Krieg entstanden. Der Krieg hat ihn nur mehr als sonst enthüllt. Nichts anderes als eine solche Enthüllung sind die gräßlich gemeinen englischen und französischen Schmähungen und Verleumdungen des deutschen Volkes, Staates und Heeres seit dem Ausbruche des Weltkrieges.

Dieser gigantische Schmähkrieg in Wort und Bild gegen Deutschland bezweckt ja, vor aller Welt ein recht anmutiges Abbild der deutschen Volksseele zu zeichnen. Tatsächlich zeichnet er in unbewußter Wahrheitsliebe vor aller Welt etwas ganz anderes, nämlich die Volksseelen Englands und Frankreichs — so wie sie aussehen, wenn sie ihre tiefsten, geheimsten Brudergefühle gegen den deutschen Nachbar rückhaltlos enthüllen.

Diese ebenso eigentümlichen wie furchtbaren Selbstporträte der Engländer und Franzosen (um hier nicht von den Russen und anderen zu reden) zeugen freilich von keinem Kulturverlust durch den Krieg — denn die psychische Urtatsache war da Jahrhunderte vor diesem Kriege. Und diese Urtatsache ist die, daß mit der sehr hochmütigen englischen und französischen nationalen Eigenliebe seit alter Zeit immer eine tiefe Geringschätzung und mit Furcht gemischte Abneigung gegen das deutsche nationale Wesen vermengt gewesen ist. Dies ist einfach eine französische und englische Primitivität, ein originärer Kulturtiefstand, mit dem man zu rechnen hat, jetzt und in einer langen Zukunft.

Mit anderen Worten: eine unheilvolle primitive geistige Insularität liegt den Franzosen genau ebenso wie den Engländern im Blute. Sie lieben einander — und alle Welt — im Grunde wenig anders, als sie die Deutschen lieben. Darüber wird die „Entente" uns nicht hinwegtäuschen. In dieser Beziehung ist die „Entente" einem rein temporären Raubzugsbunde unter primitiven Horden der Urzeit durchaus ähnlich.

Die volkspsychologisch Klarsehenden haben längst bemerkt, daß ein Fremder (auch „a distinguished foreigner") in England und Frankreich, trotz aller äußeren Höflichkeit und konventionellen Gastfreundschaft, im Grunde immer „a native" (d. h. ein „Eingeborener" aus einem lumpigen Barbarenlande) bleibt. Die wissenschaftlichen und anderen internationalen Kongresse und dergleichen Veranstaltungen haben in gefährlicher Weise diese volkspsychologische Urtatsache verschleiert. Insofern bedaure ich nicht, wenn der Kulturaustausch nach dem Kriege für einige Zeit ein bißchen weniger als vorher durch die blöde internationale „Kongreßfestessenkultur" gekennzeichnet sein wird.

*

Wenn man jetzt in England und Frankreich „den deutschen Barbaren" furchtbare Pläne auf die politische und geistige Versklavung der ganzen Welt zuschreibt, so zeichnet man wieder unbewußt nur ein Selbstporträt. Man malt das Bild des Feindes mit den Linien und Farben jener Anmaßung und Unduldsamkeit, die man im eigenen nationalen Herzen so reichlich vorfindet. Aus Mangel an geeigneter innerer Erfahrung kann man sich in England und Frankreich gar nicht vorstellen, daß ein großes und jugendlich lebenskräftiges Volk sein volles Mitbestimmungsrecht an der Gestaltung der Politik und Kultur der ganzen Menschheit verlangen und durchsetzen kann, ganz und gar ohne den Willen oder die Absicht, seinen ebenbürtigen Mitbewerbern den Lebensnerv abzuschneiden oder nur ihren Lebensspielraum ungebührlich zu schmälern. Wer die räuberische imperialistische Geschichte Englands und Frankreichs (und Rußlands!) während der letzten dreihundert Jahre und bis auf den heutigen Tag genau kennt, wird die tiefe Angst der Engländer, Franzosen und Russen vor einer ähnlichen imperialistischen Entwicklung Deutschlands jedoch sehr wohl verstehen.

Ich hoffe auf den Erfolg Deutschlands im Weltkriege, weil ich überzeugt bin, daß das deutsche Volk — aber sicher nicht das englische, französische, russische oder italienische — die für eine gute Ausnutzung des Erfolges im Interesse der ganzen Menschheit vor allen Dingen nötige kulturelle Einsicht und Weitherzigkeit besitzt.

Ich glaube auch — was damit zusammenhängt —, daß auf dem Grunde der deutschen Volksseele eine tiefernste Friedensliebe liegt, die ganz und gar nicht in den Tiefen des englischen und französischen Gemütes zu finden ist. Für die Deutschen ist der Krieg überhaupt etwas furchtbar Ernstes — nicht eine „gloire"- oder „revanche"-Frivolität wie für die Franzosen oder „something that is good for trade" wie für die Engländer. Nur der, der den Krieg sehr ernst nimmt, wird auch den Frieden wirklich ernst nehmen.

Endlich will ich wiederholen, daß ich zu der Lebensfähigkeit der „Demokratie" und „Freiheit" nach englischer (oder gar russischer!) Mode gar kein Vertrauen habe. Weil es dort an der für echte Demokratie und echte Freiheit nötigen Tiefe des Staatsbewußtseins mangelt. Die Franzosen und Engländer haben sich die Eroberung der Demokratie und Freiheit viel zu leicht gemacht. Das Resultat ist deshalb — wie soll man sagen? nun: — der wahren Demokratie und der wahren Freiheit ziemlich unähnlich geworden. Diese Völker haben es nicht verstanden oder vermocht, genug vom Salze des sozialen Pflichtgefühles und der sozialen Organisationskraft bei der Zubereitung ihrer Demokratie und Freiheit zu benutzen. Es mangelt ihnen am „Potsdam" — oder, wie die Engländer jetzt mit so schönem Verständnisse und so tiefer Furcht sagen: Potsdamnation. Jawohl! „Potsdamnation" für die Engländer ...



Ein deutscher Weltfahrer über die Engländer vor fünfzig Jahren

Es hat lange gedauert, bis der Allgemeinheit bei uns das Verständnis für die englische „Eigenart" aufgegangen ist. Der Deutsche kämpft mit ehrlichen Waffen und erwartet dasselbe daher auch von anderen, und er ist leider nur zu sehr geneigt, den Ausländern eher Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als dem eigenen Volk. So hat er seine Augen absichtlich den Fehlern der gewiegten Kaufleute jenseits des Kanals verschlossen, nur einzelne unter uns, die in allzu nahe Berührung mit unseren angenehmen „Vettern" gekommen sind, haben ihre Stimme laut gegen sie erhoben, und ihr Zeugnis von dem englischen „Edelsinn" klingt dann jedesmal recht vernichtend für sie.

Mit großem Interesse habe ich kürzlich einmal wieder die Tagebuchblätter des bekannten Aquarellisten **Eduard Hildebrandt**, der mit Unterstützung des alten Kaisers in den Jahren 1862—64 eine Weltreise unternahm, gelesen. Er hat den Engländern wenig erfreuliche Dinge ins Stammbuch geschrieben. Damals war England noch in Wahrheit die allein seebeherrschende Macht, der Reisende daher fast noch ausschließlich auf englische Schiffe angewiesen und damit der brutalen Ausbeutung durch die englischen Schiffahrtsgesellschaften ausgeliefert. Was er sich dabei an rücksichtsloser Behandlung und schamloser Übervorteilung, gar nicht zu reden von der Bummeligkeit des Betriebes, der schauderhaften Verpflegung, der Unsauberkeit, der Leichtfertigkeit, mit der die Kapitäne mit dem Leben der ihnen anvertrauten Passagiere umgingen, gefallen lassen mußte, übersteigt alle Begriffe und macht es erst erklärlich, weshalb in der damaligen Zeit eine verhältnismäßig glatt verlaufene Reise um die Erde in 80 Tagen noch zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gerechnet werden und den Stoff zu dem bekannten Roman Jules Vernes abgeben konnte.

Die Leiden Hildebrandts beginnen schon auf der „Jeddo" bei der Überfahrt von Suez nach Bombay. Da der Grundsatz herrscht, die englischen Passagiere in jeder Beziehung zu bevorzugen, wird ihm eine Kabine in der unmittelbaren Nachbarschaft der Maschine angewiesen, in der er bei der Fahrt durch den Glutofen des Roten Meeres beinahe erstickt. Die Verpflegung wird von Tag zu Tage miserabler:

„Am 28. Oktober war die Tafel noch reich mit Blumen geschmückt, und an der Decke hingen prachtvolle Punkas (Windfächer), die von indischen Bedienten in Bewegung gesetzt wurden, alle Getränke, Wein, Bier und Wasser, waren auf Eis gekühlt, vier Tage später hatte man die Gala-Punkas durch abgebrauchte kleine Wedel ersetzt, die Blumen waren verschwunden und von Eisgefäßen war keine Spur mehr vorhanden. An Bord dieser Dampfer herrscht ein systematisch ausgebildetes Übervorteilungssystem. Die im Billett zugesicherte Verpflegung wird, sobald man dem Lande den Rücken gekehrt, bis auf ein Minimum beschränkt. Wenigstens sucht die Direktion die Qualität der Verpflegung nach Möglichkeit zu verschlechtern."

Dasselbe Bild wiederholt sich auf der „China", einem der größten damaligen Indienfahrer, auf der Strecke Bombay-Ceylon. Ein Opfer schamloser Übervorteilung wird Hildebrandt auf der „India" (Kalkutta-Rangoon):

„Die ‚India' war, wie bisher alle Schiffe, überfüllt; und die Kompanie hatte sich sogar nicht entblödet, dieselbe Kabinennummer zweimal zu verkaufen. Als ich gestern hinabstieg, um mich auszukleiden, fand ich einen groben Opiumkrämer auf meinem Bette. Er legitimierte sich durch Vorzeigung seiner Nr. 16. Es war auch die meinige, und doch hatte ich sie sechsunddreißig Stunden vor ihm gelöst. Der Kapitän entschuldigte die Gaunerei als ‚Versehen', aber anderen Passagieren war es nicht besser ergangen. Mehreren Gepäckstücken, die ich außer dem Eindringling in der Kabine vorfand und die sämtlich ‚Mr. Julius G. Schulze, Kalkutta' signiert waren, verdankte ich meine Nachtruhe. Der Besitzer nahm mich mit deutscher Gemütlichkeit sogleich als Schlafburschen in seine Kabine und stärkte mich moralisch durch eine Philippika gegen englische Ungebühr; Mr. Schulze war seit sechzehn Jahren in Kalkutta ansässig und kannte das orientalische England ausreichend."

In der wohltuendsten Weise sticht dagegen die Behandlung und Verpflegung auf dem amerikanischen Dampfer „Hankow" auf der Strecke Hongkong—Kanton ab, ja selbst in den beschränkten Verhältnissen des natürlich nicht auf Passagierverkehr eingerichteten preußischen Kriegsschiffes „Gazelle" fühlt sich der deutsche Reisende dank der Sauberkeit und Ordnung der preußischen Zucht wie im Himmel gegenüber dem englischen „Komfort", und auf einem kleinen spanischen Kanonenboot, das ihm die Überfahrt von Manila nach Hongkong ermöglicht, erfreut er sich nach monatelangem Umgange mit brutalen oder versoffenen englischen Kapitänen wieder an dem ritterlichen und höflichen Ton der Kommandierenden und dem bescheidenen Benehmen der Mannschaft.

„Die Trennung von den spanischen Gentlemen ist mir wahrhaft schwer geworden", sagt Hildebrandt. Dem Verkehr mit Engländern dagegen ist er auch auf dem festen Lande grundsätzlich aus dem Wege gegangen. Seine Tagebuchaufzeichnungen lassen neben der Profitsucht auch noch die andere üble Charaktereigenschaft dieses Volks, seine Brutalität im Umgange mit unterdrückten oder hochmütig verachteten farbigen Völkern, in betrübendem Lichte erscheinen. In Alexandrien repräsentierten dem Reisenden die dort wohnenden Deutschen und ihre Familien Bildung und Gesittung:

„Mit den Söhnen Englands, die auf dem Wege nach Indien schon alle unangenehmen Seiten ihrer Nationalität hervorkehren, vermag ich nicht mich zu befreunden. In dieser Hinsicht stehe ich übrigens nicht allein; die gesamte Tischgesellschaft teilt meine Antipathie. Allgemeine Mißbilligung erfährt das Betragen der jungen Englishmen. Bei Tage durch die Hitze in die Zimmer gebannt, gehen sie nach Einbruch der Dunkelheit auf die Verübung mutwilliger Streiche aus. Ihr Hauptvergnügen besteht darin, den armen Einwohnern, die durch irgendein Geschäft gezwungen sind, nach Sonnenuntergang auszugehen, aufzulauern, plötzlich hervorzuspringen und ihnen durch einen Fußtritt die Laterne auszulöschen und zu zertrümmern. Das Ende vom Liede ist regelmäßig, daß die armen Gesellen von der Patrouille aufgegriffen, nach der Wache geschleppt und gezüchtigt werden."

Besonders den Mohammedanern gegenüber gefielen sich die Engländer häufig in gröblicher Verletzung ihrer heiligsten Religionsvorschriften, und das, nachdem erst wenige Jahre zuvor jener furchtbare Aufstand der Mohammedaner in Indien entfessel worden war, nicht zum wenigsten aus der gleichen religiösen Veranlassung. Man sollte meinen, gerade die Erfahrungen des indischen Feldzuges hätten den Engländern einige Vorsicht in der Behandlung der damals noch tief erregten Inder angeraten. Aber nichts von alledem. Auf Ceylon verleidete das Betragen der Engländer dem Maler geradezu den Aufenthalt auf der paradiesischen Insel:

„War ich doch, um nur ein ferneres Beispiel bestialischer Grausamkeit anzuführen, am Tage vorher Augenzeuge gewesen, wie ein Engländer zwei nackte singhalesische Kinderchen, die ihn um seine ausgerauchten Zigarrenstummel ansprachen. freundlich heranwinkte und dann mit seiner Nilpferdpeitsche unbarmherzig zusammenhieb."

In Kalkutta war es nicht besser:

„Noch die letzten Stunden sollten mir durch englische ‚Scherze' verbittert werden. Unser Boot, in dem ich über den Hugly gesetzt hatte, fuhr in einiger Entfernung an der Dampffähre vorüber, gleichzeitig ruderte an ihr ein Kahn voll nackter Eingeborenen vorbei. Diesen Moment nahm der Maschinenmeister wahr, das Ventil zu öffnen und die armen Nigger in eine Wolke glühenden Dampfes zu hüllen. Das Wehgeheul der Unglücklichen und die wilde Hast, mit der sie über Bord in den Hugly sprangen und untertauchten, schien den Barbaren unsägliches Vergnügen zu verursachen."

In dem damals den Europäern noch größtenteils verschlossenen und feindlichen Japan konnte Hildebrandt die Beobachtung machen, daß die Hauptschuld an dem schlechten Einvernehmen zwischen Eingeborenen und Europäern dem Übermute und der Rücksichtslosigkeit der letzteren, d. h. natürlich in erster Linie der Engländer, zuzuschreiben sei. Auf einem Ausfluge nach Kamakura erlebte er, wie sich englische Matrosen der vor Jokohama ankernden Kriegsschiffe unter unbedingter Zustimmung ihrer Offiziere in der pöbelhaftesten Weise in den Tempeln vor den Augen zahlreicher Pilger und Priester aufführten. „Ich zweifle, daß wir bei unserer Abfahrt einen vorteilhaften Eindruck der europäischen Gesittung und Billigkeit hinterlassen haben."

Solcher Beispiele birgt der noch heute lesenswerte, amüsant geschriebene Reisebericht (herausgegeben von Ernst Kossak, Berlin, Otto Janke) noch eine große Fülle. Ein lehrreiches Kapitel ließe sich daraus auch noch über das Thema: „Engländer unter sich" zusammenstellen,

in dem die reisenden Ladys besonders schlecht wegkommen würden; ihr unleidlich anmaßendes Betragen an Bord hat dem deutschen Maler viel Ärger bereitet, dem er oft in recht drastischen Worten Luft macht. Manches hat sich natürlich in den letzten fünfzig Jahren geändert; aber man würde sich täuschen, wollte man dies einer durchgreifenden Wandlung des englischen Charakters zuschreiben. Wo der Engländer in den Überseegebieten unbeschränkt herrscht, da bieten sich dem Reisenden noch heute dieselben Bilder von Rücksichtslosigkeit, Hochmut, Unfähigkeit, sich dem Denken und Fühlen fremder Völker anzupassen, und einer oft ganz unglaublichen Gemütsroheit. Aber auf den großen Straßen des Weltverkehrs und Welthandels hat ihn freilich der fremde, namentlich der deutsche Wettbewerb gezwungen, etwas nachzugeben und sich in höherem Maße als früher den Bedürfnissen des fremden Reisenden und Kaufmannes anzupassen. Wenn, wie die Engländer von dem gegenwärtigen Kriege erhoffen, die deutsche Flagge wirklich von jenen Meeren verschwinden würde, so hätte ein neuer Hildebrandt gewiß schon in wenigen Jahren Grund, dasselbe Klagelied über die englische „Kultur" zu singen, wie unser Landsmann aus der Zeit, da dem Vetter jenseits des Kanals die deutsche Flagge noch auf gleicher Stufe mit der Seeräuberflagge stand. W. K.



Das Nationalitätengemengsel im Nordosten Italiens

Je weiter man ins Mittelalter zurückgreift, um so stärker tritt unter der Bevölkerung Norditaliens das deutsche Element hervor. Norditalien ist ein großes Totenfeld des Deutschtums. Wenn wir mit italienischem Maßstabe rechneten, hätten wir Anrecht auf den größten Teil von Norditalien. Besonders das langobardische Volk tritt überall hervor, wo man den welschen Firnis abkratzt. Aber schon vor ihm saßen an gar vielen Stellen deutsche Siedler dort. Es ist z. B. eine Gedankenlosigkeit, wenn man in der Schule immer erzählt, die Ostgoten, die dort ihr großes Reich hatten, seien vollständig ausgerottet worden, ihre letzten Reste seien in die Alpen gewandert, wo im Burggrafenamte speziell die Haflinger, die Sarntaler, die Passeirer usw. ihre Nachkommen seien. In Wirklichkeit dürften im ganzen Bereiche der Gotenherrschaft recht viele Gotenfamilien sitzen geblieben sein, die allerdings, wie die Langobarden und die anderen Deutschen, der Verwelschung anheimfielen. Daß Norditalien so viel tüchtiger und staatlich wertvoller ist wie Süditalien, hat es einzig und allein dem starken Anteil deutschen Blutes in seinen Adern zu verdanken. Sollte der Deutschenhaß nicht auch darauf zurückzuführen sein? Entnationalisiertes Blut pflegt ja mit Vorliebe zum Fanatismus für die neue Nationalität zu neigen.

Sehr zahlreich finden wir in ganz Norditalien die deutschen Sippenortsnamen auf engo (ingen bzw. ing), besonders der Altbayer trifft dort seine Heimatsortsnamen: Pazengo-Pasing, Menzengo-Menzing, Marengo-Märing (Mering), Dossolengo-Tüssling, Ghislarengo-Geiselhöring usw. Nicht minder häufig sind Familiennamen deutscher Abkunft; selbst die zwei Männer, die uns von den Irredentisten immer entgegengehalten werden, haben deutsche Namen: der „Held von Quarto", Garibaldi, hat einen langobardischen, Dante, der große italienische Dichter, der übrigens ein überzeugter Kaiseranhänger und Ghibelline war, einen gotischen (Alighieri = Aliger).

Bis ins Mittelalter hinein war das Deutschtum in gar manchen Orten lebendig. Bekannt ist die Geschichte von den Vicentinern, zu denen (1311) deutsch gesprochen wurde, damit die Venezianer und Paduaner nicht verstünden, was ihnen gesagt wurde — sie müssen also wohl noch deutsch verstanden haben, die Bürger von Wisintain (Vicenza)! Und die Italiener des

Mittelalters haben schon das Reuterbureau als Lehrmeister im Verleumden „vorweggeahnt“, als sie den großen Ezzelin von Romano, der aus deutschem landsässigem Adel stammte, als „Erztyrannen“ darstellten, so sehr, daß auch wir das in unseren Geschichtsbüchern nachbeten. Daß er die Italiener nicht allzusanft anfaßte, kam daher, weil er sie kannte. Und sie haben ihn auch nicht sanfter angepackt. Als sie seinen Bruder Alberich in seiner Burg fingen und dann zum Richtplatz schleppten, wurde zuerst dessen ganze, sehr zahlreiche Familie, männlich wie weiblich, vor ihm, einer nach dem anderen, getötet, zum Schluß noch seine jüngste Tochter, ein Kind, vom Henker vor ihrer Hinrichtung entehrt, und dann erst kam der Vater an die Reihe. Es war kein Zufall, daß im Mittelalter Friaul ein deutsches Herzogtum (zuletzt im Besitz der gleichfalls lange Zeit deutschen Patriarchen von Aglern [Aglei-Aquileja]) war; der Adel und ein großer Teil der Bevölkerung war eben deutsch, das übrige Volk auch nicht italienisch, sondern furlanisch, also rätoromanisch.

Wir müssen uns vor Augen halten: das hier zuständige Gebiet, d. h. Südtirol, Venezien und Friaul, war einmal kein italienisches Gebiet, sondern teils von Deutschen, teils von Rätoromanen bewohnt, wie dies jetzt noch in Graubünden und Südtirol der Fall ist. Das Italienische ist erst später vorgedrungen und hat mehr und mehr alles italienisiert, Romanen wie auch (leider!) Deutsche, bis der heutige Zustand eingetreten ist.

Dieses Heute ist sehr günstig für die Italianissimi: fast ganz Venezien ist heute italienisch. Auch die letzten deutschen Burgen, die Sieben und noch mehr die Dreizehn Gemeinden, die, wie das zwischen ihnen liegende Gebiet, sowohl auf der Tiroler wie der Regnoseite, vor hundertfünfzig bis hundert Jahren noch deutsch waren, sind heute fast ganz verwelscht, verwelscht bis in die Namen hinein, die mit Vorliebe italienisiert wurden, teils übersetzt, wie dal Pozzo (Brunner, Prunner), Vescovi (Bischofern), teils nur verschämt durch ein angesetztes i italienisiert, wie Beberi (Weber, die dortigen deutschen Mundarten sagen B statt W), Baisi (Weiß), Pichleri usw., dann Ortsnamen, wie Schio (Sleit), Asiago (Schläge, Sleghe), die Alp Wiesen (Vesena), Mezzaselva (Mitteballe-Mittenwald) usw. Als deutsch kann man höchstens noch die Gemeinden Roana (Roan — Roban — Rain) und Teile von Rotzo (Rötz) und Fozza (Büsche) ansehen. Sonst findet man höchstens einige wenige alte Leute, die noch zimbrisch (deutsch) „prechten“. In den dreizehn Veroneser Gemeinden sieht's noch schlimmer aus: der Innsbrucker Alpinist Julius Pock schrieb mir in den neunziger Jahren, er habe nur mehr die Fraktion Gliezen (Ghiazza) von San Bartolomeo-Tedesco deutsch befunden. In Funtá gäbe es auch noch deutsch sprechende alte Leute. Das ist alles! Hoffentlich kann beim Friedensschluß etwas für diese (wie die anderen deutschen) Sprachinseln in Norditalien (die Monte-Rosa-Deutschen und die Friauler Deutschen) geschehen. Sie liegen alle nahe der italienischen Reichsgrenze.

Leider können wir hier nicht mehr von diesem alten erstorbenen Deutschtum erzählen: wir müssen uns zu Friaul wenden. Friaul, das müssen wir hier nochmals scharf hervorheben, hat kein italienisches Blut, keinen „Seme puramente latino“, in seinen Adern, ebensowenig wie Südtirol. Die antiken Venezier waren Illyrer, nicht Italiker, ihre Nachbarn waren Räter und Kelten. All das wurde dann der Sprache nach romanisiert. Nicht italienisiert! Das Rätoromanische mit seinen vielen Mundarten ist kein Italienisch, wie auch italienische Sprachforscher, z. B. Ascoli in seinem Archivio glottologico italiano, anerkennen. Es erstreckte sich einstmals von der Adria bis zum Neuenburger See in der Schweiz. Heute ist es in drei Hauptgruppen zerrissen, zwischen denen Deutsche und im Osten auch Italiener sitzen, nämlich die Graubündner Romanen (am Vorder- und Hinterrhein und im Engadin), die Tiroler Ladiner und endlich die Furlaner. Nur die Graubündner Romanen und ein Teil der Ladiner sind noch richtig stammesbewußt und schauen vielfach auf die Italiener, als auf eine inferiore Rasse, herab. Bei den Furlanern und den Westladinern (im Nonsberg) betrachtet man sich mehr als „italienisch“, da die Irredentisten ihnen das seit Jahren vorpredigen. Bei entsprechender richtiger Belehrung kann das aber wieder geändert werden.



Das Friauler Deutschtum ist leider, trotz seiner ehemaligen großen Ausdehnung, abgesehen von einer Reihe von Adelsgeschlechtern, die in Österreich deutsch blieben, wie die Attems (ein Zweig der schwäbischen Monfort), die Colloredo (Wallsee), die Collalto (Hohenzollern) u. a. m., auf drei Gemeinden zusammengeschrumpft, von denen auch nur eine langobardischen Ursprungs sein dürfte, nämlich die Zahre, während die anderen bayrischer Herkunft sind: Bladen und Tischlwang. Es wäre ein Verdienst des Friedensschlusses, diese letzten deutsch sprechenden Langobarden vor der Verwelschung sicherzustellen.

* * *

Ein kleiner Teil von Friaul ist noch österreichisch. Der größere nördliche Teil davon ist furlanisch, der kleinere am Meere und um Monfalcone ist italienisch. Im großen und ganzen sind die Grenzen der Bezirkshauptmannschaft Gradiska auch die Grenzen des furlanisch-italienischen Teiles von Görz. Görz, das die Italiener ebenfalls verlangten, ist keine italienische Stadt, hat allerdings eine starke, aber rasch sich verkleinernde italienische Minderheit. Fünfzehn Prozent sind deutsch, der Rest slowenisch. Auch in der Grafschaft Görz kann man von einem deutschen Friedhof reden. Neben dem alten Deutschtum sind auch jüngere Sprachinseln, so besonders Deutschruth (an der Krainer Grenze), das im 14. Jahrhundert gegründet wurde, erloschen. Ob das Deutschtum hier wieder einmal stärker auftreten wird, ist eine Reichspolitik- und vor allem eine Schulfrage. Deutsch ist übrigens heute noch ein Teil des Görzer Adels.

Zu merken ist, daß das geschlossene furlanisch-italienische Sprachgebiet mit Monfalcone (das deutsch einmal Neumarkt hieß) endet. Der von den Italienern verlangte Gerichtsbezirk Comen, zwischen Monfalcone und Triest, ist slawisch, Triest ist also, selbst wenn man die Furlaner zu den Italienern rechnet, höchstens eine italienische Sprachinsel.

Das Gebiet von Triest ist slowenisch, die Stadt noch (!) überwiegend italienisch. Aber das slowenische Element wächst rasch an, mehrere Vorstädte sind bereits völlig slawisch. Daneben wächst auch der deutsche Anteil der Bevölkerung — hier liegen überhaupt nach dem Friedensschlusse noch ungeahnte Möglichkeiten für das Deutschtum. Man denke nur an den Handel mit der verbündeten Türkei, den in andere Bahnen zu lenkenden deutschen „Sonnenland"- Fremdenverkehr und gar manches andere! Soviel ist sicher: Triest wird nicht mehr lange eine „italienische Stadt" sein. Eine deutsche Universität wäre besser am Platze wie eine italienische.

Von Istrien sind die beiden nördlichen Gerichtsbezirke Capodistria (mit Ausnahme der Küste) und Castelnuovo slowenisch, die Slawen in den übrigen Bezirken sind Serbokroaten. Italienisch ist die Westküste von Muggia bis Pola. Im großen und ganzen ein schmaler Streifen, der auf die eigentliche Küste beschränkt ist. Nur von der Bezirkshauptmannschaft Parenzo ist auch der größere Teil des Binnenlandes bis Montona und Portole hinaus italienisch. Im Osten ist noch die Sprachinsel Pinguente vorgelagert. Südlich von der Ausbuchtung von Montona wird das italienische Gebiet wieder zum Streifen längs der Küste, vor dem nach Osten drei kleine Sprachinseln (Albona, Barbana und S. Vincenti) liegen. Mit Pola endet das Italienische. In Pola, dem großen österreichischen Kriegshafen, ist natürlich auch eine starke deutsche Minderheit vorhanden. Stärker wird diese an der istrischen Riviera, wo sich nach und nach durch die Fremdenindustrie eine deutsche Sprachinsel herausbildet. Abbazia ist bereits über die Hälfte, Lovrana zu einem Dritteile deutsch. Von den zu Istrien gehörigen Inseln ist Veglia (mit Ausnahme des Ortes gleichen Namens) kroatisch, Cherso mit Ausnahme des Südendes (mit Ossero) kroatisch, Lussin fast ganz italienisch. In den beiden Orten Groß- und Klein-Lussin sind durch die dortige Fremdenindustrie deutsche Minderheiten entstanden.

Man sieht, auch in Istrien stehen die italienischen Ansprüche auf keinen sonderlich starken Füßen. Zurzeit ist noch etwa ein Drittel der Bewohner italienisch, ein Anteil, der sicherlich nicht wachsen wird, zumal es sich im großen und ganzen um einen schmalen, leicht verwundbaren Streifen längs der Westküste handelt. Für Istrien gilt übrigens, wenn auch nicht ganz so stark, das gleiche wie für Triest: seine Zugehörigkeit zum Regno würde seinen Ruin bedeuten.

* * *

Was die Italiener beanspruchen!

(als „unsere“ Alpen „gli alpi nostri“).

Bayern

Vorarlberg

Nordtirol

Brenner

Innsbruck

Arlberg

Feldkirch

Ill

Schweiz

Tessin

Engadin

St. Moritz

Livigno

Worms (Bormio)

Cleven (Chiavenna)

Sondrio

Adda

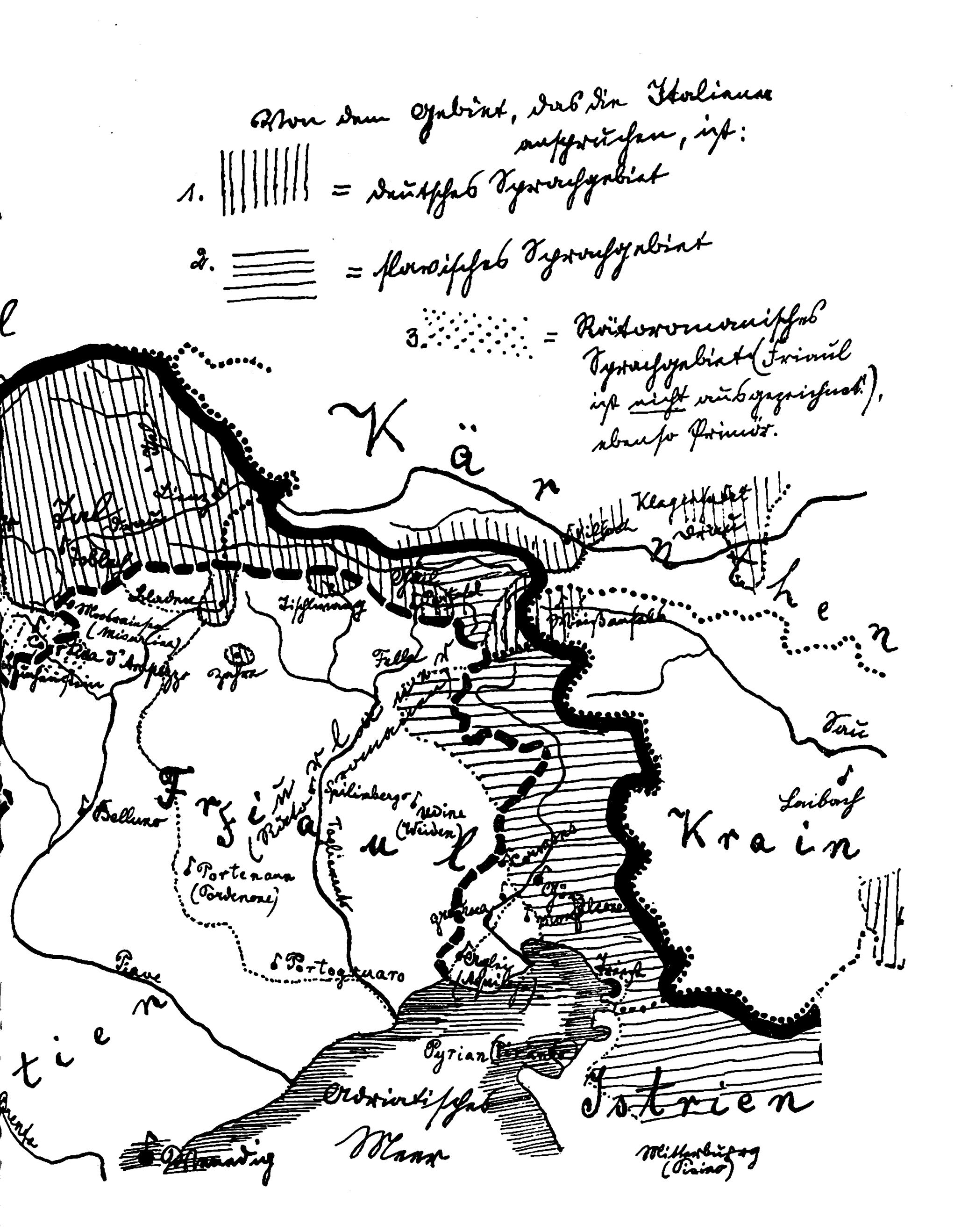
Riva

Tiroler

Verona (Bern)

Wisentain (Vicenza)

Como


Von dem Gebiet, das die Italiener ansprechen, ist:
1. = deutsches Sprachgebiet
2. = slawisches Sprachgebiet
3. = Rätoromanisches Sprachgebiet (Friaul ist nicht eingezeichnet), ebenso Primör.
Kärnten
Krain
Friaul
Istrien
Belluno
Portenaua (Pordenone)
Portogruaro
Udine (Weiden)
Piave
Adriatisches Meer

Es bleibt Südtirol — das Wort „Trentino" dürfte ein Deutscher nicht in den Mund nehmen. Es ist eine willkürliche Schöpfung weiland Professor Frapportis und nunmehr sechzig Jahre alt. Ein „Trentino" hat es historisch nie gegeben und noch weniger ein solches in dem Sinne, wie dieses Wort von den Irredentisten gebraucht wurde. Es ist mit einem Worte eine völlig willkürliche Neuschöpfung von dem gleichen Werte, wie die von Italienern erfundenen Namen für Deutsch-Tiroler Ortschaften, z. B. Milbacco für Mühlbach, Finisterre für Finstermünz, Pirene für Brenner. Historisch gibt es nur ein „Südtirol", in dem das Fürstbistum Trient lag, das natürlich zum Deutschen Reiche gehörte. Das Bistumsgebiet umfaßte nur einen Teil von Südtirol und war von direkt zu Tirol gehörigen Gebieten, den welschen Konfinien, umgeben.

Es gibt in Tirol — Osträtien — wie in Graubünden — Westrätien — nur zwei bodenständige Bevölkerungsteile: Deutsche und Rätoromanen. Der Italiener ist erst seit Ende des Mittelalters hinzugekommen. Bis dahin bestand sogar ein direktes Verbot gegen ihre Ansiedelung. Genaue Kenner taxieren übrigens die wirklichen Italiener, d. h. die dem Blute nach als solche zu zählenden, in Südtirol auf höchstens 60000. Alles andere ist italienisiertes Romanen- oder Germanentum. Nach den Untersuchungen Tappeiners ist, anthropologisch genommen, Südtirol sogar „deutscher" als das nur deutsch sprechende Nordtirol. Im Anfang des 16. Jahrhunderts saßen Italiener, aber mit Deutschen und Romanen untermischt, nur erst im unteren Etschtal bis Trient hinauf, am Nordufer des Gardasees und in der unteren Val Sugana.

Das war also um 1500. Um 1700 hatte das Italienertum schon starke Fortschritte gemacht. In Innsbruck herrschte starker italienischer Einfluß. Doch konnte man immer noch von Bozen, wenn man über das Gebirge ging, nur durch deutsch sprechende Gebiete bis fast Verona kommen. Die größte Einbuße kam dann im 18. und 19. Jahrhundert. Nur wo deutschgesinnte Pfarrer waren, erhielt sich das Deutschtum, so besonders in Lusarn und im deutschen Nonsberg. Setzt nach den jetzigen Erfahrungen mit Italien in Südtirol die Regierung den deutschen Bestrebungen kein Hindernis mehr entgegen, so werden in Kürze all diese Täler wieder dem Deutschtum gewonnen werden können, vom Rauttale (Ronchi) bei Ala bis nach Zimmers (Cembra). Südtirol ist nun einmal kein einheitlich italienisches Land, sogar nicht einmal zum größeren Teile, und wirtschaftlich wäre seine Vereinigung mit dem Regno sogar sein direkter Ruin: mit Italien eine magere Alpe, mit Österreich ein Garten. Außer den Schreiern in den Städten und einzelnen Honoratioren in den kleineren Orten, d. h. Leuten, die ein persönliches Interesse an der Vereinigung haben, bzw. für ihre Agitation direkt bezahlt sind, will kein Mensch in Südtirol Untertan des Regno werden.

Das Deutschtum in Südtirol hat eine geschlossene Sprachgrenze und drüber hinaus immer noch eine Anzahl von Sprachinseln. Die Sprachgrenze beginnt bei der Zufallspitze (Ortlergruppe) und folgt zunächst der Wasserscheide zwischen Martell- und Ultental einer- und dem Sulz- und Nonsberg andererseits bis zum Tale der Pescara. Hier greift sie ins Nonsland hinüber. Weiterhin folgt sie wieder der Wasserscheide über den Gantkofel und den Mendelpaß bis etwa zum Corno di Tres, wo sie das Gebirge verläßt und zwischen Fennberg (deutsch) und dem im vorigen Jahrhundert verwelschten Aichholz (Rovere della Luna) zur Etsch hinabsteigt; nördlich ist heutzutage das Etschtal deutsch, südlich italienisch. Von Salurn etschaufwärts ist jetzt, dank der rastlosen Arbeit der deutschen Schutzvereine eine Verwelschung nicht mehr zu befürchten, wenn man natürlich auch nicht die Hände in den Schoß legen darf. Es dürfte jetzt an die Wiedergewinnung der sechs Gemeinden zu gehen sein, die in den letzten hundertfünfzig Jahren verwelschten. Östlich vom Etschtale geht die Sprachgrenze wieder bergan zu der Wasserscheide zwischen Etsch und Zimmertal. Aber auch hier greift das Deutsche an einer Stelle über die Wasserscheide hinüber. Weiterhin folgt die Sprachgrenze dem Gebirgskamm, scheidet aber nunmehr Deutsche und Romanen. Jenseits der Wasserscheide sind zwei Täler ladinisch. Südlich

vom Pustertal ist die Wasserscheide stets auch die Sprachgrenze. Gegen Kärnten zu deckt sich die Staatengrenze mit der Sprachgrenze, so daß das zu Kärnten gehörige obere Fellatal keine Italiener enthält.

Das ganze Gebiet östlich von Trient ist erst in den letzten zwei Jahrhunderten entdeutscht worden. Es ist auch, das kann nicht oft genug gesagt werden, zum großen Teile wieder leicht einzudeutschen, da der deutsche Ursprung noch im Bewußtsein der Leute steckt.

Zum Schlusse wollen wir noch erwähnen, daß auch in Nordwestitalien altes, allerdings ebenfalls stark gefährdetes und geschrumpftes deutsches Gebiet vorhanden ist. Es zerfällt in zwei Gruppen, die Monte-Rosa-Deutschen, alte Walserkolonien in den Talschaften Gressoney und Macugnaga, in Rima, Alagna und Rimella, dann die Pommater (Bodenmatter) Deutschen im obersten Tosagebiet. Mit ihnen hängt wiederum die deutsche Ortschaft Gurin (Bosco) im Kanton Tessin zusammen.

M. C. Menghius

Die Lehre Machiavellis

In der ungarischen Rundschau für historische und soziale Wissenschaften beschäftigt sich Professor Hofrat Viktor Comba mit der „Sittenlehre", die der italienische Staatsmann Machiavelli 1514 in dem Buche „Der Fürst" zusammengefaßt und die jetzt in der „Politik" der Salandra, Sonnino und Genossen ihre Auferstehung gefeiert hat. „Daß Romulus seinen Bruder tötete und dann der Ermordung des Titus Tatius zustimmte," sagt Mcachiavelli, „könnte nicht mißbilligt werden, wenn man die Absicht betrachtet, welche zum Morde führte." „Als allgemeine Regel muß gehalten werden, daß ... wegen außerordentlicher Mittel niemand verdammt werden kann, wenn diese für die Ordnung eines Königreichs oder zur Gründung einer Republik notwendig sind." „Wenn auch die Handlung verbrecherisch ist — hat sie nur Erfolg, gibt es keine Anklage." „Wo von der Rettung des Landes die Rede ist, darf nicht darauf gesehen werden, was recht oder unrecht, milde oder grausam, schmählich oder lobenswert ist — alle Rücksichten beiseite muß zu dem Mittel gegriffen werden, welches ihm Leben und Unabhängigkeit rettet." Machiavelli hatte schon in seinem Werke über die Republik in den Discorsi bekannt, daß der Zweck die Mittel heiligt, daß der Staatsmann Fuchs und Wolf in einer Person sei, was er in seinem „Fürsten" in Fuchs und Löwe ändert. In letzterem Werke stellt er denen, die einen neuen Staat zu gründen wünschen, Cäsar Borgia als Muster hin und überhäuft dessen Heuchelei, Betrügereien und Morde mit Lobpreisungen.

So verherrlicht er die Hinrichtung des Orsini in Sinigaglia. „Um von diesem nicht zugrunde gerichtet zu werden, half er sich mit der Verstellung und verstand es so gut, seine Gefühle zu verheimlichen, daß die Orsini wieder anfingen, ihm zu vertrauen, und dieses Vertrauen strebte der Prinz in jeder Weise zu festigen, schenkte ihnen Juwelen, Kleider, Pferde, so daß ihm ihre Einfältigkeit in Sinigaglia alle Köpfe auslieferte." „Und da er bemerkte, daß seine bisherige Strenge einigen Unwillen erweckte, gab er, um die Sorgen der Untertanen zu zerstreuen und seinen Einfluß nicht zu schwächen, die Erklärung ab, daß die Grausamkeiten in der Vergangenheit nicht von ihm, sondern von seinen Ministern begangen wurden. Um dies in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise zu erhärten, ließ er den Gouverneur — den er wegen seiner ungeheuren Erfahrung in Grausamkeiten mit ganzer Vollmacht ausgestattet hatte — auf dem Marktplatz von Cesena entzweigeschnitten zwischen blutigen Schwertern aufnageln." Und nachdem Machiavelli im berüchtigten achten Kapitel des „Fürsten" Cäsar Borgias sämtliche Niederträchtigkeiten und zur Gründung seiner Macht ausgeführte Greueltaten erzählt hat, schließt er seinen Vortrag mit den Worten: „Bei Behandlung der Laufbahn des Fürsten kann ich es nicht tadeln, ja ich muß dem, wie ich schon bisher getan, zustimmen,

daß sich jeder den zum Beispiel nehmen soll, der durch Glück oder mit Hilfe anderer zur Macht gelangt ist."

Er zeigt aber auch an solchen, die mit Hilfe von Verbrechen zur Macht gelangen, ohne daß er sie, wie er sagt, würdigen wollte, Beispiele denen, die einmal notgedrungen solche nachahmen müßten. So stellt er Agathokles, den von unvergleichlichem Glück begleiteten sizilianischen Bürger dar, der König von Sizilien geworden ist. „Er war der Sohn eines Töpfers", sagt er, „und trieb während seiner ganzen Laufbahn ein ehrloses Leben, führte aber seine Schandtaten mit solcher geistigen und körperlichen Geschicklichkeit durch, daß er sich bis zur Monarchie erheben konnte. Fragen wir, wie Agathokles imstande war, sich nach so vielen niedrigen Verbrechen in der Macht sicher zu behaupten? — Dies hängt nur von der richtigen oder unrichtigen Anwendung der Grausamkeit ab. Die richtig angewendete Grausamkeit ist die, welche der Betreffende im Interesse seiner Sicherheit einmal verübt, unrichtig aber ist, wenn er sie auch späterhin fortsetzt."

„Die Erfahrung unserer Zeit beweist es, daß die Fürsten Großes geleistet haben, die sich um ihr Wort, ihr gegebenes Versprechen nicht kümmerten, es aber verstanden, den Leuten mit Schlauheit den Kopf zu verdrehen, und schließlich über die Ehrlichen triumphierten ... Der Fürst muß sich den Löwen und den Fuchs vor Augen halten, denn der Löwe ist nicht imstande, der Schlinge auszuweichen, und der Fuchs vermag nicht den Kampf mit dem Wolf zu bestehen. Er muß also ein Fuchs sein, um die Schlinge zu erkennen, und ein Löwe, um die Wölfe zu vertreiben. Die nur den Löwen spielen wollen, gehen zugrunde."

„Ich kann kühn behaupten: Es ist sehr nachteilig, immer ehrlich zu sein, dagegen fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig scheinen, ist sehr nützlich ... denn die Menschen urteilen im großen und ganzen mehr mit ihren Augen als mit ihren Gefühlen. Die Augen hat jeder offen, wenige haben ein richtiges Gefühl, jeder sieht, was du zu sein scheinst, aber wenige sehen, wie du bist. Der Fürst soll daran denken, sich Leben und Macht zu sichern, die Mittel dazu wird man immer achtenswert finden und loben, weil die Menge sich immer nach dem Schein und Erfolg richtet. Auch gegenwärtig spricht ein Fürst, der besser ungenannt bleibt, immer nur vom Frieden und vom Worthalten und ist beider Feind, seine Macht und seinen Ruhm aber hätte er schon längst verloren, wenn er ihnen treu geblieben wäre."



Letztes Aufgebot der Berliner Bühnen

Wenn der Kuckuck ruft, pflegt Herr Publikus sich ins Gras zu legen und durchs Blätterdach in die Sonne zu blinzeln. Doch diesmal bestand bei den Potentaten des Berliner Theaterstaats die Absicht, dem Sommer zu widerstehen. Die Reisezeit ist heuer nicht an den Kalender gebunden. Seit länger als zehn Monaten rollen die Militärzüge nach allen Richtungen der Windrose. Der Abfluß an Schaulustigen würde sich in den Sommermonaten kaum wesentlich steigern. Sind doch die meisten Touristenwege ins Ausland gesperrt, und mehr als sonst wird man die Ferien zu Städtereisen benutzen. Neben diesen praktischen Erwägungen unterstrich man einen sozialen Titel: den Schauspielern — ihre „Kriegsgage" steht in verkehrter Progression zu der der Soldaten — wollte man das Kriegsbrot nicht ganz entziehen. Und für die Bevölkerung sei künstlerische Ablenkung von der ernsten Wirklichkeit wohltätig.

Wider die Abrede schloß anfangs Juni von den größeren Theatern eines nach dem anderen seine Pforten. Unter den landsturmpflichtigen Schauspielern hatte die Militärkommission gleich dem Karl Moor „fürchterliche Musterung gehalten". Was ist zu tun? Sollte

jetzt, soll, wenn der zähe Krieg es will, im kommenden Herbst ein fünfzigjähriger Max seine erste Liebe zu Theklas Ohren flöten? Wird der Prinz von Homburg im Leibesumfang ebenbürtig sein dem Großen Kurfürsten? Schon sah man kürzlich im Deutschen Theater eine Aufführung von Goethes „Mitschuldigen" mit einem Alcest, der aus der Not seiner reifen Jahre eine Tugend der besonderen „Auffassung" hatte machen müssen, den verwegenen Schwerenöter von Klein-Paris mit behäbiger Erfahrenheit spielend.

Die Lage des Theaters fordert den Bedacht der Kriegs-, wie der Kunstfürsorge. Über die Notwendigkeit seines Fortbestands in Kriegszeit ist genug gesagt worden. Sie hat sich auch im Spieljahr 1914/15 unbedingt erwiesen (wenn auch nicht die höhere Zweckmäßigkeit dieses und jenes Spielplans). Würde sich die Zahl der rastenden Bühnen erheblich vermehren — aus Mangel an jüngeren männlichen Kräften —, so wüchse ein Armeekorps von Arbeitslosen aus dem Boden. Solange wir Barbaren nicht die sittliche Höhe Italiens erreicht haben, wo die Frauenzimmer, im Maulheldentum hinter den behosten Schreiern nicht zurückstehend, Amazonenregimenter fern vom Schuß aufstellen, wäre es hart und unsozial, einen großen Stand weiblicher Arbeiter der Erwerbslosigkeit preiszugeben. Und die vielen Theatermänner, die nicht mehr kriegs-, wohl aber kunstdienstfähig sind! Der von künstlerischen Sorgen unangekränkelte Soziologe hält einen guten Wink feil: Seht euch doch um im deutschen Lande! Da wimmelt es noch immer von bartlosen Jünglingen, die kein Feldwebel brauchen kann. Der Theaterdirektor soll sie holen! — Kann sein, es würde unter solchem Druck der Umstände irgendwo ein verborgenes Talent entdeckt; doch Talente auszulesen, darauf könnte sich die Razzia kaum einlassen, und was sie im allgemeinen zuhauf scharren würde, dessen schlimmste Fehler wären vielleicht nicht einmal die sicht- oder hörbaren Leibschäden. Nein, zu einer bloßen Versorgungsanstalt, zu einer Art Nachtasyl soll das Theater doch nicht werden, trotz der weitgespannten Rücksicht auf die augenblicklichen Schwierigkeiten. Mitleid haben heißt Mensch sein. Doch auch die geistigen Dinge müssen durch Mitleid geschützt werden. Ihre würdige Pflege ist von mittelbarem Einfluß auf den Zustand der Nation.

Das von wütenden Hundemeuten umkläffte Vaterland hat Anspruch auf jeden kriegstüchtigen Mann. 's ist in jedem einzelnen Fall eine ernste Gewissensfrage, die zivilberufliche „Unentbehrlichkeit" eines Kriegspflichtigen zu beantragen. Trotzdem ist nichts dagegen einzuwenden, daß der künstlerischen Bühne (wohlverstanden: nicht dem banalen Unterhaltungstheater!) wenigstens das Mindestmaß von Schonung, das anderen großen Erwerbsbetrieben zukommt, eingeräumt werde. Selbstverständlich kann es sich nur um Ausnahmen und nur um solche junge Kunstkräfte handeln, deren militärische Einberufung die Tätigkeit eines wichtigen Instituts nachweislich in Frage stellen würde; ebenso selbstverständlich verdienen die Hoftheater nicht um ihres Titels willen irgendwelche Bevorzugung (die ihnen da und dort bisher doch zugestanden wurde!). Ein tüchtiges junges Blut, ein ganzer Kerl, wird lieber im Schützengraben liegen, als den herrlichsten geschminkten Helden auf den Brettern — spielen. Doch es geht nicht um persönliche Wünsche. Man sorge, daß dem Theater die Daseinsmöglichkeit erhalten werde.

Immerhin war's schön, was als kleine Notiz durch die Zeitungen lief: Die Tiroler Schauspielertruppe des Ferdinand Exl hat sich, gerade auf einer erfolgreichen Kunstreise begriffen, auflösen müssen, weil die männlichen Mitglieder sofort nach der italienischen Kriegserklärung als Freiwillige zu den Tiroler Schützenfahnen eilten! Die Jungen und die Alten, die bescheidenen Mitspieler und die großen Künstler, — alle. Wir haben diese Tiroler in den letzten Frühlingswochen wieder in Berlin gesehen. Wir wissen also: dieses Musenopfer auf dem Altar des rauhen Ares wiegt nicht gering. Denn die Exl-Truppe war eine hochwertige Individualität, nicht ähnlich und nicht vergleichbar den selbstgefälligen Salonbauernspielern von Schliersee, Tegernsee und wie sie alle heißen. Diese natur- und kunstvollen Schauspieler durfte man nicht „Provinz" nennen mit dem gewissen Nasenton des Hochmuts; denn die Ein-

heit und die Stilreinheit ihres Spiels nahmen den Wettbewerb auf mit den Überlieferungen der ersten Kunstpflegestätten Deutschlands. Eine Provinz gleichwohl stellten sie dar: in der volks- und mundartlichen Beschränkung einer Stammeskunst die Provinz Tirol, die so gewiß ein wesentlicher Teil Alldeutschlands ist, wie das Plattland Fritz Reuters. Die Exl-Leute nahmen Grenzerweiterungen vor und griffen hinüber nach Österreich, Bayern, Steiermark, nach jedem Land, allwo die bajuvarische Zunge klingt und wirkliche Dichter (nicht die gewissen Theaterlederhosenschneider!) ihnen Stücke geschrieben hatten. Vom norddeutschen Ohr ist der Bayer vom Älpler in Österreich nicht zu unterscheiden, und es ist überdies gleichgültig, ob man den Schauplatz von Anzengrubers „Kreuzelschreibern", dieser Perle der deutschen Lustspielliteratur, auf der Landkarte von Steiermark oder von Tirol sucht. Wenn nur dieses besondere Menschentum, das in allen deutschen Alpentälern gedeiht, unverdorben von der Kunst gehütet wird. So treu und echt, wie auf der Exl-Bühne, wird man in Berlin Anzengrubers Dichtungen nicht wieder sehen!

Die Künstler aus Tirol brachten auch das neue Werk eines Dichters mit, dessen Name in der österreichischen Heimat guten Klang hat, doch im Norden bisher wenig beachtet wurde: Rudolf Hawels Bauernkomödie „Der reiche Ähnl". Daß die Jünger von Anzengrubers Schule sich auf einen sauberen Realismus verstehen, weiß man. Was neuerdings an einzelnen von ihnen in Erscheinung tritt, ist die besonders strenge Linie, eine Unterwerfung unter die Zucht der Kunstgesetze, unbeschadet der vollen Natürlichkeit ihrer bäuerlichen Gestalten. Das fällt an Schönherrs letztem Drama auf („Der Weibsteufel"), — und auch an Hawels Lustspiel, das unter dem farbigen Schmuck des Volkslebens die einfache Struktur einer Molièreschen Charakterkomödie entdecken läßt. Eine Anekdote — die Geschichte vom alten Ausgedingbauern, den die Erben so lange schlecht behandeln, bis er sie verschmitzt mit den Hoffnungen auf fetten Nachlaß täuscht — erweitert sich zu einem Kapitel Menschheit.

Und jetzt stehen die Exl-Leute, diese feinen Künstler, die gelernt haben, der Welt ins Herz zu sehen, auf dem Stilfser Joch oder im „Trentino", den Stutzen im Arm, den scharfen Adlerblick, der so fröhlich und harmlos leuchtete, auf das welsche Raubwild gerichtet. Könnten sie anders, sie wären wohl nicht die wahren Tiroler, als die sie sich inmitten des Theaterflittertands so merkwürdig bewahrten und bewährten!

Was sonst die Berliner Bühnen in den letzten Zügen des Theaterjahrs boten, sei kurz aufgezählt: Der Zufall rückte die Aufführungen von Christian Dietrich Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" (siehe Türmer, 1. Juniheft) und von Ernst Elias Niebergalls „Datterich" in zeitliche Nachbarschaft. Das tertium comparationis zwischen Grabbe und Niebergall ist: daß sie tranken, viel tranken, sich zu Tode tranken. Die Spuren ihres gar nicht tugendsamen Lebenswandels haften den beiden Komödien an. So gewiß aber nicht jeder, der säuft, ein Genie ist, so gewiß nicht lassen sich der Detmolder vulkanische Krater und der verbummelte Darmstädter Theologe eingehender miteinander vergleichen. Daß man auch den „Datterich", die lustige Selbstverklärung (und bittere Selbstverspottung!) des hessischen Lumpazi, gerade jetzt aus siebzigjährigem Grabe holte, diese Analogie mit dem Schicksal der genialen Grabbeschen Literatursatire ist doch rein äußerlich! Im Lessingtheater verstand man sich besser auf die simple Harmonie des altfränkischen Volksstücks, als auf die dunkle Dissonanz im Innern der Komödie.

Georg Hirschfeld hat den Versuch unternommen, die Posse mit dem bewußten Tropfen literarischen Öls zu salben. Sein Stück „Röfickes Geist" ist (mit allen seinen Requisiten, zu denen ich, weil sie in ihrer menschlichen Mittelmäßigkeit nicht höher geschätzt werden können, die altbekannten Volksstück-Typen rechne) eine richtige Berliner Posse. Daß der Verfasser nach dem Satze: „In jeder Tragödie steckt der Stoff zu einer Komödie" die lustige Kehrseite der traurigen „Enoch Arden"-Dichtung aufzeigt — und daß der verschollene erste Gatte gottfroh von der wiedergefundenen und wiederverheirateten Eheliebsten scheidet, — das

verlangt doch nicht eine bis zur Abstinenz getriebene Witz-Temperenz? Ob sie in Hirschfelds Talent begründet war? Jedenfalls kann man von dieser langweiligen Wahrung der literarischen Würde sagen: recht „intellektuell“, — nur leider nicht intelligent! Die **Neue Volksbühne**, die nächstens in Max Reinhardts Armen stirbt, hätte sich schöner aufs letzte Lager strecken sollen.

Im Deutschen Theater wurde die Spielzeit mit **Goethe** beendigt. „**Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilen**“, das Schönbartspiel, ist ein seltener Theaterbissen. Daß Reinhardt, wie seine Herolde riefen, es 47 Jahre nach der letzten Aufführung entdeckt habe, stimmt aber nicht. Er selbst wirkte 1899 bei einer Studentenaufführung des Stückes mit; und im Oktober 1890 wurden in dem nun längst verschollenen Berliner Thomas-Theater die Jahrmarktsbuden von Plundersweilen aufgeschlagen. Mein kritischer Bericht, erschienen in der damals von Jeannot Emil Frhrn. v. Grotthuß herausgegebenen „Deutschen Post“, versichert mir, daß ich vor fünfundzwanzig Jahren der Possenbühne einen weit freundlicheren und reinlicheren Eindruck zu danken hatte, als jetzt dem grellen und überlauten Reinhardtschen Aufwande. Der Grundfehler war: was da auf der Bühne wirbelte und tollte, glich nicht einem naiven Jahrmarktsgetriebe, so sich schließlich um die Bretterbude des Marionetten- und des Schattenspiels schart; war vielmehr als Ganzes eine Art von Zirkuspantomime. Die Worte (Goethes Worte!) ertranken, die Grenzen zwischen dem Menschentheater (dem Rahmenspiel) und dem Puppentheater wurden unwesentlich.

Manches, was noch der Sommer reifen sollte, bleibt nun dem Herbste zugedacht. Wird er Früchte tragen? Die Frage wagt sich kaum hervor, dieweil wir der bedeutungsschweren Antwort warten, die unsere siegenden Waffen auf die Schicksalsfrage Deutschlands zu geben haben.

Hermann Kienzl



Otto Soltau †

Am 27. Mai ist Otto Soltau im Kriegslazarett zu Jaroslau den zwei Tage vorher beim Sturm erlittenen schweren Wunden erlegen. Die Türmerleser werden es zuerst verstehen, wenn ich diesen vorzeitigen Tod des kaum Dreißigjährigen als einen der schwersten Verluste betrachte, die die deutsche Kunst treffen konnten: einmal im Hinblick auf das bereits Geleistete, mehr noch auf die Aufgabe, zu der er mit seiner Art nach dem ungeheuren Erlebnis dieses Krieges für unsere Kunst berufen war. Denn die Türmerleser kennen, wenn auch nur durch die immer bescheidene Vermittlung von Nachbildungen (vgl. XIII, 5; XV, 6; XVI, 3 und den laufenden Jahrgang), einen beträchtlichen Teil des umfangreichen Lebenswerkes Otto Soltaus, der sonst in stolzer Einsamkeit abseits stand. Er, der im offenen Kampfe so unwiderstehlich vorzustürmen verstand, mochte die kräftigen Ellenbogen im schmutzigen Gemenge unseres Kunstlebens nicht benutzen.

So selbstverständlich es ihm war, ganz und nur so zu sein, wie ihn seine innere Natur antrieb, so natürlich war es ihm auch, daß die ganz anders geartete Zeit kein Verhältnis zu ihm fand, und je sicherer er seiner unverbrauchten Naturinstinkte war, um so weniger durfte er von einer unnatürlichen „Gesellschaft“ Verständnis erwarten. Ich habe in all den Jahren keinen Augenblick gefunden, in dem er das als tragisch angesehen, allerdings auch keinen, in dem er die Sache leicht genommen hätte. Alles Leben war für ihn Kampf, und so richtete er sich für den Kampf um seine Kunst ein, und zwar auch hier, soweit möglich, nur mit den eigenen Kräften. Bundesgenossen suchte er keine, und die sich von selbst fanden, hat er niemals ausgenutzt.

Darum ist es doppelt auffällig, wieviel überzeugte Anhänger seiner Kunst Soltau im stillen gefunden hatte. Das Bekanntwerden der Nachricht seines Todes zeigt eine überraschend

große Zahl von Menschen, die sein Hinscheiden als einen schier unfaßbaren, persönlichen Verlust beklagen. Unfaßbar, weil ihnen der Verstorbene als Mensch und Künstler wie die Verdichtung von Lebenskraft erschienen war.

Ich habe in den letzten vier Jahren in vielen Fällen diese Bekanntschaften vermittelt und bin Zeuge der fast immer gleichen Entwicklung dieses persönlichen Verhältnisses ernster Kunstliebhaber zu diesem Künstler und seinem Werke gewesen. Dieses persönliche Verhältnis (natürlich vor allem zur Kunst) wird immer das Höchste und Beste sein, was es in der Kunst gibt. Das Verlangen ging meist aus einem Zusammentreffen hervor. Man spürte die eigenartige Persönlichkeit, die selbst, wo sie beim ersten Begegnen etwa gar abgestoßen hatte, doch unbedingt zur näheren Bekanntschaft reizte. So viel üble Erfahrungen er, wie ich aus älteren Briefen schließe, früher mit Besuchern gemacht hatte, die ihm von „Gönnern" ins Atelier gebracht worden waren, entsprach er doch immer mit der gleichen Bereitwilligkeit dem Wunsche der Besichtigung seines Arbeitsraumes. Schon da begann die Überraschung. Wie Soltau im geselligen Verkehr alle Ansprüche ans äußere Auftreten in höchstem Maße erfüllte, so zeigte auch sein Atelier nichts vom „unterstützungsbedürftigen" Künstler. Für salbungsvolle Gönner oder auch sich überlegen dünkende Bearbeiter der öffentlichen Meinung war hier kein Raum. Dabei nichts von genialischem Gepränge. Nur die Zunächststehenden wissen es, mit welchen Opfern, mit welcher zähen Energie der junge Künstler diese Möglichkeit eines öffentlichen Auftretens sich erkämpfte, das keinem verriet, wie schwer ihm das Leben und die rückhaltlose Hingabe an seine Kunst gemacht wurde.

Den Weg zu dieser Kunst verstand Soltau auch anderen nicht leicht zu machen, oder jedenfalls verschmähte er es. Das heißt, ich glaube Absicht lag bei alledem keine. Für ihn war das alles eine Frage der natürlichen Anlage. So führte er denn den Beschauern Bild auf Bild vor, gewaltige Stücke auch der Ausdehnung nach, wobei doch der Bildinhalt noch die riesigen Rahmenverhältnisse sprengte. Etwas merkwürdig beklommen, unbehaglich wurde dem Großstadtmenschen von heute angesichts dieser Naturgewalten zumute. Einige leichtere Bilder lösten nur halbwegs die Spannung. Die Erleichterung trat erst ein, wenn die riesigen Studienmappen geöffnet wurden. Vor allem die Landschaftsstudien, die sich zu Hunderten aufhäuften, wirkten geradezu „erlösend". Hier fand sich das Bindemittel zur heutigen Kunst, wie wir sie gewohnt sind. „Das sind ja lauter fertige Bilder", war das Urteil über diese Blätter, die für den Künstler nur rasche Notizen in seinem Lebensbuche waren, das gleichzeitig das Buch seiner Kunst bedeutete. Ungemein scharf gesehen, von einer köstlichen Farbigkeit und dabei freilich gleich im Naturausschnitt so bildhaft erfaßt und so als Stimmung gesehen, daß auch dort nicht der bloße Abklatsch der Natur gegeben war, wie ihn der Künstler beabsichtigt hatte. Das gilt seltsamerweise sogar von seinen Aktstudien, obwohl darunter Hunderte nur den Zweck verfolgten, die volle Beherrschung über alle anatomischen Verhältnisse zu gewinnen. Die eigentliche Bildnerkraft in Soltau war so stark, daß sie schon die ganze Art seines ersten Sehens beeinflußte.

Das bezeugen auch die beiden Studienblätter, die wir dem heutigen Hefte beigeben. Es sind neben einigen Soldatentypen aus dem Schützengraben die letzten Zeichnungen Soltaus. Obwohl wir die in der Kirche von Douai sitzenden Leute nur von hinten sehen können, teilt sich uns doch das Empfinden mit, wie hier müde Männer nach rauhem Werk still sich zusammenhuschen, glücklich schon im Gefühl der Ruhe, aber doch auch voll Hunger nach einem guten Worte aus einer ganz anderen Welt. Das Erwartungsvolle, innerlich Bewegte bei voller äußerer Ruhe lebt ergreifend stark und bei längerer Betrachtung der anspruchslosen Skizze immer eindringlicher wirkend in der stillen, beharrlichen Rhythmik dieser gleichförmigen Linien. — Und wie gewaltig ist die stille Bewegung erfaßt, wie im Dunkel der Nacht die Ablösungsmannschaften in die Gräben steigen, in die Gräben, die so leicht zu Gräbern werden. Es liegt etwas Monumentales in dieser rasch hingerissenen Studie, das auch durch die größte Ausführung im Gemälde sich nicht überbieten ließe.



Was jedem sich aufdrängte, war die Bewunderung für die geradezu ungeheure Arbeitsleistung, die in diesen Stößen von Studien, von denen der Künstler übrigens von Zeit zu Zeit Hunderte vernichtete, offenbarte. Das zwiespältige Empfinden über diese zwei scheinbar weit getrennten Welten seines Schaffens begleitete die meisten Kunstfreunde nach ihrem ersten Besuche und gab fast immer den Stoff für die nachhallenden Gespräche. Einzelne — es sind nach meiner Beobachtung vor allem Leute gewesen, die sich berufsmäßig mit Kunst befassen — ließen es bei dem einen Besuche bewenden. Die meisten kamen wieder und wieder. Und da war es ein Genuß zu sehen, wie sie allmählich in jene Werke hineinwuchsen, denen sie zuerst so fremd gegenübergestanden hatten; wie innig das Verhältnis zu Bildern wurde, die außerhalb alles dessen standen, was sonst zum Leben gehörte, und wie man dann allmählich gleich dem Künstler in jenen Stößen von Studien, mochten sie äußerlich noch so wenig mit den Bildern zu tun haben, doch nur das Rüstzeug sah, mit dem diese gewonnen worden waren. Da kam es wohl dann auch dazu, daß Soltau über Kunst sprach. Es waren Bekenntnisse, über die sich gar nicht streiten ließ, weil sie für diesen Mann Lebensnotwendigkeiten waren. Es war seine Moral des Lebens, seine Weltanschauung.

Ich habe nie einen Menschen kennen gelernt, der so eng mit der Natur zusammenhing, wie Soltau. Nicht im Sinne des Naturschwärmens. Das setzt ein sentimentalisches Verhältnis voraus. Nein, die ganze Natur war für ihn eins, eine unendliche Fülle von Ausdrucksformen für das eine: Leben. Mensch, Tier, Pflanze, Landschaft — in allem fühlte er die gleiche Kraft, sie waren im Grunde eins. Darum waren ihm auch die wenigen Urtriebe das eigentlich Kraftvolle, Schöpferische in der Welt. Für das ganze gesellschaftliche Getue und darüber hinaus für die meisten sogenannten Lebenswerte hatte er im Innern nur das Gefühl der Verachtung oder Gleichgültigkeit, weil sie ihm als Verfälschungen oder doch Beugungen dieser natürlichen Urtriebe erschienen. Sein Kriegstagebuch läßt da manchen seltsamen Einblick in diese von ihm gegen andere sorgsam behütete Innenwelt tun.

Mit dieser „animalischen“ Lebensauffassung hängt aufs innigste seine vergeistigte Anschauung von Kunst zusammen. Wenn die Kunst in diesem Weltganzen eine Aufgabe zu erfüllen hat, so kann es nicht die sein, mit anderen Mitteln wiederzugeben, was bereits da ist. Die Abschilderung der wirklichen Natur kann somit nicht die Aufgabe, kann überhaupt nicht eigentlich Kunst sein. Wir spüren aber hinter all diesen Erscheinungen des Lebens Kräfte stehen und walten, so daß alles, was die sinnliche Natur uns zeigt, im Grunde nur Erscheinungsformen dieser Kräfte sind. Die Kunst bietet die Möglichkeit, diese „Ideen“ des Lebens — es drängt sich einem unwillkürlich die Schopenhauersche Vorstellung auf — in einer reineren, unvermischteren, freieren Form zum Ausdruck zu bringen, als es in der sinnlich zu sehenden Natur der Fall ist. Denn so, wie das sinnliche Leben sich uns darstellt, ist es tausendfältig vermengt und bedingt. Freilich das Ausdrucksmaterial auch des Künstlers, wenigstens des bildenden Künstlers, liegt in dem, was die Natur an sinnlichen Erscheinungsformen geschaffen hat. Es ist deshalb die Vorbedingung für alles künstlerische Schaffen, sich diese Erscheinungswelt dienstbar zu machen, auf daß man mit ihren Kräften frei und selbstherrlich schaffen kann, um in den Formen der sinnlichen Natur auch diese übersinnliche oder besser außersinnliche, noch nicht ins Sinnliche eingetretene Welt darstellen zu können. Der Künstler besitzt hier das Herrenrecht gegen die Naturrichtigkeit. Der Maler kann zum Beispiel die Verzeichnung, die Abweichung von der Naturfarbe genau so nötig haben, wie der Musiker die Dissonanz. Aber viel verwerflicher als die sklavische Unterjochung unter den Natureindruck ist die Willkür, zumal wo sie von rein verstandesmäßigen Erwägungen ausgeht.

Soltau war von der Notwendigkeit im künstlerischen Schaffen aufs höchste überzeugt, und er unterschied auch bei seinem eigenen Hervorbringen scharf zwischen „Bildern“ und „Werken“. Nur diesen letzteren räumte er den höchsten Anspruch auf Kunst ein, während jene den von außen empfangenen Anregungen ihr Dasein verdankten. Aus diesem Gefühl

der inneren Notwendigkeit ergaben sich ihm auch die Stilgesetze der äußeren Gestaltung. Je elementarer die Grundidee des Bildes war, um so elementarer mußte auch seine Gestaltung sein können. Höchste Vereinfachung war das gebotene Ziel. In den Grundelementen der Linie mußte sich bereits die Seele des Bildes offenbaren. So ist bei allen seinen Werken die Zeichnung fest und klar, bereits von fern in ihrem Aufbau deutlich zu erkennen. Und als gleichwertiges Element wirkt die Farbe. Sie ist nicht um ihrer selbst willen da, wie ein Malen um des Malens willen für diese Kunstauffassung ein innerer Unsinn ist: Farbe wie Zeichnung sind bloß Mittel, etwas auszudrücken.

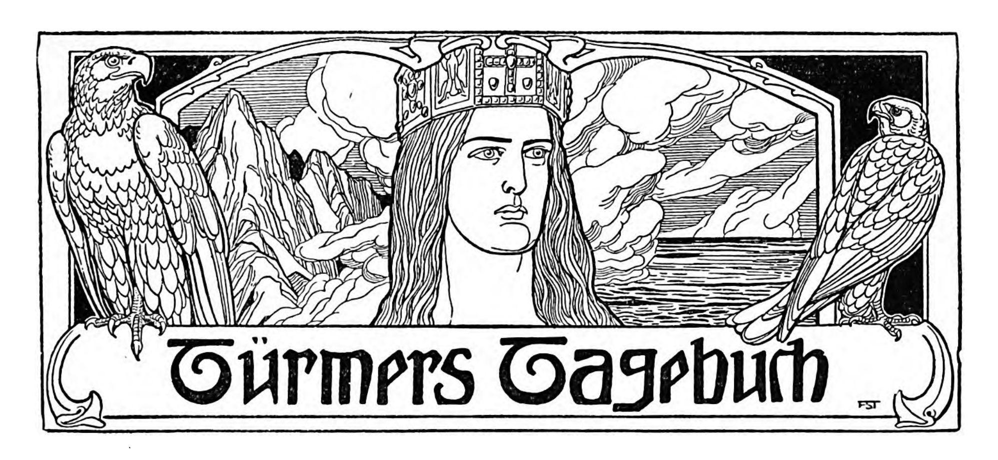
So hat Soltau von jungen Tagen an in seinem Schaffen das vertreten, was der Expressionismus heute als seine Lehre verkündet, aber eben frei von allem verstandesmäßig Gewollten und darum auch nirgends gewaltsam gegen die Natur; sondern sein Kampf liegt darin, aus der Natur die Mittel herauszureißen, wie es schon der alte Dürer verkündet hat.

Es zeugt für die Tiefe, aus der Soltaus Bildvorwürfe geschöpft sind, daß sie so inhaltreich sind und doch nirgendwo erzählen, immer von allem Anekdotischen frei sind. Man fühlt sich in Zustände versetzt, die ganz natürlich wirken. Nur für den ersten Augenblick überraschend, in Wirklichkeit bei seiner Einstellung ganz natürlich, ist es, wie hier Mensch, Tier und Natur zur Einheit verwachsen. Man könnte sagen, in seinen Bildern seien die Menschen den Tieren genähert und umgekehrt, die Tiere menschlich gehoben. Aber das träfe nur das Äußere. In Wirklichkeit drücken sie eben beide elementare Empfindungen aus, und die sind ja bei Tier und Mensch nicht verschieden. Wenn wir da eine Riesenfamilie auf der Wanderung sehen, so ist die Art, wie Bären und Menschen durcheinander sich mischen, ganz natürlich, und die Kämpfe einsamer Jäger mit gewaltigen Tieren der Wildnis werden zum Ringen gleichberechtigter Kräfte. Aus Naturvorgängen wächst zwanglos der Mythos heraus, der Wettersturm wird zum Ringkampf gewaltiger Wolkenritter. Andere Bilder sind schlicht wie einfache Volkslieder (Zwei Sensen; Am Ende).

Mit Vorliebe hat er immer die Anspannung der Kräfte im Kampf dargestellt, und seine Liebe zum Pferd ließ ihn dafür mehrfach das Ausdrucksmittel des Hengstkampfes wählen. Wahrscheinlich haben dazu auch alte isländische Schilderungen Anlaß gegeben. Die Liebe zum Altgermanischen, Altnordischen war stark in Soltau und hat ihn noch im letzten Sommer nach Island hinaufgeführt. Auf langen Ritten hat er die Insel durchstreift. Bei einer Ruhepause, die er mehr den Pferden als sich selbst gönnen mußte, überraschte ihn die Nachricht vom Ausbruch des Krieges. Da ließ er alles fahren und eilte unter mancherlei Fährlichkeiten nach Deutschland zurück. Hier hat er eine für einen so nach Tat lechzenden Menschen doppelt qualvolle Wartezeit durchmachen müssen. Zur künstlerischen Ausbeute der starken isländischen Eindrücke ist er nicht gekommen, aber in einer Reihe von Zeichnungen, die zumeist in der Kriegsausgabe des Türmers erschienen sind, nahm er an der Zeitstimmung Anteil, bis er endlich Anfang Januar nach Frankreich ausrücken konnte. Schon einige Wochen später kam er wieder zurück, um zum Offizier ausgebildet zu werden. Als Leutnant ist er in den Karpathenstürmen gefallen. Neben dem Eisernen Kreuz zeichnete ihn die Liebe und das Vertrauen seiner Kameraden, vor allem der Untergebenen, aus. Er hat seinen dreißigsten Geburtstag nur um wenige Wochen überlebt.

Daß in ihm große Möglichkeiten künftiger Arbeit lagen, ist die Überzeugung eines jeden, der ihn gekannt hat; dennoch wäre es schwer, sich die Richtung dieser Entwicklung vorzustellen. Wie jeder echte Künstler, war er eigentlich immer „fertig“, von den Werken des Zwanzigjährigen an, die den jungen Schleswiger nach kurzer Lernzeit in Hannover schon genau so selbstherrlich und abseitig zeigen, wie er es später gewesen ist. Freilich lindert das die Trauer für jene nicht, die ihm persönlich nahe gestanden haben und den Verlust eines so durch und durch anständigen und kernhaften Mannes auch gerade für unsere Kunst kaum verschmerzen können.

Karl Storck



Der Krieg

Der „Berliner Lokalanzeiger“ veröffentlichte kürzlich an leitender Stelle unter der Überschrift „Zeitgemäße Betrachtungen“ einen mit E. Z. gezeichneten Aufsatz, der so großes Aufsehen erregt hat, daß zunächst die Wiedergabe seiner wichtigsten Stellen geboten erscheint:

„Ein damals jugendlicher deutscher Geschäftsträger im Auslande hatte im Bericht an das Auswärtige Amt in Berlin seine Entrüstung darüber erwähnt, daß er von der fremdländischen Regierung, bei der er akkrediert war, unzutreffende Informationen erhalten hatte. Der damalige Reichskanzler Fürst Bismarck schrieb an den Rand: ‚Entrüstung ist kein politischer Begriff‘. Wir Deutschen lernen schwer, an die Stelle gefühlsmäßiger Beurteilung politischer Dinge die kühle Abwägung des Verstandes zu setzen. Aber wir müssen es lernen, und zwar müssen wir es schnell lernen, sonst blieben wir im politischen Kampf der Völker, der im Augenblick mit gleicher Heftigkeit tobt wie der der Waffen, immer im Nachteil. Und erfreulicherweise scheint diese Erkenntnis im deutschen Volke zuzunehmen. Der Abmarsch Italiens an die Seite unserer Gegner wird nur selten noch gefühlsmäßig mit Entrüstung behandelt, sondern man versucht auch in Kreisen außerhalb der Berufspolitiker, politische und militärische Gegenzüge auf dem historischen Schachbrett zu ersinnen. Bei der Beurteilung der neuen amerikanischen Note und bei den Erörterungen über die Möglichkeiten, von deutscher Seite auf sie einzugehen, wollen wir versuchen, von vornherein jede Gefühlspolitik zu unterlassen, denn sie bringt wirklich nur Zeitverlust, wenn nicht das Verlieren der ganzen Partie überhaupt. Einige Kreise werden dabei nicht mitmachen. Die den ‚Kampf bis aufs Messer‘ predigen und sich in einer Art geistiger Irredenta, einer Unerlöstheit politischer Unvernunft befinden, sie können und wollen wir nicht belehren. Sie werden bald, ein kleines Häuflein ungehörter und unverstandener Helden des Wortes und der Feder, abseits stehen.

Präsident Wilson will nicht mehr und nicht weniger als eine Verständigung zwischen Deutschland und England über die Formen des Seekriegs versuchen und bei dieser Gelegenheit die Gefährdung amerikanischer Schiffspassagiere in Zukunft

verhindern. Die Aufgabe ist nicht leicht nach dem Entwicklungsgang, den der Seekrieg inzwischen genommen hat. Aber sie scheint bei ehrlichem Willen aller Beteiligten doch lösbar ... Wir können heute nicht der Beantwortung der amerikanischen Note vorgreifen, weil noch wichtige Details vergangener Vorfälle einwandfreier Feststellung harren. Aber wir können auf Erscheinungen allgemeiner Natur hinweisen, die in den letzten Monaten eine Rolle spielten. Der Vorwurf gegen Amerika, daß es Kriegsmaterial an unsere Gegner liefere, ist ungerecht. Deutschland selbst hat bei den Haager Besprechungen den Vorschlag, die Lieferung von Kriegsmaterial neutraler Staaten an kriegführende zu verbieten, zu Fall gebracht. Es existiert daher nur ein Verbot staatlicher Lieferungen der Neutralen an Kriegführende, während der Privatindustrie freie Bahn blieb.

Das schwierigste der Aufgabe des Präsidenten Wilson, die er verdienstlich und freiwillig auf sich genommen hat, dürfte die Verständigung mit England über Änderungen der bisher erfolgten Taktik des Seekrieges sein. Allerdings ist die englische Staatsleitung wahrscheinlich klug genug, um aus den Erfahrungen zu lernen, die ihr der Seekrieg gebracht hat. Daß Deutschland seine überlegene Waffe, die U-Boote, niemals ausschalten könnte, wird ihr so klar sein, wie uns. Das wäre unmenschlich gegen uns selbst, und die Menschlichkeit steht im Vordergrund der Forderungen Wilsons. Aber wenn England den guten Willen hätte wie wir, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Gehör zu schenken, so ließe sich ohne Selbstschädigung eine Neuorientierung der Kriegsgebiete zur See wohl überlegen. Wenn Passagierschiffe mit besonderen Kennzeichen und der staatlichen Garantie versehen würden, daß sie nicht bewaffnet sind, so könnte auch von unseren U-Booten Rücksicht genommen werden, und damit müßten die Aufforderungen der englischen Admiralität an Handelsschiffe, unsere U-Boote zu rammen, zurückgenommen werden ...

Nur negativ können wir noch erwähnen, daß wohl auch England jetzt weiß, mit dem Aushungern Deutschlands ist es nichts. Ich kann die Gefühlspolitik nicht teilen, die den Versuch Englands, uns auszuhungern, als eine große Gemeinheit hinstellt. Ich kann sie deshalb nicht teilen, weil es mir ein Vergnügen wäre, diese Kriegstechnik England gegenüber mit Erfolg anzuwenden. Dabei kommt es ja auch nicht auf das wirkliche Verhungern von Dutzenden Millionen von Menschen an, sondern nur auf den Zwang, die Waffen zu strecken. Wir wissen, daß im Kriege 1870/71 Bismarck für die Beschießung von Paris war, also für die Niederlegung toter Mauern, während eine zarter besaitete Partei in Preußen die Aushungerung durch geschützstumme Belagerung toleranter fand. Es ist wirklich alles schon einmal dagewesen.

Dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg ist die Bahn hier frei für eine politische Aktion größter Bedeutung. Wenn er sie ohne Kleinmut, unter vollster Wahrung der wirklichen Interessen Deutschlands beschritte, wäre er der Gefolgschaft der geistigen und physischen Majorität des deutschen Volkes sicher und würde sich ein großes Verdienst erwerben. Rücksicht auf die vorher erwähnten Messerhelden, die sich, nebenbei bemerkt, in sicherem Abstand



vom Geschoßregen aufzuhalten pflegen, kann er allerdings nicht nehmen. Sie sind in der Politik ebenso geschmacklos wie an anständiger Tafel..."

Es ist bezeichnend, daß diese Entladung bei niemand größeren Jubel, tiefere Befriedigung, rückhaltlosere Zustimmung hervorgerufen hat, als beim — „Vorwärts". Ganz hingerissen kann der „Vorwärts" „diesen Artikel allen, die es angeht, nicht dringend genug zur Beherzigung empfehlen". Hier werde „endlich einmal ernst und deutlich ausgesprochen, was vielen Tausenden denkender Deutschen längst auf den Lippen lag und — aus den bekannten Gründen — in der Feder eintrocknete". Dem, was E. Z. über die amerikanischen Munitionslieferungen und über Englands Aushungerungsabsichten sagt, brauche „nicht ein Wort hinzugefügt zu werden". Ebenso könne „dem Vorschlag E. Z. rücksichtslos zugestimmt werden, unter Amerikas Hilfe eine Neuorientierung des Seekriegs mit England zu vereinbaren".

Außerhalb der Schriftleitung des „Vorwärts" und seines Häufleins Unentwegter (Marke Liebknecht), hat der E.-Z.-Erguß andere Gefühle und Gedanken ausgelöst. Dort hat man ihn nicht nur in den Zeilen, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen verstanden. „Das Bedenkliche des Artikels", so wertet ihn eine dem „Türmer" zur Verfügung gestellte Zuschrift, „wodurch er namentlich für den politisch weniger zulänglichen Teil der Leserschaft irreführend und täuschend zu wirken geeignet ist, liegt vor allem darin, daß der Herr Verfasser die Maske zielbewußter Energie und Besonnenheit benutzt, um eine Politik der Schwäche und des Zurückweichens zu verdecken. Weil der Herr Verfasser trotz seines mannhaften Bismarckzitats offenbar ein Anhänger der nachbismarckischen Schule ist, die im Vermeiden jeden energischen Auftretens das Heil zu finden vermeint, glaubt er die Gegner einer solchen Politik, deren Ergebnisse bisher lediglich durch unsere militärischen Erfolge aufgewogen werden, herabsetzen, als Dummköpfe, ja ‚geistige Irredentisten' hinstellen zu dürfen. Nur naive Selbstüberschätzung kann es sich leisten, die Anhänger einer zum mindesten doch gleichberechtigten entgegengesetzten Anschauung, zu der sich viele hervorragende und vaterlandsliebende Leute, man darf ruhig sagen: die überwältigende Mehrheit aller Deutschbewußten, bekennen, kurzerhand mit wegwerfender Geste als ‚Messerhelden' zu bezeichnen, ‚die sich in sicherem Abstand vom Geschoßregen aufzuhalten pflegen'. Ich beabsichtige nicht, wie der Herr Verfasser es beliebt, einen sachlichen Widerspruch durch persönliche Verunglimpfung des Gegners zu lösen, kann mir aber die bescheidene Anfrage nicht ersparen, ob etwa Herr E. Z. seinen Artikel unter dem Donner der Geschütze oder dem Hagel der Geschosse geschrieben hat? Ich glaube wohl in der Annahme nicht fehlzugehen, daß diese angeblich so ‚zeitgemäßen' Betrachtungen fern vom Schuß am bombensicheren grünen Tisch entstanden sind.

Zur Sache selbst ist zu bemerken, daß der Herr Verfasser sich wohl bemüht, der Gegenseite im weitesten Maße gerecht zu werden, das Wesentliche aber, was zur Rechtfertigung des deutschen Standpunktes dient, in auffallender Weise verschweigt und hintanhält. Beim Lesen der amerikanischen Note empfand man nicht ohne Beklemmung, wie außerordentlich geschickt das Schriftstück mit seinen schmalzigen Wendungen auf die Herzenseinfalt gewisser Kreise zugeschnitten

war. Daß sich aber unter uns selbst einer finden würde, der sich das Geschäft des Einseifens angelegen sein läßt — das übersteigt denn doch auch hochgespannte Erwartungen.

Müssen denn immer wieder die Gründe dargelegt werden, die Deutschlands gerade jetzt mit fühlbarem Druck sich betätigenden Unterseebootkrieg als vollberechtigt und unumgänglich notwendig erscheinen lassen? Diese Gründe sind mit schlagender Kürze in jener prächtigen Kundgebung dargelegt worden, die seinerzeit den neutralen Staaten den Beginn des U-Bootkrieges anzeigte und die die frische und eindringliche Tonart hatte, deren Wiederaufnahme bei der nächstfälligen Note nicht dringend genug empfohlen werden kann. Wundern muß man sich nur über die flinke Bereitwilligkeit und Geschmeidigkeit, mit der sich Herr E. Z. die wohlfeilen Einwände der Gegenpartei, diese kaum noch erträglichen sophistischen Zumutungen, zu eigen macht, um nur ja nicht den Anschluß zu verpassen und die Brücke der ‚Verständigung' ohne Absturzgefahr zu beschreiten. Das bedingungslose Zugeständnis, daß Amerika das Recht habe, unsere sämtlichen Gegner mit unbegrenztem Kriegsmaterial auszurüsten, werden die Vierbündler sicher umgehend mit vollster Befriedigung zur Kenntnis nehmen und wird ganz gewiß zur Stärkung unserer diplomatischen Stellung beitragen, zumal dieses Bekenntnis nicht durch den leisesten Vorwurf gegen die Regierung der Vereinigten Staaten abgeschwächt ist, die es mit dem Begriff der Neutralität für vereinbar hält, den willkürlichen Anordnungen der englischen Aushungerungspolitik nichts als papierene Scheinproteste entgegenzustellen. Aber das sind Dinge, an denen der Herr Verfasser sich mit einer höflichen Wendung vorbeidrückt, was in gar seltsamem Widerspruch steht zu der tapferen Entschlossenheit, mit der er den Weg der Zugeständnisse zu betreten sich bereit erklärt. Es muß eigenartig berühren, daß Herr E. Z., der uns wegen gefühlsmäßiger Beurteilung politischer Dinge abrüffelt und uns demgegenüber die ‚kühle Abwägung des Verstandes' predigt, in der Handlungsweise des amerikanischen Präsidenten kein anderes Motiv als das der verdienstlichen Uneigennützigkeit erkennt. Dabei sollte doch allmählich ‚jedem Schusterjungen' klar geworden sein, daß Herr Wilson sich in der Behandlung der Lusitania-Angelegenheit von rein geschäftsmäßigen Beweggründen und jedenfalls amerikanischen, d. h. sicher nicht deutsch-freundlichen Interessen hat leiten lassen. Daß 1916 der neue Präsident gewählt wird, und daß hinter diese Frage alle anderen Interessen für den Amerikaner zurücktreten, scheint für Herrn E. Z. unerheblich. Sollten Herr Wilson, wie sein einstiger Kompagnon und jetziger Widersacher Herr Bryan, die Lusitania-Angelegenheit nicht auch ein wenig unter den Gesichtswinkel stellen, wie der eine auf diese, der andere auf jene Weise, bei den großen Wählermassen für seine Kandidatur Stimmung machen kann? Das wäre nur echt amerikanisch, hätte aber mit Uneigennützigkeit eigentlich recht wenig zu tun. Wenn auch Herrn Wilson die wirkungsvolle Rolle eines Regelers in auswärtigen Angelegenheiten mit der Perspektive auf einen befriedigenden Wahlausgang gegönnt sein soll, so gehört doch nach allen Vorzeichen ein goldenes Gemüt zu dem Glauben, daß die Interessen Englands bei dieser Vermittlungsaktion nicht besser fahren

werden als die unsrigen. Oder hat Herr E. Z. noch niemals von den stillen Abmachungen des betriebsamen Herrn Roosevelt, noch niemals von einem verschwiegenen Stelldichein zwischen England und Amerika etwas läuten hören? Das Wort ‚Vertrag' läßt sich hierbei gern entbehren, unsere Gegner legen weniger Wert auf Philologie. Nach all den haarsträubenden Proben englischer Nichtachtung internationaler Rechte bedarf es schon einer gehörigen Gabe Naivität, feindliche Passagierschiffe der Schonung anzuempfehlen, wofern sie mit ‚besonderen Kennzeichen und der staatlichen Garantie versehen würden, daß sie nicht bewaffnet sind'. Wo bleibt da die kühle Abwägung des Verstandes? Gewiß, daran zweifle auch ich nicht, England würde seine schönste Tinte, sein bestes Papier, seine geschickteste Feder opfern, wenn es mit diesen ‚Opfern' den für die englische Schiffahrt von Woche zu Woche drückender werdenden, seine inneren Verhältnisse zerrüttenden Unterseebootkrieg ‚neu orientieren' könnte.

Nein, die Politik, die Herr E. Z. zur maßgeblichen erhoben sehen, für die er die große Menge der politisch Harmlosen begeistern möchte, ist eine Politik, die weder vom Gefühl, noch vom Verstande diktiert wird. Ich weiß nicht, ob es wünschenswert wäre, daß jegliches Gefühl für Recht und Ehrlichkeit in politischen Dingen im Volke verschwinde, und wenn der Herr Verfasser seine Freude darüber ausdrückt, daß die Entrüstung über den Abmarsch Italiens so ziemlich erloschen sei, so täuscht er sich über den Seelenzustand des deutschen Volkes gründlich. Der heilige Zorn über Italiens Untreue brennt Gott sei Dank noch heiß in allen Seelen, die nicht in der vermotteten Enge formalistischer Anschauungen verstockt sind, und wenn diese unsere Entrüstung äußerlich nicht laut in die Erscheinung tritt, so ist dieser von Herrn E. Z. völlig falsch gedeutete Vorgang lediglich damit zu erklären, daß wir nicht wie die romanischen Völker unsere Entrüstung auf die Straße zu tragen pflegen. Im übrigen hat ja auch keiner dieser Entrüstung stärkeren Ausdruck verliehen als der doch wohl in den Augen des Herrn E. Z. sicher eine gewisse Autorität genießende höchste Beamte des Reiches, der Reichskanzler Herr von Bethmann Hollweg, und zwar in seiner vielbejubelten, auch im „Lokalanzeiger" besonders warm gefeierten Reichstagsrede unmittelbar nach der italienischen Kriegserklärung.

Nach alledem mutet es schon fast erheiternd an, wenn der Herr Verfasser sein mit reichlichem Aufwand verschleiertes Rückzugsmanöver unter dem schmetternden Fanfarenruf abschließt: ‚Wir wollen und werden, wie es auch kommen möge, stark und nervenlos bleiben, wir wollen mit Blut und Eisen handeln und schreiben'. ‚Gut gebrüllt, Löwe!' Aber markige Töne dieser Art, Herr E. Z., sollten Sie nicht uns, sondern unseren Feinden gegenüber anwenden, da wären sie besser am Platze."

Den Hauptton, vermerkt die „Kreuzztg.", legt die amerikanische Note darauf, daß durch die Versenkung der „Lusitania" die Gebote der Humanität verletzt seien, und daß die deutsche Regierung den U-Bootkrieg so führen soll, daß das Leben am Kriege unbeteiligter Personen nicht gefährdet werde. „In Anknüpfung an den Gedankengang der ersten deutschen Note, worin Deutschlands Bereitwilligkeit ausgesprochen war, den U-Bootkrieg gegen Kauffahrteischiffe einzu-

schränken oder einzustellen, sobald England seinen Aushungerungskrieg gegen uns aufgebe, erbietet Amerika seine guten Dienste zu einer entsprechenden Vermittlung. Die Einstellung des Aushungerungskrieges hat aber heute für uns nicht mehr den Wert, wie vor drei oder vier Monaten. Denn heute ist jener famose Feldzug der englischen Staatsmänner in allen Punkten gescheitert. Eben noch hören wir, daß wir auch nach dem Eintritt Italiens in den Krieg und der Absperrung der Zufuhren von dort auch mit Baumwolle ausreichend versehen sind. Im übrigen ist die Beweisführung der Note für uns natürlich keineswegs überzeugend. An Stelle der wohlüberlegten rechtlichen Darlegungen der deutschen Note werden uns hier die Pflichten der Menschlichkeit entgegengehalten. Für uns aber bestehen diese Pflichten vor allem darin, unsre Truppen gegen die Gefahren der amerikanischen Munitionslieferung zu schützen. Dieser Gesichtspunkt wird auch in Zukunft für uns ausschlaggebend sein, und die amerikanische Regierung könnte viel für die Menschlichkeit tun, wenn sie uns in diesem Bestreben etwas mehr entgegenkäme. Insofern trägt auch sie eine schwere Verantwortung." Im übrigen werde die amerikanische militärische Hilfe in Dreiverbandkreisen offenbar nicht sehr hoch eingeschätzt: „Die englische Militärzeitschrift The Broad Arrow schreibt, wenn Amerika einschreiten wollte, müßte es erst eine Armee organisieren. Mit Amerika als Bundesgenossen würden die Verbündeten lange nicht so ungebunden sein wie jetzt, wo seine Fabrikanten erkennen, daß sie durch Erleichterung der Munitionsbeschaffung für die Verbündeten diesen ebenso wirksam helfen, als wenn ein paar amerikanische Korps in Flandern mitkämpften. Das ist einleuchtend, wenn man sieht, wie England und Frankreich immer wieder gezwungen sind, zugunsten der Munitionsherstellung und der sonstigen unerläßlichen wirtschaftlichen Produktion ihre Front zu schwächen. Amerika ist tatsächlich schon jetzt der beste Bundesgenosse des Dreiverbandes, da, wie Broad Arrow sich ausdrückt, seine ‚riesige Industrie zu einem wahren Arsenal für die Verbündeten' geworden ist."

Wir wollen uns weder selbst was vormachen, noch von anderen was vormachen lassen: es handelt sich nicht darum, den U-Bootkrieg auf die eine oder die andere Weise zu führen, sondern einfach um Fortführung nach unserem Ermessen und ohne Rücksicht auf Einspruch von anderer Seite oder um Einstellung. Ein drittes, ein „abgeänderter", also „gemilderter" U-Bootkrieg, könnte entweder nur ein Scheinkrieg sein, der unserer unwürdig wäre, oder aber eine Unmenschlichkeit, ein Verbrechen gegen unsere eigenen in den Tod getreuen Leute, und das wird doch Herr Wilson, der so warm unsere „Menschlichkeit" anzurufen weiß, gewiß nicht von uns verlangen! Wer sich aber bisher vielleicht noch der frommen Selbsttäuschung hingegeben haben mochte, wir könnten einen wirklichen U-Bootkrieg führen und dabei alle möglichen Rücksichten nehmen, der wird das heute nicht mehr können, ohne daß seine „Menschlichkeit" in einer recht eigenartigen Beleuchtung erschiene. Denn heute wissen wir, was wir so lange geahnt haben, heute ist es nach Mitteilung von maßgebender Stelle erwiesen, daß auch „U 29" und unser prachtvoller, unvergeßlicher See-



held Weddigen feigem englischen Verrat zum Opfer gefallen sind! Wer hat danach noch den Mut, unsere Leute in die Todesfallen dieses Feindes zu schicken, der so einzig aller Höllenkünste Meister ist, wie er vor keiner dieser Künste zurückschreckt? „Weddigen und ‚U 29' sind ein Opfer des ungeheuer großen und weitgehenden Entgegenkommens, das wir den Neutralen in unserem U-Bootkampfe von Anfang an bewiesen haben. Unsere Tauchboote haben gegen neutrale Schiffe stets so gehandelt, wie es das Völkerrecht für die früher allein bekannten Überseeschiffe vorschrieb. Sie sind aufgetaucht, haben die Schiffe angehalten, durchsucht und unter Rettung der Mannschaft nur dann versenkt, wenn die Durchsuchung unzulässige Ladung ergab. Der Untergang von ‚U 29' zeigt, wie ungeheuer gefährlich dieses Verfahren gegenüber dem Flaggenmißbrauch Englands gewesen ist, und legt die Annahme nahe, daß unsere Erfolge noch erheblich größer gewesen sein würden, wenn wir diese Rücksicht nicht genommen hätten. Daß Amerika von diesem unserem Entgegenkommen wenig Nutzen hatte, weil seine eigene Handelsflotte nicht ausreicht, ist nicht unsere Schuld.

Der Vorfall aber zeigt des weiteren klar und deutlich, welche Bedeutung die Forderung Amerikas hat, die dahin geht, daß die U-Boote auch feindliche Handelsschiffe nicht ohne weiteres torpedieren, sondern zunächst anhalten und untersuchen sollen. Darin läge praktisch nicht mehr und nicht weniger als ein voller Verzicht auf die Vorteile, die wir dank unserer technischen Überlegenheit durch die U-Boote haben. Das Verfahren ist deshalb nicht möglich, weil die englischen Handelsschiffe bewaffnet und mit genauen Anweisungen versehen sind, wie sie die U-Boote rammen sollen. Außerdem bringt es den U-Bootführer in Gefahr, weil das Kriegsgebiet, um welches es sich hier handelt, selbstverständlich von Torpedobootszerstörern stark besetzt ist. Auch die zahlreichen Fischdampfer, die in letzter Zeit in den englischen Gewässern torpediert worden sind, waren in Wahrheit bewaffnet und zur Verfolgung der U-Boote bestimmt. Gehen wir also auf die amerikanische Forderung ein, so verzichten wir auf die Anwendung dieser Waffe, die wir nun einmal gegen England haben, überhaupt.

Der Umfang, in dem das nach den amerikanischen Wünschen geschehen soll, ergibt sich mit besonderer Klarheit aus den Sätzen der Note, in denen gesagt wird: Die deutschen Behauptungen hinsichtlich der Beförderung von Kriegskonterbande an Bord der ‚Lusitania' oder hinsichtlich der Explosion dieses Materials durch den Torpedoschuß seien für die Frage der Gesetzmäßigkeit des deutschen Verfahrens unerheblich. Auch vom deutschen Standpunkte aus muß man diese Behauptungen als unerheblich bezeichnen, da wir, wie die Dinge nun einmal liegen, vollkommen berechtigt sind, in dem erklärten Kriegsgebiet jedes feindliche Handelsschiff ohne vorherige Feststellung zu torpedieren. Die amerikanische Note aber hält die deutschen Behauptungen im umgekehrten Sinne für unerheblich, indem sie meint, daß ein mit Passagieren besetztes feindliches Handelsschiff unter keinen Umständen ohne weiteres torpediert werden dürfe, selbst dann nicht, wenn bekannt ist, daß

es Konterbande, Munition und dergleichen führt. Amerikas Forderungen im Falle der ‚Falaba' zeigen, daß schon die Anwesenheit eines einzigen amerikanischen Passagiers auf einem Frachtdampfer diesen stets schützen soll. Dagegen kann nicht scharf genug Einspruch erhoben werden. Eine Munitionskolonne, die ins Gefecht fährt, muß selbst dann beschossen werden können, wenn der Feind sie mit unbeteiligten Zivilpersonen besetzt hat. Die Herren Amerikaner haben nicht das Recht, sich spazierengehenderweise vor den Schützengräben aufzuhalten und dann zu verlangen, daß jeder Angriff darauf unterbleiben soll. Was sagt denn Amerika zu dem Fliegerangriff auf das Schloß in Karlsruhe, durch den das Leben der Königin des neutralen Schwedens gefährdet wurde, obwohl dieses Schloß und die ganze Stadt Karlsruhe keinerlei militärische Bedeutung hatte? Die amerikanischen Forderungen sind im Namen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit erhoben, und wer Amerika kennt, weiß, daß diese Worte ehrlich gemeint sind. Es trifft sich aber, wie das bei angelsächsischen Forderungen nicht gerade selten ist, zufällig so, daß dasjenige, was im Namen der Menschlichkeit gefordert wird, auch durchaus im geschäftlichen Interesse der amerikanischen Munitionslieferanten liegt. Auch vor dem amerikanischen Geschäftsinteresse haben wir nun allen schuldigen Respekt. Nur das eine müssen wir uns vorbehalten, daß wir die amerikanische Munition rücksichtslos mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, unseren Feinden fernzuhalten suchen, und daß wir England in dem Vernichtungskampfe, den es uns aufgezwungen hat, jeden erdenkbaren Schaden zufügen. Deshalb ist die amerikanische Forderung, unseren Tauchbootkrieg gegen jedes mit amerikanischen Passagieren besetzte Schiff wirkungslos zu machen, für uns ganz unmöglich."

Es ist mehr als das. Was es ist, darüber wird sich niemand im Zweifel sein, der sich klarmacht, daß nach amerikanischer Auffassung England nur nötig hätte, sich für jedes seiner Schiffe einen Bürger der Vereinigten Staaten zu mieten, um dann seinen Kriegsbedarf in voller Ruhe und Sicherheit in seine oder seiner Verbündeten Häfen zu befördern. Unseren U-Bootleuten bleibt dann immer noch die ehrenvolle Dienstbotenpflicht, die Schiffe anzurufen, sich von der Anwesenheit des amerikanischen Ehrenmannes zu überzeugen und dann unter respektvollen Entschuldigungen wegen der unliebsamen Störung gehorsamst abzutreten. Das heißt: wenn man es in einer gnädigen Laune und Spasses halber dazu kommen läßt, und es nicht vorzieht, das deutsche Barbarenboot mit seiner Mannschaft in Grund zu schießen oder zu rammen, was wohl die Regel bilden würde. — Es ist etwas reichlich, was man uns zu bieten wagt! Man hält uns anscheinend immer noch für den dummen deutschen Michel, der auch gegen Selbstmord nichts einzuwenden hat, wenn er ihm nur im Namen der „Menschlichkeit" und mit Anrufung seines guten Herzens freundlichst empfohlen wird.

Leider haben selbst die Erfahrungen dieses Krieges, und was uns sonst alles aus seinem Zusammenhange und aus seiner Vorgeschichte die Augen übergehen ließ, nicht vermocht, diese — ich kann es nicht anders ausdrücken — sich selbst weg-



werfende Buhlschaft um die Liebeshuld eines uns doch nachgerade offen und kenntlich genug gegenüberstehenden Auslandes zu ersticken. O nein, manche unter uns scheinen den Augenblick gar nicht erwarten zu können, der sie wieder in diese — ach, wie ehrlichen und treuen! — Liebesbande schlägt — um jeden Preis! Nachdem schon seit geraumer Zeit in privaten Kreisen allerlei darüber gemunkelt wurde, hat nun Dr. Doerkes-Boppard in einem vielberufenen, „Maulwurfsarbeit“ betitelten Aufsatz der „Nationalzeitung“ (Berliner „8 Uhr-Abendblatt“) der Katze die Schelle umgehängt. „Klar und deutlich gesagt: es sind Bemühungen im Gange, die verantwortlichen Stellen im Reiche und die politisch einflußreichen und maßgebenden Schichten im Volke von der angeblichen Notwendigkeit und Nützlichkeit eines billigen Friedens mit England zu überzeugen, eines Friedens, der natürlich nur durch das Entgegenkommen Deutschlands in einer ganz bestimmten Frage zu erlangen ist.

Es ist heute noch nicht der Augenblick, die Persönlichkeiten und die Verhandlungen näher zu kennzeichnen, durch die der Versuch gemacht worden ist, mit Hilfe neutraler Mittelsmänner eine Verbindung zwischen Berlin und London zu schaffen, die zu dem von einem gewissen kleinen Kreise gewünschten Vermittlungsergebnis führen sollte. Dieser kleine Kreis umfaßt in der Hauptsache Vertreter der internationalen Verbrüderungstheorie und der Friedens- und Verständigungsgesellschaften, deren weltbürgerliche undeutsche Anschauungen durch die Kriegsereignisse und gerade durch die einem strengen Nationalgefühl entsprungene Feindschaft bei unsern englischen und französischen Gegnern in einer für sie peinlichen, aber verdienten Art der Lächerlichkeit preisgegeben worden sind.

Trotzdem haben jene Anbiederungspolitiker auch während des schweren Ringens, das Deutschland um seine nationale Existenz führen muß, nicht aufgehört, für ihre internationalen Bestrebungen zu wirken, wobei ihnen aus einem kleinen Teile des Volkes Gefolgschaft zugekommen ist, von Leuten, die nach wie vor teils kosmopolitisch, teils englandfreundlich denken und empfinden und aus Vergangenheit und Gegenwart nichts für ihr Deutschtum gelernt und gewonnen haben. Neue Vereinigungen sind gegründet worden, Regierung und Parlament sollen durch Denkschriften überzeugt werden, daß alles Heil für Deutschland nur in dem baldigen Frieden mit England zu finden sei, das sich großherzig bereit erklärt habe, auf kolonialem und finanziellem Gebiete weitgehende Zugeständnisse zu machen.

Die Reichsregierung hat in der ‚Nordd. Allg. Ztg.‘ am 5. Juni erklären lassen, ‚daß keinerlei Friedensanregungen der englischen Regierung hierher gelangt sind‘. Wenn nun von bestimmter Seite, die der Regierung ja nicht unbekannt ist, jetzt der Versuch gemacht worden ist, dies durch gegenteilige Angaben zu bestreiten, so ist es Sache der zuständigen Stellen, ob sie sich ins Unrecht setzen lassen wollen oder nicht. Soweit aber das deutsche Volk in Betracht kommt, hat es ein Recht, und seine berufenen Vertreter haben sogar die Pflicht, nachdrücklich dagegen Einspruch zu erheben, daß von unverantwortlichen, im geheimen arbeitenden Persönlichkeiten, die mit allerlei Ausländern in Verbindung stehen und unkontrollierbare Besprechungen über politische

und militärische Fragen abhalten, über Kriegs- und Friedensziele einseitige Ansichten verbreitet und gefördert werden, die zu den Anschauungen und Erwartungen der großen Mehrheit des deutschen Volkes im schärfsten Gegensatz stehen.

Das deutsche Volk hat in wunderbarer Stärke und Treue die höchsten Opfer an Gut und Blut gebracht, und wenn auch die möglichen Ergebnisse und Erträgnisse eines ruhm- und ehrenvollen Friedens gegenwärtig weder feststehen noch spruchreif sind, so muß man doch heute schon Verwahrung dagegen einlegen, daß von einem kleinen Konventikel englandfreundlicher Pazifisten und international gesinnter Fanatiker über den Kopf aller verantwortlichen Stellen hinweg Verhandlungen und Beratungen gepflogen werden, die auf nichts mehr und nichts weniger als auf eine Preisgabe der deutschen Interessen gegen ‚weitgehende Kompensationen' Englands abzielen. Diese Preisgabe soll eben darin bestehen, daß Deutschland vorbehaltlos sich auf der ‚prinzipiellen Grundlage' einigt, die von englischen Mittelspersonen vorgeschlagen worden ist. Was damit einzig und allein gemeint ist, liegt so klar auf der Hand, daß es der wörtlichen Wiedergabe der Vorschläge nicht bedarf.

Nach unserer Kenntnis der Dinge hat die Reichsregierung, obwohl namhafte Diplomaten (allerdings außer Diensten) diesen ‚Verständigungsabsichten' sympathisch gegenüberstehen und sich um ihre Weitergabe bemühten, es abgelehnt, sich weiter mit der Angelegenheit zu befassen, und sie befindet sich mit dieser Auffassung zweifellos im Einklang mit dem deutschen Volke, das eine derartige ‚Lösung' unter den jetzigen Verhältnissen als Schimpf und Schande verabscheuen würde. Die rührigen Maulwürfe werden aber ihre Arbeit im Dunkeln fortsetzen. Vor diesen Dunkelmännern zu warnen, ist vaterländische Pflicht, denn sie erschüttern im Auslande den Glauben an die unbesiegbare Macht des Deutschen Reiches und erwecken den falschen Anschein, als wünsche das deutsche Volk lieber heute als morgen einen schnellen Frieden, und zwar um jeden Preis! ..."

Wie nicht anders zu erwarten war, hat diese Veröffentlichung nicht geringeres Aufsehen erregt, als die oben gewürdigten „Zeitgemäßen Betrachtungen" des Herrn E. Z. im „Berliner Lokalanzeiger". Die „Deutsche Tageszeitung" erklärt, auch sie habe seit einiger Zeit von „derartigen Treibereien" gehört und den ihr gewordenen Mitteilungen entnommen, daß diese eifrigen Friedens- und Englandfreunde in der Hauptsache „auf Rückgabe Belgiens und auf Abtretung eines Stücks Elsaß-Lothringens an Frankreich (!) und anderes mehr" hinauswollten.

„Dieses Lied ist schon alt. Wir kennen es bereits lange, wissen auch, wo Dichter und Sänger sitzen ... Nach den Erfahrungen vor dem Kriege und nach seinem Beginne wundern wir uns allerdings keineswegs über diese und solche Dinge. Wie damals, so ist es auch jetzt die völlige Verständnislosigkeit aller der ungeheuren und entscheidungsvollen Fragen, um welche dieser Krieg eigentlich geht und um derentwillen er entstanden ist. Wer diese Fragen vor dem Kriege und während der vergangenen Kriegsmonate nicht begriffen hat, der wird sie sicherlich auch in Zukunft nicht verstehen oder sie nicht verstehen wollen.

In der Presse wird darauf aufmerksam gemacht, daß auch Mitglieder der vor einiger Zeit gegründeten Vereinigung ‚Neues Vaterland‘ sich mit Vermittelungsgedanken zwischen Deutschland und England tragen. Die Tatsache ist uns natürlich bekannt. Vorsitzender der genannten Vereinigung ist Herr K. v. Tepper-Laski ... Herr von Tepper-Laski erklärte in einer Auseinandersetzung über das Thema Deutschland und England u. a., in England bestehe keinerlei Haß gegen Deutschland, und der Krieg sei nur das ‚Privatgeschäft‘ der leitenden Männer des liberalen englischen Kabinetts. Wenige Tage nach dieser Äußerung erfolgten die Massenplünderungen deutschen Eigentums in England, bei denen bekanntlich die englische Polizei, solange es ging, beide Augen zudrückte und auch die englischen Gerichte wiederum versagten: Also doch wohl einige Anzeichen dafür, daß nicht etwa nur der Mob, dem es vielleicht mehr auf die Plünderung als auf die Deutschen ankam, sondern gerade auch die ‚gebildeten‘ englischen Volkskreise Deutschland gegenüber nicht ganz so harmlos gesinnt sind, wie Herr von Tepper-Laski glaubte. Wenige Tage nach Veröffentlichung seiner Auslassung erfolgte aber zugleich auch die Umbildung des englischen Kabinetts durch den Eintritt der hervorragendsten konservativen Führer; deutlicher konnte wohl nicht die Ansicht Herrn von Tepper-Laskis ad absurdum geführt werden, daß der Krieg nur ein ‚Privatgeschäft‘ einiger liberaler Politiker sei, deren mehr oder weniger nahe bevorstehende Ausschaltung von der Leitung der englischen Staatsgeschäfte eine Ära des Friedens und der Freundschaft mit Deutschland einleiten werde. Da die klaren Tatsachen es übernommen hatten, die Anschauungen des Herrn von Tepper-Laski so überzeugend als falsch zu erweisen, konnten und können wir uns ein näheres Eingehen darauf sparen. Wir halten es aber doch für nützlich, wenigstens nachträglich auf die Tatsachen hinzuweisen.

Es ist ja stets eine der größten politischen Schwächen des deutschen Volkes gewesen, daß es auch in der Politik seine Sentimentalität nicht zu Hause lassen konnte, sondern das Herzensbedürfnis empfand, überall in der Welt deutschfreundliche Neigungen zu entdecken und sich jedem Fremden, der ausnahmsweise einmal aus irgendwelchen Gründen sich nicht gerade gehässig gegen uns aussprach, an den Busen zu werfen. Insbesondere haben gewisse Kreise unseres Volkes, trotz des klassischen Bismarckschen Ausspruches, solchen sentimentalen Anwandlungen gegenüber dem englischen Volke immer wieder ihr Herz geöffnet; dabei spielte noch in hervorragendem Maße das Gefühl mit, daß der Engländer doch eigentlich ein ungeheuer vornehmes Wesen sei; und wenn einer von diesen sentimentalen Deutschen — die sich meist um so weltklüger vorkommen, je mehr sie ihrer Sentimentalität erliegen — von einem Engländer höfliche oder freundliche Worte hörte, wie sie gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten sind, oder gar von ihm jovial auf die Schulter geklopft wurde, dann schwor er auf die ehrliche Freundschaft John Bulls für seinen Vetter Michel und fühlte sich womöglich schon als Träger der hohen Mission, einen ewigen Liebesbund zwischen den beiden Völkern stiften zu helfen. Der Krieg mit seinen in dieser Beziehung etwas grausamen und peinlichen Erkenntnissen hat glücklicherweise mit dieser deutschen Sentimentalität gegenüber den Engländern einigermaßen aufgeräumt; aber daß es

immer noch Leute in Deutschland gibt, die selbst aus den klarsten Tatsachen nicht lernen und sich dabei noch besonders klug vorkommen, hat sich auch dieser Tage wieder gezeigt'..."

[Vom Generalkommando gestrichen!]

[Vom Generalkommando gestrichen!]

Dabei mehren sich, wie Georg Bernhard in der „Voss. Ztg." feststellt, in England die Klagen über die Teuerung und nimmt die Angst vor der Entwertung des Sterlingkurses immer schärfere Formen an. „Daß man überhaupt von einer Entwertung des Pfundsterlings sprechen kann, ist an und für sich etwas, was uns allen früher unfaßbar gewesen wäre. Denn der Pfundwechsel war ja doch das Maß aller Dinge, wie London das Zentrum des Welthandels. Jetzt, in der Kriegsnot, ist der Dollar zum Standardwert erhoben, und gegen diesen zeigt das englische Pfund ein Disagio von etwa 2 Prozent." Englands erste wirtschaftliche Fachzeitschrift, der „Economist", gibt diesen und anderen Nöten, nicht zuletzt der durch die enorm gesunkene Ausfuhr bewirkten Passivität der englischen Handelsbilanz, beweglichen Ausdruck. „Diese englischen Diskussionen zeigen aber deutlicher als alles den Einfluß des U-Bootkrieges auf England. Dabei kommen wir jetzt erst in die Monate der Ernte. Die Zahl der englischen Verluste wird in starker Progression wachsen. Allein es kommt auf die Zahlen gar nicht so sehr an, wie auf das Grundsätzliche. Im Prinzip haben wir gezeigt, daß England nicht unangreifbar ist und daß sein Handel aufs ärgste bedroht werden kann. Und dieser grundsätzliche Erfolg wird, wie man zwischen den Zeilen der englischen Zeitungen und mehr noch der englischen Fachzeitschriften lesen kann, jenseits des Kanals bereits sehr, sehr hoch geschätzt.

Englands handelspolitischer Thron wankt. Es findet sich mit den Schwierigkeiten der Ernährung noch leichter ab als mit der Entwertung der englischen Valuta. In dem oben zitierten Artikel setzt der ‚Economist' aus-

einander, daß England auf die Dauer seine Bundesgenossen nicht mit Geld und mit Menschen unterstützen kann. Die bange Frage: ‚Money or men?‘ wird von dem Fachblatt deutlich dahin beantwortet, daß es wichtiger sei, den Bundesgenossen in Zukunft nur noch Geld zu liefern. England müsse seine Männer zurückbehalten, um Ausfuhrgegenstände zu produzieren. Natürlich, denn vergrößerte Ausfuhr bessert die Valuta und schmälert das Kriegsrisiko ...

Das Ministerium hat die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bereits abgelehnt. Es hat dadurch auch bereits unausgesprochen zu erkennen gegeben, daß es durchaus nicht den Krieg um jeden Preis fortzuführen wünscht. Den konservativ-imperialistischen Politikern liegen die Kolonien, namentlich aber Indien, viel näher, als der Krieg auf dem Kontinent. Und gerade augenblicklich kommen aus den indischen Reichen immer bedrohlichere Nachrichten. Sie werden durch die Zensur verdunkelt. Aber sie sind da. Und es läßt sich nicht leugnen, daß in denjenigen englischen Kreisen, deren Exekutiv-Beamte die konservativen Minister sind, Bedenken über Bedenken wegen dessen, was da werden soll, auftauchen.

Diese Zustände jenseits des Kanals sollten uns veranlassen, nun erst recht alle Mittel anzuwenden, um immer deutlicher den Engländern die Gefahr zu zeigen, die ihnen aus dem Kriege droht, den sie begünstigten, um Deutschland zu Boden zu werfen. Aber es scheint, daß bei uns einzelne — und nicht einmal einflußlose — Leute sich gerade jetzt in der Illusion wiegen, man könne nunmehr mit England paktieren. Es sind letzthin in den Zeitungen verschiedentlich die Namen von Vereinigungen und von Personen bekanntgegeben worden, die ihre guten Dienste in dieser schlechten Sache betätigen. Dabei handelt es sich aber meist um sonderbare Schwärmer, um irregeleitete Idealisten. Viel gefährlicher sind jedoch diejenigen, deren Namen nicht genannt werden, die, wenn auch nicht — wenigstens augenblicklich nicht — Macht, so doch Einfluß besitzen, und die in der Tat zu den gleichen Schritten bereit sind. Ihnen sollte meines Erachtens von unseren verantwortlichen Politikern energischer entgegengetreten werden, als das bisher der Fall war. Wir wissen doch alle, daß irgendein Pakt mit England nur möglich ist, wenn wir diejenigen Sicherungen für unsere zukünftige Politik und für unsere zukünftige Wirtschaft aus der Hand geben, die zu schaffen und zu befestigen wir durch das Glück des Krieges in die Lage versetzt worden sind. Wir weisen jede Politik uferloser Habgier unter allen Umständen und mit aller Schärfe zurück. Aber wir verlangen, daß im zukünftigen Friedensschluß ein für allemal die Gefahren gebannt werden, deren Vorhandensein im ganzen Umfange uns erst während des Krieges klar geworden ist. Zu diesem Standpunkte hat sich erfreulicherweise auch der Kanzler bekannt. Er steht mit diesem Bekenntnis durchaus auf dem gleichen Boden wie die Mehrheit des deutschen Volkes. Und gegen ihn richten sich letzten Endes alle diejenigen Bestrebungen, die darauf hinauslaufen, sowohl unsere Erfolge gegenüber England zu verdunkeln, als auch hinsichtlich der Friedensmöglichkeiten flau zu machen.

Von denen, die augenblicklich eifrig an der Minierarbeit sind — in Konventikeln, deren Bedeutung man, weil die Presse sich Zurückhaltung auferlegen



muß, anscheinend weit unterschätzt —, wird es so dargestellt, als ob das deutsche Volk aus Phantasten besteht, die sich ausschweifende Illusionen von dem machen, was einmal nach dem Kriege sein wird. Sie meinen, daß diese hohen Erwartungen nicht erfüllt werden können, und daß deshalb eine kluge Regierung vorbeugen muß, um sich anderweitig gewisse Sympathien zu verschaffen, die ein Bollwerk gegen die Folgen der Enttäuschung nachher sein können. Für diesen Zweck wird am nützlichsten die sofortige Einführung gewisser innerpolitischer Reformen erachtet.

Es gibt in Deutschland wohl nur ganz wenig Menschen, die solche innere Reformen, insbesondere die Abänderung des preußischen Wahlrechts, nicht für dringend notwendig halten. Aber es gibt sicher ebenso wenig, die daran glauben, daß einem Volke, das so viel Reife, so viel Opferwilligkeit und so viel heldenhafte Tüchtigkeit bewiesen hat, diese Reformen später versagt werden können, besonders von einer Regierung, die in fast allen ihren Gliedern diese Reformen mehr oder minder feierlich versprochen hat. So wichtig wie diese Reformen auch sein mögen, viel wichtiger noch ist die Arbeit draußen auf den Schlachtfeldern und auf dem Meere. Und selbst wenn auch nur ein Grüppchen unter uns, die wir alle gleichermaßen jetzt den Sieg des Vaterlandes herbeiwünschen, sich gegen solche Reformen ereifert, so haben wir keine Veranlassung, die Brandfackel des Meinungskampfes im Innern zu entzünden, solange wie der Feuerschein des riesigen Weltenbrandes grell uns ins Land leuchtet. Man hat so viel von der Politisierung des deutschen Volkes gesprochen. Der unpolitische Sinn unserer Volksgenossen ist meist darin zum Vorschein gekommen, daß wir durch kleinliche, für den Moment viel weniger wichtige Gesichtspunkte uns haben von dem gemeinsamen Kampf für große Ziele abhalten lassen. Was wir jetzt draußen zu verlieren und zu gewinnen haben, ist für unsere Volkszukunft mindestens ebenso wichtig wie die Regelung von Verfassungsfragen. Selbst wenn man für die Machtverteilung zwischen Volk und Regierung die Bedeutung des beschriebenen Stücks Papier unhistorisch und gegen alle Erfahrung übermäßig hoch einschätzt, so spricht nichts dagegen, daß man den Kampf um innerpolitische Urkunden auch später noch mit dem gleichen Erfolge wie jetzt wird ausfechten können.

Die, die solche Fragen jetzt in den Vordergrund schieben, sind zum Teil ehrliche Demokraten. Diese ehrlichen Leute wissen aber sicher nicht, daß ihre Ratgeber, die sich auch sonst mit allen möglichen Verfassungsspielereien und Projekten abgeben, sie nur zu Handlangerdiensten für ganz andere Ziele einspannen wollen. Die Absicht dieser Ratgeber ist, Verlegenheiten zu bereiten. Sie wollen die Vertrauenswürdigkeit derjenigen, die doch nun einmal vor dem Auslande als unsere Beauftragten gelten und weiter gelten müssen, in Zweifel stellen. Sie wollen sich mit demokratischen Zugeständnissen einschmeicheln, um damit Ablaß zu erbetteln für die Sünden gegen unser Volk, die sie hinterher begehen wollen, wenn das von ihnen gesäte Mißtrauen zum erwünschten Erfolge emporgeblüht ist.

Unsere innerpolitische Zukunft uns zu zimmern, haben wir jederzeit in der Hand. Aber sicher will keiner unter uns unsere weltpolitische Zukunft gegen

ein paar Silberlinge verschachern, die die Versucher jetzt anbieten. Das deutsche Volk ist reif genug, um keinen Zukunftsillusionen nachzuhängen. Was es will, ist praktisch zu erreichen, und vor allem: es ist nicht mehr, als unbedingt nötig ist."

Und ist jetzt der richtige Augenblick für solche Schaumschlägereien? „Nie sind die militärischen und diplomatischen Aussichten der Zentralmächte besser gewesen als augenblicklich. Sie sind noch gesteigert durch die Erfolge unserer türkischen Waffengefährten, und nichts wäre verfehlter, als wenn wir jetzt durch irgendwelche Nachgiebigkeit den Anschein erwecken wollten, daß wir irgendwie an unserem völligen Siege zweifelten. Noch ist uns die Palme nicht beschieden, aber die Würfel des Schicksals sind bereits gefallen. Wir haben es deshalb nicht nötig, Bundesgenossen zu werben. Wer jetzt sich noch mit uns vereint, tut es, weil sein Verstand ihn richtig leitet. Wir werben nicht, wir drohen nicht, wir führen unbekümmert um die Umwelt unsere eigene Sache zum guten Ende.

Wir brauchen zu diesem Vollbringen keine guten Ratgeber außerhalb unserer Grenzen, aber wir wollen auch innerhalb unseres Volkes keine kleinmütigen Mahner hören. Namentlich scheint es uns wenig angebracht, daß sich einzelne Leute bei uns die Köpfe darüber zerbrechen, ob die Kassenverhältnisse unserer Gegner kräftig genug sind, um uns hinterher die notwendigen Entschädigungen zu zahlen. Sie sind es. Den deutschen Staatsmann, der etwa daran zweifelt, sollte man kurzerhand zum Tempel hinausjagen. Denn er taugt nicht einmal zum Rechnungsprüfer einer kleinen Bank, geschweige denn zum finanziellen Sachwalter eines Volkes.

Man sollte aber auch andererseits solche Leute gar nicht erst zum Tempel hineinlassen, die jetzt, wo wir das Gröbste hinter uns haben, die innere Einigkeit durch kleinliche Intrigen stören möchten, um ihre guten Dienste anzubieten. Sie sind mit ihrer ziellosen und egoistischen Geschäftigkeit schuld an der Entfachung des Weltenbrandes gewesen. Sie tun gut, sich jetzt nicht auf den Feuerplatz zu stellen. Die grelle Beleuchtung der lodernden Flammen könnte ihrer öffentlichen Schätzung nur schaden."

Der das schreibt, ist kein poetisch verzückter, himmelblauer Phantast, auch kein böser „Alldeutscher", sondern — man beachte das wohl — ein kühler Rechner, ein Mann, der sozusagen von der Börse kommt, einer unserer ersten Handelspolitiker, eine allgemein anerkannte Autorität auf diesem Gebiete. Dazu einer aus dem liberalen Lager, also gewiß nicht verdächtig, berechtigten internationalen Bestrebungen unzugänglich zu sein oder „chauvinistischen" Weltherrschaftsplänen zu huldigen. Es könnte keiner Stelle schaden, solchen Vertretern des öffentlichen Lebens Gehör zu schenken, sich ihre Kräfte, Einsichten und Erfahrungen nutzbar zu machen — bei allen notwendig erscheinenden Vorbehalten und abweichenden Anschauungen im einzelnen. Und es könnte ebensowenig schaden, wenn manche unserer Heimkrieger von unseren Kriegern im Felde und auf der See die schlichte Weisheit sich zu eigen machten, die diese nicht nur singen, sondern auch betätigen: „Haltet aus im Sturmgebraus! Haltet aus!"





Unsere Feinde verstehen lernen —?!

Wir sollen sie langsam verstehen lernen — unsere Feinde, noch langsamer ihre Sünden! Gegen diese sich unter uns erhebende Mahnung, „die so zart und sorglich klingt, wie die Mahnung eines reifen Menschen, der jugendliches Ungestüm fein und ohne hart zu sein, zurückhalten will", wendet sich Martin Kiehr in der „Deutschen Tageszeitung": „Vom Pharisäertum klingt's in der Mahnung, das leise sein Haupt erheben könnte, von der Gefahr der Überschätzung des eigenen Wertes, vom harten Richten, und was sonst noch in diese Richtung paßt, ohne aufzufallen. Es gibt feine Ohren, die es hören; auch gleich hören, woher die Mahnung kommt ...

Es gab eine Zeit, da galt es unter manchen als fein und vornehm, in Sündenquellen sorgsam zu suchen und dann zu vergeben, restlos zu vergeben; so etwas Großes, Übermenschliches lag darüber. Da wurde alles mögliche zum Beweise herangeholt. Auch ‚der große Nazarener' sollte kommen und beweisen helfen. Er verzieh ja alles. — Wohl, er verzieh allen denen, die sich restlos gebeugt hatten, restlos ihre Sünden verdammt hatten. Der Sünde selbst aber galt seine Verzeihung nicht. In seiner ganzen Heiligkeit hat er seinen Zorn auf das Schachergesindel im Tempel, auf das Otterngezücht der Pharisäer, die unter falschem Mantel zu ihm kamen, geworfen. Restlos hat Christus verurteilt und verdammt. Es gab eine Zeit, da wurde dieser Mißbrauch gern mit ihm getrieben.

Es ist eine heuchlerische Mahnung, die irgendwoher kommt, wir sollten unsere Feinde verstehen lernen. Gott sei dem Volke gnädig, das die Gemeinheiten unserer Feinde, die maßlosen und alles überüberragenden Gemeinheiten unserer Feinde verstehen lernt und dann verzeiht! Was sollte werden, wenn solche Gemeinheiten nichts weiter auslösen würden — als ein Suchen nach Verstehen? Alles verstehen, heißt alles verzeihen. Wer will sich die Verwirrung ausmalen, die daraus erwüchse!

Christus trieb das Schachergesindel im heiligen Zorne aus dem Tempel. Will einer heute schachern um unseren gerechten Zorn? Wir wollen solch Gesindel nicht höher achten als unsere Feinde, das unser Volk belehren will, die Gemeinheit zu verstehen ..."

*

Welche Taten tun sie?

Einer unserer wärmsten Pazifizisten war bisher Prof. Dr. Rade, der Herausgeber der „Christlichen Welt". Auch seine Ideale scheint der Krieg zertrümmert zu haben, denn er schreibt jetzt:

„Die Religion des Angloamerikaners, gerade in den obersten Schichten, war je länger, je mehr ein glühender Pazifizismus geworden. Ihr ausgesprochener Vertreter ist Bryan, und nur einem Zufall ist es zuzuschreiben, daß wir nicht eine uns zugegangene Bryansche Rede dieses Sinnes kurz vor dem Kriege in unsern Spalten veröffentlicht haben. Auch Präsident Wilson wird in derselben Ge-

sinnung wurzeln. Aber wie unfruchtbar, wie unpraktisch hat sich diese Gesinnung schon Mexiko gegenüber erwiesen! Es hat uns längst vor dem Kriege viel zu denken gegeben, daß der Idealist Wilson keineswegs imstande war, Mexiko in seinen Wirren zu Hilfe zu kommen, sondern daß er es mit seiner Politik erst recht in den endlosen, rettungslosen Bürgerkrieg hineinstürzte. Und jetzt ist es Amerika, dasselbe Amerika, das nur darauf wartet, dem Weltkriege durch seine Friedensvermittlung ein Ende zu setzen, das eben diesen Krieg durch seine unermeßlichen Munitionssendungen an unsre Feinde so energisch wie kein andrer Faktor verlängert. Wir wollen um die Logik und um das Jus dieser Lieferungen nicht streiten. Aber sooft wir hören, daß es die amerikanischen Granaten sind, die jetzt unsre Krieger draußen treffen und fällen, fragen wir uns: Und was tun nun die Pazifizistisch-Frommen über dem Ozean? Welche Proteste erheben sie? Welche Taten tun sie? Wir wissen es nicht. Nach dem Kriege werden wir es ja erfahren. Aber wenn sie nicht sehr rührig gewesen sind — ob auch in Ohnmacht —, so werden wir vor ihrer pazifizistischen Religion in Zukunft wenig Ehrfurcht mehr haben. Denn zum Spielen ist die Friedenssache nicht da, das merken wir doch; jetzt kann dem schweren Ernst des Krieges gegenüber nur eine tatenstarke Friedensgesinnung sich behaupten."

*

Das Märchen vom kriegsmüden Franzosen

Noch immer gibt es unter uns törichte Schwärmer genug, die felsenfest glauben, daß Frankreich am Ende seiner Kräfte sei und auf dieser unausrottbaren Überzeugung das Luftschloß einer späteren freundschaftlichen Annäherung an den westlichen Nachbar errichten. Diesen hoffnungsfrohen Philistern sticht Dr. Hans Delius gründlich den Star. Er hat als „Engländer" kürzlich eine Studienreise durch Frankreich gemacht und faßt im „Berl. Lok.-Anz." seine Eindrücke dahin zusammen, daß es geradezu eine gefährliche Täuschung sei, den Glauben an die militärische und moralische Erschöpfung Frankreichs zu nähren. Wir sollten uns im Gegenteil darüber klar sein, daß die Widerstandskraft Frankreichs nach der Schlacht an der Marne durch alle nur erdenklichen Mittel zu beträchtlicher Stärke angefacht und trotz aller Mißerfolge der Joffreschen Offensive aufrecht erhalten worden ist.

„Ich habe", schreibt Delius, „in Frankreich mit zahllosen Menschen aus allen Berufs- und Gesellschaftskreisen gesprochen, mit Politikern, Gelehrten und Journalisten, mit Kohlenträgern, Kellnern und Droschkenkutschern, mit Leuten aus dem Mittelstande, gemeinen Soldaten und Offizieren, ich habe Lazarette besucht und eben verwundete Soldaten aus der Schlacht kommen sehen, ich habe vor allem auch die Frauen befragt, sowohl Damen der Gesellschaft als auch Frauen aus dem Volke, ich habe endlich die Volksstimmung aufmerksam geprüft, wie sie auf Straßen und Plätzen und in den öffentlichen Veranstaltungen zutage tritt — und ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß wir uns hüten müssen, die bemerkenswerte moralische Kraft zu unterschätzen, die das französische Volk in diesem Krieg an den Tag legt. Die Franzosen sind jetzt noch keineswegs matt und mutlos; im Gegenteil, ich habe den Eindruck, daß ihre Zuversicht jetzt vielleicht gerade ihren Höhepunkt erreicht hat, den sie hoffentlich bald überschreiten wird. Denn vorher gibt es keine Aussicht auf Frieden."

Der dringende Rat, nicht von Frieden zu reden, ehe nicht diese nahezu krankhaft überhitzte Stimmung in Paris einer kühleren Beurteilung der militärischen Lage Platz macht, ist nur zu angebracht. Wir können es unserem Generalstab getrost überlassen, die Franzosen zur gegebenen Stunde vor Tatsachen zu stellen, deren Tragweite auch ihren fanatischen Optimismus, so hoffen wir, zu Boden werfen wird.

*

Blindheit oder Gemeinheit?

Uns wird die Nr. 129 der in Frauenfeld erscheinenden „Thurgauer Zeitung", vom 5. Juni, zugesandt. Unter der Überschrift „Deutschland verteidigt sich", die die Redaktion darübergesetzt hat, ist eine Mitteilung der deutschen Gesandtschaft in Bern abgedruckt, die sich auf das Weißbuch über den Franktireurkrieg in Belgien und die gegen unsere Soldaten dort verübten Schändlichkeiten bezieht und angibt, an welchen Amtsstellen man das Weißbuch finden und es lesen kann.

Solange der Krieg währt, hat Deutschland keinen Trug und keine Belügungsversuche auf seinem Gewissen. Nicht aus Werbezwecken, sondern aus dem reinen Rechtsgefühl, das nur die aufs perfideste umgedrehte Wahrheit feststellen will, ist jenes Weißbuch mit seinem urkundlichen Inhalt hervorgegangen. Schon die Mitteilung der Berner Gesandtschaft hat etwas ruhig Überzeugendes, das dem anständig empfindenden Manne Achtung auferlegt.

Aber die „Thurgauer Zeitung" schreibt ironisch darüber: „Deutschland verteidigt sich." Es soll an das bekannte „Qui s'excuse" gedacht werden, ein anderer Eindruck ist nicht möglich. Selbst wenn man noch gar nicht in Anschlag bringt, mit welchem Stolz schweizerische Journalisten ihren Geist dem hochgeliebten Französisch entlehnen.

An der Absichtlichkeit dieser Überschrift ist noch schwerer zu zweifeln, wenn man das Blatt sich näher besieht. Vorne im Hauptblatt ausführlich und an der ersten Stelle die Amtlichkeiten und Tendenznachrichten der Italiener. Die unsinnigsten, nur für die dümmsten Italiener bestimmten Behauptungen über das Elend und die österreichischen Brutalitäten in Triest — die erhalten die Überschrift: „Die Lage in Triest." Es weht einen kläglich bei diesen Kotau-Beflissenheiten an, wenn man doch weiß, wie die Schweizer in Wirklichkeit über die Italiener denken. Dann kommt der ganze übrige Zeitungsinhalt und endlich hinten im Beiblatt, nach Plaudereien von Geflügelzucht und Schützenwiesen, die amtliche Mitteilung der deutschen Gesandtschaft.

Ja freilich, Deutschland verteidigt sich. Nicht friedensgesinnter lebte die Eidgenossenschaft, als dieses große, starke Volk, bis es von allen Seiten die Niedertracht und die von ihr verführte Verblendung überfielen. Freundlich und arglos traten unsere Soldaten, die gutmütigsten und besterzogenen der Welt, in die belgischen Dorfhäuser, wo ihnen in der Nacht wallonische, als Weiber verkleidete Mörder die Hälse abschnitten. Von Frankreich bis Ostpreußen und Rußland sind an deutschen Kriegern und Zivilisten Schandtaten über Schandtaten verübt worden, welche die Greuel der fremden Soldateska, die im 17. Jahrhundert in Deutschland hauste, Wallonen des Dreißigjährigen Krieges, Mordbrenner Ludwigs XIV., erreichen, und immer hat Deutschland, hat sein bewaffnetes Heer die Ruhe und menschliche Bildung bewahrt, der wildesten Roheit nebst allen Kübeln von Beschimpfung und Verdächtigung nur seine Rechtlichkeit entgegenzusetzen. Das aber weißt auch du, du Thurgauer Neutralitätsfahne, die sich demütig gläubig tuend bückt vor dem, was die Italiener zu behaupten wünschen, und hinterher dann, zwischen Geflügelzucht versteckt, an dem großherzig geduldigen Deutschland ihr Mütchen kühlt.

Wiederholt hat uns der Einsender des Blattes von der einsichtigen und gerechten Haltung der deutsch-schweizerischen Bevölkerung in der wärmsten Weise gesprochen. Dann wahrlich, wer es ehrlich mit der Schweiz meint und mit ihrer Achtungswürdigkeit, kann ihr nur wünschen, daß Gott sie vor ihren „neutralen" Zeitungen behüte.

*

Havas

Seit Monaten fällt es auf, daß die französische Depeschen-Agentur die Neutralen mit Nachrichten überschwemmt, deren Mitteilung dem Inhalt nach aus England zu erwarten wäre. Ständig versenken laut Havas die Deutschen in der Nordsee schwedische, holländische, dänische Schiffe, deren Besatzung sie niemals Zeit zu ihrer Rettung gönnen, und

wo sie in Flandern den Engländern gegenüber kämpfen, treiben sie vor ihrer Sturmfront Frauen und Gefangene her und versuchen den Gegner dadurch, daß ihre Soldaten und Offiziere die englische Uniform anlegen, zu täuschen.

Es gibt also doch noch Dinge, die die Engländer nicht selber zu lügen imstande sind! Wie sehr sie auch gesunken sind, das Gefühl für den gemeinen nonsense haben sie noch nicht verloren. Ihn auch zu verwenden, haben sie zwar kein Bedenken. Aber darin bleiben sie die eine äußerliche Selbstachtung wahrenden Herren, daß sie die ganz dumme, kurzbeinige Sensationslüge von ihren romanischen Heloten unter solchen, die die Engländer für nichts Besseres halten, herumtragen lassen.

In Deutschland aber gibt es Leute, die sich für den Traum eines Schicksalsbundes mit Frankreich nebst „Verschmelzung der beiden Kulturen" begeistern. Ed. H.

*

Skrupellose Reklame

Über „Amerikanische Neutralität" berichten die Mitteilungen des Kriegsausschusses der deutschen Industrie in Nr. 49:

„In der am 6. Mai erschienenen Nummer des American Machinist, einer der bedeutendsten technischen Fachzeitschriften Amerikas, befindet sich im Inseratenteil eine doppelseitige Anzeige der Cleveland Automatic Machine Company in Cleveland (Ohio), die ein deutliches Bild gibt, in welcher Weise angesehene Firmen des Landes die Neutralität zu einem einträglichen Geschäft unbehelligt von der Regierung auszugestalten vermögen.

Die Erklärung hat folgenden Wortlaut:

‚Wir möchten noch etwas mehr sagen, was sicherlich von Interesse ist. Im nachfolgenden wird eine 13- bzw. 18pfündige hochexplosive Granate beschrieben, welche schon jetzt in sehr ausgedehntem Maße im Kriege an Stelle des gewöhnlichen Schrapnells verwandt worden ist.

Das Material ist ein Spezialmaterial von hoher Dehnbarkeit und Festigkeit und hat die Eigenschaft, bei der Explosion der Granate in kleine Stücke zu zerspringen. Die Einstellung der Zündung dieser Granate ist der des Schrapnells ähnlich; aber sie unterscheidet sich dadurch, daß zwei explosive Säuren zur Verwendung gelangen, um die Ladung im Hohlraum des Geschosses zur Explosion zu bringen. Die Vereinigung dieser zwei Säuren ruft eine schreckliche Explosion hervor, die eine größere Wirkung hat als irgendeine bisher gebrauchte Zusammensetzung. Die Sprengstücke überziehen sich bei der Explosion mit diesen Säuren, und durch sie verursachte Wunden bedeuten einen Tod mit schrecklichem Todeskampf innerhalb vier Stunden, falls nicht unmittelbar Hilfe zur Stelle ist.

Nach den Erfahrungen, die wir mit den in den Schützengräben bestehenden Bedingungen gemacht haben, ist für niemanden rechtzeitige ärztliche Hilfe möglich, um einen tödlichen Ausgang zu verhindern. Es ist unerläßlich, die Wunde sofort auszubrennen, wenn sie sich am Körper oder am Kopf befindet, oder zur Amputation zu schreiten, wenn es sich um die Gliedmaßen handelt, da es kaum ein Mittel geben dürfte, das der Vergiftung entgegenwirkt.

Hieraus läßt sich ersehen, daß diese Granate leistungsfähiger als das gewöhnliche Schrapnell ist, da die Wunden, die durch Schrapnellkugeln und -sprengstücke im Fleisch verursacht werden, nicht so gefährlich sind, da sie keine giftige Beimischung haben, welche eine unverzügliche Hilfe notwendig macht.'

Diese Erklärung reiht sich würdig der längst nachgewiesenen, aber von amerikanischer Seite bestrittenen Lieferung in Dumdum-Geschossen an."

Wie sagt doch Herr Wilson so schön — war's nicht „Menschlichkeit"? Dr. F. E. S.

*

Der deutsche Verleger mit seinen westschweizer Freunden

Herr Eugen Diederichs in Jena, der Verleger und Freund Spittelers, hat dem Bedürfnis nicht widerstehen können, sich kürzlich nach Zürich zu begeben, um dort mit Hodler und den anderen Westschweizern Spittelers siebzigsten Ge-

burtstag festlich zu begehen. Die „Südd. Monatshefte" bemerken dazu:

„Man kann sich nicht vorstellen, daß der französische Verleger von Sven Hedin zur Feier von Sven Hedins Geburtstag reise. So etwas ist nur möglich in dem Lande, in welchem Würdelosigkeit der Nationalfehler ist . . .

Mit Grauen für die Zukunft muß es uns erfüllen, daß ein verdienter, hochstrebender Landsmann während dieses Vernichtungskrieges gegen das Deutschtum so wenig Gefühl hat für seine nationale Ehre. Wenn wir an unsere Soldaten denken, wissen wir: Deutschland ist gerettet; aber wenn wir an unsere ‚Intellektuellen' denken, wissen wir: das Deutschtum ist verloren."

*

d'Annunzio als geschichtliches Sinnbild

Man hat gegen den vortrefflichen Herrn d'Annunzio vieles eingewandt, niemand aber, so liest man in der „Tägl. Rundschau", wird bestreiten können, daß gerade er der rechte Mann am rechten Platze ist. Der geschichtliche Augenblick hat hier in der Erschaffung des menschlichen Helden mit der genialen Gestaltungskraft eines großen Künstlers gearbeitet. Alles, was die Situation der italienischen Politik enthält, ist durch ihren Helden d'Annunzio zu einem wundervoll farbigen Ausdruck gelangt. Hier hat allerdings die Lage der Dinge den Helden geschaffen, der sie einzig und allein sinnfällig darzustellen vermochte.

Oder sage ich zuviel? War nicht ein ausgesprochener Kultus der Sinnlichkeit von jeher das Kennzeichen des Schriftstellers d'Annunzio? Und ist er nicht gerade darum der gebotene Held der Stunde? Wenn die italienische Politik käuflich ist — ist es dann nicht ein hinreißendes Sinnbild, daß sie einen Unzuchtsschilderer zu ihrem Wortführer macht? Wenn in einem Land die politische Prostitution herrschend geworden ist, kommen die literarischen Zuhälter der Prostitution ganz von selber zu den verdienten Ehren.

Man hat tadelnd bemerkt, daß Herr d'Annunzio die Damen in seinen Schriften schamlos preisgäbe, die ihm nicht nur ihre Gunst, sondern auch ihr Geld schenkten. Ist das in diesem Zusammenhang aber wirklich ein Vorwurf? Wenn die italienische Politik die Schamlosigkeit zum leitenden Grundsatz macht — ist es dann nicht ein verdienstvolles Unternehmen, daß sie sich öffentlich von der Schamlosigkeit des Herrn d'Annunzio vertreten läßt? Werden wir auch dem Feind gerecht! Sollte die italienische Politik überhaupt öffentlich in einer menschlichen Gestalt zum Ausdruck kommen, war niemand so geeignet, wie gerade Herr d'Annunzio.

Ein Teil der Kritik hat ihn unsittlich genannt. Aber ist es der Treubruch, den er durch seine Heldenperson darstellen soll, nicht auch? Er sei käuflich, haben andere gemeint. Ja, zum Henker, ist nicht ganz Italien käuflich? Und zeugt es nicht von einer rühmenswerten Selbsterkenntnis, daß ein käufliches Land sich von einem käuflichen Schriftsteller vertreten läßt? . . . Und wenn man mir gar vorhält, daß er ein öder Phrasendrescher gewesen sei — durfte er etwas anderes sein, wenn er in einer Politik der delirierenden Phrase den Helden abgeben sollte? Er sei aber gar kein bodenständiger Italiener und schwelge doch in den wildesten Verzückungen des italienischen Patriotismus. Was sagt das? Wenn seine italienische Abstammung wirklich unecht sein sollte, ist sie dann nicht gerade dadurch der vollendete Ausdruck der bezahlten unechten Raserei? Was man gegen d'Annunzio als Mensch und Schriftsteller auch immer einzuwenden haben mag: er ist der geborene Held der augenblicklichen italienischen Situation. Die Geschichte arbeitete mit der feinsten Künstlerphantasie, als sie gerade ihn zum menschlichen Ausdruck der italienischen Politik machte. Als geschichtliches Sinnbild hat d'Annunzio sich zum ersten Male einen Anspruch auf Zukunftsdauer erworben.

Heil ihm und seinem gesegneten Land!

*

Luxemburger Franzosenknechte

Wir wollen es uns merken, was uns ja nicht mehr allzusehr überraschen durfte, jetzt aber von der „Trier. Landesztg." ins Handgreifliche gerückt wird:

„Wir hier an der Westgrenze mußten von jeher damit rechnen, daß die Bewohner des Luxemburger Ländchens dem Deutschtum nicht allzu wohlwollend gegenüberstanden. Wir haben das niemals sehr tragisch genommen, und wenn uns in luxemburgischen Orten aus sicherer Entfernung ein ‚latzige Preiß' oder ein ‚sale Prussien' nachgerufen wurde, regten wir uns nicht sonderlich auf. Wir lachten, wenn die Luxemburger ihr Nationallied sangen mit dem Kehrreim: ‚Mir welle jao keen Preiße ginn', oder wenn die Herren Studenten eine Strohpuppe mit einer Pickelhaube verbrannten. Die Lage hat sich seit dem Kriege nicht gebessert; heute sind in Luxemburg viele, sehr viele von einem schier unbegreiflichen Deutschenhaß beseelt. Wir haben uns bisher mit Andeutungen begnügt . . . Mancherlei Ereignisse der letzten Zeit zwingen uns, deutlicher zu werden. Warum sollte man den Luxemburger Französlingen gegenüber noch fernerhin so tun, als ob man nichts sähe und nichts hörte? . . . Ist man denn in Luxemburg völlig verblendet? Vor wenigen Monaten erst hat sich die Regierung des Landes bittend und beschwörend an die Bewohner gewendet und sie zur gewissenhaftesten Neutralität ermahnt. Die Regierung Luxemburgs hat gewußt, warum sie das tat. Wird ihr Schritt etwas helfen? Wir glauben es nicht . . . Welche Früchte in Luxemburg die mit allen Mitteln betriebene, offen und noch mehr versteckt auftretende Deutschenhetze getragen hat, das geht aus folgender Nachricht hervor, die vor einigen Tagen die der Luxemburger Regierung nahestehende Luxemburger Zeitung brachte:

‚Privatnachrichten zufolge sind als Freiwillige in die französische Armee 8678 Luxemburger, davon 658 aus dem Kanton Luxemburg, eingetreten. Ihre Ausbildung erhielten sie in Bayonne. Sie wurden bei ihrer Fahrt an die Front überall in Frankreich, besonders in Bordeaux, stürmisch begrüßt.'

Wir wiederholen es, die Luxemburger Zeitung, ein der Regierung nahestehendes Blatt, das Leiborgan der Freidenker und Logenbrüder des Landes, hat das geschrieben. Sie gibt genaue Zahlen an, und daran kann man erkennen, daß es sich nicht um Schätzungen handelt. Nicht ohne Absicht natürlich verbreitet das Blatt diese Nachricht, sie soll aller Welt kund und zu wissen tun: ‚Seht, wir sind nicht nur franzosenfreundlich, wir sind Franzosen, die für Frankreich Blut und Leben wagen.' Bedauernswerte Verblendung! Das ganze Luxemburger Ländchen zählt rund 250 000 Einwohner, und davon sind 8678, also rund 3 v. H., in das Heer unserer Feinde eingetreten. Wie man uns aus Berlin schreibt, sind Freiwillige aus Luxemburg im deutschen Heere nicht vorhanden. Luxemburg, das deutsche Land, das einst dem Reich Kaiser gegeben hat, schickt ein Viertel seiner waffenfähigen Mannschaft gegen das hartbedrängte Deutsche Reich. Auf heimlichen Wegen, bei Nacht und Nebel, schickt man die Jugend dieses Landes zum Erbfeind, um im Brudermord Lorbeeren zu ernten und sich einer fremden Rasse als Kanonenfutter anzubieten. Dabei pocht die Luxemburger Regierung stets so mächtig auf die Neutralität des Landes. Man sieht aber, in welcher Weise sie selbst die Neutralität bekundet, denn eine derartige Unterstützung unserer Feinde auf dem Schlachtfelde hätte sie unter allen Umständen verhindern müssen. Da gibt's keine Entschuldigung."

Wir wollen es uns merken.

*

„Für Kultur und Menschlichkeit"

Alfons Paquet bespricht in der „Frankf. Ztg." Kurt Arams Buch „Nach Sibirien mit hunderttausend Deutschen" (Berlin, Ullstein). Er sagt zum Schluß:

„Möchte das kleine Buch nicht nur von denen gelesen werden, die klopfenden Herzens über das Schicksal unserer Brüder in

dem feindlichen Rußland Näheres zu wissen verlangen, sondern auch von denen, die einst auf die Vergeltung zu achten haben. Es darf nicht sein, daß über diese Tatsachen, über dieses furchtbare Leid der Deutschen hinweggegangen werde, weil das nachträgliche Eingehen auf die Einzelheiten vielleicht Unannehmlichkeiten bereiten, den glatten Verlauf etwaiger Verhandlungen erschweren könnte. Es darf nicht sein, daß wir es unterlassen, festzustellen, was mit den Deutschen im Gefängnis zu Orlow, in den Zuchthäusern, auf den Etappentransporten in den entlegenen Gouvernements geschehen ist. Wie viele von ihnen sind geistig und seelisch gebrochen, wie viele völlig heruntergekommen und elend gestorben.

Ja, aber die Vereinigten Staaten haben doch offiziell den Schutz der Deutschen bei Kriegsausbruch in Rußland übernommen! Wie sie diesen Schutz ausgeübt haben, darüber ist in dem Aramschen Buche mancherlei zu lesen. In überaus neutralem Gleichmut, ohne auch nur eine Erinnerung an die Worte, mit denen einst ein Abraham Lincoln seine Mitbürger zur Befreiung schwarzer Sklaven aufrief, haben nach seiner Darstellung die Vertreter des freien Amerika dem Werk der russischen Behörden gegen alles, was deutsch heißt, zugesehen. Der amerikanische Geschäftskonsul in Batum, der um Hilfe gebeten wurde, scheint sich danach so wenig gerührt zu haben, wie eine höhere Stelle in Petersburg ..."

*

Das Eiserne Kreuz am weißen Bande

Es ist bekanntlich dem Bayreuther Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain vom Kaiser verliehen worden. „Bühne und Welt" (Maiheft) findet den Akt bedeutsam und bemerkt dazu in einem Leitartikel: „Das freudige Gefühl, das in uns zu ersticken drohte, lebt neu, bestimmter, hoffnungsfreudiger in uns auf: daß der geistige Mensch, dessen Schaffen von einer nationalen und religiösen Ankerfestigkeit bestimmt wird, vor seines Fürsten Thron Anerkennung und Belohnung findet. Wenn es uns in den letzten Jahren enttäuschen wollte, daß eine gewisse Allgemeinheit des geistigen und künstlerischen Lebens am Hofe Gehör fand, wenn wir den ernsten geistigen Kämpfer nicht nur von den Kunststätten Sr. Majestät, den preußischen Hoftheatern, sondern von dem Angesichte des Kaisers selbst verbannt glaubten, so ruft diese Tat den Gedanken in uns wach, daß es unsrem kaiserlichen Herrn mehr an den Beratern fehlte, die ihn auf die ernsten völkischen Strömungen hinwiesen. Und wenn in den letzten Zeiten die Stillen, aber Ernsten und Deutschen im Reiche verdrängt wurden durch den Lärm der Lauten, so hoffen wir, daß der Krieg diese Richtung im deutschen Kunst- und Geistesleben auch vor Sr. Majestät ad absurdum führte. Von der königlichen Gabe der Erkenntnis, die unsrem Kaiser eigen ist, erhoffen wir für die nächste Zukunft des deutschen Geisteslebens nach dieser Verleihung viel. Denn in des Kaisers Hand und Macht liegt es, dem deutschbewußten geistigen Menschen, der sein Leben und sein Werk den Idealen und dem Wohl seines Vaterlandes weiht, im kommenden Deutschland Geltung, Ansehen und vor allen Dingen Einfluß zu verleihen."

*

Deutsche Tracht

Nicht von der deutschen Mode ist die Rede, dem Begriff „Mode" eint sich der des Deutschen höchstens so lange, als er eben Mode ist —, sondern von der deutschen Tracht. Das „Bamberger Tageblatt" berichtet, daß in Franken in der Kriegszeit die alten schönen Trachten wieder stark in Aufnahme gekommen sind. „Diese Erscheinung hat einen nach mehrfacher Richtung hin tiefernsten und hohen sittlichen Grund. Die Mädchen und die jungen Frauen, die da mit den reich gefalteten Röcken, den bunten Schürzen und Miedertüchern usw. erscheinen, besuchen meist Angehörige, den Vater, den Bruder, den Gatten, den Bräutigam im Lazarett, und durch ihren heimischen Sonntagsstaat übermitteln sie gewissermaßen die

herzlichsten Grüße der Heimat. In der Brust des Kriegers, der für die Heimat sein Blut vergossen hat, mag dann wohl der Anblick der wohlbekannten Trachten beseligende Gefühle auslösen." — Ist es nicht ergreifend, wie überall in unserm Volke der deutsche Urgrund durch die seit Jahrhunderten angeschwemmte Oberschicht durchdrängt? Die fremden Wörter erscheinen in ihrer Häßlichkeit, das alte Deutsche in seiner Schönheit. Wehe denen, die sich zu Erziehern berufen fühlen, wenn sie diese fruchtbare Zeit nicht zu nutzen verstehen! St.

*

Keine Deutschen nach der Westschweiz!

Die erzfranzösisch-chauvinistische Universität Lausanne hatte an höhere deutsche Schulen die Übersicht ihres Sommerferienkurses gesandt, der Professor Gottlob Egelhaaf diese „freundliche Einladung" namens der höheren Schulen Stuttgarts ebenso höflich wie entschieden abgelehnt. Jetzt veröffentlicht Professor Egelhaaf in der „Tägl. Rundschau" mit einer Reihe anderer Zuschriften, die ihn zu seiner Zurückweisung der französischen Zumutung beglückwünschen, auch das Schreiben eines seiner früheren Schüler. Er ist seit langer Zeit praktischer Arzt in einer größeren Stadt der deutschen Schweiz, die dem romanischen Sprachgebiet nicht sehr fern liegt. „Hoffentlich", so äußert er sich, „schließt man sich über Ihr engeres Vaterland hinaus in ganz Deutschland Ihrem gerechten Protest an und dehnt ihn zum mindesten auf die ganze welsche Schweiz aus. Ich setze voraus, daß Sie über die uns feindlichen Stimmungen in der Schweiz, besonders der welschen, genau unterrichtet sind und sie im ganzen Umfang kennen. Dann werden Sie auch mit mir darin übereinstimmen, daß es damit nicht sein Bewenden haben darf, daß von nun an Studenten die welsch-schweizerischen Universitäten Freiburg, Lausanne und Genf künftig meiden. Unsere Selbstachtung gebietet uns vielmehr, jeden persönlichen und wirtschaftlichen Verkehr mit diesen welschen Gassenbuben abzubrechen. Fast noch wichtiger und dringender als die Fernhaltung unserer Studenten ist es, durch Wort und Schrift gegen den Besuch der Mädchenpensionate der französischen Schweiz durch unsere höheren Töchter unablässig zu wirken. Es ist einer der lächerlichsten und gedankenlosesten Zöpfe, im seichten Salongeplapper französischer Zunge ein besonders erstrebenswertes Bildungsideal für unsere weibliche Jugend zu erblicken und zu diesem Zwecke sie ein Jahr lang auf die Papageienschulen in Neuenburg, Lausanne oder Genf zu schicken. Die Hohlheit, Oberflächlichkeit und Unwissenheit einer Salondame nach Pariser Muster wird dadurch nicht besser, daß sie diese negativen Qualitäten auf französisch zum besten gibt. Dieser schweizerischen Abrichtungsindustrie und Beutelschneiderei gehört aber ebenfalls einmal gründlich das Handwerk gelegt... Es gibt aber noch mehr Gebiete, auf denen wir mit den Herren Welschen Abrechnung halten müssen. Da waren bisher unsere jungen Handelsbeflissenen ein willkommenes Ausbeutungsobjekt für die stolzen Herren Bankiers in Genf. Als Volontäre, nur um die französische Sprache zu lernen, schufteten sie im Frondienst dieser Finanzbarone oder Raubritter, wie man's nimmt. Und nicht zuletzt unsere Kranken, Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftigen, die bisher törichterweise meinten, nur in Montreux und Clarens könnten sie gesunden, muß diese Suggestion ausgeredet und sie selber an andere, heimische oder österreichische Kurorte verwiesen werden. Für einen Deutschen wird es überhaupt nach diesem Krieg unmöglich sein, in der Schweiz mit Russen, Engländern und Franzosen zusammenzutreffen. Gleichzeitig haben wir die Pflicht, in unseren heimischen Bädern und Kurorten die Lücken zu stopfen, welche durch das Fernbleiben der Ausländer entstehen werden. Trotz allem Gewimmer der Pazifisten wird es eben doch naturgemäß eine reinliche Scheidung geben. Die Logik der Tatsachen wird schon dafür sorgen."

Weshalb sie deutschfeindlich sind

Daß die Neuyorker Finanzwelt, deren Hauptquartier Wallstreet ist, ihre tiefgefühlten „Sympathien“ unseren Gegnern zuwendet, ist bekannt. Auch über die Art der Gründe wird man sich kaum im Zweifel sein. Aber die „Kalkulation“, die ein Eingeweihter, O. Sperb-Neuyork, in der Zeitschrift „Export“ aufstellt, läßt tief blicken. In gutunterrichteten Kreisen hat man die amerikanischen Werte, die sich beim Ausbruch des Krieges in deutschen Händen befanden, auf 700 Millionen Dollar geschätzt. Als Mitte November vorigen Jahres die Neuyorker Börse wieder eröffnet wurde, war es Deutschland inzwischen gelungen, diese Werte unter der Hand in Amerika zu verkaufen. Die Liquidierung erregte besonders in London und in Wallstreet bedeutendes Aufsehen. In den amerikanischen Finanzkreisen betet man deshalb noch heute inbrünstig für den Erfolg der sogenannten Verbündeten, wobei aber von besonderer Sympathie für sie keine Rede sein kann, sondern nur der Beweggrund maßgebend ist, daß von England, Frankreich und ihren Bundesgenossen noch große Mengen amerikanischer Werte gehalten werden. Eine entscheidende Niederlage dieser Mächtegruppe müßte den amerikanischen Effektenmarkt in böse Mitleidenschaft ziehen, wenn nicht gar sein zeitweiliges Zusammenbrechen im Gefolge haben. Daher die Angst der amerikanischen Finanzwelt und ihre zum Teil verschwiegene, zum Teil aber auch ziemlich offen verratene heiße Sehnsucht nach einem überwältigenden Siege der Westmächte, der sie mit einem einzigen Schlage von ihrer bangen Sorge befreien könnte. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!

*

Ein Patriot

Einer jener Lebensmittelwucherer, die sich die Not des Volkes zunutze machen, stand, wie der „Vorwärts“ berichtet, dieser Tage in der Person des Gutsbesitzers und Distriktsrats Karl Brügel vor der Strafkammer des Landgerichts Zweibrücken. Er hatte ebenso wie viele andere Landwirte mit seinen Kartoffelvorräten zurückgehalten, da er im Frühjahr höhere Preise zu erzielen hoffte. Ein Kommissar hatte festgestellt, daß Brügel 200 bis 300 Zentner überschüssige Kartoffeln zu lagern hatte, und auf Grund dieser Feststellung sollte er an das Landgerichtsgefängnis in Zweibrücken für die Gefangenen 50 Zentner abgeben, da dort die Vorräte nahezu aufgebraucht waren und nirgends Ersatz aufgetrieben werden konnte. Da für diese Lieferung die amtlichen Tonnenpreise in Betracht zu kommen hatten, weigerte sich Brügel neuerdings, von seinem Überschuß abzugeben, und erklärte dem Staatsanwalt am Telephon: „Ich gebe nichts her und weiche nur der Gewalt!“ Tatsächlich mußten etwa 180 Zentner durch die Behörde auf dem Gute abgeholt werden, gleichzeitig erfolgte Strafanzeige gegen den Besitzer. Wie in der Beweisaufnahme bekundet wird, benahm er sich den kontrollierenden Beamten gegenüber höchst eigenartig. Als diese darauf hinwiesen, daß seine Haltung wenig im Interesse seiner hungernden Nebenmenschen liege, und ihn fragten, ob dies patriotisch sei, entgegnete er: „Patriotisch ist, wenn ich meine Kartoffeln bis zum Frühjahr behalte und sie dann gut verkaufe. Wer Kartoffeln haben will, soll sich welche pflanzen! Von meinem Vorrat werde ich kein Pfund abgeben!“ usw. Weiter drohte er: „Wenn der Staat mich schikanieren will, dann verbrenne ich meinen ganzen Bestand zu Schnaps!“ Der Staatsanwalt führte u. a. aus, der Angeklagte habe aus reiner Habgier gehandelt und sich um die staatlichen Maßnahmen, die Hintanhalten von Hungersnot und Teuerung bezweckten, nicht gekümmert. Die Handlungsweise könne nur als schmutzig bezeichnet werden. sie stehe auf der gleichen Stufe wie die des Landesverräters, der den eigenen Truppen in den Rücken fällt. Er beantragte 1000 ℳ Geldstrafe. Das Urteil gegen den Angeklagten lautete auf nur 200 ℳ Geldstrafe, wobei seine nicht zu billigende Gesinnung und sein gegen die Volksinteressen gerichtetes Vor-

gehen in opferreicher Zeit entsprechend gewürdigt wurde.

Die Charakteristik des Staatsanwalts, bemerkt der „Vorwärts", der die Lebensmittelwucherer auf eine Stufe mit Landesverrätern stellte, dürfte diesen habgierigen Menschen nicht gerade angenehm sein. Sie werden sich daraus aber weiter nichts machen, wenigstens so lange nicht, bis man sie auch mit der sonst gegen Landesverräter angewandten Strenge bestraft.

*

„Für unsere verwundeten Helden"

In den fettesten Lettern, die ganze Seite füllend, wurde im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" „Ein Samariter für unsere verwundeten Helden" angeboten. Es handelte sich um ein wegen seiner Unsittlichkeit wiederholt beschlagnahmtes, dann wieder freigegebenes Erzeugnis. Die Sortimentsbuchhandlungen werden angefeuert: „Veranlassen Sie Ihre geehrte Kundschaft, das schöne, billige Buch als Lazarettgeschenk zu verwenden; unsre verwundeten Krieger haben eine helle Freude daran, und Freude und Lebenslust sollen wir ihnen bringen. Ich bitte, mit beiliegendem roten Zettel jetzt zum Ausnahmerabatt zu bestellen." Im Börsenblatt selbst ist Einspruch erhoben worden, daß man auch in der furchtbaren Kriegszeit, noch dazu in den Lazaretten, mit erotischer Literatur ein Geschäft zu machen suche. „Ganz Deutschland", schreibt die Korrespondenz des Allgemeinen positiven Verbandes, „entrüstet sich darüber, daß Amerikaner um schnöden Geldgewinnes willen mit Friedensgebeten auf den Lippen unsern Feinden die Waffen liefern, die unsre Brüder zu Krüppeln schießen. Ist es nicht noch viel schlimmer, wenn der durch Christi Gleichnis vom barmherzigen Samariter für jedes fühlende Herz geheiligte Name mißbraucht wird, um in die Lazarette, in denen täglich der Tod seine Ernte hält, schmutzige, seelenvergiftende Lektüre einzuschmuggeln? Wir würden ja gern annehmen, daß die Lazarettverwaltungen derartige Literatur von vornherein zurückweisen, wenn nicht als Reklame von der Verlagsbuchhandlung der Brief eines leider nicht mit Namen genannten Oberlehrers Dr. ... am ... Lyzeum, dd. Berlin-Wilmersdorf, den 3. Mai 1915, mit abgedruckt würde, der die ‚schöne, klassische' Büchersammlung aus dem Orient und der galanten Zeit, die ihm für Lazarettzwecke zur Verfügung gestellt war, rühmt und unter einem Seitenblick auf die ‚immer noch zahlreichen Mucker in unserm deutschen Vaterlande' um ‚weitere derartige Bücher voll Lebenslust' bittet. Es wird also nötig sein, von seiten der höheren Kommandostellen die Lazarettverwaltungen auf diesen Unfug aufmerksam zu machen ..."

*

Briefschwätzer

Vor was allem unsere Behörden zu warnen genötigt werden, wird wieder einmal durch eine Veröffentlichung des Königlich Sächsischen Ministeriums des Innern recht anheimelnd beleuchtet:

„Man sollte es nicht für möglich halten, daß es Angehörige von deutschen in Gefangenschaft geratenen Kriegern gibt, die sich nicht schämen, in ihren Briefen nach den feindlichen Ländern einige in dieser Zeit unvermeidliche Entbehrungen zu einer Notlage aufzubauschen und sich darüber zu beklagen, daß Petroleum teuer oder der Reis knapp sei. Manche schreiben sogar Unwahrheiten, wie, daß wir keine Kartoffeln mehr hätten, oder daß das Fleisch nächstens zu Ende sein werde. Ein derartiges Treiben grenzt beinahe an Landesverrat. Die feindliche Presse druckt diese gewissenlosen Schreibereien als Beweise für die angebliche Hungersnot in Deutschland ab und hebt damit den Mut und die Ausdauer der Feinde. Jeder, der solche Briefe schreibt, verlängert also den Krieg. Sollte diese Warnung erfolglos sein, so würde nichts anderes übrig bleiben, als alle in das feindliche Ausland gehenden Gefangenenbriefe einer scharfen Zensur zu unterwerfen und möglichst auch die Schreiber unwahrer Behauptungen zur Rechenschaft zu ziehen."

Man sollte diese Leute, die so viel Überfluß an Zeit haben, sich törichten und schädlichen Schwatz aus den Fingern zu saugen, einer nützlicheren, mehr körperlichen Beschäftigung zuführen, damit ihre rege Phantasie einmal gründlich ausspannen und sie wieder gesund werden können.

*

Enteignung brachliegender Grundstücke

Bei der Wichtigkeit, die die Frage der Volksernährung jetzt im Kriege gewonnen hat, wurde auch mehrfach betont, daß ganz abgesehen von den Ödländereien auch sonst baufähige Grundstücke in großer Zahl innerhalb des Reiches brachliegen. Es kann dahingestellt bleiben, ob hier Böswilligkeit, Fahrlässigkeit oder Sorglosigkeit des oder der Eigentümer oder der Nutzberechtigten vorliegt. In Friedenszeiten mag es für die Gesamtheit vielleicht weniger empfindlich sein, wenn solche Grundstücke nicht bebaut werden; aber gegenwärtig muß alles daran gesetzt werden, damit aus dem ertragfähigen Boden für die Volksernährung so viel als nur irgend möglich herausgeholt werden kann. Nötigenfalls muß eben zur Enteignung der betreffenden Grundstücke geschritten werden. Einen Schritt auf dem Wege, der gegangen werden muß, zeigt uns eine leider wenig bemerkte kaiserliche Verordnung für Elsaß-Lothringen vom 30. März 1915.

„Wenn der Eigentümer (oder sonstige Berechtigte) eines brachliegenden Grundstückes nicht imstande ist oder sich weigert, das Grundstück zur Erzeugung von Nahrungs- oder Futtermitteln auszunutzen, so kann ihm die Nutzung des Grundstückes während des Krieges ohne Entschädigung entzogen und die Nutzung der Gemeinde übertragen werden.

Voraussetzung ist, daß das Grundstück zur Erzeugung von Nahrungs- oder Futtermitteln geeignet ist.“

Mit Hilfe von Bundesrat und Reichstag sollte es doch möglich sein, ein ähnliches Kriegsgesetz für das ganze Reich zu schaffen.

Dr. Sch.

*

Frieden fürs Geschäft

Herr Joseph Jarno, der Leiter des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt, des Lustspieltheaters, im Prater und des Neuen Wiener Stadttheaters hat sich bemüßigt gefühlt, einem Ausfrager gegenüber folgende, für die Gesinnung bestimmter Theaterkreise — nicht nur in Wien — überaus bezeichnende Auskunft über seine Pläne für die Zukunft zu geben:

„Ich habe die Beobachtung gemacht, daß das Publikum endlich im Theater das Richtige sucht: nämlich das Menschliche, Natürliche, Einfache. Meine Absichten für die nächste Saison, nicht Spielzeit (wie patriotisch!): Im Stadttheater ein großer Strindberg-Zyklus, bestehend aus zehn abendfüllenden Dramen. Was ich im Theater in der Josephstadt spielen werde? Ich wünsche — nicht nur im Interesse der Menschheit, sondern auch in meinem Interesse — daß recht bald mit Frankreich ein ehrlicher Friede geschlossen wird! Dann habe ich wieder das Gleichgewicht in meinem Repertoire und kann die vielen Stücke, die ich mir im Frieden um schweres Geld bei den Parisern gesichert habe, loswerden.“

„Bühne und Welt“ bemerkt zu diesem Bekenntnis einer schönen Seele: „Nein, nein, es wird nicht besser werden, wenn gewisse Leute an der Spitze der deutschen Bühnen stehen. Ob Schrifttum oder alte Hosen — alles eins, wenn sich's nur auszahlt!“

*

Nicht zuviel Eifer!

Mit deutscher Gründlichkeit wird jetzt darangegangen, alles Moorland landwirtschaftlichen Zwecken nutzbar zu machen. So sehr dies Unternehmen schon als Gegenmaßregel gegen den englischen „Aushungerungsplan“ allen Lobes wert ist, so erheben sich doch gewisse gewichtige Bedenken gegen ein gar zu gründliches oder übereiltes Vorgehen. Solche macht O. Junger in den „Blättern für Naturschutz“ geltend. Einer-

seits wird die Eigenart und Schönheit der Heimat einer Verödung und Eintönigkeit weichen müssen. Denn durch eine allzu gründliche Moorvertilgung wird der dort heimischen Tier- und Pflanzenwelt die notwendige Wasser- und Feuchtigkeitsmenge entzogen. Andererseits führt die Hinaustreibung des Wassers aus dem Lande, die immer zunehmende Wasserverarmung zu einer volkswirtschaftlichen Schädigung von ungeahnter Tragweite. Die an feuchten Boden gewohnten Pflanzen werden infolge der Trockenheit von einer unfruchtbaren Steppenfauna verdrängt. Bedenklich ist der Einfluß der Trockenlegung der Moore auf die Grundwasserverhältnisse. So ist z. B. der niedrige Elbwasserstand, der in den letzten Jahren, namentlich 1904, wiederholt die Elbschiffahrt unmöglich machte, zu einem guten Teil auf die Trockenlegung der norddeutschen Moore zurückzuführen (der kleinen Moore im Thüringer Wald und der großen Moore im Riesengebirge). Eine weitere Gefahr liegt in der Steigerung der durch die fortschreitende Ausrodung der Wiesen und Moore begünstigten Blitzgefahr. Denn die natürlichen Bedingungen eines langsamen, unmerklichen Ausgleichs der Elektrizität des Boden und der Wolken mittels der Grundfeuchtigkeit werden immer seltener. Zweckmäßiger ist es daher, zur Kultivierung sich auf große Ödländereien zu beschränken oder eine intensivere Bewirtschaftung des Ackerlandes einzuleiten. Auf alle Fälle darf die Naturschutzbewegung vor einer übertriebenen Moorkultur nicht haltmachen.

*

„Doktoren" nach dem Heldentod

Der „Wahrheit" wird geschrieben:

„Kürzlich ging durch die hiesigen Blätter die Nachricht, daß die philosophische Fakultät der Berliner Universität eine Ergänzung zu ihren Promotionsbestimmungen getroffen habe, die man als ‚nachahmenswert' bezeichnet. Es handelt sich darum, daß ein Kandidat, der das Doktorexamen bestanden hatte, aber vor der Promotion den Tod auf dem Schlachtfelde erlitt, jetzt noch die Würde eines Doktors der Philosophie und Magisters der freien Künste erhalten solle, ‚um dadurch sein Andenken zu weihen'!

Ich halte dies nun in diesem Falle für eine durchaus banale und übel angebrachte Förmlichkeit, denn wenn jemand sich durch seinen Tod fürs Vaterland den höchsten Ruhm erworben hat, so kann man diesen nicht dadurch steigern, daß man seinem Träger ein Titelchen anhängt. Oder glaubt man etwa, daß eines Doktors Tod fürs Vaterland höher bewertet werden muß als der eines nicht promovierten Philologen? Glaubt man etwa, daß die Angehörigen den Tod eines Doktors weniger schmerzlich empfinden werden als den eines nicht promovierten Verwandten? ..."

*

Eine lehrreiche Geschichte

Je nach dem Standpunkt wurde die Dresdner Oper dafür gelobt oder getadelt, daß sie in den Tagen der italienischen Kriegserklärung des Italieners Ermanno Wolf-Ferrari kleine Oper „Susannens Geheimnis" als Neuheit herausgebracht hat. (Daß die Neuheit schon etliche Jahre alt ist — ich habe sie schon längst in Dessau gesehen —, tut ja nichts zur Sache.) Da traten Verteidiger auf den Plan und verkündeten, Ermanno Wolf-Ferrari sei gar kein Italiener, sondern — und hier beginnt nun die in mehrfacher Hinsicht lehrreiche Geschichte.

Ermanno ist in der Tat kein Italiener, sondern 1876 als Sohn des deutschen Malers Heinrich Wolf geboren, der jedem Besucher der Schack-Galerie aus seinen großen Kopien italienischer Meister bekannt ist. Der Vater blieb in Venedig, wo er vor kurzem gestorben ist. Trotzdem er eine Italienerin heiratete, hielt er für seinen Sohn, als die Zeit dazu gekommen war, an deutscher Bildung fest, und so hat Ermanno — das klingt ja unendlich besser, als das deutsche Hermann — seine musikalische Ausbildung in München beim grunddeutschen Rheinberger erhalten. Daß er sich als Komponist dann der italienischen Buffo-

oper zuwandte, ist durchaus kein Zeichen italienischer Veranlagung. Denn die Sehnsucht nach einer Erneuerung der Spieloper ist durchaus deutsch und wurde von den Italienern so wenig geteilt, daß keines der Werke Wolf-Ferraris die italienische Bühne gewinnen konnte, während sie in Deutschland von Anfang an schöne Erfolge hatten. Überhaupt vermochte Wolf-Ferrari in Italien keine musikalische Stellung zu gewinnen,— trotzdem schrieb er seine Opern weiter auf italienische Texte, obwohl er ebensogut Deutsch kann, obwohl nun die Texte erst für die Aufführung übersetzt werden mußten und dabei natürlich künstlerischen Schaden erlitten.

Warum?

Weil ein Italiener eben viel, viel leichter auf die deutsche Opernbühne kommt, als ein Deutscher.

Daß Herr Ermanno Wolf-Ferrari jetzt so ziemlich zwischen zwei Stühlen sitzt, halten boshafte Leute nicht für ganz unverdient. Noch mehr verdienten aber jene Leute, die derartige Zustände in unserm Opernwesen herangezogen haben, daß man ihnen überhaupt den Stuhl vor die Türe setzte.

K. St.

*

Keine Angst vor der französischen Mode!

So dankenswert, ja so notwendig es ist, endlich zu begreifen, daß wir Deutsche nicht alle die reinsten Schwachköpfe, Trottel und Banausen sind, die sich alles, was Kultur, Kunst und Geschmack betrifft, vom Ausland verschreiben müssen — so notwendig es ist, diesen Punkt dermaßen unbarmherzig zu beleuchten, daß nach dem Kriege nur noch die Ungebildeten ihr Heil in der Ausländerei suchen — so wollen wir doch den Ehrgeiz, alles und jedes jetzt im eigenen Land zu erzeugen, nicht übertreiben. Ist es denn wirklich eine solche Ehre für unser Vaterland, ausgerechnet in Sachen der Mode tonangebend zu sein?

Ich möchte Deutschland in dieser zweifelhaften Glorie gar nicht sehen! Um die Mode zu machen, muß man in ihr leben, denn sie ist auch eine strenge Göttin, die keine andere neben sich duldet. Wir sehen es schon im Einzelleben. Eine Frau, die in jeder Minute „auf der Höhe“ ist in Modesachen, wird in Dingen der Kunst und Kultur, der Vornehmheit und Rasse todsicher versagen. Lesen wir die Geschichte der Mode, dann sehen wir auch, wie Frankreich „aufging“ in diesem Interesse, und wie in demselben Grade, wie seine Modeherrschaft wächst, die innere Kultur verödet und verflacht.

Wenn wir heute zuviel von der „deutschen Mode“ erwarten, werden wir möglicherweise morgen enttäuscht sein, empfinden: „Den ‚Chic‘ hat die Französin doch mehr heraus“, sind verwirrt, unverhältnismäßig beschämt, und der Rückschlag ist da!

Wenn wir uns aber von Anfang an sagen: „Französlein, mit euch ist leider nicht mehr viel los. Eure Gloire ist unwiederbringlich dahin, ihr laßt euch von einer Presse, die auf dem niedrigsten Niveau steht, wie Kinder behandeln, und ihr seid auch wie alte, schlecht erzogene Kinder allesamt — aber einen Ruhm wollen wir euch neidlos lassen: in der Mode seid ihr uns voraus“ — dann werden wir, ohne wieder in die lächerliche Abhängigkeit zu verfallen, uns manche Anregung ruhig aus Paris holen können und sie mit überlegenem Geschmack verarbeiten, ohne der Sache eine übertriebene Wichtigkeit beizulegen. Denn bei uns ist steigende Kultur, dort aber atmet sie nur noch in diesem einen Lungenspitzchen, alles andere ist tot.

M. D.

*

Deutsche, gedenket!

. . . Wo blieb sie denn, die vielgepriesene Kultur der Mächte, die allezeit der Erfüllung von Preußen-Deutschlands weltgeschichtlicher Sendung widerstrebt und heute vereint uns überfallen haben aus keinem anderen Grunde, als weil unser Arbeitsfleiß und unsere Arbeitsehre ihnen in die Augen stachen? — fragt Fritz Bley in den „Zeitfragen“: „Neben den zerfetzten Blättern vom Haag liegt Englands geschändete Ehre; alle Greuel der Kosaken sind überboten durch Frankreichs feige Grausamkeiten! Bedurfte es aber wirklich erst

dieses Krieges, um das zu erweisen? Sprachen nicht die Trümmer der Marksburg am Rhein, der Pfalz bei Caub, des Ehrenfels und Drachenfels, der Ebernburg und des Heidelberger Schlosses beredt genug von der feigen Rachsucht geschlagener französischer Mordbrenner? Und wie hat dies Volk, dessen Verfall auf Deutschlands Kunstschaffen im letzten Menschenalter so verderblichen Einfluß ausgeübt hat, im eigenen Lande verwüstend gehaust! Man lese das bei A. Broquelet nach in seinem 1912 bei Garnier Gebrüder in Paris erschienenen Werke ‚Nos Cathédrales!‘ Kein zweites Land der Erde hat durch Jahrhunderte hindurch solches Übermaß von Kirchenschändung und Zerstörung herrlichster Kunstschöpfungen durch das eigene Volk erfahren! Der ganze Verlauf seiner Geschichte ist ein einziger ununterbrochener Grund für die Lehre, daß alle Kultur sich nur in einem freien, zu hoher sittlicher Pflichtauffassung gereiften Volke und nur in der schützenden Kraft eines starken Staatswesens bewahren läßt!

Wir wollen nicht diese von Frevlerhand zerstörten Denkmale großer Vergangenheit neu erbauen. Aber die gewaltige Sprache ihrer ehrwürdigen Steine soll uns im Vereine mit den Tatsachen dieses Krieges eindringlich daran mahnen, uns der Kräfte bewußt zu bleiben, die Deutschland aus tiefster Schmach zur Höhe emporgeführt haben! Gegen die Tatkraft der Habsucht, wie sie Großbritanniens Politik seit den Tagen der Elisabeth und ihrer Handelsabenteurer kennzeichnet, bietet kein Völkerrecht Schutz; denn dem gerechtesten Spruche würde der Vollstrecker fehlen. Mit der Ausweisung der Hansen hat 1579 der Krieg begonnen, den wir jetzt zu Ende kämpfen müssen: für uns alle und jene, die nach den Hansen durch England von den Meeren verwiesen sind, Spanier, Dänen und Skandinaven, allen voran die Niederländer! Aus den Trümmern dieses Völkerringens mag ein neues Völkerrecht erblühen. Aber klar bleiben muß die Welt sich darüber, daß seine Durchsetzung nur von einer hoch über dem Streite stehenden Persönlichkeit zu erwarten steht. Ganz gewiß nicht von dem Präsidenten eines Freistaates, der bei allen noch so philosophischen Neigungen doch immer ein Spielball jener habsüchtigen Wünsche bleibt, die auf den Alleinhandel und die Alleinherrschaft zur See gerichtet sind. Insbesondere gilt das von Amerika, durch das noch immer nach Charles Dilkes Worte ‚England zu der Welt spricht‘. Und diese Sprache ist, wie die trotz aller Verwahrungen des arbeitenden Volkes fortgesetzten Kriegslieferungen beweisen, auch in Amerika noch immer die Sprache des älteren Pitt: ‚Dem Alleinhandel, der Alleinherrschaft zur See zu entsagen und nicht mehr sein, ist für uns dasselbe. Wenn wir auch nur für eine Stunde ehrlich sind, so sind wir für die Ewigkeit verloren.‘ Nein, dies höchste und schönste aller Menschenrechte, Gutachter der Welt, Schirmherr des Friedens und Hort der Meeresfreiheit zu sein, kann nur einem deutschen Kaiser zustehen, der es aus jenem Pflichtgefühl schöpft, das aus der Vermählung hohenzollernscher Überlieferung und deutscher Gesamtbildung geboren ist! . . .“

*

Eine zeitgemäße Fabel Lessings

Sie heißt „Die Wespen“ und lautet:
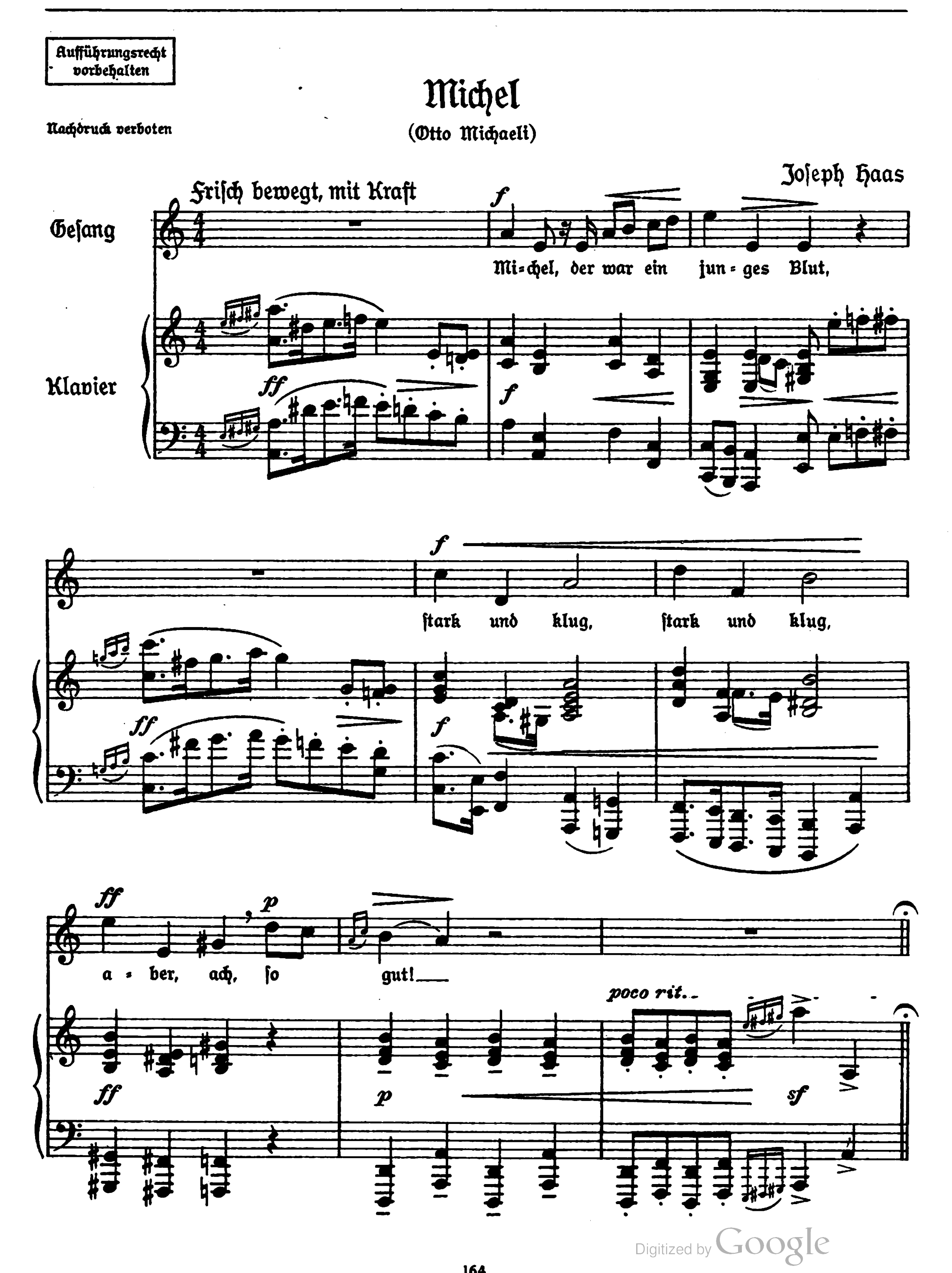
„Fäulnis und Verwesung zerstörten das stolze Gebäu eines kriegerischen Rosses, das unter seinem kühnen Reiter erschossen worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirksame Natur zu dem Leben des andern. Und so floh auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeißten Aase hervor. ‚O,‘ riefen die Wespen, ‚was für eines göttlichen Ursprungs sind wir! Das prächtige Roß, der Liebling Neptuns, ist unser Erzeuger!‘ Diese seltsame Prahlerei hörte der aufmerksame Fabeldichter und dachte an die heutigen Italiener, die sich nichts Geringeres als Abkömmlinge der alten, unsterblichen Römer zu sein einbilden, weil sie auf ihren Gräbern geboren worden.“
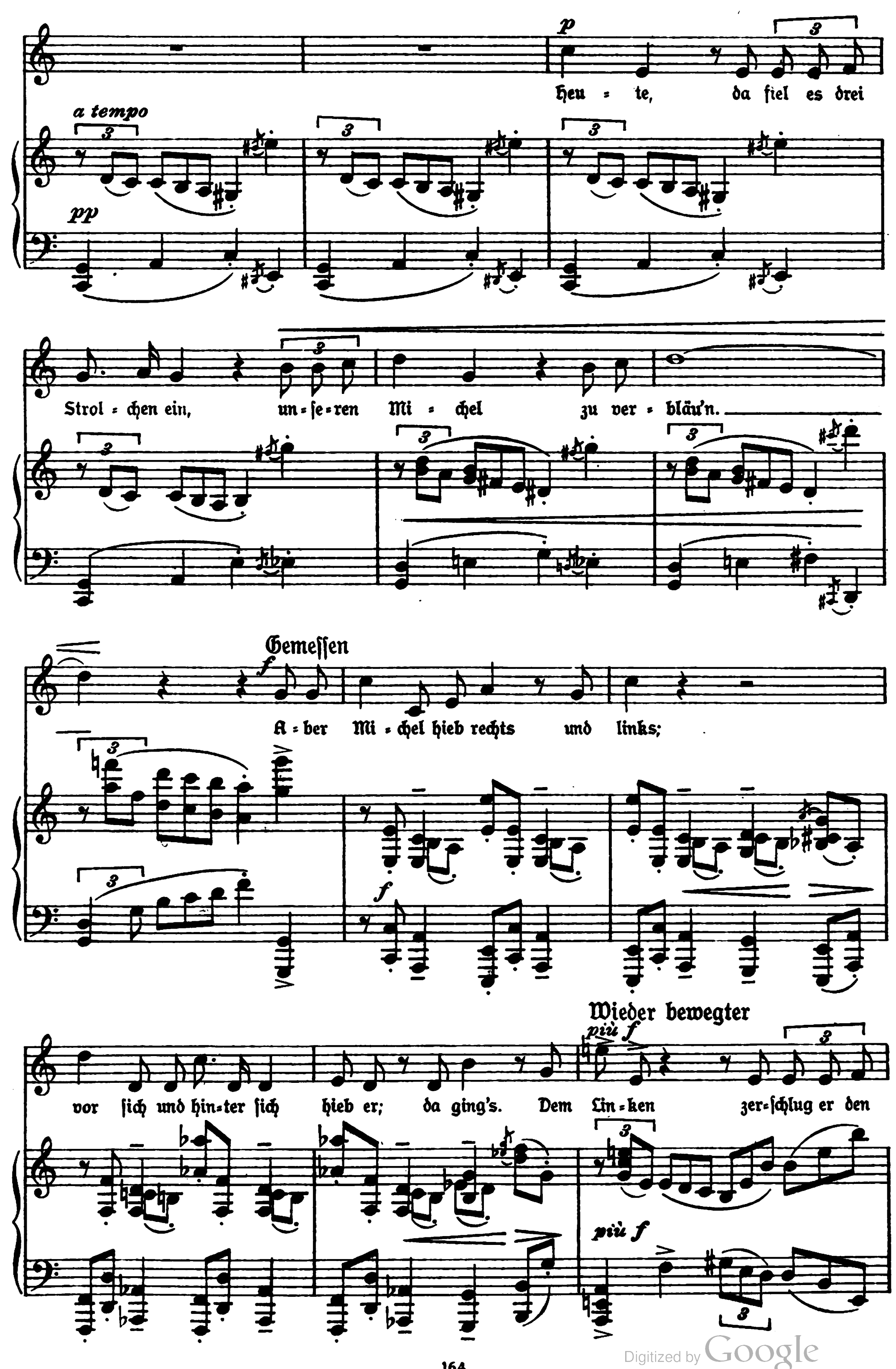
Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart
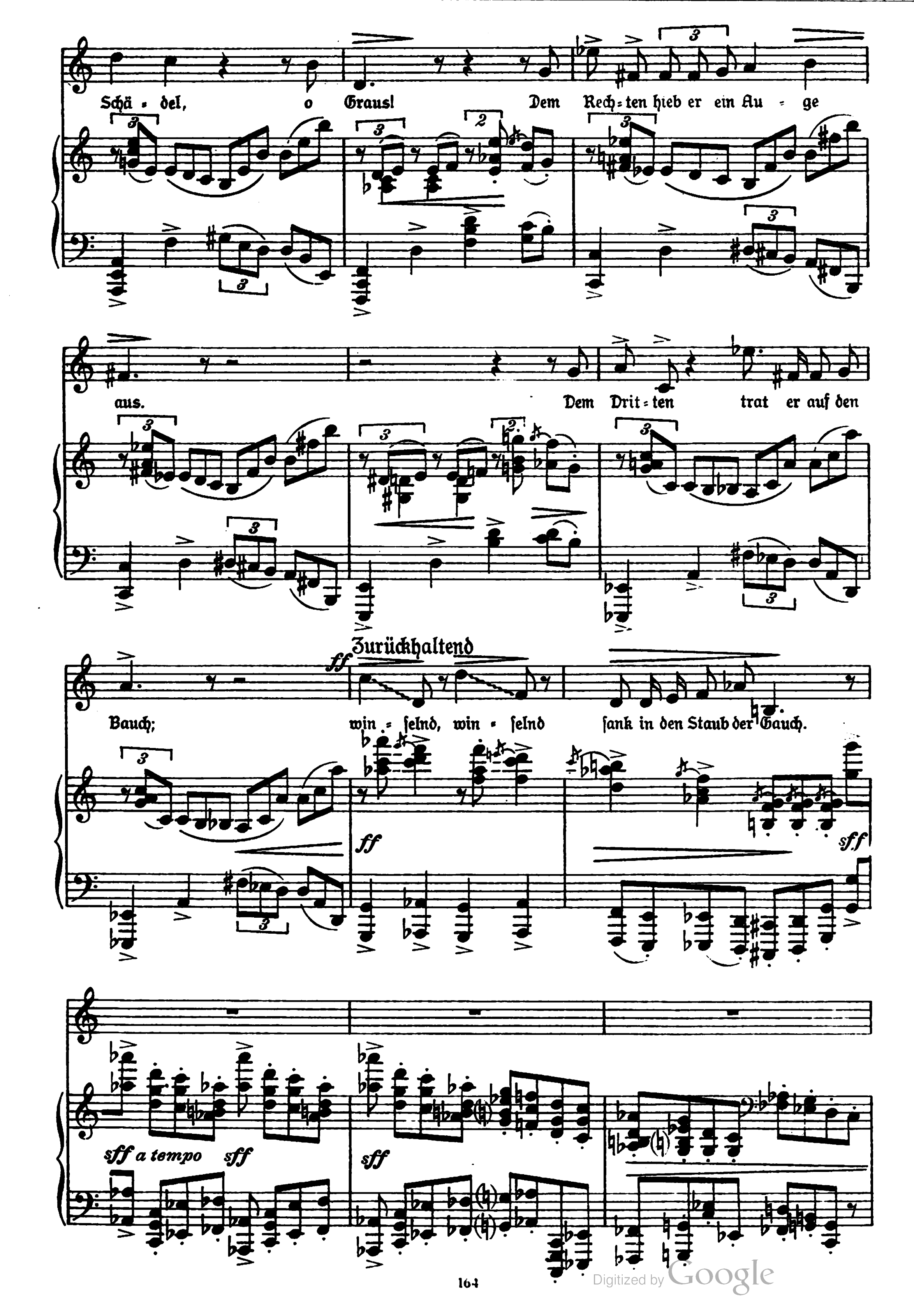
Der Türmer
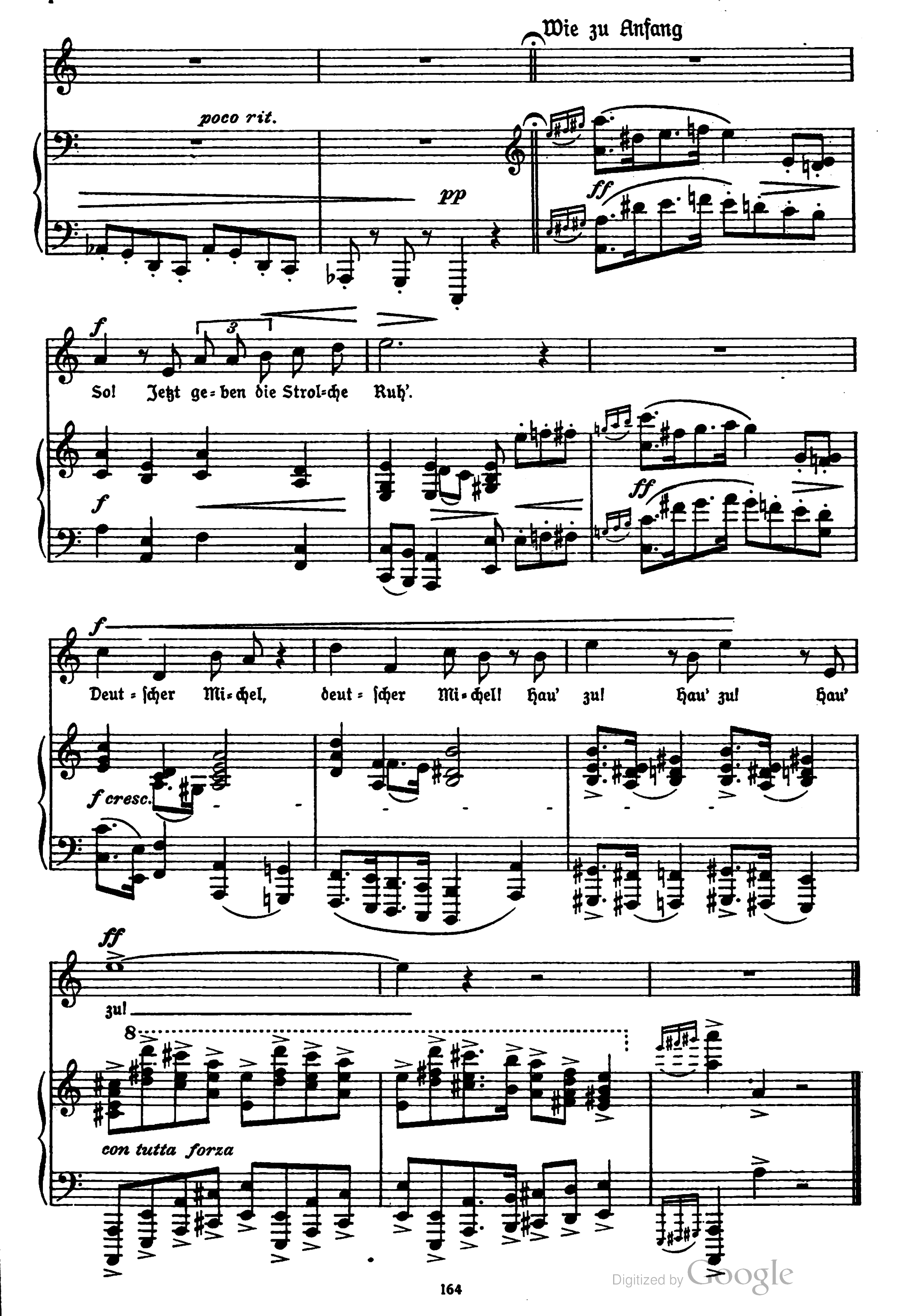
Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 19 1. Juliheft 1915




a tempo
p
pp
Heu - te, da fiel es drei
Strol - chen ein, un - se - ren Mi - chel zu ver - bläu'n.
Gemessen
f
A - ber Mi - chel hieb rechts und links;
vor sich und hin - ter sich hieb er; da ging's. Dem Lin - ken zer - schlug er den
Wieder bewegter
più f


Schä - del, o Graus! Dem Rech - ten hieb er ein Au - ge
aus. Dem Drit - ten trat er auf den
Bauch;
Zurückhaltend
ff
win - selnd, win - selnd sank in den Staub der Gauch.
ff
sff
sff a tempo
sff
sff


Wie zu Anfang
poco rit.
pp
ff
f
So! Jetzt ge = ben die Strol = che Ruh'.
f
ff
f
Deut = scher Mi = chel, deut = scher Mi = chel! Hau' zu! Hau' zu! Hau'
f cresc.
ff
zu!
8
con tutta forza


Carlos Tips. 1915
MORGENROT



[illegible] Zweites Juliheft 1915 Heft 20

Deutsche Sorgen

Von Marie Diers

Der liebe Gott paßt schon auf, daß seine Bäume nicht in den Himmel wachsen.

So hat er unserm deutschen Volk ein gutes, ritterliches Schwert in die Hand gegeben, wie keine andere Nation es führt, und er gab [illegible] Waffen seinen Segen mit auf den blutigen Gang, daß die draußen mit [illegible] ihren Millionen und Abermillionen, Banditen und Negern, nichts [illegible] und jeder neue Helfer gleich wieder nach einem Helfershelfer schreit.

> Und ob die Welt voll Teufel wär'
> Und wollt' uns gar verschlingen,
> Doch fürchten wir uns nicht so sehr,
> Es muß uns doch gelingen!

Und es meinten wir schon, uns müsse die Brust zerspringen vor Stolz, und [illegible] Bäume wären wirklich bald am Himmel.

[illegible] nein. An den Wurzeln unsrer stolzen Bäume nagen Mäuslein von aller[illegible] [illegible] armseliges Gezücht nur, das ein richtiger Kriegsmann und Held mit [illegible] Tritt seines Reiterstiefels zerstampfen könnte. Aber wenn er das Getier [illegible] sieht oder es nicht der Mühe wert hält, um seinetwillen einen Schritt zu [illegible] nagt es in aller Stille weiter und weiter — bis oben in dem Wipfel ein.



Beilage zum Türmer



XVII. Jahrg. Zweites Juliheft 1915 Heft 20

Deutsche Sorgen

Von Marie Diers

Der liebe Gott paßt schon auf, daß seine Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Da hat er unserm deutschen Volk ein gutes, ritterliches Schwert in die Hand gegeben, wie keine andre Nation es führt, und er gab unsern Waffen seinen Segen mit auf den blutigen Gang, daß die draußen mitsamt allen ihren Millionen und Abermillionen, Banditen und Negern, nichts ausrichten und jeder neue Helfer gleich wieder nach einem Helfershelfer schreit.

Und ob die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
Doch fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen!

Und da meinten wir schon, uns müsse die Brust zerspringen vor Stolz, und unsre Bäume wären wirklich bald am Himmel.

Ach nein. An den Wurzeln unsrer stolzen Bäume nagen Mäuslein von allerlei Art. Armseliges Gezücht nur, das ein richtiger Kriegsmann und Held mit einem Tritt seines Reiterstiefels zerstampfen könnte. Aber wenn er das Getier nicht sieht oder es nicht der Mühe wert hält, um seinetwillen einen Schritt zu tun, da nagt es in aller Stille weiter und weiter — bis oben in dem Wipfel ein

leises, unheimliches Rascheln anhebt, obwohl kein Wind von außen weht, bis ein Zittern und Schwanken den stolzen Stamm erfaßt — und dann —

Dann, wenn es erst so weit ist, dann helfe dir Gott, mein herrliches, betrogenes Vaterland!

Die Bäume wachsen nicht in den Himmel. Es ist ein altes Sprichwort:

Gute Soldaten, schlechte Diplomaten.

Oder umgekehrt:

Gute Diplomaten, schlechte Soldaten.

Das bewährt sich in diesem Kriege! Der Erbfehler der Deutschen, der schon Blücher das Herz schwer gemacht hat, meldet sich bereits dunkel in der Tiefe der Geschehnisse, in der Ahnung des Kommenden.

Es sitzen zwei verhängnisvolle Anlagen dem Deutschen im Blut: ein unstillbarer Hang zu objektivieren, alle Dinge in ein intellektuelles, gelehrtes und, wie er sich einredet, „gerechtes" Verhältnis zu sich zu bringen — und eine weichmütige und meist noch dazu falsch gerichtete Sentimentalität.

Beides entspringt einer Grundlage, die nur im deutschen Wesen möglich ist.

Nun hat es sich bei uns schon eingebürgert, und grade bei denen am meisten, die in diesen beiden Fehlern leben und weben, nur mit einem tiefen Seufzer, wie etwas Betrübliches, jeden Hinweis auf eine Nationaleigentümlichkeit zu bestätigen: „Ach ja, das ist wieder mal echt deutsch!" Und wenn es deutsch ist, liebe Tadler, so kam es aus gutem, tüchtigem Untergrund. Sollen wir lieber etwas „echt Englisches" in uns haben? Danken wir Gott, daß auch unsre Fehler „echt deutsch" sind. Im edlen Boden wächst auch das Unkraut schneller als im geringen.

Dieser Hang, durchaus objektiv sein zu wollen, ist ein in falsche Bahn geratenes Ehrgefühl, wenn es echt ist. So bang und ängstlich sieht uns bisweilen dies mißleitete edle Gefühl ins Gesicht. „Ja aber, wie ist denn das? wir sollen doch unsre Feinde lieben? Wie dürfen wir jubeln, wenn viele von ihnen den Tod erleiden? wie dürfen wir ihnen Böses wünschen, sie hassen und verachten? Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, haltet die linke Backe auch hin."

Ja, das sind so Sorgen.

Ich habe aber nirgends gelesen: Liebet den Feind eures Vaterlandes. Segnet, die euren Vater begeifern und eure Mutter entehren (denn Vaterland ist uns Vater und Mutter). Haltet den Mördern, die eure Männer erschlugen, auch noch eure Frauenreinheit, eurer Kinder Unschuld hin.

Nein, in der ganzen Bibel fand ich solche Worte nicht. Dagegen herrliche, starke, gotterfüllte Haß- und Zornlieder in den Psalmen. Es ist nicht geboten, eine feine, abgeklärte und weltentsagende Persönlichkeitskultur mit Volksrecht, mit gesunder, strahlender Volkskraft und Größe zu verwechseln.

Aber ein andres Bild ergeben die „Bescheidenen", wie sie vor dem Kriege allen großstädtischen Tees schon ihren Stempel gaben. „Ach, das haben sie in England ja viel besser, das können wir ja gar nicht so." „Die Literatur machen wir ja den Franzosen im Leben nicht nach." Damit glauben solche Leute ihre „unabhängige Objektivität" zu erweisen und erweisen nichts als eine jammervolle

Unselbständigkeit, im ersten Fall ein Sich-imponieren-lassen von Äußerlichkeiten, die sie für Kultur halten, im zweiten ein Nachbeten von Schlagwörtern ungebildeter Schreier.

Es ist hiermit jetzt aufgeräumt und wird auch nach dem Kriege kaum in dieser läppischen Art wiederkehren. Aber mit dem Fremdwort „objektiv" arbeiten die Leute immer noch gar zu gern.

„Wenn Sie objektiv sein wollen, müssen Sie doch zugeben, daß ..." und nun folgt eine Aufzählung ausländischer Tugenden und deutscher Unvollkommenheiten, und der deutsche Durchschnittsphilister fällt unbedingt darauf herein. Mit dem Worte „objektiv" (Peitsche und Bonbon zugleich) kann man ihn zu jeder, aber auch zu jeder Verrenkung bringen. Er würde sich lieber alle möglichen Sünden und Schanden zusprechen, lieber seinen Patriotismus anzweifeln lassen als seine Objektivität.

Für die deutsche Veranlagung, die einen unzerstörbaren Kern von Ehrlichkeit und Gerechtigkeit in sich trägt, hat dies Wort allerdings einen Zauber, der schwer abzuschütteln ist. Wir können uns auch nie die romanische Subjektivität der Franzosen und Italiener aneignen, denn eine reife, starke Nation kann nicht plötzlich zu einem Haufen läppischer Kinder werden. Die Naturanlage an sich, der Gerechtigkeitssinn gehört ebenso wie der Idealismus zu den Geheimnissen unsrer Kraft, die uns kein andres Volk nachmacht. Denn wie das Geistige letzten Endes immer über das Ungeistige triumphiert (der Mensch trotz seiner äußeren Unterlegenheit über das Tier), so triumphiert auch jetzt und wird es in Zukunft noch viel ausdrücklicher, die von geistigen und sittlichen Bestandteilen durchsetzte deutsche Nation über die andern, denen die idealen Kräfte fehlen, oder die sie im Laufe der Geschichte verloren haben.

Aber darum, weil die Grundlage gut und tüchtig ist, uns unsre dauernde Überlegenheit sichert, darum braucht noch nicht alles, was auf dieser Grundlage wächst, unantastbar zu sein. Ja, es kann sich sogar zu einem Unkraut, einem Giftgewächs entwickeln.

Der Hang zu objektivieren und die Sentimentalität — diese beiden Fehlwüchse sind die besten Zeichen dafür, daß eine kräftige Erziehung des Verstandes und Gemütes fehlte, durch die erst diese Anlagen wertvoll und brauchbar gemacht werden würden. Diese beiden Auswüchse scheinen sich gegenseitig auszuschließen. Objektivität ist Sache des Intellekts, wie uns beständig versichert wird, und sie ist Feindin jedes „Gefühls". Sentimentalität aber ist Gefühl und beargwöhnt den Verstand. — So müßte es sein, so ist es aber nicht.

Was uns als Objektivität vorgesetzt wird, ist eine verschwommene, unlogische und auf Halbbildung beruhende Tüftelei, die an dem Feinde „Vorzüge" entdecken und das eigene Volk mit erhabener Miene tadeln möchte. Das ist sehr billig und gibt ein gelehrtes Aussehn.

In Wirklichkeit liegt schon in der Anmaßung, „objektiv" zu sein, eine ziemlich grobe Unwissenheit von den Elementarkenntnissen der allerpopulärsten Philosophie.

Es hat hier nämlich schon der Herrgott einen Riegel vorgeschoben. Menschlein, nehmt die Nasen weg! Hier habt ihr nichts zu schnüffeln. Ach ja, wie tief stecken auch die Weisesten aller Objektiven noch mit den eignen Füßen im Sumpf-

boden des ewig Schwankenden, des ewig Ungewissen! Ihnen selber tanzen alle Begriffe durcheinander. Und Worte sind immer der Wahrheit Feind gewesen. Wo ist die Wahrheit? wer legt sie fest, so fest, daß sie auf jeden Einzelbegriff, jede Einzelfrage die rechte Antwort gibt?

„Es irrt der Mensch, solang er strebt." Wir alle nähern uns dem verhüllten Bilde der ewigen Wahrheit nur. Aber immer wieder verdunkeln es uns — die Worte. Manch Kindlein hat in seiner träumenden Unschuld näher an der heiligen Pforte gestanden, als die „Objektiven" alle zusammen.

Aber die Objektiven wissen einen Einwand. „Grade weil alles schwankt, kein Begriff für alle Menschen und alle Umstände gleich ist und festzustellen ist, darum dürfen wir uns keine Verurteilung fremder Art, die wir an unserm Wohlgefallen messen, erlauben. Darum bleiben wir bei der Anerkennung fremder Vorzüge."

Gut, wenn das eurem Geschmack so liegt, ist nicht darüber zu streiten. Aber deckt diese zweifelhafte Methode nur ja nicht mit dem Zauberwort „Objektivität". Das ist Mißbrauch und Prahlerei, nicht anders, als wenn ein Bierphilister auf der Tischplatte mit seinem bierfeuchten Finger „Strategie" macht.

Es ist auch in der Tat keine Sache des Verstandes, des Intellekts, die hier betrieben wird. Denn die Bemühungen derer, die sich „die Intellektuellen" nennen und z. B. in der Morgenausgabe des 14. Juni vom „Berliner Lokalanzeiger" unter dem Titel „Zeitgemäße Betrachtungen" den amerikanischen Munitionslieferungen und dem englischen Hungerplan eine Verbeugung machen, jene gerechtfertigt, diese als durchaus keine Gemeinheit erklären und tatsächlich den Vergleich mit einer belagerten Stadt heranziehen, diese Art schmählicher Versuche enden ja unweigerlich in einem Bankerott dieses Intellekts selbst. Denn sie lohnen an sich nicht die Widerlegung, so leicht ist diese. Solche Pseudo-Objektivität hat wenig mit der strengen Logik dieser unerreichbaren Göttin gemein, sondern sie ist ein sanftes Hinübergleiten in die hilfloseste Sentimentalität, in eine Gefühlspolitik mit umgekehrter Richtung.

Die verstandesstolzen Objektiven machen durchaus in Sentimentalität zugunsten der Franzosen, Belgier usw., und die Sentimentalen hängen sich das intellektuelle Mäntelchen um.

Dies sind die unechten Sentimentalen, die ihre Rechnung dabei suchen. Aber auch die echten, die allen Ernstes um die Opfer der „Lusitania" weinen, statt ihre ganze Gefühlskraft unverzettelt zu bewahren für die heiligen Opfer des Vaterlandes, auch diese sind Mäuslein, die an den Wurzeln nagen, die man vom Stamm fortscheuchen soll. Denn ihre Jammermiene steckt an. Ein paar solcher „klagender Damen" machen sofort mehr. Groß ist überall auf Erden die Unselbständigkeit. Das Gefühl wird verwirrt, der klare Blick verschleiert und schief gestellt, der große N a t i o n a l w i l l e, d i e e i n z i g e K r a f t, die uns durch die schwarzen Wasser dieser Zeit, durch die lodernden Flammen trägt, wird heimlich, ganz heimlich und unversehens geschwächt und abgeleitet.

Vielen Männern aber, die zu Hause blieben und jetzt die Feder führen statt des Schwertes, vielen von ihnen muß hier eine Frau sagen, daß sie für das Gefühl jeder richtigen Soldatenmutter ihr Gewerbe schwächlich betreiben. Wir

Frauen wollen auch im Innern **Männer** sehen und keinen Mischmasch von Objektivität und Sentimentalität. Glaubt ihr, es hätte uns gefreut oder wir hätten euch dafür gedankt, daß ihr uns den „Fall Spitteler“ mit so viel jammernden Tiraden vorsetztet? Glaubt ihr wirklich, der ganze Spitteler von oben bis unten ist uns jetzt eine halbe Minute Zeit wert? „In einer Fußnote mit einem Fußtritt erledigen“, schrieb ein nationales Blatt. Es schrieb es nur zu spät. Eine Mutter, die ihre Jungen draußen hat und die schon weiß, wie die Tage aussehen, an denen die schwarze Wolke sich senkt, die versteht das Bitterste und das Weichste, den schneidigsten Todesgang der geliebten Jungen, die versteht ein kräftig Wörtlein von Haß und Vergeltung, aber dies „Geseire“ um eine Handvoll Ästheten versteht sie nicht. Und sie versteht auch nicht, wie man deutsche Verleger von der Art eines Avenarius und Eugen Diederichs, die den Feinden des Vaterlandes weinend und lobpreisend nachlaufen, noch „hochschätzt“ und ihr Verhalten wehmütig „bedauert“.

Es scheint, daß, was an Männlichkeit in Deutschland ist, draußen steht und da seine Pflicht tut und Deutschlands Ehre vertritt bis zum letzten Hauch. Aber was wir hier zu Hause vielfach noch an „Männern“ erleben, das ist eine Schwäche und Weichlichkeit, vor der keine Soldatenmutter, die weiß, wie Männer sind, Achtung haben kann.

Deutsche Sorgen!

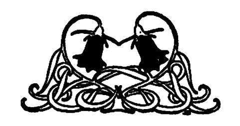
Ja, daß die Welt voll Teufel ist, das kümmert uns nicht. Unsre Krieger schlagen sie heraus, die weißen, die gelben, die schwarzen. Hie gut Schwert und Hindenburg! Hie Mackensen! Hie unser Eisenkordon im Westen und unsre Kühnen von der See! Und hie unsre innere Volkskraft und Gesundheit. Das stille Heldentum unsrer Frauen, unsrer jungen Witwen, unsrer beraubten Mütter. Jahrhunderte noch werden singen und sagen von dieser Zeit, da Deutschlands Ehre aus Blut und Feuermeer herausstieg in goldnem Glanz. Jahrhunderte noch werden knien und beten an dieser geheiligten Stätte.

Möge dann auch keine Erinnerung mehr reden von dem Gezücht, das im Dunkeln huschte und dann jäh durch den hellen Sonnenglanz sprang. —



Weltsegen · Von Peter Rosegger

Gütig und treu,
Fröhlich und frei,
Rein und gerecht,
Niemandes Herr,
Niemandes Knecht.



Das Mittel und der Krieg

Von Hermann Kienzl

Man sah Fräulein Gerta von R. schon seit Wochen nicht. Man vermißte sie als einen notwendigen Teil des Ganzen. Weil mancher gewöhnt ist, Gurkensalat nur mit Pfeffer zu essen.

Fräulein Gerta von R. war eine Zierpflanze auf dem Mistbeete des vornehmen Müßiggangs. Ein Nimbus von Niedertracht umstrahlte ihre hochwüchsige, trotz allzu starker Ausladung der Formen immer noch elegante Erscheinung. Schicker Schuh und Handschuh, in der moralischen Wage der Welt wiegen sie schwerer als ein unschickliches Gemüt. Gesellen sich zu dem Gutgewicht noch der „tadellose" Name und die Allüre unbegründeten Hochmuts, so ist die gesellschaftliche Stellung einer solchen Dame wohlgeschützt. Unvergleichlich, wie Fräulein Gerta von R. die arbeitende, schwitzende Menschheit zu verachten verstand! Unnachahmlich, wie sie, in neuer Frauenzeit eine ahnungslose Pagode des höfischen Damendienstes, dem zur Knechtschaft geborenen Männergeschlecht Sottisen ins Gesicht schleuderte! Nur war's im Grunde auch hier ein natürlicher Vorgang: je weniger sich, im Laufe der Jahre, die Ritter zum Minnedienst geneigt zeigten, desto höhnischer gebärdete sich der Abscheu des gnädigen Fräuleins vor dem „schmutzigen Manne".

Was brauchen wir Hogarths Pinsel! Genügt doch, zu wissen: es fand sich nie ein Werber. Jugend, Schönheit, Name, die glänzendsten Beziehungen und ein niedliches Bankkonto erwiesen sich schwächer als die Furcht. Die verwegensten Petrucchios, hatten sie eine Weile die Atmosphäre der Dame geatmet, so machten sie ein großes Kreuz und schlugen sich in die Büsche. „Gott behüte mein Haus und meine ungeborenen Kinder!"

Denn Fräulein Gerta von R. hatte eine Zunge. In knospender Jugend stand es ihr recht neckisch, daß das Zünglein lispelte. Später hörte sich's an wie das Geräusch der Guillotine. Gewohnheitsmäßig schnitt diese Zunge Ehren entzwei. Die Dame hatte keine andere Beschäftigung. Stolz war sie auf ihr Messer im Munde, stolz auf ihr kastanienbraunes Haar! Dieses edle Braun! Wohl zu begreifen, daß es einer der geistvollen Lieblingsscherze des Fräuleins von R. war, weiße Haare zu verhöhnen. Wäre ihre eigene Mutter in die Jahre gekommen, Gertachen würde ihr das giftige „Alte Hexe" nicht vorenthalten haben.

Nun war Fräulein von R. aus den Zirkeln ihrer harmlosen Berufstätigkeit plötzlich verschwunden. Erkrankt? Verreist? Nein doch! Man lud sie ein, und sie antwortete, lehnte ab mit diesem und jenem Vorwand. Ein Rätsel! Ein Mysterium!

Regierungsassessor von D. machte beim Fünfuhrtee den taktlosen Scherz, das gnädige Fräulein sei als freiwillige Krankenpflegerin in einem Lazarett tätig. Ein Schmunzeln, ein Kichern, ein schallendes Gelächter folgte. Die! Sie hätte einem Ertrinkenden nicht vom sicheren Ufer aus die Hand gereicht, aus Scheu, ihre weißen Finger zu besudeln!

Was war geschehen? Der Krieg war ausgebrochen. Der grauenvolle Weltkrieg. Furchtbar für viele, am furchtbarsten für Gerta von R.!

Denn — das Mittel kam nicht mehr durch! Stand eine eiserne Mauer zwischen Deutschland und Frankreich. O Paris! Paris! Kein Patriotenherz brannte so nach dem Einzug der Truppen, wie das des Fräuleins von R.! O Paris, Paris! Dort, nur dort war es zu holen: das Mittel!

Das war die Schicksalsstunde, in der die Friseuse die Achseln zuckte: „Kein Vorrat mehr vorhanden, es ist nirgends zu bekommen.“ — Kriemhilde, als man ihr Siegfrieds Leiche brachte, konnte nicht blasser geworden sein, als Gerta von R.! Nun begann ein immer neues Durchsuchen der Arsenale von Apotheken und Parfümerien, ein rastloses Mühen mit Aufbrauch aller seelischen und leiblichen Kräfte. Vergeblich! Dort vorne an der Stirne und an den Schläfen, dort sproßte es nach wenigen Stunden neu hervor: grau, grau, grau.

„Die elenden Deutschen!“ so rief Verzweiflung mit fletschenden Zähnen, „Die Stümper! Lügen die verdammten Zeitungen von deutscher Wissenschaft und Technik. Weil die armen Fatzkes ein paar Luftschiffe und Unterseeboote und solches Zeug zustande brachten! Aber die Schweinerei der deutschen Haarfärbemittel! Keines, das Farbe hält, das bis zu den Wurzeln geht! Pfui!“

Es raste die Bedauernswerte. Dann erlosch der Zorn, und es quoll der Segen eines milden Herzens: die Träne.

Wochen vergingen, Wochen des erbitterten Kampfes mit der Tücke des Objekts. Endlich warf Fräulein Gerta von R. die sämtlichen Flaschen und Fläschchen der bestürzten Haarkünstlerin an den Kopf. Eher, so rief sie, eher als daß sie gesprenkelt, als daß sie scheckig in den Salons auftauchte, eher noch wolle sie Krankenpflegerin (mit der Haube) werden! Das tat sie jedoch nicht. Sie verließ Berlin und zog in ein neutrales Land. Verließ das Barbarenreich, wo die Menschen wie die Tiere leben ...



Auf dem Kinderfriedhof · Von Hans Schmidt

Die Rotdornhecke leuchtet im Abendschein,
Goldenes Flimmern schmückt Hügel und Leichenstein.
Durch dunkle Blätter zum Grase — welk und fahl —
Geistert ein zitternder, spielender Sonnenstrahl.

Ein weißer Falter, lautlos und gar geschwind,
Fliegt von Hügel zu Hügel, fliegt von Kind zu Kind.
Als hätte er allen noch Gute Nacht zu sagen,
Allen ein Schmeichelwort zuzutragen.

Über den roten Geranien kniet weiß aus leuchtendem Stein
Und betet das Abendgebet ein winziges Engelein.
Schweigend am Wege die schwarzen Zypressen stehn.
Mein liebes Kind, wie schläfst du hier still und schön!



Die Hintermänner von Serajewo
Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Houston Stewart Chamberlain lenkt in seinen kristallklaren, feingeschliffenen „Neuen Kriegsaufsätzen“ (München, F. Bruckmann A.-G.), die sich würdig der ersten Reihe seiner „Kriegsaufsätze“ anschließen und eigentlich, wie diese, von jedem Deutschen gelesen werden sollten, unter anderem die Aufmerksamkeit auf eine höchst auffallende Erscheinung im Gefolge der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gemahlin. Da auch in den jüngsten zahlreichen Erinnerungen zum Jahrestage dieses weltmörderischen Ereignisses die Erscheinung nicht in das ihr gebührende volle Tageslicht gerückt worden ist, so wird sie in der scharfen Durchleuchtung Chamberlains ein ganz besonderes Aussehen gewinnen, Abgründe aufhellen, an die wir nicht glauben mochten, nun aber glauben müssen.

„Man hätte glauben sollen, wenn jetzt die Welt es erfährt, daß österreichische Fürsten und Fürstinnen auf eigenem Grund und Boden von Serben ermordet werden, wenn es sich herausstellt, daß diese Mörder nicht verworfene, hartgesottene Verbrecher waren, auf eigene Faust handelnd, sondern idealistische Jünglinge, verrückt gemacht durch das tolle Geschwätz der ‚Großserben‘, Sendlinge einer Verschwörung, welche aktive serbische Offiziere und aktive serbische Staatsbeamte umfaßt, daß die Bomben aus einem serbischen Militärarsenal stammen, daß ein Major den Betreffenden Schießunterricht erteilte und höhere Grenzbeamte sie über die serbische Grenze nach Bosnien hineinschmuggelten — man hätte glauben sollen, es würde durch ganz Europa eine Welle der Empörung ob dieser unerhörten Schandtat hinrollen. Daß dies nicht geschah, ist höchst bemerkenswert und ist noch zu wenig bemerkt worden. Die fast stumme Hinnahme des Ungeheuerlichen ist das Werk der Presse: der Presse Englands, Frankreichs, Rußlands, Italiens; die Presse, die sonst leicht Geschehnisse auszubeuten pflegt, hat gleich nach der ersten Erregung zu dämpfen begonnen, und in kürzester Zeit war von der Mordtat in Serajewo keine Rede mehr. Es ist nicht anders möglich: das muß auf Befehl und Druck von oben geschehen sein. Unterdessen betrieben die österreichischen Gerichtsbehörden ihre Untersuchung; immer deutlicher stellte es sich dabei heraus, daß nicht die Tat einzelner Individuen vorläge, sondern ein weitverzweigtes serbisches Komplott, dessen Verästelungen bis in die unmittelbare Umgebung des serbischen Kronprinzen führten. Eine einzige unter den einwandfrei — und inzwischen gerichtlich — festgestellten Tatsachen spricht an sich schon Bände: ein ehrlicher Mann in Belgrad hatte von dem grauenhaften Vorhaben Wind bekommen; er eilt zur österreichischen Legation, um zu warnen; es war am Tag vor der Mordtat, sie konnte noch abgewendet werden; doch die Verschwörer hatten überall Augen und verfügten über die Behörden: auf den Stufen, die zur Legation hinaufführen, wurde der Betreffende unter irgendeinem nichtigen Vorwande arretiert und 48 Stunden in Verwahrung gehalten; dann wieder losgelassen — zu spät! Nicht minder bezeichnend ist, daß die gräßliche Mordtat in

ganz Serbien mit Jubel aufgenommen wurde; das österreichisch-ungarische Rotbuch bringt die Berichte aus Belgrad, Üsküb und Nisch; nicht Scham empfanden die Serben, nicht verdammten sie die Tat als Wahnsinn und Verbrechen einzelner Verirrter, sondern die ganze Nation feierte den feigen Mord als eine patriotische Tat. Alles das sind Tatsachen, die man nicht darum vergessen sollte, weil der Krieg sie inzwischen in den Hintergrund gerückt hat. Daraufhin hat nun Österreich peremptorische Forderungen gestellt. Neben solchen, welche die gegen Österreich gerichtete dauernde Agitation betreffen, Unterdrückung von Vereinen usw., gab es namentlich eine, die der Leser beachten muß: Österreich forderte, daß bei dem sofort in Belgrad anzustellenden gerichtlichen Verfahren von ihm ‚zu delegierende‘ Beamte (also österreichische) an der Untersuchung teilnähmen. Österreich hat nicht — wie von Serbien und Rußland behauptet wurde — das Verlangen gestellt, an dem Gerichtsverfahren beteiligt zu sein — was offenbar die Souveränität des Landes aufgehoben hätte —, vielmehr nur (wie es selbst erläutert) ‚an den polizeilichen Vorerhebungen mitzuwirken, welche das Material für die Untersuchung herbeizuschaffen und sicherzustellen haben‘. Was Österreich hiermit verlangte, war genau das gleiche, was Rußland in Paris als eigenes ‚Sicherheitsbureau‘ besitzt, also gewiß keine übertriebene Forderung (siehe Telegramm Berchtolds an Szapáry vom 27. Juli). Man darf nicht übersehen, daß in einem Land wie Serbien die Rechtspflege auf primitivster Stufe steht und die Behörde sich jede Willkür ungestraft erlaubt. Stellte Österreich diese Forderung nicht, so war mit Gewißheit vorauszusehen, daß bei der ganzen Untersuchung rein gar nichts herauskommen würde (was bei früheren, weniger gewichtigen Fällen stets der Fall gewesen war); was stand zu erwarten, wo die Schuldigen so hoch hinaufreichten? Serbien, sonst vielfach nachgiebig, verweigerte kurzweg die Gewährung dieser Forderung. Ehe aber Serbien diese verneinende Antwort abgab, hatte dessen Kronprinz an den Zaren telegraphiert und ihn gebeten, ‚so schnell wie möglich zu Hilfe zu eilen‘, und der Zar hatte geantwortet: ‚Rußland wird unter keinen Umständen Serbien allein lassen.‘ Rußland hat sich also von vornherein auf die Seite der Mörder gestellt: das darf man ebenfalls nie vergessen. Der Zar — genau wie das serbische Volk — hat kein einziges Wort des Abscheus über die Mordtat, kein Wort der Mahnung, daß er die strengste Untersuchung wünsche, nur das Eine: Ich stehe zu euch Meuchelmördern. Und nun beachte man das Telegramm des deutschen Botschafters in Petersburg an den Reichskanzler vom 24. Juli 1914, gleich nach seiner allerersten Besprechung mit Ssasonow über die österreichischen Forderungen: ‚Der Minister erging sich gegen Österreich-Ungarn in maßlosen Anklagen und war sehr erregt. Auf das bestimmteste erklärte er: daß die serbisch-österreichische Differenz zwischen den Beteiligten allein ausgetragen werde, könne Rußland unmöglich zulassen.‘ Ist das nicht sehr auffallend? Zum Handwerk des Diplomaten gehört in erster Reihe die Selbstbeherrschung, die Undurchdringlichkeit; wozu und warum diese Erregung, diese Maßlosigkeit, diese stürmische Einmengung in eine Sache, deren volle Aufklärung jedem anständigen Menschen hätte am Herzen liegen sollen? Hier hat sich der russische Minister verraten — hier und an einem anderen Orte, wo er

gerade den Punkt hervorhebt, den ich vorhin betonte, die Forderung Österreichs, an den polizeilichen Vorerhebungen beteiligt zu sein. Und zwar fällt das dem aufmerksam Beobachtenden um so mehr auf, als gerade Ssasonow vom Beginn an und im ganzen Verlauf der folgenden Tage einen wirklichen Wunsch nach Frieden, eine Hoffnung auf Frieden kundgibt, die sehr auffallen als Gegensatz zu den Franzosen, die vom ersten Tage an in die Kriegstrompete blasen und stets jeden Schritt von sich weisen, der eine Entspannung erhoffen lassen könnte, auch im Gegensatz zu dem unaufrichtigen, schwankenden Verhalten der Engländer, die zuerst selbst gern abseits geblieben wären, aber alles tun, damit sich die anderen in die Haare geraten. Ssasonow — mögen seine Gründe gewesen sein, welche sie wollen, ich kenne sie nicht — hätte aufrichtig gern den Krieg vermieden; den Eindruck gewinnt man aus dem gesamten Depeschenwechsel; bis zum letzten Augenblick — eigentlich noch darüber hinaus — versucht er, sich mit Österreich zu verständigen; wollte dieses nur die eine Forderung aufgeben — denn darauf bezieht sich offenbar das immer wiederkehrende Wort von der ‚dignité d'un pays indépendant', der Würde eines unabhängigen Staates —, so fände er sich zu jedem Entgegenkommen bereit. Ist das nicht sehr auffallend: sehnlicher Wunsch nach Frieden, und doch lieber Weltkrieg, als daß Österreicher an den ‚Vorerhebungen' über den Mord in Serajewo beteiligt seien? Ich meine, die Erklärung liegt nahe bei der Hand: hätten österreichische Beamte an jenen ‚Vorerhebungen' teilgenommen, so hätte sich herausgestellt, daß an allen den jahrelangen Umtrieben gegen Österreich-Ungarn — einschließlich des Mordes — Rußland beteiligt war, teils das offizielle, teils das unoffizielle, das hoch und immer höher bis an des Thrones Stufen heranreicht. Das ist meine feste Überzeugung! Diese dummen Blau- und Rot- und Orange- und Weißbücher, welche die Wahrheit zu Grabe tragen wollen, können auch zu ihrer Enthüllung dienen: ‚il n'est question que d'avoir bonne vue'. Wäre Österreichs Forderung erfüllt worden, wir hätten einmal das ‚heilige Rußland' am Werke erblickt; das durfte um keinen Preis geschehen. Ssasonow — der leidenschaftliche, unvorsichtige und insofern sympathische Mann — hat sich übrigens noch einmal arg verraten; denn in seinem zusammenfassenden ‚Communiqué' vom 2. August erhebt er gegen Österreich die unwahre Anschuldigung, es habe ‚das ganze serbische Volk angeklagt, das Verbrechen von Serajewo begangen zu haben', und dies habe ‚Serbien die Sympathie ganz Europas zugezogen'; das heißt doch die Dinge auf den Kopf stellen! Österreich hat in Wahrheit genau das Gegenteil getan: es hat nicht ein ganzes Volk angeklagt, vielmehr die Auffindung der schuldigen Einzelnen verlangt, und gerade dies hat Rußland nicht zulassen wollen; weswegen wir voraussetzen müssen, es hätten sich bestimmte Persönlichkeiten als die treibenden, hetzenden, zahlenden, Verbrechen ersinnenden, Mörder dingenden erwiesen. Das wußte Ssasonow: daher die Erregung, daher die Maßlosigkeit, daher das leidenschaftliche Eingreifen, um diesen einen Punkt der Forderungen auszulöschen, bei erstaunlicher Nachgiebigkeit in allen andern Beziehungen — erstaunlich nämlich, wenn es sich wirklich um den Ehrenpunkt gehandelt hätte. Nicht Rußlands Ehre war gefährdet, vielmehr drohte die Aufdeckung der Ehrlosigkeit des offiziellen Rußlands."

Das Gegenstück finden wir in England und Frankreich, da sitzen auch die Mitwisser, Mittäter. Meuchelmörder in aller Welt, aus aller Welt werden gedungen. Wer sie nicht dingt, hehlt sie. Die Schatten der Gemordeten, Gemeuchelten gehen um — Bankos Geist! Oh, Shakespeare kannte diese „hohe Politik“! Deutschland kämpft gegen eine Zunft hochgestellter Verbrecher. — Ist nicht dieser ganze Krieg ein versuchter Meuchelmord!



Der junge Reiter · Von Helene Brauer

Ward heut' ein Grab gegraben
Für einen, blond von Haar,
Für einen bleichen Knaben,
Der konnt' so wacker traben,
War eben siebzehn Jahr.

Erst jüngst warf er mit Schmettern
Sein Lehrbuch an die Wand,
Wollt' nicht aufs Pult mehr klettern —
Nun schrieb er rote Lettern
Mit seiner Knabenhand.

Stolz hob er sich im Bügel,
Der Knabe rank und schlank,
Hielt fest die Hand am Zügel,
Weithin schlug goldne Flügel
Sein junger Reitersang.

Die Stirne ohne Beben
Dem Feind er lachend bot,
Sang nicht von Ros' und Reben —
Er wußt' noch nichts vom Leben,
Und ritt schon in den Tod.

Da war's ihm wie von Geigen
Ein süßes Tönen rann . . .
Er sah der Freunde Schweigen,
Sah sie sich gramvoll neigen —
Und lächelte sie an.

Sie schrieben stumm dem Jungen
Am Heidesaum aufs Grab:
„Der du so heiß gerungen,
Der du so hell gesungen,
Schlaf wohl, du blonder Knab'.“



Der Kriegsbankrott unseres Theaters

Von Karl Storck

Daß die meisten unserer Theater den Kriegswinter wirtschaftlich besser überstanden haben, als zu Anfang befürchtet wurde, wird von mancher Seite als ein Zeichen der Gesundheit unserer Theaterverhältnisse gepriesen. Man stellt dabei nicht in Rechnung, unter welchen sozial unwürdigen Verhältnissen zahlreiche Mitwirkende in geringeren Stellungen (Orchestermusiker, Chormitglieder usw.) den Winter haben durchhalten müssen, damit die sogenannten Zugkräfte ihre gerade zu diesen Zeiten unverhältnismäßig hohen Bezüge weiter einstecken konnten.

Aber das soziale Gedeihen des Theaters hängt vom Unterhaltungsbedürfnis ab, und es ist kein Grund einzusehen, weshalb dieses zur Kriegszeit geringer sein sollte. Die Zuhausegebliebenen bedürfen der Ausspannung eigentlich dringender, als sonst; die heimkehrenden verwundeten und erholungsbedürftigen Soldaten stürzen sich nach den wochenlangen Entbehrungen mit einem wahren Heißhunger in alle jene Gelegenheiten hinein, die eine Erhöhung des Daseins sind oder vorgaukeln. Rechnet man hinzu, daß die Behörden die Reinlichkeitsbedürfnisse ausgiebiger befriedigen konnten, als zu Friedenszeiten, so daß eine ganze Menge unwürdiger Unterhaltungsstätten geschlossen wurden, so erklärt sich der verhältnismäßig gute Theaterbesuch leicht.

Um so wichtiger wird die kunstsoziale Seite: Wie hat das Theater das vorhandene Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen gesucht?

Es gibt für das Theater dazu immer zwei Wege, auf denen sich die dramatische Kunst überhaupt scheidet. Das Theater kann Führer sein, „moralische Anstalt“ in jenem höchsten Sinne, daß der Dramatiker an die Seite des Priesters tritt, Künder wird des Sittengesetzes der Zeit, ja der Menschheit überhaupt. Das griechische Trauerspiel hat in seiner Blütezeit nie etwas anderes sein wollen. Es wurde vom Volk darum auch geradezu als Gottesdienst betrachtet und hatte zum Inhalt immer wieder den Mythos. Dieses Drama und das Theater als seine Wohnstätte ist an sich unabhängig von allen zeitlichen Verhältnissen, denn es steht über dem Leben. Die Zeiten können bloß mehr oder weniger günstig für seine Aufnahme sein, und es ist sicher, daß bei der furchtbaren Aufrüttelung alles Seelischen, die dieser Krieg gebracht hat, die Herzen und Sinne von Tausenden Deutscher für eine Theaterkunst weit geöffnet waren, die die höchsten Werte des Menschenlebens, die tiefsten Fragen des Menschendaseins zum Gegenstande hat. Unsere Bühnen haben dieses Bedürfnis mit den ihnen überkommenen Mitteln befriedigt. Die Klassiker sind, wie der Bühnenspielplan ausweist, ziemlich viel gespielt worden, und diese Vorstellungen haben sich eines guten Besuches erfreut. In der Oper hat Richard Wagners Musikdrama überall die gewaltigsten Eindrücke hinterlassen, obwohl die Aufführungen im Laufe der Zeit infolge der starken Abberufungen der Mitglieder, vor allem auch in den Orchestern, meistens nicht die gewohnte Höhe zu behaupten vermochten.

Dagegen hat das deutsche Theater auf dieser ganzen Linie versagt mit neuen Werken. Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, hat man es nicht einmal versucht, die aufs Volkstümliche im höchsten Sinne eingestellte Stimmung auszunutzen für jene zahlreichen Werke in Musikdrama und Schauspiel, die in den letzten Jahrzehnten immer mehr unter der Ungunst des allem bewußt Deutschen gleichgültig, ja geradezu feindlich gegenüberstehenden Theaters zu leiden hatten. Man hat es gar nicht versucht, das Drama großen Stils oder das historische Drama, um das sich auch in den letzten Jahrzehnten trotz aller Ungunst der Bühnenverhältnisse zahlreiche deutsche Talente gemüht haben, jetzt unter den unzweifelhaft günstigen äußeren Verhältnissen zur Aufführung zu bringen. Dabei müssen auch die Gegner dieser literarischen Richtung die Gesamtbedeutung der hier wirkenden Persönlichkeiten so hoch einschätzen, daß es einfach eine sittliche Pflicht des Theaters gegen das Volk ist, ihre Schöpfungen wenigstens zur Kenntnis zu bringen, zumal jetzt der Entschuldigungsgrund fehlt, daß etwas derartiges keine pekuniären Erfolge verspreche. Ein Theater, das derartige elementare Aufgaben nicht erfüllt, erklärt damit seinen eigenen Bankerott. Die gesteigerte Zahl der Klassikeraufführungen ändert an dieser Tatsache gar nichts. Die Zeit verlangt nach der Stimme der Zeitgenossen und hat einen Anspruch darauf. Und wenn unser Theater nicht einfach als ein Warenhaus angesehen werden will, das die Literatur der Vergangenheit bloß führt, weil sie ihm sicheren Absatz verspricht, so hat es die Pflicht, die jener Vergangenheitsliteratur entsprechenden Erzeugnisse der Gegenwart dem Volke anzubieten und mit allen Kräften auf „Lager zu halten“. —

Es gibt aber noch eine andere dramatische Kunst, die ihre Gesetze von der Zeit, vom Publikum erhält. Ist im ersten Fall das Theater ein Tempel, so ist es in diesem die Volkstribüne. Probleme der Zeit, der Gesellschaft erheischen die Behandlung auf der Bühne genau so wie im Roman, wenn diese Theater nicht zu einer Unterhaltungswerkstätte vom Range des Variétés und Zirkus herabsinken soll. In alle Zeitfragen hat der Krieg mit ungeheurer Gewalt eingegriffen, und während das Drama hohen Stils, das die großen Menschheitsfragen behandelt, durch den Krieg im Grunde gar nicht berührt wird, mußten die Verhältnisse für das Zeitdrama durch ihn völlig auf den Kopf gestellt werden. Für uns hat eigentlich heute keine Zeitfrage Spannkraft, außer dem Krieg selbst und den damit verbundenen politischen Problemen. Niemand kann leugnen, daß sich hier zahlreiche Fragen aufgetan haben, die auch am rein Menschlichen so gehaltreich sind, daß gerade der Dichter zu vorderst zu ihrer Lösung oder doch Behandlung berufen erscheint. Man überlege nur, welch fruchtbares Gebiet die Überbrückung der sozialen Gegensätze, die Umwandlung scheinbar fester politischer Grundsätze in ihr Gegenteil, wie sie der Krieg in hunderterlei Abstufungen gebracht, erschlossen hat.

Hier eröffnet sich dem in der Zeit stehenden, sie in ihrem gewaltsamen und gewaltigen Pulsschlag mitlebenden Dichter eine seit Menschenaltern nicht vorhandene Möglichkeit, wieder einmal zum ganzen Volke, nicht bloß zu einzelnen Gesellschaftskreisen zu sprechen. Das ist auch das Drama, das verlangt und ersehnt wurde, wenn man fragte: Wo bleibt das Theater in dieser Zeit? Diese Art dramatischer Werke muß ihrem Wesen nach schnell wachsen. Während der Nieder-

schlag der Kriegserlebnisse ins rein Menschliche und Überzeitliche vielleicht erst dem kommenden Geschlecht dichterisch sich mitteilen kann, ist hier eine Zeitkunst gefordert, deren natürliche Lebensbedingungen im schnellen Schaffen liegen. Ich lasse mir nicht einreden, daß im großen deutschen Volke für diese Art von Zeitkunst sich nur die Gattung der elenden Sensationsmacher vorfinden soll, die allein auf unserem Theater zur Sprache gekommen ist. Ich brauche es nicht beim theoretischen Widerspruch bewenden zu lassen, weil der Gegenbeweis wenigstens mit einem Beispiel erbracht ist. Aber dieser eine Fall genügt, um auch hier zu beweisen, daß der wirklich Schuldige unser Theater ist.

Zur selben Zeit, als „Immer feste druff!", dieser in jeder Hinsicht schlecht gemachte, aus widerlicher Rührseligkeit, rohem Draufgängertum, psychologischer Verlogenheit zusammengerührte Schmarren, in dem einige wirksame Späße als genießbare Rosinen schwimmen, seiner dreihundertsten Aufführung entgegenging und eine ganze Reihe ähnlicher Machwerke den Spielplan zahlreicher anderer Theater beherrschte, mußte Franz Kaibel für sein Stück „Die Sands und die Kotzebues" zu dem kümmerlichen Aushilfsmittel des Vorlesens vor einem Kreise geladener Gäste greifen, weil es ihm nicht möglich gewesen ist, es auf die Bühne zu bringen. Die Kritik hat ziemlich einmütig dem Stücke nachrühmen müssen, daß es theatertechnisch geschickt ist, daß die Zeichnung der Charaktere völlig ausreicht, die Prägung des Wortes gelungen ist, daß es also die äußeren Anforderungen jedenfalls erfüllt. Noch günstiger mußte die Beurteilung seines inneren Gehaltes ausfallen. Es ist hier für eine uns alle bewegende Zeitfrage eine wirksame und überzeugende Einkleidung gefunden worden. Kaibel sieht und fühlt, wie wir alle, in den politischen Verhältnissen unserer Tage das Seitenstück zu denen vor hundert Jahren, und die Kotzebues und die Sands sind in der Tat immer wiederkehrende Typen des deutschen Volkes. Kotzebue ist hier nicht als Dichter, noch gar als der verräterische Schurke genommen, als der er den Idealisten seiner Zeit erschien, sondern als Bedientennatur, die als solche unfähig ist, den hohen Weltberuf seines Vaterlandes zu erkennen. Diese Gesinnung ist leider durch einen Dolchstich nicht aus der Welt zu schaffen, und der diesen Dolchstich führt, ist eine tragische Gestalt, nicht weil er sein Tun mit Blut und Ehre büßen muß, sondern weil die Tat unfruchtbar ist.

Kaibel hat den Konflikt von einst einfach in die heutige Zeit verlegt, und wir wollen hoffen, daß ihm die heutige Zeit nachträglich darin recht gibt, daß er eine glücklichere Lösung wagte. Der Kotzebue von heute ist der Staatsmann ohne nationales Selbstbewußtsein, ohne das Verpflichtungsgefühl zur deutschen Größe. Der Sand von heute ist sein eigener Sohn. Er braucht den Mörderdolch nicht; als er dem Vater klarmacht, wie seine Schwäche von den Feinden ausgebeutet worden ist, wie er gewissermaßen zum Mitspieler in der gegen sein Vaterland gerichteten Intrige geworden ist, scheidet der Alte freiwillig aus dem Leben. Der Junge gewinnt freien Raum und damit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Warum wagt kein Theater, dieses Stück aufzuführen? Warum wagt die Kritik nicht, einmütig diese Aufführung zu verlangen? Schreckt sie vor dem Popanz „Tendenzstück"?



Also auch hier die offene Bankrotterklärung unseres Theaters, das überreichen Platz hat für die roheste Ausschlachtung und gemeinsten Irreführungen einer großen Zeitstimmung, nicht aber für eine mit männlichem Geist und stärkstem Deutschempfinden durchgeführte Behandlung eines für jeden greifbar liegenden Problems.

Auch wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Das völlige künstlerische Versagen unseres Theaters in diesem Kriege muß der Allgemeinheit die Augen dafür geöffnet haben, daß hier eine gründliche Wandlung not tut, wenn das Theater nicht um jede höhere Bedeutung gebracht werden soll. Wir müssen uns klar werden, daß das Theater keine höfische, noch viel weniger eine privatkapitalistische Angelegenheit ist, sondern eine völkische.



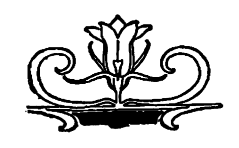
Im Dom · Von Isa Madeleine Schulze

Jüngst lauschte ich im Dom der Orgel Klängen, —
Da war's, als rauschten ferne Geisterstimmen
Im Strom der Töne, und gleich Wandersängen
Hört' ich sie nahn, — hinsterben und verschwimmen.

Wie Pilger, die zu heil'gen Stätten schreiten,
In ernsten Reihn, mit weltvergeßnen Mienen,
Sah ich im Geist sie ziehn, die Längst-Befreiten,
Die uns Gestorb'ne sind, — und dich mit ihnen.

Und heimlich glaubt' ich, daß ich unter allen,
Im wundersamen Singen ihrer Chöre
Auch deine Stimme im Vorüberwallen
Mir einen Wandergruß entbieten höre. —

Ob es geschah? — Ich weiß nicht! — Klangumrauschte
Sekunden weilte ich im Unbekannten; — — —
Die Orgel sang, und meine Seele lauschte. —
— — — — — — — — — — —
Die weißen Altarkerzen reglos brannten.





Das wirkliche Indien

Wir können in diesem Weltringen gar nicht offen genug der Wahrheit ins Antlitz schauen, gar nicht hart genug uns gegen schmeichlerische Hoffnungen und Selbsttäuschungen panzern, bei denen doch nur der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Wir sollten grundsätzlich aus unserer Rechnung jede Erwartung auf eine Hilfe oder Unterstützung fernhalten, die uns nicht aus unserer eigenen Kraft heraus- und heranwächst. Nur so werden wir, unerbittlich gegen uns selbst, diese Kraft in einem Brennpunkte sammeln und zu einem Grade steigern, die uns den Sieg verbürgen. Und wahrlich — ruht diese Bürgschaft nicht auf festerem Grunde, als irgendwelche Hoffnungen, deren Erfüllung sich unabhängig von uns selbst vollziehen müßte, fremdem Wollen, fremden Interessen überantwortet wäre?

So werden wir denn jede, noch so enttäuschende Aufklärung über die uns mittelbar oder unmittelbar berührenden Tatsachen und Zustände nur dankbar begrüßen dürfen, um so dankbarer, je rücksichtsloser sie uns von den Irrlichtern liebgewordener Vorstellungen und Schlagworte fortreißt und auf den Weg der Wahrheit weist, der zwar durch unendliche Mühsale und Opfer, aber zum endlichen Ziele, zum krönenden Siege führt!

Als eines der unausrottbarsten Schlagworte, die, aus undurchdringlichem Nebel falscher Vorstellungen aufgetaucht, unverrückbar in unserer Einbildung haften, bezeichnet Alice Schalck in der „Frankf. Ztg.“ das von der „Revolution in Indien“. Nicht einmal die angebliche „indische Gärung“ sei mehr als eine Legende. Die Verfasserin, die selbst in diesem rätselvollen Märchenlande heimisch geworden ist, schildert dann das wirkliche Indien überaus klärend und einleuchtend:

Es ist den wenigsten Europäern gegenwärtig, daß Indien kein Einheitsstaat ist und nicht von einer Rasse allein bewohnt wird, ja daß es kein anderes Land auf Erden gibt, das eine so stark vermischte Bevölkerung aufwiese. Unser vielsprachiges Österreich mit seinen siebzehn Nationen, sogar der Schmelzofen Amerika mit seinen aus aller Herren Ländern herbeigeströmten Einwanderern sind im Vergleich mit den durcheinanderwimmelnden, einander feindlichen 40 000 Rassen- und Kastenabzweigungen in Indien einheitlich zu nennen. In früheren Zeiten bekriegten sich die meisten dieser Stämme aufs bitterste, sogar innerhalb eines Volkes, haßten und befehdeten, tyrannisierten und drangsalierten einander die Unterkasten, oft um der nichtigsten Vorrechte willen, zum Beispiel wegen des Tragens von Pantoffeln oder des Blasens von Trompeten bei Prozessionen. Da außerdem die angestammten, eingeborenen Fürsten ein Schreckensregiment führten und ihre Reiche aussaugten, besteht kein Zweifel darüber, daß es für Indien geradezu eine Erlösung bedeutete, als die Engländer die Oberhoheit an sich rissen. Dies ist auch die Erklärung dafür, daß England mit einer Handvoll Sol-

daten die Herrschaft aufrechtzuerhalten vermag; denn es genügt, wenn die kleine weiße Armee nur jedem einzelnen Stamm gegenüber als Übermacht auftreten kann. Es ist nämlich ganz ausgeschlossen, daß der Haß gegen die Fremden größer sei als jener der Kasten untereinander, ja auch nur groß genug, um zwei der verwandten Stämme gegen sie zu vereinigen. Im Gegenteil, so sehr auch das einzelne Volk unter der Bedrückung durch die Weißen seufzen mag, im Grunde ist es den Engländern dankbar, daß es sie als Schutz vor dem Nachbar betrachten darf.

Die politische Rechnung Englands ist also sehr einfach. Jeder Stamm hat mit der weißen Besatzung zusammen die Majorität, und die Briten sind weitblickend genug, niemals einen einzelnen zu bevorzugen, niemals Pakte mit einem zu schließen, immer außerhalb der nationalen Streitigkeiten, welche aber beständig von ihnen geschürt werden, zu bleiben, vor allem aber nach bester Rücksicht die religiösen Riten der von ihnen unterjochten Völker, seien sie noch so unappetitlich, gesundheitsschädlich oder lächerlich, zu schonen. Mit Gewalt wurde in Indien nur dem Glaubensmord und der Witwenverbrennung ein Ende gemacht. Da also die Engländer, die es so ausgezeichnet verstehen, der lachende Dritte zu sein und sich dabei noch die Dankbarkeit der beiden Kämpfer zu erwerben, niemals Partei nehmen, so sind sie in Indien die idealen Schiedsrichter, die das Land so dringend braucht, daß es sie rufen müßte, wären sie nicht schon da.

So wie im großen, wird die britische Politik auch im kleinen durchgeführt. Meist richtet es der Engländer in Indien so ein, Vertreter von möglichst viel Rassen, Kasten und Bekenntnissen im Hause zu vereinigen, weil dann jeder Diener des anderen Aufpasser ist.

Bemerkenswert ist auch, daß der Eingeborene in Indien gar nicht den Wunsch nach einer Veränderung seiner Lage hat. Ein Punkah-Kuli, der sein Leben lang außerhalb der Speise- und Schlafzimmer hockt und, an einer herausgeleiteten Schnur ziehend, einen riesigen Luftwedel drinnen Tag und Nacht in Bewegung hält, will nichts anderes sein, auch wenn ihm zu einer Beförderung verholfen würde; der Sohn eines Kochrums, des allerniedrigsten indischen Lebewesens, das für so unrein gilt, daß ihm der Dienstgeber seinen Lohn von weitem vor die Füße werfen muß, wird unweigerlich wieder ein Kochrum, so traurig dessen Los auch sei. Von Pflanzennahrung und durch Kinderheiraten entkräftet, von Inzucht dekadent, infolge der Nichtaneignung moderner Hilfsmittel nicht mehr konkurrenzfähig, durch die Religion völlig absorbiert, stumpf gegen Not und Tod, vom Ehrgeiz durch die Kasteneinteilung, die Unmöglichkeit eines Aufstiegs zu Lebzeiten, ausgeschaltet, muß dieses einst so hochstehende, uralte Volk den besser ausgerüsteten Weißen unterliegen, und daß es sich zu einer Rebellion mit Aussicht auf Erfolg gegen sie aufraffen könnte, scheint jedem Kenner der Verhältnisse grotesk.

Die Tatsache, daß in Indien bereits Revolutionen stattgefunden haben und Meutereien auch jetzt vorkommen, ist freilich eine unleugbare, aber meistens sind diese nicht auf politische, sondern auf religiöse Ursachen zurückzuführen. Der schwächste, stets zurückweichende Hindu wird wegen des Mordes an einer ihm heiligen Kuh zum Löwen, zum Helden, zum Rebellen. Solange nur wir Unwissenden seine Gebote mißachten, nimmt der Hindu es hin, sanft und feig, wie er ist, in seiner doppelten Lebensauffassung, die zugleich Duldsamkeit gegen fremdes Tun, Apathie gegen eigenes Erleiden vorschreibt. Wird er aber selbst an der Ausübung auch nur eines einzigen seiner tausend Riten gehindert, so bäumt er sich auf. Als er glaubte — was russische Aufwiegler damals aussprengten —, daß er seine Gewehrläufe mit Kuhfett einschmieren müsse, empörte er sich. So entstand die berühmte „Mutiny“ im Jahre 1857, und was vor einigen Wochen japanische Hetzspione den abmarschierenden Regimentern in Singapore für Befürchtungen einredeten, kann jetzt noch niemand hier wissen.

Der in Europa stets fließende Strom der Hoffnung auf eine Vertreibung der Engländer aus Indien hat aber noch andere Quellen, und das sind die ebenso unleugbaren Bombenwürfe gegen die Vizekönige. Indessen sind diese Bombenwürfe noch ungefährlicher und ihre

Folgen noch weniger weittragend als die religiösen Aufstände, weil ihre Ursachen nicht in der Unzufriedenheit der Masse der Eingeborenen mit dem englischen Regime liegen, sondern in den meisten Fällen in der Auflehnung einzelner, die in die Halbblutfrage verstrickt sind.

So verschieden jede europäische Nation die Halbblutfrage anpackt, an der Unlösbarkeit dieses Problems ist noch jede Methode gescheitert. Die Portugiesen, die ihre Söhne unbehindert dunkle Frauen heiraten lassen, haben schon fast keine rein gebliebene Familie mehr, ja die Bedeutung des Wortes „Portugiese“ ist im Osten vielfach identisch mit Mischblut, und auch die Holländer, denen die schönen Javanerinnen gefährlich werden, sind im Begriffe, ihre Rasse zu zerstören. Davor haben die Engländer eine solche Furcht, daß sie nicht nur die illegalen Halbblut-Nachkommen niemals als ebenbürtig anerkennen, sondern auch jede legale Verbindung eines Weißen mit einer blutsfremden Frau durch erbarmungsloses Ausstoßen der Kinder, ja sogar des Ehemannes selbst, bestrafen. Sie haben als Warnung das Dogma geprägt, daß jedes Halbblut nur die schlechten Eigenschaften beider Rassen ins Leben mitbekomme, sie verdächtigen jeden Halbgeborenen der moral insanity, und um ihre Töchter vor der Verlockung zu schützen, die für ein armes Mädchen trotz aller Verfemung in der Werbung eines reichen studierten Eingeborenen liegt, weisen sie unerbittlich jeden Versuch brauner Männer, in ihre Gesellschaft einzudringen, zurück.

Dieses Problem wirft seine Wellen viel weiter, als es auf den ersten Blick scheint. Die abgewiesenen Hindus, deren viele in europäischen Schulen moderne Bildung erworben haben und in englischen colleges nicht nur an völlige Gleichstellung mit den Kameraden, sondern oft sogar an besondere Bevorzugung durch die Damen der Gesellschaft gewöhnt waren, die sie gern als exotische Schoßhündchen verhätschelten, sehen sich nun nach ihrer Heimkehr von beiden Seiten fortgestoßen. Denn auch der eigenen Kaste waren sie durch das Verlassen der Heimat verlustig gegangen, und kein Brahmine verkehrt mehr mit ihnen. Verzweifelt in ihrer Vereinsamung, rächen sie ihre Kränkung durch anarchistische Anschläge.

Der durch die Engländer gebotene Unterricht ist aber noch auf andere Weise eine Veranlassung zu Bombenwürfen. Jeder Hindu, der lesen und schreiben kann, hält sich nämlich auf Grund solcher Volksschulkenntnisse für berechtigt, auf die höchsten Stellen Anspruch zu erheben. Da aber der erstaunlich raschen Auffassung der jungen Leute ein mit Sicherheit zu erwartendes Stillestehen der Entwicklung vom dreißigsten Jahre ab folgt, so daß sie eine höhere Ausbildung gar nicht erlangen können, und da ebenso jäh, wie die Lernfähigkeit abreißt, auch die sittliche Erziehung ihre Grenzen findet, können sie die von ihnen gewünschten Posten nicht erlangen und entladen ihre Erbitterung darüber in einer eklatanten Weise, die dann in Europa maßlos aufgebauscht wird. Die Allgemeinheit in Indien wünscht aber gar nicht, von solchen Halbgebildeten regiert zu werden, denn im Volk weiß jeder, daß ethische Prinzipien im westlichen Sinne, wie Unbestechlichkeit, Ehrlichkeit, dem Hindu niemals bis zu einer unbegrenzten Verläßlichkeit einzuimpfen sind, daß fast nie ein Eingeborener einem „Rischwat“ unzugänglich bleibt, und daß nur die Höhe der Bestechungssumme wechselt. Wirkliches Vertrauen hat der Native nur zum Weißen, weil England in seiner wie stets den Umständen klug angepaßten Politik nicht nur die Unparteilichkeit, sondern auch die Honorigkeit ausnahmslos durchhält.

Das Prestige des Weißen wird so hoch gestellt, daß man zum Beispiel die Beteiligten an einem Eheskandal, die man, solange die Form gewahrt blieb, immer vorschubleistend zusammen eingeladen hat, für immer aus Indien verschwinden läßt, ebenso wie alleinstehende Damen, die ihre Anwesenheit nicht ausreichend begründen können. Kein Hindu soll von einer Britin sagen dürfen, sie sei keine Lady, von einem Briten, er sei kein Gentleman. Das englische Gesetz der Bevorzugung des Erstgeborenen, das den Zweitgeborenen zum Gelderwerb zwingt, führt dem Kolonialdienst zahllose Männer aus besten Familien zu und hilft dadurch, das Prestige der Engländer bei den von ihnen beherrschten Völkern zu festigen. Im Gegen-

satz zu andern Nationen, die sich leider oft genug nur durch die Desperados aus den Großstadtpfuhlen im Osten vertreten lassen, gehen die Besten unter den Engländern nach Indien. Das hohe Ansehen der Beamtenschaft in der Kolonie ist die Folge.

Zu den falschen Schlagworten, die in Europa Kurs haben, gehört auch die Behauptung, daß jeder Engländer Indien als Aussauger betrete. Die Wahrheit ist aber, daß die meisten Regierungsvertreter, allerdings vielleicht mehr aus staatsmännischer Weitsichtigkeit als aus reinem Idealismus, als Pioniere der Kultur zu gelten wünschen und durch ihre unantastbare, untadelige Lebensführung ein Muster für die Eingeborenen aufstellen. Die in Indien lebenden Deutschen bestätigen dies, auch jetzt, trotz ihres Hasses gegen England. Es empört sich also fast immer nur der einzelne Eingeborene, und die Bomben fliegen meist in eigener Sache, sehr selten als Ausdruck einer weitverzweigten Verschwörung.

Die relativ höchste Gefahr, die England in Indien droht, entglimmt zweifellos der Provinz Bengalen. Die hier herrschende Kaste ist, nächst dem Volk von Madras, am meisten aufwieglerisch gesinnt. Die Bengalen sind vorwiegend Kaufleute, die sich gegen die ins Land gebrachte Konkurrenz aufbäumen, nachdem sie sich den Reformen am zugänglichsten gezeigt und so viel wie möglich von den Weißen gelernt haben. Aber sie sind ein völlig unkriegerisches Volk, persönlich feig und hinterlistig (ein indisches Sprichwort sagt: „Gott schuf den Hasen und den Bengalen") und ziehen sich durch ihre Handelstalente und ihre drohnenhaften Neigungen zur Anhäufung von Vermögen aus der Arbeit anderer den Haß der stolzen, hochgewachsenen, kriegerischen Nationen des Nordens zu, der Sikhs, Pathanen, Radschputen und der Mohammedaner des Pandschabs, die sich mit den Engländern verbrüdert haben. So gern also die Bengalen allein Geschäfte machen und die Engländer von der Breischüssel abdrängen möchten, was ihr Land in den letzten Jahren zum Herd der Unruhen gestaltete und die Verlegung der Residenz des Vizekönigs von Kalkutta nach Delhi nötig machte, so können doch auch sie ohne die Engländer gegen ihre starken Feinde nicht aufkommen. Wie wichtig ihnen der englische Schutz ist, gestehen sie sich wohl nur ganz insgeheim ein, ebenso wie die im Lande verstreuten Radschas, die sicherlich auch gern aus ihren Scheinregierungen wirkliche machen und den Druck der Usurpatoren abschütteln möchten, die es aber dann doch vorziehen, lieber Suzeräne zu bleiben, als von ihrem Volk weggejagte Exkönige zu werden.

Ebensowenig kriegstauglich wie die Bengalen sind die bettelhaft demütigen, mageren Tamilen und Telugus aus dem Süden, von denen Hunderte vor einer unbewaffneten weißen Frau zurückkuschen würden. Mit ihnen wird auch gar kein Federlesens gemacht, diese Millionen sind zur Selbstverwaltung keineswegs reif. Sterben sie doch lieber widerstandslos bei einer Hungersnot, ehe sie die göttliche Fügung durch Arbeit antasten. Freilich sind sie ans Hungern seit Jahrhunderten gewöhnt und fassen es nicht so tragisch auf wie wir. Aus ihren der westlichen Kultur an Alter weit überlegenen Weisheiten und Wissenschaften, die das sterile Privateigentum einiger unzugänglicher Gelehrter geworden sind, machen die zahllosen Brahminen zu Zwecken schamloser Ausbeutung abstoßenden, sinnlosen Aberglauben.

Die kriegstüchtigen nordischen Stämme aber, aus denen die Eingeborenen-Regimenter gebildet werden, sind von den Engländern äußerst bedachtsam unter gleich starke Truppenkörper aufgeteilt worden, so daß die verschiedenen Rassen einander im Zaume halten. Meutert ein Bataillon, so ist auf den verläßlichen Haß der anderen zu rechnen. Artilleriegeschütze werden nur von Europäern bedient, kein Inder darf einer Kanone nahe kommen. Je zwölf englische Offiziere sind jedem Eingeborenen-Regiment zugeteilt, eine höhere Charge als die eines Majors kann ein Native nie bekleiden, und diesem befiehlt in Wahrheit jeder der ihm zugeteilten englischen Leutnants. Überdies sind jetzt, wo die Propaganda des Heiligen Krieges die Mohammedaner aufwiegeln will, alle wehrfähigen Männer nach Europa gebracht worden, das Land ist also fast ohne Waffe, die gegen England erhoben werden könnte. Hingegen sind sämtliche englischen Truppen in Indien verblieben.



Glaubt also kein Kenner der Verhältnisse an die alte Mär von der Revolution in Indien, auch nicht nach der Entsendung türkischer Emissäre, die wahrscheinlich gar nicht über die Grenze gelassen wurden, so bewundert im Gegenteil jeder Eingeweihte die unerreichte politische Ränkekunst Englands, das von seiner bisher einzigen wirklichen Bedrohung in Indien, durch die Russen, in diesem Kriege loskommt. Man muß es als Meisterwerk der Intrige anerkennen, daß es den Engländern gelungen ist, Rußland aus der indischen Interessensphäre zu verdrängen, dabei in Freundschaft mit ihm zu bleiben, es durch Deutschland schwächen zu lassen und es gleichzeitig zur Schwächung Deutschlands zu verwenden. Afghanistan, das bisher als Pufferstaat zwischen der englischen und der russischen Zone eine Subvention von England dafür empfing, daß es 2—300000 Gewehre bereit halte, und das sich angeblich auch von Rußland für die entgegengesetzte Bereitschaft bezahlen ließ, kann schlimmstenfalls einen Raub- und Plünderzug nach Kaschmir unternehmen, dem ein paar nordwärts verschlagene Engländer zum Opfer fallen würden. Südlicher als bis Lahore dürften sich die Afghanen kaum wagen.

Ist also das Erwartete, die Revolution, ausgeblieben, so ist doch das Unerwartete Ereignis geworden; der Krieg hat nämlich ein unvorhergesehenes Moment gebracht, das dem oft zitierten englischen Krämergeist fast mehr Schrecken einjagen dürfte als ein Aufstand: der Handel in Indien steht gänzlich still. Für die Engländer, die offenbar weit schlechter über die herrschenden Verhältnisse informiert sind, als man immer glaubt, stellt sich jetzt erst heraus, daß die Deutschen die Hauptabnehmer der indischen Baumwolle, der indischen Häute und Saaten gewesen sind, und da infolge des Krieges der Export so gut wie lahmgelegt ist, gibt es auch zum Import kein Geld. Dazu kommt, daß die Eingeborenen in blindem Schrecken ihr Geld aus allen Geschäften herausziehen, es ins Innere des Landes verschleppen, dort verstecken und gar nichts mehr dafür kaufen. Eine weitere zermalmende Entdeckung für die Engländer, die Deutschlands Handelskonkurrenz im Osten durch die Einkreisung gewaltsam vernichten wollten, ist die Tatsache, daß die Einfuhr Deutschlands derjenigen Englands mit der einzigen Ausnahme der Stahlartikel gar keine wirkliche Konkurrenz gemacht hat, daß also kein Vorteil aus der Verdrängung deutscher Waren aus Indien für England erwächst, sondern im Gegenteil nur ein schier unerträglicher Mangel an Dingen, die Indien zur Lebensgewohnheit notwendig geworden sind. Jetzt, wo der Hindu an billige Gebrauchsgegenstände gewöhnt ist, die England nicht über Nacht herstellen kann, entbehrt er sie geradezu, während die englische Manchesterware, die ohnedies nie von deutschen Erzeugnissen ausgestochen werden konnte, wegen Mangels an Bargeld nicht abgesetzt werden kann. Die neutralen Filialen der indischen Export- und Importfirmen erhalten die dringendsten Warnungen, keine Ware zu schicken, es sei keine Verkaufsmöglichkeit vorhanden.

Großbritanniens Vertreter im Ausland, die offenbar auch nicht alle so überlegene Diplomaten sind, wie Österreichs und Deutschlands Neid immer annimmt, dürften über Tennis und Fußball vergessen haben, die Statistiken darüber zu studieren, was nach den englischen Kolonien verschickt wird; und hätte England rechtzeitig gewußt, worin die so viel verlästerte Konkurrenz Deutschlands eigentlich bestehe, es würde sich den Krieg vielleicht erspart haben. Es scheint also, daß in England das Schlagwort von der deutschen Konkurrenz ebenso unbegründet gebraucht wurde, wie bei uns das von der indischen Revolution.

So wenig wahrscheinlich also ein Verlust der englischen Herrschaft in Indien durch eine Revolution im alten Sinne ist, so drohend zeigt sich den Engländern dort eine neue, durch den Krieg entstandene Gefahr, nämlich durch Japan, das durch Englands europäische Händel plötzlich im Osten freie Hand erhielt. Die so äußerst weise und psychologisch reife Politik der Engländer ging bis zum Kriege stets dahin, weniger durch Macht und Gewalt, als durch Betonung der Überlegenheit der Rasse im Osten zu herrschen. So weit hatten sie es in dieser Kunst gebracht, daß man als Weißer in Indien fast sicherer war als daheim. Jetzt zum ersten-



mal bekommt der nach Europa gebrachte Inder etwas zu sehen, was er nie zu träumen gewagt hätte, nämlich daß auf weiße Sabs geschossen werden dürfe. Die Unantastbarkeit der weißen Rasse zerbricht hier gerade vor den stärksten und gefährlichsten, den Organisierten unter den Eingeborenen; und sie, die zu Hunderttausenden nicht den Mut aufgebracht hätten, einem schutzlosen, unbewaffneten Weißen ein Leid anzutun, die volkweise demütig einem einsam im Dschungel stationierten Amtmann gehorchen, sie sehen nun das Schauspiel mit an, wie diese Halbgötter einander niederknallen. Sie, in deren Gegenwart nie ein Weißer einen Handgriff getan hat, dürfen nun dienende Europäer sehen, sie, denen nie gestattet war, sich im selben Raum mit Weißen aufzuhalten, und die nie anders als barfüßig und gebückt ihre Sklavendienste im Hause verrichtet hatten, sie werden jetzt mit den Engländern zusammen transportiert, zusammen gelagert, zusammen gefangengenommen.

England hat bisher ausnahmslos vor den Farbigen die fremden weißen Bewohner seiner Kolonien seinen eigenen Söhnen gleichgestellt, so daß dem Eingeborenen der Weiße als Einheit galt, ohne Unterschied der Nation. So sehr auch schon vor dem Kriege der Internationalismus unter den Europäern im Osten Schiffbruch gelitten hatte, so stark die Nationalität draußen in jedem Individuum betont wurde (wenn einer den andern erwähnte, nannte er ihn trotz noch so guter Kameradschaft nie beim Namen, sondern stets nach der Herkunft), für den Native war der Weiße der Herr. Jetzt zum erstenmal seit Englands Weltherrschaft wäscht Großbritannien die schmutzige Wäsche Europas vor Farbigen, läßt es Dunkelrassige ahnen, daß es auch zwischen Weißen Händel gibt. Unabsehbar kann für England die Folge sein. Wenn das Prestige nicht mehr ausreichte, ohne das die kleine Armee ihren Zweck nicht zu erfüllen vermag, wenn die Weißen nicht mehr durch ihre bloße Gegenwart die Dämme des tosenden indischen Bruderhasses aufrechthalten können, dann mag das triumphierende Japan die längstersehnte Gelegenheit erhaschen, seine Geschicklichkeit an Stelle Englands als Zwistbeschwichtiger und Zwistausnützer zu erproben.

Indien selbst ist aber trotz aller in Amerika tagender Freiheitsapostel dem Untergange geweiht. Ein Volk, dessen ganzer Lebensinhalt ausschließlich Religion ist, muß verdummen, verderben, weggefegt werden. Trotz ihrer unsterblichen Philosophie kann dieser zugrunde gehenden Rasse nichts, nichts mehr helfen. Ihre uralte Kultur ist tot, Schiwa hat seine eigenen Kinder verschlungen.



Von Uncle Sams Kriegsbilanz

In den vom „Kriegsausschuß der deutschen Industrie" herausgegebenen Mitteilungen wird in Nr. 49 eine gedrängte Übersicht über die Ausfuhr der Vereinigten Staaten gegeben, wie sie sich nach der amtlichen Handelsstatistik während der ersten neun Monate des abgelaufenen Rechnungsjahres, endend im März 1915, darstellt. Die hierin mitgeteilten Ziffern verdienen bei uns nicht nur allgemeine Beachtung, sie müssen uns Deutsche nach der am 5. August 1914 erfolgten Neutralitätserklärung des Präsidenten Wilson hinsichtlich des Charakters dieser Neutralität sehr nachdenklich stimmen. Es ist ja längst kein Geheimnis mehr, wie ausgiebig der Dreiverband durch amerikanische Waffen- und Munitionslieferungen unterstützt worden ist. Und die amerikanischen Granaten, wie vor allem die Schrapnells, sollen, wie mir von fachmännischer Seite aus dem Felde versichert worden ist, keineswegs schlechtes oder mittelmäßiges, sondern ganz hervorragendes Material, zu unserem Nachteil geradezu eine Idealmunition sein.

Wie findet sich nun mit all den Kriegslieferungen die amtliche amerikanische Handelsstatistik ab?



Darüber lesen wir a. a. O. folgendes:

„Die amtliche Handelsstatistik der Vereinigten Staaten über die Ausfuhr während der ersten neun Monate des abgelaufenen Rechnungsjahres läßt wiederum eine scharfe Scheidung erkennen in der Ausfuhr der Friedenswaren und der Kriegswaren. Mit wachsender Dauer des Krieges macht sich diese Scheidung immer bemerkbarer; doch zeigt sich auch immer deutlicher, daß die amerikanische Ausfuhrstatistik in ihren Einzelposten schlechterdings kein mit der Wirklichkeit sich deckendes Bild zu geben vermag.

Vergleichen wir die Ziffern des Rechnungsjahres 1914 mit denen der entsprechenden neun Monate des Vorjahres, so finden wir mehr oder weniger bedeutende Ausfälle in der amerikanischen Ausfuhr überall dort, wo es sich um Erzeugnisse für die Versorgung der Friedenswirtschaft handelt, oder wo Deutschland zu den Hauptabnehmern der Vereinigten Staaten gehörte. Auf den letzteren Grund ist es namentlich zurückzuführen, wenn die Ausfuhr an Kupfer und Kupferwaren sich um 42 Millionen Dollar verringerte, die Ausfuhr an roher Baumwolle sogar um 245 Millionen. Weiter sank die Maschinenausfuhr um 24 Millionen, die gesondert nachgewiesene Ausfuhr landwirtschaftlicher Maschinen um 19 Millionen. Starke Ausfälle erlitt die Ausfuhr von Holz und Holzwaren, die um 41 Millionen, d. h. um mehr als die Hälfte zurückging, die Tabakausfuhr, die sich um 11 Millionen verringerte, und auch — nach der amerikanischen Statistik — die Ausfuhr von Eisen und Stahl, sowie Eisen- und Stahlwaren, und zwar um angeblich 50 Millionen, ein Posten, der manchen begründeten Zweifeln begegnen wird.

Auf der Seite der Ausfuhrsteigerung finden wir unmittelbares und mittelbares Kriegsmaterial. Die Pferdeausfuhr, die in der entsprechenden Zeit des Vorjahres sich auf 2 Millionen Dollar beschränkte, schnellte auf 41 Millionen empor. Die Automobilausfuhr erhöhte sich um 9 Millionen, und im Zusammenhang hiermit die Ausfuhr von Gummifabrikaten um 1 Million. Die Ausfuhr der Metallbearbeitungsmaschinen stieg um 7 Millionen.

Die Ausfuhr von Leder und Lederwaren erfuhr mit einer Steigerung um 42 Millionen eine Verdoppelung. Die Ausfuhr von Wollwaren für die Uniformierung der Alliierten stieg von 3 auf 21 Millionen. Die früher überhaupt nicht nennenswerte Zinkausfuhr erschien plötzlich mit 14 Millionen.

Das Ausbleiben der deutschen Zuckerlieferungen für England ließ die amerikanische Zuckerausfuhr von 1 Million auf 20 Millionen steigen. Die Ausfuhr von Fleisch- und Milchprodukten vermehrte sich um 26 Millionen.

Endlich kommen wir zu den beiden bemerkenswertesten Posten: Die Ausfuhr von Explosivstoffen stieg nach der amerikanischen Statistik nur um 10 auf 15 Millionen, dagegen die Ausfuhr von ‚Brotstoffen' um den kolossalen Betrag von rund 300 Millionen Dollar.

Das Gesamtbild der amtlichen amerikanischen Ausfuhrstatistik ist demnach dieses:

Die amerikanische Ausfuhr ist gewaltig zurückgegangen überall da, wo es sich lediglich um Versorgung der Friedenswirtschaft handelt, vornehmlich in denjenigen Posten, in denen Deutschland normaler Hauptabnehmer amerikanischer Lieferungen war. Eine beträchtliche Steigerung der Ausfuhr wird namentlich verzeichnet bei solchen Artikeln, die verhältnismäßig harmloses Kriegsmaterial darstellen, wie Pferde, Automobile, Lederwaren und Wollwaren. Die große Geschützausfuhr erscheint in der amtlichen amerikanischen Statistik überhaupt nicht; vielmehr ist bei Eisen- und Stahlwaren ein beträchtlicher Rückgang verzeichnet, und die riesenhafte Ausfuhr von Munition kommt nicht entfernt zum Ausdruck in den 15 Millionen Dollar, die für Explosivstoffe verzeichnet sind. Dagegen hat die Ausfuhr von Brotstoffen nach der amtlichen amerikanischen Statistik in den neun Monaten mit rund 430 Millionen Dollar eine solche Höhe erreicht, daß sie den vollen Jahresbedarf Englands reichlich gedeckt haben würde. Entspräche diese Ziffer den Tatsachen, so müßte in England der Weizenpreis sinken, anstatt beständig und stark in die Höhe zu gehen.

Mit der letzterwähnten Erscheinung ist die amtliche amerikanische Ausfuhrstatistik ebensowenig vereinbar, wie mit den Berichten der amerikanischen Presse über die ungemein angestrengte Arbeit der amerikanischen Geschütz- und Munitionsfabriken, über die Ladungen der einzelnen Neuyork verlassenden Dampfer, sowie mit den Erfahrungen, die unsere Truppen namentlich an der Westgrenze bei Prüfung der von unseren Feinden verwandten Geschosse seit vielen Monaten regelmäßig gemacht haben.

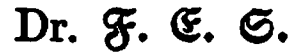
Bekanntermaßen ist der Notenwechsel über den ‚Lusitania'-Fall dadurch verlangsamt worden, daß der Aufmerksamkeit der amerikanischen Zollbeamten die massenhafte Verladung von Geschützen, Munition und Explosivstoffen auf der ‚Lusitania' ‚entgangen' ist. Diese Beobachtung liefert den Schlüssel für das Rätsel der Unstimmigkeiten in der amtlichen amerikanischen Handelsstatistik, und die amerikanische Regierung wird sich nicht beklagen dürfen, wenn man auf Grund dieser geringen Achtsamkeit amerikanischer Zollbeamter den amtlichen Zahlen der amerikanischen Ausfuhrstatistik keine volle Beweiskraft beimißt.

Gelegentlich war beispielsweise auch zu erfahren, daß auf dem Wege von Amerika nach Rußland eine ganze Schiffsladung ‚Speck' gekapert worden ist. Dieser Speck war eine gute Prise; denn er diente lediglich als äußere Hülle für Hunderte von Maschinengewehren. Auch sie dürften der Aufmerksamkeit der amerikanischen Zollbeamten ‚entgangen sein'.

Endlich sei aus der amerikanischen Handelsstatistik noch ein bemerkenswerter Zunahmeposten erwähnt: Die Ausfuhr an Chemikalien stieg nämlich von knapp 20 auf über 27 Millionen Dollar — eine sehr beachtenswerte Erscheinung angesichts der Tatsache, daß Amerika sich bitter über das Ausbleiben deutscher Chemikalien beklagt und wiederholt die Ausfuhr von deutschen Chemikalien, insbesondere von Farbstoffen zu erwirken gewußt hat. Die Zunahme der amerikanischen Chemikalienausfuhr tut dar, daß Amerika die von Deutschland erbetenen Chemikalien nicht nur für die eigenen Zwecke benutzt, sondern offensichtlich auch England mit diesen Stoffen ausgeholfen hat. Wir haben demnach vermehrten Anlaß, mit Lieferungen an Amerika äußerst vorsichtig und zurückhaltend zu sein, da gegenüber diesem Posten kein Grund vorliegt, die in manchen anderen Posten höchst seltsam anmutende amtliche amerikanische Handelsstatistik nicht als beweiskräftig zu erachten."

Es ist also nicht genug damit, daß die private amerikanische Industrie das Neutralitätsprinzip gröblich verletzt. Ihre Tätigkeit erfährt durch amtliche Feststellungen eine Beschönigung, von der man nicht recht weiß, ob sie auf absichtliche Irreführung, auf bedauerliche Selbsttäuschung oder auf arglistiges Betreiben unseres heimtückischsten Feindes zurückzuführen ist.

Ja, Amerika ist heute mehr denn je das Land der unbegrenzten Möglichkeiten . . .!





Die Federn der Diplomaten

Zu dem eisernen Bestande geschichtlichen Wissens jedes Deutschen gehört die Kenntnis von Blüchers Trinkspruch nach Waterloo: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was das Volk mit so großen Anstrengungen errungen hat." „Es geht mit diesem Worte", schreibt Hermann von Petersdorf der „Kreuz-Ztg.", „ähnlich wie mit so manchem anderen, das alle Welt für geschichtlich beglaubigt hält, das sich aber nicht mit Sicherheit nachweisen läßt. Die wissenschaftlichen Blücherbiographien enthalten es nicht. Es kann gleichwohl sehr gut gefallen sein. Vor allem spiegelt sich in ihm vortrefflich die Anschauung des greisen Marschalls Vorwärts. So entspricht der Eingang des berühmten Schreibens, das der eigentliche Sieger von Waterloo (die gemütvoll-deutsch erdachte Bezeichnung ‚Belle Alliance' kann man jetzt wohl in die geschichtliche Rumpelkammer verweisen) sechs Tage nach der Entscheidungsschlacht an seinen König richtete, dem Sinne nach

genau dem angeblichen Merkspruche. Jene Briefstelle lautet: ‚Ich bitte alleruntertänigst die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat!‘ Und der zweiten Hälfte des Monats Juli 1815 scheint ein Wort Blüchers anzugehören, das in demselben Sinne gehalten ist. Damals hat Blücher anscheinend zu dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg geäußert: ‚Wenn Ihr Herren von der Feder doch nur einmal in ein etwas scharfes Feuer kämet, damit Ihr wüßtet, was es heißt, Eure Fehler wieder gut zu machen.‘ Blücher gab mit solchen scharfen Worten der Entrüstung und Enttäuschung, die den damals die preußischen Geschäfte führenden, sonst gewiß nicht unverdienten Staatsmännern wie Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt, sehr wenig angenehm im Ohr klingen mußten, offenbar, wie auch sonst in zahlreichen glänzend geprägten Aussprüchen, den Empfindungen des preußischen Heeres den glücklichsten Ausdruck. Dafür ist neuerdings ein höchst beredtes Zeugnis ans Licht gekommen. Kein Geringerer als der junge Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige erste Hohenzollernkaiser, hat nämlich acht Tage nach jenem Schreiben Blüchers, in dem uns zum ersten Male das Wort gegen die Diplomaten begegnet, am 1. Juli 1815, wie bei Hermann Granier, Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen, S. 298, nachzulesen ist, an seine Schwester Charlotte, die spätere Gemahlin des Zaren Nikolaus I. von Rußland, geschrieben: ‚Das Schwert hat wieder das Seinige in vollem Maße getan; ich hoffe, die Feder wird ein Beispiel daran nehmen!‘ Es nimmt sich wie eine geheimnisvolle Symbolik aus, daß der Prinz diese Worte in Zabern im Elsaß (gesegneten Angedenkens aus dem Herbst 1913!) zu Papier brachte. Es ist möglich, daß ein Wort Blüchers aus den Tagen nach Waterloo bereits an die Ohren des künftigen deutschen Kaisers gedrungen war. Weil jene Briefstelle so merkwürdig an die angeblichen Worte des siegreichen Feldmarschalls anklingt, müßte man das annehmen. Und da es von dem zu jener Zeit in der Umgebung seines Vaters weilenden Prinzen im Anschluß an den Sieg vom 18. Juni gebraucht wird, spricht auch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es auf die Blücherschen Redewendungen in jenem Briefe des Feldmarschalls an Friedrich Wilhelm III. vom 24. Juni oder auch sonstige Äußerungen desselben in jenen Tagen zurückgeht. Sehr wohl möglich bleibt es aber doch auch, daß der Ausruf des Prinzen den Widerhall der allgemeinen Stimme im Feldlager der preußischen Truppen von 1815 darstellt. Möge das deutsche Volk diesmal davor bewahrt bleiben, daß sich ähnliche Sorgen, wie 1815 in den Reihen der tapferen Kämpfer, regen. Sie liegen um so näher, als heute auch in der anscheinend fossilsten und darum auch rückständigsten politischen Erscheinung der Weltgeschichte, in der deutschen Sozialdemokratie, Worthelden Miene machen, das Werk der Diplomaten zu erschweren oder zu vereiteln.“

Datterich-Feuilletonisten

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Dichter der Vorzeit den nachkommenden Geschlechtern vielfach nicht das sind, was sie ihnen sein könnten und sollten, sondern das, was die Literarhistoriker aus ihnen gemacht haben. Mancher ist dabei gut gefahren. Er hat einen Darsteller seines Lebens gefunden, der ihn hoch ans Brett brachte, und bedeutet darum mehr, als er von Gottes und Rechts wegen bedeuten sollte. Andere wiederum gleichen dem Mann, von dem Lukas im zehnten Kapitel geschrieben steht: „Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder, die zogen ihn aus, und schlugen ihn, und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen.“ Sie sind einem ungerechten oder übelwollenden Kritiker in die Hand gefallen, der hat sie heruntergemacht, und nun können sie nicht mehr hochkommen: in den „Handbüchern“ sind sie übel angekreidet, und wer in „Handbüchern“ übel angekreidet ist, dem schafft vielfach selbst die „große Kunst“ eines wirklichen Ge-

lehrten nicht mehr sein Recht. Zu der letzten Gruppe gehört hinsichtlich der Beurteilung, die er als Persönlichkeit gefunden hat, auch Ernst Elias Niebergall, der Dichter der Darmstädter Lokalposse „Datterich", dessen hundertjährigen Geburtstag man am 13. Januar 1915 (nicht am 18., wie die „Handbücher" und darum 99 % der Menschen, die über ihn in den letzten Wochen geschrieben haben, berichten) feiern konnte. Sein Werk ist zwar in diesem Jubeljahr zu Ehren gekommen: man hat das Darmstädter Dialektstück, allerdings mit musikalischen Einlagen, die z. T. an der Grenze des Gassenhauers (vgl. „Berliner Tageblatt" vom 23. April) stehen, im Lessingtheater in Berlin aufgeführt, nachdem es vorher in Frankfurt und Darmstadt zum erstenmal über eine große, in Darmstadt sogar eine „hochfürstliche" Bühne gegangen war. Aber wie sind die Kunstkritiker und Theaterrezensenten mit der Persönlichkeit des Dichters umgesprungen! Ich will's im nachfolgenden kurz darstellen und daran allerlei Bemerkungen anknüpfen.

Von Ernst Elias Niebergall wußte man bis zum Jahr 1894, daß er am 13. Januar 1815 zu Darmstadt als Sohn des Großherzoglichen Kammermusikers Georg Niebergall geboren war, nach Absolvierung des Darmstädter Gymnasiums 1827—1832 in Gießen Theologie studiert und dann 1835—1839 im Hause des Forstinspektors Reitz in Dieburg sowie 1840—1843 am Knabeninstitut von Heinrich Schmitz in Darmstadt als Lehrer in Ehren und mit Erfolg gewirkt hat, in welch letzterer Stellung er am 19. April 1843 am Nervenfieber, einer damals infolge des Unverstands vieler Ärzte grassierenden Krankheit, verstarb. Man wußte auch allerlei von einer hochnotpeinlichen Untersuchung, in die Niebergall als Student wegen der Teilnahme an dem Leben der im Geruch des Hochverrats stehenden Verbindung „Palatia" verwickelt war, nach deren Abschluß er, vier Jahre nach Abgang von der Universität, sein theologisches Fakultätsexamen ablegen durfte; ferner von der Entstehung seiner Schriften und von seiner — in jeder Beziehung ehrenwerten und unanstößigen — Persönlichkeit. Das alles war niedergelegt in der Einleitung zur neunten Auflage des „Datterich", die 1883 bei Scriba in Friedberg herauskam. Da erschien 1894 eine Ausgabe der „Dramatischen Werke" Niebergalls, besorgt von Georg Fuchs, die, neben mancherlei Beiträgen zur Lebensgeschichte des Dichters, der für den „Datterich" begeisterten Darmstädter Welt mit einem Urteil über den Verfasser des Werkes aufwartete, das so ziemlich alles auf den Kopf stellte, was man bisher für unbedingt richtig gehalten hatte. Der Vater des Dichters, der einen für seine Zeit sehr bedeutenden Gehalt bezog, ward zum „armen Musiker" degradiert; der Dichter selbst rückte bei der Fuchsschen Heerschau in die Reihe der verbummelten Theologiekandidaten ein, die, aus Mangel an Besserem, sich dem Suff ergeben, „trinken und trinken, bis der ersehnte Rausch die quälenden Trübnisse von der Seele scheucht", und in deren Leben es darum gar nicht ausbleiben kann, daß „das Laster sie weich und lüstern an seine Brust zieht und sie endlich erwürgt". Der „Datterich" ist nach Fuchs mehr oder weniger eine Art Selbstbekenntnis; der Säufer Niebergall hat — nach berühmten Mustern — darin sich selbst karikiert!

Die Fuchsschen Ausführungen fanden sofort eine gründliche, mit wissenschaftlichem Ernst gearbeitete Widerlegung. Aber diese half nichts. Als die „Allgemeine Deutsche Biographie" den Artikel „Niebergall" schreiben ließ, übertrug sie die Arbeit einem Literaten, für den Fuchs eine einwandfreie Quelle war. Dessen Sätze wurden hier und da noch etwas unterstrichen, und damit war das „Werk" fertig. Das „Handbuch" hatte gesprochen, und nun sprachen Hunderte ihm nach! Aber wie! Die Besprechungen der Datterichaufführungen zeigen's ganz deutlich. Jeder fast, der die Feder in die Tinte tunkte, tat's mit dem ernstlichen Entschluß, in getreuer Nachfolge von Fuchs und der „Allg. Deutschen Biographie" Neues zu bringen. Und das muß ihnen ihr Feind lassen, diese Datterichfeuilletonisten haben ihre Sache gut gemacht! Ein paar Beispiele mögen das Gesagte belegen. Einer der ersten Artikel, der über Niebergall in diesem Jahr erschien, stand in der „Neuen Zürcher Zeitung" (vgl. Nummer vom 18. Januar). Darin heißt es: „Sein Leben ist fragwürdig, sein Können fraglos. Ein Musikantenkind, eine

Weile lang Kandidat der Theologie, Privatlehrer um ein paar windige Groschen, daneben vom Wein alleweil betört, klebt ihm das Glas an der Hand. Mit achtundzwanzig Jahren verdarb er und starb er. Trotzdem bewies er in den klaren Pausen seines Lebens, daß er eigentlich ein Dichter sein könnte. Das Modell und Urbild des Datterich ist er selbst. Wie der Datterich hat er die Schwerenot mit seiner ewig trockenen Kehle, schwelgt im Götterglück, wenn irgendwer seine Gurgel feuchtet.“ Schälen wir aus dem Gerante feuilletonistischer Phrasen das geschichtliche Urteil des Artikelschreibers heraus, so finden wir: Niebergall war ein versoffener Mensch; die Mittel zum Suff mußten ihm, da er selbst nichts hatte und wenig erwarb, seine Nebenmenschen liefern, die ihm auch von Zeit zu Zeit die Gurgel schwenkten. Das Urteil ist auf dem Boden des Fuchsschen Buches und der „Allg. Deutschen Biographie“ entstanden; aber es geht weit über sie hinaus: der Säufer Niebergall bezahlt seine Zeche nicht selbst, was ihn noch Fuchs tun läßt, er pumpt andere an. Eine weitere Staffel in der Entwicklung des modernen Niebergallbildes erreichen wir in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung“ vom 13. Februar, der allerdings später von mir — auf dankenswerte Veranlassung der Redaktion hin — am 3. März richtiggestellt werden konnte. Es heißt da: „Um die dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts lebte in Darmstadt ein Kandidat der Theologie, der sich weniger um seine Wissenschaft, als um die verschiedenen Sorten des Weines kümmerte. Er kannte wohl alle Kneipen in und um Darmstadt, in denen es einen guten Tropfen zu trinken gab, wohl aber gar wenig die Heilige Schrift und was mit seinen studiis zusammenhing. Dieser fröhliche candidatus theologiae hieß Ernst Elias Niebergall ... Am 20. April 1843 begrub man den erst Achtundzwanzigjährigen in seiner Vaterstadt. Von niemanden betrauert als von den vielen Kneipwirten, bei denen dieser gewaltige Säufer noch tief in der Kreide saß.“ Vergleichen wir diesen Artikel mit dem der „Neuen Zürcher Zeitung“, so finden wir, daß die Saufwut Niebergalls etwas stärker unterstrichen wird, daß daneben aber ein ganz neuer Zug aufsteigt: Niebergall — der, wie das von mir veröffentlichte Zeugnis beweist, in Gießen ein sehr gutes theologisches Examen gemacht hat und auch jederzeit ein tüchtiger Theologe blieb — taugte nichts in seinem theologischen Beruf und hinterließ Schulden. Gehen wir in der Zeit weiter, so stoßen wir auf einen Artikel im „Frankfurter Generalanzeiger“ vom 17. Februar. Da heißt's: „Der Dichter war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine in Darmstadt bekannte Figur, ein etwas versoffener Theologie-Kandidat, der die Manichäer und Philister der Stadt am Woog nach Kräften prellte und im übrigen dem bürgerlichen Leben die besten Seiten abgewann, die es für einen Nichtspießer damals zu vergeben hatte. Es wird erzählt, daß sich ihm die Sonne des Daseins meist auf den Wirtshausbänken erschlossen habe, und als er in jugendlichem Alter starb, da geleitete ihn kein feierlicher Leichenzug mit würdigen Honoratioren zu Grabe.“ Vergleichen wir wieder, so finden wir: Niebergall war auch ein Zechpreller, und die Spießer haben das auch bei seiner Beerdigung bezeugt, denn sie ließen's weder zu einer „schönen Leich'“ noch zu einem „ehrlichen Begräbnis“ kommen.

Soll ich noch weitere Beispiele bringen? Ich denke, es ist unnötig. Die Leser des Türmers haben wohl alle den einen oder anderen Artikel in den Händen gehabt, vorab von jenen fürchterlichen Artikeln, die einige Berliner Zeitungen in den letzten Wochen brachten. So verschieden sie im einzelnen sind, gemeinsam ist ihnen allen ein Doppeltes: 1. sie entdecken immer wieder neue Züge an dem „sehr unbraven Hessen Niebergall“, von den gewöhnlichen Feuilletonschreibern an bis hinauf zum Überfeuilletonisten Alfred Kerr, dessen Artikel im „Tag“ (Nr. 95) ich übrigens, trotzdem ich mich zu den zünftigen Datterichforschern rechnen darf, nur halb begriffen habe; und 2. all diese neuen Züge dienen dazu, das Bild des Niebergall der Geschichte noch mehr herunterzuziehen, als es bereits vorher geschehen war.

Wir haben im Bisherigen dargestellt, wie das Niebergallbild der Feuilletonisten von Zeitung zu Zeitung und von Woche zu Woche um neue Züge gewachsen ist, die alle ebenso ungeschichtlich wie geeignet sind, das Lebensbild des Dichters des „Datterich“ herunterzuziehen.



Wie ist diese Erscheinung zu beurteilen? Die Lösung dieser Frage wird uns wesentlich erleichtert, wenn wir den Feuilletonisten anhören, der in der „Darmstädter Zeitung" vom 17. Februar das Wort zu dieser Frage ergriffen hat. Er hat einen von mir in dem „Darmstädter Tagblatt" (7. Februar, Nr. 38) abgedruckten Aufsatz: „Ernst Elias Niebergall, Wahrheit und nicht Dichtung", in dem mit dem Niebergallbild von Fuchs und der „Allgemeinen Deutschen Biographie" an Hand untrüglicher Akten und sonstiger Zeugnisse eine ebenso eingehende wie scharfe Kritik geübt und deren erfundenem Bild das Bild der Geschichte gegenübergestellt wird, gekannt, glaubt aber trotzdem bei dem Märchen von dem Saufleben Niebergalls beharren zu müssen. Warum er das glaubt, darüber spricht er sich folgendermaßen aus: „Das Schöne an Niebergalls Leben ist, daß wir es nur in einem gewissen Nebel kennen, aus dem einige charakteristische Umrisse herausfallen, die ihn uns eigenartig und seltsam erscheinen lassen, fast mythisch und tragikomisch ... Wir kennen den Autor des ‚Datterich' so, wie wir es [sc. in der Ausgabe von Fuchs von 1894!] gelernt haben, und wir lieben ihn so, wie wir ihn kennen, und wie es einmal Sitte ist, sich ihn zu denken. Und niemand weiß, wem ein großer Gefallen getan wäre, den Autor dieses tollen Stücks als einen bescheidenen Privatlehrer festgelegt zu sehen. Es gibt Dinge, die über die Pflicht und absolute Berechtigung der wissenschaftlichen Methode hinaus größere Berechtigungen haben ... Wir würden wenig Freude daran haben, wenn das Halbdunkel über Shakespeare plötzlich gelichtet würde und einen schlichten und korrekten Beamten seiner Zeit gebäre." Soll ich die Summa dieser Ausführungen ziehen, so kann ich nur sagen: „Der Mythus, an den ich gewöhnt bin, und der mich ergötzt, ist mir lieber als die geschichtliche Wahrheit, und weil er mir lieber ist, darum lehne ich die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung ab, wenn ich sie auch für richtig halte." Wir sind dem Herrn Feuilletonisten dankbar, daß er uns so tief in seine Karte schauen ließ. Jetzt erkennen wir es, warum manche Feuilletonisten nicht müde geworden sind, das im Jahr 1894 erfundene Märchen von dem Trunkenbold Niebergall immer wieder aufs neue aufzuwärmen und immer aufs neue mit schmückenden Beitaten zu versehen, trotzdem es längst widerlegt war. Das Märchen ist ja zu schön!

Sieht man sich von dieser Enthüllung aus die Artikel, die wir oben berührten, noch einmal an, dann findet man: der Mann hat recht; mit welchem Behagen haben die Männer, die die Datterichaufführungen einzuleiten oder nachher zu besprechen hatten, bei dem Märchen von dem Kandidaten der Theologie verweilt, der so fürchterlich getrunken haben soll, wie haben sie's ausgeschmückt!

Dazu kommt freilich noch ein zweites, das hier ebenfalls nicht außer acht gelassen werden darf. Wie es Niebergall ergangen ist, erging es einer ganzen Reihe anderer Schriftsteller der Vorzeit. Ich erwähne einen, an dem uns das besonders klar wird: Georg Büchner, ebenfalls einen Hessen-Darmstädter, den dieselbe Krankheit in jungen Jahren wegraffte, an der Niebergall gestorben ist. Als man vor zwei Jahren seinen hundertjährigen Geburtstag feierte, lag keine Arbeit vor, die wie die Niebergallausgabe von Georg Fuchs die Grundlage zur Mythenbildung abgeben konnte. Trotzdem kamen auch bei Büchner die abenteuerlichsten Mythen zum Vorschein: auch er war ein Ludrian und Säufer und mußte darum jung sterben! Die ganze Geschichte war frei erfunden, wie jeder, der Büchners Leben genauer kennt, mir zugeben wird. Warum wurde sie erfunden? Ich will's grob heraussagen: weil es in unserem deutschen Land eine ganze Anzahl von „Literaten" gibt, die ihr Publikum nur dann befriedigen zu können glauben, wenn sie ihm mit sensationellen und pikanten Histörchen aufwarten. Sind diese nicht vorhanden, so muß man sie eben erfinden. Die Leser, und leider sehr oft auch die Leserinnen, erwarten das ja. Die wollen nicht „langweilige Geschichte", die wollen „kurzweilige Histörchen"; und je sensationeller diese sind, um so freudiger werden sie aufgenommen. Für die ist es auch ganz undenkbar, daß irgendein über das Durchschnittsmaß hinausragender Mensch in seiner Lebensführung „normal" gewesen wäre; wer genial war, muß in seinem Leben in irgendeiner Form einmal um die Ecke gegangen sein. Das scheint es mir letzten

Endes zu sein, was zu solchen unwissenschaftlichen und gegen Persönlichkeiten, denen man doch dankbar sein will, ungerechten Entgleisungen, wie sie in den Niebergallaufsätzen der letzten Monate in Fülle vorliegen, den Ausgangspunkt bildet.

Was ist dagegen zu tun? Ich kenne nur zwei Mittel: gründliches Forschen und dann Auffahren des schwersten Geschützes! Dann wird auch einmal die Zeit kommen, wo diese ungesunde, sensationslüsterne und unwissenschaftliche Art aus den „wissenschaftlichen Feuilletons" unserer Zeitungen verschwindet.
Prof. D. Dr. Diehl



Vom heiligen Zorn

Ehrlich und ungeschminkt heraussagen, was ist, kein Hehl daraus machen, was in diesem Kriege in uns aufbegehrt, predigt freimütig Dr. Wolfgang von Oettingen im „Tag" als befreiende Entladung und sittliche Pflicht. Es kann uns nicht genügen, daß unser sittliches Bewußtsein gestärkt und befriedigt wird durch die Überzeugung, der Krieg auf unserer Seite vertrage sich mit den Forderungen der Sittlichkeit und müsse deshalb, möge er verlaufen wie er wolle, zu irgendetwas Gutem führen. Wir sollen auch mit unserem sittlichen Urteil über die Handlungsweise unserer Gegner nicht hinter dem Berge halten.

„Wenn eine Zeit voll ist von Freveln und Verbrechen, die an Wahnsinn grenzen, so verlangt sie Brandmarkungen, wie Zorn, Haß und Verachtung sie eingeben, und die nicht abgeschwächt werden sollten; denn ihre Wucht tut eben not, sei es als Waffe, sei es als Heilmittel des Empörten. Wie herzhaft und herrlich hat das sechzehnte Jahrhundert, hat vor allem Luther gescholten und auch geflucht! Er kämpfte gegen eine Welt von Feinden, deren Verderbtheit seinem Gewissen ein Greuel und eine Last war, und er adelte die Waffe, die wir in Besitz eines Tölpels nicht achten und im Besitz von Schwächlingen in ihrer echten Form nicht antreffen werden. Bei uns aber ist es nur zu sehr Sitte geworden, starke Ausdrücke ebenso zu meiden wie starke Gefühle, und wohlabgewogene, möglichst neutrale Ausdrücke selbst dauernd zu verwenden, wenn der Gedanke durchaus kriegerisch und von Energie durchglüht ist. Das gilt mit gutem Grunde allenfalls in Gerichtsverfahren, obgleich zu besserer Erleuchtung und Zerknirschung nichtswürdiger Verurteilter dem Spruch des urteilenden Richters manchmal eine Färbung mit drastischem Pathos wohl anzuwünschen wäre; aber nicht sollte es gelten bei der Behandlung wesentlicher Dinge, die eine scharfe Auffassung verlangen, und am allerwenigsten in dieser Kriegszeit gegenüber unseren Feinden, über deren Gebahren wir zu Gericht sitzen können, sollen und müssen mit Zorn und Feuer. Gerade das aber scheint vielen nicht ‚gentlemanlike', sei es, daß sie über das Gefühl der Entrüstung überhaupt hinaus sind, sei es, daß sie als Weltbürger einen einseitigen Standpunkt gegenüber Feinden nicht zulassen wollen. Und doch ist beides, und besonders jetzt, durchaus notwendig. Wer befreiende Worte sucht und als schlichter Geist sie nicht in Philosophenschulen, als aufrichtiges Gemüt sie nicht in Redensarten finden kann, der übe sein Recht, oder vielmehr seine Pflicht aus, unbedenklich und laut das schwarz zu nennen, was schwarz ist, und unnachsichtlich und unversöhnlich das bloßzustellen und zu kennzeichnen, was unseren Anschauungen über Sittlichkeit nicht entspricht. Rücksicht auf politische Konvenienz, auf eingewohntes Herkommen, auf nationale Eigentümlichkeiten der fremden Völker ist in solchem Zusammenhange nicht zu nehmen, denn hier kommt es lediglich darauf an, unserem eigenen Gefühl, unseren deutschen Forderungen von Treue, Ehrlichkeit und Menschlichkeit Ausdruck zu verleihen, für diese unsere Eigenart bekräftigendes Zeugnis abzulegen und durch solche Aussprache, sei sie auch hart und leidenschaftlich, unser und unserer Nächsten Selbstbewußtsein und Zuversicht wachzu-



halten. Nie dürfen wir nach Verständnis suchen für die bodenlose Unsittlichkeit der seit Jahrhunderten geübten englischen Regierungsgrundsätze; wir sollten aller Welt, nicht nur uns, in die Ohren schreien, daß ihr Mißbrauch des Weltkabelnetzes und der Weltpresse zu dem systematischen Verleumdungs- und Lügenfeldzug gegen uns ein Verbrechen bedeutet, das nicht zu entschuldigen ist und Sühne fordert; daß die Heuchelei, die Verlogenheit und Brutalität ihrer Minister im internationalen Verkehr wie gegenüber ihrem eigenen Parlament abscheuliche, entehrende Laster sind; daß das Übertragen der Kriegsvergewaltigung auf unsere Zivilbevölkerung durch den Versuch der Aushungerung nichts anderes ist als ein ganz gemeiner Schurkenstreich, und daß eine Verständigung mit solch einer Regierung aufs tiefste verabscheut werden muß, weil sie abfärben und anstecken könnte wie die Gemeinschaft mit einem Spitzbuben. Mit Fingern sollen wir weisen auf die gewissenlosen Geschäftspolitiker, die das arbeitsame und nach Ruhm verlangende Frankreich verrückt gemacht und aus Eigensucht es in den Krieg gehetzt haben; und wir sollen nicht zugeben, daß der Schrei nach Revanche für 1870 aus einer edlen, einer berechtigten Empfindung stamme.

Unbarmherzig sollen wir hohnlachen über das verrottete Zarentum mit seinen geschäftskundigen Großfürsten und unbedenklichen Ministern, seiner großmäuligen Presse und phrasenreichen Beschränktheit; die Verachtung des käuflichen, so ganz unanständigen Italien, dieses Gassenjungen unter den Weltmächten, sollen wir in uns ebenso wach erhalten wie den Spott und die Geringschätzung, die wir für das Feilschen und Markten bei der Bedrängnis der Nachbarn übrig haben. Ja, wir müssen unversöhnlich jedem dieser Feinde den Zusammenbruch seiner Macht und schmachvollste Erniedrigung anwünschen und eine Kluft befestigen zwischen uns und ihnen, weil wir nichts gemein haben dürfen mit ihrer Art, bis sie endlich einmal zur Besinnung auf ihre sittlichen Pflichten als Mitbewohner Europas zurückgekehrt sein werden; keinen Augenblick wollen wir vergessen, daß unser Volk in blanker Rüstung dasteht mitten im Schmutz und im Blutsumpf eines Getümmels von kriegführenden Verblendeten.

Das Hochgefühl, so empfinden, so sprechen und für solche Worte einstehen zu können, die Überzeugung, daß man uns Vernichtung zudenkt, weil wir die Besseren sind, und die freudige Erkenntnis der Notwendigkeit, unsere Auffassung von Recht und Pflicht in der Welt durchzusetzen, verbunden mit der gewissen Zuversicht auf unsere Kraft, die das vollbringen wird — dieses alles lebendig in uns erhalten mit Vorsatz und mit Willen, es muß ja doch die Bedrückten aufrichten und befreien, die nach Hilfe verlangen! . . .“



Verdeutschungen

So alt die Bestrebungen, unsere Sprache von den Fremdwörtern zu reinigen, sind, wirklich volkstümlich sind sie zum erstenmal seit Ausbruch dieses Krieges mit seiner Aufwühlung unseres innersten Volkstums.

Da die Sprache der sinnfälligste Ausdruck dieses Volkstums ist, also auch seine Hauptstütze, ist es nur natürlich, daß das Volk jetzt die Fremdwörter als Unreinheit empfindet und sie am liebsten wie lästiges Ungeziefer abschütteln möchte. Leider ist diese Reinigung nicht leicht. Denn die Verunreinigung beruht weniger auf der Berührung mit dem Fremden, als auf der eigenen Schwäche. Man hat nicht nur keinen Widerstand gegen das Fremde, das einem in diesem Falle ja gar nicht aufgezwungen wurde, sondern das man sich freiwillig hereinholte, geleistet, es hat auch an der eigenen Kraft gefehlt, selber etwas hervorzubringen. Da aber der Wille zur Säuberung jetzt fast in allen Schichten lebt, ist zu hoffen, daß jene Kreise, die

aus irgendeinem Grunde nicht wollen, gezwungen werden. Das hat ja seinen (übrigens echt deutschen) Ausdruck darin gefunden, daß der Polizeipräsident von Berlin die Sprachreinigung der Geschäftsschilder befohlen hat. Übrigens, warum beginnt der Herr Polizeipräsident nicht bei sich selbst? Warum wird nicht dem Worte „Schutzmann", das sich für „Polizist" eingebürgert hat, entsprechend das Wort „Schutzmeister" gebildet? Der „Schutzmeister von Berlin" klingt so gut, daß man sich rasch daran gewöhnen würde.

Dadurch, daß die Bewegung jetzt vom Volke getragen wird, beteiligen sich auch die Laienkreise an der Säuberungsarbeit. Dabei verschlägt es nicht viel, wenn sich der Geschäftsgeist mitregt, wie bei jenem Berliner Kleidergeschäft, das Geldpreise für die Verdeutschung von fünf Wörtern ausgesetzt hatte, dabei aber sehr gedankenlos das Preisausschreiben mit der Aufforderung schloß, die Lösung an das „Reklamebureau zu adressieren". Für das letztere Wort wäre „richten" einfacher und deutlicher gewesen; wenn man für das erstere nicht „Anpreisstelle" sagen wollte, so konnte man ja zunächst dafür auch einen Preis ausschreiben. Übrigens hat auch der Deutsche Bühnen-Verein bei seiner Tagung eine „Kommission" zur Lösung dieser Frage ernannt, wo ein „Ausschuß" viel hübscher gewesen wäre. Ganz so einfach sind diese Dinge nicht, wenn sie einem nicht im Blute liegen.

Entscheidend aber ist, daß die Verdeutschungen aus dem Volksgeiste heraus geschaffen werden. Nun ist das Volk selbst ja unberechenbar, und von vornherein läßt sich keinem Worte ansehen, ob es Aussicht hat, volkstümlich zu werden. Dagegen läßt sich unbedingt jedem Wort ansehen, wenn es niemals volkstümlich werden kann. Da hat zum Beispiel Paul Lindau in einem Aufsatz wider die Bühnenfremdwörter eine Unzahl von Vorschlägen aneinandergereiht, die so umständlich sind und von so falschen Voraussetzungen ausgehen, daß er es selbst für nötig hält, am Schlusse zu versichern, seine Vorschläge seien durchaus ernst gemeint. Und die Unmöglichkeit, ja Lächerlichkeit seiner Versuche hat überall denselben Grund: die umständliche Genauigkeit der Begriffsbestimmung. Die Mehrzahl der Verdeutschungsversuche scheitert überhaupt daran, daß der vorliegende engbegrenzte Begriff oder womöglich gar das Fremdwort selbst eindeutig verdeutscht werden soll. Dabei übersieht man, daß das Fremdwort selbst diese Eindeutigkeit dem Begriff gegenüber gar nicht versucht hat. Aus diesem Bestreben kommen die überlangen Grundwörter, die sich dann bei Zusammensetzung zu richtigen Bandwürmern auswachsen. Aber wie Ric von Carlowitz in einem Aufsatz der „Grenzboten" richtig hervorhebt, verhängnisvoll ist es, daß diese Art der „Genauigkeit der Wortabgrenzung der volkstümlichen Sprachbildung überhaupt zuwiderläuft. Sie arbeitet mit Logik, das Volk mit Phantasie, das heißt sie unterscheidet begrifflich, wo das Volk zum Bild zusammenfaßt. Das Volk will bei seinen Worten nicht mit einer Vielheit belehrt, sondern mit einer Einheit — sagen wir ruhig: — künstlerisch unterhalten sein. Für eine volkstümliche Verdeutschung muß also der Begriff zur künstlerischen Impression, zum Gesamteindruck verdichtet werden, aus dem man das hervorstechendste Merkmal, die psychologische Dominante dieses Eindrucks, als Symbol für die ganze Vorstellung herausgreift, das den Namen hergibt. Gewiß läßt das Zweideutigkeiten zu, weil dieses eine Merkmal sehr wohl auch anderen Begriffen mehr oder weniger deutlich zukommen kann. Aber gerade über dieses Mehr-oder-weniger entscheidet allein die Gewohnheit. Wenn sie das herausgestellte Merkmal ‚deutlich', das heißt symbolisch deutbar, und zwar kraft psychologischer Gedankenverbindung zwangsläufig deutbar findet, so wird dem Deutlichen das Eindeutige unbedenklich geopfert. Die Macht der Gewohnheit ist, wo psychische Faktoren im Spiele sind, nicht hoch genug zu veranschlagen. Wenn sie erst das kurze und kühne Wort in diese neue Richtung gedrängt hat, steht es hier viel fester als ein ängstlich korrektes Wortungeheuer, das von vornherein ‚den Tod auf der Zunge hat'."

Die Gewohnheit liebt nun gerade die Verkürzungen, weil diese für neue Verbindungen besonders geeignet sind. Als es die Verdrängung des Wortes „Velociped" galt, das ja auch

für das französische Sprachgefühl sehr häßlich war und deshalb dort bald dem „Velo“ weichen mußte, wurde bei uns „Fahrrad“ oder „Zweirad“ aufgebracht. Die Sprache des Volkes sagt längst nur „Rad“, und keiner läuft Gefahr, wenn er sagt: „Borge mir dein Rad“, daß man ihm ein Wagenrad oder ein Uhrrädchen dafür bringe. Die Phantasie der Sprache hat den ganz bestimmten Begriff mit dem an sich vieldeutigen Worte verbunden. Es kommt nur darauf an, daß ein solches Wort recht sinnfällig ist. Dieses Mangels wegen kommt auch der „Kraftwagen“ nicht recht vom Platze, allerdings auch, weil er für Verbindungen zu umständlich wird, und der Vorschlag von Carlowitz, „Läufer“ zu sagen, läßt sich um so besser hören, als die auch hier bereits in den Kreisen der Kraftwagenführer übliche einfache Bezeichnung „Wagen“ von der Allgemeinheit nicht aufgenommen werden dürfte. Im „Läufer“ liegt auch das Selbsttätige des Fortkommens. Läuferschuppen, Läuferrennen, Wanderläufer, Stadtläufer, Läuferstraßen, Lastläufer, Rennläufer, Benzinläufer, Läuferverschleiß sind lauter gute Verbindungen, wogegen der Läufer- oder Lauflenker sicher bald dem einfachen „Lenker“ Platz machen würde.

Das ist nur eines für viele Beispiele. Ein Haupthindernis wird das Laster der Unehrlichkeit bleiben, denn es ist doch im Grunde nichts anderes als Unehrlichkeit, wenn man immer diese Fremdworte wählt, weil einem die deutsche Bezeichnung ihrer Verständlichkeit wegen unangenehm ist. Sie ist den Leuten nicht vornehm genug. Gegen das deutsche Wort „Haarschneider“ wird geltend gemacht, es sage nicht alles, denn der Mann schneidet ja auch Bärte, womöglich gar Hühneraugen, handelt mit Kämmen und Seifen. Ja, „Friseur“ hat doch noch die viel engere Bedeutung „Haarkräusler“ und „Coiffeur“ ist Haarkünstler in der allerengsten Form, daß der Betreffende eine Haartracht herzustellen vermag. Schon vor längerer Zeit hat die „B. Z. am Mittag“ in einer offenbar als witzig gedachten Plauderei eine Dame sich wehren lassen: sie trage keine Unterröcke, sondern eben nur Jupons. Immer und immer wieder ertappen wir gerade die Frauen und die sogenannte bessere Gesellschaft dabei, daß ihnen die deutsche Bezeichnung nicht vornehm genug ist.

Bezeichnenderweise hat in der Sitzung des Modeamtes des Vereins deutscher Mode, die sich mit dem Ersatz fremdsprachiger Bezeichnungen der deutschen Herrenmode befaßte, die Bezeichnung für „Sacco“ den lebhaftesten Streit hervorgerufen. Dabei heißt das italienische sacco doch nichts anderes als „Sack“, und diese Bezeichnung ist sehr charakteristisch, weil gut gesehen. Aber „Sack“ war unmöglich, so daß die Abstimmung „Jacke“ ergab. Für „Sweater“ wählte man „Sportwams“. Man hätte richtiger „Wams“ allein sagen müssen oder noch besser das in Süddeutschland vielfach übliche „Schlupfer“ aufgreifen können, unbekümmert darum, daß dieses das Hineinschlupfen sehr anschaulich wiedergebende Wort häufig auch für Muff in Gebauch ist. Wenn man wenigstens bei den fremden Bezeichnungen nicht immer bei uns seinen Bildungsdünkel in die möglichst richtige Aussprache und Schreibweise des Fremden setzen würde. Wie gut sich eine fremdsprachige Bezeichnung weiterentwickelt, wenn man sie einfach als „Laut“ ins Volk gehen läßt, zeigt die Entwicklung des italienischen „giubbone“ in Joppe, alemannisch noch mehr der italienischen Aussprache angepaßt „Tschobe“, woraus dann bei Hebel und anderwärts vielfach die Verkleinerungsform „Tschöbli“ gebildet ist. Auffällig ist es auch, daß bei uns die Modekreise nicht die Keckheit oder das Selbstvertrauen besitzen, ein neuartiges Kleidungsstück mit dem Namen irgendeines bekannten Trägers zu bezeichnen, wo doch „Raglan“ und „Havelock“ ebenso wie der früher getragene „Spencer“ die Namen bekannter englischer Offiziere und Staatsmänner sind und uns natürlich gar nichts bedeuten können.

Mit besonderer Freude habe ich es übrigens begrüßt, in der oben erwähnten Sitzung des Vereins für deutsche Mode auch manche Kunstschriftsteller am Verdeutschungswerke zu sehen, die bislang ihre eigenen Arbeiten mit einem Übermaß von fremden Wörtern entstellten, Verzeihung, das waren natürlich die für den „sublimen“ und „subtilen“ Ausdruck wirklich „differenziert“ empfindender Nerven unbedingt nötigen Abschattierungen. Es wäre besonders

erfreulich, wenn gerade auf dem Gebiete der Kunstschriftstellerei diese ganz üble Sprachmengerei aufhörte, die geradezu zu einem Atelier-Rotwelsch geführt hat. Auch für die Empfindungen auf künstlerischem Gebiete gilt, daß, was sich nicht gut deutsch ausdrücken läßt, für deutsches Empfinden unwahrhaftig ist. K. St.

Shakespeares „Episoden"

Manche haben an den großen Aufzügen und Schauszenen Shakespeares Anstoß genommen, andere vielleicht in manchen glücklichen Bühnenbildern ein bloß angenehmes Beiwerk gesehen, und selbst liebevolle Beurteiler tadeln manche Episode, die den Gang der Handlung angeblich störend unterbricht oder die Illusion zerreißt, wie Hamlets Ausfälle gegen die Auswüchse des Theaterwesens. Ich glaube, bemerkt diesen Einwänden gegenüber Prof. Dr. Robert Petsch in einem längeren Aufsatz der „Frankf. Ztg." über „Shakespeare und die Bühne", der Kritiker müßte hier ganz besonders vorsichtig sein. Es ist wohl richtig, aber es darf nicht einseitig übertrieben werden, daß Shakespeare der Schöpfer des modernen Charakterdramas ist; wie für jeden echten Dichter, so sind auch für ihn die dramatischen Charaktere nur Mittel zum künstlerischen Zweck, und dieser Zweck ist eben die Darstellung des Lebens selber. Wie Goethe nicht bloß in Tasso, sondern auch in Antonio lebt, so umfaßt Shakespeare einen Macbeth und einen Macduff und alle die anderen großen Gestalten des Dramas mit der gleichen Liebe und schafft sie hinein in eine Welt und zugleich mit einer Welt, in der sie sich auszuleben vermögen; eines ist ohne das andere nicht zu denken, und beides mußte Shakespeare nicht bloß den Sinnen und dem Verstande, sondern vor allem dem Herzen des Zuschauers — seines Zuschauers nahe bringen! Wenn noch mindestens bis vor kurzem in manchem Londoner Theater der Pöbel lange Szenen ernsten Charakters mit zotenhaften Zurufen zu unterbrechen und eine Zeitlang die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf sich selbst zu lenken liebte, so verstehen wir, warum Shakespeare mit weiser Berechnung selbst in die Todesszene des „Romeo" ziemlich derbe komische Elemente einstreute; seien wir glücklich, daß er solche Einlagen fast immer zu jener Höhe erhoben hat, wie in der Totengräberszene des „Hamlet" und in den Narrenszenen des „Lear". Als gälte es, das Wort des Platon wahr zu machen, daß tragische und komische Kunst in derselben Künstlerseele ihre Wurzel haben, schwingt er sich einem Adler gleich über die gemeine Komik seiner Genossen zu jener Sonnenhöhe des Humors und der erhabenen Satire empor, die der Philister nie verstehen wird, und ohne die das Genie die ernste Seite des Lebens überhaupt nicht vertragen könnte.

Was aber die Schauspielerszene im Hamlet anlangt, so gehört sie, wenn irgend etwas, zu jenen Mitteln, die fast unmerklich und doch mit unbeirrbarer Sicherheit die Stimmung des Zuschauers beeinflussen und seine Aufmerksamkeit auf die rechte Fährte lenken. Shakespeare liebt, wie wir sahen, das Spiel im Spiel, und in den Hamletstoff fand er es bereits in seiner Vorlage eingeführt. Wie mußte sein Schauspielerherz da höher schlagen; antike Anekdoten von der Aufdeckung schwerer Verbrechen und von der Erweichung hartgesottener Sünder durch die Macht der Bühne, die der belesene Mann wohl kannte und auf die er anspielt, scheinen hier einmal künstlerische Vergegenwärtigung zu verlangen: das ganze Schicksal des Helden, ja der Welt, in der er lebt, ist auf einmal von der Wirkung einer mimischen Darstellung abhängig, zum mindesten zur einen Hälfte: die andere Hälfte ruht wieder ganz in Hamlets eigenen Händen. Mancher Alltagskomödiant mochte da verwundert aufhorchen, manches Hoffräulein die Nase rümpfen, mancher Snob in der Loge und im „Pit" einen schlechten Scherz bereit haben — da galt es, zuvörderst die Würde der Kunst fühlen zu lassen, da mußte Hamlet als Schützer und als idealer Freund der Schauspieler erscheinen und der Beruf selber in seiner




Carlos
Tips. 1915

Reinheit erfaßt und bewertet werden. Weil Hamlet aber auf den höchsten Begriff der Kunst zielt, so muß er die Möglichkeit ihrer Degeneration zugeben, und er malt sie mit den Farben, die das Leben dem Dichter nun einmal darbot; und wenn er am Schlusse alle Schäden der Kunst mit der aus den Fugen gegangenen Zeit in Zusammenhang bringt: „Kein Wunder, da mein Oheim in Dänemark regiert", so ist das kein Anachronismus im gewöhnlichen Sinne, aber es konnte als ein wohlgezielter Hieb auf Verhältnisse der Gegenwart wirken: solche Verhältnisse gehören nicht in die glorreichen Zeiten des Shakespeareschen England! Die Zuhörer verstanden ihn gewiß sofort und sie faßten mit Shakespeare die Angelegenheit überzeitlich und überpersönlich auf; ihr Herz wurde voll von der Würde und von der hohen Sendung der theatralischen Kunst, und ihr Geist bangte und hoffte der Wirkung des Spieles entgegen; Shakespeares Zweck war erreicht, wenn die Flucht des Claudius geglaubt wurde und wenn sich damit eine neue, schwere Last der Verantwortung auf Hamlets Seele senkte. So schelte man auch die Episoden nicht, die Shakespeare, treu dem Bühnenbrauche seiner Zeit, in reicher Fülle eingeschaltet hat. Auch in ihnen, wie in der Verbindung des Tragischen und Komischen, wie in der Mischung von Sein und Schein bei der Zeichnung der Charaktere, auf Schritt und Tritt verrät sich der Dramatiker, der auf dem Boden der Bühne erwachsen ist; auf jenen Brettern, die dem Durchschnittsgeiste hölzern und unfruchtbar erscheinen mögen und die dem Genie zu einem idealen Erdboden werden, in dem es wurzelt und aus dem es fortwährend seine höchsten Kräfte zieht.



Deutschland und Österreich-Ungarn

Soviel auch schon über das künftige Verhältnis zwischen uns und unseren österreichisch-ungarischen Bundes- und Waffenbrüdern geschrieben worden ist, — was unser gemeinsamer getreuer Eckart Peter Rosegger darüber zu sagen hat, wird immer noch williges Gehör finden. Er hat nun im „Heimgarten" das zu sagen:

Wie der kommende Friede auch aussehen mag, die Tore zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, die der Krieg so weit aufgerissen hat, bleiben offen. Es werden sich — sind die äußeren Feinde gewichen — ja wieder innere erheben. Sollen wir diese roh bekämpfen? Das wäre wieder der Krieg, der beständige, staat- und seelenvergiftende. Überzeugt müssen die inneren Feinde werden. Wovon überzeugt? Von der Notwendigkeit eines sozialen, wirtschaftlichen und politischen Bündnisses der beiden Staaten.

Aber nicht etwa mit dem Hobel gleichen wollen! Es gibt Sonderzustände hüben und drüben, die müssen bleiben. Wenn der kühlere, stramme Norden und der heitere, phantasiereiche Süden die großen Verschiedenheiten haben, so ist gerade das der wichtigste Grund, zueinander in größere Gemeinschaft zu treten, damit der eine Teil vom andern allmählich erwerbe, was ihm abgeht, und von seinem Überschuß mitteile, was dem andern fehlt. Ich möchte zwar nicht die österreichische . . . . dem Norden anhängen, aber einiges von unserer Frohlebigkeit könnte er vielleicht brauchen. Dann sollten wir auf Einfuhr norddeutschen Pflicht- und Strammsinnes keinen Zoll legen. Der österreichische Bureaukratismus, der einer äußeren Formordnung wegen so leicht das Aktuelle und Tatsächliche übersieht und versäumt, muß sich mehr in deutsche Fixigkeit und Sachlichkeit umwandeln. — Fester knüpfe sich das wirtschaftliche Band, das alle Arbeit gleichmäßiger belebt, alle Erfolge gleichmäßiger verteilt. Bisher hat in beiden Ländern eine unnatürliche Verteilung, ein schiefes Verhältnis der Naturproduktion und der Industrie stattgefunden, ein Irrtum, der uns zurzeit stark an den Magen geht. Das muß sich regeln zugunsten der Landwirtschaft, wenn wir für alle Fälle vor dem Aushungerungskrieg der Piraten sicher sein wollen.

Die eigentliche Kultur entwickelt sich aus seelischer und geistiger Gemeinschaft. — Im Herzen Deutschlands ragten einst zwei Männer, zu Weimar stehen sie Arm in Arm auf dem Sockel, die den Deutschen ihre bis dahin unter der Schlafhaube dämmernde Seele aufgeweckt haben. Seither haben deutsche Dichter und Denker nicht mehr abgelassen, die seelischen Eigenschaften der Stämme zu kräftigen und einander näher zu führen. Neuerdings seit Jahrzehnten sind deutsche Künstler, Poeten und Schriftsteller am Werk, in Nord und Süd die Feuerzeichen ihres Volkstums aufzuzeigen. Mit wärmerem Herzen schaut der Bayer nach Preußen, mit verständnisvollerem Auge der Niederdeutsche in die Alpen. Mit diesem Sichkennenlernen flauen auch die kirchlichen Gegensätze ab. Und in einem gesitteten Volke muß doch endlich die Zeit kommen, da es zu den sozialen und ethischen Unmöglichkeiten gehört, daß einer dem anderen sein innerstes Herzenseigentum, das Verhältnis zu Gott, bestreitet oder besudelt.

Vor allem kennen lernen müssen sich der Reichsdeutsche und der Österreicher, und daß einer den andern nicht justament so haben wolle, wie er selber ist, sondern daß er freudig sich des unmeßbaren Reichtums und der ungeahnten Entfaltungsmöglichkeiten bewußt wird, die in der Unterschiedlichkeit unserer Stämme liegen. Wir alle zusammen, mitinbegriffen auch die anderssprachigen Völker, die in unserer Staats- und Kulturgemeinschaft leben, wir sind und haben eine Welt für uns. — Ich füge hier ein, daß überhaupt die Völker einander näher stehen, als sie wissen und glauben. Die modernen Menschen haben ja doch so ziemlich die gleichen Wünsche, Bedürfnisse und Bestrebungen; ein Deutscher, ein Tscheche, ein Madjar werden einander recht gut verstehen, allerdings nur so lange, als sie den Mund nicht aufmachen. Sobald sie das tun, verwirrt und trennt sie die Sprache. Deshalb sollte mehr gearbeitet und weniger geredet werden.

Könnten wir auch in dieser Sache einen leidlichen Frieden erzielen, dann hätten wir, die zwei mitteleuropäischen Kaiserreiche, eine glückliche Welt für uns. So vieles, was wir um schwer Geld bisher aus der Ferne bezogen, wächst besser bei uns. Es ist auch für den Erholungsreisenden nicht nötig, so viel hinauszustreben in fremde Länder, deren Eigenarten wir bei der heutigen Fahrigkeit doch nicht erfassen. Jetzt kommt die Reisezeit. Der Bürger, der in seinen Erholungstagen in schönen Fernen Naturluft, neue Kenntnisse und Erfahrungen sucht: zwischen Aachen und Kronstadt, Königsberg und Cattaro ist eine Welt ausgebreitet voll üppigster Mannigfaltigkeit der Naturschönheit und des Völkerlebens. Vom kraftvoll wogenden Nordmeer bis zum sonnigen Südmeer haben wir alles, was das Herz begehrt.

Kurz, ich wüßte kein besseres Mittel zur gegenseitigen Annäherung unserer Völker als das gegenseitige Sichbesuchen im eigenen Hause.



Unsere Helden im Westen

So uneingeschränkte Bewunderung unseren von Sieg zu Sieg stürmenden Helden im Osten gebührt — kein Lob reicht an ihre Taten heran! —, so wenig dürfen wir auch nur einen Augenblick des Heldentums im Westen vergessen, das in unerschütterlichem Ausharren die immer wieder gegen sie anschäumenden Sturmfluten einer gewaltigen feindlichen Überzahl immer wieder an ihren ehernen Mauern zerschellen läßt. Die „Frankf. Ztg." sagt nicht zu viel, wenn sie darauf hinweist, daß dort im Westen „seit vielen Monaten ein unerhörtes Geschehen sich vollzieht, das kein Beispiel in der Geschichte der Kriege kennt". Und mit Recht betont sie, daß der Krieg im Westen, der

Krieg der Verteidigung, zwar dem „Gefühl" nicht so sehr entgegenkomme, wie der Krieg im Osten, der Krieg des Angriffs, daß man aber, um ihn ganz zu verstehen, nicht an den Weg, nicht an die gegenwärtige Methode denken müsse, sondern an das Ziel des Handelns.

„Clausewitz, der Altmeister der preußischen Kriegswissenschaft, nennt die Verteidigung ‚an sich die stärkere Form der Kriegsführung', denn sie zielt auf das Erhalten dessen ab, was man besitzt, und sie gibt dem Verteidiger, sowohl im Gefecht, als auch in der Kombination des Gefechts, in Taktik und Strategie, Vorteile, die dem Angreifer nicht zu Gebote stehen. Zudem geschieht sie nicht um ihrer selbst willen, sondern zum Zweck des Sieges. Was unsere Heeresleitung im Westen veranlaßte, in die Verteidigungsstellung in Frankreich und Belgien zu gehen, ist bekannt. Wir wissen, daß uns nicht Schwäche und Aussichtslosigkeit unseres Angriffs in die Gräben hineingezwungen haben. Wir wandten uns mit allen Kräften, die entbehrlich waren, nach dem Osten. Es galt, im Westen das Gewonnene zu erhalten, also abzuwarten und Zeit zu gewinnen. Jeder für unsere Feinde im Westen nutzlos verstreichende Tag, jeder verlorene Mann der feindlichen Heere ist für uns ein barer Gewinn. Unsere eigenen Verluste sind nicht fruchtlos, solange unsere Linien standhalten, denn das nächste Kriegsziel ist dort eben das Ausharren und nur das Ausharren. Engländer und Franzosen verbluten zu Tausenden vor unseren Gräben. Nach Hunderttausenden zählen die Verluste der gegen uns verbündeten Heere, während es gelungen ist, trotz der lebhaften und aktiven Form unserer Verteidigung die Verluste der deutschen Truppen verhältnismäßig sehr niedrig zu halten. Fast alles eroberte Land ist noch in unserem festen Besitz wie vor neun Monaten; Unwesentliches ist verlorengegangen, Wertvolles ist dazu gewonnen. Seit Mitte Dezember sind vier große Gruppen von Angriffen gegen unsere Linien vorgetragen worden. Der berühmten Dezember-Offensive Joffres, die etwa nach vier Wochen mit einem Verlust von weit über 150000 Mann zusammenbrach, ist die Winterschlacht in der Champagne gefolgt, in der aus den feindlichen Armeen über 45000 Mann ausschieden; dann kamen die vergeblichen und äußerst blutig verlaufenen Stürme der Franzosen zwischen Maas und Mosel, und am 9. Mai begann die gewaltige Frühjahrsoffensive unserer verbündeten Gegner im Westen, nachdem vier Tage lang eine über alle Begriffe gehende Artilleriebeschießung dem ersten Sturm vorangegangen war. Bis zum heutigen Tag reiht sich so eine gewaltige Schlacht an die andere, denn all diese großen Angriffsgruppen lösen sich in eine Unzahl von Stürmen und Beschießungen jeden Grades und jeder Stärke auf. Was unsere Truppen dort seit vielen Monaten zu bestehen hatten, geht mit einiger Deutlichkeit aus den Berichten hervor, die von Zeit zu Zeit an die Öffentlichkeit gelangen. Die rastlose Hochspannung der Nerven, die monatelang mit den raffiniertesten Mitteln der Technik durchgeführten Angriffe erfordern bei den Verteidigern ganz ungeheure körperliche und seelische Kräfte. Dazu die gewaltige Überzahl der Feinde, die nur durch geschickteste Verteilung der Truppen und sorgsamste Ausnützung der Verkehrsmittel ausgeglichen werden kann, dazu die Tatsache, daß wir dort im Westen vollkommen ebenbürtigen Feinden gegenüberstehen, die mit den modernsten Geschützen und Waffen reichlich versehen sind, und deren Zufuhr, im Gegensatz zu den Verhältnissen im Osten, in ständigem Wachsen begriffen ist, dazu der Umstand, daß der Rausch des begeisternden Angriffs nur selten den Verteidiger die Not des Kampfes vergessen machen kann! Wer sich des ungestümen Mutes und der oft tollkühnen Angriffslust unserer Soldaten während der Schlachten im August und September des vorigen Jahres erinnert, wer bedenkt, um wieviel leichter es ist, im Fieber des Angriffs, in dem sich Kampflust und Kraft vervielfältigen, die Strapazen eines siegreichen Vormarsches zu ertragen, als standhaft und unerschütterlich, Woche um Woche, Monat um Monat, in den Gräben und Unterständen auszuharren, wer die gewaltigen Massen an moralischer Kraft bedenkt, die der Verteidiger immer aufs neue aufwenden muß, in dem wird das Gefühl, bewundern und danken zu müssen, mächtig aufsteigen ... Und all diese trotzigen Kämpfer im Westen, die in Feuer und Not treu ausharren, helfen durch ihren kräftigen Arm und ihr wacke-

res Herz mit, den großen Sieg im Osten zu erstreiten, dem unsere verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere im Sturmschritt entgegeneilen."

Wir werden ihnen allen gar nicht genug danken und doch nie das vergelten können, was sie für uns geleistet und gelitten haben!



Ein allzu wißbegieriger Engländer

Einer köstlichen Verulkung der englischen Lügenpresse und ihres amtlichen Zuhälters, der englischen Zensurbehörde, unterzieht eine neue Londoner Zeitschrift, die sich „New Age" nennt, in „ganz modernem" Stile geleitet wird und eine ziemliche Verbreitung haben soll. Dort kann ein wißbegieriger Wahrheitsfanatiker gar nicht genug „Fragen an das Pressebüro" richten, die diesem wahrscheinlich höchst unpassend und dummdreist erscheinen werden. Der in Briefform gehaltene Aufsatz lautet:

„Geehrter Herr! Darf ein zerstreuter Bürger an das Pressebüro appellieren durch die Gastfreundschaft Ihrer Spalten?

Wir stehen seit über 6 Monaten mit Deutschland im Kriege. Während dieser Zeit hatten wir zwei Siege pro Tag, einen in den Morgenzeitungen und einen in den Abendzeitungen. Die Deutschen wurden während derselben Zeit täglich zurückgeworfen. Nach meiner Berechnung müßten nun nur noch zwei Deutsche übrig sein, diese beiden müßten über den Weltrand hinaus zurückgetrieben sein, sie müßten mit ihren Augenlidern in dem Nichts hängen.

Will uns der Preßzensor daher erklären, warum Deutschland im Besitz ist von beinahe ganz Belgien und eines Teils von Frankreich, und warum es die Alliierten nach beiden Fronten zurückhält?

Ich wurde durch die Presse zu verschiedenen Malen unterrichtet durch fettgedruckte Kopflinien, daß die deutsche Armee durch einen Ring von Eisen eingeschlossen ist. Doch suchten wir vergebens nach der Fortsetzung. Was tut ein Eisenring, nachdem es ihm glückte, das Schwein zu umzingeln? will sagen die Armee? Sitzt er nieder, um zu rauchen, und gestattet der Herde — der Armee natürlich — hinwegzumarschieren? Wenn nicht, was um Himmels willen tut er?

Wie kommt es, daß, obwohl Deutschland und Österreich verhungerten, Aufruhr hatten, sich stritten und monatelang in äußerst prekärer Lage waren, sie heute noch bleiben, was sie vorher waren?? Haben diese beiden Länder gelernt, wie man stark und dick bleibt unter einer sehr zufriedenstellenden Diät von Luft? Wenn ja, möchten Sie uns nicht das Geheimnis verraten? Dies möchte uns sehr nützlich sein, wenn wir noch einige Siege errungen haben.

Wie kamen die vielen Tausende von britischen Gefangenen und die vierhundert englischen Automobilomnibusse nach Deutschland, da wir doch keine Niederlage erlitten haben? Sind sie aus ihrem freien Willen dahin gegangen, oder nahmen die Gefangenen die Automobilomnibusse mit oder die Busse die Gefangenen?

Wie kommt es, daß die österreichische Armee verschiedene Male vernichtet und stark verhauen wurde durch das galante kleine Serbien, daß diese selbe österreichische Armee stärker als je kämpft und Serbien um Hilfe ruft, mit der Begründung, daß es verhungert, und das Land bedeckt ist mit Männern, Frauen und Kindern, hingeschlachtet von triumphierenden österreichischen Hunnen?

Weshalb sind die Totenkopfhusaren immer noch an der Front, nachdem sie bei Beginn des Krieges von den Belgiern vernichtet worden waren, vollständig ausgetilgt durch die Verbündeten im Oktober und total zerschmettert wurden von den Russen im November? Solche

Hartnäckigkeit riecht nach Unanständigkeit ebensowohl als die Weigerung des Kronprinzen, tot zu bleiben. Sicherlich nur ein Hunne kann ein Kommando weiterführen, nachdem er einmal tödlich verwundet und zweimal getötet und begraben wurde.

Ist es eine Idiosynkrasie der Deutschen und Österreicher, sich zu weigern, tot zu bleiben?

Wie brachte es der Kaiser fertig, sich zu erholen von nervöser Erschöpfung, Fieber, Erkältung, doppelseitiger Lungenentzündung und einer schweren Operation — nicht zu erwähnen die dauernde Irrsinnigkeit —, das alles in 14 Tagen, und zu der Front zurückzukehren in besserer Gesundheit als je zuvor?

Wann wurde die Kathedrale von Reims wieder aufgebaut? Ich hörte, daß die Deutschen sie zu Ruinen schossen vor einigen Tagen. Doch sie zerstörten sie seit einigen Monaten vollständig.“

Ist es nicht — mit Heine zu reden — höchst erfreulich, in dieser Zeit, „wo täglich mehr und mehr die Bessern schwinden“, in England „solchen Jüngling noch zu finden“?



Die Untreue gegen den „guten Kameraden“

Die deutschen Straßen waren seit vielen Jahren nicht mehr so voller Gesang, wie jetzt. Dabei ist die Gassenhauerware so gut wie ganz verschwunden. Dagegen hat manches ältere, schon halb vergessene Volkslied wieder Geltung gewonnen, weil gerade unter den älteren Kriegs- und Soldatenliedern sich manches ausgezeichnete Marschlied findet. So habe ich in der letzten Zeit wiederholt das nun hundertjährige Lied auf den Tod des Herzogs von Braunschweig mit seiner bei aller frischen Kraft doch eigentümlich düster gefärbten Melodie und das drollige, Selbstverspottung mit Ernst seltsam mischende Lied des tapferen Soldaten von Lippe-Detmold, der „wunderschönen“ Stadt, eigentlich zum erstenmal wirklich vom Volke singen hören. (Das letzte Lied wurde allerdings in Detmold selbst wohl immer gern gesungen.)

Das Wiedererwachen dieser alten Kriegslieder haben wir nicht nur der Stimmung dieser Zeit, sondern auch den vielen Zupfgeigenhansen zu danken, die sich in allen Gruppen des Wandervogels, der Jugend- und Deutschwehr finden. Was ich schon seit vielen Jahren behauptet und darum auch eifrig betrieben habe, bewahrheitet sich jetzt, daß es nämlich bei gutem Willen ebenso leicht sei, gute Lieder wieder in allgemeinen Singebrauch zu bringen, wie die Schunderzeugnisse unserer neuen Operetten- und Possenliteratur und die üblen Tanzmelodien, die in enger Blutsverwandtschaft mit den widerwärtigen Modetänzen der letzten Jahre zu uns gekommen sind.

Der Weg von diesen Jugendverbänden ins Männerheer hinauf vollzieht sich für diese Lieder ganz von selbst. Die Deutschen lernen im allgemeinen außerordentlich leicht neue Lieder und auch den zugehörigen Text, und erfahrungsgemäß läßt sich auch der erwachsene Mann die Mühe nicht verdrießen, solch Liedlein auswendig zu lernen.

Die älteren Marschlieder, vor allem die für das Heer zweckmäßigen, kommen dieser weiten Verbreitung allerdings noch besonders entgegen durch die ausgiebige Benutzung des Kehrreims. Eine weitverbreitete Gattung des Soldatenliedes, die schon in die Landsknechtszeit hinaufreicht und im „Johann von Werth“ eines der wenigen wertvollen Lieder aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hervorgebracht hat, geht sogar so weit, daß sie bei der Allgemeinheit überhaupt nur die Kenntnis des Kehrreims voraussetzt und für die wenigen wechselnden Textzeilen auch die Improvisation zu Hilfe ruft. So erreichen diese Lieder einerseits jene Endlosigkeit, die für Dauermärsche erwünscht ist, anderseits gewähren sie den dabei ebenso willkommenen humoristischen Einfällen der einzelnen unbegrenzten Spielraum.

Wenn man die jetzt in Fülle neugeschaffene Liederliteratur auf ihre Verwendbarkeit für die Truppen eingehender prüft, wird man es vielfach bedauern müssen, daß Dichter wie Komponisten zu wenig diese alte Form studiert haben, die eine leichte und rasche Aufnahme gewährleistet hätte. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß gerade bei Marschliedern der Kehrreim die Beliebtheit außerordentlich steigert, daß auch gerade dieser Kehrreim einem das Laufen erleichtert. Es gehört zu den geheimnisvollen Wirkungen des Rhythmus, daß die völlig gedankenlose Wiederkehr bestimmter Vorstellungen und damit verbundener Tonreihen jene Überwindung der Müdigkeit befördert, die von Urzeiten an und noch heute bei allen Naturvölkern zur Verbindung von Arbeit und Rhythmus geführt hat. Sicherlich hängt damit eng zusammen, daß zu kurze strophische Gebilde nicht beliebt sind, und daß sich gerade da das Verlangen nach einem verlängernden Kehrreim leicht einstellt. Die kurze Strophe ohne Kehrreim drängt naturgemäß den Gedanken- und Empfindungsgehalt und darüber hinaus auch den stofflichen Inhalt sehr zusammen. Diese Art Gedichte ist also verhältnismäßig schwer zu behalten; sie sind auch schnell zu Ende, lassen den Singenden nicht die Ausspannung, die der Kehrreim von selbst bringt, und gewähren endlich dem, der des Textes nicht ganz Meister ist, keine Gelegenheit, singend mit einzugreifen. Man muß nur beobachten, wie bei den Liedern mit Kehrreim dieser letztere immer viel kräftiger und lauter klingt, als die vorangehenden Textworte, eben weil bei ihnen jeder Bescheid weiß und gar nicht mehr nachzudenken braucht.

Ich glaube, diese Umstände erklären das einem unserer schönsten neueren Volkslieder widerfahrene Schicksal, das manchem die ganze Freude an der gesteigerten Singelust unserer Jungmannschaft getrübt hat. So mancher forscht bekümmert nach den inneren Triebkräften, die für Wahl und Verbreitung von Dichtung und Musik im Volke wirksam sind, wenn er erleben muß, daß ein schönes Kunstgebilde mutwillig zerstört und mit einem weit wertloseren Bestand teile nicht nur ohne Sinn, sondern geradezu wider allen Sinn gewaltsam verkoppelt wird. Daß aber dieses Lied zum fast meistgesungenen dieser großen Zeit werden konnte, ist eine Erscheinung, vor der jene, denen es wirklich ernst um das Verhältnis zwischen Kunst und Volk ist, die Augen nicht verschließen dürfen. Ich meine die Art, wie jetzt von jung und alt, in den daheimgebliebenen Gruppen der noch nicht für den Krieg Reifen, wie bei den ausziehenden Mannschaften, und endlich auch draußen im Felde das Lied vom „guten Kameraden" gesungen wird. Ich glaube, die Schicksale, die Uhlands Meistergedicht und der ihr ebenbürtigen Melodie Silchers widerfahren sind, werfen ein grelles Licht auf die schädlichen Wirkungen, die der musikalische Schund ausgeübt hat, mit dem wir unser Volk in den letzten Jahrzehnten in steigendem Maße haben vergiften lassen. Alle Mahnrufe einzelner haben da wenig gefruchtet. Unseren gebildeten Kreisen fehlt durchaus der Sinn für die Bedeutung dieser Frage und erst recht das Verantwortungsgefühl für die Wirkungen des üblen Beispiels, das sie selbst mit ihrer törichten und oberflächlichen Begünstigung der seichtesten Operetten- und widerwärtigsten Possenlieder gegeben haben. So überrascht es denn auch nicht, daß auch der schroffe Fall, den wir mit dem Lied vom „guten Kameraden" zurzeit erleben, vielfach kaum bemerkt und jedenfalls nicht gebührend eingeschätzt wird.

Dieser Fall liegt so. Das Gedicht Uhlands besteht bekanntlich aus drei Strophen, deren rhythmischer Reiz durch die im volkstümlichen Liede nicht häufige Fünfzeiligkeit bedeutend gesteigert ist. Silchers Vertonung hat sich diesem eigenartigen Bau aufs glücklichste angeschlossen; sie zerfällt ganz natürlich in drei Teile, deren zwei erste je zwei Zeilen umfassen; der dritte, dem nur die eine Zeile zufällt, erhält das nötige musikalische Gegengewicht durch eine sehr geschickte Wiederholung, die überdies sich so eng mit den zwei ersten Zeilen zusammenschließt, daß die dritte und vierte Verszeile, die jeweils das Zuständliche in dem Vorwärtsschreiten der Handlung schildern, wie von einem Rahmen umschlossen werden. Kein Wort der Bewunderung ist zu hoch für die herrliche Kunstarbeit des Uhlandschen Gedichtes, deren Vollkommenheit ihre höchste Bestätigung darin erhält, daß sie so ganz selbstverständlich natürlich gewachsen wirkt.



Und nun geht man hin und verstümmelt dieses edle Kunstgebilde, indem man jedesmal die letzte Zeile wegläßt. Man sagt nicht mehr vom Kameraden, daß er in gleichem Schritt und Tritt zum Streite mitzog; die klassische Wendung, daß er zu meinen Füßen liegt, als wär's ein Stück von mir, fällt weg, und auch der ergreifende Schlußgruß, daß die gute Kameradschaft auch im ewigen Leben weitergelten soll, wird kaltherzig abgeschnitten. Statt dessen tritt jedesmal an Stelle dieses letzten Verses ein aus neun (mit der Wiederholung elf) Zeilen bestehender Kehrreim folgenden Wortlauts:

„Gloria, Gloria, Gloria, Viktoria!
Mit Herz und Hand fürs Vaterland,
Fürs Vaterland.
Die Vöglein, sie sangen,
Sie sangen so wunder-, wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn!“

Auch für das echte Volkslied gilt es, daß alle Kehrreime, wenn sie nicht bloß aus vokalisierten Silben (Valerie, Tralala und dergleichen) bestehen, bei der ersten Strophe sich wenigstens einigermaßen logisch anschließen müssen. Erst für die späteren Strophengebilde wirkt die Kraft des Kehrreims so stark, daß man auch eine an sich logisch widersinnige Verbindung sich gefallen läßt. So auch hier:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
Gloria, Viktoria!
Mit Herz und Hand fürs Vaterland“ usw.

Das ist eine faßbare Vorstellung, und auch die weiteren Verse des Kehrreims wird man, natürlich ohne den hohen Maßstab, den uns das Gedicht Uhlands in die Hand gibt, anwenden zu dürfen, gelten lassen können. Der Hinweis auf eine Naturerscheinung, hier das Singen der Vöglein, ist echt volksliedmäßig, und der Gedanke an das Wiedersehen in der Heimat stellt sich beim ausziehenden Krieger natürlich ein. Ich verweile mit Absicht bei diesen Einzelheiten, denn ganz so dumm und gedankenlos, wie manche Leute es in ihrem Zorne denken, ist das Volk ja doch nie. Wenn es solche Dinge aufnimmt, müssen Werte darin stecken, und man wird nicht fehlgehen, wenn man die plötzliche allgemeine Beliebtheit dieser Verballhornung, die ja schon seit einigen Jahren in den Kreisen der Wandervögel verbreitet war, auf diese Schlußzeilen zurückführt mit ihrem beruhigenden und beglückenden Gedanken des Wiedersehens in der Heimat.

Bei der zweiten und dritten Strophe wird nun die Verbindung der Uhlandschen Verse mit dem Kehrreim nicht nur sinnlos, sondern geradezu gefühlsroh. Der Leser möge sich in Gedanken nur die Verse zusammenhalten, und er wird kein Wort der Verurteilung zu scharf finden. Hier gibt es nur eine Entschuldigung, die schon so oft auch für das Unbegreifliche im Leben der Tat hat gelten müssen und deshalb erst recht für das Leben in der Scheinwelt der Kunst angeführt werden kann: sie wissen nicht, was sie tun. „Die Leute überlegen sich die Worte gar nicht, die sie singen“, sagte mir kürzlich der verdienstvolle Leiter unseres größten Arbeitergesangvereins. Das mag in diesem Falle zutreffen; aber an sich ist diese Gleichgültigkeit gegen das gesungene Wort durchaus unnatürlich und widerspricht allen Erfahrungen aus den Blütezeiten des Volksliedes. Gewiß ist da auch vielfach den Texten gewaltsam mitgespielt worden, aber nicht umsonst hat gerade Uhland das schöne und milde Wort „zersingen“ gewählt. Sehr viele, ja die meisten Lieder haben durch dieses Zersingen dichterisch gewonnen; sie erfuhren dadurch meistens eine Verdichtung auf das Unentbehrliche. Als das Lied „Ich hört' ein Siche-

lein rauschen" noch zwanzig Strophen hatte, war es dichterisch bei weitem nicht so schön, wie in den überlieferten dreien. Wir machen die Beobachtung, daß bei dieser fast ausschließlich mündlichen Überlieferung der Liedertexte im Laufe der Zeit alles weggefallen ist, was für das Verständnis entbehrlich war. Dadurch erhalten die Lieder oft etwas Sprunghaftes, geheimnisvoll Dunkles, das der angeregten Phantasie ein weites Betätigungsfeld eröffnet. Aber nur in den gewollten Unsinnsliedern finden wir so widerwärtig Blödes, wie in dieser Verstümmelung des „guten Kameraden", und ganz unerhört ist es, daß schöne Dichtungen derart grausam mißhandelt und ins Wertlose verkehrt werden.

Nein, hier haben wir die traurige Folge des beschämenden geistigen Tiefstandes alles dessen, was in den üblen letzten Jahrzehnten einer blödsinnigen Operettenkultur zur Volkstümlichkeit gebracht worden ist. Nur die systematische Gedankenlosigkeit war imstande, den Blödsinn der „Puppchen", „Schönen Witwen" und „Lustigen Ehemänner" hundert- und tausendmal zu singen. Ich habe es nie begreifen können, wie Menschen, die ihre Geisteskräfte noch beisammen haben oder auch Anstandsgefühl besitzen, diese Texte singen konnten. Die elendesten Plattheiten und schmählichsten Reimereien waren die gesungensten Verse des „Volkes der Lyriker". Ein derartiges Gehaben muß verwüstend wirken und das allem Volke eingeborene Gefühl für das schöne Gedicht zerstören. Denn alle Volksliederfahrung zeigt, daß bei noch so hoher Beliebtheit der Melodie es letzterdings doch der Text ist, der die Leute fesselt; deshalb erfinden sie sich auch immer neue Gedichte zu bekannten Melodien. Vor allem gilt dies von Liedern epischen Inhalts, zu denen der „gute Kamerad" mit seinen ungemein plastisch gesehenen Vorgängen gehört.

Auch die Behandlung der Melodie erscheint dem tiefer Zusehenden als Folge einer der betrüblichsten Gewohnheiten unserer Musikkultur. Nur ein philologisches Gewissen kann es dem Volke verübeln, wenn es sich die von ihm aufgenommenen Melodien zurechtsingt. Wenige Weisen entsprechen ganz dem Volksbedürfen, und es ist mir immer als merkwürdig aufgefallen, daß das Volk bei den Gassenhauern und Modemelodien sich nicht die Mühe macht, sie sich erst zurechtzulegen, sondern sie buchstabengetreu übernimmt. Gewöhnlich leben diese Gassenhauer ja auch nicht lange genug, werden vielmehr als fremdartiger Giftstoff vom Volksgefühl nach kurzer Zeit wieder ausgeschieden, so gründlich, daß gar nichts davon zurückbleibt und selbst die meistgesungenen Stücke wenige Jahre später so gründlich vergessen sind, daß niemand sie mehr zusammenbringt. Das wirkliche künstlerische Gut aber, das das Volk sich zu eigen macht, wird ein Bestandteil seiner selbst, und so sind die auch jetzt vielgesungenen Lieder, wie „Die Wacht am Rhein", „Deutschland, Deutschland über alles" in Einzelheiten vom Volke zurechtgerückt worden, wie das Heidenröslein, der Lindenbaum und auch der Gute Kamerad, trotzdem für alle diese Lieder die Schule immer wieder die ursprüngliche Lesart einübt. Aber diese kleinen Veränderungen, die die Silchersche Vertonung des „Guten Kameraden" auch schon früher erfahren hatte, haben nichts zu tun mit denen, die die jetzt so vielgesungene Form aufweist. Vielmehr zeigt diese letztere ein Schulbeispiel für die verheerende Wirkung des Potpourri-Unfugs.

Das Potpourri ist eines der schlimmsten Erzeugnisse der musikalischen Afterkunst und hat seine Verbreitung hauptsächlich durch die Unterhaltungskonzerte, besonders in Wirtschaften, gewonnen. Dabei war es ursprünglich noch verhältnismäßig harmlos, ja, aus der Gewohnheit, die sogenannten „Perlen" aus Opern und sonstigen Musikstücken aneinanderzureihen, hätten sich sogar echt künstlerische Wirkungen ausbauen lassen, wenn die Verfertiger solcher Stücke nicht von ganz äußerlichen Gesichtspunkten geleitet gewesen wären. Aber da diese Musikhandwerker bald dahinter kamen, daß für das breite Publikum das „Erraten" der einzelnen Stücke einen besonderen Reiz ausübte, nutzten sie diese leicht begreifliche Freude eines ungeschulten Musikempfindens zu „geistreichen" Überraschungen aus. Es wurde ein förmlicher Sport darin getrieben, Anklänge oder ähnliche Wendungen der Melodieführung dazu zu benutzen, um ganz unvermerkt in eine andere Melodie hinüberzuschlupfen, so daß der Zuhörer geradezu



am Narrenseil herumgeführt wurde. Es gibt einzelne solcher Arbeiten, bei denen man das „geistreich“ nicht in Gänsefüßchen zu stellen braucht. Im allgemeinen sind alle diese Machwerke aber von geradezu widerwärtiger Roheit. Ich glaube aber doch, daß keiner von allen diesen üblen Zusammenleimern jemals auf den Gedanken gekommen ist, welche geradezu verheerenden Wirkungen diese Art auf das Musikempfinden der einfachen Leute ausüben würde. Das Volk versteht eben in allen künstlerischen Dingen keinen Spaß. Wer an die Welt des inneren Empfindens rührt, muß das immer mit heiliger Scheu tun. Alle Überlegenheit, alle Ironie ist dem Volksgefühl fremd. Glänzend hat Tacitus gerade in der Hinsicht den deutschen Charakter erfaßt in den wenigen Worten: „Niemand lacht dort über die Sünde.“ Der Deutsche vermag solche Dinge nicht leicht zu nehmen, nicht mit dem Gefühl zu spielen, und deshalb wirken auf ihn Dinge verheerend, die der selbstgefällig und spielerig bewußt in der Welt stehende Romane leicht überwindet.

So konnte es denn geschehen, daß ein unsagbar roh zusammengezimmertes Gemengsel verschiedener kleiner Melodiestücke in der ernstesten und größten Stunde unseres Volkslebens zum Liedausdruck des liederreichsten, musikalisch tiefsten aller Völker wurde. Nur die erste Zeile bewahrt die ursprüngliche Melodie, die zweite bringt ein Stück aus „Preisend mit viel schönen Reden“, die dritte und vierte die Wiederholung eines kleinen Fetzchens aus einem Turnierliede, und daran schließt sich der Kehrreim, in dem als Hauptstück (von „Die Vöglein“ bis zum Schluß) das englische „Home, sweet home“ mit entsprechend verkürzten Noten steckt. Das englische sentimentale Lied war ja schon längst bei uns als Heimatlied („Wenn weit in den Landen wir zogen umher“) eingebürgert. Und so erfüllt denn das ganze Gebilde vollauf jene alte Forderung, nur Bekanntes oder bekannt Klingendes zu verwerten, wo man rasche Volkstümlichkeit erreichen will.
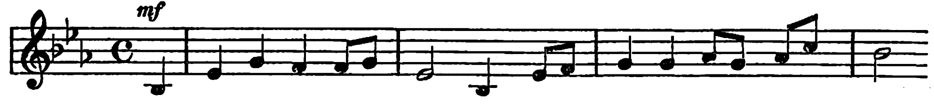
Ich glaube, es bedarf weiter keiner Begründung mehr zur Verurteilung dieses Machwerkes; aber das Volk hat es doch nun einmal leider ins Herz geschlossen, und es wird nicht leicht halten, das meistgesungene Lied zu verdrängen. Könnten wir dann nicht wenigstens unserem alten, lieben „guten Kameraden“ den Dienst erweisen, ihn aus diesem Gemengsel zu erlösen? Sicher beruht diese Volkstümlichkeit auf dem Kehrreim, der ja musikalisch keinen großen Wert besitzt, aber doch sehr sangbar und ausgezeichnet zum Marschieren ist. Da scheint mir aussichtsreicher, als der Vernichtungskampf gegen das Ganze, der Versuch zu sein, einen anderen Text mit diesem beliebten Kehrreim zu verbinden. Der Versuch ist gemacht von Hugo Zuschneid in Offenburg, der unter dem Titel „Kriegers Abschied“ durch folgende drei Strophen die verstümmelten des „guten Kameraden“ ersetzt:

1. Nun geht's ans Abschiednehmen,
Wir ziehn hinaus ins Feld.
Wir wollen flott marschieren,
Die Waffen mutig führen.

2. Dem Feinde fest entgegen,
Wir schlagen tapfer drein!
Wir wollen mit ihm ringen,
Wir werden ihn bezwingen.

3. Und liegt der Feind darnieder,
Geschlagen und besiegt,
Dann schallen Jubellieder,
Dann kehren froh wir wieder.

Zuschneid hat denselben Liebesdienst der Silcherschen Melodie erwiesen und für die zwei ersten Zeilen folgende neue Weise gefunden:



An diese schließt sich die bisherige Singweise von der dritten Zeile an.

Ich glaube, wir sollten alles daransetzen, das schwere Unrecht, das wir an einem der schönsten unserer neueren Volkslieder begangen haben, wieder gut zu machen. Die Sache ist durchaus nicht schwer. Wenn die Lehrer in den Schulen, in den Volksschulen sowohl wie in den höheren, den Schülern einmal den Unsinn ihres jetzigen Liedes recht klarmachen, wird hier eine rasche Wirkung zu beobachten sein, und für die Krieger draußen im Felde ist es eine alte Erfahrung, daß der dringend ausgesprochene Wunsch von seiten der Vorgesetzten alle Schwierigkeiten behebt. Hugo Zuschneid in Offenburg (Baden) hat seine neue Dichtung mit der neuen Melodie als Feldpostkarte drucken lassen. Die jetzt für die Ankündigung benutzte letzte Seite der Doppelkarte könnte in gedrängter Darstellung das Unwürdige unseres jetzigen Verhältnisses zusammenfassen, und dann sollten wir in Tausenden von Exemplaren diese Feldpostkarte unseren Kriegern zusenden. Nicht nur stolze Bauwerke sind Merksteine der Kunst, die nur der Rohling mutwillig zerstört; ein schlichtes kleines Lied ist ein ebenso reines und edles Kunstgebilde. Wir werden, wenn wir die rechten Worte finden, von keinem unserer Krieger ungehört bleiben in der Mahnung, auch dem Liede vom „Guten Kameraden", das ihm so wunderbar tief ein tägliches Schicksal vor Augen rückt, das tausendmal erklungen ist, wenn ein Krieger ins Grab gesenkt wurde, die Treue zu halten, die es verdient. Wir schonen die Kunstdenkmäler in Feindesland; wie könnten wir es da über uns bringen, mit Bewußtsein ein deutsches Kunstwerk mutwillig zu zerstören?

Dr. Karl Storck



Bilder und Noten

Vielleicht liegt es daran, daß die im letzten Jahrzehnt neu aufgeblühte Kunst der Silhouette meistens von Frauen geübt wird, und daß auch ihr Handwerkszeug, die Schere, leicht zu einer mehr spielerigen Handhabung verlockt, wenn das Zierliche und Anmutige vorwiegt. Freilich, die Blätter von Gertrud Hagemann-Stamm, die wir im zweiten Märzheft des Türmers (Nr. 11) veröffentlichten, machten davon eine Ausnahme. Wir konnten an ihnen auch bewundern, wie sie ganz als Schattenumriß gesehen sind. In dem so reichlich angebauten Gebiete erreicht kein anderer unter den Lebenden so den ursprünglichen Charakter der Silhouette, die doch aus der künstlerischen Festlegung des an die Wand oder auf den Boden geworfenen Schattens eines wirklichen Vorganges entstanden ist.

Carlos Tips, von dem wir im Augustheft 1914 einige Bilder zeigten, ist auf einem ganz anderen Wege zu einer von ihm eigenartig vertretenen Monumentalität der Silhouette gelangt. Man könnte sich seine Bilder auch als Holzschnitte denken; sie sind entstanden aus einem starken Empfinden für die Wirkung der scharf umrissenen schwarzen Fläche gegen einen hellen Hintergrund. Dabei ist das Eigentümliche für Tips, daß man immer an riesige Flächen denkt. Die innere Monumentalität dieses jungen Künstlers ist so stark, daß man auch bei seinen kleinen Bildchen unwillkürlich sich eine große Wandfläche vergegenwärtigt. Gerade deshalb empfinde ich seine farbigen Hintergründe nicht als störend, sondern in gutem Sinne dekorativ, obwohl sie ja an sich dem Charakter der Silhouette widersprechen. Seine besondere Fähigkeit liegt darin, aus einer mannigfachen Lebensbewegung den gemeinsamen Grundton herauszufühlen, der dadurch nun besonders stark in uns widerhallt, daß wir eine Vielheit in ihm zusammenklingen spüren.

Der Türmer-Verlag hat von Tips sechs Postkarten mit Vorwürfen aus dem Kriegsleben herausgebracht, von denen wir vier in größerer Wiedergabe auch im Türmer zeigen. Von den beiden, die das heutige Heft vorführt, bestätigt „Morgenrot" die obigen Ausführungen. Hauffs Gedicht stellt den einzelnen Soldaten so in den Vordergrund, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, daß gerade im heutigen Kriege das erschütternd Große in der Ge-



meinsamkeit des Schicksals vieler liegt. Es kann der einzelne gar nicht mehr für sich fühlen. Das Empfinden ist immer in eine Gesamtheit eingestellt, weil das Schicksal dieser Gesamtheit entscheidet; auch unser ganzes fürchterliches Erleben dieser Zeit wird letzterdings nur dadurch erträglich, daß man nicht die Einzelschicksale ansieht. Ich finde das Blatt „Morgenrot" deshalb so recht aus unserem Zeitempfinden heraus geboren, weil es — sicher ohne daß der Künstler es sich verstandesmäßig scharf ausgedacht hätte — dieses Eintauchen des einzelnen in eine Gesamtheit so wunderbar und ohne jeden Zwang veranschaulicht. Der wachthabende Vorposten droben auf dem Kamm des Hügels erlebt diese Morgenrotstunde am stärksten, und in seiner Seele, in seinem Munde verdichtet sich das Erlebnis zum Liede. Aber wie seine Augen für die Kameraden wachen, die drunten im Dunkel ruhen, so fühlt er auch für sie, und in ihm verdichtet sich nur das Empfinden und Fühlen von allen. Wir sehen die Kameraden nicht, nur ihre Pferde und die an den Zaun gelegten Lanzen. Mit innigem künstlerischen Genuß verfolgt man die leichte Abwandlung in der Linienführung dieser Pferdeschar, durch die die Gruppe zu einer Einheit zusammengeschlossen wird, ohne daß das einzelne Tier sein Sonderdasein aufzugeben braucht, das dann noch durch die hervorragenden Lanzenschäfte betont wird.

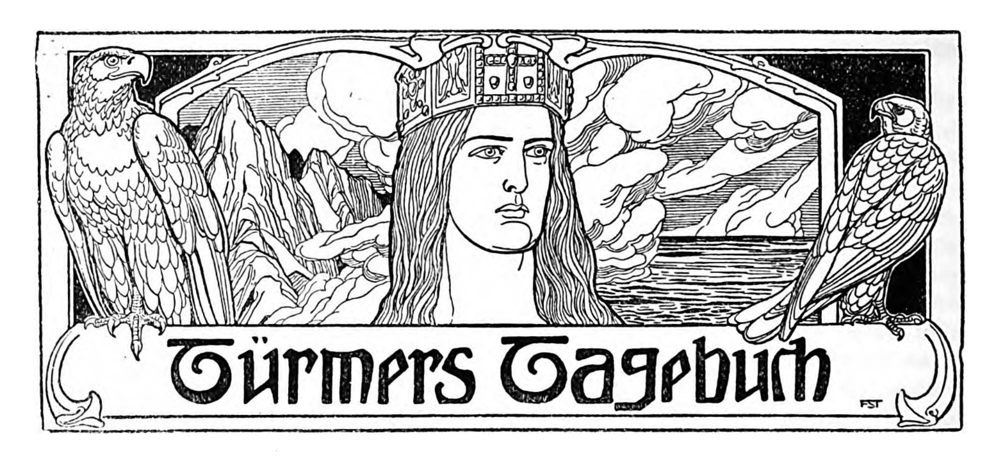
Das zweite Bild, wie der brave Sanitätshund den aufgefundenen Verwundeten verbellt und so Hilfe für den Einsamen herbeiruft, steht der ursprünglichen Silhouette insofern näher, als es einen auch im wirklichen Geschehen als scharfe Umrißlinie vor dem freien Horizont erscheinenden Vorgang festhält. Man kann aber auch hier in der ausgezeichneten Raumausnutzung die starke dekorative Anlage des Künstlers erkennen. — Die Postkartenfolge zeigt als weitere Stoffe „Maschinengewehre", „U-Bootsarbeit", „Drauf" und „Abschied". Selbst im kleinen Postkartenformat bewahren die Bilder ihre innere Großräumigkeit, und sicher wird man überall mit dem Versand dieser hübschen Kunstblätter große Freude bereiten. —

Von den drei Liedern in der heutigen Notenbeilage sind uns zwei aus dem Felde zugeschickt worden. Heinrich Pfannschmidt ist ein bewährter Komponist, der im Berliner Musikleben mit seinen trefflichen kirchenmusikalischen Aufführungen einen hervorstechenden Platz einnimmt. Als echter Barbar ist er auch im Felde der nach französischem Urteil barbarische Instinkte voraussetzenden Musik treu geblieben. Davon zeugt nicht nur das stark empfundene Lied unserer Beilage, sondern auch Konzertveranstaltungen, die er draußen zur Gemütserbauung der Feldgrauen veranstaltet hat. Die Programme, die da gelegentlich zu uns hergeweht werden, sind Ehrenzeugnisse für den deutschen Geist und werden für ernste Kulturforscher späterer Zeiten eine unendlich beredtere Sprache führen, als all das aufgeregte Geschrei unserer Feinde.

J. P. Seilers Lied „Ich weiß einen Lindenbaum stehen" hat einen kleinen Rundweg gemacht, um wieder in den Türmer zu kommen. Der Komponist hatte die Strophen in den Ausführungen gelesen, mit denen der Türmer des am 27. September vor Reims gefallenen Hermann Löns gedachte. Er hat dann draußen im Feld die Zeilen vertont und an Ort und Stelle die Wirkung seiner Weise auf die Mannschaften erprobt. Ich bin überzeugt, daß man auch zu Hause sie gern singen wird, zumal der vierstimmige Satz, allenfalls um eine Terz vertieft, auch als Begleitung zum einstimmigen Vortrag gut klingt.

Das Lied von Georg Göhler ist einem Heftchen entnommen, das neun Soldatenlieder von Hermann Löns vereinigt (Leipzig, C. A. Klemm; 60 ₰). Alle Männerchöre werden diese gesunde Gabe herzlich willkommen heißen, die man auch als Feldbrief hinausschicken sollte. Es finden sich ja fast in jeder Kompagnie die Kräfte zusammen, um den Chorgesang zu pflegen, und gerade Löns hat so aus den Herzen unserer Soldaten heraus zu dichten verstanden, daß seine Worte, wenn sie in dieser geistigen Verwandtschaft vertont werden, einen besonders kräftigen Widerhall bei unseren braven Grauen finden müssen. K. St.





Der Krieg

Unter dem Datum: „Berlin, den 9. Juni 1915", ist eine u. a. von zwölf Reichstagsabgeordneten, sieben „Vorwärts"-Redakteuren, fünfundzwanzig Frauen unterschriebene Aufforderung „An den Vorstand der sozialdemokratischen Partei Deutschlands und den Vorstand der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion" gerichtet worden, die mit der Aufforderung schließt, „daß Fraktion und Parteivorstand endlich ohne Zaudern . . . auf der ganzen Linie den Klassenkampf . . ., den sozialistischen Kampf für den Frieden eröffnet". An der vordersten Front glänzen die Genossen Haase, Kautsky und Bernstein. Das der „Voss. Ztg." am 21. Juni übersandte Exemplar trug einhundertunddreiundsiebzig Unterschriften, es sollen aber noch an die hundert hinzugekommen sein. Über diesen „Andrang" wird man sich nun billig wundern dürfen, aber das Verwundern wird einigermaßen gedämpft, wenn man erfährt, mit welchem Hochdruck das „Keilen" von Unterschriften betrieben worden ist. Das Flugblatt wurde nämlich in großer Zahl mit folgendem Rundschreiben versandt:

„Berlin, Juni 1915.

Werter Genosse!

Anbei Abdruck eines Schreibens vom 9. d. M. mit den uns bisher bekannt gewordenen Unterschriften. Wir bitten Sie dringend um dreierlei: 1. Unterzeichnen Sie selbst (Vor- und Zuname, genaue Adresse, Funktion in der Organisation). 2. Suchen Sie noch möglichst viele Funktionäre von politischen Organisationen, Gewerkschaften, Genossenschaften usw. oder sonstige besonders tüchtige, tätige und einflußreiche Genossen zur Unterschrift zu gewinnen, und zwar ganz schnell, sofort. Antworten Sie zu 1 und 2 binnen ein bis zwei Tagen von heute ab. . . . . . . Nur ja und Unterschrift (Vor- und Zuname, genaue Adresse, Funktion in der Organisation). 3. Wirken Sie, bitte, darauf hin, daß das fragliche Schreiben an Parteivorstand und Fraktionsvorstand sofort zum Gegenstand von Resolutionen in den politischen Organisationen (Versammlung, Konferenz, Vorstandssitzung usw.) gemacht

wird. Etwa so: Die Versammlung hat von dem Protestbrief Kenntnis genommen, den am 9. Juni d. J. eine große Anzahl Genossinnen und Genossen an den Partei- und Fraktionsvorstand gesandt haben. Sie schließt sich den Ausführungen und Forderungen dieses Schreibens mit allem Nachdruck an und spricht die ungeduldige Erwartung aus, daß Partei- und Fraktionsvorstand nun unverzüglich zur proletarisch-sozialistischen Politik zurückkehren werden. Die Versammlung begrüßt die tapfere Friedensarbeit der ausländischen Genossen und ruft die Genossen auf, ihre volle Schuldigkeit im proletarischen Klassenkampf gegen den Krieg zu tun und über den Trümmern des Burgfriedens hinweg an den Wiederaufbau der Internationale zu gehen. — Diese Resolution bitten wir direkt an Partei- und Fraktionsvorstand zu senden. . . Auch das alles sehr schnell aus vielen Gründen, die hier nicht dargelegt werden können.

In Hamburg und Berlin ist die Aktion für solche Resolutionen bereits im Gang."

Ein von Bernstein, Haase und Kautsky erlassener Aufruf „Das Gebot der Stunde" mit der gleichen Aufforderung, den Burgfrieden aufzusagen und den „Klassenkampf für den Frieden" (gegen die Einmütigkeit des deutschen Volkes und die Sicherung des Reiches!) erschien in der „Leipziger Volkszeitung".

Das Flugblatt und der Aufruf des patriotischen Dreiblatts wurden beschlagnahmt — die denkbar gelindeste Maßnahme, die solche Umtriebe treffen konnte. Die Aufwiegeler gegen das eigene Volk und Vaterland können froh sein, daß sie nicht in einem der feindlichen Auslande leben, von denen sie uns den „Frieden", den jene meinen, vorschreiben lassen wollen. Und warum? Wir dürfen ruhig sozialdemokratischen Blättern die Antwort überlassen: „Um die deutsche Sozialdemokratie von den übrigen Volksgenossen loszureißen und sie der politischen Ohnmacht zu überliefern, damit die alte, bequeme, vor jeder Verantwortung sich drückende Politik der prinzipiellen Negation wieder aufgenommen werden kann" — so der sozialdemokratische Karlsruher „Volksfreund".

„Man will mit allen Mitteln verhindern, daß die Massen der sozialdemokratischen Wähler zur Erkenntnis des völligen Bankerotts kommen, den die Kladderadatschpropheten mit ihrer ‚Wissenschaft' erlebt haben . . . Wenn je der Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft hätte erfolgen müssen, so jetzt, wo diese Gesellschaft auf die denkbar stärkste Belastungsprobe gestellt wurde. Aber nicht die Spur einer solchen Katastrophe hat sich gezeigt. Wenn es keinen Zusammenbruch gibt, dann hat auch die Politik und Taktik, die auf diese Theorie festgelegt war, denselben Bankrott erlebt wie diese selbst. Dann darf die Politik der Sozialdemokraten künftig nicht mehr in der Hauptsache auf den bloß agitatorischen Erfolg eingestellt werden. Für den ‚Radikalismus' ist die Agitation Selbstzweck geworden. Es handelt sich darum, ob die Sozialdemokratie eine politische Partei, die bestimmend auf die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Geschicke des deutschen Volkes einwirken kann, oder ob sie eine Sekte politischer

Fanatiker sein soll, die jegliche politische Verantwortung prinzipiell von sich weist, und die auf den ‚Tag der sozialen Revolution' ihre ganzen Hoffnungen setzt . . .

Mit Liebknecht fing es im Dezember vorigen Jahres an. Die Reichstagsfraktion hat dann nach stundenlangen Verhandlungen ihren Beschluß gegen sein parteischädigendes Verfahren gefaßt und ihm ihre Meinung mit jeder wünschenswerten Deutlichkeit gesagt. Ließ doch der Schlußsatz ihrer Resolution erkennen, daß sie die Gemeinschaft mit ihm gelöst haben würde, wenn ihr das Organisationsstatut der Partei eine Handhabe dazu geboten hätte. Sollte sich aber irgendein Mitglied der Fraktion der Ansicht hingegeben haben, dieser Beschluß werde auf denjenigen und diejenigen wirken, auf die er zielte, dann würde dieses in der Zwischenzeit Enttäuschung erlebt haben. Denn Leute, wie Liebknecht und sein Anhang sind nicht zu belehren, auch nicht durch die stärksten Beschlüsse im Zaum zu halten . . . Es war jedem Einsichtigen schon seit Monaten klar, daß Liebknecht nicht lange allein stehen werde mit der absurden Ansicht, die überwältigende Mehrheit unserer Abgeordneten hätte das Volk verraten, die Disziplin gebrochen und sich ihres Mandates unwürdig gemacht, nur er habe die Disziplin hochgehalten und die wahren Interessen unseres Volkes gerettet . . . Zwischen dem Schuft, der für ein paar Judasgroschen die vertrauten Verhandlungen der Fraktion, die Besprechungen unserer Parteivertreter mit den Männern der Regierung an die ehrenwerte ‚Berner Tagwacht' verhökert, und dem Parteivorsitzenden Haase, zwischen Westmeyer auf der einen Seite und einem alten Parteiveteranen wie Theodor Schwarz auf der anderen, zwischen dem unermüdlichen Wühler Rühle und dem hoffnungslos verwirrten Eduard Bernstein gibt es sicher sehr große Unterschiede. Aber gefunden haben sie sich doch. Gefunden in dem Kultus des Wortradikalismus, der unentwegten Opposition um der Opposition willen. Der ‚Geist' Liebknechts ist in ihnen allen . . .

Mögen sie unseretwegen sich als ‚Märtyrer' ihrer Gesinnungstüchtigkeit aufspielen. Lieber zehn Dutzend ‚Märtyrer' vom Schlage der Liebknecht, Mehring, Haase, Bernstein und Kautsky, denen das schreckliche Schicksal droht, daß ihnen in ihren Schreibstuben die Tinte eintrocknet, als ein einzig armes Opfer, welches ihr Treiben mit seinem warmen Blute bezahlen muß."

Mit aller nur wünschenswerten Schärfe sticht das sozialdemokratische „Hamburger Echo" diese Eiterbeule am Parteikörper auf:

„Wer die deutsche Produktionsfähigkeit, die deutsche Arbeit erhalten will, kann sie nicht dem englischen Vernichtungsplan opfern, nicht vom zarischen Absolutismus unterjochen lassen wollen. Wer Land und Menschen wenigstens im Innern Deutschlands vor den Schrecknissen des Krieges bewahren will, muß Deutschlands Wehrmacht draußen jetzt stärken und schützen helfen — Deutschlands Wehrmacht, deren beste Kräfte zudem aus deutschen Proletariern bestehen. Wer jetzt die Kredite ablehnt, wer die nationale Einigkeit zur Abwehr der äußeren Feinde vernichten will, tut in jedem und allem das Gegenteil. . . . Die Sozialdemokratie ist darin geschlossener Meinung, daß keine fremde Nation und Rasse mit Gewalt

unterjocht werden soll, aber ist sie deswegen dafür, daß alles beim alten bleiben muß? Wer sich dogmatisch und ohne Wirklichkeitssinn auf den Standpunkt stellt, nach diesem revolutionärsten aller Kriege müsse alles genau so wieder hergestellt werden, wie es vor Kriegsausbruch war, der fordert, grob ausgedrückt, nicht mehr und nicht weniger als die Wiederholung des Krieges. Soll der Sieger sich nicht sichern dürfen vor gleichen Gefahren, nicht den Schutz nehmen, den ihm seine Kraft geschaffen hat? Sollen unsere Brüder, Söhne und Väter ihr Blut gelassen haben, um nach wenigen Jahren ihre Kinder in dasselbe Kriegselend getrieben zu sehen? Kein Verständiger wird das verlangen. Was sollen unsere Genossen in Flandern, in Nordfrankreich, in Galizien, in den Karpathen, in Kurland, an den Dardanellen, auf der See von uns zu Hause Gebliebenen denken? Derweil sie kämpfen und bluten und sterben, bereiten die zu Hause einen Parteiskandal vor, damit ja die größte Organisation des deutschen Volkes ausgeschaltet sei, durch eigenen Willen ausgeschaltet, wenn die Ausgestaltung des Reichs sich vollzieht. Und warum das alles? Damit die Festgefahrenen recht behalten und sich die Hände reiben können! Damit der Arbeiterklasse bewiesen werden könne, sie sei einflußlos, damit ganz genau in Rede und Schrift wiederholt werden könne, was seit Jahrzehnten gesprochen und geschrieben wurde! Damit man sich kein neues Konzept zu machen brauche ...

Es ist eine Art ‚Wohlfahrts-Ausschuß' eingesetzt, der als ‚schwarzes Kabinett' die offiziellen Beschlüsse zunächst äußerlich mitvertritt, um sie nachher desto heftiger anzugreifen. In allen Vertreterkörperschaften der Partei sitzen seine Vertrauten und benutzen ihre Mitwisserschaft nicht zur Stärkung, sondern zur Zerstörung der Einheit der Organisation. Die Absichten dieser Parteizerstörer kann man unter dem Belagerungszustand nicht mit dem richtigen Namen nennen und nicht aus den richtigen Ursachen erklären, ohne in den Verdacht einer Denunziation zu geraten. Das wissen die Herrschaften, und darum treiben sie ihr Handwerk um so ungenierter.

Dies Treiben tobt sich jetzt nicht mehr allein in den Spalten der ‚Berner Tagwacht' aus, deren Redakteur offen erklärte, mit amerikanischem Geld die Opposition in der deutschen Partei stärken zu wollen, das Treiben begnügt sich nicht mehr mit dunklen Broschüren und Flugblättern, die unwissende und unschuldige gute Menschen mit Polizei und Gericht in Konflikt gebracht haben —, dies alles genügt nicht mehr, um die Partei zu verwirren und ihre Organisation zu untergraben. Jetzt gehen die ‚Mutigsten' offener vor: Zirkulare, Broschüren und Aufrufe werden mit Namensunterschrift an die Presse, an die Organisationsleitungen und Fraktionen versandt und finden ihren Weg auch sonst, um ihrem Ziele näher zu kommen.

Der neueste dieser namentlichen Angriffe auf die Parteieinheit ist eine Herausforderung, die sogar neben Eduard Bernstein und Karl Kautsky auch der eine Parteivorsitzende, Haase, unterzeichnet hat. Im Text, oft wörtlich, stimmt dieses Pronunziamento überein mit einem Zirkular, das wenige Tage vorher an die gesamte Partei- und Gewerkschaftspresse sowie an Parteiorganisationen ver-

sandt wurde; zugleich liegt eine neue Broschüre von 88 Seiten über den ‚Klassenkampf gegen den Krieg' vor, die Briefe, Protokolle und andere Vertraulichkeiten an die Öffentlichkeit zerrt. Alle diese Dinge haben die gleiche Quelle, alle die gleiche Absicht, die Parteigenossen gegen ihre selbstgewählten Vertreter aufzuwühlen und die mit überwältigender Majorität gefaßten Beschlüsse der Vertreterkörperschaften als Parteiverrat zu verleumden, um sich selbst als Retter der Partei aufzuspielen. Auch der Inhalt ist immer gleich: Reden eines Herrenhäuslers, mehrerer bürgerlicher Abgeordneter und des bayrischen Königs wie des Reichskanzlers werden als Umschwung der deutschen Regierungspolitik, fein frisiert, vorgeführt, als ‚Annexionspolitik' ohne ernste sachliche Kritik gebrandmarkt, um dann mit der Forderung zu schließen, die Politik des 4. August 1914 aufzugeben, weitere Kredite zu verweigern, die nationale Einheit gegen die Feinde Deutschlands zu sprengen."

Wär's nicht mehr zum Weinen, es wär' zum Lachen: die Weltgeschichte hat sich wieder einmal frecherweise ganz und gar nicht an die alleinseligmachenden Glaubenssätze, die letzten und tiefsten Erkenntnisse der alleinigen Inhaber sozialdemokratischer „Wissenschaft" gekehrt, — so mag denn die Weltgeschichte ihre verkehrten Wege allein gehen, — sie, die „Inhaber", gehen stolz ihre eigenen. „Nur mit Lächeln", schreibt der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Heinrich Schulz in der sozialdemokratischen „Schwäbischen Tagwacht", „kann man jetzt, im zehnten Monat des Krieges, die Bebelsche Voraussage über den wirtschaftlichen Zusammenbruch der kriegführenden Länder, besonders Deutschlands, nachlesen. Die innere Politik ging andere Wege, als man angenommen hatte. Die Kriegführung selber bot den Fachleuten die überraschendsten Probleme, die oft auf die überraschendste Weise gelöst wurden. Die Internationale der sozialdemokratischen Parteien, die bis an die Schwelle des Krieges eine unlösliche Einheit schien, barst in ihrer bisherigen Form krachend auseinander. Die Menschen selber offenbarten Kräfte und Stimmungen, die man bei ihnen — je nachdem — nicht mehr oder noch nicht erwartet hätte. Wer angesichts dieser unerhörten, von niemand vorausgesehenen, geradezu revolutionären Entwicklung der Dinge behaupten will, er brauche dabei nichts hinzuzulernen, er habe nicht nötig, seine bisherigen Anschauungen in vielen Punkten gründlich zu prüfen und neuzuordnen, der ist entweder ein hartnäckiger Tatsachenleugner, oder sein Inneres ist von einer solchen undifferenzierten Einfachheit, daß auch die ärgsten Erschütterungen der Kulturmenschheit daran nichts zu verändern und zu verschieben vermöchten."

Sehr zeitgemäß, der Lage durchaus entsprechend hat der sozialdemokratische Abgeordnete Wilhelm Kolb eine jüngst von ihm veröffentlichte Flugschrift „Die Sozialdemokratie am Scheidewege" betitelt (Karlsruhe, Geck & Cie.). Er stellt darin fest, daß die Sozialdemokratie in ihrer Praxis „nie etwas anderes war als eine Partei, die durch demokratische und wirtschaftliche Reformen die Sozialisierung der Gesellschaft herbeizuführen suchte":

„Wenn trotzdem die Politik und Taktik der Sozialdemokratie in den Maschen abstrakter Prinzipien hängen geblieben und ihren eigenen Konsequenzen aus-

gewichen sind, so hauptsächlich infolge des unheimlich großen Einflusses, den die politisch weltfremden Theoretiker und Literaten in der sozialdemokratischen Partei Deutschlands bisher ausgeübt haben. Die berechtigte Klage, daß die sozialdemokratische Bewegung zwar mächtig in die Breite, nicht aber entfernt entsprechend in die Tiefe gewachsen sei, ist im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß die Katastrophentheoretiker und ihr literarisches Gefolge — zumeist wurzellose akademische Existenzen aus Polen, Rußland und Galizien — den lebendigen Geist, der uns aus dem wissenschaftlichen Sozialismus entgegenweht, ertötet und in wesenlose Schemen verwandelt haben, in welche man die Politik der Sozialdemokratie immer wieder hineinzupressen versuchte. Man lese nur die Artikel der ‚Neuen Zeit' — der langweiligsten, trockensten und am wenigsten aktuellen politisch-wissenschaftlichen Zeitschrift in Deutschland —, um zu begreifen, warum das geistige und politische Leben in der deutschen Sozialdemokratie seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren im Zustande der Erstarrung sich befindet.

Die fanatische Opposition, welche die politische Haltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion gerade bei den Theoretikern und Literaten gefunden hat, beruht nicht auf Zufall. Weder in England noch in Frankreich hat die Haltung der sozialdemokratischen Parlamentsvertretung eine solche Opposition hervorgerufen wie in Deutschland, obwohl die französischen und englischen Sozialisten noch viel weiter gegangen sind wie die deutschen, indem sie in das Ministerium eintraten. Jules Guesde, einer der rabiatesten Radikalen in Frankreich, sitzt neben einem Viviani, Millerand und Delcassé im Ministerium, und die ganze französische Sozialdemokratie findet das durchaus in der Ordnung. Es wäre dort auch ganz und gar unmöglich, in der Situation, in welcher sich heute die kriegführenden Nationen befinden, der parlamentarischen Vertretung der Sozialdemokratie so politisch naive Zumutungen zu machen, wie das in Deutschland von der Literatenopposition geschieht. Über alle Gründe der politischen Vernunft sich hinwegsetzend, verlangt in Deutschland die ‚marxistische' Opposition nichts mehr und nichts weniger als eine politische Haltung, die geradezu ein Verbrechen an der deutschen Nation und damit auch an der deutschen Arbeiterklasse wäre. Die Seele dieser Opposition bilden jene wurzellos kosmopolitischen Emigranten und Literaten, die in der deutschen Sozialdemokratie sich, dank unserer an Unerschöpflichkeit grenzenden Geduld, einen unverhältnismäßig großen Einfluß verschaffen konnten. Wie wäre es auch sonst möglich gewesen, daß Männer wie Schippel und Calwer, die auf wichtigen politischen Gebieten eine autoritative Stellung einnehmen und welche der Sozialdemokratie und ihrer Politik die besten Dienste leisten könnten, politisch kaltgestellt, daß ein so grundehrlicher Mensch wie Hildebrand aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen werden konnte, während Rosa Luxemburg, Radeck, Panekoek u. a. ungestört ihre hirnverbrannten Theorien kolportieren und das große Wort führen konnten?

Wenn — wie dies in Deutschland geschieht — der sozialdemokratischen Vertretung wegen ihrer nationalen Haltung beim Ausbruch des Krieges der Vorwurf des Verrats an den Prinzipien des Sozialismus von Leuten gemacht

wird, denen offenbar jedes nationale Empfinden völlig abgeht — während die französischen Genossen die tollsten chauvinistischen Orgien mitfeiern dürfen, ohne daß ihnen auch nur entfernt ähnliche Vorwürfe gemacht werden —, dann muß endlich mit diesen Elementen Fraktur gesprochen werden. Auch die Geduld des sozialdemokratischen deutschen Michels hat ihre Grenzen.

Durch ihre den nationalen Interessen des deutschen Volkes und damit auch der deutschen Arbeiterklasse Rechnung tragende Politik beim Ausbruch des Krieges hat die sozialdemokratische Reichstagsfraktion für sich und für die Partei eine glänzende Position geschaffen, die für die politische Zukunft des deutschen Volkes von größter Bedeutung sein kann. Infolge der politisch sinnlosen fanatischen Hetze gegen diese durch die Verhältnisse bedingte vernünftige Politik ist die Position der Sozialdemokratie leider schon merklich verschlechtert worden, und die Reaktionäre aller Schattierungen, die vor Monaten betrübt ihre Felle davonschwimmen sahen, wittern bereits wieder Morgenluft. Wenn die deutsche Sozialdemokratie nicht ihre ganze Kraft zusammenrafft und mit rücksichtsloser Entschiedenheit sich den Weg für die konsequente Fortsetzung ihrer seit 4. August 1914 befolgten Politik freihält, dann wird das deutsche Volk, vor allem aber die deutsche Arbeiterklasse, abermals um die Hoffnung geprellt, daß endlich in Deutschland der politische Frühling seinen Einzug hält ...

Die deutsche Arbeiterklasse hat ein Recht darauf, daß ihre politischen, wirtschaftlichen und sozialen Interessen nach dem Kriege die nachdrücklichste Förderung erfahren. Wie anders aber soll dies möglich gemacht werden als durch eine politisch und parlamentarisch einflußreiche Sozialdemokratie, über deren Wünsche und Forderungen man nicht mehr zur Tagesordnung übergehen kann? Eine auf dem Standpunkt der prinzipiellen Negation stehende Sozialdemokratie wird diesen Einfluß nie gewinnen.

Nichts wäre für die künftige Politik der Sozialdemokratie verhängnisvoller, als der rein formellen Einheit wegen den Konsequenzen der seit 4. August 1914 inaugurierten Politik wieder aus dem Wege zu gehen und einen unhaltbaren Kompromiß zu schließen. Mit den Elementen, welche diese Politik als einen Verrat an den politischen Grundsätzen der Sozialdemokratie bezeichnen, können diejenigen, welche auf dem Boden dieser Politik stehen, nicht mehr zusammenarbeiten. Die Kluft zwischen den sich gegenüberstehenden Auffassungen ist zu groß, als daß sie überbrückt werden könnte ..."

Der „Vorstand der sozialdemokratischen Partei Deutschlands", also die oberste Parteiinstanz, hat nun aus den hier offen gelegten Zuständen andere Folgerungen ziehen zu müssen geglaubt. Er hat geglaubt, die „Kluft" durch Opfer des Intellekts an die von den Kautsky, Haase, Bernstein vertretene Richtung überbrücken zu können. Er ist im „Vorwärts" unter dem 23. Juni mit einer Erklärung hervorgetreten, in der er sich zwar gegen die Angriffe und „Anschuldigungen" der Friedenmacher um jeden Preis verwahrt, aber doch nur, indem er sich von diesen „Anschuldigungen" (nämlich eine unerlaubt vaterländische Gesinnung verübt zu haben) zu „reinigen" versucht und diese „Reinigung" dadurch bekräftigt, daß er aus vollen Lungen in das Horn jener, seine Partei-

herrlichkeit gefährdenden Friedenmacher stößt und zum Rückzug auf der ganzen Linie bläst!

Gar rührsam, tränenden Auges schildert er all seine unermüdlichen Bittgänge zu den Genossen der verschiedenen feindlichen Auslande; wie er an allen Türen demütig und bescheiden anklopft und als lästiger Schnorrer immer nur Fußtritte in Empfang nimmt. Ganz verhärteten Herzens waren die geliebten französischen Genossen. Aber trotzdem! Trotzdem hat er mit ihnen noch „in freundschaftlicher Weise verhandelt" —! Wie das nur möglich war — nach der Hinauskomplimentierung mit der umgekehrten — „Fassade"?

„Mit schmerzlichem Bedauern" — bald kann er einen Hund jammern — „muß ... konstatiert werden, daß bisher alle Versuche (ja doch, ja wir zweifeln ja gar nicht mehr!) internationaler Verständigung gescheitert sind vornehmlich an dem Verhalten der sozialistischen Partei Frankreichs, die an ihrer mit dem Zaren verbündeten Regierung durch mehrere hervorragende Mitglieder beteiligt ist. Sie billigt rückhaltlos deren Politik, die darauf gerichtet ist, den Krieg bis zur Niederlage Deutschlands, ‚bis zur Vernichtung des deutschen Militarismus' fortzuführen, und hat sich gegen eine Zusammenkunft des Internationalen Sozialistischen Bureaus ausgesprochen."

„Schon das Sichaufdrängeln gegenüber dem Auslande", bemerkt die „Tägl. Rundschau", „empfindet man als eine reichlich überflüssige Würdelosigkeit. Ganz und gar kein Verständnis mehr ist möglich dafür, daß man mit dieser Aufdringlichkeit fortfuhr, nachdem die Herren Franzosen so schroff jedes Entgegenkommen abgelehnt hatten, nachdem, wie der Aufruf selbst im weiteren erzählt, ‚weder die sozialistischen Minister, noch auch die sozialistische Kammerfraktion, noch endlich auch der sozialdemokratische Parteivorstand auch nur ein Wort des Widerstandes' hatten, als der französische Ministerpräsident den ‚Kampf ohne Gnade', den ‚Kampf bis zum Weißbluten' gegen Deutschland zur Losung machte und im Namen der belgischen Genossen Vandervelde ‚für den Krieg bis ans Ende' Propaganda gemacht hatte.

Nach gemeiner Logik hätte es darauf für die Leitung der deutschen sozialdemokratischen Partei nur eine Antwort gegeben: Durchhalten, jetzt erst recht durchhalten bis ans Ende. Und angesichts des hysterischen Geschreis nach völliger Niederwerfung, völliger Vernichtung Deutschlands als dem einzig möglichen, einzig befriedigenden Kriegsziel für unsere Feinde eine Revision des Kriegszielprogramms der deutschen Sozialdemokratie ‚Keine Annexion um keinen Preis', das sich wirklich angesichts dieses feindlichen Tobens nicht gut mehr aufrechterhalten ließ ...

Was aber ist es, das der Parteivorstand mit sichtbarer Angst vor den Quertreibereien der Liebknechte im Gegensatz zu aller Logik aus den Erfahrungen folgert, die er mit seinen Anbiederungen bei Franzosen, Belgiern und Engländern gemacht hat? Er tut kund und zu wissen:

‚Gern stellen wir fest, daß es sowohl in England wie in Frankreich sozialistische Gruppen gibt, die ebenso wie die deutsche sozialdemokratische Gesamtpartei und ihre Leitung für den Friedensgedanken wirken. Das kann uns aber nicht über

die betrübende Tatsache hinwegtäuschen, daß die große Masse der dem Internationalen Sozialistischen Bureau angeschlossenen Sozialisten Englands und Frankreichs, ihre Organisationen und Leitungen, mit ihren Regierungen den Krieg fortführen wollen bis zur völligen Niederwerfung Deutschlands.

Unverantwortliche Irreführung der deutschen Genossen ist es, wenn in anonymen Flugblättern und Pamphleten die internationale Lage und Vorgänge in der Partei in entstellter oder völlig wahrheitswidriger Weise dargestellt werden und der Vorwurf erhoben wird, die Parteileitung tue nicht genug, um den Friedenswillen der Arbeiterklasse zur Geltung zu bringen . . .

Die Reichstagsfraktion und der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie haben stets einmütig die Eroberungs- und Annexionspolitik bekämpft. Wir erheben erneut den schärfsten Protest gegen alle Bestrebungen und Kundgebungen zugunsten der Annexion fremder Landesteile und der Vergewaltigung anderer Völker, wie sie insbesondere durch die Forderungen großer wirtschaftlicher Verbände und die Reden führender bürgerlicher Politiker der Öffentlichkeit bekannt wurden. Schon die Geltendmachung solcher Bestrebungen schiebt den vom ganzen Volke heiß ersehnten Frieden immer weiter hinaus. Das Volk will keine Annexionen, das Volk will den Frieden!

Soll der täglich neue Opfer fordernde Krieg nicht ins Endlose sich hinziehen, bis zur völligen Erschöpfung aller Völker dauern, so muß eine der beteiligten Mächte die Hand zum Frieden bieten. Deutschland, das von einer großen Übermacht angegriffen, sich aller seiner Feinde bisher siegreich erwehrt, den Aushungerungsplan zuschanden gemacht und bewiesen hat, daß es unbesiegbar ist, sollte den ersten Schritt zur Herbeiführung des Friedens tun.

Im Namen der Menschlichkeit und der Kultur, gestützt auf die durch die Tapferkeit unserer Volksgenossen in Waffen geschaffene günstige Kriegslage fordern wir die Regierung auf, ihre Bereitwilligkeit kundzutun, in Friedensverhandlungen einzutreten, um dem blutigen Ringen ein Ende zu machen.

Wir erwarten von unseren Parteigenossen in den anderen kriegführenden Ländern, daß sie in gleichem Sinne auf ihre Regierungen einwirken.‘

„Höher geht's nimmer. Also weil wir bis jetzt Sieger in diesem blutigen Spiel um deutsches Haus und Leben sind, sollen wir freiwillig die Rolle der Besiegten übernehmen und den Bittgang um Frieden tun! Weil die französischen und englischen Sozialisten, ihre Organisationen und Leitungen darauf bestehen, den Krieg ‚bis zur völligen Niederwerfung Deutschlands‘ zu führen, glaubt die Leitung der deutschen Sozialdemokratie mit doppelt und dreifach verstärktem Tone jede deutsche Annexion sich verbitten zu dürfen, unbekümmert darum, ob der Ausbruch und Verlauf dieses Überfalls einer Welt auf uns hier oder dort eine solche Annexion nicht etwa zu einer selbstverständlichen Notwendigkeit machte im Interesse des von dem Parteivorstand selbst so laut begehrten sicheren Friedens. Laut muß vor aller Welt gesagt werden, daß das deutsche Volk, in dessen Namen die Aufrufer hier zu sprechen sich anmaßen, nichts mit diesem Dokument von Würdelosigkeit zu tun hat, daß nur

die Angst um die Erhaltung ihrer Parteihäuptlingsherrlichkeit den Parteivorstand zu diesem Schritt gelinder Verzweiflung getrieben hat, durch den man hofft, auseinanderstrebende Elemente beieinanderzuhalten, statt daß man sie nach dem innewohnenden Gesetze sich scheiden läßt, wie die Natur der Dinge und die Klugheit im Interesse der Sache unserer Arbeiterschaft es gefordert hätte. Die Regierung hat ja von sich aus die naive Zumutung, die hier an sie gestellt wird, erfreulicherweise schon abgetan . . ."

Der Parteivorstand „erwartet" von den Parteigenossen in den andern kriegführenden Ländern, daß sie „in gleichem Sinne auf ihre Regierungen einwirken". Diese „Erwartung" nimmt sich nach der von dem Parteivorstande selbst „konstatierten Tatsache" des Gegenteils höchst sonderbar aus und wird richtig wohl nur als müde Verlegenheitswendung gewertet werden dürfen. Irgendeine Gegenleistung muß doch wenigstens „in Aussicht" gestellt werden, aber — woher nehmen und nicht stehlen?

So behilft man sich denn mit der dekorativen „Erwartung". Und sie täuscht ja auch nicht, wenn man sozusagen ganz generell „erwartet" und es einem nicht darauf ankommt, in welcher Weise sich diese elastische „Erwartung an sich" erfüllt. Der Vorgang vollzieht sich nun im vorliegenden Fall, wie der sozialdemokratische Hannoversche „Volkswille" bezeugt, regelmäßig auf ganz absonderliche Weise: „Auf jede derartige Friedensäußerung hat die deutsche Sozialdemokratie bisher jedesmal von ausländischen Sozialdemokraten, entgegen den Prophezeiungen Kautskys, eine klatschende Ohrfeige erhalten."

Und die Ohrfeigen sind auch diesmal prompt und klatschend verabfolgt worden. Aber nicht zu knapp! „Unsere armen Genossen", so erfüllt der französische Genosse Gustave Hervé in der „Guerre sociale" die preiswürdige, gar nicht zu bezahlende „Erwartung", „nötigen uns ein Lächeln ab, wenn sie ihrer Regierung sagen, daß sie keine Annexion wollen: arme Unglückliche! Sie haben einfach noch nicht begriffen, was auf dem Spiel steht. Denn die Frage ist nicht, ob Deutschland Belgien annektieren wird, vielmehr werden die Verbündeten, wenn sie erst die Mobilmachung und Organisation aller ihrer Kräfte vollendet haben, die Deutschen aus Belgien, Frankreich und Polen herauswerfen — und wie! Die Frage, der die deutschen Sozialdemokraten daher ins Gesicht sehen müssen, ist mithin eine ganz andere, nämlich die, ob Deutschland alle nicht rein deutschen Gebiete, Nordschleswig, Polen und das französische Elsaß-Lothringen behalten kann. Wenn sie das erst und das Recht der unterdrückten Nationalitäten begriffen haben, dann sind wir von der Verständigung nicht mehr so weit entfernt. Noch ist die Sozialdemokratie nicht so weit, aber sie wird nach der ersten großen Niederlage der deutschen Armee dahin gelangen; denn sie ist bereits auf dem Wege nach Damaskus."

Die vornehme französische Herrschaft erlaubt es also den „armen, unglücklichen" deutschen Hinterhäuslern noch gar nicht, daß diese ihr schon jetzt aus der Hand fressen. Erst müssen sie die Jacke voll haben. „Solange sich", erklärt ihnen der belgische Sozialistenführer und Staatsminister Vandervelde, „noch ein deutscher Soldat auf dem Boden des vergewaltigten Belgiens und des besetzten

Frankreichs befindet, werden wir uns die Ohren verstopfen, wenn man uns von einer gemeinsamen Friedensaktion sprechen will." Arme „Unglückliche"! „Für euch," drückt ihnen Clemenceau in seinem „L'homme enchaîné" den Daumen kräftig ins Auge, „für euch ist fortan nur der Platz des Besiegten!"

Welchen gar nicht abzusehenden, nur mit neuen furchtbaren Blutopfern wieder aufzuwiegenden Schaden diese unverantwortlichen, geradezu aberwitzigen Irreführungen des feindlichen Auslandes über die wahre Gesinnung des deutschen Volkes, seine todernste Entschlossenheit, seinen unzerbrechlichen Siegeswillen, anrichten, das läßt sich u. a. aus einer Äußerung des „Temps" mit Händen greifen. Dieses französische Regierungsblatt zieht aus den im preußischen Landtage gemimten Friedenskrämpfen der Liebknechte diese praktische Lehre: „Was man auch von dieser parlamentarischen Manifestation einer sozialistischen Minderheit, die selbst innerhalb ihrer eigenen Partei ohnmächtig ist, sagen mag, — es ist eine Tatsache, die man nicht mehr vergessen kann: die erste Stimme eines Volksvertreters während dieses Krieges, um den Frieden zu erlangen, ist im preußischen Landtage erhoben worden. Es liegt nur an uns, an der Ausdauer und Festigkeit der Verbündeten, daß diese Stimme nicht vereinzelt bleibe und daß andere im außerpreußischen Deutschland sich ihr zugesellen."

Unseren Friedensexcentrics wird auch das vielleicht noch nicht genügen. Warum befolgen sie nicht den ihnen so oft schon erteilten nützlichen Rat, die sie erdrückende Bürde ihrer Weisheit an der Front abzuladen? Vielleicht fühlen sie sich des ihnen dort winkenden begeisterten Empfanges doch nicht so ganz sicher? Und vielleicht würde sie eine solche „Ahnung" nicht einmal täuschen. Von dorther weht ein anderer Wind als hinter den Öfen, auf denen die Parteisüppchen gekocht und die Universalrezepte gebraut werden. „Sind einmal alle feindlichen Angriffe abgeschlagen," so schreibt einer „aus flandrischer Einsamkeit" an die sozialdemokratische „Chemnitzer Volksstimme", „dann sollen unsere Feinde es büßen, daß sie Deutschland überfallen haben. Den Banditen einen Freibrief ausstellen, daß sie uns an die Gurgel springen können, sooft sie wollen, ohne befürchten zu müssen, daß sie dabei etwas verlieren, wäre nicht mehr Politik, sondern selbstmörderischer Wahnsinn. Wir haben im Gegenteil schon jetzt unseren Feinden zu sagen, daß ihr Spiel verloren ist, und daß jeder Tag länger, den sie zögern, ehe sie es aufgeben, sie teuer zu stehen kommen wird. Nur durch diese feste Drohung können wir die Wiederherstellung des Friedens beschleunigen, den wir von der Gerechtigkeit und Friedensliebe unserer Feinde wahrhaftig vergeblich erbeten haben. Gewiß, es wäre tausendmal schöner, wenn die anderen Völker oder wenigstens ihre Arbeiter Deutschlands Lebensrecht friedlich anerkannt hätten, wenn die für die Höherführung der Wirtschaftsweise notwendige Erweiterung der Wirtschaftsräume sich durch friedliche demokratische Vereinbarung vollzogen hätte. Aber dem Hunde wachsen keine Hörner und der Ziege keine Schwimmhäute, weil Peter oder Paul es gern so haben möchte. Wunschland und Traumland lassen wir den Kindern und den Narren. Wir fürchten die Tatsachen nicht. Wir durchleben jetzt 1866 und 1870

in einem Krieg mit denen, die wirtschaftlich zu uns kommen müssen, und mit den Fremden, die sich darein mischen und es nicht dulden wollen. Wir haben diesen Kampf siegreich bestanden und damit das Ungeheuerste vollbracht, was die Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker kennt. Wir werden bis zum Ende durchhalten."

Nein, es gibt keine Brücke, die sich über die abgründige Kluft zwischen aufrechten deutschen Männern dieses Schlages und jenen, von dem Sozialdemokraten Kolb so treffend gekennzeichneten „wurzellosen Existenzen" schlagen ließe. Es gibt, wie auch die „Tägl. Rundschau" überzeugend darlegt, „keine Brücke zwischen der Masse der Gewerkschafter und ihren Führern auf der einen, dem Haufen der Liebknechtleute und ihren Liebedienern auf der anderen Seite, keine zwischen dem bejahenden Willen der organisierten Arbeiterschaft und der Anarchie der Neinschreier vom Schlage der Luxemburg und der Spitzel der ‚Berner Tagwacht'. Die ihrer Verantwortlichkeit sich bewußten Leute in der Sozialdemokratie fühlen sehr richtig, daß die infamen Quertreibereien dieser Leute nicht nur eine Unbequemlichkeit, sondern eine Gefahr für die Sache der gesamten Arbeiterschaft sind und noch mehr sein werden, wenn einst die Schranken des Burgfriedens fallen und das wiedererwachende Klopffechtertum der Interessenpolitik alles das der Arbeiterschaft schlechthin und voll wird ankreiden wollen, was sie selbst aus ihrer Organisation nicht reinlich und mit rücksichtsloser Ehrlichkeit zu rechter Zeit hat ausscheiden wollen oder können.

Im Zentralblatt der sozialdemokratischen Gewerkschaften hieß es vor einiger Zeit: ‚Kein Mensch weiß, ob wir uns dem Ende des Krieges nähern oder mitten drin sind oder ob wir noch eine Reihe von Kriegsjahren vor uns haben; nur eines wissen wir: wir müssen durch und wir kommen durch ... Dieses Selbstvertrauen stützt sich vor allem auf die Vaterlandsliebe, die alle Deutschen ohne Ausnahme vereint, und für deren Erhaltung wir bereit sind, jedwedes Opfer zu bringen. Mag der Krieg noch Monate oder Jahre dauern, er wird nur dazu dienen, das Volk zusammenzuschweißen und seine Kräfte zu ungeahntem Wachstum zu bringen.' In dem jüngsten Heft der ‚Soz. Monatshefte' schreibt u. a. Hugo Heinemann: ‚Aus keines Deutschen Mund wird der Ruf ‚Die Waffen nieder!' kommen, bevor die Gegner anerkennen, daß keiner fremden Macht der Erde die Befugnis zustehen darf, uns daran zu hindern, das zur Entwicklung zu bringen, was an Fähigkeiten an uns liegt, daß es keinem Dritten gestattet ist, uns die Ausnutzung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte zu verbieten.'

Es gibt keine Brücke, kann keine geben von solcher Gesinnung zu der Besinnungslosigkeit hysterischer Verärgertheit, wie sie aus der ach so schnell verwehten ‚Internationale' der Luxemburg und Liebknecht kreischen wollte und wie sie hier und da aus einem Radikalenblättchen kreischt: ‚Macht Frieden! ... Deutschland kann, ohne der Schwäche geziehen zu werden, die Parole des Friedens verkünden. An der deutschen Regierung ist es, der aufhorchenden Menschheit ihre Bedingungen des Friedens mitzuteilen ... Männer und Frauen, ... werdet Sozialdemokraten, werdet Freunde, Verfechter des Friedens der Völker ... Macht Frieden!'



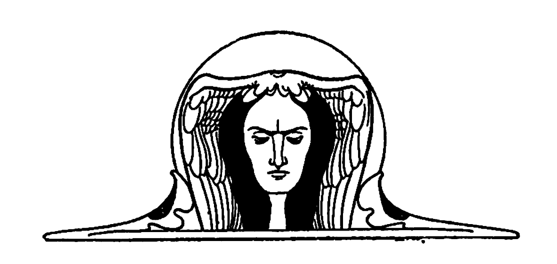
Es gibt keine Brücke von hier nach dort. So möge man sich rechtzeitig besinnen, ob man die Sache der Arbeiterschaft wirklich dauernd mit der Schuld und der Torheit dieser Feinde im eigenen Haus belasten will. Wenn man sich nicht rechtzeitig zu der naturgebotenen reinlichen Scheidung entschließen könnte, würde man das aber tun und so zur fremden noch eigene Schuld häufen. Es ist eines der interessantesten Dinge in dem sonst derzeit so stillen innerpolitischen Dasein, den schmerzlichen Kampf in der Sozialdemokratie um diese Reinlichkeitsfrage, um Krieg und Frieden in der Welt und im eigenen Hause zu beobachten."

Der sozialdemokratische Aufruf sagt: „Das Volk will keine Annexionen, das Volk will den Frieden!" Ja, soll das etwa heißen, fragt Richard Calwer im „Tag", das Volk wolle den Frieden ganz ohne Regelung der zukünftigen politischen Gestaltung Europas? „Das Blut soll geflossen sein, die Opfer sollen gebracht sein, damit alles unberührt bleibe genau so, wie es vor dem Kriege war? Daß wir also die schöne Aussicht haben, daß England und Rußland im Verein mit Frankreich und Belgien bei passender Gelegenheit die Arbeit nachholen, die ihnen diesmal nicht gelingt? Dagegen sollen wir uns etwa nicht sichern? Wir sollen uns auf die Vernunft und den guten Willen der Völker verlassen? Das wäre wahrhaftig nach den Erfahrungen dieses Krieges ein schöner Trost für das deutsche Volk. Nein, auf diese Weise den Frieden wollen, das heißt nichts anderes, als das deutsche Volk der Gefahr eines zweiten Krieges in die Arme treiben. Und wenn dazu eine demokratische Partei den Mut hat, dann wird ihr aus dem Volke und namentlich von den Männern, die draußen unsere Heimat verteidigen, eine Antwort werden, die ihr zeigt, daß sie mit ihren falschen Friedenswünschen auf dem Holzwege ist. Das Volk will Frieden, aber es will einen dauernden Frieden, keinen Frieden, der von unseren Feinden genau so leicht gebrochen werden könnte, wie es 1914 geschah, wo sich herausstellte, daß man seit Jahren bewußt und systematisch eine Konstellation geschaffen hat, um Deutschlands wirtschaftliche und politische Macht zu vernichten. So rückständig ist wahrhaftig die deutsche Arbeiterschaft heute nicht mehr, daß sie nicht den Unterschied zwischen einem Frieden, bei dem alles beim alten bleibt, und zwischen einem Frieden, der Sicherungen gegen eine Wiederholung von Überfällen schafft, begreifen und seinen Unwert oder Wert einsehen würde.

Das Volk will den Frieden, gewiß, aber es will den dauernden Frieden, und um zu diesem zu gelangen, muß der Sieger kraft seiner militärischen und politischen Überlegenheit den gegnerischen Staaten, soweit es in seiner Kraft liegt, die Möglichkeit, gegen uns einen neuen Krieg anzuspinnen und vorzubereiten, nehmen. Dazu brauchen wir keine Eroberungspolitik in früherem Sinne, aber unter Umständen eine gewisse Eingliederungs- und Unterordnungspolitik. Ich spreche ganz im allgemeinen, ohne irgendwelche positive Vorschläge machen zu wollen. Es handelt sich nur um die Frage, ob um eines höheren Zieles willen der Starke Druck, Zwang und unter Umständen sogar Gewalt anwenden darf und muß, wenn er nicht das ganze Ziel aufs Spiel setzen will. Diese Frage ist unbedingt zu bejahen, sie ist gerade im Hinblick auf die unermeßlichen Opfer zu bejahen, die der jetzige Krieg erfordert.



Das Volk will den Frieden. Mit diesem Satze ist leider gar nichts gesagt. Hinter diesem Satze versteckt sich der, der der Wirklichkeit nicht offen ins Gesicht schauen will. Ich weiß nicht, ob die Sozialdemokratie so demokratisch ist, um sich einer Volksabstimmung zu unterwerfen. Wenn heute die Reichsregierung die Frage des Friedens dem deutschen Volke zur Abstimmung vorlegen würde, und zwar in der Formulierung, ob Friede um jeden Preis, komme, was kommen wolle, geschlossen werden solle, oder ein Friede, der Garantien für die Zukunft bietet und einen Schritt vorwärts bedeutet zur Organisierung der Vereinigten Staaten von Westeuropa unter Ausschluß von England und Rußland, unter eventueller Anwendung von Druck und Zwang sowie unter den als nötig sich erweisenden Gebietserweiterungen — so würde das deutsche Volk mit erdrückender Mehrheit sich für die zweite Formulierung aussprechen, und die Masse der Arbeiterschaft würde wohl auf der Seite dieser erdrückenden Mehrheit stehen. Ob sich die Sozialdemokratie als politische Organisation dadurch belehren lassen würde, das stünde freilich dahin. Aber das möge sie sich doch überlegen, daß man mit den Ausdrücken Eroberung, Annexion und Vergewaltigung vor einer Lösung von Problemen nicht zurückschrecken kann, die längst auf dem Wege der Vernunft hätten gelöst sein können, wenn nicht starke Rivalitäten den vernünftigen Weg verlegt hätten. Nun machen die Waffen den Weg frei: wenn es nach der Sozialdemokratie ginge, von neuem für die Unvernunft, wenn es nach einer nüchternen Realpolitik geht, für das Ziel, das im Interesse von Deutschland und ganz Westeuropa liegt."





Wo leben wir eigentlich?

Man ist in der Tat versucht, sich diese Frage zu stellen, wenn man gewisse politische — Unbesorgtheiten in deutschen Blättern und — ironischerweise — gerade in solchen Blättern liest, die nicht müde werden, aus unberufenen Federn uns „kühle Abwägung des Verstandes" und „nüchterne Realpolitik" zu predigen. Leben wir in traulichen Friedenszeiten oder, wenn schon einmal Krieg ist, in einem neutralen Staate, dessen politische Federn sich „objektive" Untersuchungen über die verschiedenen Möglichkeiten und Aussichten einer der kriegführenden Mächte in einem möglichen Konflikt mit einer noch nicht beteiligten Macht leisten können?

Unter dem 4. Juli ds. Js. veröffentlicht der „Tag" einen Aufsatz über „Deutschland und die Vereinigten Staaten" aus der Feder des Admirals z. D. v. Truppel, worin uns nicht nur die Gefahren eines Zusammenstoßes mit den Vereinigten Staaten in den schwärzesten Farben geschildert, sondern auch im einzelnen alle die Maßnahmen aufgezählt und nachgewiesen werden, mit denen uns die Vereinigten Staaten auf das schwerste schädigen, ja unsere völlige Niederwerfung herbeiführen könnten.

Es ist hier weder der Platz noch meine Absicht, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Ausführungen an sich zu bestreiten oder anzuerkennen. Nehmen wir aber an, sie wären richtig: ist es dann wirklich im deutschen Interesse gehandelt, einem möglichen Gegner von morgen heute schon eilfertig alle die Stellen an unserem Staats- und Volkskörper aufzudecken und nachzuweisen, an denen wir „sterblich" sind, seine Aufmerksamkeit auf Blößen an diesem unserem eigenen Körper zu lenken, die der Gegenpartei vielleicht in dieser Schärfe selbst noch gar nicht zum vollen Bewußtsein gekommen waren? Sind Behauptungen und Beweisführung aber unrichtig —: dienen sie dann nicht dazu, dem eigenen Volke unbegründete Furcht vor einem Konflikt einzuflößen und es dadurch zu einer vielleicht verhängnisvollen Nachgiebigkeit zu bestimmen, dem möglichen Gegner von morgen aber ein erhöhtes Machtgefühl, ein Überlegenheitsgefühl zu suggerieren, das ihm ein Entgegenkommen, zu dem er im stillen Kämmerlein vielleicht schon bereit war, nunmehr als unnötig erscheinen läßt? Richtig oder unrichtig —: in jedem Falle sind solche „Offenherzigkeiten" dem möglichen Gegner gegenüber ein Bekenntnis der Furcht, also der Schwäche, dem eigenen Volke gegenüber ein Appell an die Furcht.

Bismarck freilich meinte, ein Appell an die Furcht werde „in deutschen Herzen nie ein Echo finden", aber heute scheint man nicht mehr allerorten dieser Meinung zu sein, da man die Furcht als politischen Faktor in seine Rechnung stellt. Kennzeichnete sich doch ein vielbeachteter Aufsatz in der „Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz" schon durch die Überschrift: „Die Gefahr eines Konflikts mit Amerika."

Das alles wird vom Stapel gelassen, während unsere Verhandlungen mit Amerika in der Schwebe sind, während man in der ganzen feindlichen und „neutralen" Welt nach jeder Kundgebung von unserer

Seite, der man ein gewisses Gewicht beimessen zu dürfen glaubt, gespannt horchend auf der Lauer liegt. Und der liebe Zufall fügt es, daß gerade die Organe, die dergleichen „Aufrichtigkeiten" zum besten geben, als „inspiriert" von höherer Stelle gelten, und — nicht nur in Amerika.

Man muß sich, wenn man aus diesem idyllischen Betriebe kommt, erst die Augen reiben und sich darauf besinnen, daß wir in dem furchtbarsten Kriege leben, der je über diesen Erdenkreis dahergestampft ist, und daß wir, wir selbst es sind, die sich gegen eine feindliche Welt in einem Kampfe auf Tod und Leben mit dem Aufgebot aller Kräfte, mit Aufopferung alles, was uns lieb und teuer und wertvoll ist, zur Wehre setzen müssen.

Nur aufschlagen konnte ich hier dieses Kapitel. Schon ein weiteres Blättern darin verbietet sich heute. Aber nach manchen Beobachtungen und Erfahrungen, die wir sogar noch während dieses Krieges machen mußten, erscheint das Unbegreifliche, vor das uns schon die bloße Tatsache eines solchen Krieges stellt, nicht mehr so unbegreiflich. Jede Schuld rächt sich, — unsere Schuld ist die Schuld gegen uns selbst.

J. E. Frhr. v. G.

*

„Vaterländisch empfindende Sozialdemokratie"

Das war ein herzerfreuendes Wort von R. B. im zweiten Juniheft des Türmers! Mit seinen Folgerungen! Wenn uns eine Bundesgenossenschaft die vermehrte Aussicht verspricht, wieder zu einem schöneren, herzlicheren, würdigeren Menschentum in Deutschland zu gelangen, so ist es der tüchtige, von Gerechtigkeitsgefühlen geleitete Arbeiterstand, der mit dem Augenblick des Kriegsbeginns bewies, wie trotz aller Vaterlandsverelendung und aller geliebten internationalen Fremdländerei so vieler seiner Führer in Wahrheit in der Schicksalsstunde seine Herzen schlagen.

Noch ist Deutschland gesund, aber wenn wir die Zuversicht, daß es es bleiben wird, behalten sollen, so gilt es, den Krebsschaden dieses Snobtums auszuschneiden, das aus der gleichen Entwicklung bei uns, wie der englischen, emporgekommen ist. Diese immer selbe Schicht, die sich den Anstrich der Vornehmheit geben möchte, für den sie so wenig erst erzogen ist, die voller Nichtachtung ihrer Mitmenschen ist, je redlicher, natürlicher und taktvoller diese sich benehmen, deren Selbstgefühl in so gar keinem Verhältnis zu ihrer wirklichen Selbstachtung steht, deren großschnauzige Lautheit und Selbstgefälligkeit den ungebildeten Gegensatz zu der Bescheidenheit darstellt, wie die wirklich Verdienstvollen, von den großen Heerführern bis zu dem einfachen Soldaten, von ihren Taten oder Erlebnissen Auskunft geben, diese neudeutsche Schicht, deren innerste Unmanierlichkeit mit die meiste Schuld daran trägt, daß uns ringsum die Völker nicht mehr ausstehen können und uns hassen, und deren ungehemmte Einwirkung auf den heimischen allgemeinen Ton und die bourgeoisen Lebensideen so manchen besten Deutschen schon vor die Frage stellte, ob die Freude noch eine reine sei, sich an die gegenwärtige Nation mit seinem ganzen Herzen anzuschließen.

Drum verlangen wir nach dem starken Tropfen demokratischen Öls für eine gesundende Zurückbesinnung, die Verjüngung werde. Im Schönen und Guten der Deutschheit wollen und müssen wir wieder zu einem Volke werden. Und wir brauchen auch jene innere Freiheitlichkeit dafür, die nichts anderes als die männliche Selbstachtung ist. Wie schauderhaft hat sie der Geschäftsgeist heruntergebracht, auch jener scheinbar harmlose und desto unheilvollere, der das schleichende Fluidum der Entmännlichung und Entsittlichung ist und sie auch beispielsweise durch so viele Familienblätter verbreitet. Da liegt neben mir ein Heft vom Mai 1915 einer in Leipzig geleiteten illustrierten Wochenschrift, die einen Herrn abbildet, dessen literarische Lebensarbeit sich um Bismarck dreht, der Bismarck und den Seinigen Freundlichkeiten und materielle Wohltaten verdankte, und den nun diese Zeitschrift einen durch nichts (!) zu erschütternden Verehrer des großen Staatsmanns nennt. Welch ein Abgrund von gar

nicht mehr gemerkter Kläglichkeit in diesen selbstverräterischen Worten! Kaum daß Bismarcks 100. Geburtstag verklungen ist, wird schon wieder so geschrieben!

Bände ließen sich mit solchen Belegen füllen. Wir brauchen Erneuerung, durch das echte, wahre Volk, in seiner Vereinigung und Wiederfindung mit den älteren Ständen, soweit noch Gesinnung und Mark in ihnen lebt und sie nicht nur noch gemein geworden sind. Ob Geist und Fähigkeit der Regierung dazu zu helfen imstande sind, das muß sich zeigen. Bisher haben diese Amtsherren vom wirklichen Volke erst wenig gewußt, noch weniger gewußt, sich mit ihm zu finden. Eine Regierung, die meinen würde, den dem Arbeitertum geschuldeten Dank durch „Konzessionen" an die Volksverführer abzustatten, die Deutschlands Wohlfahrt und Sicherheit der Eitelkeit von einigen fremdbrüderlichen Auslandslakaien zuliebe schmälern wollte, um diese Blamiertesten damit noch erst zu europäischen Helden zu machen, die von der Freiheit nicht einmal den Freiheitsschwindel unterscheidet, die die verhängnisvollen Wege des neueren Romanismus noch weiter einschlüge, als sie schon gegangen sind, die so blind wäre, mit dem, was sie dem Volke Gutes bringen will, sich auf das Gebiet der Wahlrechtsdemagogie, des fortan noch heftiger zerklüftenden ständigen Bürgerkrieges hinüberzerren zu lassen, von der würde die Geschichte einst zu urteilen haben, daß sie das Glück der großen Stunde in das größte Unglück verkehrte. Heute ist es die wichtige Frage, ob von den innerlichst sehr verschieden abschattierten sozialdemokratischen Führern jene für das Volk erledigt sind, die so drastisch sichtbar von allen lebendigen Wirklichkeiten stets nur widerlegt werden. Nur eine bodenlose Ungeschicklichkeit oder auch Denkfaulheit könnte dazu helfen, diesen, die nie zu belehren sind oder die der Arglist fähig sind, daß sie es nicht sein wollen, von neuem die ihnen auf einen Schlag verlorenen Impulse großer deutscher Massen zuzutreiben.

Ed. H.

*

Noch nicht!

Ein harter, aber heilsamer Satz aus Chamberlains „Neuen Kriegsaufsätzen":

„Ich höre viel von einer ‚großen Zeit' reden; sie ist noch nicht da, sie kommt erst; wir sind in die Vorschule zu einer großen Zeit eingetreten; jetzt werden wir die Erbärmlichkeit abstreifen lernen; es muß noch ein schlechtes, widerwärtiges, gemeines, auch jetzt während des Krieges seine schmutzigen Hände nach Gold ausstreckendes Deutschland durch die glühenden Eisen der Not und des Schmerzes weggeätzt werden; dann mag ein wahrhaft ‚großer' Tag anbrechen, als Vorbote des endgültigen Sieges."

☆

Die klugen Letten

Der „Tag" berichtet, daß von russischer Seite an die Letten Kurlands herangetreten worden sei, sie möchten Franktireurbanden bilden, um mit diesen gegen die in Kurland operierenden deutschen Truppen zu kämpfen. „Dieser eigentümliche Vorschlag hat bei den Letten begreiflicherweise keinerlei Sympathie gefunden, und ihre Presse wendet sich nunmehr ganz offen gegen diese russische Zumutung. So schreiben die in Kurland erscheinenden lettischen Blätter ‚Kurseme, Jaunais Wahrds' und ‚Lihdums' mit begreiflicher Entrüstung gegen solche Verführungspläne: ‚Wir müssen sagen,' meint eins dieser Blätter, ‚daß es den friedlichen Einwohnern übel ansteht, sich in die kriegerischen Operationen hineinzumischen, schon allein deshalb, weil ein solches Heraustreten die Deutschen mit Erschießen friedlicher Einwohner und Zerstörung der Ortschaften beantworten würden. Mit den deutschen Truppen hat sich die russische Armee auseinanderzusetzen! Wer am Kriege teilzunehmen wünscht, kann als Freiwilliger in die russische Armee eintreten. Aber jegliche Gedanken an einen Partisanenkrieg sind zu verwerfen, da der Feind mit Partisanen umzugehen pflegt wie mit gewöhnlichen Verbrechern und Kurland somit das Schicksal Belgiens drohen würde. Im allgemeinen hat Kurland bisher

wenig gelitten, und zwar deshalb, weil die Bevölkerung keine Waffen hat und den kriegerischen Operationen der Deutschen vollständig ruhig begegnete. Aber falls wir kurländischen Letten anfangen würden, den Feind zu beschießen, so würde der blühendste Teil unseres Landes in eine Einöde verwandelt werden. Wir haben keinerlei Anlaß, unsere Heimat einem solchen Schicksalsschage auszuliefern. Das Blatt ‚Lihdums' fügt dem noch hinzu: ‚Das Vorgehen unserer Feinde ist gar nicht so schrecklich, wie die aufgeregte Phantasie und die Weibergeschichten es uns ausmalen. Man muß nicht allen möglichen törichten Gerüchten glauben, welche die Bevölkerung nur aufregen. Durch Tatsachen ist bewiesen, daß nur eine ruhige und würdige Haltung die beste Waffe eines friedlichen Einwohners sein kann.'

Die hier wiedergegebenen lettischen Preßstimmen sind in mehrfacher Hinsicht äußerst bemerkenswert. Erstens durch die Tatsache, daß die lettischen Zeitungen gerade jetzt unter dem schweren Drucke der russischen Zensur sich nicht gescheut haben, den Russen einen solchen nicht mißzuverstehenden Absagebrief zu schreiben, sodann aber auch durch die offene Sprache, mit der sie den russischen Märchen von der ‚barbarischen Kriegführung' der Deutschen entgegentreten. Schließlich ist auch der Hinweis auf das Schicksal Belgiens nicht uninteressant, weil aus ihm einwandfrei hervorgeht, daß auch nach lettischer Auffassung die bekannten Vorgänge in Belgien nur die berechtigte Folge eines unverantwortlichen Franktireurwesens gewesen sind."

Die Russen sind wirklich Gemütsmenschen! Mit echt russischer „Einfachheit" wollen sie gleich zwei Fliegen mit einer Klappe totschlagen: die Deutschen durch die Letten und die Letten durch die Deutschen. Das könnte ihnen so passen! Die Letten sind sich aber auch darüber längst klar geworden, daß die Russen den Ausrottungskampf gegen die Deutschen nicht etwa mit der freundlichen Absicht führen, die Letten an deren Stelle zu setzen, sondern daß die Letten die „nächsten" sind. Und nicht nur das: sie sind schon *jetzt* „daran", da ihr Volkstum schon längst kaum weniger herangenommen wird als das Deutschtum. Alles, was den Lesern gewisser Blätter über einen unversöhnlichen „Haß" der Letten gegen die Deutschen von „passionierten" Nichtkennern der baltischen Zustände oder beflissenen Tendenzschreibern aufgetischt wird, ist blöder Schwatz, über den jeder Kenner des lettischen Volkscharakters und der Jahrhunderte alten engen Beziehungen zwischen Letten und Deutschen nur lächeln kann. Ich will hier aus bekannten Gründen die Frage, ob eine Angliederung der baltischen Provinzen an das Deutsche Reich möglich oder zu wünschen sei, völlig unerörtert lassen, aber das eine möchte ich doch rein sachlich feststellen, daß eine angeblich zu befürchtende „Feindschaft" und Aufsässigkeit der Letten unsere *letzte* Sorge sein könnte. Dazu sind die Letten schon viel zu kluge und praktische Rechner. Für den, der sie kennt, ist die Vorstellung, daß sie „nach deutschem Blute dürsten" wie der Hirsch nach frischem Wasser, von einem Schimmer erhabener Lächerlichkeit umwoben. Gr.

*

Cunard-Linie

Der Freiherr v. Hübner, der eigentlich Hafenbredl hieß und aus der Metternichschen Kanzlei zum kaiserlichen Botschafter aufstieg, erzählt in seiner um 1870 gemachten Weltreise („Ein Spaziergang um die Welt" nennt es sein etwas pretiös bemühtes Standesgefühl) auch die Überfahrt von England nach Neuyork mit dem Dampfer „China" der Cunard-Linie. Das Drauflosjagen des englischen Schiffes — damals taten es noch 15 Knoten — beunruhigt ihn merkbar viel, er spricht sich mehrfach gegen die Offiziere aus, sowohl wegen der Eisberge, wie der begegnenden vielen Schiffe, die alle die gleiche schmale Meeresstraße halten. Der Kapitän hat wenigstens in letzterer Beziehung keine Sorge. „Wir sind die Stärkeren", sagt er. „Kein Segelschiff ist imstande, der ‚China' die Stirne zu bieten. Wird jemand diese Nacht in Grund gebohrt, so sind sicher nicht wir es."

Nach der Ankunft in Neuyork werden dann zwar 18 Stunden vertrödelt, ehe die Reisenden an Land gehen können. Darauf kommt es eben nicht weiter an, wenn nur die Reederei

die Schnelligkeit der Überfahrt, den Ozeanrekord herumtelegraphieren kann. — Das Verfahren bei Zusammenstößen wird dem Erzähler folgendermaßen erläutert: Gelingt es, Mannschaften des überrannten Schiffes zu retten, so erstattet der Kapitän Bericht und die Gesellschaft zahlt die Entschädigung. Wenn aber im Nebel oder Nachtdunkel das sinkende Schiff mit Mann und Maus den Blicken entschwindet, so zieht der große Leviathan einfach seines Weges. Die Zusammenstöße sind häufiger, als kund wird.

Dieser Linie gehörte ja auch die „Lusitania" mit Kriegsmunition und neutralen Reisenden an Bord, für die zum Schadenersatz man sich jetzt an deutsches privates Eigentum in England halten möchte. Jene Hübnersche Erinnerung mag aber beitragen, gewohnte Überlieferungen der Leute zu beleuchten, die heute die Anklage barbarischer Gesinnung von sich auf uns hinüberspielen wollen. Ed. H.

*

Schicksal

Am 28. Juni vor einem Jahre wurde das österreichische Thronfolgerpaar das Opfer eines Mordbuben, der aber nur das elende Werkzeug sehr, sehr viel höherstehender Kreise und Persönlichkeiten war. — „Wäre ohne diesen Fürstenmord", fragt das „Berl. Tagebl.", „das beispiellose Gemetzel unterblieben, in dem heute so unendlich viel Einzelglück, verheißungsvolle Kraft und still pflichttreue Lebensleistung zugrunde gehen? Wer die Frage so stellt, fragt damit zugleich, ob das Schicksal der Völker von dem kleinen Zufallskreise der Personen bestimmt worden sei, denen nach dem heute noch gültigen System die Entscheidung über das Wohl und über das Wehe der Völker vorbehalten bleibt. Es ist klar, daß solche Persönlichkeiten, wenn sie die Menge nicht gipfelhaft überragen, niemals in voller Selbständigkeit handeln, sondern unter dem Einfluß aller möglichen Stimmungen und Strömungen stehen. Und der laute herrschsüchtige Nationalismus, der seit Jahren die Politik Europas von allen Vernunftwegen abdrängte, hatte eine Atmosphäre des Mißtrauens und der Vergiftung geschaffen, in der ruhig überlegtes Verhandeln immer schwieriger schien. Trotzdem geht es nicht an, nun mit einem gewissen Fatalismus zu erklären, die europäische Staatskunst habe sich nur einem Schicksalszwange untergeordnet, der Krieg habe sozusagen in der Luft gelegen, er wäre in zwei oder drei oder vier Jahren ‚doch gekommen', und die Mordtat von Serajewo habe, mit ihrem ganzen Vor- und Nachspiel, nur die Bedeutung eines äußerlichen Anstoßes gehabt. Immer können sich neue Verhältnisse aus unerwarteten Ereignissen herausbilden, neue Staatsmänner und neue Ideen können auftauchen, und kein Verständiger sieht die politische Geschichte wie eine Schicksalstragödie an . . ."

*

Ein „Berufener"

Herr E. Z., dessen „zeitgemäße" Rechtfertigung der amerikanischen Munitionslieferungen an unsere Feinde und des englischen Aushungerungsplanes im „Berliner Lokal-Anzeiger" den Lesern des letzten Türmer-Tagebuchs noch in angenehmer Erinnerung sein werden, hält es für ein Gebot „kühl abwägenden Verstandes", seine geistige Überlegenheit über die „Unberufenen" — im ersten Erguß nannte er sie auch „Messerhelden" und „von der Vernunft Unerlöste" — mit breitem Behagen leuchten zu lassen. Nachdem er seine mehr oder weniger geduldigen Leser mit der Enthüllung überrascht hat, daß „die militärische Oberleitung sämtlicher kriegerischer Maßnahmen Deutschlands in den Händen des obersten Kriegsherrn liegt", und weiterhin den Kaiser seines, des Herrn E. Z., fortgesetzten „Vertrauens" versichert hat (was zu erfahren Seiner Majestät gewiß große Freude bereiten wird), fühlt er sich in dieser strategischen Stellung gedeckt genug zu einem lebhaften Artilleriefeuer gegen den „Feind":

„Der Rat Unberufener und meist nicht genügend Qualifizierter, die sich selbstverständlich am breitesten spreizen, ist daher überflüssig. Auch bei privaten, nicht öffentlichen Besprechungen und bei etwaiger Vorbereitung öffentlicher Aufrufe sollte berücksichtigt werden, daß Männer, die in ihren Spezial-

berufen ganz Hervorragendes, vielleicht niemals mehr Erreichbares geleistet haben, nicht naturnotwendig auch hervorragende Politiker oder Staatsmänner sein müssen. Gewiß kann es unter ihnen solche geben. Es können aber immer nur die wenigen an Arbeitskraft und angeborenem Talent Überlegenen sein, die sich zum mindesten während eines Dezenniums mit diesen Dingen und ihren historischen Grundlagen beschäftigt haben. Das Milieu des Verkehrs von Kindesbeinen an macht hierbei natürlich viel aus. Wem Begabung nicht mangelt, dessen Stimme findet immer Gehör. Daß im übrigen jeder heute seine Meinung hat oder haben will, ist natürlich. Nur die Verantwortlichen sollen sich ihrer Verantwortung bewußt sein, so wie es die amtlichen Stellen auch sind.

Aber die Politik ist eine schwer zu übende Kunst, die nur in ernster, jahrelanger Arbeit und Übung zu hoher Stufe reift. Wir haben außerdem die bindende Zusicherung, daß die öffentliche Besprechung der Kriegsziele rechtzeitig freigegeben werde. Darauf wollen wir nicht verzichten. Sie wird den Berufenen, die nicht beamtet sind, und den heimlichen Talenten vollauf Gelegenheit geben, sich zum Nutzen des Vaterlandes zu entfalten. Wer sich vorzeitig hervorwagt, ungetrübt von jeder Erfahrung und Kenntnis, seine Ansichten zum besten gibt, hat die meisten Chancen unnötiger Blamage. Manche, bei denen zum Teil sogar Spezialkenntnis vorausgesetzt werden durfte, haben sich schon heute von der Verantwortlichkeit und Last befreit, jemals politisch noch ernst genommen zu werden. Diesem traurigen Schicksal sollten alle Männer zu entgehen suchen, die auf ihren, hier nicht einschlägigen Gebieten Glänzendes geleistet haben ..."

Nur tiefe Selbsterkenntnis kann Herrn E. Z. diese Zeilen eingegeben haben. Schade, daß sie ihm nicht schon vor der Niederschrift seiner „Zeitgenössischen Betrachtungen" aufgegangen ist. Er hätte sich weniger „breit gespreizt" und weniger „Chancen unnötiger Blamage" gehabt. Aber vielleicht bedeutet es doch eine gewisse Erleichterung für ihn, daß er sich „von der Verantwortlichkeit und Last befreit" hat, „jemals politisch noch ernst genommen zu werden". Herr E. Z. sollte sich aber auch nicht gleich einem übertriebenen Pessimismus hingeben. Mit Ausdauer und Fleiß gelingt es ihm vielleicht nach seiner Anleitung, wie man sich die Kunst der Politik aneignet, nämlich „nur in ernster, jahrelanger Arbeit und Übung", diese Kunst noch in sich „reifen" zu lassen und seinem „heimlichen Talent" „Gelegenheit zu geben, sich zum Nutzen des Vaterlandes zu entfalten", wobei wir es dahingestellt sein lassen müssen, ob er „auf seinem, hier nicht einschlägigen Gebiet Glänzendes geleistet" hat. Also jedenfalls: fleißig „arbeiten" und „üben" und nicht „vorzeitig hervorwagen"!

*

An den Pranger

Die scharfen, aber durchaus zutreffenden Urteile über das schmachvolle Verhalten von einigen Kurverwaltungen, Badedirektionen und Badegästen gegen unsere verwundeten Krieger, die in Bädern und Kurorten Heilung und Erholung suchen, wie sie im 18. Heft des Türmers unter der Überschrift „An den Pranger" veröffentlicht wurden, haben sicherlich lauten Widerhall gefunden bei allen Vaterlandsfreunden. Wer aber glaubt, daß durch diese Geißelung ein für allemal mit der schmachvollen Erscheinung aufgeräumt sei, der irrt sich. Es gibt immer noch Kurverwaltungen und Kurgäste, deren Verhalten den verwundeten Soldaten gegenüber so schmachvoll ist, daß es verdient, ausdrücklich an den Pranger gestellt zu werden.

Ein verwundeter Krieger, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, sitzt still und bescheiden im Kurpark in Harzburg. Und nur einmal in der Woche, am Sonntag, ist es den Verwundeten gestattet, den Kurpark zu besuchen. Da muß der Brave hören, wie eine Dame, die den Kurpark besucht, laut sagt: „Nein, überall Verwundete; man weiß nicht, wo man sich hinsetzen soll." Was tut unser schlagfertiger Vaterlandsverteidiger? Er verläßt seinen Platz und sagt: „Bitte, meine Dame, setzen Sie sich!" — Ob sich die Dame nun wohl ge-

schämt haben mag? Und was hat wohl der Soldat empfunden? Darf man sich wundern, daß das Gefühl in ihm aufstieg: „Für das Vaterland haben wir im Felde gekämpft und geblutet, nun wir mit zerschossenen Gliedern heimkehren, hat die Heimat nicht einmal Platz für uns!" — Wir stimmen aus vollem Herzen Adolf Ey zu, der über ehr- und pflichtvergessene Undankbare also urteilt:

„Daß jeder doch der Treuen denket!
Und wenn ein Bube sie vergißt,
Ja sie mißachtet, ja sie kränket,
Am besten wär's, er würd' ertränket
Im Meere, wo's am tiefsten ist."

W. R.

*

Die Kerntruppe

Die „Tägliche Rundschau" schreibt: „Kürzlich gaben wir eine Äußerung des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Bernstein wieder, in der er als Aufgabe seiner Partei bezeichnete, den ‚weitblickenden Elementen in der Regierung' gegenüber den ‚Annektionspolitikern' den Rücken zu stärken. Derselbe Bernstein trat unmittelbar darauf mit Haase und Kautsky als Unterzeichner des Aufrufs auf, mit dem sie unseren kämpfenden Heeren in den Rücken fielen. Heute liegt eine neue Äußerung vor, mit der sich die Sozialdemokratie als künftige Regierungspartei empfiehlt. Der Reichstagsabgeordnete Dr. Südekum schreibt nämlich in der ‚Fränkischen Tagespost', die Sozialdemokratie sei die Kerntruppe, auf die sich der Reichskanzler von Bethmann Hollweg in der Abwehr von Angriffen der Annektionspolitiker stützen könne. Wir glauben nicht, daß Herr Dr. Südekum dem Herrn Reichskanzler damit einen besonderen Gefallen getan hat."

*

Nicht unterschätzen!

Es sind die „Times", nicht irgendein dunkles Winkelblättchen, die unter dem 19. Juni folgende Sätze wollüstig von sich geben:

„Gestern nahm einer unserer braven Soldaten einen Deutschen gefangen und stieß ihm das Bajonett durch den Leib mit den Worten: ‚Das ist für die Lusitania.' Dann, nach einer kurzen Pause, durchbohrte er ihn zum zweitenmal: ‚Und das ist für mich selbst.' — Da ist keine Liebe mehr geblieben zwischen uns und dem Feind. — Nicht lange vorher kam ein Deutscher auf uns zu mit dem Ausruf: ‚Ich bin ein Christ.' Die Antwort war: ‚Bist du wirklich ein Christ? Gut, dann hast du jetzt die Beförderung zum Engel.' Eine Kugel beendete das Leben eines deutschen Schurken."

Wir wären nun versucht zu sagen, mit diesem fettig schnalzenden Wiederkäuen der eigenen Gemeinheit habe die Verkommenheit ihren Tiefpunkt erreicht. Aber — nach den Erfahrungen dieses Krieges — unsern Gegner unterschätzen —? — Wir werden uns hüten!

*

Für unsere Franzosenfreunde

In einer ausländischen Zeitung, dem „Svenska Dagbladet", hielt sich Herr Prof. Simmel, einst in Berlin, jetzt in Straßburg tätig, vor kurzem zu folgender Äußerung berechtigt: „Was die Stimmung in Deutschland anbetrifft, so muß erwähnt werden, daß das tragische Schicksal der genialen französischen Nation tief bedauert wird."

Von wem — das auszudrücken, hat Herr Simmel vermieden. Aber die unpersönliche Fassung des Satzes soll offenkundig den Eindruck erwecken, als sei Herr Simmel der Dolmetsch der Gefühle des deutschen Volkes. Herrn Simmels wissenschaftliche Verdienste in allen Ehren, aber dagegen muß denn doch kräftig Verwahrung eingelegt werden, daß Herr Simmel seine Kathederweisheit als einen Ausfluß der Gefühle des deutschen Volkes hinstellt. Die Sentimentalität den Franzosen gegenüber, die sich in den ersten Kriegswochen bei uns geltend machte, ist außer bei einigen Professoren völlig verschwunden. Wir sind von unserem falschen Mitleid gründlich geheilt, seitdem wir wissen, daß uns die Franzosen glühender hassen denn je.

Der hier schon einmal genannte Dr. Hans Belius (übrigens ein aus naheliegenden Grün-

den angenommener Name), der vor kurzem vierzehn Tage inkognito in Frankreich verweilte, versichert im „Berl. L.-A." den Franzosenfreunden der Gefühlsrichtung des Herrn Prof. Simmel, ein solcher Aufenthalt würde sie belehren, „wie unwürdig es ist, mit Sympathien zu antworten, wenn man, wie dort, ausschließlich mit den wüstesten Schmähungen und Beschimpfungen überhäuft wird." Man macht sich bei uns noch lange keine genügende Vorstellung von der fanatischen Heftigkeit des Deutschenhasses, der sich selbst die besonnensten und intelligentesten Franzosen nicht entziehen können. „Wenn man die Vorträge berühmter Gelehrter, wie Boutrout oder Perrier, über Deutschland hört, so sollte man meinen, daß der deutsche Nationalcharakter der Inbegriff aller Kleinlichkeit, Gemeinheit, Niedertracht, Brutalität und Bosheit sei, und daß das deutsche Volk nie irgend etwas Gutes hervorgebracht habe. Selbst unsere Wissenschaft wird als ein ‚Bluff' bezeichnet, und auch unsere Philosophie, unsere Dichtung und unsere Musik will man nicht mehr gelten lassen. Selbst Leute, die Deutschland kennen und Kritik zu üben gewöhnt sind, glauben fast ohne Einschränkung die ungeheuerlichen Verleumdungen, die ihnen täglich von der Presse aufgetischt werden. Daß Raub, Plünderung und Grausamkeiten scheußlichster Art in der deutschen Armee nicht nur an der Tagesordnung sind, sondern daß sie systematisch mit Wissen und Willen der Offiziere und der leitenden Stellen betrieben werden, ist ein Glaubensartikel auch der gebildetsten Franzosen ...

Aber nicht nur die Presse hat sich in den Dienst der Verleumdung gestellt. Die Gemeinheit der französischen Kriegspostkarten ist ja bekannt. Aber mit ihnen wetteifert auch eine sogenannte ‚Kunst'. Vor mir liegt ein Album mit 14 Zeichnungen von E. Tap, das unter dem Namen ‚Die deutschen Grausamkeiten in Frankreich und Belgien' zum Preise von zwei Frank eine weite Verbreitung gefunden hat. Den Bildern ist der Text der Zeitungsnotizen beigefügt, die sie illustrieren sollen. Ich greife einige heraus: ‚Ein deutscher Offizier, der in einem belgischen Hause gegessen und getrunken hat, haut zum Dank seiner greisen Gastgeberin beim Fortgehen den Arm mit dem Säbel ab. Ein englischer Offizier, der von deutschen Truppen gekreuzigt und verbrannt worden ist. Deutsche Truppen, die hinter einem Wall von französischen Priestern, Frauen, Greisen und Kindern in den Kampf ziehen. Ein verwundeter französischer Husar wird von deutschen Dragonern stundenlang im Galopp geschleift und dann füsiliert... Ähnliche Dinge hat man in der französischen Provinz auch im Kino zu sehen bekommen...

Die auf diese Weise verursachte Vergiftung des Volkes zeigt sich am deutlichsten darin, daß die Franzosen fest entschlossen sind, sich für diese Grausamkeiten, an die sie glauben, wie an das Evangelium, systematisch zu rächen, wenn, was ihnen ja ebenfalls nicht zweifelhaft erscheint, es ihnen gelingt, nach Deutschland vorzudringen."

So nimmt sich im Bilde eines Augenzeugen die „geniale" französische Nation aus, für die auch deutsche Herzen noch in Mitleid zerfließen!

*

Der Dank

Vor kurzem hat Herr Rudyard Kipling, dessen Ruhm wir Deutschen laut in alle Welt hinaustrompeteten, in Southport eine Rede für die allgemeine Wehrpflicht gehalten, in der er nach englischen Blättern sagt, die Bevölkerung der Erde zerfalle in Deutsche und — Menschen! — Frau Eleonora Duse, die in Berlin vergötterte, die uns ihr Ansehen, uns allein ihr Vermögen verdankt, hat zusammen mit Damen der römischen Aristokratie einen Aufruf unterschrieben, den der „Corriere della Sera" am 21. Juni veröffentlichte, und in dem erklärt wird, daß Italien einen Krieg für die Verteidigung des Rechts und der Zivilisation führe.

So werden wir, bemerkt die „Deutsche Tagesztg.", für unsern Allerweltsdusel gezüchtigt — ins Gesicht schlagen uns die Kreaturen, die wir machten!

Haben wir aber diesen — Dank nicht doch ein wenig verdient?

*

Rubel wider Vernunft

Adolf Abter erzählt im „März“, wie er kürzlich in Belgien die beiden Söhne des damaligen bulgarischen Ministerpräsidenten Stambulow kennen lernte und in welcher Weise sie sich über die Stimmung in den neutralen Balkanstaaten äußerten. Auf die Frage: „Und Rumänien?“ — erwiderte der ältere der Brüder:

„Anfangs war die Stimmung in Rumänien sehr gegen Österreich. Ich glaube, hätten die Russen ein paar große, entscheidende Schlachten gewonnen oder die Karpathen durchbrochen, wären die Rumänen losmarschiert. Ich hörte aber auch gleich zu Beginn des Krieges, daß die rumänische Regierung von Österreich weitgehende Zugeständnisse forderte. Wahrscheinlich wollte Rumänien die Bukowina friedlich erringen, um sich dann Bessarabien im Krieg gegen Rußland zu holen. Österreich soll abgelehnt haben. Was Wahres daran ist, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es anders gekommen auf den Schlachtfeldern, als die meisten Rumänen es erhofften. Die Siege der Deutschen und Österreicher und nicht zuletzt die Rüstungen Bulgariens haben Rumänien zur Einsicht gezwungen.“

„Man hätte doch annehmen sollen, daß reine Vernunftgründe den Rumänen den Weg zeigen, den es aus eigenem Lebensinteresse gehen muß.“

„Die Vernunft wurde durch den Rubel gefährdet. Wieviele rumänische Zeitungen und hervorragende einflußreiche Politiker stehen und standen in russischem Sold! Bei uns (in Bulgarien) gibt es ja leider auch Männer und Zeitungen, die sich durch den Rubel regieren lassen, aber die sind wirklich bedeutungslos.“ . . .

*

„Gott mit uns“

Kürzlich las ich es tadeln, daß so manche Äußerungen Gott im Weltkriege für Deutschland in Beschlag nehmen. Es ward auch auf einen bekannten Hofprediger Bezug genommen, der das Wort vom deutschen Gott zurückgewiesen.

Alles, was Gedanke, Erkenntnis, Philosophie, Theologie, Dogma, Vergeistigung ist, kann nur in einem höchsten Wesen, in Gott, gipfeln. Das laienhaft Religiöse aber ist subjektiv, sein Keim ist, daß der einzelne Mensch „seines“ Gottes bedarf, ihn hat, ihn wahrnimmt und empfindet; das ist, abseits vom Dogma, Gottes wahre Allgegenwärtigkeit. Das Gebet quillt aus der persönlichen Tiefe der Seele, während die Gewißheit, daß Gott sich genau und gerecht um jeden von allen seinen Menschen kümmert, eine höchste, doch geistige Objektivierung ist. Beides gehört zusammen, wie Wurzel und Krone des Baumes, die aus dem gleichen Keim entstanden. Auch Jesus im heftigsten, ekstatisch naiven Augenblick schrie laut: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich „verlassen“?

Dies Empfinden des Gottbesitzes nun erweitert sich von der Zuversicht des Einen auf die mit ihm Schicksalsverbundenen. Deshalb spricht die Familie von ihrem treuen Gott, der sie nicht verlasse, der ihr immer beigestanden; deshalb in der höchsten Not oder Begeisterung spricht die subjektive Gemeinsamkeit des Volksempfindens von ihrem Gott. Die Menschen der Befreiungskriege waren gewiß so gebildet und gefühlsernst, wie die heutigen, und sprachen vom deutschen Gott. Viel älter schon hieß es: Gott verläßt keinen Deutschen.

Wer etwas Geschichte kennt, der weiß, wie nach der Aufklärungszeit und dem kühlen Klassizismus der einfache treue Glaube wiedergebracht wurde durch das Vertrauen auf den Gott der Väter, den Gott, der sein deutsches Volk errette. Die Lieder und die Hoffnung brachten die Religion zurück, die Laien mit den Arndtschen und Schenkendorfschen Herzen, und fromm hieß damals deutsch, und deutsch war fromm. „Vater, dich preisen wir! Vater, wir danken dir, Daß wir zur Freiheit erwachten! Wie auch die Hölle braust, Gott, deine starke Faust Stürzt das Gebäude der Lüge!“ .So erlebten sie alle die große Wandlung, die in dem deutschen Gebet des so gottesfern gewesenen jungen Körner liegt.

Die Wurzel wird immer den Baum, wenn man ihn abhieb, zu erneuern trachten, aber

die Erhaltung der Krone ist dem Gärtner unmöglich, wenn er die Axt an die Wurzel legt.

Ed. H.

*

Wozu der „Burgfrieden" herhalten muß

Unter dem Stichwort „Burgfrieden" schreibt das „Berliner Tageblatt":

„In den ‚Ärztlichen Mitteilungen', herausgegeben vom Leipziger ‚Verband der Ärzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen' und geleitet vom Generalsekretär Kuhns, Arzt in Leipzig, finden wir — in der Nummer vom 18. Juni — einen Artikel, der ‚Erlebnisse eines Schiffsarztes nach Kriegsausbruch' betitelt ist. In diesem Artikel heißt es:

‚In London hatte ich nur wenige Stunden Zeit, um meine Geschäfte zu erledigen; ich trug eine Hapag-Uniform, darüber einen grauen Gummimantel, Marinemütze (Abzeichen abgenommen) und sah so deutsch wie irgend möglich aus. Kein Mensch hat mir etwas getan oder mich nur merkwürdig angesehen. Auf der amerikanischen Botschaft war ich auch und sprach auch mit dem Botschafter persönlich. Jackson hatte ich früher schon kennen gelernt. Am Abend des 9. April fuhr ich nach Tilbury Docks und hatte eine ekelhafte Körpervisitation durch deutsch-englische Juden zu bestehen, die ich mir aber energisch vom Leibe hielt.'

Der Artikel ist ‚Dr. L. Pr.-Fr.' unterzeichnet; der Verfasser hat, wie gewöhnlich Personen dieser Art, nicht den Mut, sich zu nennen. Ist die deutsche Ärzteschaft damit einverstanden, daß in dem offiziellen Organ des Leipziger Verbandes eine solche Sprache geduldet wird und eine solche Gesinnung an den Tag gelegt werden darf?"

Wir müssen der „Deutschen Tageszeitung" durchaus recht geben, wenn sie diese Leistung als „ein mehr als starkes Stück" bezeichnet und dann weiter feststellt:

„Daß ein Mensch von Reinlichkeitsgefühl eine Körpervisitation ‚ekelhaft' findet, auch wenn sie durch deutsch-englische Juden vorgenommen wird, zeigt doch wohl eine Sprache und eine Gesinnung, die jeder andere Mensch von Reinlichkeitsgefühl nur durchaus verstehen und teilen kann. Offenbar richtet sich der Angriff des ‚Berliner Tageblatts' auch wohl nur dagegen, daß der betreffende Arzt die Tatsache, daß ‚deutsch-englische Juden' ihn visitierten, überhaupt zu erwähnen gewagt hat. Dazu muß aber doch gesagt werden: An dieser Tatsache zu zweifeln, liegt schwerlich ein Grund vor; auch das ‚Berliner Tageblatt' wagt ja nicht, einen solchen Zweifel zu äußern. Die Tatsache, daß eine Reihe teilweise recht bekannter und angesehener Juden, deren Wiege in Deutschland stand, in dieser Kriegszeit sich als besonders deutschfeindliche ‚Engländer' zeigen, ist doch wohl allgemein anerkannt; zu unserer Genugtuung haben gerade auch deutsche Zeitungen, die seit je besonderes Wohlwollen für das Judentum bekundet haben — wenn wir nicht sehr irren, waren die ‚Frankfurter Zeitung' und die ‚Vossische Zeitung' darunter —, das Verhalten dieser ehemals deutschen jüdischen Renegaten scharf gegeißelt. Wenn man aber von jüdischer Seite einem deutschen Arzt verbieten will, eine solche anerkannte und bekannte Tatsache auch nur zu erwähnen, zumal, wenn er sie am eigenen Leibe zu spüren bekam, dann möchten wir doch vor solchen Denunziationen im Interesse des Burgfriedens und gerade auch im Interesse unserer jüdischen Mitbürger auf das dringendste und entschiedenste warnen! Sie könnten nur zu leicht das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzeugen."

*

Harden und d'Annunzio

Im „Leipziger Tageblatt" liest man:

„Maximilian Harden, der Herausgeber der ‚Zukunft', ist zum Nationalhelden der Italiener geworden, die Blätter der ganzen Apenninenhalbinsel überschütten ihn mit ihren Lorbeeren, und bald wird man ihm, wie Ehren-Salandra, die Bürgerkrone der ewigen Roma antragen. Und wie billig hat er sich diesen unsterblichen Ruhm erworben! Er ist einfach seinem alten Trick treu geblieben, um

sich und sein Blättchen interessant zu machen, indem er das Gegenteil von dem schreibt und frisch und frei behauptet, was ganz Deutschland und die ganze Welt glaubt und sagt. Und da alle Welt von Italiens Verrat und Treubruch widerhallt, nimmt Maximilian Harden die Söhne der Abruzzen in Schutz und findet keinen Tadel an ihnen. Aber er macht ein gutes Geschäft dabei, sein Name prangt mit dem Gabriele d'Annunzios in fingerdicken Buchstaben in den italienischen Zeitungen, die ihm allen Ernstes bestätigen, daß er der größte Politiker Deutschlands und der berufenste Interpret des deutschen Gedankens sei, ja er muß sich sogar gefallen lassen, als der erbittertste Feind des Kaisers und Bethmann Hollwegs der staunenden Welt vorgeführt zu werden, der vielleicht bald schon der erste Präsident der deutschen Republik sein werde. Diese ‚Ehrung' hat der Feuilletonpolitiker der Zukunft reichlich verdient, der nicht das geringste danach fragt, ob er der Sache des Vaterlandes unendlichen Schaden zufügt, wenn nur sein Name wieder einmal in aller Munde kommt ..."

*

Mangelhafte Unterstützung

In einem Rückblick auf die Tätigkeit Dernburgs in Amerika weist der Berichterstatter der „Frankf. Ztg." aus Neuyork „wieder einmal auf die mangelhafte Unterstützung hin, die den hiesigen Vorkämpfern des Deutschtums von Deutschland aus zuteil wird":

„Seit den ersten Kriegsmonaten haben sich diese Verhältnisse ja schon etwas gebessert, aber es bleibt immer noch viel zu tun übrig. Die Funkentelegramme haben viel zu wenig Material über die russischen Verwüstungen in Ostpreußen enthalten, wie auch über andere Schandtaten der Feinde. Wenn durch Abwerfen einer Bombe in England ein Zivilist umkommt, erhalten wir hier eine halbe Spalte aus London, und als bei den Bombardements der englischen Küstenstädte Frauen und Kinder getötet wurden, kamen tagelang Berichte darüber. Aber wenn z. B. die Franzosen aus der Luft Freiburg bombardieren und zahlreiche Schulkinder töten, hören wir erst davon, wenn die Post eintrifft. Man mag in Deutschland auf dem Standpunkt stehen, daß kein Grund vorliege, diese Dinge anders zu behandeln als andere Kriegsvorgänge, aber wenn, wie seit Anfang des Krieges, die Alliierten aus den angeblichen deutschen Grausamkeiten so viel Wesens machen, hätte Deutschland ein Gegengewicht schaffen und selbst genau berichten sollen, was die Gegner auf diesem Gebiete leisteten. Es ist wahr, die hiesige Presse ist sehr einseitig, aber sie druckt alle Berliner Depeschen. Wenn sie auch nicht mit den bekannten großen Überschriften versehen werden, kommen sie doch ins Blatt, und dem aufmerksamen Zeitungsleser, deren es doch immerhin eine ganze Menge gibt, entgehen sie nicht. Ich weiß wohl, daß die Funkentelegrapheneinrichtungen stark belastet sind, aber man hätte manches Gleichgültige aus den Depeschen fortlassen können, um statt dessen die feindlichen ‚atrocities' ins rechte Licht zu stellen. Dr. Dernburgs Aufgabe hätte durch eine richtige Publizität von Deutschland aus bedeutend erleichtert werden können."

*

Salvarsan im Felde

Vor kurzem brachten wir an dieser Stelle eine Äußerung des Oberstabsarztes Dr. Gennerich über Mißerfolge mit Salvarsan. Diesem ehemals begeisterten Salvarsananhänger gesellt sich jetzt ein zweiter zu, der zwei infolge Salvarsanbehandlung erfolgte Todesfälle einräumt. Prof. W. Scholz-Königsberg berichtet in der „Deutschen Med. Wochenschrift":

„Bei der Behandlung der Syphilis der Truppen rate ich, nach zwei traurigen Erfahrungen, die ich nach der Anwendung des Neosalvarsan gemacht habe, mit Salvarsan besonders vorsichtig zu sein. Leute, die aus dem Felde kommen, scheinen mir nach meinen Beobachtungen entschieden empfindlicher gegen die Salvarsanbehandlung zu sein, als das sonst der Fall ist. In beiden Fällen handelt es sich um Leute mit scheinbar ganz gesunden Organen. Bei beiden war die Behandlung nicht in der bei uns sonst üblichen Art in Form

von drei Einspritzungen kleiner Dosen an zwei aufeinanderfolgenden Tagen durchgeführt worden, sondern die Kranken hatten nach der am häufigsten angewandten Methode in Pausen von fünf bis acht Tagen Injektionen von 0,3 bzw. 0,4 erhalten, und zwei Tage nach der dritten Injektion war dann ganz unvermittelt der bekannte Symptomkomplex der Encephalitis haemorrhagica (d. h. akute Arsenvergiftung des Gehirns) aufgetreten ..."

Nachdem sich zwei hervorragende Mediziner, Anhänger des Salvarsans, über ihre Erfahrungen im Felde so außerordentlich absprechend geäußert haben, wäre es wohl an der Zeit zu erwägen, ob ein Verbot der Anwendung des Salvarsans im Heere nicht angezeigt ist.

*

An die oberste Heeresleitung

Das Meyersche Konversationslexikon des Bibliographischen Instituts und einige andere deutschdenkende Verleger haben das Verdienst, daß man allmählich auch in Deutschland, wie es die Franzosen, Engländer usw. immer taten, die gar so fremden Namen in unseren heimischen Schriftzeichen schreibt. Das hat zweierlei Vorteil: sie werden nicht mehr so schauderhaft falsch gesprochen, und wir befreien uns weiter von einem Stück der deutschen Demutseligkeit vor allem Fremden.

Die amtlichen deutschen Kriegsnachrichten halten es zumeist noch anders. Abgesehen davon, daß sie so viele gut vlamische Orte in Belgien in freiwilliger französischer Zurechtmachung auftischten, stürzen sie die Gesamtheit der deutschen Leser in Ratlosigkeit, wie die Namen vom nordpolnischen und galizischen Kriegsschauplatz auszusprechen seien, und erzielen mit ihrer schönen „Korrektheit" im allgemeinen, daß alles mit den mühevollsten Zungenverrenkungen doch nur gerade die unmöglichsten Lesungen herausbringt.

All diese in Millionen von Einzelfällen sich wiederholenden Unrichtigkeiten, Unsicherheiten und Ärgerlichkeiten wären mit minimaler Bemühung beseitigt, wenn der Redaktor jener Tagesberichte die Namen gleich in die deutsche Aussprache umsetzen würde. Man wird sie dann schon noch auf den Karten wiederfinden, auch wenn die Herren Geographen noch so in ihren sz, ř, rz und ähnlichen Sublimitäten schwelgen. Die Vertreibung der Russen von der Südseite der Karpathen war auch noch in der Beziehung ein Glück, daß man nicht länger die madjarische Schreibung, die wieder anders als die polnische ist, auch noch mit dieser durcheinanderkriegte.

Wenn Deutsche vor dreißig oder zwanzig Jahren aus Ostasien heimkehrten, so erzählten sie von dem dort üblichen Kowtow. Denn damals war es noch höhere Bildung oder Einbildung, man müsse das Chinesische und Japanische, um es ins Deutsche zu bringen, englisch schreiben. Jetzt sagen wir wenigstens Kotau. Aber sollten wir uns nicht den Kotau selber allmählich noch etwas entschlossener abgewöhnen? H.

*

Gesang auf der Straße

Die Berliner Blätter verbreiten die nachstehende erfreuliche Nachricht: „Auf Veranlassung des Stadtschulrats Dr. Fischer werden von nun an von Zeit zu Zeit an schönen Abenden, besonders dann, wenn die Bevölkerung durch Kriegsnachrichten lebhafter mit vaterländischen Gedanken beschäftigt ist, von größeren Gesangschören der Berliner Gemeindeschulen einige Vaterlandslieder und andere passende Volkslieder zum Vortrag gebracht werden. Es wird weiterhin angestrebt werden, aus solchen Veranstaltungen eine ständige Sitte in der Friedenszeit zu entwickeln. Für solche Darbietungen sollen nicht öffentliche Plätze, sondern günstig gelegene Schulhöfe und frühe Abendstunden gewählt werden. Für die Gesangsaufführungen werden sich die Gesangschöre mehrerer Schulen zusammentun. Die Schulinspektoren und Rektoren sind bereits ersucht worden, die notwendigen Maßnahmen für diese Veranstaltungen zu treffen."

Es ist für mich, der ich seit vielen Jahren (vergl. „Musikpolitik" Seite 104 f., wo auch diese „Schülerkonzerte" schon gefordert sind)

auf solche Chorkonzerte auf Plätzen und Straßen der Stadt hingedrängt habe, eine freudige Genugtuung, jetzt von einer Seite, auf die ich zunächst nicht zu hoffen gewagt hatte, diesen Gedanken der Erfüllung näher gebracht zu sehen. Nur der Erfüllung näher, nicht ganz erfüllt. Einmal, weil für Kinder nur die späteren Nachmittag-, nicht die Abendstunden in Betracht kommen. Erst in diesen Abendstunden aber sind jene großen Massen der Städter frei, die den Tag in dumpfigen Arbeitsräumen verbringen müssen und für eine solche künstlerische Erquickung am Feierabend besonders bedürftig und empfänglich sind. So wollen wir denn hoffen, daß sich diesmal das Sprichwort umkehrt und, wie die Jungen zwitschern, die Alten singen werden, indem die Chorvereinigungen das von den Schulen gegebene Beispiel nachahmen.

Aber auch für die Kinderveranstaltungen möchte ich davor warnen, sie auf Schulhöfe zu verlegen. Jede Stadt, auch Berlin, hat noch stillere Plätze, wo die Veranstaltenden den Verkehr nicht hemmen, ihre Vorträge auch nicht durch den Großstadtlärm gestört werden. Auf diese Plätze gehört die Veranstaltung, wenn man sie nicht sogar, wenigstens zum Teil, mit Spaziergängen durch die Straßen verbinden kann. Man könnte da zum Beispiel gerade bei den Kindern Marschlieder abwechseln lassen mit anderen Weisen, die an einer ruhigeren Stelle im Stillestehen gesungen werden. Die geschlossenen Schulhofräume sind nicht geeignet, einmal, weil der Besucher zu sehr nach der Veranstaltung suchen muß, während er ihr begegnen soll. Dann aber auch, weil für die Kinder selbst so sehr das Gefühl des Konzertgebens geweckt wird, das ich für erzieherisch verkehrt halte.

Hoffentlich findet dieses gute Beispiel Berlins draußen im Lande bald ebenso eifrige Nachahmung, wie es so oft bei den wenig erfreulichen Erscheinungen unseres Kunstlebens der Fall gewesen ist. K. St.

*

Die Reklamekünste einer Königl. Preußischen Kammersängerin

Miß Geraldine Farrar gehörte einige Jahre zu den Lieblingen jenes Berliner Publikums, für das Tauentzienstraße und Kurfürstendamm den Höhepunkt der Welt bedeuten. Die Königliche Oper, an der sie mit ihrer schmerzhaften Behandlung der deutschen Sprache im Mittelpunkt der zahlreichen Ausländerkolonie stand, schätzte diese Kraft so hoch ein, daß sie die nach Dollarika Lüsterne durch die Verleihung des Titels einer Königlich Preußischen Kammersängerin fester an sich zu fesseln suchte. Natürlich bewirkte diese für Reklamezwecke sehr dienliche Auszeichnung auch in diesem Falle das Gegenteil. Miß Farrar wurde ein „teurer Gast“ unserer Oper und gab außerdem im Konzertsaal jeweils den Berlinern Gelegenheit zu einem jener hysterischen Begeisterungsanfälle, die als Berliner Auslöseform orientalischer Verzücktheiten mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehren.

Unter den vielen Wohltaten, die der Krieg unserm Berliner Musikleben gebracht hat, steht das Ausbleiben Miß Farrars und ähnlicher Kometensterne mit obenan. Aber die holde Diva weiß sich dafür furchtbar zu rächen. Sie erzählt den Amerikanern ihre Berliner Erinnerungen. Der Bostoner „Sunday Herald“ bringt auf einer ganzen Seite seines Riesenformates dieses Interview, das die „Allgem. Musikztg.“ für die deutsche Musikwelt aufgegriffen hat, und das wir hier auszugsweise wiedergeben, weil es in dieser Zeit der Einkehr ganz gut tut, auch nach dieser Richtung seinen früheren Verkehr nachzuprüfen.

Miß Farrar ist natürlich eine prima-prima Sängerin, aber allerprimissima ist ihre Tugend. Und keine von allen Teufeln verfolgte Heilige hat so um ihre Tugend kämpfen müssen, wie diese überirdisch schöne Amerikanerin. Ohne ihre Mutter wagte sie sich niemals hinter die Bühne. Den andern Mitgliedern, die alle viel älter waren (hu!), war das nicht recht, und schließlich wurde der Mutter der Aufenthalt hinter der Bühne verboten. „Der eine Spielleiter war so unerbittlich, daß ich Kaiser

Wilhelm brieflich ersuchte, den früheren Zustand wieder zu erlauben. Ich schrieb, wenn das nicht ermöglicht würde, müßte ich darauf bestehen, von meinem Kontrakt entbunden zu werden, da jemandem in meinem Alter nicht zugemutet werden könnte, allein hinter die Szene zu gehen. Daraufhin befahl der Kaiser sofort, daß es meiner Mutter wieder gestattet würde, mich bei allen Vorstellungen zu begleiten."

Und weiter plaudert die zartfühlende Diva: „... Am nächsten Abend war der Kronprinz in der Kaiserloge und spendete mir verschiedentlich extravaganten Beifall. Er machte kein Geheimnis daraus, daß er mir seine Karte mit einem Glückwunsch sandte. Ich hatte das Theater schon verlassen, darum schickte er mir einen Boten in der königlichen Equipage nach meiner Wohnung. Andere Mitglieder des Hofes hatten mich an dem Nachmittag besucht, und so entstand das Gerücht, des Prinzen Wagen hielte dauernd vor meiner Tür. Ferner hatten einige amerikanische junge Mädchen meiner Bekanntschaft sich zugeflüstert, daß einer von den Ringen des Kronprinzen in meinen Zimmern gefunden worden wäre. Alle möglichen Geschichten folgten nun — natürlich eine so absurd wie die andere." „Es war kaum der Mühe wert, dem allem zu widersprechen, aber mir lag nichts an einer solchen Reklame, das ließ ich auch deutlich fühlen."

Hm! Die Erinnerung an die Überwindung solcher sündiger Gelegenheiten muß doch besonders süß sein, daß Miß Farrar noch nach zehn Jahren daraus — aber nein doch, sie will ja keine Reklame.

Im übrigen wissen wir gar nicht, wie sehr wir Miß Farrar Dank schuldig sind. Nur an ihrer Standhaftigkeit hat es gelegen, daß nicht das ganze deutsche Offizierkorps einer heillosen Verwirrung verfiel. In diesen Berliner Jahren, erzählt von unserer bescheidenen Kammersängerin ihr Ausfrager, kapitulierte die deutsche Armee bedingungslos vor Miß Farrar, weil es einfach keine Rettung gab. Ein zynisch veranlagter Beobachter meinte damals, der Kaiser erziehe sich wohl eine Armee von lyrischen Dichtern. Und im Gespräch über dasselbe Thema antwortete vor kurzem gelegentlich der Uraufführung von Giordanos „Madame sans Gêne" ein bekannter Börsianer, dessen Sympathien jetzt auf seiten der Alliierten sind, auf die Frage, wie ihm Fräulein Farrar in dre Titelrolle gefallen habe: Well, ich bin der deutschen Armee beigetreten." Also: die deutsche Armee kapitulierte. Innerhalb zweier Jahre erhielt nämlich Fräulein Farrar Heiratsanträge von

Majoren	8
Hauptleuten	23
Leutnants	17
Summa	48

Man stelle sich erst die Endsumme vor, wenn das noch zehn Jahre so weiter gegangen wäre!

Ob nicht der Vierbund sich noch Miß Farrar angliedert? Das wäre doch noch ein Geschäft. Freilich, die Mutter, die gestrenge Mutter!! Aber Miß Farrar läßt vielleicht mit sich reden. Denn — man höre noch folgende Stelle: „... Am folgenden Tage war ich eingeladen, mit der Königlichen Familie zu speisen, und wurde dem Kronprinzen vorgestellt. Der Prinz verließ meine Seite nicht für einen Augenblick, solange ich im Schlosse weilte, trotz der Zeichen (signals!), die ihm die Kaiserin gab, die anderen Gäste nicht ganz zu vernachlässigen. Ich hatte gegen seine Aufmerksamkeiten gar nichts einzuwenden, fühlte auch dort (im Schlosse!!) die Gegenwart meiner Mutter nicht vonnöten, da der Kronprinz nur wie ein großer Junge war. Er errötete und stammelte und war sichtbar verlegen in Gegenwart eines Sterns vom Opernhimmel."

Da geht einem doch auch der Galgenhumor aus beim Gedanken, daß ein solches Frauenzimmer, das noch Reklame damit macht, daß es sich ohne „Elefanten" nirgendwo sicher fühlt, einmal Gast in unserm Kaiserhause gewesen ist. — Im übrigen wird der deutsche Michel doch auch nach dem Kriege noch gewaltig viel ausräumen müssen. K. St.



Briefe

Pfarrer H., P. A. D. Ihre Ausführungen, die für den Einsender der unter W. E., Oeb. (Sal.) im 2. Maiheft hier wiedergegebenen Zuschrift (im Anschluß Prof. Diehls Aufsatz über die „Konfirmation", 1. Aprilheft) gerichtet sind, möchten wir an dieser Stelle wiedergeben, da weitere Kreise unserer Leser daran Interesse nehmen dürften:

Sehr geehrter Herr!

Es wird vor allem darauf ankommen, ob die Folgerungen, die Sie an die beiden Glieder des Dilemmas anschließen, sich mit wirklich zwingender Notwendigkeit ergeben.

1. Ist das über jene außerordentlichen Geisteswirkungen Berichtete Wahrheit, dann — so folgern Sie — „hätte die christliche Kirche einen ganz gewaltigen Schritt rückwärts getan". Sie erkennen also in der Tatsache, daß unsere Tage nicht ganz dieselben Erscheinungen sehen, wie sie in der ersten christlichen Zeit infolge des Geisteswirkens zutage getreten sind, einen Rückschritt.

Was können wir tun? Ziel? Es sollte heute das gleiche möglich sein, was damals. Und der Weg zu diesem Ziel? Ich bleibe Ihnen die Antwort schuldig und frage: wer gibt sie?

Wie ist es denn aber mit dieser obigen Folgerung, wenn einer sagt: es ist im Willen Gottes gelegen, daß wir vor diesem veränderten Tatbestand stehen? Wollten Sie antworten: niemals! Es liegt an der Würdigkeit bzw. Unwürdigkeit der Menschen? Dann bedenken Sie wohl, was für einen Pessimismus Sie damit unserer Zeit gegenüber vertreten würden! Einen Pessimismus, den ich für nicht gerechtfertigt halten kann.

Nicht wahr, bei dieser zweiten Betrachtungsweise, die ich angedeutet habe, würden wir dann besser nicht von einem „gewaltigen Schritt rückwärts" reden.

Ich behaupte nun: „Tatsächliche" und „wirkliche Übertragungen" religiösen Fühlens und Lebens finden tausendfältig statt, in überwältigender Weise sowohl, wie in langsam doch stetig weiterwirkender. Auch unsere Tage haben viele „Apostel" Gottes in allerlei Stand und Beruf, von denen weitgehendste Wirkungen ausgehen, in ganz gleicher Richtung und unter Erreichung ganz gleichen Zieles wie ehedem.

Lediglich daraus, daß die Äußerungen inneren Ergriffenseins und die Segenswirkungen auf Mitmenschen damals bisweilen in einer Gestalt aufgetreten sind, die sich heute nicht mehr zeigt, den Schluß ziehen zu wollen, daß wir weit zurückgekommen sind, geht doch nicht an, so lange wir die Hauptsache, nämlich Geistesbesitz und Geistesmacht, in sinnenfälligster Form sich immer noch offenbaren sehen.

2. Ist das, was die Bibel über jene besonderen Geistesgaben berichtet, Irrtum (oder gar Schlimmeres), „dann kann die Bibel nicht eine Stunde länger als Norm gelten".

Selbst wenn bewiesen werden könnte, daß es mit der Tatsächlichkeit des Berichteten nicht richtig steht, vermöchte ich Ihre Konsequenz nicht zu ziehen oder anzuerkennen. Und ich glaube, Sie selbst würden sie im Ernstfalle preisgeben, wenn anders Ihnen je Worte der Heiligen Schrift zu Erlebnissen geworden sind, so, daß Sie ihre ewige innere Wahrheit geschaut haben.

Vor allem wird das, was scharfsichtig macht für tiefste Werte, reine Kräfte, höchste Ziele, das Leid, in alle Zeiten Menschen nicht allein Gott, sondern auch der Heiligen Schrift zuführen. Wer in Tagen inneren und äußeren Leidens, nahe vor dem Tor des Todes, dort, wo so viele „brennende Fragen" zu ihrer Ruhe eingehen, in Christus die beseligende Offenbarung Gottes gefunden und erlebt hat, der hat eine Stellung zur Heiligen Schrift, die ihn über Besorgnisse, ob dieselbe im einen oder anderen Falle noch als Norm für Glauben und Lehre gelten kann, hinaushebt.

Das einzige, was auch auf eine solche Stellung seine Schatten werfen würde, wäre dies, wenn dargetan werden könnte, daß die Darstellung der Heiligen Schrift von Wort, Wesen und Werk Jesu Christi jeglicher historischen Treue entbehrte. Dadurch würde unser persönliches Verhältnis zu ihm aufgelöst.

Mir ist jene historische Treue — ich denke an das, was grundwesentlich ist — vollkommen gewiß. Wenn aber gezeigt würde, daß wir hierin uns im Irrtum befunden haben — freue sich keiner zu früh! Es wird nicht geschehen; sondern Er wird sich auch ferner Menschen zeigen! — dann würde ich mit vielen dennoch, wenn das schuldbewußte Gewissen anklagt und der Geist nach dem tiefsten Sinn des Lebens fragt, zur Heiligen Schrift greifen.

Wie Sie, sehr geehrter Herr, aus meinen Zeilen entnommen haben werden, lag mir daran, Sie um eine Nachprüfung der scheinbar zwingenden Logik Ihrer Folgerungen zu bitten. Das erschien mir als das Notwendigste.

Vielleicht erhalten Sie von anderer Seite eine Ergänzung zu meinen Ausführungen. Wenn nicht, so bin ich gerne zu weiterem bereit.

Wien. Ja, die Wiener sind herzige Leute! Und wir wollen's nicht unter den Tisch fallen lassen, mit welcher rührenden Liebe sie unsere Feldgrauen umgeben und betreuen. „Wie ein Signal", liest man in einer Kriegsplauderei des „Wiener Fremdenblattes", „wirkt das Auftauchen eines ‚Deutschen' auf der Wiener Straße noch immer. Ein heller tönender Fanfarenruf begleitet gleichsam den graugrün uniformierten deutschen Soldaten überallhin. Man bildet noch immer Spalier, kann sich nicht satt sehen an diesen freundlich blickenden gutmütigen Riesen, die da in ihren bequemen, sorgfältig gearbeiteten Litewken mit der flachen Mütze oder dem grau überzogenen Helm das Wiener Pflaster zu erlernen trachten. Eine warme Liebe bricht durch den Anschein der Neugierde. Ganz Wien wünscht, es möchte dieser Deutsche eine Gasse nicht wissen. Oder Feuer für sein Pfeifchen brauchen. Daß man ihm den Weg weisen oder Zündhölzchen anbieten könnte. Jede Frage an den ansässigen Einwohner — sie ist selten, denn der Deutsche ist sofort orientiert — wird mit derartiger Höflichkeit, ja mit solch geborener Vornehmheit im Auftreten gestellt, daß man so recht mit Ingrimm der niederträchtigen englisch-französischen Gemeinheiten gedenkt, die diese Männer inkorrekter Haltung zu verdächtigen wagten. Wir können es uns getrost eingestehen. Wir bewundern die kernhaften Bundesbrüder und wir entdecken sie gleichzeitig als prächtige Menschen. In dem Gehaben der deutschen Soldaten ist der stete Ernst unverkennbar. Die Gesichter durchwegs scharfgeprägt, voll inneren geistigen Lebens. Auch die Rekonvaleszenten, Verwundeten bewahren soldatische Haltung. Unser Landsmann in Uniform bleibt gemütlich, geschmeidig, lustig, der Deutsche erscheint fast immer gravitätisch, ernst. Jeder einzelne von ihnen ist wie ein wohlbewährter, wohlbefestigter Turm ... Ein Schutz dem Freunde, eine Mauer gegen den Feind!"



Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 20 — 2. Juliheft 1915

1

Dem Andenken des Dichters, gefallen am 27. September 1914 vor Reims

Der Reitersmann

(Hermann Löns)

Georg Göhler
(31. Oktober 1914)

Gehend

Tenor 1, 2

Baß 1, 2

p 1. Es blü - hen die Ro - sen, die Nach - ti - gall singt, mf mein
mf 2. Im Wirts-haus am We - ge, da keh - ren wir ein, mf und
f 3. Und ist sie ge - schla - gen, die blu - ti - ge Schlacht, mf und
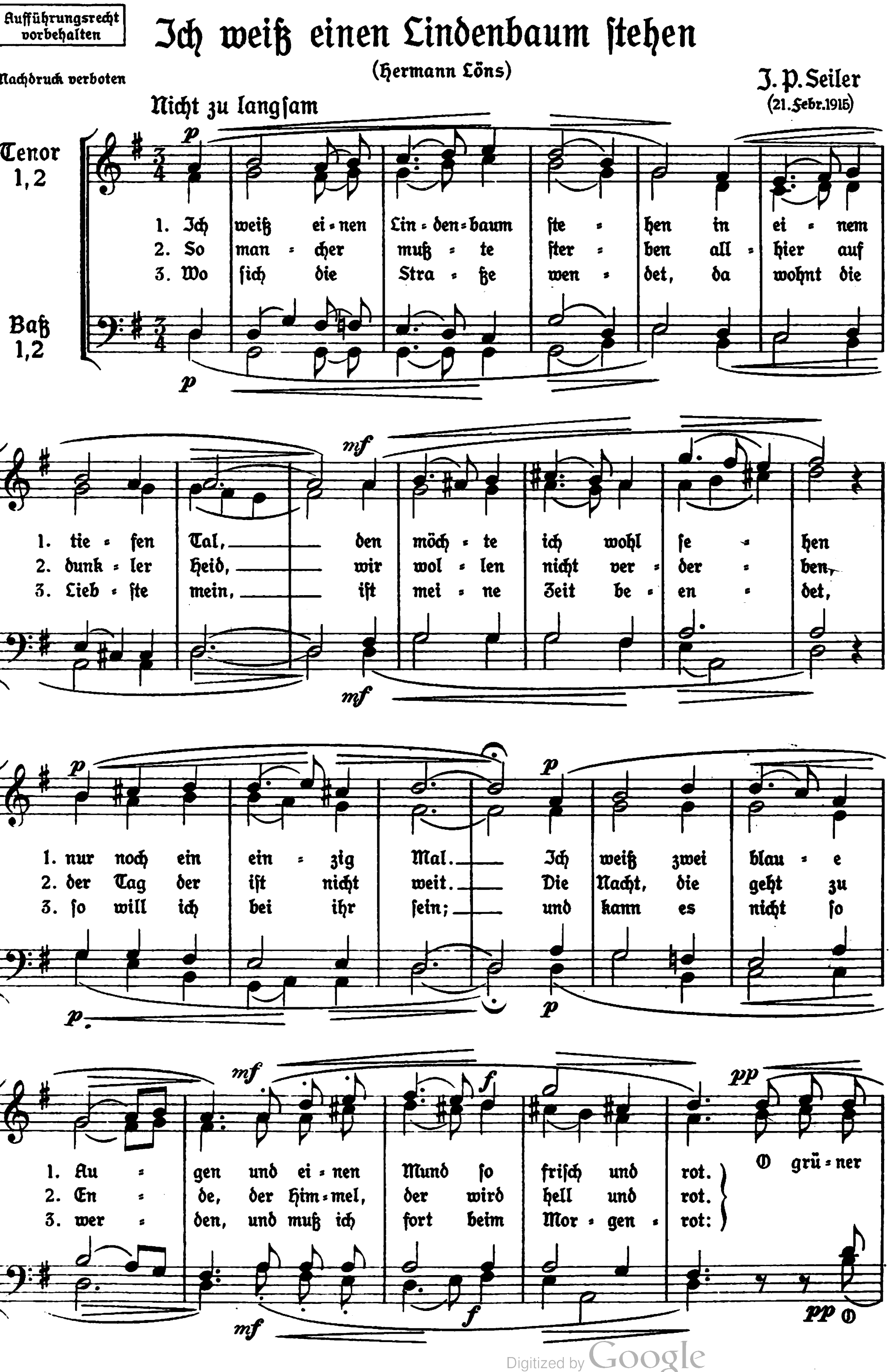
mf 1. mein Herz —
mf 2. und trin -
mf 3. und ha -
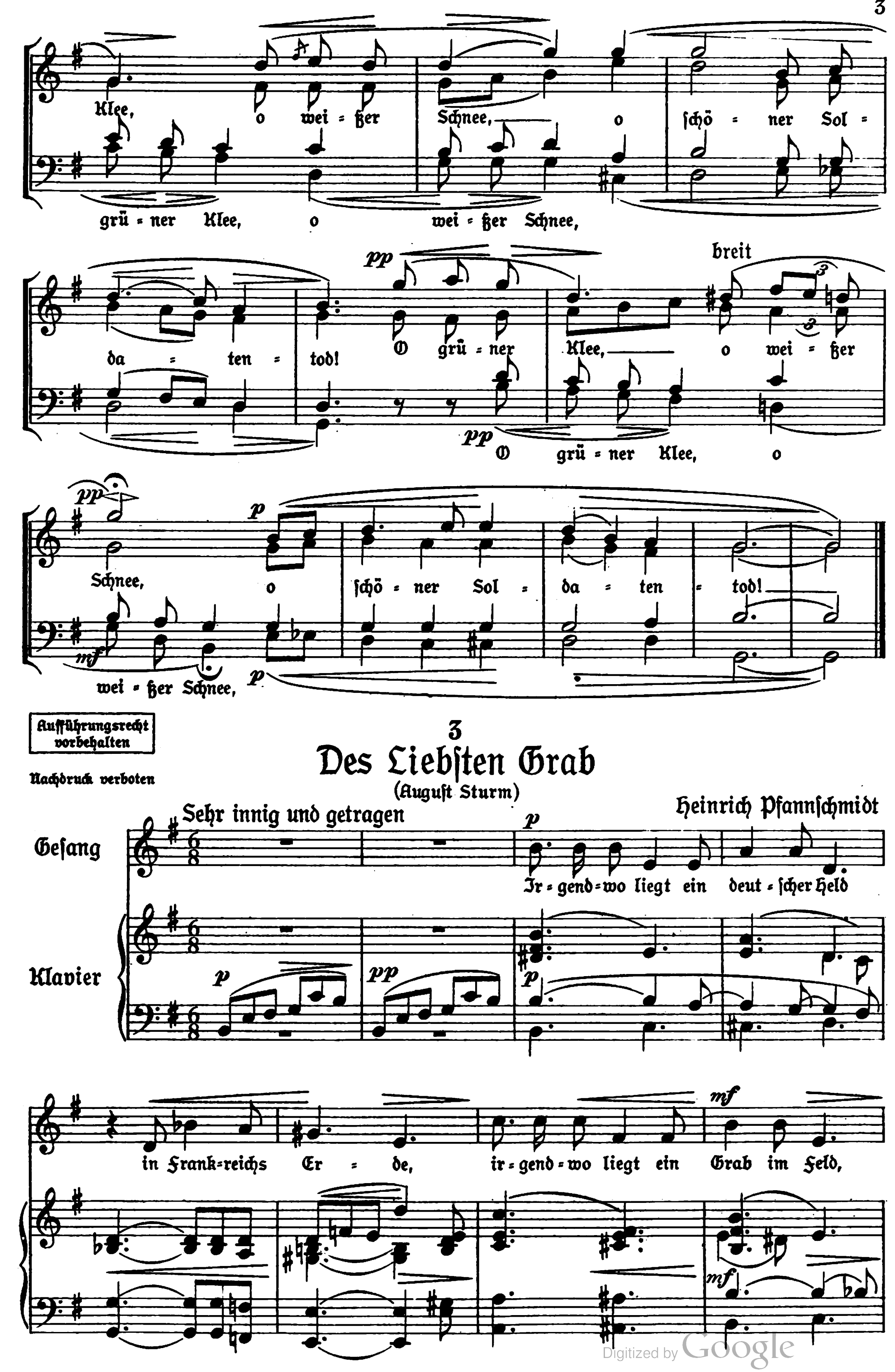
1. Herz ist voll Freu - de, vor Freu - de es springt; f ein
2. trin - ken ein Gläs - lein vom gol - de - nen Wein; p du
3. ha - ben wir Frie - den mit Frank - reich ge - macht, f dann
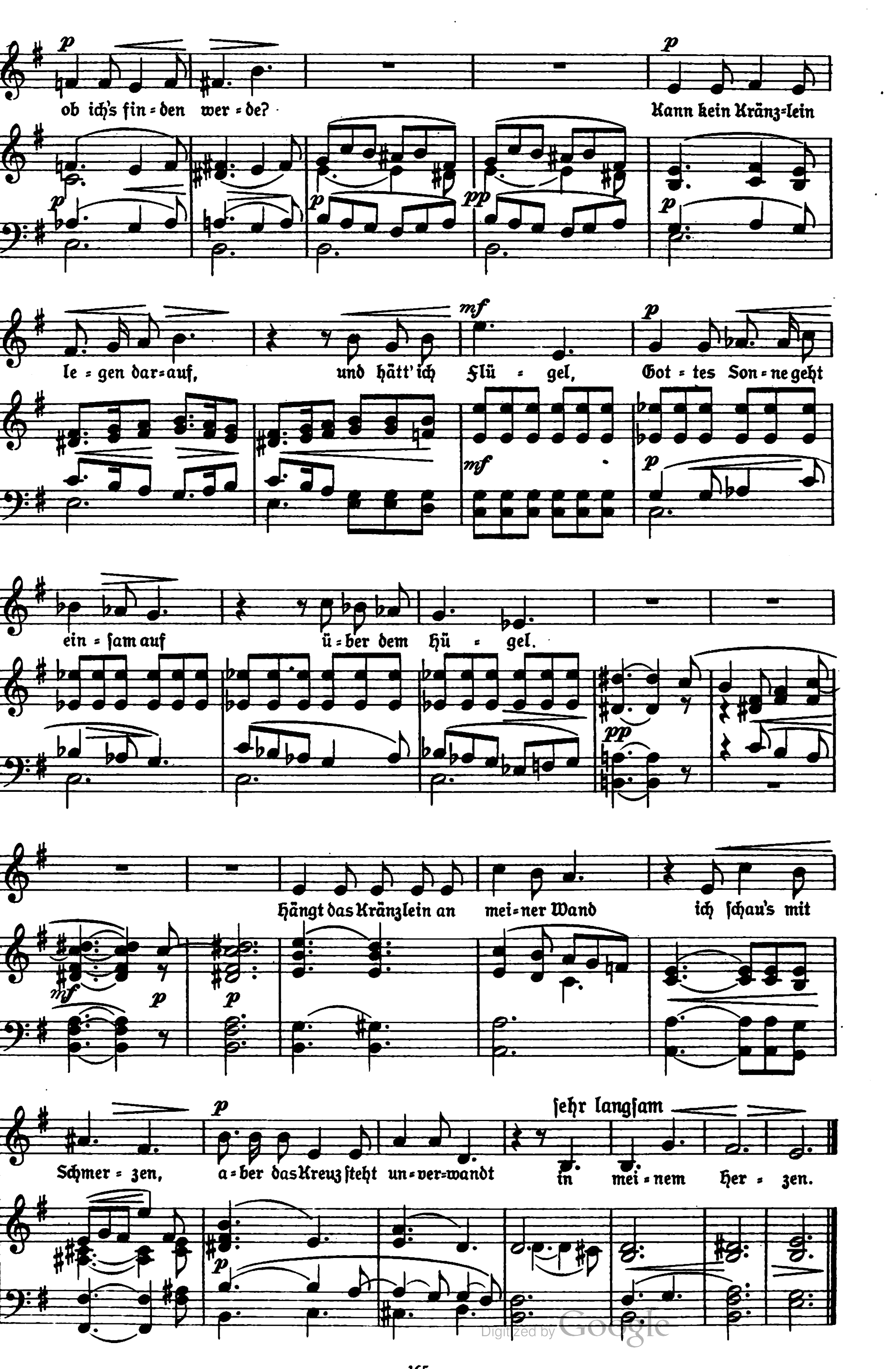
1. — ist
2. - - ken
3. - - ben

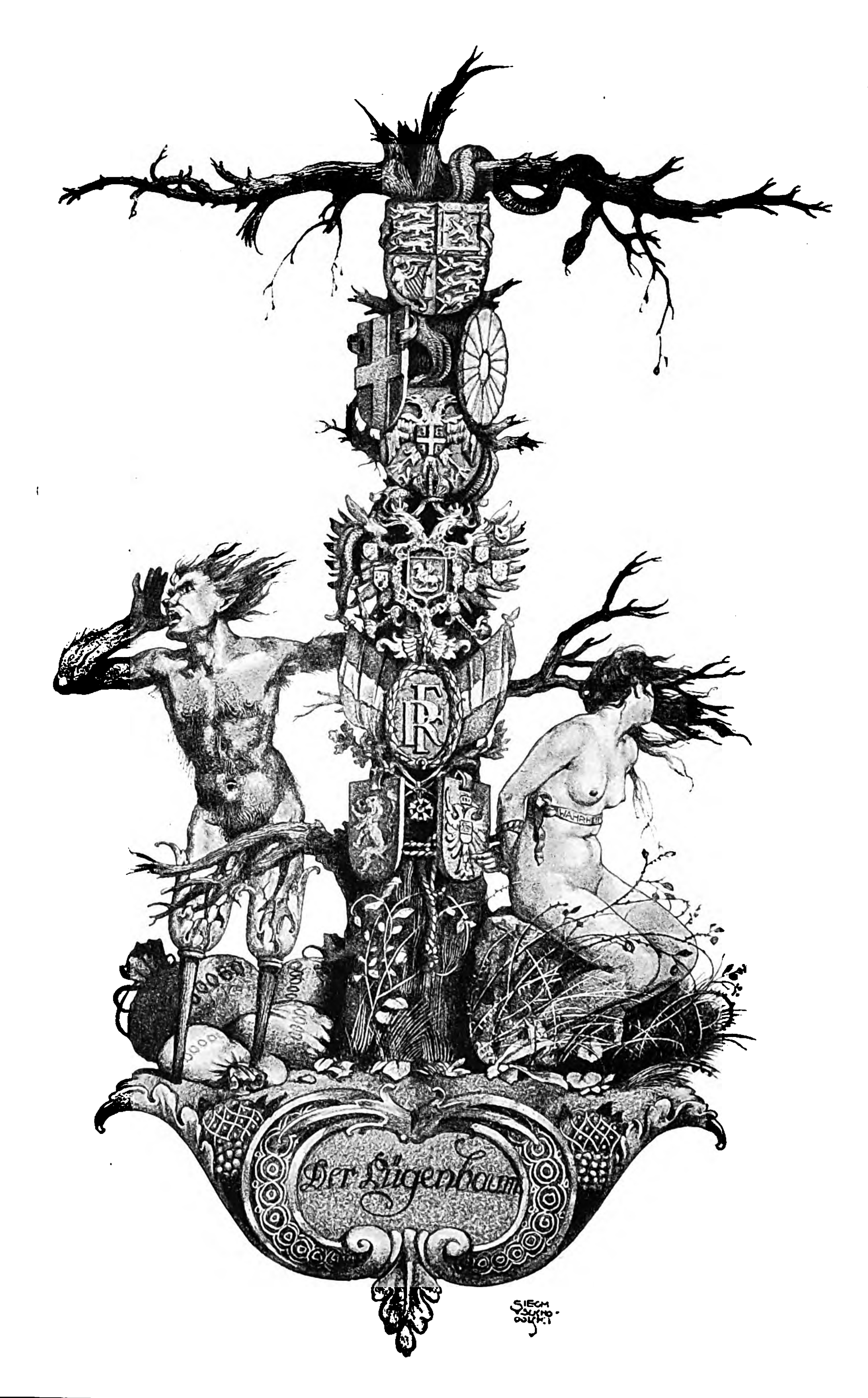
1. Rei - ter zu Pfer - de, so reit' ich durchs Land, ff für
2. Hüb - sche, du Fei - ne, komm, setz' dich zu mir, pp ein
3. bin - de den Schim - mel ich wie - der hier an, f denn

1. Kai - ser und Kö - nig und Va - ter - land.
2. Ring - lein von Gol - de, das schenk' ich dir.
3. treu ist, ja treu ist der Rei - ters - mann.


Aufführungsrecht vorbehalten
Nachdruck verboten
Ich weiß einen Lindenbaum stehen
(Hermann Löns)
J. P. Seiler
(21. Febr. 1915)
Nicht zu langsam
Tenor 1,2
Baß 1,2
1. Ich weiß ei-nen Lin-den-baum ste-hen in ei-nem tie-fen Tal, den möch-te ich wohl se-hen nur noch ein ein-zig Mal. Ich weiß zwei blau-e Au-gen und ei-nen Mund so frisch und rot.
2. So man-cher muß-te ster-ben all-hier auf dunk-ler Heid, wir wol-len nicht ver-der-ben, der Tag der ist nicht weit. Die Nacht, die geht zu En-de, der Him-mel, der wird hell und rot.
3. Wo sich die Stra-ße wen-det, da wohnt die Lieb-ste mein, ist mei-ne Zeit be-en-det, so will ich bei ihr sein; und kann es nicht so wer-den, und muß ich fort beim Mor-gen-rot:
O grü-ner
O


Klee, o wei = ßer Schnee, o schö = ner Sol =
grü = ner Klee, o wei = ßer Schnee,
breit
da = ten = tod! O grü = ner Klee, o wei = ßer
O grü = ner Klee, o
Schnee, o schö = ner Sol = da = ten = tod!
wei = ßer Schnee,
Aufführungsrecht vorbehalten
Nachdruck verboten
3
Des Liebsten Grab
(August Sturm)
Sehr innig und getragen
Heinrich Pfannschmidt
Gesang
Klavier
Ir = gend = wo liegt ein deut = scher Held
in Frank=reichs Er = de, ir = gend = wo liegt ein Grab im Feld,


ob ich's fin = den wer = de?
Kann kein Kränz=lein le = gen dar=auf,
und hätt' ich Flü = gel,
Got = tes Son = ne geht ein = sam auf ü = ber dem Hü = gel.
Hängt das Kränzlein an mei = ner Wand ich schau's mit Schmer = zen,
a = ber das Kreuz steht un = ver=wandt in mei = nem Her = zen.
sehr langsam



Beilage zum Türmer



XVII. Jahrg. Erstes Augustheft 1915 Heft 21

Ein Rückblick

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

Ein volles Jahr ist vorübergerauscht seit dem Beginn des Weltkrieges. Wer die Ereignisse, die es in seinem Schoße barg, mit allen Fasern seines Herzens mit durchlebt hat, wird das Gefühl haben, als läge eine zehnjährige Kriegsperiode hinter ihm. Dieses Jahr barg so viel lodernde Begeisterung, so viel Siegesfreude, so viel Trauer um den Verlust der Liebsten auf der Welt, so viel grimmigen Zorn, so viel Werke der Barmherzigkeit, so viel Heldenmut und Selbstaufopferung in sich, daß keine Zeitepoche der Vergangenheit mit ihm verglichen werden kann. Der Geschehnisse und Taten waren so viele, daß sie im Gedächtnis traumartig verschwimmen. Jetzt wo der Kriegsbeginn sich jährt, ist es daher wohl am Platze, ihn sich wieder zu vergegenwärtigen, die Farben wieder aufzufrischen, die anfangen zu verblassen.

Das deutsche Volk hat die ausgesprochene Eigenschaft, daß es große politische Gefahren nicht erkennt, sich in eine gewisse gläubige Sicherheit wiegt, aus der es dann die großen Schicksalsmomente wie mit einem Donnerschlag aufwecken. So war es im Jahre 1870. Niemand dachte an Krieg. Erst die Presse machte ihre Leserwelt wenige Tage vor Eintritt der Katastrophe auf ihr Nahen mit den Artikeln aufmerksam: „Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?“ und mit einem andern, noch zündenderen: „Krieg in Sicht“. So war es auch in den Julitagen

des Blutjahres 1914. Wohl hatte die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers zu Serajewo einen Aufschrei des Entsetzens ausgelöst; daß aber die Folgen dieses Ereignisses anschwellen würden wie das Abgleiten eines Steines vom Alpengipfel zur zerschmetternden Lawine — das haben wohl nur sehr wenige geahnt. Das Bewußtsein, größte Ereignisse gewärtigen zu müssen, gewann das deutsche Volk erst durch die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien am 28. Juli. Ihr Wortlaut machte zum ersten Male klar, wie sehr die Regierung dieses Landes seit Jahren an den Fundamenten der Donaumonarchie gewühlt hatte; daß der Mord in Serajewo erst die Krönung der geheimen zerstörenden Arbeit gewesen sei. Zudem wurde klar, daß Serbien nur als der Sturmbock gegen das Haus Habsburg zu betrachten sei, daß diesen aber die russische Kriegspartei gehandhabt habe. Jetzt erkannte man erst in Deutschland die nahe Gefahr — auf das ganze Volk senkte sich herab das bleierne Vorgefühl des kommenden ungeheuren Gewitters. Das Kriegsmanifest des greisen Kaisers Franz Joseph wirkte wie ein greller Blitz in der schwarzen Wolkenwand des politischen Horizonts. Aber in seiner schlichten, ehrenfesten Sprache machte es auch in Deutschland den tiefsten Eindruck. Zum ersten Male quoll aus dem deutschen Herzen ein Gefühl sympathischer Rührung. Die Schlußworte: „In dieser ernsten Stunde bin Ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses und Meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen wohl bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete Ich den Weg, den die Pflicht Mir weist" — diese Schlußworte zeitigten in ganz Deutschland den festen Entschluß, der wie ein elektrischer Funke durch alle Gauen flog: „Unsern Freunden und Bundesbrüdern müssen wir helfen." Diese Hilfe zeigte sich um so notwendiger, als es bald klar wurde, daß hinter Serbien ganz Rußland stände — das am 30. Juli durch die Mobilmachung seiner gesamten Land- und Seestreitkräfte seine Absichten rückhaltlos enthüllte. Ein Ultimatum Deutschlands mit der Aufforderung, binnen 12 Stunden die Kriegsvorbereitungen einzustellen, blieb unbeantwortet. Darauf ordnete der deutsche Kaiser den Kriegszustand an, d. i. eine vorbereitende Stufe der Mobilmachung. Diese selbst folgte am 1. August. Der nüchterne Wortlaut besagte: „Ich bestimme hiermit: Das deutsche Heer und die kaiserliche Marine sind nach Maßgabe des Mobilmachungsplanes für das deutsche Heer und die kaiserliche Marine kriegsbereit aufzustellen. Der 2. August 1914 wird als erster Mobilmachungstag festgesetzt. gez. Wilhelm I. R."

Mobil! Zauberwort bei der Aufstellung eines Millionenheeres. Die Nation gleicht einem aufgestörten Ameisenhaufen. Das ganze Volk strömt zu den Fahnen. Die Truppenverbände schwellen an; neue in kaum geahnter Anzahl werden errichtet — Reserve, Landwehr, Ersatzformationen, Landsturm. Millionen müssen bewaffnet, ausgerüstet, in Reih und Glied gestellt, 600000 Augmentationspferde müssen gekauft, gesattelt, geschirrt werden — das ganze Spinnennetz der Eisenbahnen wimmelt in dieser ersten Periode schon von sog. Augmentationstransporten, die die eingezogenen Mannschaften und Pferde zu den Sammelstellen bringen. Es ist wie eine Völkerwanderung. Sie verlief in Deutschland in so mustergültiger Ordnung, daß sie unserer straffen Organisation, die unsere Feinde so sehr uns

neiden, das glänzendste Horoskop ausstellte. Nicht weniger als zwei Millionen Kriegsfreiwilliger meldeten sich, die Ersatztruppenteile waren gar nicht mehr imstande, diese Massen zu fassen, ebensowenig die Kasernen. Es war, als ob das ganze Volk ein Taumel der Kriegsbegeisterung erfaßt hätte — man fühlte den belebenden Hauch des Wiedererwachens der deutschen Volksseele — die Vaterlandsfreunde sogen ihn mit durstigen Zügen ein. Aber nicht bloß in den Kreisen der Waffentragenden, zu denen die ältesten Jahrgänge der kriegstüchtigen Männerwelt zählten, herrschte diese echte Begeisterung, die einen wohltuenden Einschlag in frommes, religiöses Empfinden hatte, sondern in der Frauen- und Kinderwelt lohte dieselbe heilige Flamme auf, wie ein Feuerzeichen, das die ganze Nation um sich sammelte und sie durchglühte. Kinderscharen durchzogen die Straßen der Städte, Fahnen mit deutschen Farben in den Händchen und mit heller Stimme die herrlichen vaterländischen Lieder singend. Wo Abteilungen von Reservisten sich zeigten mit Eichen- und Tannenzweigen an den Hüten, als ginge es zu einem Hochzeitsfest, da begrüßte sie die Menge mit brausendem Hurra — Abschiedsworte und Scherzworte kreuzten sich. Sieghaft aber brach durch das ganze Getümmel der Heeresaufstellung das Gefühl sich Bahn — und es stand auf allen Gesichtern geschrieben —: „Wir wollen und wir werden siegen; lieb Vaterland, magst ruhig sein." Es waren herrliche, unvergeßliche Tage. Manch einer, der vordem dem deutschen Volke mißtraut hatte, atmete jetzt tief auf und sagte freudig: „Welches Glücksgefühl, ein Deutscher zu sein!" Das Vertrauen in den Sieg unserer Waffen steigerte sich schon in dieser Zeit, wo der Aufmarsch der Armeen an den Grenzen noch gar nicht begonnen hatte, zu voller Siegesgewißheit, als der glückliche Ausgang einer Reihe von Scharmützeln in Ost und West bekannt wurde. Man riß sich um die lakonischen Kriegsberichte — fremde Menschen redeten sich darüber an, der Unterschied der Stände schien geschwunden, aber auch das innerpolitische Gezänk. Das Wort des Kaisers wurde mit tiefer Genugtuung wiederholt: „Ich kenne keine Parteien mehr! Ich kenne nur noch Deutsche." Alle diese Empfindungen erhielten ihre volle Weihe durch die historisch unvergängliche Kriegssitzung des Deutschen Reichstages am 4. August. Die Thronrede sprach in lapidaren Sätzen zu einem andachtsvollen Hause.

Der Deutsche Reichstag rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen. Er bewilligte einstimmig und debattelos Kriegskredite in Höhe von 5 Milliarden Mark — ein in der Geschichte der Parlamente unerhörter Vorgang. Der Reichskanzler entwickelte dann die Vorgeschichte des Krieges. Er wies nach, daß lange vor dem Kriege Belgien mit England, Frankreich und Rußland diesen geplant und vorbereitet hatten.

England erklärte auf diese Reichstagssitzung hin den Krieg. Deutschland antwortete mit dem Einmarsch in Belgien und der Erstürmung der Festung Lüttich am 6. August mit dem Einsatz von nur 6 immobilen Infanterie-Brigaden und schwerer Artillerie. Dieser Handstreich ist von späteren Erfolgen überboten worden, aber dieser Anfangserfolg hat auf das deutsche Volk den tiefsten und freudigsten Eindruck gemacht. Die bei diesem Sturm an entscheidender Stelle tätig gewesenen Generale Emmich und Ludendorff wurden deutsche Nationalhelden.

Sie waren auch die ersten Inhaber des am 5. August neu gestifteten Eisernen Kreuzes.

Als neuester Feind in dem Kranz unserer Feinde schloß sich Japan an. Nur Raubsucht erklärte sein Vorgehen. Es hat uns unsere blühende Kolonie Kiautschau gestohlen. Die tiefe Entrüstung, die Deutschland über diesen Halunkenstreich empfand, hatte ihr Äquivalent nur in dem Bedauern, den bedrängten Brüdern nicht helfen zu können. Diese verteidigten sich heldenmütig bis zur letzten Patrone. Ihr Kommandeur hat seine telegraphisch abgegebene Erklärung: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste" bis zum bittern Ende gehalten. Die Zahl unserer Feinde wuchs weiter, so daß, als unsere Truppen mit der Eisenbahn an die Grenze geschafft wurden, der Soldatenhumor vielfach an die Wagen geschrieben hatte: „Hier können noch Kriegserklärungen abgegeben werden." Dieser Eisenbahntransport war aber eine wunderbare Leistung unseres Generalstabes, vor allem der Eisenbahnabteilung. Wer während einer vollen Woche die ununterbrochene Folge von endlosen Militärzügen, die sich mit kürzesten Zeitintervallen drängten, gesehen hat — wer die vollendete Ruhe und Ordnung, die vollkommene Organisation, die Sicherheit der Verpflegung, die Rampenausrüstung, das Signalwesen, die Tränkvorrichtung, das Speisen der Lokomotiven und ihre Ablösung, den Ersatz des Begleitpersonals beobachten durfte, den überkam gewißlich das Gefühl tiefster Hochachtung vor der Friedensarbeit, die jetzt ihre reichliche Frucht trug. Von den vielen Tausenden von Militärzügen hatte keiner einen Unfall, ja nicht einmal eine nennenswerte Verspätung zu verzeichnen. Es ging eben alles wie am Schnürchen. Die Fahrt durch das deutsche Vaterland werden unsre Feldgrauen wohl auch nie vergessen. Wenn sie auch in engen, mit schmalen Sitzbänken ausgestatteten Güterwagen befördert wurden, meist 40 Mann in einem derselben, so war doch ihre ganze Fahrt einer Triumphstraße vergleichbar. Denn überall drängte sich das Volk auf den Bahnhöfen zusammen und wußte sich nicht genug zu tun, um die zukünftigen Helden zu erquicken und zu ehren. Diese fühlten, daß sie von der Seele eines ganzen großen Volkes getragen wurden. Ein solches Bewußtsein ist eines von den großen Imponderabilien, die im Innern der Menschen eine wunderbare Kraft und eine Selbstverleugnung entwickeln, die dann in ernster Stunde zur Selbstaufopferung wird. Wir können unsern Braven nicht auf die einzelnen Gefechtsfelder folgen, denn diese zählen nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden. Die taktischen Zusammenstöße, die einen schlachtartigen Charakter annahmen, sind zahlreicher als die, die die Napoleonische 20jährige Kriegsperiode zeitigte. Diese schlichte Betrachtung kann daher die folgenden Kriegsläufte nur in ganz großem Rahmen andeuten, der Leserwelt der Zeitungen überlassend, ihn aus der Erinnerung oder aus Feldpostbriefen mit spannenden Einzelheiten auszufüllen.

Der August des Jahres 1914 war ein echter und rechter Siegesmonat. Wie ein reißender Strom ergossen sich sieben deutsche Armeen durch Belgien, Luxemburg, Lothringen und das Elsaß gegen die feindliche Front. Die starken belgischen Festungen Namur, Antwerpen und die französischen Maubeuge, Longwy, Montmédy und die gewaltigen Sperrforts krachten hinter der Linie der vorwärtsstürmenden Armeen zusammen. Diese reihten in der zweiten Hälfte des Monats

einen Sieg an den andern, und zwar immer gegen starke feindliche Heere von 6 bis 10 Armeekorps. Den Beginn machte auf dem nördlichen Flügel die Armee Kluck mit einem Doppelsieg über das englische Hilfskorps bei Maubeuge und St. Quentin, dann folgten die großen Erfolge der Kronprinzen von Bayern, des Deutschen Reiches und von Württemberg, der Armeen von Hausen, Bülow und Heeringen. Die Sieger drückten so gewaltig nach, daß ihr rechter Flügel bis in die Nähe von Paris gelangte, ihre Kavallerie bis Troyes streifte. Die Belagerung der Hauptstadt des feindlichen Landes schien bevorzustehen. Da kam ein Rückschlag. Die nördlichen Armeen stießen auf die Hauptkräfte der Franzosen, die bis dahin zurückgehalten worden waren. Die ganze deutsche Linie wurde dadurch veranlaßt, eine Halbrechtsrückwärtsschwenkung vorzunehmen, erst die Marne- und dann die Aisnelinie zu räumen, dann aber festen Fuß zu fassen und die gewonnenen festen Stellungen in eiserner Faust bis zum heutigen Tage zu halten. Die deutsche Linie begann am Ärmelkanal bei Nieuport etwa, ging dann — Ypern und den Yserkanal vor der Front — bis in die Gegend von Arras, schwenkte dann südöstlich ab und verlief nördlich Soissons die Aisne entlang bis in die Champagne nördlich Reims, von da zum Argonner Wald und diesen durchquerend und Verdun auf drei Seiten einschließend über die Woëvre-Hochfläche durch den Priesterwald nordwestlich Pont-à-Mousson und von da endlich über St. Dié in die Vogesen, dem Gebirgskamm folgend bis in die Südspitze bei Thann und das Münstertal, im Elsaß sich über Altkirch und Mülhausen an die Schweizer Grenze anschließend. Auf dieser 650 Kilometer langen Front wütet nun seit 10 Monaten ein erbitterter Stellungs- oder vielmehr Festungskrieg. Um jeden Schrittbreit Land wird mit allen Mitteln der modernen Technik gerungen. Der Minenkrieg und die Handgranaten sind wieder aufgelebt, über und unter der Erde wird gekämpft, mit Bajonett, Kolben und Messer. Eine Geschütz- und Munitionsmenge ohne gleichen wird von beiden Gegnern eingesetzt — ein wahrer Eisenregen ergießt sich über die Schützengräben, die als dürftiger Schutz in das Erdreich eingegraben sind, nach dem Gegner hin durch Drahtgeflechte aller Art, Wolfsgruben, spanische Reiter u. dgl. umgeben, durch tiefe Verbindungsgänge mit dem Hinterlande verbunden. Man bedenke, was es heißen will, einen solchen Kampf 10 Monate lang durchzuhalten. Dabei wurde dieser Grabenkampf unterbrochen durch Hunderte ernster Gefechte und Schlachten, mit Truppenzahlen und von einer Dauer, die die großen Schlachten von 1870/71 noch übertrafen. Es bildeten sich wahre Brennpunkte des Kampfes, wo wochen- und monatelang von ganzen Armeen tagtäglich blutig gerungen wurde. Wir nennen Ypern mit dem Kampf gegen die Engländer, sodann das westliche Vorgelände von Lille mit den Schlachtfeldern Neuve Chapelle, Béthune, la Bassée, die Lorettohöhe, Givenchy, sodann die Aisnelinie mit Soissons, Craonne; die Champagne mit ihrer 14tägigen Winterschlacht, die endlosen Kämpfe im Argonner Wald, das vielbesprochene Gelände zwischen Maas und Mosel mit der Combres-Höhe, dem Priesterwald, St. Menehould und St. Mihiel und dann die Gebirgskämpfe mit ihrem Hin- und Hergewoge, die in dem Ringen um den Hartmannsweilerkopf wohl ihren Höhepunkt fanden, endlich die Kämpfe im oberen Elsaß im Vorgelände von Belfort usw. Dreimal — im No-

vember 1914, im März und im Mai/Juni 1915 — ist der französische Generalissimus gegen die deutsche Front mit allen verfügbaren Kräften angelaufen. Es waren das die Zeiten der in alle Welt ausposaunten großen Offensive. Der Ansturm glich dem eines wütenden Stieres gegen eine feste Palissadenwand. Alle diese Angriffe — auch der letzte und blutigste gegen die Gegend von Arras im Juni — wurden restlos abgewiesen. Es handelte sich diesmal bei den Franzosen um einen ernstlichen Durchbruchsversuch gegen Lille. Es war dem französischen Volk versprochen worden, er werde glücken und binnen zwei Monaten werde alles französische und belgische Land von den Eindringlingen befreit, der Krieg an die Ufer des Rheines getragen sein. Noch glimmen diese Kämpfe nach, wie das Bodenfeuer bei einem Waldbrand — aber die Siegeshoffnung an dieser Stelle mußten die Franzosen aufgeben. Ihre nächsten Schritte werden den Charakter von Verzweiflungskämpfen tragen. Das deutsche Hauptquartier hat unter dem 5. Juli eine wahrhaft ergreifende Schilderung der letzten Schlacht von La Bassée und Arras (der Lorettoschlacht) gegeben. Sie verdiente, den Geschichtsbüchern der Jugend angeheftet zu werden.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz herrschte im allgemeinen der Bewegungskrieg vor, wenn er auch stellenweise und auf lange Zeit hin vom Positionskrieg unterbrochen wurde. Die Kriegswoge im Osten floß vorwärts, zurück und wieder vorwärts. Sie ähnelte in der Tat der Bewegung eines Menschenozeans mit gigantischer Flut und Ebbe. Auf drei Schauplätzen wurde das gewaltige Ringen durchgekämpft. In den preußischen Provinzen Ost- und Westpreußen, dem Gouvernement Suwalki und dem Gelände nördlich der unteren Weichsel einerseits, sodann in dem großen Weichselbogen, Warschau und Iwangorod gegenüber andererseits und endlich in Galizien und Südpolen. Auf dem nördlichen Plan waltete der bald zum Generalfeldmarschall ernannte v. Hindenburg mit vollendeter Meisterschaft. Zwei große russische Armeen, jede über 200000 Mann stark — die Narew- und die Njemen-Armee — waren in Ostpreußen eingefallen zu beiden Seiten des Pregels. Mit weit schwächeren Kräften griff Hindenburg in den letzten Augusttagen die erstere an, drängte sie durch konzentrischen Angriff gegen die Kette der masurischen Seen und vernichtete sie dort so vollkommen, daß nur schwache Trümmer die benachbarten russischen Festungen erreichten. Diese Schlacht erhielt den Namen der von Tannenberg. Wenige Tage nach dem Siege, von der Heimat aus verstärkt, wandte sich Hindenburg gegen die Njemen-Armee, deren Spitzen bereits die Gegend von Königsberg erreicht hatten. Durch eiligste Flucht in das Gouvernement Suwalki entzog sich zwar der russische Heerführer der Vernichtung, aber er verlor an den gegen seinen linken Flügel operierenden Gegner 30000 Gefangene und viele Geschütze. Ostpreußen war von den Eindringlingen befreit. Unterdessen waren Hauptkräfte der Russen — mindestens 25 Armeekorps — gegen unsere Bundesgenossen vorgegangen. Letztere waren in einem kühnen Vorstoß aus Galizien heraus in Südpolen beiderseits der oberen Weichsel eingedrungen und hatten bei Kielze und Krasnik glänzende Siege erfochten — bei ersterem Ort mit Hilfe des deutschen Landwehrkorps v. Woyrsch. Die russische Übermacht drängte aber die Sieger nach Galizien zurück bis in die Gegend der Hauptstadt des Kron-

landes. Dort wurden zwei Schlachten geschlagen, die eine mit der Front nach Norden zu beiden Seiten Lembergs, die andere mit der Front nach Osten, westlich von Lemberg an der bekannten Seenkette von Grodek. Beide Schlachten, obzwar taktisch siegreich, zwangen in ihren strategischen Folgen die österreichisch-ungarischen Armeen zuerst hinter den San, sodann hinter den Dunajec zurückzugehen — dort festhaltend und Krakau schützend. Die russische Heeresleitung plante einen Einfall in Oberschlesien bis in das Herz von Deutschland hinein. Diesen zu verhüten, kam Hindenburg mit allen freigewordenen Kräften in geheim gehaltenem Eisenbahntransport in die Gegend von Krakau. Die Kämpfe am Dunajec, die nun folgten, hielten zwar den weiteren Vormarsch der Russen auf — um sie zu schlagen, beschloß aber Hindenburg, der zum obersten Heerführer der dort verbündeten Kräfte ernannt war, einen kühnen Vorstoß seiner Deutschen auf Warschau, während die Österreich-Ungarn gegen die Festung Jwangorod ziehen sollten. Der deutsche Vormarsch gelangte bis zum Fortgürtel von Warschau, die Beschießung begann. Da aber die österreichisch-ungarische Armee, die auf gewaltige russische Übermacht gestoßen war, ihr Ziel Jwangorod nicht erreichte, mußte Hindenburg an den Rückzug denken. Er vollzog diesen, ungedrängt vom Feinde, und erreichte die Linie der oberen Warta, westlich von Czenstochau, im November. Es waren die trübsten Tage auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Da reifte bei Hindenburg ein neuer kühner Plan. Er wußte aus den Erfahrungen der Kriegsgeschichte, daß ein überlegener Gegner oft durch einen Angriff in der Flanke besiegt worden ist. Deshalb ließ er den Hauptteil der deutschen Kräfte — wiederum durch eine geheimnisvolle Eisenbahnfahrt — in der Gegend von Thorn-Wreschen sich versammeln, dann unter Führung des Generals v. Mackensen auf dem südlichen Ufer der Weichsel vorgehen gegen die rechte russische Flanke. Die Russen wurden überrascht, drei ihrer Korps, die zur Deckung ihrer bedrohten Flanke vorgeschoben waren, in der Vereinzelung bei Wloclawek, Plozk und Kutno geschlagen. Gegen den rechten Flügel der Russen bei Lodz, der zwei Armeen (4., 5.) zählte, richtete sich der weitere deutsche Vormarsch. Es gelang, einen Kreis um die dicht gedrängten Russen zu schlingen — es schien, als nahe sich eine Wiederholung des Tages von Tannenberg. Da wußten die Russen so starke Kräfte von Warschau und Radom in den Rücken der auf dem östlichen Teil der Einschließung kämpfenden deutschen Truppen zu bringen, daß diese selbst in die äußerste Gefahr gerieten. Durch einen kühnen Durchbruch bei Brzeczyny, der in der Kriegsgeschichte kaum seinesgleichen hat, befreiten sie sich aber aus der Schlinge und gewannen wieder den Anschluß an den linken Flügel der Armee Mackensen nördlich Lodz. Bei dieser Stadt und weiter bei Lowitsch schlug General Mackensen nun die beiden genannten russischen Armeen vernichtend. Die blutigen Verluste sollen hier alles hinter sich gelassen haben, was dieser Krieg in dieser Hinsicht hat erleben lassen. Lodz fiel in deutsche Hände. Der weitere Vormarsch auf Warschau kam aber auch diesmal angesichts ganz gewaltiger russischer Kräfte an der Bzura zum Stehen, und dort setzte der winterliche Positionskrieg mit all seinen Schrecken ein. Da die östlichen Grenzen von Ostpreußen auch wieder von russischen Massen überflutet wurden, mußte General Hindenburg selbst mit einem Teil seiner — man

kann sagen „Wandertruppen" zum direkten Schutz nach der bedrohten Provinz eilen, um dort in der Verteidigung zunächst das weitere Eindringen der Russen aufzuhalten. Diese hielten sich den Winter über bis zum Februar etwa in der Linie Johannisburg—Lyck—Goldap—Schirwindt und dem östlichen Hinterland. Sie versanken in eine Art Winterschlaf. Darauf gründete Hindenburg seinen neuen Plan. Er lief auf nichts Geringeres hinaus, als die ihm gegenüberstehende X. russische Armee (etwa 6 Armeekorps) in ihren Quartieren in breiter Front zu überfallen. Das groß angelegte Unternehmen glückte wunderbar. Die Russen wurden von den deutschen Armeeabteilungen unter den Generalen v. Eichhorn und v. Below gänzlich überraschend angegriffen — Eydtkuhnen, Kibarty, Wirballen und im Süden Johannisburg wurden gestürmt und die ganze russische Masse bei grausigem Wetter durch volle 7 Tage hindurch nach Osten zu in einer Weise verfolgt, daß die ganze russische X. Armee vernichtet wurde. Ein Hauptteil kam in dem großen Wald von Augustow um; das russische Gouvernement Suwalki wurde von neuem besetzt und von dort aus in späteren Monaten ein Vorstoß nach Kurland gemacht. Die südliche Grenze von Ost- und Westpreußen blieb aber von einer weiteren russischen Armee bedroht, und Hindenburg hat sich bis jetzt durch hartnäckige Kämpfe ihrer erwehren müssen.

Während der Wintermonate reifte aber an anderer Stelle eine noch größere Entscheidung heran. Nachdem die russische oberste Heeresleitung eingesehen hatte, daß ihre Absicht, Krakau zu nehmen und in Oberschlesien einzudringen, auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen sei, änderte sie ihren Plan und beschloß, in breiter Front die Karpathen zu überschreiten und in Ungarn und Siebenbürgen einzufallen — dunkel schwebte auch die Absicht vor, den Serben die Hand zu reichen. Eine Armeewoge, die gegen 2 Millionen Kämpfer zählen mochte, wälzte sich nun gegen die Karpathenpässe heran. Die tapfere Besatzung hielt aus. Sie wurde rechtzeitig unterstützt durch die deutsche Armee Linsingen, die wiederum im Fluge mit der Eisenbahn herangeführt, bei Muncacz in Ungarn ausgeschifft wurde und vom Jahresbeginn 1915 sich auf das lebhafteste an den schweren Kämpfen am Lubkow-, Uzsok- und Wyszkowpaß beteiligte. Diese Kämpfe an der langen Karpathenfront erreichten in den Wintermonaten eine solche Höhe, daß der russische Verlust auf mindestens ½ Million Streiter geschätzt werden muß. Nirgends drangen die Russen durch, ja durch Gegenangriffe verloren sie so viel Geländestreifen, daß den Verbündeten nach und nach die Möglichkeit gegeben wurde, in die galizische Ebene hinabzusteigen. All diese blutigen Kämpfe würden aber eine endgültige Entscheidung nicht gebracht haben. Die Generalstäbe der Zentralmächte einigten sich daher über folgenden Angriffsplan: „Die russische Gefechtsfront — 1200 km lang — bildete am Dujanec, speziell bei Gorlize, einen scharf ausgeprägten Winkel. Wenn es gelang, den Scheitelpunkt dieses Winkels einzudrücken, so konnte die ganze russische Karpathenfront aufgerollt und die Bedrohung Ungarns dadurch aufgehoben werden. Auf den ersten Ansturm kam es an — er mußte in breiter Front, etwa Dunajec-Mündung—Gorlize, durchgeführt werden. Der frontale Angriff war nicht zu vermeiden. Nur starke Kräfte konnten ihn durchbiegen. Deshalb waren Verstärkungen an diesem entscheidenden Punkt vonnöten.

Diese wurden deutscherseits beschafft — woher kann augenblicklich nicht angegeben werden. Ihr Führer war General v. Mackensen, dem die österreichisch-ungarische Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand zugeteilt wurde. Den Oberbefehl über die ganze groß angelegte Operation führte Erzherzog Friedrich. Der 2. Mai 1915 war der große Tag der Ausführung. Nach vierstündiger Artillerievorbereitung erhoben sich die Schwarmlinien der Angreifer Punkt 10 Uhr aus den Gräben. Es folgten Stunden atemloser Spannung. Nach vier Stunden wich das Gefühl der Unsicherheit der beglückendsten Siegesgewißheit. Die feindliche Stellung in einer Breitenausdehnung von zirka 80 km war zerschmettert, die beherrschenden Höhen erstiegen, der Feind in regelloser Flucht nach Osten getrieben. Es folgten nun, nachdem in den nächsten Tagen die russische III. Armee unter Radko Dimitrieff vollständig vernichtet wurde, ein zweimonatiger Siegeslauf, wie ihn die Kriegsgeschichte nicht kennt. Die VIII. russische Armee wurde in das Verhängnis mit hineingezogen, in täglicher harter Fühlung mit dem Feind die Linie des San erreicht, dort die von den Russen seinerzeit durch Hunger bezwungene Festung Przemysl durch Sturm wieder genommen (erste Tage des Juni), die Verfolgung dann unaufhaltsam weitergetragen, Lemberg am 22. Juni unter dramatischen Begleiterscheinungen genommen — nach siebenmonatiger Besetzung durch die Russen — und diese dann bis über den Bug hinausgeworfen. Von da ab schwenkte die Armee Mackensen nach Norden ein, tief nach Polen hineinstoßend, wo sie sich zurzeit auf der Linie Krasnik—Cholm in aussichtsvollstem Kampf befindet. Die Beschreibung der Kämpfe dieses ganzen Vorgehens, das von den deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen von den Karpathen und dem Dnjestr her auf einer Front von 400 km unterstützt wurde, würde allein den starken Band eines Generalstabswerkes ausfüllen. Dieser Band wird ein Heldenbuch werden.

Ein kurzer Blick auf die andern Kriegsschauplätze des Weltkrieges kann das entrollte Siegesbild nur vervollständigen. Die Türkei, die schon in den ersten Monaten des Krieges auf unsere Seite getreten war, erwehrt sich der Angriffe der Westmächte auf der Halbinsel Gallipoli mit wachsendem Erfolg. 100000 Feinde haben schon mit ihrem Blut den Felsboden der Halbinsel getränkt. Die Bedrohung Konstantinopels ist in weite Ferne gerückt.

Der neueste Feind, Italien, der uns seit zwei Monaten als wortbrüchiger Räuber in den Rücken fiel, verblutet an der Isonzolinie, wo er am 4. Juli eine ganz entscheidende Niederlage erlitt. Seine Versuche, in die Gebirgslande Tirol und Kärnten einzudringen, scheiterten in ohnmächtiger Wut. Dort steht auch „fest und treu“ die Wacht auf den Bergen. Getrost dürfen wir auch dort in die Zukunft blicken.

Der Seekrieg hat auch seine Erfolge gezeitigt. Die Engländer geben den Verlust von 30 Kriegs- und über 200 Handelsschiffen zu. Wahrscheinlich bleiben diese Zahlen hinter der Wirklichkeit zurück.

Wenn nun am Schluß der im Eingang dieser Zeilen erwähnten Reichstagssitzung vom 4. August eine Pythia auf Befragen hätte antworten wollen, wie es nach Jahresfrist um den Krieg stehen werde, und sie dann prophezeit hätte: „Am 1. August 1915 werdet ihr 1700000 feindliche Gefangene innerhalb eurer Grenzen

zu hüten haben, 5000 Feld- und noch mehr schwere Geschütze werden in eurer Hand sein und Tausende von Maschinengewehren, ebenso alle belgischen und ein Teil der nordfranzösischen Festungen, Belgien selbst, ein Achtel des französischen Landes wird fest in eurem Besitz sein, dazu ein wichtiger Teil von Polen und Kurland, mehrere Millionen eurer Feinde werden tot oder kampfunfähig geworden sein, selbst im Seekrieg hat das stolze England vor euch zittern gelernt", — wenn so die Pythia gesprochen hätte, würden die Vertreter des deutschen Volkes gewagt haben, ihr zu glauben?

Und doch sind diese gedachten Aussprüche trostvolle Wirklichkeit geworden. Schöpfen wir aus dieser die strahlende Hoffnung, freuen wir uns des Erreichten und weisen wir weit ab die grübelnde Sorge für die Zukunft.



Eisenach · Von Else Boas

Ich kam in sonnenschwerer Mittagsglut
Zum alten Friedhof, wo die Vögel sangen;
Wo unter dichtem, hohem Grase ruht
Manch stiller Schläfer, lange heimgegangen.

Der alten Stadt verträumte Giebel schaun,
In Licht getaucht, in diese grüne Stille;
Und wilde Heckenrosen an dem Zaun,
Dem halbzerfallnen, blühn in üpp'ger Fülle.

Nur Käfer surren in der klaren Luft,
Von fern schlägt eine Uhr langsam, gemessen;
Ein leiser Windhauch bringt den Blütenduft
Von Gräbern, eingesunken und vergessen.

Du weltverloren wilder Garten du,
Mit deinen alten, wundervollen Steinen,
Hier webt Natur in ungebrochner Ruh',
Hier will mir alles Leben traumhaft scheinen.

Da plötzlich fernher irgendwo Gesang,
Und näher, näher voller Kraft und Leben.
Nur kurze Zeit — schon stirbt im Tal der Klang;
Und Sommerstille — meine Pulse beben.

Aus diesem Eden, das die Toten trägt,
Grüß' ich mit meines Herzens heißen Schlägen
Dich, Deutschlands Jugend, froh und tief erregt;
Dein ist der Tag — auf, zieh dem Sieg entgegen!



Meines Vaters Uhr

Von Karl Berner

Ich bin ein Stadtmensch, den die Scholle nicht losläßt. Ein stilles Heimweh geht mit mir, und ich möchte es nicht missen. Es läßt einen Quell rauschen auf dem heißen Asphalt der Stadt; es läßt mich wogende Ähren und grüne Wälder sehen, wo für nüchterne Augen endlos die gemauerten Steinhaufen der Stadt sich dehnen. Dieses Heimweh hat nichts Wehleidiges. Es ist etwas Starkes, Stilles, Trotziges. Es erhält mich mir selber treu und läßt mich lachen über die tausend geputzten und geschminkten Lügen der Stadt. Dich, mein stilles Tal, grüß' ich tausendmal!

Jüngst bin ich lange wach gelegen. Der Mond schien ins Zimmer. Es war die Stunde, wo auch die Stadt einmal stille wird. Der Krieg hatte mir einen Stachel in die Seele getrieben, daß ich die Ruhe nicht finden konnte. Da schwebte durch das offene Fenster etwas herein, das mich den Tag vergessen ließ. Meines Vaters Uhr, die drüben im Kirchturm steht, grüßte mich mit ehernem Klang. Viermal klang es hoch und hell, dreimal mit tiefem Summen. Ist es nicht seltsam, wenn der tote Vater den Sohn grüßt im furchtbaren Völkerkampf, mitten in der fremden Stadt, mitten in der stillen Mondnacht, daß die Klänge im Herzen nachzittern und nicht verstummen wollen? Mir aber ging's wie dem Dichter, dessen Lied eine schöne, tiefe Frauenstimme mir manchmal singt — „und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus, flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus".

— —

Nach Haus ... Dort ist ein stiller Platz, den mächtige Kastanienbäume beschatten. Ihre Kronen ragen wie grüne Kuppeln in den stillen, leuchtenden Sonntagsmorgen empor, und wer ein feines Ohr hat, kann die Bienen um die roten und weißen Blütenkerzen summen hören. Das hört freilich der Knirps noch nicht, der beim Vater in der Werkstatt sitzt. Durch die Spalten der geschlossenen Läden fallen schmale, leuchtende Streifen auf die Dielen. Ticktack, ticktack, sagen die Uhren, die an der Wand hängen. Jede sagt es wieder mit anderer Stimme. Da sind die großen; ihr Ticktack klingt tief, ernst, langsam. Die kleinen aber plappern schnell und immerzu, wie Kinder tun. Der Knirps kennt sie alle, und manche nennt er mit Namen. Die große dort ist der Großvater; die in der Ecke, die kaum vernehmlich tickt, ist die stille Tante Lina, und die kleine dort mit den roten und weißen Blumen darauf, die so hell und munter plaudert, ist des Nachbars Annemeili, sein Spielkamerad. Diese kleine Uhr kann wirklich ihren Namen nennen: An-ne-mei-li, An-ne-mei-li, sagt sie immerzu, bis die mächtigen und doch so weichen Klänge der Kirchenglocken hereinwogen in die Werkstatt, daß alles Ticktack darin untergeht. Der Knirps ist noch so klein; sieben Tage sind für ihn, was für uns Alte sieben Jahre, und darum umbrandet dieses tönende Meer immer wieder das kleine Herz mit erschütternder Gewalt. Er sitzt ganz still, bis die Glocken verstummen. Dann geht durch die Heimlichkeit und das Halbdunkel wieder das leise Ticken. Der Vater aber zieht die Taschenuhren auf, eine nach der andern, und läßt den Knirps das Werk sehen.

Da ist ein Rädchen, ganz anders geformt als die andern, das geht immer hin und her, immerzu, immerzu.

„Vadderli, göhn die andere nit?“ fragt der Knirps.

„Doch, aber ganz langsam, me cha's nit seh.“

„Vadderli, worum göhn d' Rädli?“

Der Vater nimmt von der Werkbank ein Rädchen, das einer ganz kleinen flachen Trommel gleicht, und zieht ein glänzendes, braunes Ding heraus, das flugs größer wird und nun daliegt wie eine sich ringelnde Schlange.

„Lueg, das tribt d' Rädli.“

Der Kleine wird wieder still wie vorhin, als ihn die Glocken bannten. Das niedliche Wunderwerk macht ihm zu schaffen, und mit einem ganz fernen, ganz blassen Schimmer geht die Ahnung in ihm auf von einem geheimnisvollen Leben aller Dinge, von einem verborgenen Zusammenhang und still wirkenden Kräften, die unsichtbar und ungreifbar hinter den Dingen dieser Welt stehen.

— —

Ein Mensch liegt schlaflos auf seinem Lager. Die helle Decke, die der Mond über sein Bett gelegt hatte, ist verschwunden; dafür steht jetzt das Bild des toten Vaters drüben an der Wand in einem milden Licht, und der den Kopf in die Hand stützt und den Blick auf dem Bilde ruhen läßt, versteht jetzt besser als damals der Knabe das Wie alles Geschehens, das Leben in der scheinbaren Ruhe, und daß der Tod die Abgeschiedenen lebendiger in uns machen kann, als die Lebenden es waren. In tapferen Stunden hat sein Verstand jenes Etwas fassen wollen, das hinter allem Geschehen steht, und in seinen späteren Knabenjahren, als das Geschick den Vater jäh niederstreckte, hat sein Herz zum erstenmal in dumpfem Leid danach gesucht. Und gerade damals, am Totenbett des Vaters, ist es ihm zum erstenmal seltsam aufgefallen, daß er aus dem Mund des stillen, schlichten, wissensfrohen Vaters nie das Wort vernommen hatte, das so vielen die Lösung des Rätsels bedeutet. Der Schlaflose blickt mit stillem Lächeln hinüber zu dem mondbeglänzten Bild. Ein Schatten legt sich darüber; dafür glänzen jenseits des Parkes die goldenen Ziffern der Turmuhr auf. Seines Vaters Uhr ...

Im langsam verhallenden Stundenschlag spricht der Heimgegangene wie jener ganz Große, dessen Schatten unter den Bäumen des Weimarer Parkes wandelt, von der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, von den Schmerzen und Seligkeiten und der läuternden Kraft des ewigen Suchens. Und der wache Träumer wird wieder zum Knaben und geht einen seltsamen Weg, um den unbekannten Gott zu finden.

— —

Er geht mit einem großen eisernen Schlüssel die enge Kirchgasse hinauf. Zwischen den runden Pflastersteinen wächst Gras; vor einem kleinen Fenster liegt eine Katze und blinzelt in der Sonne. Im Hof des Küsters baden ein paar Hühner im Sande. Der Gottesdienst ist zu Ende, und diese alte Kirche, die vor einer Stunde noch allen gehörte, wird nun die Kirche des Knaben sein. Kreischend dreht sich der Schlüssel, und den Eintretenden empfängt die dämmernde Kühle des Gotteshauses. Es ist hoch und weit. Einen Augenblick bleibt der Knabe zwischen den

dorischen Säulen stehen, die die Orgel tragen, und blickt zur gegenüberliegenden Wand empor. Dort hat hoch oben über der Kanzel eines Meisters Hand Christi Himmelfahrt gemalt. Der emporschwebende Christus blickt mild auf den Knaben herab; Englein tragen das Kreuz empor, und von oben fällt überirdischer Glanz auf das Haupt des Erlösers und die Wolke, die ihn trägt.

Der junge Sonntagsgast schreitet durch den langen Mittelgang dem Altar zu. Der Widerhall, den seine Schritte auf den Steinfliesen wecken, legt sich beklemmend auf seine Seele wie vorhin die Stille des großen Raumes. Zögernd tritt er an den Altar und faltet die Hände. Er spricht kein Gebet; aber Schauer rinnen durch seinen Körper, und in knabenhafter Einfalt fühlt er Gottes Nähe. Und dieser Gott ist sein Gott, und zwischen ihm und seinem Gott ist ein Geheimnis. Aber es ist nicht der liebe Gott, von dem die Großmutter erzählte, als er noch klein war — es ist etwas Unfaßbares, das ihn bedrückt, ihn nicht frei atmen läßt. Und nun tut er etwas, was er noch nie zu tun wagte. Hinter ihm ragt die Kanzel aus der Rückwand hervor. Als er noch ganz klein war und manchmal mit der Mutter zur Kirche gehen durfte, hatte ihn das Erscheinen des Geistlichen auf der Kanzel in grenzenloses Erstaunen versetzt. Sie war so hoch oben, gerade unter dem schönen Bild, mitten in der weißen Wand. Keine Treppe, kein Zugang — nichts. Plötzlich öffnete sich in dieser Wand eine Türe, und auf der Kanzel stand ein Mann im schwarzen Talar. Irgendwer hatte ihm erzählt, nur der Herr Pfarrer dürfe die Kanzel betreten, und wenn's ein andrer tue, könne er nicht mehr zurück.

Nun steht der Junge unschlüssig vor der Türe, die zur Sakristei führt. Er ist alt genug, um sich zu sagen, daß hinter der weißen Wand eine Treppe zur Kanzel führen müsse. Und er sträubt sich dagegen, das andere zu glauben: daß, wer dort oben stehe, nicht mehr zurück könne. In seiner jungen Seele liegt der erwachende Zweifel im Kampf mit kindlichem Bangen. Aber weder das eine noch das andre siegt — sondern ein unwiderstehliches Verlangen nach dem, was, von Gottes Nähe umwittert, für seine Seele den Reiz eines überirdischen Geheimnisses hat. Er öffnet die Türe zur Sakristei; aber er steigt mit Herzklopfen die schmale hölzerne Treppe empor. Vor der kleinen Türe, die zur Kanzel führt, zögert er einen Augenblick. Dann hört er, als wäre es weit weg, wie die Türe hinter ihm ins Schloß fällt. Vor ihm, unter ihm liegt der weite Raum. Seine Hand fährt schüchtern über die Bibel, die auf dem kleinen Brett zur Seite liegt. Ihm gegenüber glänzen die metallenen Pfeifen der Orgel. Und plötzlich kommt es ihm schreckhaft zum Bewußtsein, daß durch die großen Fenster der Emporen das helle Licht hereinströmt. Was drunten Dämmerung war, ist hier Tag. Sie sehen ihn an, die großen, hellen Fenster. Es ist ihm, als könne ihn jeder hier stehen sehen, wo er nicht stehen sollte — und was drunten am Altar nur leise sich geregt hatte, wurde jetzt mächtig in ihm: er sollte nicht hier stehen, hier nicht. Wie eine Schuld liegt es auf ihm. Er greift zur Klinke. Die Türe weicht nicht. Da packt ihn heiße Angst. Mit aller Kraft seiner dreizehn Jahre stemmt er sich dagegen, und sie gibt nach. Seine Beine zittern beim Abstieg; scheu geht er den langen Mittelgang zurück, nicht schnell, wie er wohl möchte, sondern langsam und unsicher. Unter seinen Füßen senkt sich der Boden. Und da — entsetzlich! . . . der große gekreuzigte

Christus, der schräg hoch oben über der Orgel hängt, läßt sich langsam zu ihm hernieder; schwarze Haare ringeln sich wie Schlangen um das wachsbleiche Gesicht, Blutstropfen rinnen über die eingefallenen Wangen herab ... der Knabe will schreien; aber kein Laut dringt aus seinem Munde. Plötzlich wird es Nacht um ihn, und in dieser Nacht tanzen Funken auf und nieder ...

Er erwacht auf den Fliesen des Mittelganges und blickt verwundert um sich. Ihn fröstelt. Aber er hat keine Angst mehr. Langsam steigt er die schmale Wendeltreppe empor, die zur Turmuhr führt. Er zieht sie auf wie jeden Tag. Aber er ist müde.

„Büebli, worum bisch so bleich?“ fragt die Mutter, als er heimkommt.

„He, er isch halt uf eimol uding in d' Höchi g'schosse“, meint die Großmutter. Der Knabe aber sagt nichts.

— —
— —

Der Mond ist untergegangen, und die Ziffern der Turmuhr glänzen nicht mehr. Kühl und erquickend weht die Morgenluft zum Fenster herein. So sinkt sie nachts von den stillen, dunklen Höhen ins heimatliche Tal herab.

Bim ... bam, bim ... bam. — Drunten im Gärtchen der werdenden Großstadt singt eine Amsel. Wie gut stimmt doch des Gelbschnabels Lied zu den metallenen Klängen! Amsellied und Glockenton — so grüßt den Müden die Heimat. Er geht zu ihr auf stillen, heimlichen Wegen und findet eine alte, liebe Frau. Die ist ihm noch geblieben aus einer versunkenen Zeit, die nicht wiederkehrt in ihrer Schlichtheit, Ehrlichkeit und Treue.

Wie in vergangenen Tagen fühlt er die kühle, weiche Hand der Mutter auf seiner Stirne. Er lächelt — und hört nicht die hundert Geräusche der erwachenden Stadt.



Nach der Attacke · Von Roderich Ley

Ein Feuerball aus düstren Wolken steigt
Der Mond empor am schwarzverhängten Himmel.
Sein Fackelschein durch Stein und Steppe zeigt
Die rechte Straße meinem müden Schimmel.

Er taucht das Land in goldne Purpurflut,
Das Ströme Bluts und stille Tränen feuchten.
Und weich und warm auf Roß und Reiter ruht
Als Leichentuch verträumter Sterne Leuchten.

Ein leises Wimmern stöhnt aus Blut und Blei,
Zerschellten Schäften, wirren Lanzenfahnen ...
Und beutefroh umkreist mit heisrem Schrei
Ein Krähenschwarm das Schlachtfeld der Ulanen.



Der Krieg gegen den englischen Handel

Von Konteradmiral z. D. Kalau vom Hofe

Napoleon I. hatte es in der Hand, die Engländer an ihrem Handel empfindlich zu treffen und seinen Invasionsplan zur Ausführung zu bringen, wenn er sich das Dampfschiff Fultons zunutze gemacht hätte, wie heute die Deutschen ihre Unterseeboote; die Engländer, obschon damals für ihre nationale Existenz weniger abhängig von dem ungehinderten Warenaustausch als heute, wären aller Wahrscheinlichkeit nach in dieselbe Lage geraten mit ihren Segelflotten von Dreideckern gegenüber den primitiven Dampfern wie heute mit ihrer grand fleet aus Dreadnoughts gegenüber den deutschen Unterseebooten.

Der Krieg gegen den feindlichen Handel hat besonders dann Aussicht auf Erfolg, wenn der nationale Wohlstand des Gegners auf dem ungestörten internationalen Warenaustausch begründet und seine Lebensfähigkeit von den regelmäßigen Zufuhren von Übersee, d. h. von Rohstoffen für die Industrie, Lebensmitteln für die Bevölkerung abhängig ist. Vor hundert Jahren konnte Englands Handel und Industrie schwer getroffen werden, aber durch Abschneiden selbst aller Zufuhren würde es, wenn dies tatsächlich nötig gewesen wäre, nicht auszuhungern gewesen sein; der Großgrundbesitz produzierte noch Getreide und Wolle zur Genüge; es überstand die Kontinentalsperre wie wir heute die englische Aushungerungspolitik. Erst der nach der Beendigung der Befreiungskriege einsetzende gewaltige Aufschwung des Welthandels und der Industrie in England barg in sich die Gefahren, zu deren Beschwörung eine unbestrittene Seemacht notwendig war. Heute, wo nur 3 % der Bevölkerung sich mit der Landwirtschaft beschäftigen, der Rest aber für Erwerb und Unterhalt auf die ungestörte Ankunft großer Mengen Nahrungsmittel und Rohstoffe und die regelmäßige Ausfuhr der Industrieerzeugnisse angewiesen ist, ist Englands Empfindlichkeit für jede Störung im Weltverkehr so gewachsen, daß eine Unterbindung derselben in kurzer Zeit alles Leben in England zum Stillstand bringen müßte. Lord Haldane als Kriegsminister sagte: „Ein Feind hat nur nötig, uns die Lebensmittelzufuhr abzuschneiden“; Admiral Colomb verglich England mit einer unverproviantierten Meeresfestung.

In den Seekriegen der letzten Jahrhunderte war das feindliche Privateigentum auf See nach den aus der Zeit allgemeiner Seeräuberei überkommenen Gebräuchen als Gegenstand der Beute behandelt worden, eine Nebenkriegführung, die sehr zur Verwilderung der Sitten beigetragen, aber wesentlich Entscheidendes nicht herbeigeführt hatte. Diese Erfahrungen führten schließlich zur Annahme der Pariser Deklaration von 1856, welche wenigstens die Kaperei abschaffte, jedoch den Krieg gegen das auf dem Meere schwimmende Privateigentum der Kriegführenden beibehielt. Alle späteren Bestrebungen, diesen Zustand den Verhältnissen des Landkrieges anzupassen, fanden in den Bestimmungen der Londoner Deklaration von 1909 ihren Abschluß, welche die Interessen des erlaubten neutralen Handels schützen sollten, die jetzt von England wie vor

hundert Jahren mit Füßen getreten werden. England ratifizierte die Londoner Deklaration nicht, weil in dem drohenden Weltkriege gegen den neuen Konkurrenten der englische Handel sich ein Weltmonopol zu erobern hoffte und sich unter dem Schutze der englischen Kriegsflotte sicher genug fühlte. Die planmäßige Armierung aller großen Handelsdampfer diente der Vorbereitung der englischen Reederei für dieses Ziel. Die von Frankreich zuweilen sehr drohende Gefahr eines Kreuzerkrieges gegen den englischen Handel war beseitigt, nachdem seiner Flotte die Verteidigung englischer Interessen im Mittelmeer anvertraut war; die militärisch viel beachtenswertere deutsche Flotte konnte von der in der Nordsee vereinigten Armada Englands in Schach gehalten werden, in bezug auf einen Handelskrieg schienen sie weniger vorbereitet und gefährlich als die französische, fehlten ihr doch die dafür nötigen Bedingungen: eine zahlreiche Flotte schnellster und schwer armierter Kreuzer, so wie die befestigten maritimen Stützpunkte im Kolonialbesitz. Von unbedeutenden Störungen abgesehen, durfte England also hoffen, sich auf dem Weltmeere der für sein nationales Wohlbefinden ungestörten notwendigen Ellbogenfreiheit bei dem kommenden Zusammenstoß mit den Zentralmächten zu erfreuen. Die Seekriegsgeschichte lehrte, daß, als vor hundert Jahren um die Weltherrschaft gekämpft wurde, die Hauptflotten der Linienschiffe den Ausschlag gaben. Dieser Lehrmeinung entsprechend mußte die deutsche Flotte in dem Kampf, den England ihr androhte, in der Nordsee soweit irgend angängig alle Kräfte zusammenhalten und planmäßig für den Handelskrieg sich numerisch nicht schwächen, besonders auch, weil Englands Überlegenheit in den für diese Art der Kriegführung in Betracht kommenden leichten Streitkräften so überwältigend war, daß jeder Erfolg aussichtslos erschien.

Der Beginn des jetzigen Krieges schien dieser Ansicht durchaus recht zu geben. Die beiden Hauptflotten kamen aus strategischen, hier nicht näher zu erörternden Gründen zu keinem Entscheidungskampf. Die im Auslande befindlichen deutschen Kreuzer wurden durch den Überschuß der verfügbaren verbündeten Flotten, wenn auch erst nach monatelangen Anstrengungen, unschädlich gemacht, allerdings nicht ohne daß der englische Seehandel in große Unruhe versetzt und der Nimbus der englischen Allmacht einen empfindlichen Stoß erlitten und England ein Vorgefühl der Nöte bekommen hatte, die es jetzt am eigenen Leibe zu Hause verspürt.

Es wurden nach einer Aufstellung der Londoner „Times", die eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte, von den deutschen Kreuzern vernichtet 67 englische Dampfer von 279053 Tonnen Gehalt und einem Wert von 7 Millionen Pfund Sterling, was bei einem Gesamtgehalt der englischen Dampferflotte von etwa 12 Millionen Tonnen wenig zu bedeuten scheint. Und doch verursachte das Auftreten der „Emden" im Indischen Ozean, daß der Seeverkehr zwischen Vorder- und Hinterindien völlig ins Stocken geriet, die Versicherungsprämien stark in die Höhe gingen und die Kriegsversicherung aufgehoben wurde. Die „Morning Post" meldete aus Bombay am 22. Oktober:

„Die anglo-indische Presse verlangt Maßregeln zur Herstellung der Sicherheit der Schiffahrt nach Indien, deren gänzliche Hemmung durch die Tätigkeit der ‚Emden' die indische Volkswirtschaft schädige. Die indische Handelsstatistik für

September weise gegen September 1913 einen ernsten Rückgang auf, wofür die ‚Emden‘ in höherem Maße verantwortlich sei als der bloße Kriegszustand. Allein der Import von Baumwollwaren aus Manchester sank im September um 2 Millionen Pfund Sterling. Kalkutta litt besonders unter dem Rückgang der Ausfuhr von Rohjute und Juteprodukten, der allein im September mehr als 3 Millionen Pfund Sterling betrug. Die Ausfuhr von Reis, Weizen, Häuten und Fellen sank um je ½ Million, die von Rohbaumwolle und Baumwollgarn um 1½ Millionen, die von Sämereien um 900000 Pfund Sterling. Gleiche Klagen kommen aus dem Innern. Der Touristenverkehr hat gänzlich aufgehört. Die ‚Times of India‘ deutet an, daß die Erfolge der ‚Emden‘ auf die Stimmung der Eingeborenen einwirken könnten.“

Dem „Daily Telegraph“ wurde aus Kalkutta gemeldet:

„Infolge der letzten Leistungen des deutschen Kreuzers ‚Emden‘ sind die amerikanischen Aufträge für den Jutemarkt am 21. Oktober zurückgezogen worden; man befürchtet, daß mit dem argentinischen Auftrage dasselbe geschehen wird.“

Die englische Regierung durfte, insofern ihr mangelnde Energie in der Führung des Kreuzerkrieges von den nervös gewordenen Londoner Börsenleuten vorgeworfen wurde, damals noch mit vollem Recht behaupten, daß sie ihre Schuldigkeit getan, daß die bestehenden Schwierigkeiten des Welthandels in keinem vernünftigen Verhältnis zu dem wirklich durch die deutschen Kreuzer veranlaßten Schaden ständen, und zur Ruhe und Zuversicht ermahnen mit dem Hinweis, daß die Zahlen des Imports und Exports in englischen Häfen fast auf derselben Höhe sich hielten wie in normalen Zeiten, daß der große Verkehr zwischen England und Frankreich im wesentlichen ungestört vor sich ginge, daß gegen die feindlichen Unternehmungen, so überraschend sie auch ihrer Natur nach sein möchten, in England sich stets die nötigen Kräfte und Mittel finden würden, um sie abzuwehren.

Wider alles Erwarten wurde der transatlantische und von der Westküste Amerikas kommende Schiffahrtsverkehr nach wie vor durch die deutschen Kriegsschiffe „Karlsruhe“, „Kronprinz Wilhelm“, „Dresden“, „Prinz Eitel Friedrich“ — letztere beiden waren dem großen Aufgebot des Vizeadmirals Sturdee bei den Falklandinseln entwischt — in Aufregung gehalten; die an sich nicht häufigen oder umfangreichen Vorstöße der deutschen Flotte gegen die englische Küste waren nicht zu verhindern; und als schließlich durch die Internierung und Vernichtung der vorgenannten deutschen Schiffe auch Ruhe auf den fernen Welthandelswegen eintrat, wurde die englische Welt durch eine neuartige Gefahr in die höchste Bestürzung versetzt. Die Wirksamkeit der Unterseeboote war eine auch uns unbekannte Größe gewesen, die ja im Ernste praktisch niemals erprobt worden war. Die Triumphe technischer Leistung und seemännischer Tüchtigkeit im Kampfe gegen Kriegsschiffe ließen sich unter gewissen Bedingungen vielleicht voraussehen — tatsächlich hat die englische Admiralität sie in Rechnung gestellt, von einem Vorgehen gegen die deutschen Kriegshäfen abgesehen und ihre „Armada“ nach Möglichkeit aus der Nordsee ferngehalten wegen der deutschen Unterseeboote —; daß aber die Unterseeboote trotz der ungeheuren Anstrengungen der englischen Flotte auf den Hauptwegen des Welthandels vor den Toren Englands selbst sich aufstellen und dort den

Kreuzerkrieg in aller Form würden wieder aufleben lassen, ging über alle Erwartung. Ziffernmäßig war der dem englischen Handel durch die Unterseeboote zugefügte Schaden zwar gering und wechselnd, nahm aber langsam und sicher zu, so daß er heute nicht mehr außer acht gelassen werden kann. Im Monat Juni dieses Jahres betrug der durch die deutschen U-Boote England zugefügte Verlust 109 Schiffe mit 107000 Tonnen Ladungsraum, die dem Warenaustausch entzogen wurden. ein Verlust, den die englische Schiffbauindustrie nicht in der Lage ist jetzt, wo sie mit der Reparatur beschädigter Kriegsschiffe mehr als erwünscht befaßt ist, zu ersetzen. Immerhin ist nicht mehr zweifelhaft, daß dieser direkt nachweisbare Schaden die gewaltige Störung des Wirtschaftslebens in England nicht zur Folge gehabt haben würde, wenn dort nicht noch andere Umstände in derselben Richtung gewirkt hätten.

Mit dem Legen von Streuminen vor den als Kriegshäfen bezeichneten Plätzen der englischen Ostküste begann die deutsche Einwirkung auf die englische Handelsfreiheit. Sie führte zunächst zur Sperrung der englischen Häfen während der Nachtzeit; Handelsschiffe durften dann weder ein- noch auslaufen. Darauf ergingen die Verbote der Hochsee- und Küstenfischerei und die Sperrung der Nordsee durch Erklärung derselben als englisches Kriegsoperationsgebiet, das auch die Neutralen nur nach englischer Anweisung und unter englischem Geleit ohne Gefahr passieren sollten, was zur Folge hatte, daß sich der Seeverkehr mehr nach den Häfen der Westküste zu zog, diese überfüllte und eine ernste Stockung im Londoner und Liverpooler Hafen eintrat. Durch Minen, deren Herkunft nicht immer einwandfrei festgestellt werden konnte, da beide Parteien sich derselben bedienten, waren eine nicht unbedeutende Zahl englischer und neutraler Schiffe zu Schaden gekommen oder verlorengegangen. Die erste Versenkung eines englischen Handelsschiffes durch ein deutsches Unterseeboot wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Zunächst setzte sich England nur die Verwunderungsmütze auf und ersann allerlei Hinterlisten, die die Neutralen in Harnisch gegen die deutschen U-Boote bringen sollten. Besonders in Amerika, wo England nicht nur in den Vereinigten Staaten durch die Presse eine große Macht besaß, gelang dies aus bekannten Gründen in hohem Maße. England protestierte im Namen der Menschlichkeit gegen die unanständige Art der Kriegführung mit Unterseebooten. Indem es seinen Gegner in aller Welt verleumdete, suchte es die Aufmerksamkeit von seiner das internationale Recht verletzenden Handelsweise gegenüber den Neutralen abzulenken und über die Gründe seiner wirklichen Not das Ausland zu täuschen, sowie auch die Zustände zu verschleiern, die den Angriff der deutschen Unterseeboote so lebensgefährlich machen.

Durch die Furcht vor den Unterseebooten veranlaßt, hieß die englische Admiralität ihre Hauptflotte sich im Norden Schottlands verstecken und übertrug den weniger wertvollen älteren Schiffen des Kreuzer- und Zerstörertyps in Verbindung mit einer großen Zahl von Hilfskreuzern (armierten Handelsdampfern) und ebenfalls in Kriegsschiffe umgewandelten Fischdampfern den eigentlichen lokalen Küstenschutz. Ein Fünftel der englischen Handelsflotte wurde für Zwecke der Kriegführung requiriert und dauernd dem Handelsverkehr entzogen, um teils

für die Versorgung der im Nebel ohne festen Stützpunkt in steter Bereitschaft gehaltenen Hauptflotte, teils für Truppen- und Materialtransporte der Heeresverwaltung zu dienen. Dieser Ausfall an Frachtraum trug mindestens ebensoviel zur Erhöhung der Frachten bei, wie der Ausfall der gesamten deutschen Handelsflotte, die mit Kriegsausbruch stillgelegt war. Die durch die Minengefahr erschreckte neutrale Handelsflotte hielt sich zuweilen ganz zurück oder beteiligte sich am Warentransport in geringerem Umfange und unregelmäßig. Nach dem Auftreten der Unterseeboote an allen englischen Küsten stellten verschiedene Dampferlinien, englische und neutrale, den regelmäßigen Verkehr ein oder beschränkten ihn räumlich und zeitlich. Ein nicht unbedeutender Teil der Welthandelsflotte, der besonders für Massentransporte in Frage kam, war im Schwarzen Meer abgesperrt. Dazu traten die durch deutsche Kriegsschiffe versenkten oder in den Häfen der Kriegführenden bei Kriegsausbruch festgehaltenen Schiffe, um den Mangel an verfügbarem Frachtraum im Welthandel noch empfindlicher zu machen. Alle diese Umstände führten zu ganz außerordentlich hohen Frachtraten. So betrug die Fracht von Hinterindien nach England

im Februar	1914	21 Schilling
„ „	1915	70 „
Ende Mai	1915	96 „

Es mußten nicht nur die regelmäßigen Zu- und Ausfuhren nach und von England besorgt werden, sondern auch die außerordentliche Steigerung der Ansprüche an die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten von Amerika, deren Erzeugnisse in den verschiedensten Ländern den Fortfall der deutschen, russischen und zum Teil französischen Ausfuhr ersetzen sollten, vermehrte die Nachfrage auf dem Frachtenmarkt. Der freie Weltfrachtraum — im Gegensatz zu dem durch die Kriegführenden festgelegten — wurde aber noch in anderer Weise beschränkt, die letzten Endes ebenfalls zu einer Verteuerung der Frachten führen mußte. Die vorher erwähnte Überfüllung der wichtigsten englischen Häfen mit ankommenden Schiffen führte eine außerordentliche Verlangsamung der Entladung herbei; mehr als vier Wochen mußten die in London und Liverpool einlaufenden Schiffe warten, bis sie an den Kais anlegen konnten, während welcher Zeit ihr Frachtraum dem Warentransport im Weltverkehr entzogen blieb. In ähnlicher Weise wirkte auf die Verminderung des verfügbaren Weltfrachtraums und Erhöhung der Frachtraten ein die Verzögerung der Überfahrt nach den neutralen Häfen Europas, welche den Schiffen dadurch entstand, daß sie nach britischen Häfen zur Untersuchung verschleppt und dort auf lange Zeit festgehalten wurden und infolgedessen dann verspätet wieder in den überseeischen Gebieten anlangten. Zur Erhöhung der Frachtrate und Verteuerung des Seeverkehrs trugen die hohen Schiffsversicherungsprämien bei, die, wie selbst die Versicherungsgesellschaften zugaben, im Verhältnis zum Kriegsrisiko zu hoch waren, da die für die Einschätzung der Unterseebootsgefahr zuverlässigen Erfahrungen fehlten. Die Kriegsgefahr brachte es ferner mit sich, daß die Löhne der Schiffsbemannungen erhöht werden mußten, nicht etwa weil Mangel an Arbeitskräften vorhanden war, sondern weil die Matrosen im Hinblick auf die persönliche Gefahr und den möglichen Verlust ihrer Sachen

die Gewährung entsprechender Versicherung verlangten und durch Streiks durchsetzen konnten.

Die Verteilung der in den Haupthäfen angekommenen Güter über das Inselreich gestaltete sich bedeutend schwieriger als in der Zeit des unbehinderten Seeverkehrs, da ein beträchtlicher Teil der Hafenarbeiter zum Heeres- oder Flottendienst einberufen war und die Umladeeinrichtungen, die Eisenbahnen und Kanäle in diesen Plätzen überlastet wurden, während die Häfen der Ostküsten fast unbeschäftigt waren. Die unvermeidliche Verlangsamung und Stockung des Abflusses der Nahrungsmittel und Rohstoffe von den Einfuhrplätzen erzeugte an anderen gar nicht fern gelegenen Orten bei lebhafter Nachfrage und Knappheit der Vorräte ein Anziehen der Preise. Dieses Verhältnis blieb bestehen, wenn auch die Ankünfte in England, wie die offiziellen Berichte der englischen Hafenbehörden behaupteten, nicht wesentlich niedriger waren als in den Vorjahren. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß diese Angaben insofern nicht einwandfrei sind, als nicht die Masse, sondern der Wert der Einfuhr angegeben wird, der jetzt durch die Frachten usw. wesentlich erhöht ist, so daß in der Tat die eingeführte Menge an Nahrungsmitteln, besonders Weizen, geringer ist als vor einem Jahr.

Auf die Preisbildung der Nahrungsmittel war ferner von Einfluß die Knappheit der im Lande aufgespeicherten Vorräte, die bei der Regelmäßigkeit der Zufuhren aus allen Ländern in Friedenszeiten genügten, um ein ungesundes Schwanken der Preise zu verhindern, wenn unvorhergesehene Störungen eintraten. Alle die vorstehend berührten Umstände führten dazu, daß die Differenz zwischen dem Weizenpreise in England und dem in den Hauptexportländern, die in Friedenszeiten nur wenige Schillinge betrug, jetzt zehnmal so groß wurde. Es kostete 1 Quarter = 224 kg Weizen

	Mitte Mai 1915	gegen	Mai 1914
in England	60 Schilling		32 Schilling
in Chikago	42 „		28 „

Mit der Verteuerung des Brotes ging die des Fleisches einher, die im wesentlichen durch die Knappheit der Zufuhren und den großen Verbrauch des Heeres verursacht war. Die Einfuhr von Rindfleisch war um 29 %, von Hammelfleisch um 19 % und die von frischem Schweinefleisch um 57 % geringer als im Vorjahr. Schon im März 1915 wurde berechnet, daß der englische Arbeiter 20 Schilling für Lebensmittel ausgeben müsse, zu deren Bestreitung im Frieden 14—15 Schilling genügt hätten.

Neben dem Fleischkonsum besteht in England eine lebhafte Nachfrage nach frischen und konservierten Fischen. Die Preise für Fische waren wegen des Fortfalles der Fischerei in der Nordsee und wegen der Verwendung der Hälfte aller Fischdampfer für den Kriegswachtdienst zur See bedeutend gestiegen. Im Monat Mai 1915 wurden 700000 Zentner Fische gefangen, die mit 787000 Pfund Sterling bewertet wurden, während dieselben Posten im Vorjahre auf 1812000 Zentner und 1 Million Pfund Sterling sich bezifferten. Mithin belief sich der Durchschnittspreis eines Zentners Fisch im Mai 1915 auf 25,2 Schilling und im Mai 1914 auf 14,1 Schilling. Die englische Heringsfischerei hatte große Verluste und wurde fast vernichtet, die Schleppnetzfischerei in Hull wurde geschlossen.

Die erhöhten Kosten der Ernährung und des Unterhalts führten zu einer großen Anzahl von vorübergehenden und gänzlichen Arbeitseinstellungen, da die Arbeitgeber, besonders in der Textilindustrie, zu der Verteuerung der Rohstoffe die vermehrten Herstellunsgkosten sowie die Schwierigkeit und Verteuerung des Exports nicht auf ihre Schultern nehmen zu können glaubten. Aber auch andere Industrien kamen ins Gedränge. Sehr empfindlich machte sich die verminderte Einfuhr der von uns als Konterbande erklärten Grubenhölzer aus Rußland und Skandinavien fühlbar, weil dadurch die Kohlenindustrie in England gestört wurde. Den Umfang des Rückganges der Kohlenindustrie kann man aus den Preisen ablesen, die im Jahre 1915 für eine Tonne Kohlen sich auf 23½ Schilling, im Jahre 1914 auf 15½ Schilling beliefen. Ein weiteres Ansteigen der Kohlenpreise ist ziemlich sicher. Was ein solches Ansteigen der Kohlenpreise für die Leistungsfähigkeit jeder Industrie, für den Verkehr auf Eisenbahn oder Schiff, für den Haushalt, besonders des Arbeiters, bedeutet, liegt auf der Hand.

Diese Beispiele für die schwere Störung des Wirtschaftslebens in England, die im wesentlichen durch die deutsche Seekriegsführung gegen den britischen Handel hervorgerufen und in steigender Tendenz erhalten wurde, mögen genügen. Die Teuerung der hauptsächlichsten Lebensmittel bildet den Kernpunkt des auf England ausgeübten Drucks, weil damit die große Masse getroffen und in ständiger Sorge vor einer drohenden Aushungerung gehalten wird. Die Nahrungsmittelverteuerung ist von hoher politischer, wenn nicht gar den Krieg entscheidender Bedeutung, da die Vorbedingungen für ihre Bekämpfung, wie sie dem Deutschen Reiche zur Verfügung stehen, in England weder vorhanden noch zu improvisieren möglich sind. Von nicht minder hoher Bedeutung ist die aus sehr verschiedenen Gründen, die aber mit der Kriegslage und der durch den Handelskrieg verminderten Ellbogenfreiheit auf dem Weltmeere zusammenhängen, eingetretene Einschränkung der Industrie und der verminderte Export, der die Handelsbilanz Englands ungünstig gestaltet und zu Barzahlungen an das Ausland für den Überschuß des Imports zwingt. Anstatt der erhofften Steigerung der Ausfuhr ist eine Minderung des Exports eingetreten bei gleichzeitiger Steigerung der Einfuhr. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1915 betrug nach der „Daily Mail“ vom 8. Juli die Einfuhr 490 Millionen Pfund Sterling und die Ausfuhr nur 183 Millionen Pfund Sterling — eine Spannung, die im Vergleich mit den entsprechenden Posten des Vorjahres, die sich auf 385 resp. 263 Pfund Sterling beliefen, anzeigt, daß etwas „faul im Staate“ ist.

Bekanntlich hatte Sir Edward Grey bei der Kriegserklärung gesagt, daß England von seiner im Namen der Menschlichkeit, in edler Entrüstung über den deutschen Rechtsbruch diktierten Einmischung in den Weltkrieg keine größeren wirtschaftlichen Schädigungen erfahren würde, als wenn es diesem Kriege fernbleiben würde. Im Siegesbewußtsein, im Gefühl der vollen Sicherheit auf der Insel und auf dem Weltmeere hoffte man, den deutschen Handel zu zerstören und schon während des Krieges durch Mehrgewinne die Kriegskosten wettzumachen. Statt dessen sieht sich die englische Volkswirtschaft einer schier unaufhaltsamen Abwärtsbewegung gegenüber, wie sie die schlimmsten Pessimisten in Friedens-

zeiten und die stärksten Übertreiber der deutschen Gefahr nicht für möglich gehalten hatten. Da sind zu der allgemeinen Teuerung die Arbeiterunruhen und die allgemeine soziale Mißstimmung getreten. Die wichtigsten Industrien und Erwerbszweige zeigen bisher ungewohnt schlechte Geschäftsabschlüsse. Für ein Land wie England, das einen vergleichsweise geringen Binnenmarkt besitzt, dessen Erwerbsleben auf die Verbindung mit der Weltwirtschaft in weit größerem Maße als Deutschland angewiesen ist, bedeutete die Absperrung ganzer Absatz- und Bezugsgebiete durch den Krieg eine schwer zu ertragende Einschränkung, die durch die Wirksamkeit des deutschen Handelskrieges mit U-Booten täglich vermehrt wurde. Der Außenhandel Englands, auf dem sein Wohlstand beruht, ist auf das schwerste geschädigt durch die ständige Unsicherheit, welche die Unterseebootsgefahr erzeugt, und durch den stetigen Abgang von Frachtraum, den die deutschen U-Boote versenken.

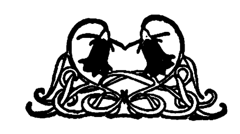
Es ist von größter Wichtigkeit, daß der von uns in dieser Richtung ausgeübte Druck nicht eher erleichtert wird, als bis die ökonomische Niederlage völlig erreicht ist, die England zum Frieden zwingt. Es ist schwer vorauszusagen, sowohl für Engländer als für uns, wann dieser Zeitpunkt eintreten könnte; daß er aber eintreten muß, und zwar in absehbarer Zeit, wenn die Machtverhältnisse zur See nicht bald günstiger sich für England gestalten und die U-Boots-Gefahr nicht aufhört, ist klar für jedermann. Wir dürfen also mit Befriedigung und Stolz auf den günstigen Fortgang blicken, den wider Erwarten der uns aufgezwungene Handelskrieg genommen hat, in dem wir zwar viel dem Glück, aber das meiste der deutschen Tüchtigkeit und dem deutschen Wagemut verdanken. In der jüngst ergangenen Antwort auf die amerikanische „Lusitania"-Note kommt die feste Absicht, auch hier „durchzuhalten", zum Ausdruck.



De profundis · Von Elisabeth Görres

Sprich leiser — störe mich nicht —
Tief alle Schmerzen verklangen
In der ewigen Nächte ruhigem Licht.

Sprich leiser — schütte den Schaum
Des blutig schimmernden Lebens
Nicht so grell in meinen Ewigkeitstraum ....



Kriegschroniken und Familiengeschichten · Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Der Evang. Oberkirchenrat im Großherzogtum Baden hat kürzlich den Geistlichen die Anlage von örtlichen Chroniken empfohlen, soweit nicht schon solche geführt werden. Eine hübsche Gewohnheit der alten Jahrhunderte kommt damit zur Erneuerung, deren Werte keineswegs allein im Quellenmäßigen oder Historischen liegen, wofür schon Archivalien und Zeitungsberichterstatter, wenn auch nur auf ihre Weise, sorgen.

Was damit angedeutet ist, gilt aber nicht anders auch für die einzelnen Familien. Unsere vielgerühmte Bildung hätte es so sehr nötig, daß man ihrer Neigung entgegenwirkte, die Menschen zu Infusorien im großen Schwarm zu machen, die jede Strömung, jedes Windchen hin und her reißt. — Gegenwärtig wollen nun verschiedene Verleger und sonstige „Stellen“ möglichst viel Feldbriefe von Kriegsteilnehmern veröffentlichen oder sie für die Nachlebenden aufbewahren und zusammenbringen. Das ist erfreulich, aber es gibt auch nur wieder den großen Sammeltopf, eine neue Betätigung der allgemeinen Mischmasch-Nivellierung. Wenn gar solche Briefe dann schon mit dem Gedanken an die größere Leserwelt geschrieben werden, so werden sie nicht die gleichen, wie die an die nächsten, liebsten Zugehörigen gerichteten, sein. Diese sind wahrer und schöner, und in zahllosen Fällen wird ihnen, mit jenen verglichen, der feinere Herzenstakt verbleiben. Wir haben die dauernde Wiederkräftigung des echten Menschlichen recht nötig, das sich durch diese große schwere Zeit nun wieder von selber regt, und mit ihm die erneuernde Würdigung des durch die Korrektheit nicht zu ersetzenden Gefühlstakts, — unbeschadet aller Technik und Geschäftstüchtigkeit und aller unstreitigen Erziehung und Gutsinnigkeit im ganzen.

Das raubt unsere Zeit so aus, bringt so viel Selbstachtungsvolles, Gemüthaftes und von allem Erzieherischen das Beste zur Vernichtung, daß die alte Kraft der Familiengedächtnisse und der Familienachtung hinschwindet. Traurigerweise finden sich diese in ein völlig falsches Gefühl des Minderberechtigten zurückgescheucht, als komme für die gebildete Menschlichkeit nur alles darauf an, daß man das neueste Buch der jeweiligen Modeschriftsteller gelesen hat, die jedesmaligen Sportrichtungen gewissenhaft mitmacht und den Cutaway genau nach vorschriftsmäßiger Länge trägt. Damit kommen wir dem Plattformmäßigen der englischen und französischen Kultur verhängnisvoll näher, wenn auch nicht übersehen werden soll, daß die gelernte gute Bildung bei uns sich im Querschnitt sehr günstig über die der genannten Völker erhebt. Auf beide Weise, durch die Modebildung wie durch die Lernbildung, büßen wir allzusehr ein an Innerlichkeit und Überlieferung. Denn das Schartekenhafte, Scholiastenhafte, womit die höhere Schule sich zu großen Teilen schleppt, hat nichts mit lebendig erzieherischer Überlieferung zu tun, und es ist noch kein Unterricht in deutscher und andrer Geschichte, wenn sie so häufig auf jämmerlich zwecklose, anschauungslose Art traktiert wird. Die Werte

der Überlieferung, um es hier nur an dem einen Punkte zu fassen, steckten in den heute verblassenden Familiengedächtnissen; wenige machen sich noch klar, welch eine Fülle von zwar meist ungeschriebener, doch deswegen auch fertig gestalteter Charakterbildlichkeit und farbig poetischer Epik sie enthielten.

Es kommt dabei nicht auf die Raummaße der „Bedeutung" an. Diese wird nicht dadurch abgeschwächt, daß Millionen solcher Familienkörper nebeneinander stehen. Denken wir an das Gösta-Berling-Buch von Selma Lagerlöf, die im germanischen Schweden an einer einzelnen, entlegenen Stelle, im dürftig-moränenhaften Wermland, feinhörig in diesen vieltausendteiligen Schatz des mündlichen Familiengutes hineingriff und von den Stjärnhöks und Dohnas und Sinclaires alle die bilderstarken Geschichten doch nur formend nacherzählte. Ein Buch von beispielhaft einfachster Beweiskraft für das Gesagte, wobei man sicherlich zugeben wird, daß an poetischen und Persönlichkeitswerten hundert der literarischen, aus dem Berliner oder Pariser Brei gefischten Kunstwerke von ihm aufgewogen werden.

Einst in den Flachtälern Islands wurden die Sagas aufgeschrieben, die ja nicht in unserem Wortsinn halbmythische Sagen sind, sondern in den Familien jahrhundertelang nacherzählte Erinnerungen, vielfach gedächtnistreu bis vor die Auswanderung zurückgreifend, in die Zeiten, da man noch an den norwegischen Fjorden gewohnt. Von den ruhmvollsten Männern berichten sie und schönsten und kraftvollsten Frauen, die die Ahnen der Nacherzähler waren, von den Verzweigungen der Familien, wohin sie sich ausbreiteten, auf welchen Höfen sie saßen, und wie es ihnen allen je erging, von Werbung und Liebe, von scharfer Verwandtenhut und selbstgetreuem Mädchenstolz. Von weiten und kühnen Wikingerfahrten, die die Söhne des Geschlechtes unternahmen, von glückhafter Handelsfahrt, die sie nach den Faröer, nach Grönland, nach Nordfrankreich ausgeführt, von heimischen schweren Streitigkeiten, die man in ungeschwächter Familienehre — der Hauptpunkt, wesentlicher als die Bewahrung der Habe und des Lebens — bestanden, von kündenden Opferdeutungen und Weissprüchen, die danach merkwürdig eingetroffen, von den großen Verwandtengastereien, wo man die bewunderten Häupter zunächst um den Hochsitz am Herde sitzen sah, und was man von ihnen einander erzählte: ihre Weisheit, womit sie das Godenamt geführt, den bündigen Wortlaut der Reden, womit sie im Allthing die Findung von Satzung und Beschluß zu lenken wußten, die Haltung, die die Männer des Geschlechtes in den Wandlungen des Götterglaubens eingenommen, die besten Witzworte, womit sie verknäulte Fragen geschlichtet und täppische Naseweisheit abgeführt, die ausführliche Anschaulichkeit der Zweikämpfe und der sippenhaften Fehden, die sie unbeugsam im Rechtspunkt durchgefochten und wiederum als klügere Sieger versöhnlich zur Beendigung brachten.

Denkt man, weil wir keine skandinavischen Isländer und keine Thingleute sind, wir hätten die Sagas nicht? Nehmen wir nur beispielsweise die Familien, die einst über die Elbe, wie jene nach Island, ausgezogen und die nun in Mecklenburg, Pommern, den Marken und Preußen auf ihren erbmäßigen Gütern sitzen. Ist es viel anderes, was sie sich erzählen, wie die Familien sich ausbreiteten, wie sie freiten, wie sie sich auszeichneten, und was sie für Streitigkeiten und große Pro-

zesse bestehen mußten? Die Ausdrücke lauten anders, Ritterschaft, Erbgang und Lehnkauf, Staatsamt und Landtagssitz, Oberstenchargen und Rittmeisterdienste. Aber noch immer sind es die alten Inhalte, Romantik der Herzen und des Heiratsglücks, Verehrung der besten Männer und der schönsten und tüchtigsten Frauen, Familienfeste und große Verwandtenzusammenkünfte mit zweckvollen Reden und fröhlichen Geselligkeiten, Erinnerung anekdotischer Erlebnisse und scharfer und guter Witzworte; noch immer weht durch die alten und neuern Geschichten der Geist der gehaltvollen Satzung, des Weistums und selbst der Schicksalskündung, wenn nun auch statt der Wahrsagung bedeutungsvoll gewesene Bibelsprüche oder ein paar sehr merkwürdige Gespenstergeschichten stehn. Fragt Bismarck, ob die Saga in ihm lebendig war! Von Burgstall, wie es der Kurfürst dem Junker abgedrungen, von dem Major v. Lützow, den zu Schönhausen, als er verwundet war, germanische furchtlose Gastlichkeit gegen die Franzosen, die im Lande gewaltigen, schützte, von den verschiedenen Bismarcks, die unter dem Großen Fritz gefochten, und von denen, die in den Befreiungskrieg gezogen.

Es ist kümmerlich, wie dieser Geschlechtersinn, den sich die heraldischen Adelsfamilien noch mehr oder minder erhalten, im Bürgertum, das ihn bis in die Stammbücherzeit entsprechend auch gepflegt hat, vergessen ist, als müßte er um Lebensideen abgestreift und aufgeopfert werden, mit denen der Adel sich doch auch befaßt, aber eben schon älter umzugehen weiß: persönliche Bildung, Studium, Bereicherung, Karriere, Titel und Geheimratswürden. Nicht aus dem deutschen Adel, sondern aus dem kaufmännisch-gewerblichen England kam der Begriff der „armen Verwandten“ herüber. Weithin fühlen sich die Individuen des Bürgertums, berechtigt oder unberechtigt, als Parvenüs, zeigen es in ihren weiteren Ehrgeizen und in ihren Behutsamkeiten. Damit muß sich das Freundschaftliche in den Familienzusammenhängen zerlösen, und das Charaktervolle darin. Wie selten liegt noch in den Familien eine Bibel oder ein anderes Hausbuch, welches die Daten und Namen der Angehörigen eingetragen aufweist. Wie viele sind, die über ihren eigenen Großvater nur eine schattenhafte Auskunft wissen! Wohl feiert man einzelne herausragende oder schwer reich gewordene Persönlichkeiten, die den Familiennamen zieren, aber es ist so leicht ein nicht angenehmes Element der Wichtigtuerei, der verdienstlosen Selbstgefälligkeit darin, die keine Selbstachtung ist. Und die armen Verwandten, die zwar am meisten von dem bekannten Namen reden, verfallen in den Domestikenton, der sich denn in der Regel auch durch einiges Getuschel schadlos hält. Wird ein Bülow Reichskanzler, so sind auch die andern noch immer v. Bülows. Beim Bürgertum, da es allmählich zur Bourgeoisie geworden, entsteht ein Gegensatz. Das ist das Infusorienhafte, Geburtlose.

In Island setzte die Zeit des Aufschreibens der Familienerinnerungen — der Hunderte von solchen Sagas — ein, als man wohl spürte, daß infolge neuer Glaubens- und Bildungsformen und nicht zum wenigsten durch die Schrift und Schreiberei als solche die Überlieferung ins Wanken kam. In vervielfachtem Grade ist dies zu unseren Zeiten die Gefahr jener alten germanischen Eigenschaften und auf sie gegründeten Gefühle, die den Vorfahren geprägte und markige Persönlichkeit, wurzelechte Selbstachtung nicht ohne eine schöne Art von Selbstfreude und



immer mit allem so sichere Heimatliebe gaben. Daher sollte zu solcher erneuernden Familienpflege die volkliche Bewegung dieser Kriegsgegenwart die rechte Zeit, die rechte Mahnerin sein. Und eben sie gibt auch die nächsten Anlässe, die Stoffe des Gedenkens, indem sie jedes eine Haus emporhebt in das Mitgestalten am erlebnisreich Geschichtlichen: mit dem Höchsten, das der Mensch dabei begeisternd fühlt, und mit dem Schwersten, das ihm auferlegt wird, wovon das letzte Gut der stolzen und trauernden, liebenden Erinnerung verbleibt. Dies alles, statt nur immer so gern die Feldpostbriefe den Zeitungen einzusenden, sollte man beginnen in Familienaufzeichnungen zu fassen, und sollte über die gegenwärtigen Anlässe hinaus nicht wieder von diesem segensreichen Unternehmen lassen. Es müsse ein adliges Element in unsre Gesellschaft und Öffentlichkeit kommen, sagte Ibsen. Damit hat der so viel nur als pessimistischer Verelender Aufgefaßte das Mittel, das beide noch wieder dauernder heilen kann, in umfassender Klarheit ausgesprochen.



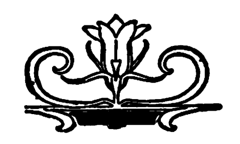
Heimatklänge · Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Es klingen mit lieblichem Klang
Die Glocken das Tal entlang,
Vom schimmernden Garne der Sonnen
Ist das Kirchlein mit Gold übersponnen.

Es weht ein himmlischer Hauch
Durch Baum und Blume und Strauch;
Die Blüten zittern und beben,
Und das Herz will sich schwingen und heben!

Der Fluß fließt kühl und still
Und lauscht dem Glockenspiel,
Das Lied aus metallenem Munde
Begräbt er in seinem Grunde.

Und ich bin fern, bin fern!
Wär' doch in der Heimat so gern!
Und möchte so gerne lauschen
Glocken und Waldesrauschen!



Von der internationalen Gemeinschaft der Geister · Von Karl Nötzel

Niemals, auch nicht seit die halbe Welt unser Dasein bedroht, hat man in Deutschland aufgehört, an die Gemeinschaft aller am wahren Gedeihen der Menschheit interessierten Geister auf der ganzen Welt zu glauben und sie zu wollen — trotzdem die der freien Geistespflege dienenden Körperschaften im feindlichen und „neutralen" Auslande eine nach der andern ihre deutschen Mitglieder ausschließen. Will man die Veranlassung hierzu nicht lediglich in dumpfen Gefühlen suchen, so muß man doch wohl annehmen, daß besagte Vereinigungen oder die sie Führenden der Ansicht sind, ein Angehöriger des deutschen Volkes könne gar nicht interessiert sein am wahren Gedeihen der ganzen Menschheit. Sehen wir einmal zunächst von jeder Kritik dieses Glaubenssatzes ab und stellen wir nur zweierlei fest: einmal, daß die, die sich zu ihm bekennen, in Selbsttäuschung befangen sind, wenn sie selber das Wohl der ganzen Menschheit zu wollen glauben, und zweitens, daß dieses Dogma auch alledem zugrunde liegt, was neuerdings mit einer gewissen Verschämtheit zunächst in dem Lager der Neutralen kundgegeben wird in dem Sinne, daß trotz der Erfahrungen dieses Weltkrieges die internationale Gemeinschaft aller wohlwollenden Geister ohne jede Einschränkung nicht bloß als Tatsache, vielmehr auch als Wunschziel anzuerkennen sei. Auch in Deutschland zähle diese Gemeinschaft Mitglieder — das wird nunmehr großmütig zugegeben —, das seien aber natürlich nur solche Deutsche, die den deutschen Militarismus und das ganze deutsche Vorgehen in diesem Kriege verabscheuen. Wenn nun unsere Feinde überhaupt einen Begriff verbinden mit dem Worte „deutscher Militarismus" und er ihnen nicht bloß vorspiegeln soll, ihr Haß und ihre Rachsucht gegen uns habe eine sachliche Begründung, so müssen sie darunter wohl alles das verstehen, was sie daran hindert, uns ein für allemal wirtschaftlich und kulturell zu vernichten. Da ferner das Vorgehen der deutschen Soldaten stets ein über alle Begriffe opferfreudiges und bis zur Selbstentäußerung rein menschliches gewesen ist, so suchen mithin besagte Verkündiger einer internationalen Geistesgemeinschaft deren Mitglieder in Deutschland unter denen, die ihr Volk nicht verstehen wollen, die ihr Deutschtum verrieten, die mit einem Worte keine Deutschen mehr sind. Es gibt leider solche. Man könnte sie leicht bei Namen nennen. Da jammern zunächst gewisse Nurästheten immer wieder: die wahre Kultur werde mit Frankreich zugrunde gehen. In der Befangenheit ihrer hysterischen Selbstanbetung erweisen sie sich blind gegen die wahre Kultur, die sich heute dicht neben ihnen offenbart: in der Opferfreudigkeit und Todesbereitschaft ihres eigenen wundervollen Volkes. Nie haben unsere Nurästheten deutlicher zu erkennen gegeben, wie fern sie eigentlich ihrem Volke stehen, wie unnütz sie ihm sind, und was für ein kindisches Spielzeug ihr sogenannter Ästhetismus ist: über den Dingen, mit denen sie einen Fetischismus treiben (freilich um in den Beziehungen zu ihnen ihre eigene, persönliche

Einzigartigkeit zu erweisen), übersehen sie die lebendige Menschenseele dicht neben sich, der doch alle diese Dinge höchstens nur Gleichnisse sein können für das, was sie erfüllt und bewegt. Vergeblich wird man bei diesen eigentlich Vaterlandslosen danach fragen, was sie denn eigentlich unter Kultur verstehen, wenn damit nicht der Inbegriff bezeichnet werden soll aller freiwilligen und letzten Rücksichten des Menschen auf den Menschen — was hier nicht gemeint sein kann —, sonst könnte ja nicht behauptet werden, Frankreich schreite hier an der Spitze: Frankreich, in dem sich immer noch keine einzige Stimme erhob gegen das ganz zwecklose, reiner Rachsucht dienende Peinigen wehrloser deutscher Frauen und Kinder in den französischen Konzentrationslagern, Frankreich, das längst schon auch den elementarsten Geschmack verlor in seinem hysterischen Beschimpfen und Verleumden von uns Deutschen, die wir unsererseits uns gar nicht den Kopf über sie zerbrechen und in diesem Kriege auch gar keine Veranlassung für uns sehen, unsere bisherige Wertschätzung ihrer wahren Kulturgaben zu revidieren . . . Aber lassen wir diese „Vaterlandsverräter in Gedanken“ ruhig bei ihrer französischen Kultur. Sie interessieren uns heute sehr wenig. Das deutsche Volk hat es nicht einmal nötig, sie erst abzuschütteln. Es hat sich nie um sie bekümmert und gönnt es ihnen von Herzen, sich selber als schmählich Verkannte vorzukommen. Es sollte in diesem Zusammenhang nur darauf hingewiesen werden, daß da, wo im feindlichen Auslande oder bei den sogenannten Neutralen wirklich auch uns Deutschen der Zutritt nicht versagt sein soll in die internationale Gemeinschaft der „freien“ Geister, daß da ausnahmslos von der Voraussetzung ausgegangen wird, daß der Deutsche, der von dieser gnädigen Erlaubnis Gebrauch machen will, erst aufhören muß, Deutscher zu sein. Das wird derart unverblümt zu verstehen gegeben, daß selbst in dem, der es sich sonst aus Gründen geistiger Reinlichkeit verbietet, aus den Handlungen der Menschen auf ihre Beweggründe zu schließen, immer wieder der leise Verdacht aufsteigt, der uns etwas plötzlich wiedererlaubte Zutritt zur internationalen Gemeinschaft der Geister solle nur zum Gimpelfang dienen, letzten Endes dazu, Zwietracht zu säen im geistigen Deutschland. Dieser Argwohn muß einmal deutlich ausgesprochen sein: denn wir Deutsche sind immer noch zu naiv, das heißt, man müßte eigentlich ein neues Wort finden, denn es handelt sich bei uns nicht um die eigentliche Naivität wie bei gewissen Ausländern, die sich gar nicht vorzustellen vermögen, daß es überhaupt etwas geben könne, das ihnen irgendwie überlegen sei. Nein! Wir Deutsche sind naiv nur in dem Sinne, daß wir jenes Freisein von Hintergedanken, das uns selber beseelt in unsern Beziehungen zu den Mitmenschen, auch ohne weiteres bei allen andern voraussetzen in ihren Beziehungen zu uns. Da könnte denn manch einer von uns bittere Enttäuschungen erleben, wenn er arglos traute gewissen Lockgesängen von einer internationalen Geistergemeinschaft, zu der er angeblich auch als Deutscher Zutritt habe — in die ihm indes tatsächlich der Eintritt nur gewährt wird, wenn er sein Vaterland abschwur und sich im Geiste versündigte an seinen Volksgenossen! Die wahren Deutschen aber, die, Gott sei gedankt, heute die deutschen Schicksale bestimmen, die wollen ihr rings von Feinden bedrohtes und von früheren Freunden verratenes Vaterland um keinen Preis im Stiche lassen — auch nicht, wenn

Gott sie zu sich riefe. Grade damit bleiben sie aber erst recht in Wahrheit treu jener internationalen Gemeinschaft aller freien und wohlwollenden Geister, aus der man sie ausschließen will. Denn nicht wir verrieten ja die, jene vielmehr, die sich in kindlicher Überhebung anmaßten, sie könnten uns wirklich den Zutritt zu ihr verwehren. Sie haben sich aber nur selber ausgeschlossen aus der freien Geistesgemeinschaft, jene angemaßten Geistestorwächter da draußen, als sie ein großes Volk von ihr ausschließen wollten. Sie erwiesen damit nur ihre geistige Ohnmacht und bestätigten ein übriges Mal die uralte Erkenntnis aus der Menschheit Kindertagen, daß das Reich der Geister unfaßbar ist für Menschenhände, und daß die wahrhafte Gemeinschaft aller Wohlwollenden und Freien an keine Satzungen und an keine Körperschaften gebunden ist (die ja als Gemeinschaften notwendig beschränkter Einzelwesen immer zugänglich bleiben unüberwundenem Allzumenschlichen), daß kein menschliches Machtgebot den Zutritt zu ihr verwehren kann, und daß darüber nur jedes einzelnen Gewissen entscheidet. Und wenn wir auch nicht in den Fehler unserer Feinde verfallen und behaupten wollen, daß heute überhaupt kein Platz mehr sei im feindlichen Auslande für die stille Gemeinde der am Allwohl aufrichtig Interessierten, so wissen wir doch in unerschütterlicher Gewißheit, daß eben diese stille Gemeinde niemals noch freieren Zutritt fand zur deutschen Seele und niemals noch weiter verbreitet war über die deutsche Erde hin als heute, wo Millionen freier deutscher Männer freudig und furchtlos ihr Leben einsetzen fürs Vaterland — weil sie in ihm den Hort erleben für alles das, was ihnen wertvoller ist als das eigene Leben —, und das kann ja nur ein und dasselbe sein wie das, was dem höchsten Gedeihen der ganzen Menschheit dient. Ganz Deutschland kämpft heute vollbewußt um den Sieg der internationalen Geistesgemeinschaft! Das vor allem gibt ihm seine unwiderstehliche Kraft! Und darum kann es uns auch völlig gleichgültig lassen und uns höchstens Veranlassung geben, unsere Spottlust zu bekämpfen, wenn wir es erleben müssen, wie Menschenkinder, die aus Haß und Verzweiflung längst schon die Herrschaft über ihre Seele verloren, sich krampfhaft bemühen, uns Deutschen die Pforten ins Geistesreich vor der Nase zuzuschlagen, und dabei doch nur verstaubte Akademietüren mühselig in ihren rostigen Angeln drehen — und unsere Nurästheten stehen angstvoll dabei und meinen, nun sei der Himmel zugesperrt!



Julitag · Von Lulu von Strauß-Torney

Der reife Weizen steht im Sonnenbrand —
Die vollen Ähren streif' ich mit der Hand.

Die schweren Häupter beugt ein leiser Hauch —
Und meine Stirne beug' ich schauernd auch

Tiefblaue Sommerstille nah und weit —
Das Leben schweigt und harrt der Erntezeit.





Vergeßt die Balten nicht!

Mit einem mehr als zeitgemäßen Mahnruf wendet sich Professor H. Vogt in der „Täglichen Rundschau" an alle, die deutscher Ehre, deutscher Pflicht nicht vergessen haben:

Vor wenigen Wochen haben deutsche Truppen zum erstenmal in diesem Kriege den Boden der baltischen Provinzen betreten. Diese Tatsache ist bei uns in ihrer tieferen Bedeutung wenig beachtet worden. Es liegt das daran, daß in der Fülle der Ereignisse das Interesse durch andere Dinge gefesselt und vor allem durch die großen, den Weltkampf entscheidend beeinflussenden Begebenheiten in Anspruch genommen war, es liegt das aber auch an dem allzu geringen Interesse, das weite Kreise unseres Volkes der baltischen Frage entgegenbringen.

Eine irredentistische Bewegung hat es bei uns nicht gegeben. Frankreich und Italien machen schon seit Jahren ihr politisches Geschäft mit dem Geschrei um die Notwendigkeit der Erlösung der unter fremdem Joch, im Elsaß und dem Trentino, schmachtenden Brüder. Deutschland, das fast ein Viertel seiner national-deutschen Bevölkerung nicht innerhalb der Reichsgrenzen wohnen hat, hätte vielleicht auch dieser Tatsache öfters erinnern können, es hätte vor allem guten Grund dazu gehabt. Sagt doch der schwedische Soziologe Steffens, eine bekannte Autorität: „Wenn ein Land eine Irredenta hat, so ist es das Deutsche Reich!" Während das Elsaß vor noch nicht langer Zeit eine selbständige Verfassung erhalten hat, und während Österreich die italienischen Schreihälse durch immer neue, oft das Maß politischer Selbstachtung, die eine Großmacht sich schuldig ist, erschöpfende Konzessionen zu befriedigen strebte, führt Rußland seit dem Regierungsantritt Alexanders III. einen offenen Vernichtungskampf gegen das Deutschtum der Ostseeprovinzen.

Um das Phantom der „traditionellen Freundschaft mit Rußland" zu erhalten, haben wir dazu geschwiegen, wir sind ja auch gewohnt, uns in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten nicht zu mischen. Aber es ist ein schweres, vor der Geschichte kaum zu verantwortendes Unrecht, daß das offizielle und das nichtoffizielle Deutschland den Balten angesichts der Drangsalierung, die Rußland an den Ostseeprovinzen seit den achtziger Jahren sich zuschulden kommen ließ, nicht einmal ein warmes Interesse, ein mitleidvolles und opferbereites Herz gezeigt hat — von Taten zu schweigen!

Seit Jahrhunderten sind die baltischen Provinzen Rußlands ein deutsches Kolonialland, von einer immer dünn gebliebenen deutschen Oberschicht — Gutsherren, Bürgern, Handwerkern und Intellektuellen — ist das gesamte Gebiet von Kurland, Livland und Esthland, das etwa der Größe von Württemberg und Bayern entspricht, mit deutschem Geist

und deutscher Sitte durchdrungen worden. Den eingeborenen Völkerschaften der Letten und Esthen ist deutsche Sprache und Kultur in den Schulen der deutschen Herren vermittelt, sie sind nicht russifiziert worden. Es verrät nur mangelnde Geschichtskenntnis, wenn man den Vorwurf erhebt, die Deutschen hätten es versäumt, die „Knechtsvölker“ völlig zu germanisieren; erst kürzlich hat Harnack darauf hingewiesen, daß die einwandernden, zahlenmäßig viel schwächeren Deutschen — sie haben 8 bis 10 v. H. der Gesamtbevölkerung nie überschritten, und sie haben vor allem den landdurchdringenden deutschen Bauern bei der Einwanderung nicht mitgebracht — bei dem Versuch, die eingeborene Bevölkerung aufzusaugen, wahrscheinlich selbst aufgesogen worden wären. Aus dieser Tatsache erklärt sich manches an den baltischen Zuständen, was uns nicht recht begreifbar und auch nicht immer sympathisch ist. Man mag ja manche Dinge gegen die deutschen Balten heute sagen können, sie werden gesündigt haben in ihrer Geschichte, und auch ihr Leben wird, wie das aller anderen Menschen, Verdienst und Glück, Schuld und Unglück enthalten. Darauf kommt es heute nicht an.

Es ist ein billiges Vergnügen, heute Vorwürfe gegen die Balten vorzubringen; es ist mehr, es ist eine politische Schmach. Haben wir noch nichts gelernt aus diesem Kriege, und wollen wir nicht ernstlich anfangen, uns auf unsere Art zu besinnen? Wie sagt doch der Engländer? „Right or wrong, my country!“ Er huldigt ohne Gewissensbisse diesem Grundsatz. Das wollen wir nicht tun, aber wir wollen nicht rechten mit einem Brudervolk, das in bitterer Not ist, wir wollen auf die Verleumder nicht hören, die uns vormachen wollen, wir brauchten uns deshalb für unsere Brüder in den russischen Ostseeprovinzen nicht zu interessieren, weil sie historische Fehler gemacht hätten, weil sie zu aristokratisch-patriarchalisch seien, weil es einzelne unter ihnen gebe, die im Russentum aufgegangen seien — und wie alle die Scheingründe heißen, die in professoraler „Objektivität“ uns dazu führen wollen, unsere Bluts- und Bruderpflichten zu vergessen.

Es ist ja beschämend, zu sehen, daß jetzt, in dieser Zeit, in der das Deutsche Reich den Vernichtungskampf abwehrt, der, wie die Feinde verkündet haben, nicht allein gegen das Reich, sondern gegen das Deutschtum gerichtet ist, bei uns gegen nationale Pflichten geschrieben werden darf, und daß sich kein allgemeiner Sturm der Entrüstung dagegen erhebt. In der Tat ist in letzter Zeit mehrfach in dieser Richtung gearbeitet worden, man will den Balten etwas am Zeug flicken, man will uns glauben machen, das Deutschtum der Ostseeprovinzen sei nichts wert. Es kommt jetzt nicht darauf an, daß man pro oder contra den Ereignissen des großen Krieges vorgreift, sondern darauf, daß es nicht unwidersprochen bleiben darf, wenn der Versuch gemacht wird, denen in den Arm zu fallen, die das Interesse der Gesamtheit des deutschen Volkes beleben und schärfen wollen für die Not und das Heldentum der deutschen Balten in vergangenen und gegenwärtigen Tagen.

Und darum nieder mit den Schwätzern! Lassen wir uns nicht betören; die Geschichte soll nicht vermelden können von uns, daß in derselben Zeit, in der ein beispielloser Wille zu Sieg und Leben die deutschen Fahnen siegreich voranführt gegen eine Welt von Feinden, daß in derselben Zeit wir die Gefolgschaft von Internationalisten und politischen Schwachmachern angetreten und uns nicht bekannt haben zu der Pflicht der Anteilnahme und Hilfe für die deutschen Brüder im Osten, deren Schicksalsstunde vor der Türe steht.

Laut sei es bekannt und doppelt für alle, die es nicht wissen, oder denen es unbequem ist: die deutschen Balten haben Grenzwacht gehalten im Osten seit dreihundert Jahren. Peter der Große hat nach dem Nystädter Frieden ihnen die Privilegien der Sprache, der Selbstverwaltung und des freien Glaubens zugestanden, ihre loyale Untertanentreue ist schon unter Katharina II. und wachsend in späterer Zeit mit zunehmender Minderung der garantierten Rechte belohnt worden. Kaiser Nikolaus I. schränkte die von seinem Vorgänger eben gegründete Universität Dorpat wieder ein, und so verging kein Jahrzehnt ohne neue



Plackereien; die Ausrottungspolitik des Deutschtums wurde dann amtlich durch Pobjedonoszew, den Berater Alexanders III., zum Prinzip erhoben. **Nur durch große materielle und persönliche Opfer, durch zähes Festhalten an ihrer deutschen Art haben die Balten ihre Nationalität bewahrt.** Es ist sonst unser Fehler, daß wir in fremdem Land rasch absorbiert werden. **Die Balten sind sich und uns treu geblieben bis auf den heutigen Tag.** Weder brutale Macht, noch der Zynismus versteckter Quälereien hat sie vernichten können. Sind doch dem Baltentum mit die besten Köpfe deutscher Geisteskultur entsprungen, atmet doch ihre Literatur, wie Hippels „Lebensläufer" oder das „Baltische Hausbuch", einen Geist, wie er nur in deutschen Herzen und Familien eine Pflegstatt findet. Dorpat, der deutschen Universitäten äußerster Vorposten, ist heute dem russischen Kulturverwüster zum Opfer gefallen. Wie Schirren in seiner „livländischen Antwort" auf alle Schikanen die stolze Erwiderung gibt: **„Wir stehen noch heute so, wie wir zum Reiche kamen, das Gesicht nach Osten!"**, so hat auch dieser Krieg die Balten gefunden: **Die russische Faust im Nacken und die Stunde der Not vor der Türe, aber im Herzen deutsch und das Gesicht nach Osten!**

Und wir? Haben wir keine moralische Pflicht aus der Drangsal unserer Brüder und aus der Versäumnis unserer eigenen Geschichte zu entnehmen? Uns kann es jedenfalls nicht gleichgültig sein, gleichviel wo dermaleinst die politische Landesgrenze liegen wird, **ob die russische Kultur und Unkultur ihren Grenzwall von der Narwa an die Gestade der Ostsee vorschiebt oder nicht.** Freudig klopfenden Herzens haben die Kurländer die deutschen Heere einmarschieren sehen in ihr Land, welches Schicksal harrt ihrer, wenn der Russe wiederkommt? **Nur eins, die Vernichtung!** Und wofür das? **Weil sie deutsch geblieben sind!** Auswandern hätten sie sollen, so hat ein Artikelschreiber ihnen zugerufen; welcher Hohn! **Wir danken es ihnen, daß sie es nicht getan haben, sondern daß sie die Scholle, die deutsches Blut erwarb und düngte, das Land, das deutscher Geist durchdrungen hat, gehalten haben bis heute.** Darum hat das Reich ebenso wie die deutsche Nation eine historische **Pflicht** zu erfüllen; auch das Gebot der Selbsterhaltung und der Wille zur Macht erfordern in der baltischen Frage eine lebendigere Stellungnahme, als man sie bei uns bisher beobachten konnte. Und darum müssen wir uns klar werden in dieser schicksalsvollen Stunde über die Zukunft der deutschen Grenzwacht im Osten.

Daran ändert weder Gelehrsamkeit, noch Geschichtsfälschung, weder politischer Indifferentismus, noch fanatische Beschränktheit des politischen Programmes etwas. Ihr aber alle, die ihr durchdrungen seid von der Größe des deutschen Gedankens, die ihr eine Meinung habt von der historischen Mission des deutschen Volkes auf der Welt, die ihr ein Herz habt für unsere Brüder im Osten, deren **Schicksalsstunde** schlägt nach jahrhundertelangem Standhalten im slawischen Osten, ihr alle, **vergeßt die Balten nicht!**



Himmelszeichen, gespenstische Heere und ähnliche Erscheinungen

Es gibt zahlreiche Berichte aus älterer und neuerer Zeit von Himmelszeichen, Visionen von großen Heeren, die sich bewegen, von tobenden Schlachten, von Kanonendonner und Kriegsmusik in der Luft, die man unmöglich alle in das Bereich der Fabel verweisen oder als abergläubische Illusionen ansprechen kann. Oft waren einzelne oder wenige Menschen Zeugen solcher Erscheinungen, vielfach aber werden sie auch von Tausenden bezeugt und übereinstimmend beschrieben.

Mein erster Lehrer Volkwein in dem kurhessischen Dorfe Ehringen hat uns Kindern mehr als einmal erzählt, er habe vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges 1870 am hellen Tage ein flammendes Zeichen am Himmel gesehen; es stellte ein Schwert dar, das sich in der Richtung nach Westen (Frankreich) bewegte. Wie er später erfuhr, haben gleich ihm viele andere dieses Himmelszeichen gesehen, und die damalige Tagespresse hat mehrfach darauf Bezug genommen.

Nach Perty, „Die sichtbare und unsichtbare Welt", S. 158, sah man 1514 in Württemberg drei Schwerter am Himmel und 1517 in der Weihnachtsnacht in Sachsen am „reinen hellen" Himmel ein noch am Morgen sichtbares Kreuz, und im gleichen Jahre in Westfalen eine Gestalt mit einer Krone. Im Jahre 1827 sahen etwa 3000 Personen bei dem kleinen französischen Orte Migné ein Kreuz am Himmel, das unter dem Namen „La croix de Migné" damals großes Aufsehen erregte.

Manche der aus älterer und neuerer Zeit berichteten Massengesichte von kämpfenden Heeren und Flotten am Himmel, von tobenden Schlachten in der Luft (erinnert sei hier z. B. an die „Geisterschlacht auf den Katalaunischen Feldern" zwischen Châlons und Reims, wo auch heute wieder erbittert gekämpft wird) mögen ja klimatisch und topographisch begründet sein und als Wirkung von Luftspiegelungen erklärt werden können, indessen deckt diese Erklärungsweise doch — wie sich gleich zeigen wird — nicht in allen Fällen die Tatsachen.

Nach dem römischen Geschichtschreiber Josephus sah man vor der Zerstörung Jerusalems, nach dem Feste am 21. Artemisios, bewaffnete Scharen und Kriegswagen durch die Lüfte ziehen, und am Pfingstfeste hörten die Priester in der Nacht im Tempel zuerst nur Rauschen und Tosen, dann den vielstimmigen Ruf: „Laßt uns von hinnen ziehen!" (Perty, „Die mystischen Erscheinungen usw."; Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter.)

Im zweiten Buch der Makkabäer, Kapitel 5, Vers 1—4 heißt es: „Um dieselbige Zeit zog Antiochus zum zweitenmal gen Ägypten. Man sah aber durch die ganze Stadt vierzig Tage nacheinander in der Luft Reiter in güldnem Harnisch mit langen Spießen in einer Schlachtordnung; und man sah, wie sie aufeinander trafen und mit Schilden und Spießen sich wehrten, und wie sie die Schwerter zückten und aufeinander schossen, und wie die güldnen Rüstungen schimmerten, und wie sie mancherlei Harnisch hatten. Da betete jedermann, daß es nichts Böses bedeuten möge."

Nach Horst (Deuteroskopie II, 151) sahen viele Bewohner Prags in der Nacht des 20. Juli 1571 einen gewaltigen Reiterzug durch die Prager Vorstadt ziehen. Dieser Zug erschien nach einem plötzlich entstandenen furchtbaren Sturm und verschwand auch ebenso plötzlich wieder, wie er gekommen war.

Viele Bürger, die diese schauerliche Erscheinung sahen, fielen in Krankheit, manche starben. Graf Navata hat das Ereignis seiner Geschichte Böhmens einverleibt.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts sahen bei Paderborn dreißig Personen zugleich ein Lager von großem Umfang und Truppen aller Waffen in dieses ziehen. Man glaubte hierin ein Vorgesicht erblicken zu müssen, das erst einige Jahre später, nämlich im Jahre 1836, durch eine stattfindende Truppenrevue, an der sich 20000 Mann beteiligten, genau in Erfüllung ging. (Blätter aus Prevorst, IX, 179, 180.)

Am 20. September 1680 wurde auf dem Rathaus zu Chemnitz nach eidlichen Aussagen ein Protokoll aufgenommen über kämpfende Heere am Himmel gleich nach Sonnenuntergang. (Horsts Deuteroskopie.)

Nach De Résie I, 631 sah man im Juni und Juli 1686 bei Croßford-brat an dem Clyde mehrere Tage ein Heer in der Luft. Einzelne Trupps und ihre Hüte und Waffen fielen zur Erde und es kamen immer wieder neue Truppen. — Nach demselben erschien am 20. September 1835 bei den Hügeln von Mendip in England ein ungeheures Heer von manövrierenden Reitern in der Luft. Man unterschied die kleinsten Teile der Ausrüstung bis auf Zügel und Steigbügel.

1520 sah man in Deutschland Reiterei und bewaffnete Bauern, ebenso erschienen 1538 in Bayern Menschen in der Luft. 1520 entstand in Wittenberg ein solcher Lärm in der Luft, daß die Bürger zu den Waffen griffen. 1615 abends erblickte man bei Paris kämpfende Männer in der Luft, die auch Le Grain beobachtete, La Motte und Le Vayer aber für eine Halluzination hielten.

Was sollen wir nun aus diesen Dingen, die dem Wirklichkeitssinn des modernen Menschen so fremd sind und sich seinem an den Maßstäben der Naturwissenschaft geschulten Erkennen so schwer fügen wollen, machen? Welche Erklärungshandhaben bieten sich noch außer den auf den Gesetzen der Lichtbrechung beruhenden naturwissenschaftlichen? Handelt es sich hier etwa um Dinge, die nur in uns liegen, also um bloß subjektive Gebilde, oder handelt es sich um derbe Wirklichkeiten des dreidimensionalen Raumes, also um etwas, das auch außerhalb unseres Kopfes Bestand hat und unabhängig von unserer Erkenntnismaschinerie besteht?

Es gibt außer diesen beiden Wegen, auf denen eine Erklärung gesucht werden kann, noch einen dritten, dessen Beschreitung uns erfolgreicher zu sein scheint.

Die meisten Menschen werden geneigt sein, für alle die Fälle, die sich durch klimatische und topographische Einflüsse, wie Luftspiegelungen u. dgl., nicht erklären lassen, zu dem billigen Worte „Halluzination", das — wie wir hörten — schon die Franzosen La Motte und Le Vayer schnellbereit im Munde führten, ihre Zuflucht zu nehmen. Aber wie soll denn eine Halluzination von kämpfenden Heeren, von flammenden Schwertern und Kreuzen, von Waffengeklirr und Kanonendonner sua sponte entstehen? Oder besser, wie soll sie als Massenbild in den Köpfen zahlloser Menschen entstehen?

Wohl wissen wir, daß es eine Gedankenübertragung ohne Hilfsmittel des Wortes und der Sprache oder eines sonst fühlbaren Zeichens gibt, aber in einer wirren, abergläubischen Vorstellung steckt nicht eine so überragende und überwältigende Kraft, daß dadurch die Atome und Molekeln in Tausenden von Gehirnen auf einen gleichen Vorstellungsinhalt hingezwungen und gewissermaßen magnetisch gerichtet werden könnten. Das Wort Halluzination bietet also keine zureichende Erklärung, da — wie gesagt — im Sinnentrug unmöglich zwingende Gründe für die Erzeugung von Massengesichten gesucht werden können.

Uns will es scheinen, als ob hier Sinn und Gehirn in den meisten Fällen überhaupt nicht in Frage kommen, sondern daß sich vielmehr ein magisches, unter der Schwelle des Sinnlichen tätiges Vermögen bekundet.

Dieses magische Vermögen äußert sich auf zweifache Art: einmal als magisches Wirken und zum andern als magisches Erkennen; als magisches Wirken durch Überbrückung des Raumes, als magisches Erkennen durch Überbrückung des Raumes (Telepathie) und der Zeit (Prophetie). Das magische Erkennen offenbart sich sowohl als vorausschauende, wie auch als rückschauende Geisteskraft.

Wichtig ist es aber, zu wissen, daß sich das magische Erkennen keineswegs als ein abstraktes Erfassen und Begreifen kundgibt, das an den kausalen Kettengliedern der Zukunft oder der Vergangenheit gewissermaßen kombinierend und berechnend hin und her gleitet, sondern daß es sich vielmehr als ein Anschauen der Wirklichkeit offenbart, — so wie es bei der sinnlichen Wahrnehmung der Fall ist. Darum sehen auch die mit dem zweiten Gesicht behafteten Menschen zukünftige Ereignisse (Todesfälle, Feuersbrünste, Leichenzüge) gerade so, als spielten sich wirkliche Vorgänge eben vor ihren Augen ab.

In ihrer Schrift „Mein geistiges Schauen in die Zukunft" (Berlin, Julius Püttmann) erzählt die Somnambule Frau de Ferriëm, sie habe künftige Ereignisse, wie z. B. den Hafenbrand von Hoboken, das Grubenunglück von Dux bei Brüx, die Strandung des deutschen Schulschiffs „Gneisenau" als real sich abspielende Vorgänge erblickt.

Im übrigen sei hier bemerkt, daß diese Vorhersagen geradezu Schulbeispiele für die Art des zeitlichen Fernsehens darstellen und zugleich verblüffende Bestätigungen für die Tatsächlichkeit der Vorschau an sich bilden.



Was will der Skeptiker einwenden, wenn diese Vorhersagungen der Frau de Ferriöm als Stenogramme längere oder kürzere Zeit vor ihrer Erfüllung in Zeitschriften veröffentlicht wurden, die in Bibliotheken von jedermann eingesehen werden können, und wenn genau die Orte des Unglücks, wie der Hafen von Neuyork, die Namen Dux und Brüx, die Aufschrift an einem Eisenbahnzug: „Über Eger" genannt werden, wenn ferner der Kapitän des Schulschiffs „Gneisenau" als ein Mann beschrieben wird, der einen Kaiser-Friedrich-Bart trug, was auch wirklich der Fall war. — Solchen brutalen Tatsachen gegenüber kann es kaum ein Leugnen geben. Das Voraussehen künftiger Dinge ist eine durch die Literatur außer Zweifel gezogene Tatsache, wenn sich bis jetzt auch keine eine wirkliche Lösung versprechende Möglichkeit der Erklärung bietet. (Hingewiesen sei hier auf: Flammarion, „Die Rätsel des Seelenlebens", J. Hoffmann-Stuttgart; Kemmerich, „Prophezeiungen, alter Aberglaube oder neue Wahrheit", Langen-München.)

Haben wir aber ein gutes Recht, von einem zeitlichen Fernsehen als einer Tatsache zu sprechen, so liegt nichts im Wege, auch einen Teil der Berichte über Himmelszeichen, kämpfende Heere in der Luft usw. auf die gleiche Wurzel zurückzuführen und sie so zu deuten, daß das magische Erkennen sich hier betätigt und wie beim zweiten Gesicht im Tagesbewußtsein den Eindruck von tobenden Schlachten, kämpfenden Flotten, flammenden Schwertern usw. hervorruft.

Es wird also etwas geschaut, was schon war oder was noch kommt.

Vielleicht wird das Vermögen des magischen Schauens zuerst in einem einzelnen aus der Versenkung gehoben und überträgt sich dann nach noch unbekannten Gesetzen auf viele, um in ihnen ein gemeinsames Bild in den Sinnen hervorzurufen. Wir hätten es also mit einer psychischen Ansteckung zu tun, die durch die überragende, dem Instinkt ähnliche, weil reflexionslose Kraft des magischen Erkennens erzeugt würde.

Die Menschen, die auf solche Weise Bilder der Zukunft oder der Vergangenheit schauen, können den Eindruck völligen Wachseins machen, und trotzdem arbeitet nicht das Tagesbewußtsein, sondern eine plötzlich freigewordene, hinter den Sinnen tätige, rückwärtige Kraft des Erkennens für einen Augenblick in ihnen.

Ein treffliches Beispiel für solche Wachvisionen, wobei allerdings das Künftige in allegorisch-symbolischer Gestalt offenbart wird, ist das Erlebnis der Lehrerin Marie Bauer auf dem Friedhof zu Mergentheim.

„Es war im Sommer 1848" — so lesen wir in der bei Altmann-Leipzig vor kurzem erschienenen Schrift von Grobe-Wutischky: „Der Weltkrieg 1914 in der Prophetie" —, „als Marie Bauer, eine Lehrerin, mit ihrer Tante auf dem Friedhofe zu Mergentheim dem Begräbnis eines jungen Mannes beiwohnte. Sie vermochte aber der Predigt auf die Dauer nicht aufmerksam zu folgen; denn es war ihr, als hörte sie in der Paulskirche [wo das Parlament tagte] als Werkstatt mit dröhnenden Hammerschlägen die Einheit, Größe, Macht und Glückseligkeit ihres geliebten Vaterlandes, eines neuen Deutschland, schmieden. Plötzlich wurde sie von einem eisigen Schauer geschüttelt. Statt der Tante, die den Schatten aufgesucht hatte, sah sie einen jungen, erdfahl aussehenden Menschen, in einen schwarzen Mantel gehüllt, neben sich stehen und sie mit großen, totenstarren Augen ansehen. Als dessen Blick sich zum Himmel wandte, folgten ihre Augen dahin, und sie sah im wolkenlosen, klarblauen Himmel einen Erntewagen ... Sie wollte die Tante darauf aufmerksam machen, fühlte aber wieder den geheimnisvollen Blick, der sie zum Himmel zu sehen zwang, auf sich gerichtet. Zu ihrer großen Überraschung war der Erntewagen verschwunden; dafür stand dort, klar und scharf gezeichnet, eine riesige, in solcher Größe noch nie geschaute Kanone. Nach dem seltsamen Nachbar gewandt, wollte sie diesen fragen, was das bedeuten solle; aber dessen Blick zwang sie wieder zum Himmel, wo statt der Kanone nun ein deutlicher Weinstock mit Trauben und Blättern stand. Wieder wandte sie sich an den Menschen, um ihn zu fragen, aber wieder wies sein Blick zum Him-

mel. Da sah sie vier riesengroße Zahlen: 187 ganz klar, als vierte aber eine schwache 0; plötzlich stand jedoch an der Stelle eine deutliche 1. — Als sich Marie Bauer an ihren Nachbar wenden wollte, war er verschwunden. Zur selben Zeit hatte der Geistliche seine Rede geendet. Seltsamerweise konnte aber die Seherin am einzigen Ausgange des Friedhofes den geheimnisvollen Menschen nicht finden, obgleich sie noch vor Beendigung der Trauerfeier dorthin gegangen war, um die ganze Trauergesellschaft an sich vorübergehen zu lassen." — Sowohl die Seherin als auch ihr Bruder, ein alter Burschenschaftler, der lange in der Verbannung gelebt, hatten gleich ein richtiges Gefühl für die Bedeutung dieses Vorgesichts.

Die glorreichen Schlachten 1870, u. a. auch die Entscheidungsschlacht bei Sedan, ereigneten sich zwischen Getreideernte und Weinlese. 1871 war das Jahr der Wiedergeburt Deutschlands, und im Frühjahr vollzog sich die Gründung des neuen Deutschen Reiches. Die Vision, die 22 Jahre vorher den Gang der Dinge symbolisch entschleiert hatte, hat sich also als zutreffend erwiesen.

Daß sie aber auch wirklich in der mitgeteilten Weise und zu so früher Zeit erlebt wurde, bezeugt der bekannte Dichter Eduard Mörike, der eine eigenhändige Niederschrift Marie Bauers sorgfältig aufbewahrt hatte.

Einen andern merkwürdigen Fall von Vorausschauen des Zukünftigen erwähnt die Abendausgabe der „Vossischen Zeitung" vom 6. April ds. Js.

Hiernach ist das Schicksal Tsingtaus bereits im Jahre 1912 in der Ausgabe der „Mitteldeutschen Zeitung" vom 24. Februar vorausgesagt worden.

Der katholische Missionar Wand berichtet da in einem Artikel „Etwas von der chinesischen Revolution" von einem Missionspater, der vor zwanzig Jahren einmal an den Pocken erkrankt war und elf Tage vollständig ohne Bewußtsein lag. In diesen elf Tagen habe er sein ganzes künftiges Leben durchlebt; alles sei so eingetroffen, wie er es vorausgesehen bis in die kleinsten Einzelheiten. Das ging so weit, daß er sogar die Arbeiter wiedererkannte, die ihm später beim Kirchenbau halfen. Unter anderem sah er auch die Ermordung der Missionare Rieß und Henle am 1. November 1897 voraus. Dann ist davon die Rede, daß die Stadt Tsingtau der deutschen Kolonie von fremden Kriegsschiffen bombardiert und halb in Trümmer geschossen werde; ferner werde sich eine Armee von der Landseite der Stadt nähern, weshalb er mit andern flüchten werde in ein Land mit kleinen Leuten und Häusern und Straßen, die den chinesischen ähnlich seien. Das Land sei wahrscheinlich Japan.

Das hat sich ja in der Tat so erfüllt; Tsingtau wurde von der Land- und Wasserseite bestürmt und fiel am 7. November v. Js. Unter den als Kriegsgefangene nach Japan Überführten befindet sich nach einem Bericht des apostolischen Vikars von Südschantung, Bischof A. Henninghaus, unter 13 Patres und 3 Brüdern auch jener Seher.

Professor Dr. E. Dennert, der zuerst in einem Vortrage auf dieses Vorgesicht hingewiesen hat und sich im Besitze eines Exemplares der „Mitteldeutschen Zeitung" vom 24. Februar 1912 befindet, meint, es seien zwei Irrtümer darin. Die Zeit stimme nicht (1912 statt 1914) und sodann glaube der Seher zu flüchten, während er als Kriegsgefangener nach Japan gebracht wurde. Es bestätigt sich hier wieder, was wir bereits vorher erwähnten; der Seher sieht das Zukünftige nicht abstrakt, sondern als nackte Wirklichkeit, und das dürfte der Grund für spätere kleine Irrtümer des Wachbewußtseins sein.

Die bereits ausgesprochene Ansicht, daß wir es auch bei Massengesichten von Himmelszeichen, gespenstischen Heeren mit Wachvisionen zu tun haben, die vielleicht in einem einzelnen erzeugt und von diesem durch ein rückwärtiges Leitungsnetz auf die Gehirne Tausender übertragen werden, findet mehr als durch die vorherigen Beispiele gerade durch die Wachvision der Lehrerin Bauer eine Verstärkung und verläßliche Grundlage.

Es werden zwar bei dieser Wachvision die geschauten Bilder nicht auf die Umstehenden, deren Aufmerksamkeit durch die Worte des Predigers ja voll in Anspruch genommen

war, übertragen, aber wir haben aus jüngster Zeit ein Beispiel, wo eine solche Wachvision, die sich auf kommende Kriegsereignisse bezieht, auch zugleich als Massenbild auftritt.

Die in Lemberg erscheinende Zeitung „Naprzod" schrieb kurz nach der ersten Belagerung Przemysls, die Russen hätten eine entsetzliche Angst, gegen die Teufelsfestung zu gehen; sie sängen auch ein Lied, Przemysl habe ein Teufel erbaut, und nur wieder ein Teufel könne die Festung erobern. Viele russische Soldaten, die die erste Belagerung mitgemacht hätten, erklärten, gesehen zu haben, wie die Gottesmutter mit ihrem Mantel die Stadt beschütze und alle gegen die Festung gerichteten Geschosse ohne Wirkung abprallten.

In der Tat ist ja Przemysl, das sich seit dem 1. Juni wieder im Besitze Österreichs befindet, strategisch von den Russen nicht bezwungen worden; weder Feldherrnkunst noch Kanonengewalt konnten ihm etwas anhaben. Bei der zweiten Belagerung fiel es lediglich dem Hunger zum Opfer, und man kann wohl sagen, das symbolisch-visionäre Bild habe sich mutatis mutandis erfüllt. Wie die allegorisch-konkreten Bilder in der Wachvision der Lehrerin Marie Bauer: Erntewagen, Kanone, Weinstock, Jahreszahl ein Stück geschichtlichen Werdens dem seherischen Auge entschleierten, so kann man auch hier das über der Stadt schwebende Muttergottesbild mit dem schützenden Mantel und den daran abprallenden Geschossen als eine Vorahnung des künftigen Schicksals der Festung ansehen. Wer indessen dem Falle Przemysl keine besondere Beweiskraft zuerkennen möchte, der mag ihn ruhig ausschalten und auf seine Art deuten. Auch die vorher gezogenen Schlüsse sollen niemand aufgedrängt werden; es gibt selbstverständlich noch andere Mittel und Möglichkeiten der Deutung. Soviel ist jedoch sicher, daß die oft so plötzlich und überraschend in das Leben und das Bewußtsein eintretenden, vom Wege alltäglicher Erfahrung so weit abliegenden okkulten Wirklichkeiten, wie sie uns aus Berichten über Himmelszeichen, kämpfende Heere, Waffengeklirr in der Luft usw. bekannt geworden sind, nicht aufhören, Wirklichkeiten zu sein, weil unsere Schulweisheit mit ihnen nichts anzufangen vermag.

Wenn dem Horizont unseres Erkennens nach dieser Richtung noch lästige Schranken gezogen sind, so entbindet uns das doch nicht der Pflicht, nach Mitteln zu suchen, die ihn erweitern könnten, und sollten sich selbst diese Mittel als Fehlgriffe erweisen. Wenn uns das Leben an allerlei ungeöffnete Schlösser führt, so ist es ganz selbstverständlich, daß wir auch nach passenden Schlüsseln suchen.

W. Kuhaupt

Diplomatie

Es läßt sich nicht leugnen, schreibt P. Nordheim im „Volkserzieher", daß gegen die Leistungsfähigkeit unserer politischen Vertretung im Auslande ein weitverbreitetes Mißtrauen besteht. Indessen wird wohl Recht und Unrecht dazu sich die Wage halten. Vorliegende politische Mißerfolge werden dem betreffenden Botschafter oder Gesandten nur in Ausnahmefällen ganz zuzuschreiben sein. Denn mit Recht ist den Reichsvertretern im Ausland eine eigene Politik untersagt. Sie haben in den Angelegenheiten von Wichtigkeit nur die Anweisungen der Berliner Stelle auszuführen. Diese trägt die Verantwortlichkeit für die Maßnahmen. Die begangenen Fehler allein den Botschaftern zuzuschieben, ist so wenig zulässig wie etwa die Hypothekenbanken für die Mängel unseres Hypothekenrechts oder die Bankdirektoren für die Auswüchse des Börsenbetriebes verantwortlich zu machen.

Bei den Fehlern lassen sich unvermeidliche und vermeidliche unterscheiden. Die ersteren beruhen auf der menschlichen Eigenart, die dem Irren nicht zu entgehen vermag. Und letzten Endes hängen gerade die schwerwiegendsten Entschlüsse allenthalben von einer oder mehreren an der Spitze befindlichen Personen ab. Daß diese Stelle bei uns ein seiner Verantwortlichkeit tiefbewußter Erbkaiser und nicht ein vorübergehend beamteter Präsident oder Minister ist,

muß für uns eine Beruhigung sein. Es gibt keinen Sachverwalter, bei dem das persönliche und dynastische Wohl im gleichen Maße im Gesamtwohl des Reiches aufgingen. Überdies wissen wir, daß wesentliche Fehlschläge unserer Diplomatie auf den beharrlichen Friedenswillen Wilhelms II. zurückzuführen sind und ihm um deswillen zum Ruhme gereichen.

Andererseits lassen die Amtsbefugnisse eines Gesandten Raum genug zur Entfaltung ersprießlicher persönlicher Tätigkeit. Wenn trotzdem die vermeidbaren Fehler sich unerfreulich gehäuft haben, so liegt dies nicht allein an einer zufälligen geringen Geeignetheit dieser Beamten für ihren Beruf, sondern ebensoviel an der Methode der Diplomatie, selbst an die verantwortungsvollsten Posten bloße Repräsentationspuppen zu schicken. Die Diplomatie arbeitet mehr oder weniger nach Machiavellis unsittlichem Grundsatz, daß zugunsten des Staates Lüge und Tücke erlaubt sei. Bismarck ging ehrenhaft von dieser mit Gesinnungsgemeinheit gepaarten Grundlinie ab. Ehrenhaftigkeit und Vornehmheit bilden seitdem ein unverbrüchliches Richtmaß deutscher Staatskunst. Allein eines schickt sich nicht für alle. Es sind uns inzwischen die Augen aufgegangen über die innerste Natur unserer jetzigen Feinde. Dieser grenzenlosen Verderbtheit mit Freundschaftsversicherungen und vornehmem Übersehen ihrer Entgleisungen gegenüber zu treten, ist eine Mißachtung von Lebenserfahrung, Menschenkenntnis und Erziehungsregeln. Es bedeutet, seine Perlen vor die — sagen wir vor Gesinnungslumpen zu werfen. Wem zur Erreichung eines Zweckes kein Mittel, aber auch gar keines, zu schlecht ist, der ist nicht unseresgleichen und muß danach behandelt werden. Nicht mit nachsichtigen Aristokratenmanieren, lieber mit einem harten Bauernstolz, der die Lüge Lüge und nicht zahm oder demütig „falsche Auffassung" oder „unrichtige Angabe" nennt, dieweil sie von Mitgliedern einer Regierung ausgeht. Wer amtlich die ganze Welt einschließlich des eigenen Landes schamlos belügt, wem keine Schlechtigkeit zu niedrig ist zur Anwendung gegen Fremde, wer das Mordbrennen begünstigt und den Massen- und Meuchelmord versucht, den soll kein Staatskleid und kein gesellschaftlicher Rang vor unserer verdienten Verachtung und angemessener Behandlung schützen.

Zur Stunde sind wir noch weit davon entfernt. Noch regiert die alte, von unseren Gegnern von jeher nicht als Nachsicht, sondern hohnvoll als Beschränktheit oder Schwäche eingeschätzte Aristokratengewohnheit. Welche infame Niederträchtigkeiten sind, beispielsweise, nicht von unseren Feinden an wehrlosen Zivilgefangenen, einschließlich Frauen und Kindern, verübt worden. Die Regierung versichert feierlich, daß kein Deutscher ungestraft gekränkt werden dürfe; sie erläßt auch einen akademischen Protest, der drüben in den Papierkorb wandert, und verschwendet bureaukratisch-gewissenhaft kostbare Wochen zur Feststellung einer Anzahl Einzelfälle, bevor sie sich zur Androhung von Vergeltungsmaßregeln entschließt. Bis diese wirklich ausgeführt werden, ist die Wirkung nahezu verpufft. Inzwischen nehmen drüben die Justizmorde, die Beraubung, Mißhandlung und Verschleppung unglücklicher wehrloser Reichsdeutschen nach den Schneewüsten Sibiriens oder nach dem fieberheißen Innerafrika oder in die Hungerlöcher von Konzentrationslagern ihren Fortgang. Ja, werden etwa durch mögliche spätere Geldspenden an die Geschädigten die Todesopfer wieder lebendig, die ausgestandenen Leiden ungeschehen und die verlorene Gesundheit wieder hergestellt? Wo bleibt der deutsche Mannesstolz, der auf der Stelle Hieb mit Hieb vergilt? An Gelegenheit zur Vergeltung ist doch kein Mangel.

Oder als ein anderes Beispiel: das Verhalten den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegenüber, die heuchlerisch Bettage für den Weltfrieden anordnen und gleichzeitig durch Lieferung von Waffen und Munition im Werte von Milliarden Mark unseren Feinden die Fortsetzung des Krieges ermöglichen und uns weitere furchtbare Blutopfer auferlegen. Macht unsere vornehme Diplomatie etwa von den ihr zu Gebote stehenden Gegendruckmitteln (z. B. Boykottierung amerikanischer Waren) Gebrauch? Mitnichten. Ein Hinweis auf diesen tatsächlichen Neutralitätsbruch in zwei Noten: das ist alles, wozu sie sich aufschwingt. Vor



dem in China grob zupackenden Japan kriecht das großsprecherische Amerika zu Kreuze; der zurückweichenden, unbeholfenen deutschen Staatskunst tanzt es auf der Nase herum.

Der Zorn im Volke über solche Lahmheit äußert sich häufig in einem aufmunternden: „Auf einen Schelmen anderthalbe setzen". Aber wäre das deutsch? Nicht anderthalbe, auch nicht einen: denn Schelmenstück bleibt Schelmenstück. Und es ist die erfreuliche Vorderseite unserer Diplomatie, daß an ihrem Schild der Ehrenhaftigkeit kein Makel haftet. Wir sind keine Engländer oder Franzosen, keine gewalttätigen Russen oder verräterischen Belgier. Aber auf Nichtswürdigkeiten, Verhöhnungen und Bosheit an Stelle akademischer Erörterungen nach Bismarckischem Vorbild unverzüglich eine goldene Rücksichtslosigkeit, einen kalten Wasserstrahl oder nach Befinden einen pfeifenden Jagdhieb zu verabreichen: so ziemt's unserem Empfinden.

Ob seitens der Mitwelt ein solches Verfahren für edel oder barbarisch gehalten wird, berührt uns nicht mehr. Die Zeiten sind vorüber, in denen wir von jenseits der Grenzen sittliche Belehrung annahmen, vom selben Ausland, das jetzt hinsichtlich unserer Feinde einen ungeahnten Tiefstand der Kultur offenbart und hinsichtlich der Neutralen gezeigt hat, daß die Abneigung gegen uns die Unparteilichkeit erheblich überwiegt. Den Lehrsatz des hellenischen Philosophen Protagoras: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge", vermessen wir uns fortzusetzen in „und das Maß der Menschen sei der Deutsche". Kraft unserer bewiesenen sittlichen Überlegenheit, und weil wir berufen sind, der ganzen Menschheit als Führer zu dienen in ihrem Ringen und Suchen nach Verinnerlichung.

Was in der auswärtigen Staatskunst am meisten zum Tadel herausfordert, ist die Unbeholfenheit und Abgewandtheit der Vertreter im Ausland gegenüber dem öffentlichen Leben. Hier rächt sich bitter die Zweiteilung in politische und wirtschaftliche Vertretung (diplomatischen und Konsulardienst). Was weiß der Diplomat von der Bedeutung der Gütererzeugung und des Güteraustausches als Nährmutter der wirtschaftlichen und politischen Macht seines Landes? In seiner bureaukratischen Erhabenheit sieht er sich nicht bewogen, in diese wichtigsten Verhältnisse einzudringen. Wird doch einem dieser erhabenen Herren nachgesagt, daß er zehn Jahre ununterbrochen das Reich in X vertreten, zur Erlernung der Landessprache aber keine Veranlassung gefunden habe. Den Konsuln dagegen ist jede politische Betätigung verboten.

Kraß ist besonders die Stellung der Presse in der deutschen Staatskunst. Wenn sie einmal von dieser Seite als siebente Großmacht bezeichnet wird, so ist dies nur eine Redeblume. Die Inlandspresse sieht sich — oder dürfte man sagen: sah sich? — einer verständnislosen Mißachtung gegenüber; die Vertreter großer ausländischer Zeitungen waren persönlich glücklicher daran. Wilhelm II. nannte die Vertreter amerikanischer (!) Zeitungen „Kommandierende Generale"! Hinsichtlich des Inhalts ihrer Blätter fühlte man sich schon geehrt, wenn diese gelegentlich die Heimat lobend erwähnten oder Beschreibung einer höfischen oder öffentlichen Festlichkeit besorgten. Von der ungeheuren Macht der täglichen und periodischen Preßerzeugnisse auf die Volksseele bekundete unsere Diplomatie kaum mehr als eine unbestimmte Ahnung. Erst seit Ausbruch des Krieges fand der Nutzen eines solchen Instruments eine bessere Würdigung. Für unsere Stellung im Auslande jedoch viel zu spät ... Ein feiner Psychologe war Bismarck, der die unwägbaren Werte zu schätzen wußte. Dagegen ist Psychologie gewiß nicht die stärkste Seite seiner Nachfolger. Sie lernten auch nichts vom Auslande, wo mit Geschick und Verständnis der riesige Einfluß der Presse auf die Volksseele zum Nachteil Deutschlands praktisch und bedenkenfrei verwertet wurde — ohne Einspruch der Diplomatie.

Die Volksseele verlangt nach Anregungen für ihr Empfinden. Wo sie solche nicht in der Religion findet, werden sie in den Druckerzeugnissen gesucht. Seit zwanzig Jahren und länger wird von interessierten Auslandskreisen daher eine mit Millionen gekaufte Presse ausgenutzt, um systematisch das Deutsche Reich als einen zurückgebliebenen, halbbarbarischen, friedenstörenden Militärstaat anzuschwärzen und Verleumdungen und Verhetzungen in die

Welt zu setzen, die geeignet sind, die gute Meinung über unser Volk und Reich zu zerstören. Lügen und böswillige Übertreibungen müssen freilich zuweilen berichtigt werden. Aber inzwischen haben sie nach Wunsch gewirkt — es bleibt immer etwas hängen. Schneeballhaft fraß sich Verstimmung und Haß gegen uns auf dem ganzen Erdenrund ein, zu unserem unermeßlichen Schaden, für den wir nunmehr mit Gut und Blut aufzukommen haben.

Eine Diplomatenschule, die solche Erscheinungen nicht erkennt, nicht verhindern kann, die die gegnerischen Angriffe nicht zu parieren weiß, versteht ihre Aufgabe nicht. Wie aber sie ändern?

Das Vorbild liegt nahe genug. Besitzen wir nicht einen unübertrefflichen Generalstab, der an erprobter Tüchtigkeit seiner Einrichtungen nur etwa in der katholischen Kirche seinesgleichen hat? Mit seiner bis ins geringste durchdachten und zergliederten Arbeitsteilung erzwingt er die höchsten Leistungen, wie das wundervolle Ineinandergreifen der Mobilisierung, die Ausrüstung von 8 bis 10 Millionen Streitern und den ungestörten Aufmarsch der Riesenarmeen. Mit der stufenweisen Auslese der Tüchtigsten, ohne Rücksicht auf Namen und Besitz erreicht er in seinen Spitzen eine Häufung von Intelligenz und Sachkenntnis, die kaum weiter zu steigern ist. Solcher Männer, die hohe Charaktervorzüge mit reichem Wissen und der Kunst, es zum Vorteil des Reiches zu verwerten, vereinigen, bedarf unsere Diplomatie in Zukunft sicher noch mehr als früher. Ein Friedensschluß, wie wir ihn erstreiten wollen, wird bei den besiegten Völkern einen abgründigen Haß gegen uns auflodern lassen. Die Ränke ihrer Diplomaten mit dem durchlöcherten Gewissen werden darauf ausgehen, uns den Siegespreis wieder aus der Tasche zu spielen.

Es bestehen sehr berechtigte Zweifel, ob unsere politischen Vertreter aus der alten Schule den Kampf mit solchen Gegnern bestehen können. Hierzu wird mit Erfolg nur ein diplomatischer Generalstab imstande sein, der seine Anwärter den Universitäten, Handelshochschulen und dem Offizierstand entnimmt und sie wissenschaftlich und praktisch ausbildet. Wer aus dieser unteren Stufe nicht für den höheren Dienst tauglich erscheint, wird sich immer noch im Konsulardienst bewähren. Die höhere Stufe wird wissenschaftlich und praktisch in den politischen Dienst einführen, und aus ihr werden nach einer weiteren Prüfung die künftigen Botschafter und Gesandten hervorgehen. Deren Ämter können fernerhin nicht mehr die prunkvollen Unterkunftsstellen für reiche, adlige Mittelmäßigkeiten sein. Das Reich wird zukünftig statt des äußeren Glanzes den inneren Wert seiner Vertreter fordern müssen. Gewandte, kenntnisreiche, dreifach ausgesiebte Beamte bedarf es für seine verantwortungsvollsten Posten, die imstande sind, das Wirtschaftsleben daheim und draußen zu überblicken. Dies ist auch eine Frucht des Weltbrands: die Erkenntnis für breite Schichten, daß ausschlaggebend für den Krieg weitaus in vorderster Linie das Ergebnis des Güterumschlags geworden ist. Der Gütererzeugung (lohnende Beschäftigung der arbeitsfähigen Volksgenossen) hat die politische Macht den Steigbügel zu halten. Die Großmächte führen Handelskriege. Und wehe dem Diplomaten, der in unverbesserlicher Beschränktheit dies nicht einzusehen vermag! Daher muß jede Botschaft für sich einen kleinen Generalstab mit dem Tauglichsten an der Spitze und mit zweckmäßiger Arbeitsteilung bilden. Von ihren zahlreichen Kanzleien wird eine der wichtigsten die Pressekanzlei sein, die jede Verleumdung der Heimat brandmarkt und ihre Berichtigung und Bestrafung zu veranlassen hat. In diese Abteilung wird auch die Kontrolle der Schulbücher aufzunehmen sein. Durch planmäßige Fälschung des Geschichtsunterrichts säen Frankreich, England und ganz hervorragend Belgien den Haß und die Überhebung gegen Deutschland bereits in die Seelen der Jugend aus ...

Das Deutsche Reich sieht sich vor immer größere Aufgaben gestellt: der Kostenpunkt ist Nebensache. Botschaften und Gesandtschaften, die auf der Höhe der Zeit stehen, gehören mit zur Kriegsrüstung.



Die unterjochten Völker im Westen Rußlands

Für jeden, der sich einigermaßen in der Verteilung der Völker in Europa auskennt, klingt es wie blutiger Hohn, wenn man Engländer, Russen, Franzosen und die übrigen Entente-Associés von der „Freiheit der kleineren Völker" reden hört, die sie angeblich „verteidigen und schützen" wollen.

Alle diese Staaten gebieten über stammesfremde Völker, alle über Völker und ehemalige Staaten, denen nichts lieber wäre, als von ihren „Beschützern" erlöst zu werden.

Am schlimmsten sieht es hierin bei England und Rußland aus Bei England brauchen wir nur die Namen Irland, Ägypten und Indien zu nennen, angesichts deren diesem skrupellosen Knechter jeder völkischen Freiheit die Schamröte ins Gesicht steigen müßte, wenn dieses egoistische Volk überhaupt erröten könnte.

Bei Rußland wollen wir nur einmal kurz den Westen des Reiches von Norden nach Süden durchwandern, ohne uns um die zahlreichen anderen Völker zu kümmern, die im Kaukasus, in Turkestan, in Nordasien, ja selbst im Innern des „europäischen" Rußlands sich unter die russische Knute beugen müssen. Wenn man von einem „europäischen" Rußland redet, darf man nur an diese westlichen nichtrussischen, ja vielfach nicht einmal slawischen Völker denken, die alle mehr oder weniger unter dem Einflusse der westlichen und besonders der germanischen Kultur gestanden haben. Das eigentliche Rußland ist im günstigsten Falle Halbasien, aber sicherlich kein „europäisches" Gebiet.

Alle europäischen Völkerfamilien sind unter diesen von Rußland geknechteten Völkern vertreten: Germanen als Schweden und Deutsche, Litauer in Litauern und Letten, die Slawen in Polen, Ukrainern und Weißrussen, die Romanen in den Rumänen, endlich der mongolische und türkische Stamm in den Finnen, Esten und Tataren. Und dabei handelt es sich nicht etwa um Volkssplitter, sondern um große, geschlossene Stammesgebiete mit einer Bevölkerungsziffer, die reichlich die Hälfte der gesamten russischen Reichsbevölkerung ausmacht.

Der ganze Nordwesten Rußlands wird von Finnen (Karelen und Lappen) bewohnt. Diese sitzen nicht etwa nur im „Großfürstentum" Finnland, sondern gehen weit über dessen östliche Grenze, die einen völlig willkürlichen Strich darstellt, hinaus. Wenn man den Finnen einen Staat nach dem (angeblich!!) so „heiligen" Nationalitätenprinzip geben wollte, müßte man diesem das ganze Gebiet westlich des Weißen Meeres, also die Halbinsel Kola, den westlichen Teil des Gouvernements Archangel und Teile des Gouvernements Olonez außer dem eigentlichen Finnland zuteilen. Auch die ganze südliche Küste des Finnischen Meerbusens in Ingermanland war ursprünglich rein finnisch. Doch haben sich hier, abgesehen von der Reichshauptstadt Petersburg, starke russische Ansiedelungen zwischen die finnischen geschoben. Im eigentlichen Finnland wohnten 1900 2¾ Millionen Menschen, davon 2355000 Finnen und Lappen, neben nur 6000 Russen und 2000 Deutschen. Dazu kamen noch 350000 Schweden.

Diese sitzen vornehmlich an der Küste. Besonders etwa von Kelviå über Nikolaistad bis Sideby und weiter von Åbo über Hangö und Helsingfors bis zur Borgo. Die der Küste vorgelagerten Inseln, vor allem die Ålandinseln, sind von Schweden bewohnt. Natürlich sind auch in den anderen größeren Orten, z. B. Björneborg, Raumå, Uleåborg, Tammerfors, Tavastehus und Wiborg starke schwedische Anteile. Südlich vom Finnischen Busen, in den Ostseeprovinzen, gibt's weniger Schweden. Doch tritt z. B. eine bemerkenswerte Minderheit in Hapsal auf. Auch manche der dortigen Inseln, wie Nargen, Nuckö und Worms, dann die im Rigaischen Meerbusen gelegenen Kühnö und Runö sind schwedisch.

Von den Ostseeprovinzen darf man Ingermanland nicht zu den „deutschen" rechnen. Es ist heutzutage überwiegend russisch, abgesehen von den zur Küste hin sitzenden Finnen (rund 150000), etwa 65000 Esten und 75000 Deutschen (bei 2½ Millionen Gesamt-

bevölkerung, die natürlich hauptsächlich auf Petersburg entfällt). Deutsche Minderheiten sind in einer ganzen Reihe von Orten vorhanden, so an der estländischen Grenze in Narwa und Jamburg.

Die anderen drei Ostseeprovinzen, Estland, Livland und Kurland, kann man als „deutsche“ bezeichnen. Wenn auch die Deutschen ziffernmäßig nur eine verhältnismäßig geringe Minderheit ausmachen, so bilden sie doch die Kulturschicht. Der Adel, d. h. der Großgrundbesitz auf dem Lande, die „Bürgerschaft“ in den Städten sind deutsch, kurz, was an Kultur vorhanden ist, ist deutsch und von den Deutschen ins Land gebracht. Würden die Völker dieser drei baltischen Provinzen zu einem Staate vereinigt, zu dessen „Abrundung“ allerdings die Zuteilung von Litauen (Gouvernement Kowno, Teile von Suwalki) und das von Letten bewohnte sog. „Polnische Livland“ (d. h. der nördliche Teil des Gouvernements Witebsk etwa bis zu einer Linie, die östlich von Ludsen [Luzyn] beginnt und auf Priduisk [Druja] zuläuft) nötig wäre, so könnte die Staatssprache nur die deutsche sein, einmal weil die nichtgermanischen Völker, besonders die Esten und Letten-Litauer, sich sonst untereinander nicht verständigen können, und dann, weil sie von jeher gewöhnt sind, das Deutsche als die Kultursprache zu betrachten.

Der nördliche Teil der Provinzen, also ganz Estland und der Nordteil von Livland sowie die großen Inseln Dagö und Ösel, ist von Esten, einem den Finnen verwandten Volke, bewohnt, das an dieser Stelle schon von den antiken Schriftstellern erwähnt wird. Dies Volk zählt insgesamt rund eine Million Seelen, von denen 550000 auf Livland und rund 400000 auf Estland entfallen. Zu den finnischen Völkern gehören auch die Liven (Kuren), die, arg zusammengeschmolzen, die Nordküste von Kurland bewohnen (ein schmaler Strich von Lüser Ort über Domesnäs bis nördlich von Rojen).

Die Grenze des von Letten bewohnten Landes deckt sich im Süden fast mit der Grenze zwischen Kurland und Litauen (Gouv. Kowno). Von Livland sind lettisch die Kreise Walk, Wolmar, Wenden und Riga, so daß die Sprachgrenze gegen die Esten etwa nördlich von Hainasch, Salisburg, Rujen, Walk, Adsel und Oppekaln verläuft. Dazu kommt dann noch, wie schon erwähnt, Polnisch-Livland. Doch sitzen hier stellenweise, z. B. an der Malta, Weißrussen dazwischen. Im ganzen zählen die Letten rund 1¼ Millionen Seelen.

Ihnen schließen sich südlich die verwandten Litauer an, die das ganze jetzige Gouvernement Kowno sowie Teile der Gouvernements Suwalki und Wilna bewohnen und etwa 2½ Millionen zählen (einschließlich der ostpreußischen Litauer).

Die Deutschen in Rußland betragen mindestens 2 Millionen Seelen. Doch sitzen diese über das ganze Reich zerstreut, wenn auch mancherorts in ausgedehnten Bauernkolonien. Fast zwei Drittel aller Deutschen in Rußland sind nämlich Bauern. Trotzdem sich diese bisher gut gehalten haben, so dürfte doch die begonnene Russifizierung nach dem Kriege mit doppelter Stärke einsetzen. Gelänge es, diese tüchtigen Leute zur Rückkehr in deutsche Gebiete, besonders in die östlichen deutschen Provinzen zu bewegen, so wäre das nach jeder Richtung hin ein gewaltiger Erfolg für das gesamte Deutschtum. Für 1897 (leider liegt kein späteres Material vor) wurden (entschieden zu wenig!!) 1,8 Millionen Deutsche für Rußland gerechnet, und zwar für die drei deutschen Ostseeprovinzen 166000, für Polen 410000, für die Wolgaprovinzen 400000 — P. Keller rechnet hier 555000 —, für die Schwarzmeerkolonien 360000, für Kaukasien 71000, für Wolhynien 171000 und für das innere Rußland 580000.

Rechneten wir zwei Drittel der Deutschrussen auf den bäuerlichen Stand, so wird das dritte Drittel überwiegend von Städtebürgern gebildet. Die größten deutschen Städte in Rußland waren 1897 Petersburg, Riga und Lodz mit je etwa 60—70000 Deutschen. Zu mehr als einem Viertel deutsch waren in den Ostseeprovinzen die Städte Mitau, Windau, Pilten, Goldingen, Hasenpot, Bauske und Arensburg; 15—25 % Deutsche hatten Reval, Pernau, Dorpat, Riga und Libau. Stellen die Deutschen in den Ostseeprovinzen auf dem


Ethnographische Skizze von Nordwest-Russland.
Norwegen
Schweden
Eismeer
Kola
Weisses Meer
Archangel
Bottnischer Busen
Finnen
Finnischer Busen
Omegasee
Ladogasee
Ålandinseln
Norden!
Hangö
Estland
Ingermanland
Nowgorod
Pleskau
Heutiges Nordwestrussland (Ethnografische Übersicht)
Finnen
Kuren (in Kurland)
Esten
Letten
Littauer
Polen & Masuren
Weissrussen
ohne Auszeichnung: Russen
Schweden (Deutsche)

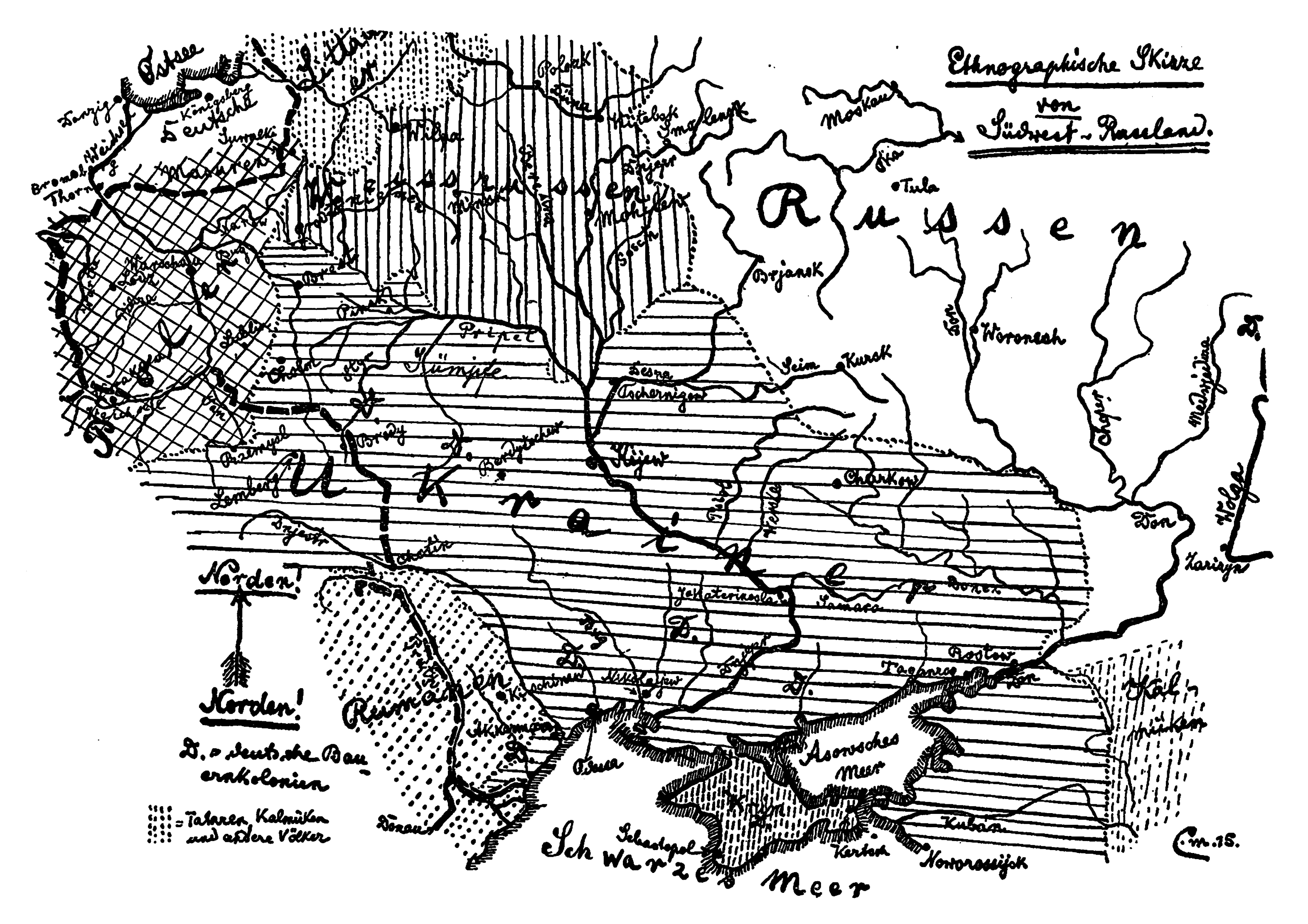
Lande ganz überwiegend den Großgrundbesitz dar, so gab es dort nur eine einzige deutsche Bauernkolonie: die 1762 in Livland zwischen Düna und Oger gegründete Kolonie Hirschenhof, welche sich sehr gut entwickelt hat.

* * *

Haben wir bisher nur nichtslawische Völker im Nordwesten Rußlands gefunden, so wird die ganze Mitte des russischen Westens zwar von slawischen, deswegen aber durchaus nicht russenfreundlichen Völkern bewohnt. Gleich das erste dieser Völker, die Weißrussen, unterscheidet sich deutlich von den eigentlichen, stark mongoloiden Großrussen. Sie zählen 6—7 Millionen Seelen und sind erst durch die Teilungen Polens, dem sie bis dahin unterstanden, also erst 1772—1795, den Russen unterworfen. Für dieses Volk wäre es ein wahrer Segen, wenn es endlich der westlichen Kultur zugänglich würde. Sie sind oder waren zum Teil römisch-katholisch, jetzt aber größtenteils durch die heilige Knute zur Orthodoxie „bekehrt" worden. Ihr Gebiet erstreckt sich über die Gouvernements Witebsk (ausgenommen dessen Nordwesten), Mohilew, Minsk, den größeren Teil von Grodno und einen kleinen von Suwalki.

Die Polen waren früher, vor dem Aufsteigen der russischen Macht, der slawische Großstaat. Sie herrschten zeitweise nicht nur über die Weißrussen und die Litauer, sondern auch über die Ukrainer usw., also fast über den ganzen Westen des jetzigen russischen Reiches. Ihr eigentliches nationales Gebiet ist aber ganz wesentlich kleiner. Auf russischem Staatsgebiet umfaßt es nicht einmal ganz „Kongreßpolen" (1815 auf dem Wiener Kongreß „errichtet"), da von diesem der größere Teil des Gouvernements Suwalki (polnisch ist nur der Kreis Suwalki und Stücke der Kreise Augustow und Seiny) und das Gouvernement Cholm (bzw. von den früheren Gouvernements Lublin und Siedlce die Kreise Konstantynow, Biala, Wlodawa, Cholm, Hrubieschow und Tomaszow, sowie auch Zamosc und Bjelgoraj) ganz oder teilweise nicht polnisch, sondern litauisch oder ukrainisch sind. Dafür ist von Galizien der kleinere westliche Teil polnisch — die Grenzlinie läuft östlich vom San um Sleniawa und Jaroslau herum, geht dann nördlich von Przemysl erst westlich und dann südlich. Südlich von Sanok schwenkt die Sprachgrenze wieder westlich um und geht südlich von Dukla, Gorlice und Grybow bis etwa da, wo die Bahn Eperies—Sandec die Karpathen überschreitet. Von hier fällt dann weiter die Sprachscheide mit der politischen Grenze zwischen Ungarn einer-, Galizien und Österreichisch-Schlesien andererseits zusammen. Von letzterem Kronland ist von dem östlichen (Teschener) Teil wiederum die größere östliche Hälfte polnisch mit rund 250000 Polen. Vom Deutschen Reiche gehört ein großes Stück von Oberschlesien zum polnischen Sprachgebiet (Wasserpolacken), ferner von der Provinz Posen der größere Teil des Regierungsbezirks Posen und ein tüchtiges Stück des Regierungsbezirks Bromberg. Doch kann man hier kaum von einem geschlossenen polnischen Sprachgebiet reden, da es überall außerordentlich stark von deutschen Inseln und Minderheiten durchsetzt ist. Übrigens sind auch in Kongreßpolen und Galizien vielfach deutsche Siedelungen und Minderheiten eingestreut, wenn auch lange nicht in dem Maße, wie auf deutschem Reichsgebiete. Dafür finden wir aber in den zum früheren Königreich Polen gehörigen Ländern überall polnische Minderheiten; zumal der Adel ist meist polonisiert, wenn er nicht mittlerweile weiter zum Russentume übergetreten ist, wie denn überhaupt die polnische Intelligenz — aus Deutschenhaß vielfach ins russische Fahrwasser geraten ist. Rechnet man, der preußischen Statistik folgend, die Kaschuben und Masuren nicht als Vollpolen, so finden wir in West- und Ostpreußen nur wenige Polen. Auch hier sind zumal die kaschubischen Gebiete so stark mit Deutschen durchsetzt, daß von einem geschlossenen polnischen Sprachgebiet kaum geredet werden kann. Die preußischen Masuren unterscheiden sich auch dadurch von den bekanntlich „stockkatholischen" eigentlichen Polen, daß sie überwiegend protestantisch sind.




Ethnographische Skizze
von
Südwest-Russland.
Ostsee
Danzig
Königsberg
Deutsche
Weichsel
Thorn
Polozk
Düna
Witebsk
Smolensk
Moskau
Oka
Tula
Russen
Brjansk
Woronesch
Don
Chopr
Wolga
Mohilew
Pripet
Sümpfe
Desna
Tschernigow
Seim
Kursk
Kijew
Charkow
Donez
Zarizyn
Ukraine
Lemberg
Brody
Przemysl
Dnjestr
Jekaterinoslaw
Samara
Nikolajew
Bug
Rostow
Taganrog
Asowsches Meer
Kuban
Kertsch
Noworossijsk
Sebastopol
Schwarzes Meer
Odessa
Rumänien
Donau
Kalmüken
Norden!
D. = deutsche Bauernkolonien
= Tataren, Kalmüken und andere Völker
Cm. 15.

In all diesen Gebieten dürfen wir ein weiteres Bevölkerungselement nicht übersehen: die Juden. Ihre Nationalsprache ist (abgesehen vom Hebräischen) das „Jiddische", wegen dessen sie ja vielfach als deutschsprechend angesehen werden. Doch kann man diese östlichen Juden nicht wie unsere, vielfach seit Jahrhunderten in Deutschland ansässigen Israeliten, ohne weiteres als „Deutsche jüdischer Konfession" bezeichnen — vermutlich würden unsere deutschen Israeliten sich am schärfsten gegen diese Gleichstellung wehren. Um welche Volksmassen es sich dabei handelt, ersieht man daraus, daß 1897 in Kongreßpolen auf rund 7 Millionen Polen 1,3 Millionen Juden kamen. In den Kreisen Warschau, Lodz, Biala und Lublin betrug ihre Zahl 20—25 % der Gesamtbevölkerung. Die Bevölkerung von Kongreßpolen beträgt zurzeit rund 12½ Millionen Seelen, ist also in den letzten 15 Jahren ganz erheblich gewachsen

Das größte der von den Russen unterjochten Völker sind die Ukrainer. Diese Nation zählt nicht weniger als rund 30 Millionen Seelen. Die ukrainische Sprachgrenze beginnt an der polnischen Grenze nördlich von Brest-Litowsk, schneidet den südlichen Teil des Gouvernements Grodno ab, zieht dann ostsüdöstlich zum Pripet und längs diesem bis zu seiner Mündung in den Dnjepr. Diesen verfolgt sie ein nicht zu großes Stück nordwärts, biegt hierauf östlich ab und läßt den nördlichen Teil des Gouvernements Tschernigow außerhalb ihres Bereiches. Südlich von Starodub wird die Richtung eine mehr südliche, der westlich vorspringende Zipfel von Kursk wird abgeschnitten, Bjelgorod läßt man aber wohl besser auf der großrussischen Seite. Die Nordgrenze der südrussischen Steppe fällt hier so ziemlich mit der der Ukrainer zusammen. Der Don wird etwa bei Pawlowsk erreicht. Die weitere Grenze ist hier schwer festzustellen, da Großrussen und Ukrainer durcheinander wohnen. Am besten zieht man eine Linie nach Süden, welche den großen Ostbogen des Don abschneidet und diesen Fluß wiederum bei Rostow erreicht. Auch die Steppe zwischen dem Don und dem Kuban rechnet man gewöhnlich den Ukrainern zu.

Die Krim wird ihrem größten Teile nach von Tataren und anderen Turkvölkern bewohnt; Bessarabien, d. h. das Land zwischen Dnjestr und Pruth, überwiegend von Rumänen, doch ist das südlichste Stück Bessarabiens wieder ukrainisch, bzw. von deutschen Bauernkolonien besetzt. Außer diesen Völkern sitzen im ukrainischen Sprachgebiete neben und zwischen den Ukrainern rund 2 Millionen Juden, ferner besonders in Wolhynien und in den Gouvernements Cherson, Taurien und Jekaterinoslaw zahlreiche deutsche Bauernkolonien mit etwa einer halben Million Seelen, endlich rund 400000 Polen.

Unsere Betrachtungen zeigen klar und unwiderleglich, daß der gesamte Westen Rußlands von nichtrussischen und zu einem großen Teile nicht einmal slawischen Völkern besetzt ist, die ihrer Seelenzahl nach etwa die Hälfte der Bevölkerung Rußlands, und zwar ohne Zweifel den kulturell höher stehenden Teil derselben ausmachen.

Alle diese Völker waren einmal selbständig und würden ihre erneute Selbständigkeit mit Freuden begrüßen. Noch herrscht allerdings der russische Beamte (Tschinownik) und die Kosakenknute über diese Unglücklichen, aber das können wir schon jetzt Rußland prophezeien: im Osten Europas wird ein neuer Völkerfrühling anheben. Das Ende des Krieges wird für Rußland nicht bloß eine soziale, sondern auch eine nationale Revolution bringen. Und der, der diesen Völkern die Freiheit wiedergegeben hat — gegen den Willen des angeblich die „kleinen Völker befreienden und beschützenden" Vierverbandes!! — wird der deutsche Sieg sein. Und die Deutschen werden es auch sein, die ihnen den Weg zur Kultur weiter weisen müssen.

M. C. Menghius



Ein Ehrentag der Vlamländer

Am 11. Juli 1302 schlugen vlamländische Bürger und Bauern das französische Ritterheer Philipps IV. in der „Sporenschlacht“ vernichtend aufs Haupt. Mit dem Niedergange der staufisch-deutschen Kaisermacht und gleichzeitigen Erstarkung des Königtums (so wird dieses Ehrentages vlamländischer Geschichte in der „Deut. Tageszt g.“ gedacht) war der Länderhunger unseres westlichen Nachbarn erwacht. Waren schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts große Teile des arelatisch-burgundischen Landes vom Reiche abgerissen und Lyon unter französischen „Schutz“ geraten, so richtete sich darüber hinaus Philipps IV. Begehrlichkeit auf die reichen flandrischen Lande, deren Handel und Industrie, besonders im Wollstoff- und Tuchhandel, an erster Stelle in Europa standen. Unterstützt wurde das französische Begehren dadurch, daß die rechtlichen Verhältnisse ungeklärt waren, der Vlanderngraf Lehnsmann des Kaisers, aber mit einem Drittel des Landes auch der Krone Frankreichs war. Die Lande selbst waren kerndeutsch. Glänzend bewiesen sie es, als französische Gewalt den Grafen vertrieb und sie schwer bedrückte. Am 11. Juli 1302 stießen vlamländische Bürger und Bauern auf das Ritterheer Philipps IV. und bereiteten ihm unter dem Schlachtruf: „Was walsch is, vol valsch is, slat alle dot!“ bei Kortrijk eine völlige Niederlage. 700 goldene Ritterspor en, in der Kirche Notre Dame aufgehängt, bezeugten den Erfolg. König Philipp stritt den Vlamen allerdings die Tapferkeit ab und sprach vor der Reichsversammlung von zufälligem Mißerfolg. Aus Rache haben 80 Jahre später die edelmütigen Franzosen nach der Niederlage der vlamischen Städte bei Roosenbeeke 1382 Kortrijk angesteckt. Möchten sich die Vlamen stolz ihrer Vergangenheit erinnern und aus ihr lernen, daß sie für ihr Volkstum vom Westen nichts zu hoffen haben, wohl aber von den Deutschen des Reiches, die sie unter Wahrung ihrer Eigenart allein wieder einer großen Geschichte zuführen können.



Der kunstgewerbliche Mißbrauch des Eisernen Kreuzes

Ordenszeichen sind gleich Wappen immer gern für kunstgewerbliche Schmuckzwecke ausgenutzt worden, was um so begreiflicher ist, als die Gestalt vieler Orden von hohem künstlerischem Reize ist. Da andererseits der Orden von einem Verdienste zeugt (oder es doch sollte), ist es an sich begreiflich, daß sein Besitzer ihn ebenso gern an seinen Gebrauchsgegenständen anbringt, wie etwa ein Wappen. Das braucht freilich nicht so weit zu gehen, wie bei jenem Tenor, der sich die Medaille für Kunst und Wissenschaft auch an den Nachthemden befestigt hatte. Aber an sich wäre gewiß nichts dagegen einzuwenden, wenn die Ritter des Eisernen Kreuzes sich das Ehrenzeichen an ihren wertvollen Gegenständen anbrächten, auch nicht dagegen, daß das mit der schweren Zeit kämpfende Kunstgewerbe die Volkstümlichkeit dieses Abzeichens sich nutzbar machte. Aber was und vor allem wie es heute geschieht, ist ein grober Unfug, dem mit aller Kraft gesteuert werden muß. Zur Gründungszeit des Eisernen Kreuzes ist von einem ähnlichen Mißbrauch nichts zu bemerken; aber auch 1870/71 sind Auswüchse nur selten. Freilich dürfte das nicht am guten Geschmack gelegen haben; denn bekanntlich scheute sich damals der deutsche Philister nicht, seinen Patriotismus dadurch zu bekunden, daß er seinem Bierkrug die Kopfform Bismarcks gab oder das Gesicht des alten Kaisers als Zigarrenspitze benutzte. Aber, wie der verdienstvolle Pazaurek in der „Kunst“ ausführt,

„das schlicht profilierte schwarze Kreuz erschien jener Zeit, die einer Häufung von ‚altdeutschen‘ oder Renaissanceformen zugetan war, zu ärmlich, um ein dankbares Schmuckmotiv abgeben zu können“.

„Heute dagegen berührt uns das Ernste, Schlichtkonstruktive durchaus sympathisch. Schon 1913, gelegentlich der Jahrhundertfeier des ‚Aufrufes an mein Volk‘ und der Leipziger Völkerschlacht, fing das Eiserne Kreuz wieder an, populär zu werden, und heute, da bereits zahllose unserer tapferen Helden das stolze Zeichen tragen, sprießt es plötzlich aus allen Ecken und Enden in unübersehbarer Fruchtbarkeit hervor, als sollte es in der Kunstindustrie das einzige, alles andere verdrängende Schmuckmittel werden. Teller und Taschen, Tintenzeuge und Sparbüchsen, Zigarrenschachteln und Gläser, Schälchen und Broschen stehen in diesem Zeichen, Postkarten und Abzeichen aller Art überschwemmen alle Schaufenster; auf Süßigkeiten und Bonbons aller Art prangt das ‚Eiserne‘ Kreuz; selbst mit Mundharmoniken oder Christbaumschmuck hat man sein liebes Kreuz. Dagegen muß sich der gute Geschmack aufbäumen. Was will die Pillenschachtel, die neben dem Kreuz noch den Wahlspruch ‚Gott mit uns‘ aufweist? Soll der liebe Herrgott die Käufer schützen oder nur den Pillen irgendeine göttliche Wirkung verleihen?

Wenn das, was von Tausenden mit Einsetzung von Leben und Gesundheit unter unsäglichen Opfern erworben, für diese auf Lebenszeit die Erinnerung an die stolzesten Augenblicke ihres Daseins bedeutet, von allzu geschäftlichen, nicht deutsch, sondern englisch denkenden Geschöpfen in den Staub gezerrt wird, um Schunderzeugnissen aller Art, die sonst unbeachtet geblieben wären, in den Augen der kritiklosen Menge einen Verkaufswert zu sichern, so muß uns das empören. Hurrakitsch und Devotionalienkitsch sind die erbärmlichsten Gruppen aller minderwertigen Erzeugnisse, weil sie betrügerischerweise ethische Momente an Stelle von ästhetischen treten lassen und sich auf Hintertreppen in den Tempel der Kunst einschmuggeln wollen, wo sie gar nichts zu suchen haben. Gegen ‚patriotischen‘ Mist, der als Unkraut unsere Behausungen anfüllt und gediegenen kunsthandwerklichen Erzeugnissen Boden und Licht entzieht, kann nicht scharf genug vorgegangen werden.“

Natürlich ist damit nichts gegen eine wirklich künstlerische Verwendung des Eisernen Kreuzes als Schmuckmittel gesagt. Aber nicht nur das Ästhetische, auch die ethische Bedeutung des Zeichens dürfte nie außer acht gelassen werden. Es ist sehr bedauerlich, daß ein übles Spekulantentum die patriotische Hochstimmung der Zeit so ausnutzen und dadurch das hochentwickelte deutsche Kunstgewerbe schwer schädigen kann. Ich komme freilich nicht darüber hinweg, daß dieses zum Teil mitschuldig ist, weil es nicht früh genug zur Stelle war. Und dafür liegt der Grund doch zuletzt darin, daß alles „Patriotische“ überhaupt als unkünstlerisch verschrien war. In der bildenden Kunst und im Kunstgewerbe genau so gut, wie in der Literatur. Dem Publikum war erst recht alles dahin Einschlagende als Hurrapatriotismus verdächtigt. Nun die Zeit auch hier umwertete und natürlich nicht lange auf das Umsatteln der Künstler warten kann, haben die immer fertigen Spekulanten den Gewinn, die Kunst aber und unser kaufendes Volk den Schaden. K. St.





Beilage zum Türmer

Ein Menetekel

Unter den Büchern, die bisher der Krieg von 1914/15 hervorbrachte, scheint mir „Der deutsche Morgen“, Roman von Max Dreyer (Verlag L. Staackmann, Leipzig) für die deutsche Zukunft das wichtigste. Denn es bescheidet sich nicht, wie die meisten anderen, mit dem großen Augenblick; entwirft auch nicht, wie einige es, soweit sie dürfen, versuchen, ein Macht- und Staatsprogramm. Es verdankt unverkennbar der eisernen Gegenwart sein Dasein, aber es führt uns ein volles Jahrhundert weit in die Vergangenheit zurück. Es schreitet, diese Vergangenheit auf dem Rücken, als ein Fackelträger in die unbestimmte Zukunft.

Nicht ganz so hoch wie den Aufklärungswert stelle ich den künstlerischen des Buches. Obwohl der eine ohne den anderen selbstverständlich nicht denkbar wäre. Doch gegen Einzelheiten mögen sich Ein- und Widersprüche regen. Hauptsächlich gegen die allzu zielbewußte, allzu mundgerechte Ausdeutung gewisser Keime des verflossenen Jahrhunderts, von denen her ahnungsvolle Vorfahren (Personen des Romans) die Entwicklung unserer Gegenwart prophezeien. Um Beispiele zu nennen: Von der Erfindung Robert Fultons wird der Sprung gemacht zum deutschen Unterseeboot, das heute Englands Beherrschung des Meeres erschüttert, von der Montgolfière zum lenkbaren Luftschiff, von einigen Fabriksarbeitern zum vierten Stand, zu den die Welt erobernden Arbeiterbataillonen. Noch auf die letzte Seite des Romans setzt die nach rückwärts gewandte Wahrsagung ihren Trumpf: An dem Tage, an dem die Getreuen den am Polizeistaat zugrunde gegangenen Vorkämpfer eines einigen und freien Deutschland, den Berliner Universitätsprofessor Jens Harling, begraben, läßt der Verfasser ein Knäblein in Berlin Einzug halten, das als Otto Bismarck in die Schulmatrikel eingetragen wird. Diese Fäden bequemer Bewußtheit und neckischen Zufalls sind solchen Lesern nicht gefällig, auf die das großzügige Werk Dreyers Anspruch hat. Das ist gerne zu missender, ja mißlicher Stuckzierat an einem ernsten Bau. Hat man ihn vorab kritisch weggekratzt, kann man sich um so rückhaltloser der geschichtlichen Wahrheit dieser packenden Dichtung hingeben, die den kulturellen und den politischen Inhalt eines Zeitalters aufrollt. Der Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart bedurfte der dicken Leitungsdrähte nicht. Er drängt sich — zugleich mit dem Wesen des Deutschtums und dem Wesen des preußischen Staates — so unzweifelhaft auf, daß die Wirkung die eines flammenden patriotischen Menetekel ist.

Um die Striche des Merkers alle im voraus anzubringen: auch gegen die Quellen, die Dreyer für die Charakteristik Kotzebues und des an ihm verübten Mordes benützte, muß ich mich wenden. Er hörte über den Mann und sein Schicksal nur die Stimmen der Partei. Die sind in jüngster Zeit von der Forschung des Unrechts überwiesen worden. Ein russischer Spion war Kotzebue keineswegs.

Nicht ein blinder Ein- und Zufall hat den Dichter gerade jetzt zu seinem Stoff getrieben, — jetzt, da wieder das ganze deutsche Volk für seine äußere und innere Freiheit, für seine Zukunft blutet. Die Sorge war's. Sorge, die sich vom Augenblick nicht betäuben, doch vom Schicksalsbuch der Nation belehren läßt. Die Befreiungskriege von 1813 bis 1815, sie wurden nicht zu Freiheitssiegen, wie das Schulbuch noch immer fälschlich behauptet. Der Blutsaat des Volkes waren der Zusammenbruch der fürstlichen Gelöbnisse, das Martyrium der besten Helden, die bittere Ernte der Reaktion unmittelbar gefolgt. Der Mann, der den „Deutschen Morgen“ schrieb, will sich und uns vor der blinden Gläubigkeit der deutschen Freiheitssänger des anderen Jahrhunderts bewahren. Nicht daß er ein Schwarzseher, ein die Kraft der Herzen lähmender Zweifler wäre. Ein frisches, tapferes Gemüt hat Max Dreyer! Gespensterfurcht ist seine Sache nicht. Mahnende Erinnerung weckt er, und die Geister für alle Wechselfälle des Geschicks rechtzeitig zu rüsten, ist eine bedeutungsvollere Aufgabe der vaterländischen Feder,

als ihr in der bloßen Gefolgschaft hinter vollzogenen Tatsachen vorgeschrieben ist. Nicht daß Dreyer eine politische Propaganda gegen bestimmte Personen, Kasten, Parteien der Gegenwart im Sinne trüge. Das wäre verboten von des Dichters Beruf, von der Forderung des Tages (die heute Deutschlands Kräfte unzersplittert einem nächsten Ziele weiht!) und — von der Zensur ... Gegen Windmühlen anzurennen, ist die Leidenschaft Don Quichottes; der seine Kräfte Sparende denkt: in Bereitschaft stehen ist alles.

Was also, kurz gesagt, will das Buch? Es erzählt von der schnöden Reaktion nach der Gloria kriegerischer Deutschheit und Freiheit. Von der feudalen Zwingherrschaft über den Opfergräbern der Brüderlichkeit. Von der allmächtigen Polizei, die das Heim des Bürgers, die Hörsäle der Universitäten, die Feste der Burschen- und der Turnerschaft beschlich. Von den Kerkern, in denen die Führer und Jünger der deutschen Einheitsbewegung schmachteten. Diesen Führern, diesen Jüngern lohnte es das Vaterland bitter, daß sie es waren, die den Sturm wider den französischen Zwingherrn entfacht hatten ... Deutschland war noch mehr in ihrer Schule. Das anerkannte Bismarck an seinem Lebensabend, als er auf die Vorbereitung des Deutschen Reiches durch die verfolgten „Demagogen" hinwies. Die Amtsnachfolger der Staatswürdenträger, die einen Arndt, einen Jahn verdächtigt und mißhandelt hatten, legten im neuen Jahrhundert Lorbeerkränze vor den Denkmälern Arndts und Jahns nieder. Der Wandel der Zeit bietet ein sonderbares Schauspiel: das von den Rückständigen verdammte Evangelium der Stürmer setzte sich — zum wesentlichen Teile wenigstens — durch, und die es mit Ketzergerichten befehdeten — sie oder ihres Geistes Nachkommen —, wurden allmählich zu strengen Hütern dessen, was einst Hochverrat gescholten worden ist. Sie oder ihre Erben verteidigen nun, was sie früher verfemt hatten, verteidigen es gegen neuen Fortschritt, gegen die niemals endigende Entwicklung, verteidigen es vielleicht mit denselben Mitteln, mit denen sie oder die Ihren es dereinst zu vertilgen trachteten.

Obwohl in Dreyers Buch nicht mit dürren Worten ausgesprochen, beschäftigt diese Erkenntnis den nachdenklichen Leser. Von ihr aus marschieren Gedankenreihen in die Zukunft. Nicht alles hat sich — und manches hat sich anders erfüllt, als Fichte, Schleiermacher und die erste Burschenschaft es träumten; anderes schwebt noch und harrt noch; daneben aber sind Forderungen und Entwicklungen emporgediehen, von denen dem alten Geschlecht nichts ahnen konnte. Wird auch den Winkelrieden unserer Zeit ein kommendes Jahrhundert die offizielle Dankesquittung ausstellen?

Mehr als die übrige Welt hat sich Deutschland in hundert Jahren verändert. Trotzdem: bestimmte und das Leben der Nation bestimmende Wesenheiten sind die ruhenden Pole in der Erscheinungen Flucht geblieben. Der Geist, der vorwärts drängt, und die aristokratische Macht, die unterdrückt und hemmt, um sich Vorrecht und Besitz zu erhalten, sind und werden immer genau dieselben sein, die sie waren, wenn auch der Kampf um andere Ziele geht. Deshalb bietet ein Buch wie das von Max Dreyer, das diesen Kampf im Rahmen einer Zeitperiode bis ins Innerste aufhellt, den Wert eines Gleichnisses für alle Zeiten. Die beiden ewigen Parteien behalten im Wandel der Zeiten durchaus das Bewußtsein ihrer Überlieferung. Wohl beugt sich die eine klüglich vor dem Gewordenen und huldigt sogar den siegreichen Widersachern der Vergangenheit. Doch das ist Strategie, die verlorene Posten einzieht, um die Hauptstellung zu retten. Der Verfasser des „Deutschen Morgens" beschreibt die Geschichtsfälschung, die unmittelbar nach den deutschen Volkskriegen von 1813—15 zum System der preußischen Zensur gemacht worden ist. Plötzlich, als sei die Volkserhebung nicht gewesen, wurde eine Auffassung verordnet, „die nur von dem Befehl des Königs weiß, auf den das Volk mit der Blindheit, die zu seinen Pflichten gehöre, die Waffen ergriffen habe, mechanisch, gedankenlos". Und wiederum bei den Jahrhundertfeiern des Jahres 1913 konnten wir in den obrigkeitlichen Festreden hören, daß die deutschen Fürsten Deutschland von der Fremdherrschaft befreit hätten. Die Fürsten des Rheinbunds und der König, den alle, alle riefen, und der so

lange nicht kommen wollte ...! Was bedeutet daneben die gelegentliche Teilnahme der Regierungsvertreter an einer Arndt- oder Jahnfeier, von der sich auszuschließen schlimmer als ein Verbrechen, nämlich eine Dummheit gewesen wäre? Man wird einwenden: Diese schwarzen Punkte liegen vor dem großen Kriege. Der hat die Deutschen wieder zu einem einigen Volk von Brüdern gemacht. Gottlob, daß er es konnte! O Freude, Freude, wenn das Eisen nicht nur die Not brach, sondern die Not auch das Eisen der Kasten! Doch ein geschichtlicher Hinweis muß gestattet sein, — nicht als Kassandraruf, nur zu Ehren der Wahrheit: Auch der Waffengeist der Jahre 1813—1815 war der der Brüderlichkeit. Und dann? Dann erhob sich das alte Gespenst und stellte sich vor Preußens und Deutschlands Zukunft. „Größe räumt nur mit Großem auf", so heißt es im „Deutschen Morgen",— „das Versteckte, das Schleichende und Lauernde drückt sich und bleibt."

Das Buch von Max Dreyer hat nicht der Pessimismus aus der Taufe gehoben. Im Gegenteil! Es endigt im Zeichen Bismarcks, was übrigens, nebenbei bemerkt, einigermaßen irreführt, als hätte Deutschland nach der Errichtung des Reiches seine Sendung vollendet. Es ist vom ersten bis zum letzten Blatte getragen von dem Gedanken, den der für ein innerlich freies Deutschland sterbende Held des Romans in der Vision seines letzten Augenblicks ausspricht: „Alle Deutschen werden deutsch sein!" Dreyer glaubt an die Erfüllung. Er bricht nicht, derweilen das Vaterland, einer belagerten Festung gleich, alle Kräfte für einen Zweck sammelt, den Burgfrieden der politischen Parteien. Er schützt den Preis des fürchterlichen Kampfes. Er steht als tapferer Soldat in Reih und Glied — mit einer Dichtung, die von längst vergangenen Zeiten erzählt. Deutsch und frei ist nicht bloß seine Gesinnung, ist sein Wesen. Und das entscheidet, das hebt die Dichtung über die Vergänglichkeit eines politischen Tendenzbuches empor.

Leser fremder Nationalität werden vor Dreyers Roman ihr Staunen nicht verhehlen. Wie! werden sie sagen, ein reifer, ernster Mann wagt es, uns das Problem von der Idealität des Staates hinzustellen? Spricht nicht von Brot, Geld und Macht, verherrlicht eine staatliche Gemeinschaft, die nicht auf den nackten materiellen Vorteil, vielmehr auf die Hingebung des einzelnen gestützt ist? Fordert Teilnahme für den deutschen „Schwärmer", diesen Professor Jens Harling, dem ein bequemes Dasein geboten war, und der Glück und Leben einsetzte und verlor, nur um dem Traume seines ethischen Staates nachzujagen? — Ja, dieses Heldentum, grundverschieden von der vaterländischen Habgier der Engländer, von der Gloire der Franzosen, von dem Lügenrausche d'Annunzios, ist deutsch. Ungefähr beschrieb jüngst Professor Francke von der amerikanischen Harvard-Universität das deutsche Staats-Ideal: „Daß der Staat mehr sei als eine Institution zum Schutze des Glücks der einzelnen, daß er eine kollektive geistige Persönlichkeit über und jenseits von dem Leben des einzelnen sei, und daß er nicht so sehr das Glück des einzelnen als eine Erhebung des einzelnen auf eine höhere Stufe, ihre Durchbildung zu einem höheren Typus des Menschentums zum Ziele habe, das erscheint dem Engländer und Amerikaner als etwas phantastisch Überspanntes." — Für diesen Glauben stirbt im „Deutschen Morgen" Jens Harling. Für diesen Glauben wurde er von den preußischen Bütteln der Heiligen Allianz, den Kamptz und Wittgenstein, eingekerkert und gemordet. Doch das Vermächtnis des Mannes, den des Dichters Phantasie aus den Taten und Schicksalen vieler Helden der Wirklichkeit schuf, ist lebendig. Fliegt als geistiges Banner in unserem Weltkrieg den deutschen Heeren voraus.

Denn der Militarismus Preußen-Deutschlands, von unseren Feinden gescholten und nicht verstanden, steht, wie er im Volksheer Wirklichkeit geworden, in keinem Gegensatz zur geistigen Kultur; er ist sogar die notwendige nationale Form der höchsten Geistesgemeinschaft auf Erden: der Deutschen. Um dies zu erkennen, darf und muß man absehen von den Sonderplänen, für die zuzeiten die Machthaber das deutsche Schwert schärften; absehen auch von den militärischen Standesvorurteilen, die sich, trotz des Zusammenbruchs der Feudalzeit in der

Schlacht bei Jena, als unerfreuliche Überlieferung bis knapp an unsere Gegenwart heran erhalten hatten. „Der Krieg hat", schreibt der dänische Schriftsteller Karl Larsen in seinem gedankenvollen Buch „Deutschlands Nationalmilitarismus" (Verlag Erich Reiß, Berlin), „von diesen Leuten den Klassenhochmut und die Wichtigtuerei abgestreift, und es wäre ein großes Glück für das deutsche Gemeinwesen, daß dies so bliebe." Was aber unser moderner Militarismus, entstanden aus territorialen Umständen und nationaler Veranlagung, vorbereitet durch die ganze Geschichte Preußens, eigentlich ist, sagt der Däne an anderen Stellen: „Es ist ganz gleichgültig, inwieweit sich der eine oder der andere Deutsche oder eine ganze Bevölkerungsschicht in der oder jener Situation mit klarem Bewußtsein gegen militärische Lasten, gegen eine soldatisch-bureaukratische Regierung, gegen die Schrecken des Krieges ausgesprochen haben — der nationalmoralische Gehalt des Militarismus ist ihnen ins Blut übergegangen, seine Methode sitzt ihnen in Hirn und Gliedern, der Masseneinfluß erstickt in den kritischen Augenblicken des Lebens, in denen das Unbewußte herrscht, jede individuelle Regung, der Gelehrte und der Gewerkschafter, der Künstler und der Landjunker marschieren in Reih und Glied, taktfest und unter alten deutschen Kriegsliedern in den Kampf für ihre Idee noch mehr als für das Land — die Deutschen sind heutigen Tages noch wahrhaft Idealisten! ... Vermöge des nationalmilitaristischen Geistes haben nicht nur deutsche Industrie, Technik und Handel Welteroberungen machen können, sondern auch deutsche Wissenschaft ihre in moderner Zeit überwältigenden und praktisch verwertbaren Resultate erzielt ... Der Entstehungstag der allgemeinen Wehrpflicht ist der Geburtstag des modernen deutschen Nationalmilitarismus. Damals kam er zur Welt und ähnelte wohl noch in den Augen jener Zeit am meisten seinem Vater, dem Soldaten, aber in seiner voll entwickelten Erscheinung jetzt nach hundert Jahren prägt der mütterliche, volkstümliche Ursprung im höchsten Grade seine Züge. Der Militarismus hat sich aus etwas besonders Militärischem in etwas ganz gewöhnlich Bürgerliches verwandelt."

In die erste Periode dieses Wandlungsprozesses führt Dreyers Roman „Der deutsche Morgen". Er macht den Kegelschnitt durch das geistige und das geistfeindliche Deutschland. Von besonderem Belang für die spätere nationale Kultur war es, daß den Dunkelmännern, denen in der Reaktionszeit gelang, den freien Ideen den Atem abzuschnüren, der Umsturz der jungen allgemeinen Wehrpflicht mißlang! Sie fühlten instinktiv, daß vom Volksheere ein Ausgleich der Klassengegensätze seinen Ausgang nehmen müsse, und daß die Kastenvorurteile auf die Dauer nicht werden Widerstand leisten können. Was heute, im Weltkrieg, gereift zu sein scheint, es kämpfte in den Zeiten, deren Bild Max Dreyer aufrollt, den ersten schweren Kampf ums Dasein. Nicht willkürlich hat der Dichter den Gelehrten Jens Harling aus den Reihen der Kriegsfreiwilligen genommen, die die Schlachten wider Napoleon schlugen. Aus dem Volkssoldatengeist heraus (der nicht mehr der feudale Landsknechtgeist ist!) wurde das Heldentum der Georgsritter geboren, die gegen den Drachen Reaktion auszogen. Lützowsche Jäger waren die Gründer der deutschen Burschenschaft. „Der tiefste moralische Faktor des Kriegshandwerks", sagt Karl Larsen, „ist die durch Selbstbeherrschung entwickelte Opferwilligkeit. Eine Opferwilligkeit, angefangen von den kleinsten Dingen bis hinauf zum Leben des Individuums." Ein Soldat seiner Idee, fest ausharrend auf gefahrvollem Posten, Vorteil und Lohn verschmähend, zum Tode bereit: so tritt uns der deutsche Mann in Dreyers Buch entgegen.

Hermann Kienzl



Musikalische Hauskomödien

Wie die Hausmusik die vornehmste Zierde und die zuverlässigste Stütze häuslicher Geselligkeit ist, so ist diese umgekehrt der beste Nährboden für eine feine Hausmusik. Wenn in den letzten Jahrzehnten trotz der fast unheimlichen Steigerung unseres öffentlichen Musiklebens und trotz des Wachsens der Zahl jener, die Musikunterricht erhalten, die eigentliche Hausmusik zurückgegangen ist, so hängt das zum guten Teil mit der Veränderung unseres geselligen Lebens zusammen. Der „Salon“ ist keine gute Stätte für die Hausmusik, ebensowenig wie die diesem Salon entsprechende Form unserer heutigen Gesellschaften. Weder die großen Abfütterungen, zu denen viele bloß geladen werden, weil „man“ sie einladen muß, noch die Nachmittagtees, die eine sogenannte Zwanglosigkeit erzwingen, sind eine gute Gelegenheit für häusliche Musik. Zu den letzteren wird man meistens den Berufsmusiker heranziehen, bei den ersteren gehört dieser vielfach auch zu den abgefütterten; aber selbst er vermag kaum wirkliche Aufmerksamkeit sich zu erzwingen.

Es ist nun heute schon in den Mittelstädten für einen Musikliebhaber recht schwer, solistisch bei einer Gesellschaft aufzutreten. Das Konzertleben hat sich so verbreitert, andererseits ist das Reisen nach größeren Orten und ihren Konzertveranstaltungen so erleichtert, daß der Vortragende fast immer den Vergleich mit Berufskünstlern hervorruft, der von jenen am strengsten geführt wird, die gar nicht in der Lage sind, einen Vortrag auf seine innere Musikalität zu werten. Im rein Technischen wird es aber beim Liebhaber fast immer hapern, wenigstens wird er nicht zum technischen „Glänzen“ gelangen, womit der Durchschnittszuhörer zu allererst zu blenden ist. Aus diesem Grunde ist ja die innerlich verlogene sogenannte „Salonmusik“ entstanden, deren technische Schwierigkeiten im Grund viel geringer sind, als die eines verhältnismäßig einfachen klassischen Stückes, aber auf den Laien viel glänzender wirken.

Nur im engsten Freundeskreise, der wirklich durch die Musikliebe zusammengeführt ist, sollte heute ein Musikliebhaber als Solist vortragen. Da herrscht dann die richtige Stimmung der Sachlichkeit, der innerlichen Hingabe an das Kunstwerk. Bei einem größeren Kreise sind die Menschen in ihren Wünschen und Liebhabereien so verschieden, daß es einem einzelnen sehr schwer fällt, für längere Zeit ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Ganz anders ist es, wenn sich mehrere dazu zusammentun. Hier helfen nicht nur die persönlichen Beziehungen jedes einzelnen der Mitwirkenden mit, alles Mit- und Gegeneinander in der Kunst hat auch den Reiz des dramatischen Geschehens, selbst dort, wo das aufgeführte Werk mit dramatischen Formen nichts zu tun hat. Die soziale Kraft aller Kunst, auf der ja doch ein Wesentliches ihrer Wirkung beruht, tritt beim Zusammenwirken mehrerer schon äußerlich hervor und entbindet auch viel stärkere innere Kräfte. Jeder, der in Chören mitgewirkt hat, kann das bestätigen: die wunderbarsten Reize beim Kammermusikspiel und auch beim Mitwirken in großen Orchesterverbänden liegen in diesem gemeinsamen Herausholen eines Kunstwerkes. Es ist darum sehr bezeichnend, daß auch heute noch die Pflege des häuslichen Kammermusikspiels und andererseits auch die häusliche Theaterliebhaberei sich gerade in jenen Kreisen finden, die zu den eifrigsten Genießern auch der öffentlichen berufsmäßigen Kunstveranstaltungen gehören. Der Musikliebhaber zum Beispiel, der erst einmal die Schönheit des musikalischen Zusammenspiels gekostet hat, wird diese nicht mehr entbehren wollen.

Für die häusliche Kammermusik ist nun reichlich gesorgt, vor allem, wenn musikgeschichtliche Kenntnisse auch zu jenen Schätzen führen, die für unser öffentliches Musikleben nicht mehr herausgeholt werden. Was ältere Zeiten gerade an gediegener, wirklich schöner und doch technisch nicht allzu schwieriger häuslicher Kammermusik geschaffen haben, ist kaum durchzuarbeiten und hat für den heutigen Musiker obendrein den Reiz der Neuheit, da dieses weite Gebiet

der Musik für die Aufführung im Konzertsaal ungeeignet ist. Natürlich bleibt es trotzdem ein schwer empfundener Mangel, daß unsere zeitgenössischen Komponisten dieses ganze Gebiet so sträflich vernachlässigen; auch unserer Komponisten wegen: denn es würde sicher mancher von ihnen in bescheidenerem Rahmen Gutes leisten können, der jetzt in den großen Formaten, zu denen er sich verpflichtet fühlt, völlig versagt. Andererseits würden die ausgesprochenen Begabungen für leichtere Musik nicht so rettungslos der übelsten Operettenmacherei und der Schundmusik verfallen, wenn für eine gediegen gearbeitete, vornehme Unterhaltungskunst ein Publikum da wäre, das dann gleichzeitig den Absatz derartiger Werke und damit die Möglichkeit, von ihrem Ertrag leben zu können, gewährleisten würde.

Noch viel schlimmer, als auf instrumentalem Gebiete, aber steht es auf dem dramatischen. Wer jemals in der Lage war, ein häusliches Fest durch irgendeine theatralische Aufführung verschönern zu müssen, wird mit wachsendem Ärger erfahren haben, auf welchem Tiefstande fast die ganze dafür in Frage kommende Literatur steht. Bruchstücke von Opern und Singspielen ins Haus zu verpflanzen, ist immer mißlich, weil die Ansprüche für Liebhaber zu hoch sind, hier auch Klavierbegleitung allein in der Regel zu dürftig ist. So griff man mit Vorliebe zu den komischen Stücken, meistens Parodien. Unter je hundert dieser ist höchstens eine wirklich gut gemacht und kann guten Kennern des parodierten Originals auch eine feinere Freude gewähren. Aber weitaus der größte Teil dieser ganzen Literatur ist schlimmster Schund. Und doch mußte man bei jeder derartigen Gelegenheit erfahren, wie dankbar solche Aufführungen begrüßt werden, wie vorteilhaft sie andererseits für die Beteiligten selbst sind. Musikalische Sicherheit, Rhythmus, die ganze Fähigkeit zu beleben, anschaulich zu gestalten, erfahren hier wertvollste Steigerung.

So ist denn in jedem Betracht das Unternehmen sehr zu begrüßen, das der als Musikgelehrter wie als Komponist gut bewährte Dr. Erich Fischer in seinen „Kleinen Hauskomödien mit Musik“ ins Leben gerufen hat. Der Musikgelehrte in ihm bedauert die Fülle musikalischer Perlen, die zum Teil wegen unzureichender Fassung in ein größeres Werk jetzt verschüttet in den Bibliotheken und Archiven liegen. Aus dieser älteren Musikliteratur sucht er sich die geeigneten Musikstücke zusammen und schreibt um diese herum eine kleine Hauskomödie. Um es so reizvoll zu machen, wie es hier in der Tat geschehen ist, bedarf es einer besonderen Begabung. Jedenfalls haben die vier Stücke, die bisher vorliegen — die Klavierauszüge erscheinen im Harmonie-Verlag zu Berlin —, die Probe trefflich bestanden. Der Wunsch, den Verwundeten und Genesenden in den Lazaretten eine heitere, harmlose Unterhaltung zu schaffen, hat dieses so ganz für Friedenszeiten gedachte Unternehmen jetzt während der Kriegsmonate das Licht der Öffentlichkeit erblicken lassen.

Von den vier Stückchen: „Der Wäschetag“ mit Musik von Lortzing, „Das Teebrett“, Musik von Haydn, „Die Überraschung“, Musik von J. S. Bach, und „Das alte Lied“, Musik von W. A. Mozart, die sämtlich mit gutem Humor und feiner Psychologie eine unaufdringliche Lebensklugheit verbinden, ist „Das alte Lied“ noch besonders reizvoll durch einen glücklichen Fund, den Erich Fischer in der Donaueschinger Schloßbibliothek gemacht hat. Seine Vermutung, hier ein bisher unbekanntes Lied Mozarts entdeckt zu haben, hat gute Gründe; jedenfalls hat er ein sehr wertvolles Musikstück gefunden. Die szenischen Ansprüche dieser Stücke sind denkbar bescheiden. Die instrumentale Begleitung kann vom Klavier allein ausgeführt werden; bei den Berliner Aufführungen trat eine Laute hinzu. Die Zahl der Aufführenden ist sehr begrenzt, trotzdem ist wirklich dramatisches Leben erreicht.

Wir können diese Stückchen nicht warm genug empfehlen, das deutsche Haus erhält mit ihnen einen echten und edlen Schmuck für seine geselligen Veranstaltungen. St.



Siegmund von Suchodolski

(Zu unsern Kunstbeilagen)

Mit den Abbildungen des vorliegenden Heftes haben unsere Leser fünf Werke Suchodolskis in der Hand (vgl. auch erstes Aprilheft und zweites Juniheft). Damit ist es an der Zeit, nun auch etwas vom Künstler selbst zu berichten.

Die künstlerische Begabung des am 8. Juli 1875 in Weimar geborenen Siegmund von Suchodolski ist ein Erbstück. Väter- und mütterlicherseits waren Eltern und Großeltern Maler. Die erbliche „Belastung“ zeigte sich früh; schon der Dreijährige erregte die Verwunderung der Besucher des Dresdner Zoologischen Gartens, wenn er Tiergestalten in den Sand zeichnete. Auch ein lieber alter Herr schien an diesen Versuchen Gefallen zu finden, jedenfalls belohnte er den Kleinen oft mit einem Apfel — es war Ludwig Richter. Noch in den Knabenjahren kam Suchodolski nach München. In der Schulzeit steigerte sich die Lust am Zeichnen, die im Elternhause glücklich gelenkt wurde. Der Achtzehnjährige kam dann auf die Münchner Kunstgewerbeschule, die er aber schon zwei Jahre später mit der Technischen Hochschule vertauschte, um Architektur zu studieren. Es ist sehr begreiflich und sollte lehrreich sein, daß gerade berufsmäßige Künstler, wie es auch der Vater Suchodolskis war, als schwerste Gefahr der künstlerischen Laufbahn die Unsicherheit des ganzen praktischen Daseins erkennen. Suchodolskis Vater riet hauptsächlich zum Studium der Architektur, weil auf diesem Gebiete es jungen Leuten, die etwas gelernt haben, stets möglich ist, im Leben Verwertbares zu leisten, also auch den Lohn der Arbeit zu gewinnen, sich von den Launen des Zufalls oder Glücks unabhängig zu machen.

Nach Abschluß der Studien war Suchodolski zunächst im Stadtbauamt München unter des trefflichen Theodor Fischer Leitung tätig und kam dann 1902 zu Alfred Messel nach Berlin Damals entstand der zweite Teil des Wertheim-Baues, und dem zum „ersten Architekten“ berufenen jungen Künstler fiel die schöne Aufgabe zu, einen großen Teil des Innenausbaus zu bearbeiten. Messels große künstlerische Bedeutung liegt nicht in einer starken Phantasie, auch nicht in einer hervorragenden persönlichen Eigenart, sondern in der Fähigkeit, eine künstlerische Aufgabe logisch scharf zu durchdenken und sie so im höchsten Sinne „sachlich“ zu lösen. Gerade diese unbedingte Sachlichkeit aber war für unsere architektonische Entwicklung von entscheidender Bedeutung, nachdem in den Jahrzehnten zuvor die „Schönheit“ des Baues meist im Zubehör, im Angefügten gesucht worden, nicht aus der inneren Aufgabe des Baues herausgewachsen war. Messel, selber eine Arbeitskraft allerersten Ranges, stellte die höchsten Anforderungen an seine Mitarbeiter, und wer diesen wirklich standhielt, mußte eine ins Kunsttechnische und ins Kunstmenschliche reichende Förderung erfahren. Suchodolski weiß dem allzufrüh Verstorbenen lebhaften Dank.

Trotz dieser in jedem Betracht lohnenden Tätigkeit sagte sie ihm aber doch nicht auf die Dauer zu. Der Berliner Zoologische Garten hatte es Suchodolski angetan, und der junge Architekt kehrte zur alten Liebe seiner Kindertage zurück. Aus diesem Nebeneinander strengster Architekturarbeit, die sich auch in vielen künstlerischen Perspektivzeichnungen und Entwürfen von Innenräumen äußerte, und dem freien Zeichnen nach der Natur, entwickelte sich ein Ineinander, das den jungen Künstler der lebhaft aufstrebenden Plakatkunst zuführte. Ein jeder kennt die eigenartigen aber niemals marktschreierischen Packungen und Aufmachungen und die vornehmen Werbemittel der Schokoladefabrik R. Berger; sie stammen von Suchodolski, der seit fünf Jahren aus seinem „Atelier für Reklamekunst“ in München Tausende von Entwürfen hinausgeschickt hat. „Diese Tätigkeit verlangte von mir viel Biegsamkeit, viel Nachgeben wider besseres Einsehen, einen nie aussetzenden Fleiß, eine Pünktlichkeit im Erfüllen von gegebenen Zusagen, die sonst bei uns Künstlern kein hervorstechendes Merkmal zu sein pflegt. Diese Tätigkeit brachte mir nicht immer das Bewußtsein, das ‚Beste‘ von meinem Zeichenbrette weggeben zu können, selten das sogenannte ‚Innerste‘. Aber daß von Fall zu Fall eine Mission zu erfüllen

war, daß der gute Geschmack im Werbewesen ein zu bewältigendes Kulturmoment darstellte, gab mir immer neue Kraft, alles dafür einzusetzen."

Natürlich blieb dabei der Wunsch bestehen oder mußte sogar besonders lebhaft werden, unabhängig von äußeren Forderungen und Bedingungen aus reiner eigener Schaffensfreude heraus zu Papier zu bringen, was ihn innerlich bewegte. Die Kriegszeit hat dem Künstler wenigstens vorübergehend etwas Muße gebracht, ihre Früchte haben wir im Türmer unseren Lesern zeigen können. Suchodolski ist nicht Maler. Es wird wohl hauptsächlich die Entwicklung der Malerei in den letzten Jahrzehnten gewesen sein, die ihn davon abhielt, denn seine Natur ist im ursprünglichen Sinne dekorativ, aufs Schmücken eingestellt. Ihm ist der natürlichste Untergrund für künstlerisches Schaffen das Verlangen, etwas Schönes zu geben, etwas möglichst schön zu machen. Das sollte eigentlich aller Kunst natürlich sein, aber unsere neuere Kunst, jedenfalls unsere Malerei, hat sich zu diesem Grundsatz fast nie bekannt. Hinzu kommt eine Einstellung aufs Geistige, Gedankliche, und dazu jenes starke räumliche Empfinden, das ihn zur Architektur hinleitete und in dieser so gute Erfolge gewinnen ließ.

Die beiden Stücke „Kriegsfama" (zweites Juniheft) und „Der Lügenbaum" zeigen in gewissem Sinne den Zusammenhang mit dem Plakat. Die Art, wie in der „Kriegsfama" der Künstler sich selbst den Raum umgrenzt, allerdings so, daß dieser gezeichnete Rahmen selber ein Stück Inhalt wird und dann diesen Raum füllt, bietet deutlich eine geradezu perspektivische Entstehung aus Linie und Fläche. Man verfolge, wie die Gestalt der Fama beinahe die Mitte des Bildes senkrecht schneidet, in den die ganze Fläche beherrschenden Flügeln dagegen die Wagerechte stellt, die aber so breitflächig geführt ist, daß aus ihr noch einmal wie aus einer neuen Unterlage der packende Dreizack von Armen und Kopf herauswächst; wie dann der Leopard als wuchtiger Querbalken das Ganze stützt und doch die Vorwärtsbewegung noch vermehrt. Dazu weiß dann der Künstler durch die Fülle kleiner Einzelheiten das Gefühl der Weiträumigkeit zu erzielen, ohne doch dadurch das Beherrschende des Figürlichen abzuschwächen.

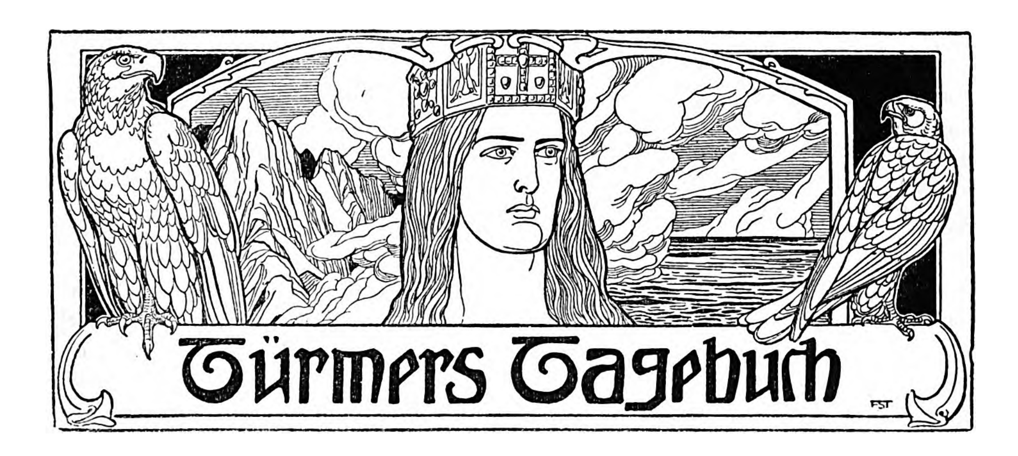
Mehr noch überwiegt beim „Lügenbaum" das rein Gedankliche. Aber es ist auch hier gelungen, dank der rein dekorativen Auffassung, die einander wesensfremden Bestandteile zur Einheit zusammenzubringen und durch die Schönheit der Ausführung im einzelnen (z. B. im Frauenakt), die vorzügliche Leistung des Zeichnerischen, einen hohen rein ästhetischen Genuß zu erzielen.

Das Bild „Mordbrenner" könnte man sich in sehr großer Ausführung denken. In Wirklichkeit ist das Original noch nicht einmal doppelt so groß wie unsere Wiedergabe. Das Gefühl der Größe wird bewirkt durch die perspektivisch glänzende Bewältigung des Raumes, wobei es ein besonderes Kunstmittel Suchodolskis ist, dem Gefühl des Weiten in der Tiefe die scharfe Umgrenzung nach beiden Seiten entgegenzusetzen. Daraus entsteht im Beschauer eben das Gefühl des Beherrschten. Vorzüglich ist auch hier die Charakteristik der Gestalten. Der Leichnam im Vordergrunde, hingeschlachtet für das, dessen Verteidigung ihm Lebens- und Mannespflicht war. Die Kraft ist tot. In vernichtender Scham möchte vergehen die geschändete Schönheit des Weibes. In fassungslosem Stumpfsinn stiert das ohnmächtige Alter. Hinten aber zu Pferde thront herrisch die gemeine Gewalt, die nichts für sich hat, durch nichts zum Herrn berufen ist, als lediglich durch das unglückliche blinde Schicksal.

Bei „Hänsel und Gretel" scheint mir besonders reizvoll der räumliche Aufbau in seiner rein dekorativen und vielleicht gerade deshalb das Märchenhafte mit dem Natürlichen so glücklich vereinigenden Dreistöckigkeit. Dazu auch hier die köstliche Kleinarbeit. Derartige Bilder verlangen, daß man ihnen ebenso liebevoll in allem einzelnen nachspürt, wie sie mit Liebe geschaffen sind. Diese Liebe zur Arbeit im Künstlerischen ist eine echt deutsche Eigenschaft, wie auch die betonte Einstellung von Suchodolskis Gesamttätigkeit auf der Grundlage des Handwerks echt deutsche Art unserer besten Kunstzeiten ist.

Karl Storck





Der Krieg

Erinnern wir uns der Worte unseres Hindenburg: „Siegen wird in diesem Kriege, wer die stärksten Nerven hat." Schöpfen wir immer wieder neue Kraft und neue Zuversicht aus dieser Verkündigung. Sie ist mehr als die von Vierteljahr zu Vierteljahr vertagten, dann aber stets als „endgültig" angesagten Siegestermine unserer Gegner, mehr aber auch als nur das „Bonmot" eines großen Mannes. Wenn sich über den Verlauf und Ausgang dieses Krieges etwas aussagen ließ, so hat es — in den Grenzen menschlicher Einsicht und Erkenntnis — Hindenburg gesagt. Nämlich das: die Kriegsfortuna hat ihre wechselnden Launen; sie lächelt bald dem einen, bald dem andern zu; aber dem, der sich als der Tüchtigste, als der wahre Mann mit stählerner Kraft, mit eisernem Willen und zäher Ausdauer erweist, dem kann auch die wetterwendische nicht dauernd widerstreben, dem ergibt sie sich endlich in Treuen. So wird in solcher Laun' ein Weib gefreit!

Heute, nach einem vollendeten Kriegsjahr, müssen wir die an Gewißheit grenzende Zuversicht haben: Es liegt an uns und nur an uns. Was eine feindliche, wutschnaubende Welt gegen uns aufbieten konnte, hat sie aufgeboten. Wir haben dabei unsägliche Opfer tragen müssen, durften nicht immer auf dem geraden Wege unserer Siegeslaufbahn fortstürmen, mußten auch manche Schlappe, manche Nackenschläge in den Kauf nehmen, aber wir sind — doch! — auf der ganzen Linie die Überlegenen, die Sieger geblieben. Die Probe ist gemacht, die Kräfte haben sich gemessen ,— jetzt gilt es, die unsrigen, überlegenen, zusammenzuhalten und durchzuhalten, sie herrlich wie am ersten Tag und mit gesteigerter Wucht einzusetzen, die Augen unverrückt auf das eine Ziel gerichtet, auf dieses Ziel weiter vorzustoßen, bis wir den vollen Sieg in festen Händen haben und kein Teufel ihn uns zu entreißen vermag.

Davon hängt alles ab: daß wir um Gott und alles in der Welt nicht müde, nicht verdrossen, nicht zaghaft werden; nicht auf die Opfer blicken, die wir getragen haben und noch werden tragen müssen — denn wie groß auch die Opfer sein mögen, die wir freiwillig auf uns nehmen: sie verschwinden gegen die, die uns von unseren Feinden, dann unseren Besiegern und Herren, würden aufge-

zwungen werden. Das wollen wir nie, nie, auch bei den schwersten Opfern nicht, aus unserem Bewußtsein verlieren! Und darum müssen wir unsere Ohren verstopfen gegen die schwachsinnigen Jämmerlinge, die uns jetzt das süße Gift vom lockenden Frieden einträufeln wollen, von einem Frieden, den wir von unseren Feinden — solchen Feinden! — erbetteln sollen, statt ihnen keine andere Wahl zu lassen als nur den Frieden. Und würde noch der Friede durch solch schweifwedelndes Gewinsel in nähere Sicht gerückt! Aber nur ein hoffnungsloser Narr kann von seinem Feinde, der ihm nach dem Leben, nach allem, was sein ist, trachtet, die gläubige Erwartung hegen, dieser Feind werde großherzig und edelmütig auf seine Absichten verzichten, wenn sein, ihm bis dahin überlegener Gegner sich im Kampfe Blößen gibt, Schlappheit erkennen läßt. Es fällt schon ungemein schwer, nur an den guten Glauben solch fröhlichen Vertrauens zu einem geschworenen Feinde zu glauben, der aus dieser Todfeindschaft wahrhaftig nie ein Hehl gemacht und sie durch die scheußlichsten Taten bekräftigt hat. Jeder unmündige, aber normal veranlagte Knabe würde ja solch sonderbarem „Gläubigen“ einfach ins Gesicht lachen!

Wir dürfen uns aber auch nicht einschüchtern, nicht verblüffen lassen. Auch nicht von denen, die nicht im offenen Felde gegen uns stehen. Von diesen erst recht nicht, denn sie sind nicht die ungefährlichsten. Sie wären uns vielleicht weniger gefährlich, wenn sie sich uns im offenen Kampfe stellten, denn dann würde der Schaden, den sie uns zufügen, berechenbar sein, und wir könnten ihn durch unsere Waffen zum mindesten wettmachen, während sie uns durch den Druck, den sie als angeblich Unbeteiligte, als Unverletzbare, auf uns ausüben, unberechenbaren Schaden und nur Schaden zufügen. Dieser Schaden fällt aber um so schwerer ins Gewicht, als er für uns nicht — zwar greifbare, aber begrenzte Verluste bedeutet, sondern Verluste unserer gesamten Entschließungs- und Stoßkraft, nicht zuletzt aber die Unterordnung unserer militärischen Ziele unter politische Rücksichten. Gerade das aber haben wir ja doch bei unseren Gegnern als den schwersten und verhängnisvollsten Fehler ihrer Kriegsführung erkannt und festgestellt. Wie es im Leben der einzelnen nicht nur Sünden der Tat, sondern auch der Unterlassung gibt, wie gerade die Unterlassungssünden sich oft am schwersten rächen, so auch im Kriege und in der Politik. In dem Augenblick, wo sich die eine kriegführende Macht willig zeigt, den Drohungen einer unbeteiligten nachzugeben, hat es diese in der Hand, die gesamte Kriegslage der unter Druck genommenen in einer Weise zu deren Ungunsten zu verschieben, wie sie es durch offene Parteinahme für die andere kaum vermocht hätte. Ich glaube, wir brauchen nach Beispielen dafür nicht weit zurückzugreifen. Wo stünden wir heute, wenn wir vor der Kriegsdrohung des „neutralen“ Belgiens zurückgewichen wären? Und wären wir nicht an Händen und Füßen gebunden gewesen, wenn England es für nützlicher erachtet hätte, uns als „neutrale“ Macht an allen Ecken und Enden Feuer anzuzünden, Vorschriften zu machen, Beschränkungen unserer freien Entschließungen aufzuerlegen, in jedem entscheidenden Augenblicke, vor jedem entscheidenden Stoß in den Arm zu fallen, um uns dann doch — zum guten Ende — mit geschonten und gesammelten Kräften selbst den Dolch ins Genick zu stoßen? Von Italien wollen wir heute schweigen, obwohl es da eigentlich nichts mehr zu verschweigen gibt. Denn



wenn später einmal die ganzen Akten offen ausliegen werden, wird das Gesamtbild kaum noch einen Mündigen überraschen können. Vielleicht das schlimmste Zeichen für den Niedergang der modernen italienischen Staatskunst ist der Verfall auf ihrem eigensten Gebiet: sie versteht nicht einmal mehr, kunstgerecht zu lügen, und muß sich von einem zugelaufenen Dilettanten, wie d'Annunzio-Rappaport, ins Handwerk pfuschen lassen.

Wie steht nun unsere Rechnung mit Amerika? Hören wir die Stimme eines Mannes, der doch wohl als früherer Staatssekretär des Reichsschatzamtes ein nüchterner Rechner sein muß. Der Staatssekretär a. D. Freiherr von Maltzahn-Gültz stellt im „Tag" diese Rechnung auf:

„Wir stehen in einem uns aufgedrungenen Kriege um unsere Existenz. Wir erstreben Frieden und dauernde Sicherung unserer Stellung in der Welt, unsere Gegner ausgesprochenermaßen unsere Vernichtung, die Zurückführung der Zustände vor der Gründung des Deutschen Reiches, die Zerstörung der als Militarismus bezeichneten Wehr- und Lebenskraft unseres Volkes.

In einem solchen Kampfe wehrt der Angegriffene, wo es auch sei, sich mit allen Mitteln. Nun haben wir in unsern Unterseebooten ein Kampfmittel, in welchem wir zurzeit den Gegnern überlegen sind.

Können und dürfen wir die Anwendung dieses Kampfmittels aufgeben oder einschränken?

So gestellt, kann die Frage nur die eine Antwort haben: Nur dann, wenn uns für diesen Kraftverlust ein gleichwertiger Ersatz sicher und dauernd geboten wird...

Was könnte als gleichwertiger Gegengewinn für uns in Frage kommen?

Freie und gesicherte Versorgung unseres Marktes mit amerikanischer Brotfrucht?

Das würde uns das ‚Durchhalten' erleichtern, notwendig ist uns solche Hilfe nicht.

Kann uns aber Amerika, auch wenn es wollte, das überhaupt garantieren? Ich glaube nicht. Gesprochen wird zudem immer von einer Versorgung der Zivilbevölkerung. Das wird keinesfalls den Zweck erfüllen, und eine Gleichheit unseres Imports mit dem Englands würde dadurch nicht herbeigeführt.

Verbot und Verhinderung der amerikanischen Munitionslieferung an unsere Feinde?

Dazu erklärt Präsident Wilson weder befugt noch imstande zu sein, und nach dem, was mir aus meiner Amtszeit über Verhandlungen mit Amerika erinnerlich ist, glaube ich, er hat darin recht.

Verhinderung der amerikanischen Großfinanz, unsern Gegnern Geld zu borgen?

Die Frage aufwerfen heißt sie verneinen.

Ich sehe also nirgends ein Äquivalent, welches Amerika uns für eine Einschränkung der Tätigkeit unserer U-Boote bieten könnte.

Über was können wir aber mit dem neutralen Amerika auf diesem Gebiete überhaupt unterhandeln?

Zweifellos darüber, wie sich unsere Schiffe neutralen Schiffen gegenüber verhalten sollen. Kann Amerika den Mißbrauch der neutralen Flaggen durch England aus der Welt schaffen, so könnten wir nach meinem Laienverstande unseren Kriegsschiffen weitgehende Rücksichtnahme auf die neutrale Flagge vorschreiben.

Wenn aber bei den Schilderungen der in Nordamerika gegen uns herrschenden Stimmung beständig der Fall der ‚Lusitania‘ besprochen wird, so darf nicht vergessen werden, daß die ‚Lusitania‘ kein neutrales, sondern ein englisches Schiff war. Und in bezug auf das, was wir im Kampfe unseren Feinden gegenüber tun wollen, können und dürfen, kann es für jeden unbeteiligten Dritten — um einen beliebten Ausdruck unseres Hauptfeindes anzuwenden — nur heißen: Hands off!

Daß eine dauernde Verstimmung Nordamerikas gegen Deutschland uns sehr unerwünscht sein würde, gebe ich selbstverständlich zu. Auch daß ein Übertreten der Vereinigten Staaten in die Reihe unserer Gegner unsere Lage verschlimmern könnte, will ich nicht bestreiten, obwohl die amerikanische Industrie schon heute zu unsern Gegnern gehört und ihre Kriegslieferungen den Kampf verlängern, und obwohl, wenn es, was Gott verhüten wolle, wirklich zum Kriege käme, wir besser als jetzt in der Lage sein würden, diese Lieferungen einzuschränken. Wenn uns aber angedeutet wird, daß die Rücksicht auf Amerika uns zu einer Milderung der Schärfe unseres Kampfes gegen unsere Feinde bestimmen sollte, so hat das eine unverkennbare Ähnlichkeit mit einem Appell an die Furcht und ruft Bismarcks Wort aus dem Zollparlament in die Erinnerung: Ein Appell an die Furcht wird in deutschen Herzen niemals ein Echo finden!“

Wir sind nun Amerika, wie auch die „Kreuzztg.“ feststellt, in unserer letzten Note bis an die äußerste Grenze des Möglichen entgegengekommen. Dies so weitgehende Entgegenkommen bezieht sich auf den Verkehr besonderer Passagierdampfer, die „durch besondere Abzeichen kenntlich gemacht und in angemessener Zeit vorher angesagt“ sein müssen. „Es war selbstverständlich, daß dieses Entgegenkommen auf die amerikanische Flagge beschränkt werden mußte; Vereinbarungen über unser Verfahren gegen die feindliche Flagge wären grundsätzlich und praktisch unter keinen Umständen zu ertragen gewesen. Überaus entgegenkommend ist der Satz gefaßt, in dem es heißt, die deutsche Regierung ‚gebe sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die amerikanische Regierung die Gewähr dafür übernimmt, daß die zu schonenden Passagierdampfer keine Konterbande an Bord haben‘. Wir möchten uns der Hoffnung hingeben, daß es sich hierbei um eine Feinheit der diplomatischen Ausdrucksweise handelt, die dem Laien nicht ohne weiteres geläufig und verständlich ist. In dieser Hoffnung bestärkt uns der Vorbehalt, daß die näheren Vereinbarungen für die unbehelligte Fahrt dieser Schiffe von den beiderseitigen Marinebehörden getroffen werden sollen. Dabei wird die volle Sicherheit dafür zu schaffen sein, daß die Passagierdampfer auch tatsächlich nicht der Lieferung von Munition und Konterbande an unsere Feinde nutzbar gemacht werden. Ein ganz besonderes Entgegenkommen beweist Deutschland, indem es dem von ihm nicht verschuldeten Umstande Rechnung trägt, daß die amerikanische Handelsflotte im Verhältnis zu dem Verkehrsbedürfnis Amerikas sehr geringfügig ist und für den amerikanischen Passagierverkehr nicht ausreicht. Die Note gesteht zu, daß der gleichen Schonung wie amerikanische auch eine gewisse Anzahl neutraler Dampfer, ja sogar vier feindliche Passagierdampfer für den Passagierverkehr Nordamerika—England teilhaftig werden sollen. Selbst-



verständlich müssen sie zu diesem Zwecke die amerikanische Flagge führen; auch für sie übernimmt ja die amerikanische Regierung die Gewähr (?? D. T.), daß sie keine Konterbande führen, und nur der amerikanischen, nicht der feindlichen Flagge können wir Zugeständnisse machen.

Wir tadeln nicht, daß unsere Regierung in dieser Weise alles getan hat, was möglich war, um nicht nur einen Bruch mit Amerika zu vermeiden, sondern um den Amerikanern auch einen wertvollen praktischen Beweis der alten Freundschaft zwischen den beiden Nationen zu geben. Aber es darf nicht unausgesprochen bleiben, daß das bewiesene Entgegenkommen allerdings bis an die letzte Grenze des Möglichen gegangen ist. Schon unser bisheriges schonendes Verhalten gegen neutrale Schiffe hat den Tauchbooten weitgehende Einschränkungen auferlegt und uns — wir erinnern an den Namen Weddigen! — schwere Opfer gekostet. Es liegt auf der Hand, daß unsern braven Tauchbootführern in der nunmehr neu zugesagten Schonung der besonders bezeichneten und angekündigten Passagierdampfer eine weitere schwer durchzuführende und verantwortungsvolle Aufgabe auferlegt ist. Nur das volle Vertrauen in ihre bisher so glänzend bewährte Entschlußkraft ermöglicht eine derartige Regelung. Jedenfalls ist es in der Geschichte noch nicht dagewesen, daß ein Land in dem Vernichtungskampfe, zu dem es ein unerbittlicher und brutaler Feind im Bunde mit der halben Welt gezwungen hat, sich freiwillig derartige Einschränkungen in der Anwendung seiner Kampfmittel auferlegte. Die Note erinnert, ähnlich wie amerikanische Noten es getan haben, an den ‚Geist der Freundschaft, von der das deutsche Volk gegenüber der Union und ihren Bewohnern seit dem ersten Tage ihres Bestehens beseelt ist‘. Deutschland zeigt in der Größe seines praktischen Entgegenkommens, daß das von deutscher Seite keine leere Redensart ist. Freundschaft kann sich nicht allein auf Worte, sondern nur auf Taten stützen; aber sie kann auch nur von Bestand sein, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruht. Tatsächliche Beweise der Freundschaft Amerikas gegen uns werden daher nicht ausbleiben können. In den Munitionslieferungen, die allein unseren Feinden die Verlängerung des Vernichtungskrieges gegen uns um viele Monate ermöglichen und Zehntausenden unserer besten Männer Leben und Gesundheit gekostet haben — in der Art, wie Amerika es duldet, daß seine Ausfuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen einseitig unseren Feinden zugute kommt —, in Versuchen, uns über die Art des Kampfes, den wir um unsere Existenz führen, Vorschriften zu machen —, in alledem hat das deutsche Volk eine tatsächliche Erwiderung seiner Freundschaftsbeweise gegen die Union jedenfalls nicht erblicken können ..."

Wenn den Amerikanern jede mögliche Gewähr für die Vermeidung von Gefährdungen amerikanischer Passagierdampfer angeboten wird, so ist das, bemerkt die „Tägl. Rundschau", natürlich ganz aus dem Herzen der Nation gesprochen. „Immerhin setzt hier bereits die Unsicherheit ein. Denn es liegt nicht an den Vereinigten Staaten und Deutschland allein, die vorgeschlagenen Vereinbarungen in dieser Richtung in ihrer Wirkung zu bestimmen. Zur Sicherung amerikanischer Schiffe durch besondere Abzeichen und durch vorherige Ansage von Abfahrt und

Ankunft würde auch einige Ehrlichkeit der Engländer ihren amerikanischen Freunden gegenüber gehören. Nach den bisherigen Erfahrungen hat aber niemand ein Recht, diese Ehrlichkeit bei den Engländern vorauszusetzen. Leute, die den schamlosesten Mißbrauch der amerikanischen Flagge nicht scheuten, werden sich auch nicht scheuen, die vereinbarten besonderen Abzeichen zu fälschen und die auf mehr oder minder unsauberen Wegen ihnen bekannt werdenden Mitteilungen über Abfahrts- und Ankunftszeiten amerikanischer Schiffe zu ihren Gunsten und gegebenenfalls zum Verderben von Schiffen ihrer amerikanischen Geschäftsfreunde zu mißbrauchen. Hier also muß doch wohl von vornherein unzweideutig darauf hingewiesen werden, daß für die heilsame Wirkung von Vereinbarungen dieser Art eine Bürgschaft nur so weit übernommen werden kann, als nicht englische Fälscherkünste es unmöglich machen. Für Schaden, der aus solchen Fälscherkünsten amerikanischen Schiffen entstehen möchte, müßten wir jedenfalls die Verantwortung ablehnen und die Washingtoner sich mit den Londonern auseinandersetzen. Natürlich ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß die deutsche Regierung neutrale Schiffe unter amerikanischer Flagge den Bedürfnissen des friedlichen amerikanischen Verkehrs ungestört dienen lassen will. Nur drängt sich die Frage auf, in welcher Weise die amerikanische Regierung uns und sich die Gewähr dafür verschaffen will, daß dabei keine unsauberen Geschäfte ihrer Schießbedarffabrikanten mit unterlaufen. Es müßten hier wirklich verläßige Vorkehrungen zur Überwachung getroffen und verbürgt sein. Ganz und gar im ungewissen tappt man leider bei dem letzten Punkt der deutschen Antwort. Vergebens sucht man nach einer klaren Deutung für den Sinn des merkwürdigen Zugeständnisses, auch feindliche, also englische Schiffe unter amerikanischer Flagge für den freien und ungestörten Verkehr zwischen Amerika und England zuzulassen. Die Amerikaner haben doch wohl selber genug Schiffe für die Bestreitung ihres derzeitigen Personenverkehrs; sollten sie wirklich knapp darin sein, so genügen doch allermindestens die Reserven, die ihnen andere neutrale Handelsflotten dafür bieten. Warum nun noch, so fragt sich der Normalverstand, diese Zulassung feindlicher Schiffe? Welchen schönen Augen zuliebe soll ein solches Zugeständnis erfolgen? ...

Den Einwand, daß der für die Bestreitung der überseeischen Verkehrsverhältnisse zur Verfügung stehende Schiffsraum durch den Ausfall der deutschen und englischen Schiffe sehr beschränkt sei, können wir nicht gelten lassen. Was geht das uns an? Sind wir an dem englisch-amerikanischen Schiffsverkehr interessiert? Ist es an uns, den Amerikanern die Unbequemlichkeiten, die England ihnen, seinen lieben Geschäftsfreunden, bereitet, auf unsere Gefahr und Kosten und zugunsten des englischen Vorteils wettzumachen? Und daran ist doch kein Zweifel, daß die Sache auf unsere Kosten und zum Vorteil Englands laufen soll. Und auch daran nicht, daß ein englisches Zugeständnis dieser Art zu unserem Vorteil einfach eine Unmöglichkeit wäre. Mögen die Amerikaner ihren Handelsverkehr mit Dumdumgeschossen und dergleichen Nippsachen etwas einschränken. Dann wird ihr Schiffsraum schon reichen, um die Bedürfnisse ihres reinlichen Handels und Verkehrs zu bestreiten. Die Erleichterung von Vergnügungsreisen aber kommt doch wohl nicht in Frage."

Doch! — meint die „Frankf. Ztg.", Vergnügungsreisen kommen doch in Frage. Denn: „Der verwöhnte amerikanische Passagier, der die schnell fahrenden und prunkvoll ausgestatteten Riesendampfer zu benutzen pflegte, könnte ein ernstliches Reisehindernis darin erblicken, daß er sich einem unbequemeren und langsamen Dampfer anvertrauen soll. Daher erbietet sich die Reichsregierung, darein zu willigen, daß außer den neutralen auch noch vier feindliche Passagierdampfer unter amerikanische Flagge gebracht und in den ungefährdeten Reiseverkehr ‚von Amerika nach England' eingestellt werden. Es ist nicht gesagt, daß diese vier englischen Dampfer vorher durch Kauf in amerikanischen Besitz übergehen müssen. Sie würden anscheinend bloß für die Dauer des Krieges gechartert zu werden brauchen. Das bedeutet einen erheblichen Vorteil auch für England, denn dieses gewinnt damit das Recht, vier seiner besten Ozeanriesen ohne Gefahr auf dem Atlantischen Meere verkehren zu lassen und dafür noch erklecklichen Gewinn einzustreichen.

Man sieht, daß Deutschland in dem Wunsche, sich mit Amerika gütlich zu einigen, weit gegangen ist ... Damit könnte man in Washington sehr wohl zufrieden sein. Nun hat Herr Wilson freilich in seiner letzten Note vom 10. Juni sich nicht auf die Gesichtspunkte, die er als Oberhaupt der amerikanischen Nation vorzubringen berechtigt war, beschränkt. Er hat erklärt, er bemühe sich ‚um nichts weniger Erhabenes und Heiliges, als um die Rechte der Menschlichkeit, durch deren Achtung sich jede Regierung ehrt'. Das sind sehr schöne und in unseren Tagen durchaus nicht überflüssige Worte, denn es bedarf ja wirklich nachgerade einer ausdrücklichen Feststellung, daß der eigentliche Lebenszweck der Menschen nicht der ist, sich gegenseitig totzumachen; so vortrefflich war diese humanitäre Erklärung des Präsidenten Wilson, daß wir wünschen möchten, er machte sie noch anderen Regierungen zugänglich als nur der deutschen. Vorläufig haftete den Worten des Präsidenten aber eine fatale Einseitigkeit an. Denn wie dachte er sich die Wiederherstellung der mißachteten Rechte der Menschlichkeit? Er erhob eine Reihe von Forderungen, die dem Sinne nach darauf hinausliefen, daß Deutschland auf den der englischen Blockade entgegengesetzten Unterseebootskrieg gegen den englischen Handel verzichten solle. Da sich an Bord jedes englischen Dampfers amerikanische Passagiere befinden können, so ist, wenn deren Sicherheit das beherrschende Prinzip unserer Seekriegführung sein soll, die Verwendung der Unterseeboote in der bisherigen Weise ferner unmöglich. Es war nur angebracht und es war die nötige Antwort auf Herrn Wilsons Versicherungen, daß die deutsche Note sich mit dem gleichen Nachdrucke zu den Grundsätzen der Menschlichkeit bekennt; vielleicht gibt es noch jemand in Amerika, der anzuerkennen willens ist, daß die Humanität in Deutschland allenfalls ebensosehr zu Hause ist wie in dem alten Kulturlande der Senegalneger, die soeben für Freiheit und Zivilisation gegen unsere Heere fechten. Aber auf den Unterseekrieg wollen und können wir nicht verzichten. Er hat sich in dem furchtbaren Daseinskampfe, den wir zu führen gezwungen wurden, als eine höchst wirksame Waffe erwiesen, die Deutschland nicht weglegen kann, ohne dafür vollständigen Ersatz zu erhalten. Unsere Feinde zwar geben vor, daß diese Waffe gar nicht wirksam sei, um den Eindruck zu erwecken, als lasse Deutschlaud seine Tauchboote bloß aus Blutdurst und Unmenschlichkeit

los. So hat Herr Winston Churchill noch kurz vor dem Ende seiner Tätigkeit als Marineminister versichert, daß die deutschen Boote nicht imstande seien, ‚eine ernsthafte Störung‘ des britischen Handels herbeizuführen. Nun, eine vor einiger Zeit von uns veröffentlichte Statistik erwies, daß der deutsche Seekrieg schon vor Wochen 700 000 Tonnen oder 3½ Prozent des Gesamtgehalts der britischen Kauffahrteiflotte ins Meer versenkt hat. Das ist ein ganz guter Anfang, und wenn die Prozentzahl steigt, so wird am Ende auch John Bull durch sein dickes Fell hindurch merken, daß ihn irgendwo etwas kratzt.

Die amerikanische Politik hat in der durch den großen Krieg hervorgerufenen Auseinandersetzung zwischen Berlin und Washington bisher an einem Grundfehler gelitten. Sie hat das vortreffliche und lobenswerte Bestreben, das der stärksten neutralen Macht durchaus ziemt, aus der gegenwärtig auf See herrschenden Willkür und bloßen Gewaltsamkeit wieder zu völkerrechtlichen Zuständen zu kommen. Allein einmal hat Herr Wilson, englischen Leitideen allzu willig folgend, nicht beachtet, daß das Völkerrecht schon nicht mehr bestand, als Deutschland den Unterseekrieg gegen den britischen Handel begann. Das Völkerrecht war durch England gemordet worden, als dieses entgegen allen Vereinbarungen die Aushungerung der deutschen Zivilbevölkerung auf seine Fahne schrieb und jeglichen Handelsverkehr nach Deutschland unterband. Sodann kann Herr Wilson auch nicht übersehen, daß die Herstellung des Völkerrechts in den alten Formen durch die Entwicklung der Unterseebootstechnik unmöglich geworden ist. Der Präsident scheint immer noch zu meinen, daß bloß der alte Kaperkrieg durch Kreuzer berechtigt sein dürfe. Seine Marinefachleute werden ihn darüber aufklären können, daß durch das Unterseeboot eine Revolution hervorgerufen wurde. Eine ‚Seeherrschaft‘ im alten Sinne wird es nicht mehr geben, ob man nun dem Unterseeboot die völkerrechtlichen Weihen erteilen will oder nicht. Weil es den Engländern aus guten Gründen jetzt paßt zu sagen, Unterseeboote seien nicht sportsmanlike, deshalb werden wir dieses Mittel des Krieges nicht preisgeben; die Zukunft wird die Anerkennung doch bringen. Es kann nur zu Verwirrung und Verstimmung führen, wenn schon jetzt mitten im Kriege eine erst im Frieden erreichbare, für die ganze Menschheit verbindliche Rechtssatzung angestrebt werden soll.“

Ich möchte diesen letzten Satz mit besonderem Nachdruck unterstrichen haben. Es braucht uns heute, nachdem wir den „Wert“ der bereits bestehenden internationalen „Rechtssatzungen“ an unserem eigenen Leibe doch recht gründlich nachzuprüfen Gelegenheit hatten, — es braucht uns heute mit der Anfertigung neuer „Satzungen“ wirklich nicht so sehr eilig zu sein. Und wenn wir dann später doch an diese schriftlichen Arbeiten gehen, werden wir wohl besser mit einer Satzung beginnen, die den Unterseebootskampf auf den eigentlichen kriegerischen Zweck dieser Waffe beschränken kann und es unnötig machen soll, sie z. B. gegen Massentransporte von Kriegslieferungen „neutraler“ Staaten an eine der kriegführenden Mächte in Betrieb zu setzen. Wir danken es unseren österreichisch-ungarischen Bundesbrüdern, daß sie diesen gediegenen Kern der „menschheitlichen“, philosophisch-ethisch-philadelphischen Promotionsschriften fein säuberlich aus seinen wortreichen Verpackungen herausgeschält und ohne alle überflüssige Aufmachung auf den Tisch des Weißen Hauses in Washington niedergelegt haben.



Klipp und klar spricht es die „Tägl. Rundschau“ aus: „Der ganze Streit um die Versenkung der ‚Lusitania‘ und über Führungsweise unseres U-Boot-Krieges ist eigentlich ein völliger Humbug, ein grundloses Gerede, dessen Hauptsinn und Hauptzweck wohl der ist, die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken. Mit sehr gesundem Sinn läßt nun die Wiener Note die ganze U-Boot- und ‚Lusitania‘-Angelegenheit beiseite und faßt frisch das Hauptthema an. Die U-Boot- und ‚Lusitania‘-Angelegenheit sind ja nur notwendige Folgen der Behandlungsweise, welche England und Amerika jenem Hauptthema haben angedeihen lassen.

Es handelt sich in Wahrheit nicht darum, ob Deutschland gewillt sei, irgendeinem Neutralen die seinen Interessen zukommende Rücksicht zuteil werden zu lassen, sondern darum, ob irgendein Neutraler, unter dem Vorwand eines formalen Buchstabenrechtes alles Recht des Geistes morden darf, um einer Gruppe von smarten Geschäftsmachern zuliebe faktisch sich auf die Seite einer kriegführenden Partei zu schlagen. Darum handelt es sich. Und im Falle eines solchen merkwürdigen ‚Neutralen‘ befindet sich die Regierung der Vereinigten Staaten, solange sie zu behaupten wagt, daß die Einstellung von Dumdumgeschoßlieferungen an England und Frankreich mit ihrer Neutralität unvereinbar sei.

Man betrachte nur einmal den aller Logik den Hals brechenden Sophismus, mit dessen Hilfe Herr Wilson zu einer solchen grotesken Behauptung kommt: aus einer Erlaubnis, welche die amerikanische Regierung nach dem unzulänglichen Buchstaben jenes kümmerlichen Paragraphen der Haager Konvention ihren Bürgern zugestehen kann, aus der Möglichkeit, ihnen gewisse Lieferungen an kriegführende Parteien zu gestatten, macht Herr Wilson mit einem logischen Saltomortale eine Pflicht seiner Regierung, dafür zu sorgen, daß den Engländern und den Franzosen die Zufuhr von Kriegsbedarf frei und unbehindert bleibe; denn darauf läuft sein Zweck hinaus. Das allein genügt, um nach Sinn und Billigkeit seine Politik als verwerflich zu kennzeichnen und uns zu verpflichten, gegen eine derartige Sorte von Neutralität uns aufs entschiedenste zu verwahren. Hinzu kommt nun aber, daß derselbe Herr Wilson gar nichts glaubt tun zu müssen, um für die Vereinigten Staaten ihre vertragsmäßig gewährleisteten Rechte Deutschland gegenüber gegen die englische Willkür zu wahren. Hier verzichtet er auf klares Recht; dort macht er aus einer Erlaubnis eine Pflicht. Hier würde es sich dabei nur um Befriedigung von Bedürfnissen der friedlichen Bevölkerung einer Partei handeln; dort handelt es sich um die entscheidende Befriedigung des Kriegsbedarfs, um die Ernährung des Krieges selber. Es handelt sich, wie die Wiener Note sehr richtig hervorhebt, darum, daß die von Herrn Wilson gewahrte und behauptete Neutralität sich in ihr eigenes Gegenteil verkehrt und die Vereinigten Staaten nachgerade zum Hauptkriegführenden gegen Deutschland und seine Verbündeten gemacht hat.

Die beste Unterstützung für die Vertretung dieser von der Wiener Note geltend gemachten Auffassung des gesunden Rechtsgefühls gegen die unehrliche Buchstabenklauberei der Dumdumprofitpolitik kommt uns ja erfreulicherweise aus Amerika selber, wo trotz der Reuterlügen und trotz der Hetze der englandhörigen Presse gegen Deutschland die Erkenntnis von der Reinlichkeit der Sache Deutsch-

lands und von der Unsauberkeit der Geschäfte der Morgan und Genossen immer mehr Boden gewinnt ... Wird die Hartnäckigkeit Herrn Wilsons sich auf die Dauer dieser immer stärkeren, tieferen und breiteren Strömung widersetzen können? Wird er einer Bewegung widerstehen können, an deren Spitze sich jetzt der Schöpfer seiner eigenen Präsidentenherrlichkeit, Herr Bryan, gestellt hat? ..."

Die Zeit arbeitet für uns. Nicht unserer schönen Augen wegen, sondern weil unsere Sache die gerechte ist. Weil die Lüge, wenn schon — nach unseren menschlich-persönlichen Begriffen — nicht immer „kurze", aber doch immer kürzere Beine hat, als die Wahrheit. Weil die Weltgeschichte nicht dafür Jahrtausende gearbeitet haben kann, den herrlichen, alle Heiligtümer der Menschheit in sich bergenden und bildenden Tempel deutscher Kultur in Asche und Trümmer zu legen, um darüber den farbenfreudigen „Kunstbau" einer asiatisch-afrikanischen Hordenkultur in „idealer Konkurrenz" und dann restloser Verschmelzung mit entartetem Europäertum aufzurichten. Wir retten die europäische Kultur, wenn wir Deutschland zum Siege führen.

Auch in Rußland arbeitet die Zeit für uns. „Rußland auf dem Wege zur Revolution" — dieses Zeichen hat Professor Theodor Schiemann, einer der besten Kenner Rußlands, einer soeben (bei Georg Reimer, Berlin) erschienenen kleinen Schrift aufgedrückt. In gedrängter Kürze schildert der bestbekannte und -bewährte Verfasser die Wirkungen, die der Krieg auf Rußland ausgeübt hat, und von diesen Schilderungen sagt das „Berliner Tageblatt", daß sie „jeder lesen sollte, der sich über die innere Verfassung unseres gefährlichsten Gegners ein Urteil bilden will, soweit das auf Grund verläßlicher Anzeichen während des Krieges möglich ist". Die Stimmung in Rußland ist nach Schiemann völlig umgeschlagen, und die revolutionäre Propaganda hat heute bereits 20—25 % der Armee ergriffen. „Mit dieser revolutionären Propaganda hängt auch das sich immer wiederholende Abschießen der Offiziere durch die Soldaten zusammen — das Dimensionen angenommen hat, von denen die Heeresleitung der Zentralmächte kaum in genügendem Maße unterrichtet ist, und die das Vertrauen auch tapferer russischer Offiziere zu ihren Mannschaften ganz untergräbt." Schiemann begründet dann seine Ansicht, daß Rußland durch die erzwungene Verpflegung des Heeres wirtschaftlich ruiniert sei. „Diese Zerstörung Rußlands war dem Höchstkommandierenden gleichgültig, soziales und wirtschaftliches Verständnis ist bei ihm nicht vorhanden, er brauchte Verpflegung für die Soldaten — die wurde besorgt — vielfach schlecht besorgt, jedenfalls ungleich, aber es wurde geschafft. Das ganze Land aber ging darüber wirtschaftlich aus allen Fugen." Das Ergebnis ist:

„All dieses nun hat, ohne den Haß gegen Deutschland zu mildern, die Mißstimmung gegen die Regierung sehr verschärft, und alles das wird von der Revolution klug benutzt. Schon im Februar dieses Jahres wußte die Gendarmerie in Petersburg, daß es den revolutionären Zentren gelungen war, eine Organisation zu schaffen, die der des Jahres 1905 weit überlegen ist. Die Regierung hatte die Fäden in der Hand und wußte viel, wenn auch nicht alles, aber sie hielt es für zu gefährlich, durch Massenverhaftungen vorzugehen, und befürchtete davon einen vorzeitigen Losbruch und damit eine schlimme Rückwirkung auf den Westen, auf Rumänien und Italien — auch glaubte sie, daß die Bewegung



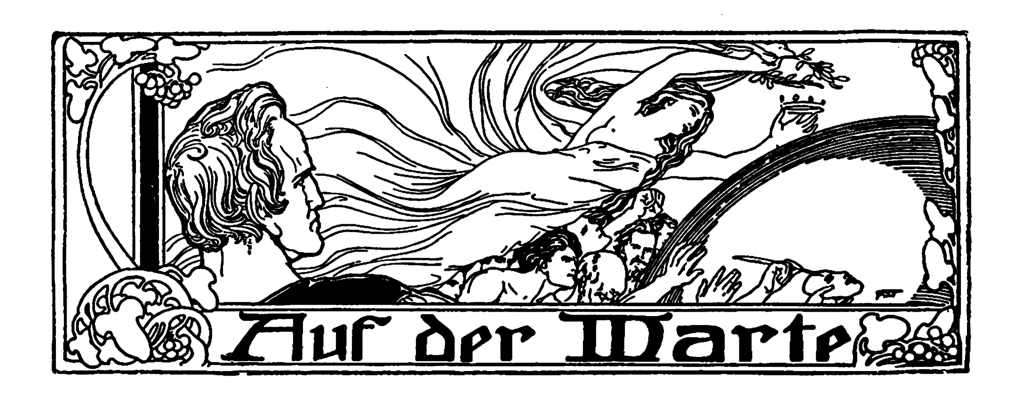
durch das siegreiche Eindringen nach Ungarn und den Marsch auf Pest niedergehalten werden würde, während im Falle einer russischen Niederlage, an die sie zwar nicht glaubte, ihrer Auffassung nach ohnehin alles verloren war. Diese Anschauung herrschte auch in den Hofkreisen. Die Verleihung des Ehrensäbels durch den Zaren an den Höchstkommandierenden für die Vereinigung Galiziens mit Rußland und die krampfhaften offiziellen Siegesfeiern im ganzen Reiche waren nichts anderes als Beruhigungsmittel gegen die Propaganda, der unmittelbar darauf folgende Zusammenbruch in Galizien der Anfang vom Ende — es sei denn, daß es Rußland gelingt, schnell Frieden zu schließen, durch die dann noch erhaltenen Heeresteile die Revolution niederzuhalten und durch die Preisgabe der ‚Fremdstämmigen' an die Bauern die Revolution zu ersticken. In dem Falle würde die ganze Schuld am Mißlingen dieses Krieges den verbündeten Westmächten und den Fremdstämmigen aufgebürdet werden, den Juden, Deutschen, Esten, Letten, Litauern und Polen; man würde sie expropriieren, aussiedeln und vernichten, ein furchtbares Los würde die Deutschen Rußlands treffen. — Die weitere Durchführung der Stolypinschen Agrarreform würde das großrussische Bauerntum über die bisher nicht überschrittene Völkergrenze des Peipus und der Pripetsümpfe bis an die Grenzen des Deutschen Reiches bringen, und die aggressive Idee, die von Rußland in seiner jetzigen Gestalt nicht zu trennen ist, würde durch diesen Verlauf eine ungeahnte Kraft und Nachhaltigkeit gewinnen, die in unverhältnismäßig kurzer Zeit mit ganz anderen Machtmitteln ihre Revanche suchen würde. Sie würde dabei Unterstützung finden in dem dadurch verstärkten Glauben von der Unbesiegbarkeit Rußlands bei all den vielen Millionen Fremdstämmigen von Finnland bis zum Schwarzen Meer, die diese Erkenntnis mit ihrer kulturellen Vernichtung besiegeln müßten. Ebenso würde Rußland der gewaltige Machtfaktor für die Balkanvölker bleiben und damit auch die größte Gefahr für die Zentralmächte.

Kommt es hingegen nicht zum Frieden, so dürfte das eintreten, was die Revolutionäre erstreben — der Generalstreik der Industriearbeiter und des gesamten Proletariats, sowie aller revolutionierten staatlichen Institutionen (Post, Telegraph, Eisenbahn usw.) in dem Momente, wo die Zersetzung des Heeres durch die fortschreitenden Niederlagen und die Propaganda so weit vorgeschritten ist, daß die Militärrevolte losbricht: das würde dann die allgemeine Anarchie bedeuten, in Finnland und im Kaukasus vielleicht den bewaffneten Aufstand, und für die Fremdstämmigen in dem großen Gebiete zwischen der Ostsee und der deutsch-österreichischen Grenze einerseits und dem Peipus und den Rokitnosümpfen andererseits die Rettung bringen, ganz wie ein rascher Friede alle diese Elemente westeuropäischer Kultur vernichten würde ...

Die Krisis ist akut geworden, ihr Ausgang nicht vorauszusehen, aber alle Anzeichen weisen darauf hin, daß Rußland auf dem Wege zur Revolution ist."

Dem Ernste dieser — Mahnung in letzter Stunde kann nichts hinzugefügt, nichts genommen werden. Es ist die Schicksalsstunde. Mit Gott und Hindenburg!





Amerikanischer als Amerika!

Dem beflissenen Diensteifer gewisser „kühler Erwäger“ und „nüchterner Einschätzer“ in der „unberufenen“, aber hingebenden Wahrnehmung amerikanischer Milliardärsinteressen gegenüber den Geboten der Selbsterhaltung des Deutschen Reiches und ungezählter Leben seiner treuen Verteidiger wird man restlos erst gerecht werden, wenn man sich vor Augen hält, wie sich breite Schichten in Amerika selbst, man kann sagen alle urteilsfähigen und der „englischen Krankheit“ nicht hoffnungslos verfallenen Amerikaner zu diesen Fragen stellen. Immer wieder melden sich hervorragende und angesehene Amerikaner zum Wort, um in aller Öffentlichkeit auf das schärfste gegen die einseitige englische Interessenvertretung durch das Washingtoner Kabinett Einspruch zu erheben. Aber es sind nicht etwa nur viele einzelne, hinter diesen vielen einzelnen steht eine gewaltige Volksbewegung, die immer breiter anschwillt. Wie wäre es sonst möglich, daß kürzlich in Neuyork eine Massenversammlung, in der Bryan gegen die Politik Wilsons sprach, mit einer Wucht in die Erscheinung trat, die selbst die Gegner zu dem Zugeständnis zwang, „daß Neuyork noch nie eine Kundgebung von solchem Umfange und von so tiefgehender Begeisterung gesehen hat“. Und dabei bedenke man, daß Bryan in seiner Rede, wie ein Zuhörer schreibt, „seine Gegner mit Stockschlägen züchtigte“! „Die Versammlung“, so berichtet der „Berliner Lokal-Anzeiger“, „hatte nicht nur einen Umfang angenommen, den auch ihre Veranstalter nicht erwartet hatten; sie brachte auch einen solchen Ernst und so feste Entschlossenheit zum Ausdruck, daß sie nicht unbeachtet bleiben konnte. Der Madison Square Garden faßt etwa zwölftausend Personen, und die Reden sollten um viertel nach acht beginnen. Um halb acht war die Halle bis auf den letzten Platz gefüllt, und die Feuerwehr schloß die Türen. Draußen waren sechs Rednertribünen aufgestellt, und mindestens 70 000 Menschen drängten sich zusammen und lauschten bis Mitternacht den Worten, in denen gegen die feindselige Haltung der Regierung und der Presse Deutschland gegenüber protestiert wurde. Das war die Schätzung der Polizei, andere, keineswegs deutschfreundliche Quellen sprechen von 100 000 Menschen. Dabei sind die vielen Tausende nicht mitgezählt, die spät kamen und wieder umkehrten, als sie schon aus weiter Ferne erkannten, daß keine Möglichkeit bestand, in die Nähe der Halle zu gelangen. Auf der Versammlung hörte man beinahe ebensoviel Englisch wie Deutsch sprechen. Die kosmopolitische Bevölkerung der Riesenstadt war vollständig vertreten.

Als William Jennings Bryan von seinem Hotel nach der Halle fahren wollte, konnte er nur ganz langsam vorwärtskommen. Eine lebende Mauer schloß seinen Weg ein, soweit das Auge blicken konnte. Hochrufe tönten ihm entgegen, und wie einem Erlöser streckten ihm die Menschen die Hände zu. Es war ein Triumphzug, der in der Halle den Gipfel erreichte. Hier

kletterten die Menschen auf Stühle und Bänke und wollten gar nicht aufhören, ihre Begeisterung in Lärm umzusetzen. Frau Bryan, die mit schwerem Herzen nach Neuyork gekommen war, weil sie wußte, daß ein Fehlschlag die Laufbahn ihres Gatten für immer beendigen müßte, weinte Freudentränen, als sie sah, wie er empfangen wurde. Und dabei war nichts Gekünsteltes, nichts vorher sorgfältig Organisiertes — die Vorbereitungen hatten genau vierzehn Tage in Anspruch genommen, und die ganze Demonstration war durchaus spontan."

Amerika, erklärte Bryan in seiner Rede, habe nicht das Recht, die Einstellung des Tauchbootkrieges zu fordern. Den Amerikanern sollte es nicht erlaubt werden, auf Schiffen zu fahren, die Waffen und Munition geladen haben. Und die Waffenausfuhr sollte überhaupt aufhören. Dieselben Ansichten wurden in Beschlüssen zusammengefaßt, und die Beschlüsse von der Versammlung angenommen.

So denken und handeln Amerikaner. Aber wir beherbergen in Deutschland Deutsche, die amerikanischer sind als diese Amerikaner und die Politik des Herrn Wilson gegen diese Amerikaner unterstützen! Eine Dienstleistung, der sie sich mit schmalzigem Behagen und strahlender Selbstzufriedenheit in weitverbreiteten deutschen Blättern unterziehen dürfen, dazu in Blättern, die als „inspiriert" von höherer Stelle gelten!

Es ist das ja leider nichts Neues. Die ganze deutsche ältere Geschichte ist eine Geschichte deutschen Söldnertums im Dienste fremder Interessen. Und wie oft freiwilligen Söldnertums, aus — „Objektivität", bei der immer wir die „Objekte" waren; aus „kühler Erwägung" und „nüchterner Einschätzung", bei der immer die andern die „Realpolitik" machten. Diese Grimasse paßt schlecht in das männlich ernste Antlitz des Deutschen, sie gibt ihm einen Stich ins Lächerliche Sollte nicht dieser Krieg die beste, aber auch die letzte Gelegenheit sein, das alte deutsche Laster mit Stumpf und Stiel auszurotten?

Und noch ein anderes gleich mit. — Kann es auf Gottes Erdboden noch etwas Dümmeres geben als, wie das in deutschen Blättern geschieht, den Führer der uns freundlichen Bewegung in Amerika, Herrn Bryan, auf Herz und Nieren zu prüfen, aus welchen „Motiven" er sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt hat, ihm nachzuwerfen, daß er es aus eigennütziger Berechnung getan habe, und mit sonst noch Moralitäten, aber Ungezogenheiten zu schulmeistern?

Legen wir doch nur für eine kurze Weile den erzieherischen Bakel aus der Hand, vermöbeln wir doch nicht ausgerechnet die Leute, die uns nun einmal, aus welchen Gründen immer, nützlich sind! Wahrlich, das Volk ist noch immer gescheiter als unsere Neunmalweisen. Es sagt aus seinem ehrlichen Verstande: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul." J. E. Frhr. v. Gr.

*

Ein Sozialdemokrat über „Annexionen"

In einer starkbesuchten Versammlung des Mannheimer sozialdemokratischen Vereins sprach der Abgeordnete Oskar Geck u. a. auch über die Frage der sogenannten Annexionen. Wenn die militärische Lage, so äußerte er sich nach der „Volksstimme", günstig genug sich gestalten sollte, — warum wollten wir schon heute der Regierung jedes Annektieren — in jedem räumlichen Umfang und in jeder Form — grundsätzlich verbieten, ganz abgesehen davon, daß eine Art der „Annexion" nicht etwa die einfache Eingliederung fremder Staatsgebiete in den Verband des Reiches bedeute, sondern den zu annektierenden Volksteilen weitgehende Selbständigkeit und Freiheit ließe. „Wozu der deutschen Regierung schon jetzt die Hände binden? Fast alle deutschen Kolonien, darunter die wertvollsten, sind heute schon vom Feinde weggenommen, und die Möglichkeit, sie uns mit Waffengewalt zurückzuholen, ist völlig ausgeschlossen. Wie wollten wir also wieder in den Besitz dieser für die Zukunft Deutschlands doch wichtigen Gebiete gelangen, wenn wir in den Friedensverhandlungen die von uns besetzten feindlichen Bezirke in

Belgien, Frankreich und Rußland nicht zum mindesten als Kompensationsobjekte in die Wagschale zu werfen hätten, sondern wenn unsere Gegner von vornherein genau wüßten: Ihr dürft ja Belgien, Nordfrankreich, Russisch-Polen, Litauen usw. nach dem Willen eures Volkes unter keinen Umständen behalten, wir haben also nicht den mindesten Anlaß, die euch weggenommenen Gebiete wieder zurückzugeben! Hieße eine solche Politik der theoretischen Phrase nicht einfach jeden Trumpf aus der Hand geben? Zudem sind die grundsätzlichsten Annexionsgegner in der Partei ja nur gegen deutsche, nicht auch gegen französische, englische, russische usw. Annexionen. Dagegen, daß die französischen Sozialisten die Lostrennung Elsaß-Lothringens vom Deutschen Reiche — einer rein deutschen Provinz, die man einst mit Gewalt weggenommen hat — als etwas geradezu Selbstverständliches betrachten, daß man uns sogar das ganze linke Rheinufer, wenn nicht noch mehr, ganz Ost- und Westpreußen, die Provinzen Posen und Schlesien, vielleicht auch noch die Mündungen der Elbe und Weser wegnehmen will, ist bei unseren Annexionsgegnern noch kein Wort der Entrüstung laut geworden. Aber so ist es oft bei uns, und ich habe deshalb oft Stunden tiefer seelischer Bitternis durchgemacht, wenn ich mit ansehen und hören mußte, wie gewisse Leute am feindlichen Ausland immer alles gut und entschuldbar fanden, während sie für die Dinge im eigenen Lande nur stets Tadel, Hohn, ja Verachtung und Haß übrig hatten, und ich habe mich oft dessen geschämt, weil ich mir dabei sagen mußte, daß bei einem Franzosen oder Engländer etwas Derartiges einfach unmöglich wäre ..."

Eine blutige Abfuhr! Schlagender konnte der ganze logische Irrsinn und landesverräterische Aberwitz unserer Auslandsknechtsseelen auch von dem Mitgliede irgendeiner anderen deutschen Partei nicht gezeichnet werden.

*

Was ihm unser Blut wert ist

Der schweizerische Professor Dr. Ferdinand Vetter in Bern schreibt in einem Aufsatz über die Erhaltung der Kunstdenkmäler während des Krieges in der „Züricher Post": „Wenn ein solches Gebäude" (gemeint ist die Kathedrale von Reims) „zu Beobachtungszwecken mißbraucht werden sollte, so muß der Angreifer um so mehr, gerade weil er den Ruf und den Ruhm seines Volkes hochhält, durch Schonung des Unersetzlichen und Wehrlosen der Mit- und Nachwelt zeigen, daß sein Volk das höher gesittete, das menschlichere ist. Dadurch erweist er ihm einen unvergänglicheren Dienst, als wenn er sich und einen Teil seiner Truppe, die ja sowieso dem Vaterland ihr Leben geweiht hat, dem sonst doch mit Recht gerühmten Heldentod für ihr Volk und Land entzieht (!) und zur Abwehr der Feinde ihnen ihre Heiligtümer in Brand schießt, wofür sie früher oder später vielfältige Rache nehmen werden."

Wir haben uns allmählich daran gewöhnt, die wüstesten Verleumdungen unserer Feinde mit ruhiger Verachtung hinzunehmen. Wenn aber ein Neutraler, bei dem nicht einmal der Affekt des Enttäuschten und Geprügelten strafmildernd ins Gewicht fällt, aus kühler Verstandesbetätigung heraus die heiligsten Gefühle eines kulturell eng verbundenen Volkes als Heringsware wertet, dann steigt einem doch das Blut zu Kopfe. Und dieser schöngeistige Gelehrte mit der empfindsamen Seele eines Senegalnegers hat einst — es klingt wie blutiger Hohn — an der Spitze des „Vereins zur Förderung der ethischen Kultur" gestanden.

In der „Süddeutschen Zeitung" hat Prof. Dr. Kraemer dem Berner Professor eine ebenso gründliche wie herzerfrischende Abfuhr zuteil werden lassen. Merkwürdigerweise scheint, wie auch aus Zuschriften an den „Türmer" hervorgeht, selbst bei einem großen Teil der Deutschschweizer die Meinung zu herrschen, daß wir derartige tiefverletzende Beleidigungen als „freie Meinungsäußerungen" schweigend hinzunehmen hätten.

Das ist wirklich etwas viel verlangt. Und gerade weil es den Schweizern offenbar sehr schwer fällt, sich in unsere Lage und Gemütsstimmung auch nur oberflächlich hineinzuversetzen, möchten wir einen Satz aus der Erwiderung Prof. Kraemers noch ganz besonders herausheben: „Glaubt Herr Vetter nicht übrigens selbst, daß er in seiner Heimat durch einen Entrüstungssturm weggefegt würde, wenn er Schweizertruppen in dieser Weise zu opfern gedächte?"

*

Wirtschaft und politischer Wille

Es gibt Leute, die den Gedanken eines deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsbundes als „Ideologie" glauben abtun zu können, weil er „nur" Mitteleuropa und nicht gleich die ganze Welt umspannt — waschechte Ideologen, die über „Ideologie" spotten! Andere wiederum gibt es, für die alles auf der Welt nur Wirtschaft, nur Rechenexempel ist. Diesen tüchtigen Rechentalenten stellt Friedrich Naumann in der „Hilfe" den nicht ganz fernliegenden Gedanken zur Verfügung, daß die letzte Hauptentscheidung weniger von wirtschaftlichen Einzelerwägungen abhängt, als vom politischen Willen im ganzen.

„Wenn ein deutsch-österreichisch-ungarischer Wirtschaftsvertrag, oder auch mehrere derartige Verträge zustande gebracht werden, dann ist das viel mehr als eine bloße Erwerbs- und Nützlichkeitshandlung. Es bedeutet in diesem Falle das tatsächliche und feste Gelöbnis, nach dem schwersten und gewaltigsten aller Kriege auch in den Arbeiten des Friedens Bundesgenossen sein und bleiben zu wollen ...

Begreiflicherweise gibt es auch in Österreich Besorgte, die sich nicht ganz von der Angst befreien können, daß die deutsche Industrie die Absicht habe, das, was an fernen und westlichen Märkten verloren gegangen sein kann, auf Kosten der Bundesgenossen in Österreich und Ungarn zu suchen. Wir wissen, daß bei allen maßgebenden Personen des Wirtschaftsverbandes nicht die Spur einer solchen Absicht besteht, aber das allein genügt nicht zur Beseitigung der aufgetauchten Bedenken. Unsere stärkere Industrie muß tatsächlich für die Übergangszeit Garantien schaffen, daß nicht unsere Waren die österreichische und ungarische Erzeugung erschlagen. Das aber geht bei gutem Willen, es geht am leichtesten überall dort, wo die Industrien kartellierbar sind und Abgrenzungskartelle eingeführt werden können. Wir wollen keine Ausnutzung des verbündeten Gebietes, denn eine solche Handlungsweise würde sehr bös auf uns zurückfallen und für die Zukunft alle Lust zum engeren Anschluß verderben. Wenn wir einen Verbündeten besitzen, so müssen wir seinen Aufstieg pflegen wie unseren eigenen. Wir wachsen zusammen hat dann einen doppelten Sinn, nämlich den des Ineinanderwachsens und den des gemeinsamen Emporwachsens.

Abgeschlossen vom Weltverkehr sitzen wir beisammen und kämpfen uns tüchtig durch. Diese Schule der Abschließung haben nur wir beiden erlebt, oder wir drei: Deutsche, Österreicher und Ungarn. Aus dieser Schule der Wirtschaftszucht gehen wir eines Tages Hand in Hand heraus als Wirtschaftskameraden fürs neue Leben."

*

Theorie und Phrase

Hamilton glaubte, die einzigen, die das „Wesen des Regierens verstehen könnten, und damit die einzigen, die zur Führung der Regierung berufen wären, seien jene Männer, die am Handel und an der Industrie des Landes finanziell am stärksten beteiligt seien. Nach dieser Theorie, die offen zu verkünden nur wenige den Mut haben, ist in der letzten Zeit die Regierung unseres Landes geführt worden.

... Und doch ist das die Lehre, nach der in den letzten Jahren die Regierung der Vereinigten Staaten geführt wurde. Wer wurde befragt, wenn wichtige Regierungsmaßnahmen Zolltarife, Währungsgesetze und Eisenbahngesetze erwogen wurden? Das Volk, das von den Tarifen getroffen wird, für das die Währung bestehen soll, das die Steuern bezahlt

und auf den Eisenbahnen fährt? O nein! Was versteht das Volk von solchen Angelegenheiten?! Die Männer, deren Ansichten erbeten wurden, waren die großen Fabrikanten, die Bankiers und die Leiter der großen Eisenbahntrusts. Die Herren der Regierung der Vereinigten Staaten sind die verbündeten Kapitalisten und Fabrikanten der Vereinigten Staaten. Auf jeder Seite der Kongreßberichte steht das zu lesen, wie ein roter Faden zieht es durch die Geschichte der Beratungen im Weißen Hause: alle Anregungen zu unserer Wirtschaftspolitik kamen aus einer Quelle und nicht aus vielen. Die wohlwollenden Wächter und gutherzigen Kuratoren, die uns die Mühe des Regierens abnahmen, sind so bekannt geworden, daß heute fast jeder die Liste ihrer Namen aufstellen kann. Sie sind so bekannt, daß ihre Namen fast auf jedem politischen Programm erscheinen. Die Leute, die sich der interessanten Arbeit unterzogen haben, für uns zu sorgen, zwingen uns nicht, unseren Dank an anonyme Adressen zu richten. Wir kennen sie mit Namen.

Gehe nach Washington, versuche deine Regierung zu erreichen. Stets wirst du finden, daß man dich höflich anhört; allein die Leute, die wirklich befragt werden, sind die Männer mit den größten Kapitalseinlagen — die großen Bankiers, die großen Fabrikanten, die großen Handelsherren, die Führer der Eisenbahngesellschaften und der Dampferkompanien. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß diese Männer befragt werden, denn auch sie sind, wenn sie selbst auch das nicht zuzugeben scheinen, ein Teil des Volkes der Vereinigten Staaten. Aber ich habe sehr viel dagegen einzuwenden, daß diese Männer hauptsächlich befragt werden, und ganz besonders dagegen, daß nur sie allein befragt werden. Wenn die Regierung der Vereinigten Staaten das Rechte für das Volk der Vereinigten Staaten tun will, muß sie das unmittelbar tun und nicht durch Vermittlung jener Leute. Allein wenn immer eine bedeutsame Frage auftauchte, dann wurden die Forderungen jener Männer so behandelt,[!] als wäre die Erfüllung eine Selbstverständlichkeit.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist gegenwärtig das Mündel der Sonderinteressen."

Der so sprach, heißt — Woodrow Wilson. Ich zitiere nach der deutschen Übersetzung des Buches „Neue Freiheit", das 1914 vor Ausbruch des Krieges bei Georg Müller in München erschienen ist. Die Sätze wurden gesprochen, als das letztemal das amerikanische Volk seinen Präsidenten wählte. Die Geschichte der allerjüngsten Gegenwart erweist soeben, wieviel von jenen Sätzen Theorie und Phrase blieb ... Dr. J. M. Sch.

*

Zarentreue deutsche Wissenschaft

Gleich nach Kriegsausbruch im August vorigen Jahres, liest man in der „Tägl. Rundschau", hat sich der Selbstherrscher aller Reußen zu einer welterschütternden Tat aufgeschwungen, indem er die Hauptstadt seines Reiches für alle Zukunft von der Schmach ihres deutschen Namens befreite. So wurde aus Petersburg „Petrograd". Wer hat damals nicht gelacht, und wer hat als Deutscher seitdem nicht oft die so „gut russisch" klingende Benennung „Petrograd" statt der so veraltet anmutenden früheren „deutschen" gebraucht? Freilich immer nur in „Anführungsstrichen" sozusagen gebraucht, wenn Ironie oder Humor im Spiele waren.

Nun sehe ich zu meiner Beschämung, daß wir „Laien" wieder einmal weit hinter dem wissenschaftlich gründlichen und vor allem modernen Geiste der künftigen Vertreter unseres höchsten Gelehrtentums schmählich zurückgeblieben sind. „Die" Wissenschaft hat nämlich auch bereits den guten Namen Petersburg abgetan und — dem Befehl des Zaren getreu — in Verruf erklärt. Man prüfe einmal in der neuesten, der sechsundvierzigsten Lieferung des in München herausgegebenen „Handbuchs der Kunstgeschichte" (Verlag der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion in Neu-Babelsberg) nach. Dort ist auf S. 145 die Abbildung des Smolni-Klosters wiedergegeben, und sowohl die Bildunterschrift als auch der Begleittext auf S. 144 versichern mit artiger Selbstverständlichkeit, daß das Bauwerk in „Petrograd" stehe.

Der Zar hat also nicht nur in Rußland getreue Diener, es gibt sogar in Kriegszeiten in Deutschland Leute, denen sein Wunsch einfach Befehl ist.

*

„Damit hier bessere Stimmung ist"

Aus einem von der „Voss. Ztg." veröffentlichten Feldpostbrief, den ein jugendlicher Kanonier an seine Schwester, eine dreizehnjährige Schülerin, gerichtet hat:

Du schreibst aber etwas, das ich Dir nicht so leicht hingehen lassen kann, wie es höchstwahrscheinlich hingeschrieben ist. Denn aus Deiner Aufforderung „machet die ollen Russen bald alle kalt" und „siegt bald wieder, damit hier bessere Stimmung ist", sehe ich, daß Du noch gar kein annäherndes Gefühl hast von dem, was dieser furchtbar ernste Krieg ist. Du hast Dir, glaube ich, bei jenen Worten im Briefe weiter gar nichts gedacht. Aber das ist es gerade: Du sollst Dir ruhig etwas dabei denken.

„Machet die ollen Russen alle kalt" — Du hast sie nicht liegen sehen, wie ich, die armen Toten mit den sonderbaren feierlichen Gesichtern, wie sie dalagen in den eben gestürmten Gräben. Du hast nichts von dem wütenden Kampf gesehen, der dem vorherging, und nicht die schlimmen Wunden, die so mancher von meinen, Deinen Kameraden fürs Leben davontrug, beim „Kaltmachen" — Du denkst nicht daran, daß auch jene Eltern, Geschwister haben können, die sie liebten. Du sahst nicht die grauenhafte Zerstörung der Dörfer hier und der Städte; weißt nicht, wie ganz unendlich glücklich Ihr täglich sein dürft, daß Ihr den Krieg nicht in der Heimat habt. Wir sind oft durch den Rauch der noch brennenden Häuser gefahren, sahen das arme gehetzte Volk auf der Flucht, ihr ganzes Gut niedergebrannt, nichts mehr ihr eigen, als was sie an sich hatten. Du würdest Grauen haben, am hellichten Tag hier durch die Dörfer zu gehen, die Schornsteine ragen allein noch über Schutt und Asche wie drohende Finger in den Himmel und mahnen! So sieht das aus, Grete.

Oberflächlich wäre es, das je ganz zu vergessen. Und dann das andere: Nicht für Eure „bessere Stimmung" kämpfen wir hier, liegen seit Monaten Tag und Nacht im Freien, haben gehungert, tragen Wunden und die Sehnsucht — damit Ihr Schule frei bekommt — was auch ganz schön sein mag —, nicht damit Ihr im Café oder am Biertisch gute Stimmung macht, sondern daß Euch das fürchterliche Elend des Krieges erspart bleibe, daß Deutschlands, unsere Zukunft blühe und stark werde; daß wir unser Arbeitsleben reiner und wertvoller fortsetzen können — deshalb.

Wenn jemand in dieser großen Zeit lustig sein darf, so sind es wir, hier draußen, ich meine, über den Krieg lustig sprechen; denn wir wissen auch seine große Traurigkeit. Ihr aber macht lieber keinen Spaß darüber, sondern liebt Deutschland und uns in Tätigkeiten . . .

*

Wohltätigkeit unter Staatsaufsicht

Die lange Dauer des Krieges stellt unerwartet hohe Ansprüche an die Opferwilligkeit des Publikums. Der Geldzustrom, der den Sammelstellen in den ersten Monaten so überreichlich zufloß, mag sich in der Folgezeit verringert haben, und man hat deshalb geglaubt, durch andere Mittel als nur durch freundliche Bitten die Spenden hervorlocken zu müssen. So ist ein förmlicher Wettbewerb zwischen den einzelnen Vereinigungen entstanden, den Spendern einen gewissen Gegenwert zu bieten. Das Rote Kreuz läßt durch Sanitätsmannschaften für 10 ₰ eine Anstecknadel „Eichenblatt mit Rotem Kreuz" vertreiben; der Marinedank liefert für 1.50 ℳ ein zeichnerisch ganz unmögliches Blatt von der Kaperfahrt der Emden als Wandschmuck und der Invalidendank wahrhaft schauerliche Buntdrucke von Mitgliedern des Kaiserhauses usw. Andere an sich durchaus einwandfreie Sammelstellen, denen man von Herzen die reichsten Mittel wünschen kann, schicken ungeheure Massen von Ansichtskarten oder Wohltätigkeitsmarken aus.

Ist das notwendig? Muß unbedingt der Kitsch als Lockmittel dienen und sollte wirklich ein schlichter Aufruf, eine einfache Zahlkarte nicht die gleiche Wirkung erzielen?

Die Überschwemmung des Publikums mit zweifelhaften „Kunst"erzeugnissen zu dem Zweck, den Wohltätigkeitssinn zu heben, ist von Anfang an keine glückliche Idee gewesen und hat viel dazu beigetragen, daß allerhand dunkle Privatgesellschaften sich auf dem Felde der Wohltätigkeit mithelfend betätigen konnten, wobei natürlich der eigene Vorteil und nicht das Allgemeinwohl bestimmend war. Wenn jetzt endlich diesem gemeingefährlichen Treiben gesteuert und die Kriegswohltätigkeit unter Staatsaufsicht gestellt werden soll, so war es wirklich die höchste Zeit, da das Publikum, durch Anzapfungen von allen Seiten verwirrt, schon gar nicht mehr die wahren Helfer der Wohltätigkeit von den falschen zu unterscheiden vermochte. War es doch schon so weit gekommen, daß eine „Kriegs-Invaliden-Hilfe Aktiengesellschaft" durch Riesenplakate und halbseitige Anzeigen (die sie sicher nicht umsonst bekommen hat) mit dem offen eingestandenen Zweck, eine Dividende von 4 % dabei herauszuschlagen, Almosen sammelte. Diese Gesellschaft, die noch dazu die kostenlose Hilfe der an sich schon wahrlich genug geplagten Hauswirte in Anspruch nahm, konnte in Groß-Berlin wochenlang ungestört die Werbetrommel rühren, obwohl einige der Herren Gründer nicht einmal im Adreßbuch aufzufinden waren. Es ist nur zu begrüßen, daß die Regierung jetzt die Öffentlichkeit gegen das Heer unlauterer Wohltäter in Schutz nimmt. Das wird die Gebelust mehr fördern als die schönsten Ansichtskarten und Wandbilder.

*

Pfui Teufel!

Die Schande, die alte Affenschande, ist scheinbar nicht totzukriegen. Auch nicht durch *diesen* Krieg! Mag jedem Deutschen die Schamröte heiß ins Gesicht steigen, ein Gefühl aus Zorn und Ekel ihn schütteln —: die Schande erhebt frech mit geilem Grinsen ihr Haupt. Wieder muß ihr eine hohe Militärbehörde ins Gesicht leuchten. Das Stettiner Generalkommando muß sich mit folgender Bekanntmachung an die Öffentlichkeit wenden:

„Es ist zur Kenntnis des stellvertretenden Generalkommandos gebracht worden, daß in gänzlich würdeloser Weise von einem Teil der *weiblichen Bevölkerung* im Alter von 16 bis 20 Jahren den hier in industriellen Betrieben arbeitenden *französischen Gefangenen nachgelaufen wird*. Dem stellvertretenden Generalkommando sind eine Anzahl Personen namhaft gemacht worden, und die mit ihnen aufgenommenen Verhandlungen übersandt worden. Es ist festgestellt, daß nicht nur versucht wurde, die Gefangenen durch Winken an sich zu locken, daß *gegenseitiger Briefwechsel* stattgefunden, sondern daß sogar *den Gefangenen* von einzelnen Mädchen *Schiebetänze vorgeführt* sind. Ein einem Gefangenen abgenommener Brief hat folgenden Wortlaut: ‚Werte Herren! An alle! Für zwei Briefe freundlichen Dank, freut uns sehr. Elschen, Trudchen und Betty. *Grüße und Küsse an alle von uns.*' Das stellvertretende Generalkommando sieht im vorliegenden Falle noch einmal von der Veröffentlichung der Namen ab, wird aber unweigerlich in Zukunft dazu schreiten, um *solchem schamlosen Treiben*, das *jeden nationalen Stolz vermissen läßt* und unser Volk in den Augen der Gefangenen *verächtlich* machen muß, ein Ende zu machen."

Es ist ja zu begrüßen, daß das Generalkommando „in Zukunft" die Namen der schmutzigen Frauenzimmer veröffentlichen „wird". Nur läßt sich das Bedauern nicht unterdrücken, daß es dies nicht schon im gegebenen Falle getan *hat*. Alle Hochachtung vor der ritterlichen Gesinnung unserer trefflichen Militärs, und wir wollen diesen schönen Zug bei ihnen auch nicht missen. Aber *hier* wird solche Gesinnung doch wohl an Objekte verschwendet, die ihrer weder würdig, noch sie zu würdigen imstande sind. Man soll Weiber dieser Geschmacksrichtung freilich mit Handschuhen anfassen, aber doch nur aus Reinlichkeitsgründen und nicht mit Glacéhandschuhen. Die den gefangenen Fran-

zosen dargebotenen „Schiebetänze“ und „Küsse“ sind doch schon eine Prostitution, die sich nur noch durch Vollziehung der körperlichen überbieten ließe. Und — wer weiß — —?! — Es ist auch noch sehr fraglich, ob die Veröffentlichung der Namen eine derart gefestigte Schamlosigkeit noch erschüttern würde. Sanfte Mahnungen mit dem Kolben würden jedenfalls größere Sicherheit gegen die ersehnte „Annäherung“ gewähren. Auch mit der Inhaftnahme und Küchenbeschäftigung mit Kartoffelschälen und ähnlichen nützlichen Verrichtungen hat ein Kommando schon einmal erfreuliche erzieherische Erfolge gezeitigt. Sonst käme noch Fürsorgeerziehung in Frage.

Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Auch die deutsche Bevölkerung hat schließlich ein Recht darauf, daß ihr solche Verunreinigung des vaterländischen Hauses, solche Belastungsproben ihres nationalen Reinlichkeitsinnes durch eine stinkende Affenschande mit allen Mitteln erspart werden. Rücksichten auf das „Schamgefühl“ einer sogenannten Weiblichkeit, die durch ihre Handlungen beweist, daß sie sich dieses Gefühles in jeder ihnen erreichbaren Weise zu entblößen brünstig und mit Erfolg bestrebt ist, können hier doch wirklich keine Rolle mehr spielen! So kann und soll auch die Veröffentlichung der Namen nur noch den Zweck haben, daß jedermann in der Lage ist, auf die nicht nur sich selbst, sondern auch die Ehre und Würde ihres Volkes preisgebenden Franzosenliebchen mit Fingern zu zeigen. Mit Fingern und mit einem: „Pfui Teufel!“

J. E. Frhr. v. Gr.

*

Falsch eingestellt

Fast jeden Tag begegnet man in deutschen Zeitungen einem Artikel, der die Überschrift „Wie in Deutschland Kriegsgefangene behandelt werden“ trägt oder tragen könnte. Darin wird unter Hinweis auf die vielfach unwürdige, ja boshaft schlechte Behandlung, die unseren deutschen Gefangenen in Feindesland zuteil wird, betont, welcher Fürsorge sich die Gefangenen bei uns zu erfreuen haben. Es bleibt aber nicht bei dieser allgemeinen, längst ja auch von neutraler Seite bezeugten Feststellung, vielmehr schließt sich dann in der Regel noch ein besonderer Fall dieser guten Gefangenenbehandlung als Beispiel an. Aus den hundert Artikeln, die hier angeführt werden könnten, greife ich einen heraus, den die „Frankf. Ztg.“ in ihrer Nr. 192 vom 13. Juli 1915 enthält: „Wie sich selbst der einzelne Gefangene mannigfacher Rücksichten und wohlwollenden Entgegenkommens erfreut, mag folgender Fall aus der jüngsten Zeit beweisen. Im Gefangenenlager zu Darmstadt befindet sich ein junger französischer Gelehrter, der seine viele freie Zeit zur Ausarbeitung einer Doktordissertation benutzt. Zu diesem Zweck bedurfte er kürzlich eines größeren wissenschaftlichen Werkes. Durch Vermittlung seines Bataillonskommandos wandte er sich mit einem Entleihungsgesuch an die Großherzogliche Hofbibliothek in Darmstadt. Dort war das Werk nicht vorhanden, aber die Bibliotheksverwaltung machte den Gesuchsteller darauf aufmerksam, daß es voraussichtlich in der Universitätsbibliothek in Gießen zu haben sein werde. Das Entleihungsgesuch wanderte darauf nach Gießen. Hier besaß man zwar das Werk, allein gerade der gewünschte Ergänzungsband fehlte noch. Nun wird er schleunigst beschafft und dem gefangenen Gelehrten zugestellt werden. — Ob auch ein deutscher Gelehrter in französischen Gefangenenlagern so viel freundliches Verständnis finden würde? Oder bleibt solche Förderung wissenschaftlicher Arbeit ausschließlich ein Kennzeichen deutschen Barbarentums?“

Auf die Schlußfrage des Verfassers antworte ich aus voller Überzeugung: Ja, das ist ein Kennzeichen deutschen Barbarentums, und zwar ein durchaus und in jeder Beziehung unerfreuliches Kennzeichen einer unerfreulichen deutschen Eigenschaft!

Fürs erste: Es ist selbstverständlich, daß alle Beteiligten aus der Überzeugung heraus gehandelt haben, ein gutes Werk zu tun. Da widerstrebt es mir im Tiefsten, daß diese Handlung an die große Glocke gehängt wird. Die Schlußwendung hat für mein Empfinden eine fatale Ähnlichkeit mit der Rede des Pharisäers im Evangelium

Ich halte aber die hier geschilderte Handlungsweise für dumm und schädlich. Vielfach sind Zivilisten, die einem Gefangenen einige Zigaretten zusteckten, zu einer Strafe verurteilt worden, und mit vollem Recht. Woher aber rechtfertigt sich dann diese bevorzugte Behandlung irgendeines jungen Gelehrten, der als Soldat in unsere Gefangenschaft geraten ist? Das Grundgesetz aller Gerechtigkeit ist: Gleiches Recht für alle. Es sollte uns doch gerade in Deutschland niemand einreden, daß eine Doktordissertation für die Wissenschaft, geschweige denn für die Menschheit von so außerordentlicher Wichtigkeit sei, daß nicht Tausende der anderen Gefangenen mit dem gleichen Recht wie dieser junge Gelehrte eine besondere Förderung ihrer Berufstätigkeit erwarten könnten.

Ich bin mir natürlich klar, daß diese Überlegung nicht angestellt wurde, eben deshalb nannte ich die Handlungsweise dumm. Die Dummheit, daß sich die betreffenden Wohltäter einreden, auf diese Weise eine bessere Gesinnung für die Zukunft in Frankreich zu erzielen, traue ich ihnen nicht zu. Denn schließlich müßte auch der gutmütigste Deutsche einsehen gelernt haben, daß der Franzose auf diese Weise nicht zu gewinnen ist. Seit 1870 bis zur Stunde sind von allen Kreisen des deutschen Volkes bis in die allerhöchsten hinauf Tausende solcher Gutherzigkeiten an Frankreich verschwendet worden. Sie haben niemals die erwartete Wirkung gehabt, im Gegenteil. Und darum ist diese Handlungsweise *schädlich*. Denn der Fremde beurteilt sie aus seinem Geiste, seiner Fühlweise, seiner Weltanschauung, und da ist eine solche Handlungsweise wirklich das Zeichen eines Barbarentums, einer nationalen Rückständigkeit nämlich des uralten deutschen Lasters des Servilismus.

Es ist unwürdig, um eine gute Meinung, eine wohlwollende Beurteilung zu buhlen. Das hat der Freie nicht nötig, und es ist erst recht unwürdig, einem Feinde, dem Vertreter einer Nation, die uns bis zur Stunde als minderwertig behandelt, in einer Weise entgegenzukommen, die einem Landsmann nicht zuteil wird. Ich habe noch nicht gehört, daß den vielen deutschen Gelehrten, die durch den Krieg in ihren Arbeiten unterbrochen worden sind, von der Militärbehörde zur Vollendung ihrer für die Wissenschaft mindestens ebenso wichtigen Arbeiten, wie dieses französischen Gelehrten Doktordissertation, besondere Vergünstigungen zuteil geworden wären. Ich bin aber auch fest überzeugt, daß, wenn ein junger deutscher Gelehrter in gleicher Weise ein Buch von der Bibliothek in Darmstadt einfordern würde, er einfach den ganz formellen Bescheid bekäme, das Buch ist nicht da, und nicht den Hinweis auf die Universitätsbibliothek in Gießen. Und wenn das noch der Fall gewesen sein sollte, so hätte sicher einem deutschen jungen Doktoranden gegenüber die Universitätsbibliothek in Gießen nicht sofort den fehlenden Band beschafft und seine spätere Zuschickung versprochen.

Ja, der Herr gefangene Doktorand ist eben auch ein Vertreter der „Grande nation“, und er wird es auch nur für selbstverständlich finden, daß ihm als patentiertem Verbreiter der menschlichen Kultur der Barbar Hausknechtsdienste leistet. Ich kann mir von solcher Handlungsweise keinen anderen Dank versprechen, als den, den wir von dieser Seite immer schon bekommen haben: Geringschätzung. K. St.

*

„Strenge Strafen“

Zu dieser Notiz in Heft 15, XVII. Jahrgang, werden uns von fachmännischer Seite folgende Ausführungen zur Verfügung gestellt, die uns der Beachtung wert erscheinen:

„Die Sicherstellung der Ernährung unseres Volkes erforderte eine Reihe von Maßnahmen der Regierung, welche tief in das Wirtschaftsleben einschnitten. Es fehlte den zuständigen Stellen an Erfahrung auf diesem Gebiet, und sind deshalb manche Fehler gemacht worden. So wurde z. B. der Preis des Getreides durch Höchstpreise begrenzt; dagegen wurde der Mehlpreis nicht durch Höchstpreise festgelegt. Dadurch entstand eine ganz gewaltige Steigerung der Mehlpreise, und wurde der Nutzen des Bäckers auf ein Minimum beschränkt. Der Bäcker wurde nun als Brotwucherer angesehen, wiewohl nicht

er, sondern die Erzeuger des Mehles und die Händler von Mehl und Zusatz-Produkten die Gewinne in die Tasche steckten.

Doch die vorstehenden Verhältnisse haben nicht zu den Bestrafungen der Bäckermeister geführt, sondern die Backverordnungen, und deshalb haben die gerichtlichen Verurteilungen der Bäckermeister mit einer eigenen Bereicherung oder Schädigung des Publikums nichts zu tun. Wohl sind einige Bestrafungen vorgekommen wegen Mindergewicht des Brotes, aber auch sind Anzeigen erfolgt wegen zu schwerem Brot. Dem Fachmann ist dies leicht erklärlich. Zu einem Brot, welches 4 Pfund wiegen soll, muß mindestens 4½ Pfund Teig abgewogen werden, denn das Brot verliert im Ofen an Gewicht. Weiter tritt noch eine Verminderung des Gewichtes durch Austrocknen ein. Diese Verluste müssen kalkuliert werden, da die Mehle sich verschieden ausbacken, und auch bei trockenem Wetter ein größerer Gewichtsverlust nach dem Backen entsteht wie bei normalem Wetter. Bei feuchter Witterung verspielt das Brot an Gewicht nichts.

Es wurde nun bei einem Bäcker durch den kontrollierenden Beamten gerügt, daß sein Brot 20 Gramm zu schwer wäre. Sucht nun der Bäcker durch ein leichteres Abwiegen des Teiges diesem Vorwurf zu entgehen, so kann es vorkommen, daß gerade die Witterung recht trocken ist und er bei der nächsten Gelegenheit das Brot 20—50 Gramm zu leicht hat. Es ist fast praktisch unmöglich, das Brot genau im Gewicht zu halten

Weiter sind Bestrafungen vorgekommen, daß ein Bäcker in Düsseldorf 3 Minuten vor 7 Uhr, angeblich weil seine Uhr nicht richtig zeigte, mit der Arbeit begonnen hat. Dann sind Bestrafungen vorgekommen, daß Bäcker nach 7 Uhr abends noch das Brot aus dem Ofen gezogen haben. Ursache dieser Verspätung war eine schwächere Gärung im Teige, was immer vorkommen kann, oder auch, daß die Gesellen nicht flott genug gearbeitet hatten. Der Meister stand im Felde, und die Frau war nicht in der Lage, so eingehend den Fortgang der Arbeit bei den Gesellen zu prüfen.

Bei uns hat sich die Kgl. Preußische Staatsanwaltschaft mit einer Sache beschäftigen müssen, weil wir nach Ansicht der Polizeibehörde eines Ortes unseres Absatzgebietes nicht die richtige Form am Brote hatten, und weil dieses Brot 40—60 Gramm zu schwer war. Der Herr Regierungspräsident von Düsseldorf erklärte auf eine Eingabe von uns, daß die betreffende Form nicht unzulässig sei; trotzdem fand eine Gerichtsverhandlung statt, und der Amtsanwalt begründete die Übertretung damit, daß die Verordnung eine Verordnung des betreffenden Ortes sei, und in diesem Orte die übliche Form eine andere wäre wie die von uns angewendete. Der Einsicht der Richter verdanken wir unsere Freisprechung.

Bei dieser Gelegenheit machen wir darauf aufmerksam, daß unser Absatzgebiet sich über 10 Kreise erstreckt, und daß die größeren Orte in jedem einzelnen Kreise wieder Sonderverordnungen erlassen, und es absolut unmöglich ist, sämtliche Verordnungen, welche sehr häufig verändert werden, zu kennen. Formelle Übertretungen kommen dann immer vor, doch liegt gar nicht die Absicht vor, irgendwie den Konsumenten zu schädigen und sich selbst zu bereichern, sondern wie gesagt, es sind formelle Verstöße, stellenweise von Angestellten ohne Wissen des Inhabers.

So liegen die Verhältnisse bei vielen Betrieben. Es würde zu weit führen, wollte man alles anführen, wo aus geringfügigen Ursachen Anzeigen und Bestrafungen erfolgen. Bemerkt sei aber noch, daß nach der Art der Verordnung nicht wie bei gewöhnlichen Übertretungen Polizeistrafen erlassen werden können, sondern jede auch die kleinste Angelegenheit vor Gericht verhandelt werden muß."

*

Dünkirchen und Mulhouse

Am 21. Mai 1907 lag ich bei den Bädern von Dünkirchen im Sande und belustigte mich, wie mäßig da draußen in der hellen Morgensee französische Kanonenboote nach der Scheibe schossen. Und als ich wieder in die Stadt kam, wo der Weddigen des 17. Jahr-

hunderts, der Seeheld Jan Bart, im Denkmal steht, der Schrecken der Engländer und einstige Schiffsjunge de Ruyters, wo der mächtige Belfried so recht väterlich-vlamisch den städtischen Markt überragt und die blonden, gesunden Frauen aus hellblauen Augen sehn, da dacht' ich in meiner vergnügten Morgenlaune: „Unsinn französisch! Hier wird niederdeutsch gesprochen!" So gut das dann geht, wenn man plattdeutsch auf die Welt gekommen ist, öfter in Belgien war und grade von Ypern und Veurne kommt.

Es ging aber ganz gut, und die Leute schienen es sogar nur sehr freundlich von mir zu finden. Was aber ein einzelner kann, das wird auch eine ganze Regierung können. Die Engländer würden ihr das schon auf ihre Art vormachen, wenn die unsre so rücksichts- und bedenkenvoll sein sollte, die Geburtsstadt Jan Barts ihnen am Ende noch zu lassen.

Nebenbei: er schrieb sich auch Jan Baert, um das lange a besser auszudrücken, da damals die Namen noch nicht so stereotypiert waren. Es wird sich aber empfehlen, bei Bart zu bleiben, bis unsere belgisch-vlamischen Sprachkünstler gelernt haben, daß Baert weder Bärt noch Baère auszusprechen ist.

In einer größeren Sammlung von 1870/71 habe ich Zeitungen, Maueranschläge und andere Sprachurkunden aus Mülhausen. Sie sind entweder zweisprachig, wobei das Deutsche voransteht und in den Zeitungsanzeigen überwiegt, oder sie sind schlechtweg deutsch. Die Gambettasche Regierung setzte voraus, daß die Mülhäuser nur Deutsch verständen. Auch die Freischärlerwerbungen sind allein in deutscher Sprache. „Arbeiter!" ist eine überschrieben. „Paris wehrt sich heldenmäßig. Helft der bedrängten Hauptstadt" usw. Auf die Notablen schien sie weniger zu rechnen.

Daraus haben wir nun seit 1871 glücklich Mulhouse gemacht! Den Heuwagen voll elsässischer Dummheiten wird man nun aber zur Lehre behalten, wie es nicht wieder zu machen ist. Davon mehr, wenn's nötig wird, wenn nach der Abdankung des gesunden Soldatenverstandes in Mulhouse und Anvers und Ostand und Dunquerque dann wieder die „Erwägungen" beginnen.

Wahrscheinlich kommt nun gleich einer, daß wir Dünkirchen ja noch gar nicht hätten! Mit so Leuten werden wir es freilich den englischen Luchsen niemals aus den Krallen reißen. Wie hieß es beim alten Blücher? „Den Finger drauf, das nehmen wir!" Und das ist wahrhaftig ein deutscheres Wort, als die afterweise Maulkorbphrase von dem Fell des unerlegten Bären, deren nachplappernde Dummheit wieder einmal einer guten Parabel die unzutreffende Anwendung unterlegte: da jene sich auf den Zank der Jäger um das unerlegte Fell bezieht, wir aber den Zankapfel dann in sicheren Gewahrsam nehmen.

Ed. H.

*

Genadiew

Der Vierverband hat in Bulgarien wenigstens so viel erreicht, sich die Dienste des Dr. Genadiew zu sichern, der bis vor kurzem die Regierung unterstützte. Man schätzt diesen Mann, nach seiner Schlauheit und Skrupellosigkeit, fähig, in seiner Aufgabe Erhebliches zu leisten, zumal er über eine bestechende, auf breite Versammlungen zielsicher wirkende Beredsamkeit verfügt und mit der Presse aus eigener älterer Tätigkeit Bescheid weiß. — Die ministerielle Laufbahn des ursprünglichen Advokaten wurde verschiedentlich gestört und unterbrochen durch den öffentlichen Unwillen, den der Mißbrauch seiner Ämter zur persönlichen Bereicherung erregte. Denn die Bulgaren sind ein tüchtiges, einfaches, ernsthaftes Volk und an diese romanischen Praktiken nicht gewöhnt, so ansteckend auch schon Persönlichkeiten wie Genadiew auf Kollegen und befreundete Parteigrößen wirkten. Als der große Krieg ausbrach, hatte Genadiew seinen letzten Posten im Ministerium mit dem auf der Anklagebank vertauschen müssen. In diesen ausgiebigen Verhandlungen wurden so viele belastende Tatsachen gerichtlich festgestellt, daß an mehrjährigem Zuchthaus nebst Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte als Abschluß der politischen Herrlichkeit des vielgewandten Emporkömmlings nicht zu zweifeln war. Da wurde während des letzten Winters „im Interesse der Ruhe im Lande", wegen der Spannungen, die der Krieg brachte,

auf Antrag des Ministerpräsidenten Radoslawow der Staatsprozeß niedergeschlagen. Jetzt stehen sich Radoslawow, der von keinen verderblichen Bündnissen wissen will, und als Oberagent der Verbündeten der langjährige Russengegner Genadiew im Ringen, wohin sie Bulgarien führen, gegenüber. Es ist anzunehmen, daß Genadiew ausreichend die Mittel zur Verwendung hat, die auch ihn selber überzeugten.

Bemerkenswert ist noch, daß dieser sehr westlich bemusterte Balkanpolitiker seine juristischen und staatswissenschaftlichen Studiensemester in Belgien zurückgelegt hat, wofür die Regierung dem begabten Makedonier die Mittel gab. Einer seiner westlichen Freunde ist der belgische Ententepolitiker Georges Lorand, der neuerdings in eifrige Tätigkeit für den „hellsten Kopf Bulgariens“ eingetreten ist. H.

*

Der Spieltrieb des Herrn Professors

Wir waren im letzten Heft genötigt, eine tiefgefühlte Sympathiekundgebung des Herrn Professors Georg Simmel im „Svenska Dagbladet“ für die „geniale französische Nation“ mit Bedauern zurückzuweisen, da sie den Eindruck erwecken konnte, als sei Herr Simmel der Dolmetsch der Gefühle des deutschen Volkes. Nun macht ein Leser der „Deut. Tagesztg.“ auf eine weitere Kundgebung des Herrn Professors im „Berl. Tageblatt“ aufmerksam, worin der Herr Professor die Torheit der Völker Europas beklagt, Amerika zuliebe sich gegenseitig zu zerfleischen. „Diese Betrachtungen hätten vor zehn Jahren vielleicht von Diplomaten mit Nutzen gelesen werden können. Heute sind solche Verlautbarungen bedenklich Unsere Gegner werden darin nur Anzeichen unserer Kriegsmüdigkeit sehen, zumal wenn Simmel sich zu folgendem Satze versteigt:

‚So unzweifelhaft Deutschland um seiner selbst willen bis zum letzten Mann das Elsaß halten muß und wird — weltgeschichtlich ist es ziemlich gleichgültig, ob diese vierzehntausend Quadratkilometer von Elsaß-Lothringen (an Umfang und Bevölkerung etwa der vierzigste Teil von Deutschland) deutsch oder französisch sind, fast so gleichgültig, wie ob das Trentino zu Österreich oder zu Italien gehört.‘

Das scheint denn doch ein tolles Stück sogenannter ‚Objektivität‘! Selbst im Frieden sollte ein Professor in Straßburg solche Gedankensplitter für sich behalten, aber im Kriege ist es einfach frevelhafter Leichtsinn, derartige Sätze zu veröffentlichen. Wer jetzt schreibt, hat die Pflicht, die Tragweite seiner Worte ernsthaft abzuschätzen. Wer das nicht kann, soll schweigen. Für glitzernden Witz ist heute kein Platz. Wir kämpfen um unser Leben und haben keine Zeit für spitzfindige ‚Gerechtigkeit‘ im ‚höheren‘ Sinne. Im übrigen ist jener Satz in jeder Beziehung nackter Unsinn. Elsaß-Lothringen ist der Schlußstein der Reichsgründung, und an diesem Stein zu rütteln, auch nur zum Spaß, wäre Hochverrat. Daß das Elsaß unser ist, ist das äußere Zeichen unserer Kraft und unserer Kultur, die letzten Endes eben doch der französischen überlegen ist, so sehr man auch im einzelnen der Franzosen Können bewundern mag. Ob diese Überlegenheit, vom Sirius gesehen, verschwindet, kann uns gleich sein. Daß es immer Standpunkte gibt, von denen aus man nichts sieht, ist weder überraschend noch wichtig. Witz und Scharfsinn haben schon manchen blind gemacht. Es ist eine lebensgefährliche Spielerei mit dem Wort ‚weltgeschichtlich‘, wenn unter dem Schein einer überlegenen Betrachtungsweise höherer Art die wichtigsten und lebendigsten Werte unserer Geschichte in Nebel aufgelöst werden. Mit solcher witzigen Seiltänzerei bleibe man uns füglich vom Leibe. Jetzt hat nur der Handelnde Wert. Und wer nur denkeln kann, betreibe den Spaß für sich zu Hause, oder suche ein harmloseres Gebiet für die Betätigung seines Spieltriebs.“

Die Redseligkeit gewisser gelehrter Herren wird nachgerade gemeingefährlich.

*

Spitteler und — ein Ende

Herr Eugen Diederichs verlangt als Berichtigung unserer Notiz in Heft 19, S. 502 die Mitteilung, daß die Züricher Spitteler-Feier vom Lesezirkel Hottingen veranstaltet war. Die Verdienste dieser Gesellschaft für die Pflege deutscher Literatur in der Schweiz in allen Ehren — wenn aber Herr Diederichs dadurch die Teilnahme eines reichsdeutschen Verlegers an einer Feier Spittelers gerechtfertigt glaubt, so hat er offenbar noch immer nicht den rechten Maßstab für das Verhalten seines Dichterfreundes gefunden, trotzdem auch die andere Seite reichlich für „Aufklärung" sorgt. Die Begründung des Glückwunsches, mit dem sich die Académie française an der Feier des Siebzigjährigen beteiligt hat, ist uns allerdings noch mehr als Zeugnis der französischen culture wertvoll. Sie lautet nach dem „Figaro": „Karl Spitteler hat im Verlaufe dieses Krieges einerseits hinsichtlich der Deutschen, anderseits hinsichtlich der Verbündeten die Gefühle ausgesprochen, die jeder vornehm fühlende Mensch, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, empfindet, und seine Empörung über die deutschen Verbrechen laut hinausgerufen. Er hat auch für Frankreich eine rückhaltlose Sympathie bekundet. Die Akademie beschließt, sich an der Ehrung zu beteiligen, welche die Schweizer ihrem berühmten Landsmann erweisen werden, indem sie an den Verfasser der ‚Récits et Légendes', dem einzigen Werk von Karl Spitteler, das in das Französische übersetzt ist, folgendes Telegramm sendet: ‚Dem großen Dichter Karl Spitteler, dessen siebzigsten Geburtstag seine Landsleute feiern, sendet die Académie française ihren brüderlichen Gruß.'"

Die französische Akademie als höchste Vertretung französischer Wissenschaft stellt sich mit dieser Begründung das Armutszeugnis aus, daß sie von dem „großen Dichter" Karl Spitteler nichts kennt, als eine beschränkte Auswahl, in der die bedeutendsten Werke des Dichters fehlen. Daß die Franzosen es niemals eilig hatten, sich die bedeutenden Werke des Auslandes durch Übersetzungen zugänglich zu machen, ist bekannt. Daß aber auch ihre höchste wissenschaftliche Vertretung die Unvertrautheit mit den Hauptwerken eines von ihr als groß bezeichneten Dichters damit begründen darf, daß sie nicht ins Französische übersetzt sind, ist ein denkwürdiges Eingeständnis wissenschaftlicher Gewissenlosigkeit und eitlen Kulturdünkels.

Für uns Deutsche nur noch zwei Dinge. Erstens: Gelehrte und Künstler erheben bei uns dauernd ein Geschrei, daß künstlerische Angelegenheiten nicht mit Politik zu vermischen seien. Die erste wissenschaftliche Stelle Frankreichs begründet die Ehrung eines Dichters ausschließlich aus seinem politischen Verhalten. Zweitens: Spitteler hat diese „Ehrung" der französischen Akademie angenommen. Damit billigt er ihre Begründung, daß er seine Empörung über die deutschen Verbrechen laut hinausgerufen und für Frankreich eine rückhaltlose Sympathie bekundet hat. —

Man muß es Spitteler übrigens lassen: folgerichtig ist er, hat er doch jetzt in der „Gazetta Ticinese" einen Dr. Ferrari seiner herzlichen Sympathie versichert, der gegen den schweizerischen Bundesrat Stellung nahm, der das Verhalten des tessinischen Nationalrats Bossi als „hochverräterisch" gebrandmarkt hatte. Bossi und mit ihm Ferrari verlangten in der Bundesversammlung die militärische Intervention der Schweiz an der Seite von Frankreich, Rußland, Italien und England. Der deutsche Dichter Spitteler als berufenster Ausleger der schweizerischen Neutralität macht sich zu ihrem Gesinnungsgenossen.
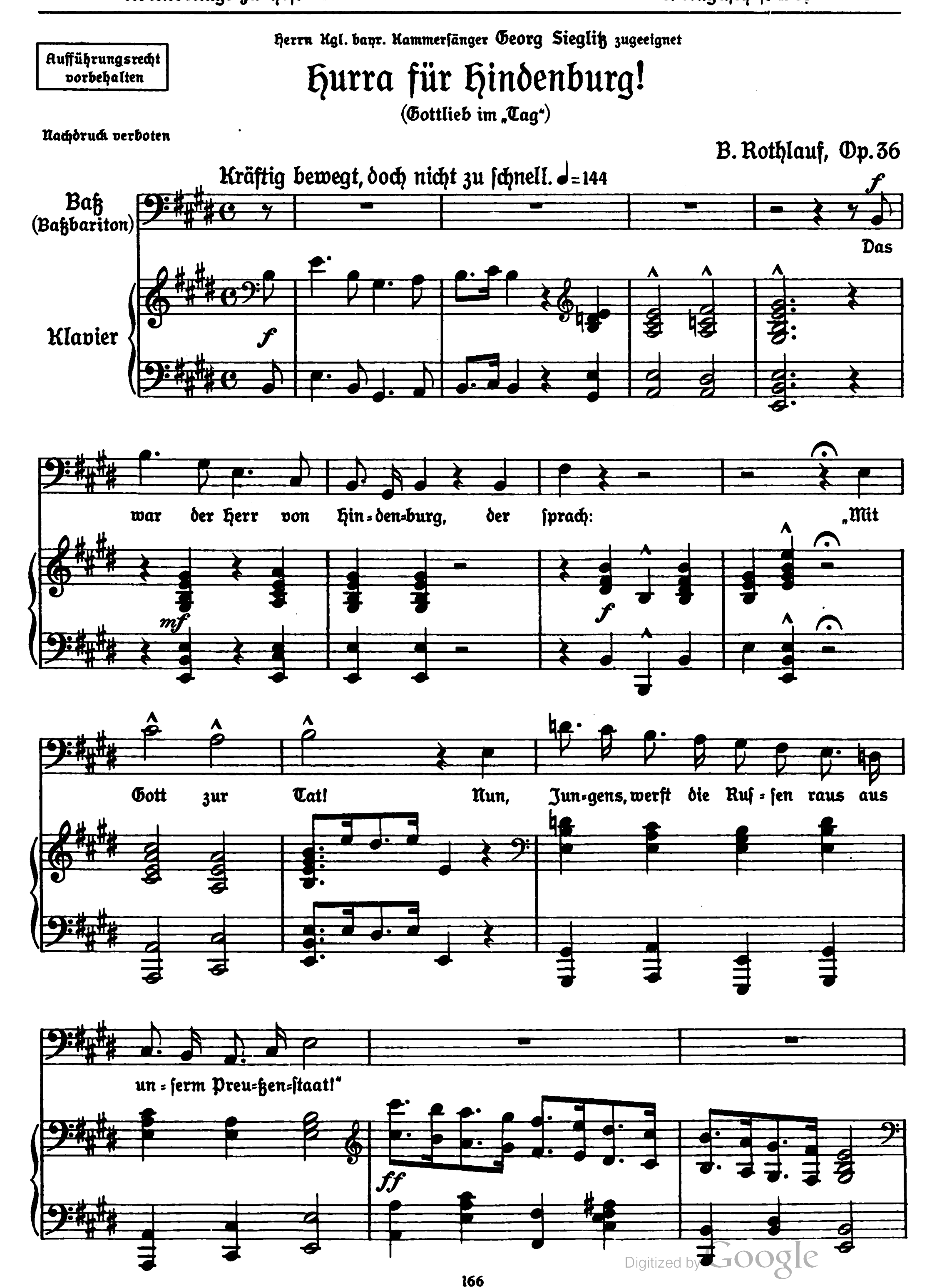
Nun müßten die Herren Avenarius, Diederichs und Genossen doch wirklich aufhören, ihren Freund zu „retten" und jene Deutschen als voreilig, ungewissenhaft und weiß Gott was zu bezeichnen, die Herrn Spittelers Verhalten als das brandmarkten, was es war und wofür er ja jetzt auch ausgezeichnet ist: als Verrat an der deutschen Sache — in weitesten Sinne des Wortes „deutsch"!? K. St.
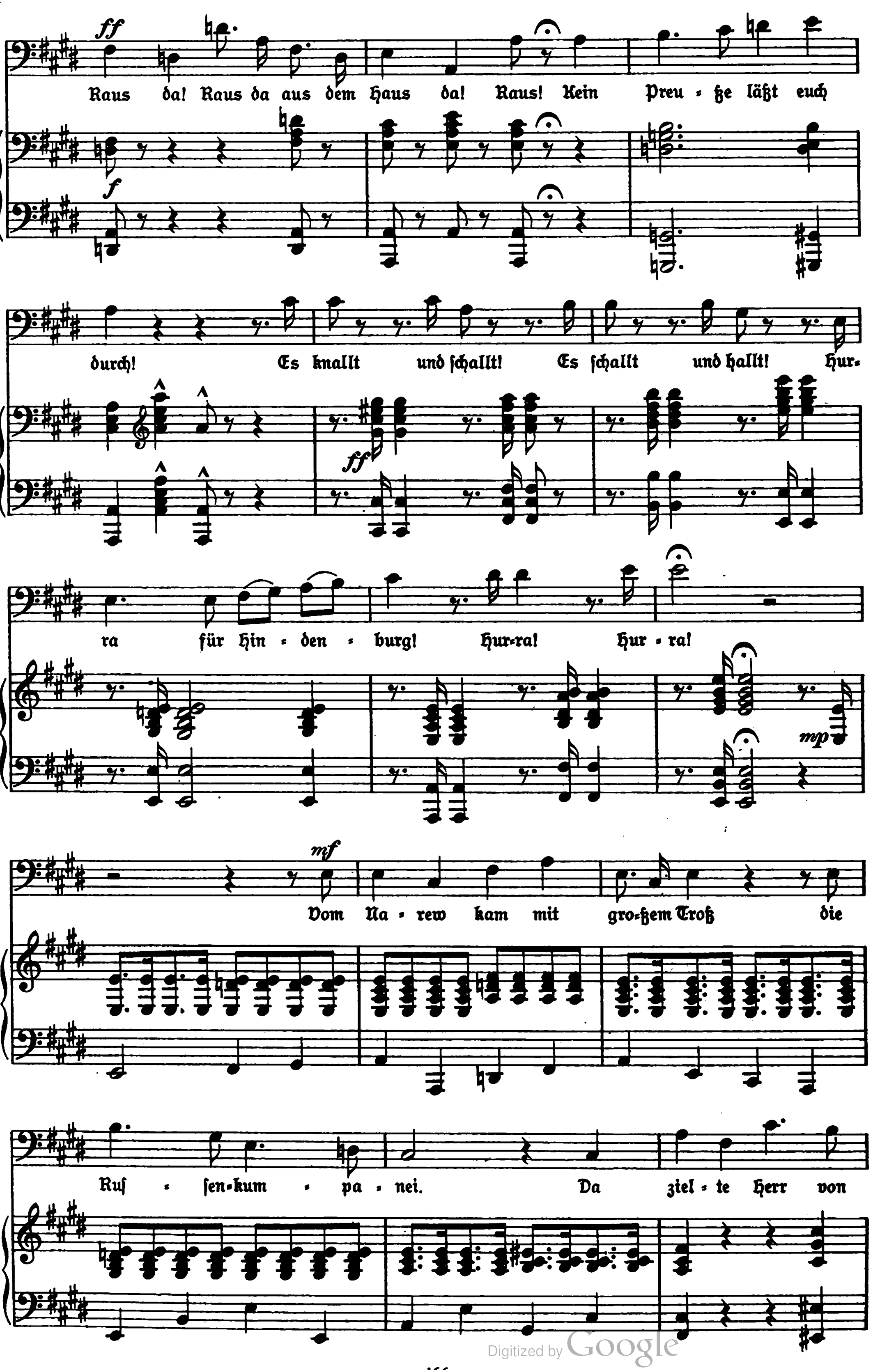
Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart
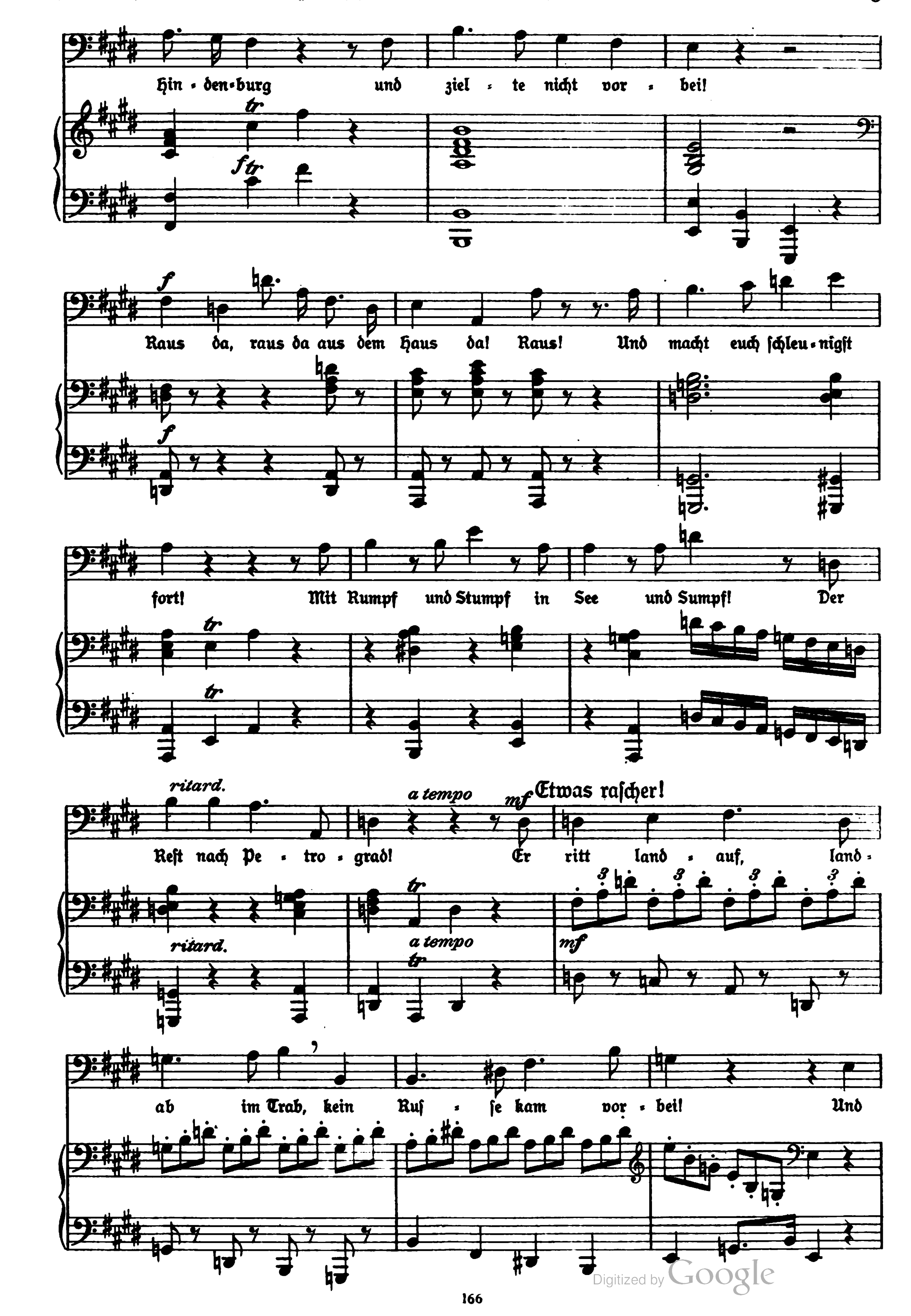
Der Türmer
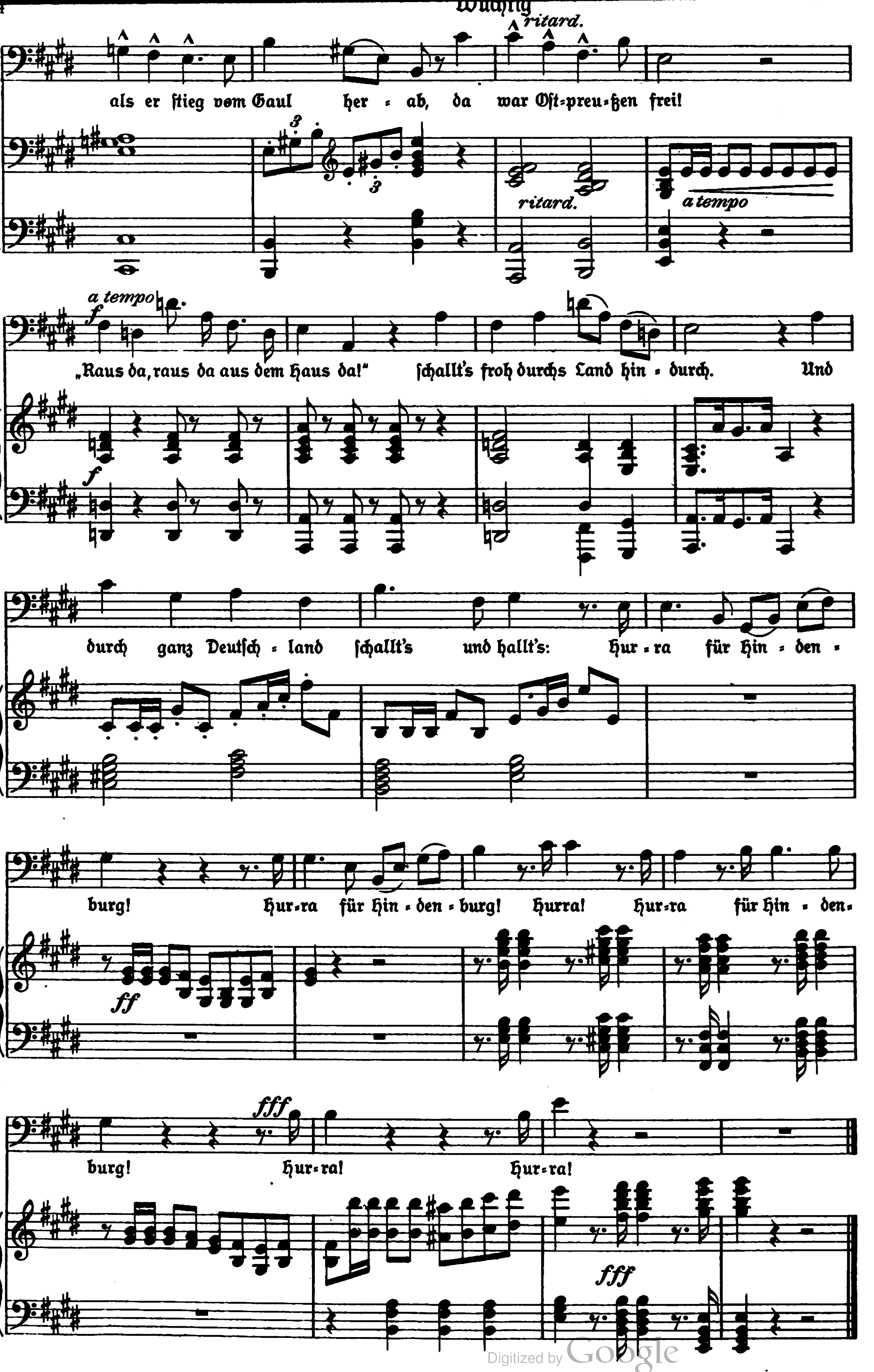
Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 21 — 1. Augustheft 1915




ff
Raus da! Raus da aus dem Haus da! Raus! Kein Preu-ße läßt euch durch! Es knallt und schallt! Es schallt und hallt! Hur-ra für Hin-den-burg! Hur-ra! Hur-ra!
f
ff
mp
mf
Vom Na-rew kam mit gro-ßem Troß die Ruſ-ſen-kum-pa-nei. Da ziel-te Herr von
Digitized by Google


Hin - den - burg und ziel - te nicht vor - bei!
tr
f tr
f
Raus da, raus da aus dem Haus da! Raus! Und macht euch schleu - nigst
f
fort! Mit Rumpf und Stumpf in See und Sumpf! Der
tr
tr
ritard.
a tempo
mf
Etwas rascher!
Rest nach Pe - tro - grad! Er ritt land - auf, land -
tr
ritard.
a tempo
tr
mf
ab im Trab, kein Rus - se kam vor - bei! Und


Wuchtig
ritard.
als er stieg vom Gaul her = ab, da war Ost=preu=ßen frei!
ritard.
a tempo
a tempo
f
„Raus da, raus da aus dem Haus da!“ schallt's froh durchs Land hin = durch. Und
f
durch ganz Deutsch = land schallt's und hallt's: Hur = ra für Hin = den =
burg! Hur=ra für Hin = den = burg! Hurra! Hur=ra für Hin = den=
ff
fff
burg! Hur=ra! Hur=ra!
fff



Lazarett — Walter Klemm



XVII. Jahrg. Zweites Augustheft 1915 Heft 22

Auslandsdienerei

Von Karl Storck

Die Wahl der einen üblen Beigeschmack bergenden Wortform macht das Hinzufügen eines näheren Bestimmungswortes leider überflüssig. Auslands**dienerei** gibt es nur in Deutschland. Hier freilich ist seit dem Dreißigjährigen Kriege, der unser Volkstum bis ins Mark schwächte, die Überschätzung des Ausländischen so durch alle Volksschichten hindurchgegangen, daß sie geradezu ein Nationallaster geworden ist. Der Krieg hat auch hier ein Aufklärungswerk vollbracht, das vielfach so schmerzlich in liebgewordene Gewohnheiten und vertraute Vorstellungen eingriff, daß man eine dauernde Heilung erhoffen möchte.

Es wäre aber verkehrt und könnte uns um alle Früchte bringen, wenn einige Zeichen der Besserung (z. B. sprachliche Reinigung, kräftigeres Selbstbewußtsein im Handel) zu hoch bewertet würden. In unserem öffentlichen Leben, zumal soweit es literarisch beeinflußt ist, haben wir den allem Deutschen widerstrebenden Geist der sogenannten „Moderne“, die fast immer und überall nur modisches Getue ist, zu mächtig werden lassen. Mode ist nun leider auch vielfach bloß das zurzeit „moderne“ Deutschbewußtsein. Zum Teil ist diesen Leuten, die sich nur wohl fühlen, wenn sie glauben, allen anderen um eine Meile in der Entwicklung voran zu sein, dieses bewußte Deutschsein auch schon wieder leid geworden, nachdem der Stoff für sie feuilletonistisch erschöpft ist. Schon jetzt, wo unser Volkstum noch

im bittersten Kampfe steht, sehen wir eine große Zahl dieser armseligen Tröpfe, die offenbar gar nicht imstande sind, die Gewalt des Kampfes ihres Volkes zu erfassen, ängstlich am Werke, die allenfalls zerrissenen Fäden zum Auslande wieder anzuknüpfen, und eifrig an dem Gespinst arbeiten, das später wieder als das Flittergewand internationaler Kultur ihre blutarmen Glieder umhüllen soll.

Wie armselig ist dieses Feuilletonistengezücht, das immer und überall nur sich selbst sucht, worüber es auch schreibt und in Verzückung oder Ingrimm zu geraten vorgibt. Ihre vielgerühmte geistige Beweglichkeit ist tatsächlich Mangel an wirklichem Wissen und ethischem Gehalt, der zum Dienen um der Sache willen verpflichtet und darum eine gewisse Schwere des Beharrens, ein echtes Konservativsein bedingt.

In dieser eitlen Selbstbespiegelung merken diese Leute gar nicht, wie dumm und schamlos sie sich benehmen. Immer haben sie einseitig geliebt, immer haben sie bei den anderen gedienert, selig, wenn ein Brosamen überlegener Anerkennung oder billigen Dankes für sie von den Tischen der Auslandsgötzen abfiel, die sie selbst zuvor überreich gedeckt hatten. Seit Ausbruch des Krieges haben sie überhaupt nur noch Hiebe bekommen, — und doch, und doch das alte Lied!

Eine solche Schwächlichkeit wäre natürlich nicht möglich, wenn sie sich nicht ein glänzendes Theatermäntelchen umhängen könnte. Diese Herrschaften müssen sich überlegen fühlen können über das Volk, über die „national Beschränkten". Dann aber sind sie zu jeder Speichelleckerei und jeder Kriecherei bereit.

Dutzende von Beispielen dieser knechtischen Gesinnung sind mir seit Beginn des Krieges aufgestoßen. Da und dort habe ich eins festgenagelt, aber man hat gerade jetzt anderes und Besseres zu tun, als dieses lästige Geschmeiß zu bekämpfen, das einem die Freude an der Hochspannung unseres Volksempfindens besudelt. Aber da ist mir in der „Vossischen Zeitung" vom 30. Juni 1915 ein Beispiel aufgestoßen, das so bezeichnend für diese ganze Art ist, daß sich an ihm das Schädliche und Unsinnige dieses Zustandes klar nachweisen läßt.

Im französischen Heer ist Henri Casadesus gefallen. Wer weiß in Deutschland, wer das ist? Selbst unter den erfahrenen Musikliebhabern sind nur wenige, denen dieser Name wirklich geläufig ist. Denn Herr Casadesus war ein Bratschist, sicher ein tüchtiger Vertreter seines Instrumentes, der in der französischen Konzertvereinigung zur Pflege alter Musik auf alten Instrumenten die Liebesbratsche und nachher im Capet-Quartett sein Instrument würdig vertrat. Aber selbst Herr Dr. Julius Levin, der in der „Voss. Ztg." den Nachruf auf Casadesus schrieb, wird nicht behaupten wollen oder jedenfalls nicht beweisen können, daß wir nicht in Deutschland eine ganze Reihe gleichwertiger Bratschisten besitzen, noch gar, daß die künstlerische Tätigkeit dieses Mannes von irgendwelcher tiefergreifenden Bedeutung für unser Kunstleben gewesen wäre. Nun sind im deutschen Heere seit Beginn des Krieges zahlreiche Künstler gefallen, Dichter, Maler, Musiker; für die meisten hatten unsere Zeitungen zwei bis drei Zeilen der Mitteilung, allenfalls einen kargen Nachruf. Über Henri Casadesus bringt die „Voss. Ztg." aus der Feder dieses Herrn Dr. Julius Levin zunächst fünfundvierzig Zeilen eines weichherzigen Nachrufs. Natürlich ist da über Herrn Casadesus als Künstler sehr wenig

zu sagen; das meiste ist Tratsch. Herr Levin „glaubt sich zu erinnern“, daß das prachtvolle, sehr große, gelbbraun lackierte Instrument von Andreas Guarnerius war, und weiß bestimmt, daß der Künstler „darauf fast so stolz war wie auf seine schöne Gattin, von der er sich aber später trennte, obwohl der Ehe mehrere Kinder entsprossen waren“. Was geht uns derartiger Quatsch an?!

Aber Herr Levin fühlt gar nicht, wie er sich durch die breit gewälzten, fast in allem Tatsächlichen angreifbaren Ausführungen über Pariser Musikverhältnisse am Raum seiner Zeitung und erst recht am Empfinden seiner Leser versündigt. Er kommt sich in seinem Beginnen geradezu erhaben vor. „Wir Deutschen sind fest davon überzeugt, daß analoge Verluste bei uns in Frankreich zurzeit wenig Interesse in der Öffentlichkeit erwecken würden ...“ Wir können ihm versichern, daß „analoge Verluste bei uns“ selbst in Deutschland in keinem Falle diese ausführliche Bewertung in der Tagespresse gefunden haben. „Trotzdem eines deutschen Henri Casadesus Heldentod keine französische Feder zu sympathischer Äußerung in Bewegung setzen dürfte — trotzdem oder vielmehr deshalb betrachten wir es als eine gemeine Barbarenpflicht, eines Künstlers zu gedenken, der nur seine Pflicht tat, als er uns bekämpfte.“

Man darf diese Dinge nicht so leicht nehmen, wie man wohl möchte. Es handelt sich hier nicht um einen Einzelfall, sondern um ein System. Dieses muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, wenn es um unser Verhältnis zum Auslande besser werden soll; wenn unsere Einschätzung des Auslandes sachlich richtig, unsere Bewertung im Auslande gerecht und unsere Selbsteinschätzung so stolz und sicher werden sollen, wie es für den Geisteskrieg notwendig ist, der nach diesem blutigen Ringen in der Welt anheben wird.

Es ist in der letzten Zeit viel geredet und geschrieben worden über eine bessernde Neuordnung des Auslandsdienstes der deutschen Presse. Die überaus schmerzlichen Erfahrungen, die wir seit Beginn dieses Krieges mit der uns widerfahrenen Behandlung in der Presse des Auslandes haben erdulden müssen, zwingen zur Prüfung, ob von uns aus die nötigen Vorbereitungen getroffen sind, um einerseits im Auslande den Lügenfeldzug bekämpfen, andererseits bei uns selbst über das Ausland wahrheitsgemäß unterrichten zu können.

Man hat dabei den Schwerpunkt auf eine Neugestaltung des Nachrichtendienstes gelegt. So wichtig das alles ist, die Wurzel des Übels liegt tiefer, und alle Verbesserungen im Betriebe, alle Bereicherungen des Materials an sich können nichts helfen, wenn nicht der Geist, in dem unsere Presse das Ausland und alles Ausländische behandelt, von Grund aus ein anderer wird. Wer viel im Auslande gewesen ist oder auch nur regelmäßig die ausländische Presse verfolgt, wird zu seinem Staunen erfahren haben, daß in dieser ausländischen Presse, selbst in den größten Blättern, für deutsche Ereignisse auch noch nicht der zwanzigste Teil des Raumes angewendet wurde, den unsere deutsche Presse für das betreffende fremde Land regelmäßig zur Verfügung hatte.

Ich spreche dabei noch gar nicht von der Auswahl des mitgeteilten Stoffes, sondern lediglich vom aufgewendeten Raum. In kleineren französischen oder italienischen Provinzzeitungen fand man wochenlang keine Nachricht über Deutsch-



land, es seien denn Unglücksfälle, wüste Verbrechen oder ein dreist aufgebauschter politischer Skandal. Die großen Zeitungen hatten außerdem ungemein scharf kritisch, um nicht zu sagen feindlich eingestellte politische Berichte. Über unser gesamtes geistiges, gesellschaftliches, künstlerisches Leben fand sich so gut wie nichts, wenn nicht ein sich witzig dünkender Gascogner mit gutgespielter pariserischer Überlegenheit in einer Feuilletonserie unsere gesamten Zustände seinen Landsleuten in einem von Böswilligkeit oder Unfähigkeit zurechtgemachten Zerrspiegel darbot.

Ich höre den Einwurf: Ja, deshalb kennen uns eben auch die Ausländer nicht, deshalb haben sie diese wahnsinnigen Vorstellungen von uns!

Verzeihung! Haben wir etwa eine große Kenntnis des Auslandes bewiesen? Woher kommen dann diese Enttäuschungen und falschen Berechnungen auf der ganzen Linie? Und was tatsächlich unendlich wichtiger ist: Wer hat heute der Welt gegenüber den Vorteil davon? Muß nicht unsere Presse nun seit Monaten unserem Volke über das Ausland eigentlich das Gegenteil von dem berichten, was sie zuvor mitteilte? Und zuallermeist auf dem einen Gebiete, auf dem gerade die Wahrheit zuerst zu erforschen ist, weil sie nicht auf dem Gewoge eines erregten politischen Lebens hin und her schwankt: auf dem kulturellen!

Damit komme ich zum entscheidenden Punkt. Das große Übel unseres Auslandsdienstes in der Presse liegt im Feuilleton. Es ist beinahe stillschweigendes Gesetz geworden, daß unsere jungen Journalisten den Abschluß ihrer Lehrzeit in Paris genießen. Seit des Urfeuilletonisten Heinrich Heine Tagen gilt Paris als die hohe Schule des Feuilletonismus. Nun will ich ja keineswegs bestreiten, daß in Paris allerlei zu lernen ist; sehr viel sogar von einem kritischen Geist. Aber da gerade der Journalist in der Regel über geringe Glücksgüter verfügt und darum sich auch in Paris die Kosten seines Aufenthalts verdienen will, wird er vom ersten Tage ab „Pariser Korrespondent" eines deutschen Blattes. Daß diese Einrichtung der „Pariser Briefe" bei uns bis in kleine Provinzblätter herunter überhaupt entstehen konnte, ist geradezu ein nationales Unglück. Das französische, ja eigentlich das pariserische Leben wird dadurch für uns zu einer Bedeutung emporgeschraubt, die selbst dann schädlich wäre, wenn seine Beurteilung aus einem gefestigten bewußt deutschen Geiste erfolgte. Aber durfte denn ein Feuilletonist deutsch-national sein? Gehörte es doch zu den ersten Regeln jedes vollwertigen Feuilletonmannes, daß er über alle nationalen Empfindungen, das heißt natürlich über alle deutschnationalen Empfindungen hinausgewachsen war und das feierliche Lob der internationalen Kultur (seit zwei Menschenaltern gleichbedeutend mit französischer) unentwegt sang.

Da sitzt nun solch ein Korrespondent einer deutschen Zeitung in Paris und hat berufsmäßig über alle Angelegenheiten des Pariser künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens nach Hause zu berichten. Hier auf der heimischen Redaktion hat natürlich der Auslandsbericht den Vorzug vor dem, was zu Hause geschieht. Und so wird denn seit Jahren in der Mehrzahl der deutschen Zeitungen, vor allem in jenen, die sich so aufführen, als ob sie allein die Kultur gepachtet hätten, über jedes Pariser Theaterstück, jede Kunstausstellung, jeden Künstler, auch jedes ge-

sellschaftliche Ereignis, ja sogar über die einzelnen Personen, die auf dem Pariser Boulevard es zu einem gewissen Ansehen bringen, ausführlich mit einem besonderen Aufwand von „Geist“ geredet, so daß eine Pariser Theaterkokotte in Deutschland dem Namen nach viel bekannter ist, als mancher ernste deutsche Künstler.

Ohne diesen Feuilletonismus wäre die beschämende Abhängigkeit, in die unser Theater, unsere bildende Kunst und in der letzten Zeit vielfach auch unsere Musik von Frankreich geraten sind, gar nicht denkbar. Das Übel bliebe groß genug, wenn die Franzosen Gleiches mit Gleichem vergolten hätten; das ist ihnen aber niemals eingefallen, dazu sind sie nicht nur zu hochmütig, sondern auch zu klug, zu sehr auf ihren Geldvorteil bedacht.

Wenn man jetzt mit Feldgrauen zusammentrifft, die aus Frankreich zurückkommen, ob Offizier, ob einfacher Soldat, so kommt man im Gespräch unbedingt an die Stelle, wo der Feldgraue halb lachend, halb ingrimmig loslegt: „In Ruhe könnt ihr uns lassen mit eurem Gerede von französischer Kultur. Dieser Schmutz in Haus und Hof, diese Schlampigkeit, dieser Dreck an den Menschen, diese Verwahrlosung allenthalben, diese gemeinen Formen des Umgangs, der üble Zustand ihres ihnen so reich beschiedenen Kunstgutes, die gemeine Gesinnung, die niedrige, würdelose Art im Umgang!“ Ich habe genug Feldgraue gesprochen, die meinten, in Rußland stände es um das alles besser.

Ja, die Leute sind dauernd belogen worden. Die vielgerühmte „französische Lebenskultur“ ist allerdings kein Märchen. Aber an ihr hat immer nur ein kleiner Gesellschaftskreis Anteil gehabt, und immer war diese Kultur nur eine Kultur der Sinne, nie eine solche des Herzens, die allein tiefer ins Leben hineingreift und dieses wahrhaft veredelt, so daß selbst die entfesselte Kriegsfurie dadurch gebändigt wird.

Nur einer lobt auch jetzt: der Feuilletonist, der so vielfach den Rock des Kriegsberichterstatters angezogen hat und nun durch sentimentale Kriegsbilder die Gehaltlosigkeit seiner von militärischer Sachkenntnis nicht getrübten Berichte zu verdecken sucht.

Wir brauchen nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Wir sind zu ehrlich zum Verleumden, zu stolz zum Schmähen; wir sind sogar zu stolz, um uns mit dem Dreck drüben zu befassen, obwohl es hier eine harte Pflicht wäre, scharf zu brandmarken und Frankreich und seine vielgerühmte Kultur zu schildern, wie sie wirklich ist. Denn die Franzosen haben ein großartiges System des Selbstlobes und der Anpreisung in aller Welt durchgeführt, dem man einmal mit allen Mitteln des Spottes und Hohnes entgegenwirken müßte.

Aber wir haben Wichtigeres und vor allem Schöneres zu tun. Überlassen wir die romanische Kultur sich selbst und damit ihrem Verfall und wenden wir uns mit allen Kräften unserem eignen deutschen Leben zu. Ein Hort unbekannten wertvollen Gutes ist allenthalben in deutschen Landen, eine Fülle bester Kraft steckt überall in unserem Volke und seinen Lebensäußerungen. Diese Schönheiten bei uns gilt es zu entdecken, sie wollen wir pflegen und ausbauen.

Es ist eine Lüge, wenn uns immer wieder eingeredet wird, wir würden ohne möglichst ausgiebige internationale Beziehungen an unserem Besten Schaden

leiden. Ich berufe mich auf Goethe, den ja auch die Herren vom Feuilleton gern im Munde führen, und der gewiß auch in diesem Punkte nicht engherzig war; er hat uns das Wort gegeben: „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln." Goethe hat recht behalten, als er in diesem Zusammenhange warnte: „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat genau besehen der Deutsche am meisten zu verlieren." Wir sind seit Goethes Tod trotz unseres unvergleichlichen nationalen Kunstbesitzes immer und immer in die Abhängigkeit des Auslandes hineingeraten und haben uns dadurch dauernd auf Irrwegen verloren. Nun wollen wir doch endlich einmal auch zu unseren geistigen Fähigkeiten, zu unserer kulturellen Kraft jenes Vertrauen hegen, zu dem uns die jetzigen Kämpfe ums Volksdasein berechtigen.



Nach der Schlacht · Von Friedrich W. Wagner

Naßkalten Windes Wehn
Streicht über Wunden und Leichen.
Am schwarzen Himmel stehn
Die Sterne, die stillen, bleichen.

Ein Schrei nach Mutter und Kind
Aus verlassenem Schützengraben —
Naßkalt weht der Wind.
Heiser krächzen Raben.





Gräber an der Küste Walter Klemm

Zwischen den Gärten

Skizze von Mela Escherich

Daß doch die Menschen so wenig von dem Schönen merken, das sie in nächster Nähe haben! Jede Stadt hat zwar natürlich ihre Ausflugsorte, die jeder kennt; aber wie wenige wissen von den ganz verschwiegenen Pfädlein und Feldwegen, die unmittelbar vor jeder Stadt kreuz und quer laufen, und die für den, der sehen will, oft viel schöner sind als der bekannte „Waldblick“, die berühmte Annen- oder Elisen- oder Mathildenruhe, der Aussichtsturm, auf dem man gewesen sein muß, und die unvermeidliche Gedächtniseiche.

Man lege nur die „Führer“ beiseite und gewöhne sich an, nie schwarzen oder roten Punkten, Strichen, Pfeilen, diesen verkappten Pedanten, die es meuchlings darauf anlegen, die harmloseste Luftschnapperei quälerisch zu systematisieren, Folge zu leisten. Dann geht es ganz gut.

Es gibt eine sehr einfache Art, sich eine Stunde angenehmen Naturgenusses zu verschaffen. Man geht irgendwo zwischen den letzten Häusern zur Stadt hinaus. Aber beileibe nicht durch die Anlagen, die so diskret den Übergang zwischen Stadt und Land vermitteln, als handle es sich um die Überreichung einer diplomatischen Note; auch nicht die breite Landstraße, selbst wenn sie Allee ist. Nein, es gibt andere Wege. Vielleicht steckt es uns noch vom Mittelalter her im Blute, die großen Straßen aufzusuchen, weil es in den ummauerten Städten keinen andern Ausweg gab, als durchs Tor. Aber seit die Häuser nach allen Seiten ins Feld hinauslaufen, können wir's auch.

Den Häusern nach! Auf das Durchschreiten eines Vorstadtviertels, wo die eleganten Leute selten und die Gassenkinder häufig werden, kommt es nicht an. Im Gegenteil, es gehört mit dazu. Es gehören die Kramläden dazu mit den vermischten Gerüchen von Käse, Heringen, Seife, Zigarren und verschimmelten Salzgurken. Dann geht irgendwo die Straße in einen ungepflasterten Weg über. Eine Flaschenbierhandlung macht den Beschluß. Das letzte Haus ist über und über mit Reklameschildern geschmückt. Das Abschiedswort der Stadt. Ein Schritt weiter, und — da blüht der Mohn! Es ist freilich nur ein hereingewehter Mohn, ein hergelaufener, dessen Stündlein bald schlagen kann, sobald das umzäunte Gelände, auf dem er zwischen groben Steinen seine Existenz gegründet hat, verbaut wird.

Jetzt ist man außer den Häusern. Man hat ihre Rücken im Rücken. Diese schrecklichen abgehackten Rückseiten, von denen man nie weiß, ob sie ihr Dasein durch die Hoffnung auf Eingebautwerden schon jetzt entschuldigen wollen, oder ob sie sich, so wie sie sind, für möglich halten. Vielleicht ist die letztere Auffassung — trotz allem wie immer — die einzig richtige. Wenigstens verbindet sich mit ihr dem Entscheidenden der volle Begriff von dem Reiz der fließenden Grenze der wachsenden Stadt. Alle diese auf Anbau wartenden Mauern, die den Häusern das Gepräge von angeschnittenen Kuchen geben, diese Hoffronten mit ihren Küchenbalkonen,

auf denen über Schnittlauchtöpfen die Wäsche flattert, diese Schlafzimmerfenster, in denen die rosa und rot bezogenen Bettkissen liegen, diese niederen Hinterhausdächer, auf denen wiederum Wäsche, Wäsche, Wäsche hängt, auf denen auch zuweilen in großen Kübeln Oleander und rotblühende Kakteen stehen, — sie sind die ausklingende Schlußnote von dem großen Lärmstück Stadt.

Und gleich daran schließt sich in unendlicher Melodie das gedämpfte Orchester der Naturstimmen, das Zwitschern von Vögeln, das feine Zirpen und Summen von Insekten.

Sieh da, da rennt schon ein goldgrüner Laufkäfer durch den Sand. Längs des Weges unter den Zäunen wird es bunt im staubigen Grase. Kleiner Feldmohn, blauer Wegwart, goldgelber Löwenzahn, das blaßgelbe Kreuzkraut, großkräutig, mit kleinen trübroten oder gelblichen Blüten die verschiedenen Nesseln, dazwischen das wiegende, schwankende Heer der Gräser: die Trespe, die Schmiele, das Rispengras, die schöne Blüte des Honiggrases, das unscheinbare duftende Ruchgras. Alles tief verstaubt, daß die Stadtdame nur mit gehobenem Rock sich daran vorbeiwagt, und doch eine Welt, eine reiche, köstliche Welt. Welche von den schmutzigen Wegpflanzen möchte wohl mit der armen Zimmerpalme tauschen?

Der staubige Weg schlängelt sich zwischen Gärtnergärten weiter. Farbe um Farbe taucht auf. Der Blick weidet auf unendlichen Buntheiten. Gemüseländer wechseln mit Blumenfeldern. Der Geranien leuchtendes Rot, der Fuchsien blaurotes Getüpfel, der Schwertlilien kaltes Blau, dann wieder Kopfsalat, Kohlraben mit ihren bläulich tauigen Blättern, das Gestänge einer Kompagnie Bohnen, dort Buschwerk, Stachelbeeren, Johannisbeeren, und dort Rosen, Buschrosen, hochstämmige Rosen.

Der Weg ist nicht mehr staubig, sogar ein wenig feucht. In den schmalen Räderspuren der hier verkehrenden Gärtnerkarren blinkt stellenweise Wasser. Fliegen und Schnaken tummeln sich über diesen kleinen Pfützen, die ihre Welt für sich bilden, wie die Pflanzen am Zaune, wie die große Stadt.

Die Stadt? Ja, wo ist sie? Die ganze große, schöne Stadt mit ihren Vorstadt- und Altstadthäusern, ihren Reklameschildern, ihren Käseläden, Postbeamten, Magistratsräten, Gassenkindern, Professoren, Direktoren und so weiter in endlos rollenden Filmstreifen ist fort, glattweg verschwunden hinter einem Gärtnerhaus und einer Wegbiegung.

Wer sieht es noch, wenn er's nicht weiß, daß kaum einen Kilometer hinter diesen kleinen Tümpeln, über denen die Mücken tanzen, als gäbe es keinen besseren Platz in der Welt, eine Stadt liegt?

Wieviel Welten sich auf dieser Welt eng aneinanderdrängen! Und welcher Abstand bei allem Gedränge!

Irgendwo in einer Galerie hängt ein wunderliches, altes, niederländisches Bild, auf dem man einen Kerl durch die wie eine Seifenblase bunte und durchsichtige Weltkugel springen sieht. „Wie man durch die Welt kommt", heißt das Bild.

Man kommt sich manchmal selber so vor wie dieser komische Kerl, der mit einem Fuß schon aus der Weltkugel heraus ist. Ist es nicht ebenso mit einer Wanderung vor die Stadt? Vor kurzem war man noch mitten drin in dem städtischen

Wirbel, und nach ein paar Schritten ist es aus und ab damit und man ist aus dieser ganzen gewohnten Welt heraus und — steht in einer andern. Andere Luft, andere Geräusche, statt der Häuser Gärten, statt der Menschen Pflanzen, Vögel, Insekten. Eine andere Welt!

Und das ist ihr Reiz, daß man sie rasch und heimlich erreichen kann. Wo es heißt Ausflugsort, da spielt schon wieder die Stadtwelt mit. Der Verkehrsverein schlägt die Trommel, der Verschönerungsverein spielt die erste Geige, der Vergnügungsverein die Flöte, die Polizei mit verschiedenen: Es ist verboten! den Baß. Besten Dank für das Orchester! Nur auf den vergessenen Wegen ist Ruhe und — gute Luft.



Auch das ist schwer · Von Helene Brauer

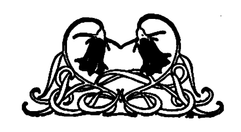
Auch das ist schwer: daß so unsäglich fremd
Uns ward des Sommers lang geliebte Zeit,
Wie er in unsern Feiertag geloht,
So loht er nun in unser Herzeleid.

Die Rosen, unserm Glück einst so vertraut,
Sie haben nichts von unserm Grau'n gespürt,
Ob unser Schrei um ihre Kelche bebt,
Sie blühn beseligt, stolz und unberührt.

Die Sonne blendet den verwachten Blick,
Und Silberwellen klingen übern See,
Die Amsel singt und fragt uns nimmer nach,
Und ihrer Lieder Lachen tut uns weh.

Und auch die Bäume schweigen unsrer Qual,
Von frohen Dingen raunen ihre Reihn,
Gleichmütig schaun sie unser Trauerkleid,
Und zwischen ihnen stehn wir ganz allein.

Auch das ist schwer: ob wir im Leide gehn,
Der Sommer prunkt und feiert ungestört, —
Das ist, als ob ein Freund sich von uns löst
Und nicht mehr unser banges Rufen hört.





Siegesläuten in der Nacht Walter Klemm

Eine Zukunftsfrage

Von Dr. Wilhelm R. Richter

Wir haben für die Zeit nach dem Kriege eine ganze Fülle von Wünschen auf dem Herzen. Es gilt, dafür zu schaffen, daß dies oder jenes anders und besser wird. Die Erwartungen mögen bei den einzelnen verschiedene Ziele haben, und Unterschiede liegen gewiß vor. Das Gesamtergebnis aber, so hofft man zuversichtlich, wird ein neuer Ausdruck unseres gemeinsamen nationalen Wollens, eine neue deutsche Kultur sein. Dies Ziel, dies Ideal können wir nur ahnen und erhoffen, wir können noch nicht davon sprechen, als ob eine scharfumrissene Vorstellung davon unser Allgemeinbesitz ist. Wir können nur auf dem Wege dahin uns vorwärtsarbeiten. Seine Richtung kennen wir ja. Und für diesen Weg erhob sich vor uns eine neue Forderung, deren Verwirklichung unsere nächste Aufgabe ist. In einem Punkte scheint sich doch jetzt alle Welt einig zu sein: es muß gelingen, in Zukunft bei dem Widerstreit mancher Meinungen gemeinsame Gesichtspunkte nicht zu vergessen, das heißt, in die neue Friedenszeit den neuen Geist der Einigkeit, der uns im Kriege aufging, einzuführen und ihn darin zu bewahren. Wir pflegen diese Forderung zunächst auf das Gebiet der inneren Politik, erst in zweiter Linie auch auf das Kulturleben anzuwenden. Nur von diesem soll hier die Rede sein.

Wenn man zurückblickt auf den Zustand, den es vor dem Kriege zeigte, dann mag die Hoffnung auf eine Herausarbeitung gemeinsamer Linien schier aussichtslos erscheinen. Da war unsere Gegenwart erfüllt gewesen von einem ungeheuren Kampfeslärm ringender und sich drängender Entwicklungsbestrebungen. Alle bemühten sich, auf einem kleineren oder größeren Gebiete bessere Zustände zu schaffen. Die eine packte hier an, die andere dort. Dann schob eine dritte diese beiden beiseite und zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, bis eine vierte sie überholte. Hier und dort fand sich ein Versuch, verschiedene Richtungen zu einem größeren Ganzen zusammenzufassen. Dann lösten sich aber trotzdem die einzelnen Bestandteile wieder ab: alles war in einer unaufhörlichen Folge von Entwicklungskrisen. In der Praxis verkörperten sich all diese Bestrebungen als eine Unzahl von Vereinen, Verbänden, Bünden, Kreisen, Organisationen, und wie man das sonst nennen mochte. Gelegentlich schlossen sich einzelne zu Kartellen irgendwelcher Art zusammen, bald zersplitterten andere ihre Kraft in zerklüftender Sektenbildung. Kurz: das Chaos war vollkommen. Im Leben der „Bewegungen" zur „Hebung" oder zur „Förderung" dieser oder jener Seite unseres Kulturlebens schien eine aussichtslose Stockung eingetreten zu sein. Alles schien auseinanderzustreben, die Vereinsmeierei — über die auch jetzt noch von neuem manch kräftig Wörtlein sich sagen ließe — stand in üppigstem Flor und schien dadurch, daß sie sich als Selbstzweck hinstellte, ein Hindernis für all die einzelnen Bestrebungen zu werden, deren Förderung doch eigentlich ihre Aufgabe war.

Nun wäre es ungerecht, eins zu verschweigen. Ein aufmerksamer Beobachter, dem die auch auf diesem Gebiet bestehenden Parteiungen den Blick nicht getrübt

hatten, konnte gelegentlich einzelnes spüren, das wie ein Ansatz zu der Herausarbeitung gemeinsamer Richtlinien mitten in diesem Chaos anmutete. So war z. B. die Tatsache sehr auffallend, daß Gedanken Fichtes auch nach dem Verrauchen der „pflichtgemäßen" Jubiläumsstimmung, fort und fort in den Äußerungen verschiedener Bewegungen hervortraten, die sonst himmelweit voneinander verschieden waren. Dem Beobachter mochte scheinen, als hätte man auf den verschiedensten Seiten in Worten Fichtes einen Ausdruck für Dinge gefunden, die man bisher unerkannt im Herzen trug; als begännen sich hier Anzeichen eines gemeinsamen Wollens oberhalb der besonderen Vereinsbestrebungen zu zeigen. Wie gesagt, so konnte es der objektive Zuschauer erkennen. Den Vereinsmenschen dagegen war das gar nicht aufgegangen. Für die Bewertung einer Erscheinung unserer Gegenwart kommt es aber nicht darauf an, ob sie neben anderen auch da ist, sondern ob sie von der Allgemeinheit anerkannt wurde. Und das war nicht der Fall.

Dann kam der Krieg. Was er für unser inneres Leben bedeutete, das kann man mit einem Worte ausdrücken, das fort und fort hier und da verwandt wird, das gleichsam ein Schlagwort wurde, ohne daß man es als solches erkannte: der neue Geist. Wir empfinden, was es besagen will, auch ohne daß wir versuchen, es begriffsmäßig zu zerpflücken. Der neue Geist durchbrauste alles mit seiner jubelnden Bejahung all dessen, was im Leben des einzelnen und ebenso im Leben der Bewegungen und Vereine über das Individuelle hinaus Gesamtbesitz der Nation ist. In dem Wunsche, daß er auch weiterhin bei uns bleibt, begegnen sich heute die weitesten Kreise. Aber hier beginnt eine Schwierigkeit.

Wir wissen bereits nun schon recht gut, daß er ohne unser Zutun uns nicht treu bleiben wird. Er ist ja für uns — das haben wir bereits jetzt erkannt — nicht eine neue T a t s a c h e unserer nationalen Zukunft, sondern eine neue A u f g a b e. Es gilt für uns, die Hemmungen aus dem Wege zu räumen, die sich ihm entgegenstellen wollen. Diese Hemmungen können dadurch auftreten, daß einzelne, trotz der ehrlichsten Absicht, weiterzuwirken — von den anderen wird nachher zu reden sein —, doch nicht mehr mit der Zeit mitkönnen. Das kann auf zwei Wegen geschehen. Erstens dadurch, daß sie in ihr altes Fahrwasser zurückgleiten wollen und wieder beginnen, ihre besonderen Wünsche als das Alleinseligmachende hinzustellen. Mit dieser Gefahr wird man leicht fertig werden können. Schwieriger aber mit der anderen. Da eine Entwicklung es stets liebt, nach Überwindung eines Extrems sich dem entgegengesetzten zuzuwenden, wird wohl auch die Auffassung auftreten, man müsse jetzt nach der ungeheuren Zersplitterung von früher eine unerbittliche allumfassende Einheitlichkeit herbeiführen; für Sonderbestrebungen sei gar kein Raum mehr da; alles einzelne müsse in der großen Gesamtheit aufgehen.

Eine Einheitlichkeit, die dadurch zustande kommt, daß zahlreiche Richtungen oder Parteien verstummen, um nur einer das Wort zu belassen, diese mag im politischen Leben angebracht sein, im Kulturleben dagegen würde sie weniger begrüßt werden können. Sie würde eine verhängnisvolle Verödung unseres geistigen Lebens bedeuten, und zwar deshalb, weil sie zahlreiche Entwicklungsmöglich-



keiten abschneidet. Diese aber wollen wir darum nicht missen, weil sie uns neue Wege nach jenem noch unerkannten Ziele eröffnen können. Der neue Geist betont über dem Einzelleben das Leben der Nation, er hat daher die Anerkennung eben dieser Einzelleben zur Voraussetzung. Nur nicht in der Vereinzelung stehen zu bleiben, darauf kommt es an. Es ist nicht darauf hinzuwirken, soundso viele Bewegungen zu lediglich dienenden Wesen zu machen, die desto bessere Werkzeuge sind, je weniger Besonderheit sie haben; sondern es gilt, den einzelnen Bewegungen, die als Persönlichkeiten (um dieses abgedroschene Schlagwort einmal zu gebrauchen) so stark sein können und sollen, wie nur möglich, diesen die Fähigkeit einzugeben, über ihre Sonderbestrebungen hinauszuschauen und so, wie sie sind, auch mithelfendes Glied am Ganzen zu sein.

Das heißt mit anderen Worten: Im Leben der Bewegungen und Vereine ist ein Problem jetzt brennend geworden, das uns aus dem Leben des einzelnen wohlbekannt ist, die Frage nach der Vereinbarkeit von Individualismus und sozialer Einordnung. Von der Isolierung haben wir genug. Uns davor zu hüten, statt dessen in allgemeine Schematisierung zu verfallen, ist unsere Aufgabe. Natürlich wäre es viel bequemer, die Mannigfaltigkeit der Bewegungen aufzuheben, als über dieser Mannigfaltigkeit eine bisher nur in Anlagen vorhandene Einheit zu schaffen. Aber ein Wort, das verdiente, bekannter zu werden, als es ist (es stammt von Willy Hellpach aus der Mainummer 1915 der „Akademischen Rundschau"), besagt: „Deutsch sein heißt nicht, es fabelhaft bequem, sondern es herzlich unbequem haben." Wir wollen es uns für die Zeit nach dem Kriege recht sehr merken. Nur unter dieser Voraussetzung wird es möglich sein, dem Baume der deutschen Kultur das fröhliche Wachstum zu ermöglichen, das wir so zuversichtlich erhoffen.

Gerade die Vielfältigkeit der voneinander unterschiedenen und dabei doch zusammengehörigen Bestrebungen wird dem Kulturleben unserer Nation besonders angemessen sein. Eine Zentralisierung des Geisteslebens wollen wir gerne jenseits des Wasgenwaldes so viel wirken lassen, wie es mag; wenn sie uns nur fernbleibt. Die Zersplitterung unseres Volkes in früheren Jahrhunderten, so entsetzliches Unheil in politischer Hinsicht sie über uns brachte, hat doch im Kulturleben gute Blüten getragen. Daß diese damals nur hier und da auch Früchte zeitigten, lag eben an der traurigen staatlichen Ohnmacht. Seit bald fünfzig Jahren hat diese sich, gottlob, in ihr Gegenteil verkehrt. Aber auch unter dem Schutz unseres machtvollen Reiches werden München und Hamburg, Frankfurt und Berlin, Stuttgart und Königsberg — außerhalb unseres Reiches wollen wir Wien und Graz nicht vergessen, denen wir hoffentlich in diesem unpolitischen Zusammenhang Riga und Antwerpen anfügen können — in unserem Kulturleben gesonderte und verschiedene Brennpunkte bleiben, die nicht nur räumlich getrennt sind. Wir sind also gewohnt, verschiedene Artung innerhalb deutschen Wesens anzuerkennen. Wir müssen, was uns an festgefügten Stammeseigentümlichkeiten geläufig wurde, anwenden auf werdende neue Züge, auch wenn diese einstweilen nur ein kleines Gebiet des Lebens und einzelne Kreise innerhalb unserer Nation umfassen. Wir müssen uns jetzt daran gewöhnen, verschiedene Richtungen und Bestrebungen



auch gelten zu lassen, ohne daß sie ihre Heimstätte an einem bestimmten Orte aufgeschlagen hätten; wenn sie nur als besondere Ausprägungen eines Gemeinsamen sich kund tun!

Freilich: wenn dies Gemeinsame, also die deutsche Kultur der Zukunft, bereits festgefügt dastünde, dann wäre es ein leichtes, neue Bewegungen ihr so einzufügen, daß sie Raum zu ihrer Entwicklung haben und doch ein Organ des Ganzen bleiben müssen. Die Schwierigkeit besteht darin, daß eben das Besondere mit diesem Gemeinsamen gleichzeitig emporwächst. Da wird es noch manch Kopfzerbrechen geben. Wie die Aufgabe anzugreifen ist, beidem gerecht zu werden, darüber wäre noch mancherlei zu sagen, und darüber wird natürlich noch sehr viel von den verschiedensten Seiten her gesagt werden. Der „Präzedenzfall“ ist da. In der Kriegszeit zeigte es sich, daß innerhalb einer Bewegung die satzungsmäßig engeren und die nicht in den Satzungen vorgesehenen nationalen Aufgaben gleichzeitig tatsächlich gepflegt werden können. Zunächst gilt es nun, eins festzuhalten. Das Problem ist: Wie kann man im Leben der Bewegungen dem Persönlichkeitsdrang und dem Gemeinschaftsdrang gleichermaßen zu ihrem Rechte verhelfen? Die Anschauungen darüber, welchen Umfang im Leben des einzelnen der Individualismus annehmen kann und darf, sind verschieden. So auch im Leben der Bewegungen. Nur darüber ist sich wohl alle Welt einig, daß die vereinsmeierische Eigenbrötelei aufhören muß. Aber Mangel an Eigenbrötelei ist noch lange nicht Mangel an Eigenart. Nur vollrunde und festgefügte Persönlichkeiten können die Allgemeinheit wirklich fördern, viel besser, als dies Lebewesen können, die selbst von äußeren Mächten und Eindrücken abhängig und nichts sein wollen, als lediglich ein Spiegelbild dessen, was auch sonst in der Gegenwart sich vorfindet. Genau dasselbe gilt auch von den Bewegungen im Kulturleben.

Wir müssen uns hier etwas allgemein ausdrücken. Wir hätten sonst die Aufgabe, eine bestimmte Bewegung als „Versuchskaninchen“ vorzuführen und an ihr zu zeigen, was mit ihr vorzunehmen wäre. Das ist zurzeit untunlich. Nur das Problem, um das sich alles dreht, soll aufgewiesen werden. Ein Problem zu fassen, ist noch lange keine Lösung der vorhandenen Fragen; aber es gibt einen Boden ab, auf dem die Fragen gelöst werden können; und so bedeutet es einen ersten Schritt.

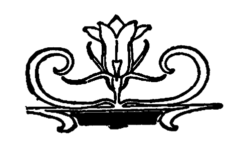
Die Entwicklung, die einsetzen muß, möge dafür wirken, daß der neue Geist ungehemmt walten kann. Auch für die Zukunft der deutschen Kultur gilt der Satz vom getrennten Marschieren, um vereint zu schlagen. Aber w e n schlagen? Wie verträgt sich dieser Vorsatz überhaupt mit der Forderung des Friedens im Inneren? Ist es nicht gerade unsere Aufgabe, in Zukunft jede ehrliche Meinung zu achten? Ganz gewiß ist es das. Aber wenn sich nun Kreise bemerkbar machen, die gar keine Meinung haben wollen? Leute, die da meinen, nun hätte man es doch so herrlich weit gebracht, nun könne man gemütlich und behaglich sein und brauche sich den Kopf nicht mehr unnütz zu zerbrechen. Es mögen manchmal Leute sein, die mit ihrer seelischen Spannkraft den Anforderungen der Zeit nicht gewachsen waren, nachdem sie zuerst einen Anlauf dazu nahmen, und die vor dem Kriege vom Philisterium — denn mit ihm haben wir es hier zu tun — noch weit entfernt

waren. Ein Philister ist doch ein Mensch, dem jede Fähigkeit abgeht, in Schwung zu geraten, und der den „Zweck“ all dessen, was über das praktische Bedürfnis hinausgeht, nicht erfassen kann. Freilich ist das Wort vieldeutig. Manche mehr zivilisierte als kultivierte Zeitgenossen sprachen wohl vor dem Kriege von beschränktem Philistertum auch dort, wo eine Richtung nicht auf den äußeren Erfolg, sondern auf Vertiefung im Gemüt hin wirksam war. Natürlich lehnen wir diesen Gebrauch ab, denn wir meinen, daß gerade diese gescholtene Richtung für unsere Zukunft noch viel bedeuten kann und wird. Wir sprechen vom Philister im Sinne Goethes als von jenem bedauernswerten Menschen, der mit Furcht und Hoffnuug angefüllt ist. Es ist sehr möglich, daß von ihm aus Hemmungen für unser Kulturleben auftreten, daß er als Flaumacher wirkt, der da meint, es sei zwar ein anregender Zeitvertreib, in müßigen Stunden sich auch um ferner liegende Kulturideale zu bemühen, aber man hielte es doch schließlich auch ohne das aus und hätte es doch auch so ganz gut. Und wollte man ihm auseinandersetzen, daß man es eben nur schwer aushält, dann würde er das als eine Überspanntheit erklären. Vielleicht auch würde er, wie es in Friedrich Theodor Vischers „Auch Einer“ einmal heißt, „die Hände reiben und sagen: ‚Unsere Heere haben's ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge.‘“ Und wenn er es nicht sagt, mag er es denken.

Sollte einmal eine Richtung auf den zufriedenen Stumpfsinn hin sich hervortun, dann läge für all die Kreise, denen es mit ihren eigenen und mit fremden Meinungen ernst ist, keine Veranlassung vor, die Bequemlichkeit dieser Zeitgenossen zu schonen. Diese Kreise wären es, die es gilt „vereint zu schlagen“. Wenn es nicht nötig wird, — um so besser. Zunächst heißt es nur, darauf zu achten, was dieser Gegner tun wird.

Wie nun im einzelnen die Aufgabe, von der wir hier sprachen, angegriffen werden muß, darüber wird noch viel nachzudenken sein. Wie man vorgehen muß, um die beharrenden Elemente in Bewegung zu setzen, darüber werden die Meinungen nicht immer ganz übereinstimmen. Hier sollte nur auf die Gesinnung hingewiesen werden und auf das Problem, das sie nach sich zieht.

Programme werden sicher noch genug aufgestellt. Begriffserklärungen wird man für einzelne Punkte noch erstreben. Sie sind gut und nützlich und helfen mit zum Weiterkommen. Wenn nur die Gesinnung dahinter steht, ohne die alle Erklärungen wenig helfen, und die man empfindet, auch ohne daß sie verstandesmäßig auf eine Formel gebracht wurde. Die Gesinnung ist jetzt vorhanden. Daß sie auch in Zukunft vorhanden sein kann, dafür zu wirken, ist unsere Aufgabe.



Eine deutsche und internationale Umfrage · Von Professor Dr. Ed. Heyck

Die Wahrheit beginnt zu hinken, sobald sie die Stütze der Autoritäten suchen muß, und jeweils sind jene ins Geistreiche spielenden Politiker ihren Nationen nicht zum besten bekommen, die mit Hilfe eines vorsätzlich angelegten Zitatenschatzes den Mangel an vorsätzlicher Ausdauer und Kraft in gefällige Worte umzudrehen oder den kläglichen Ausgang des Spiels durch den Köder des Bonmots leichtherzig tuend zu verwischen suchten. Die wirklichen Staatsmänner und rechten starkherzigen Patrioten sind auch in geflügelten Worten kraftvoll und — schöpferisch gewesen.

Aber in Ausnahmezeiten können Zitate zur Notwehr werden, zu Eideshelfern der gefesselten Erkenntnis. Die nicht grundlose Zurückzügelung des mechanisch beschränkten Untertanendenkens hat auf Gegenseiten die allmähliche Folge eigentümlicher Mißverständnisse gezeitigt, die die Gunst der Zensurfreiheit verwechseln mit der höheren Maßgeblichkeit, das mittelmäßige Amt des patriotischen Beschwichtigers mit dem des kosmopolitischen Nachtwächters. Wenn die Ungeschicklichkeit, von den Gefilden der auswärtigen Betätigung ruhmlos sich heimwendend, ihre Muße zur weltüberblickenden Autorität ausmünzen und damit die Grenzen des erhaltenen Auftrags widersinnig überschreiten möchte — ein Widersinn, den schon am drastischsten der Name „Lokal-Anzeiger“ illustriert —, so wird es berechtigt, derartigem Papiergeld die durch echtere Metallbestände gedeckten Autoritäten entgegenzustellen.

*

Den Teufel halte, wer ihn hält,
Er wird ihn nicht so bald zum zweiten Male fangen! (Goethe.)

Der Frieden ist kein Friede, bevor man nicht gesiegt hat. (Victor Hugo.)

Mich dünkt, man sollte die Waffenstillstände im Kriege weglassen, damit die Frieden nachher nicht bloße Waffenstillstände werden.
(General Graf Baudissin. 1813.)

Es ist gefährlicher, den Menschen einen Haß als eine Liebe entreißen zu wollen. (Björnson.)

Hochachtung erlangt man desto weniger, je mehr man darauf ausgeht.
(Bald. Gracian, um 1635.)

Es gibt keinen größeren Irrtum, als daß Nationen großmütig und uneigennützig gegeneinander handeln könnten. Diese Täuschung muß ein gerechtfertigter Stolz beizeiten von sich abtun. (Washington.)

In der Gefühlspolitik ist gar keine Reziprozität. Sie ist eine ausschließlich preußische Eigenschaft; jede andere Regierung nimmt lediglich ihre Interessen zum Maßstab ihrer Handlungen, wie sie dieselben auch mit rechtlichen oder gefühlvollen Deduktionen drapieren mag. (Bismarck. 1857.)

Im Völkerrecht pflegt eine Dankespflicht, als eine Beeinträchtigung des nationalen Stolzes, eher zu einem stillen Groll als zu echter Freundschaft zu führen. (H. v. Sybel.)

Schelmen erwiesener Dienst ist ewig verlorene Mühe,
Gleich als wolltest du Saat streun in die schäumende See.
Sä' du dein Korn ins Meer: nie schneidest du schwellende Garben,
Was du an Schlechten getan, bringet dir Gutes nicht ein.
Wird doch ein schnödes Gemüt nie satt, und versiehst du's in einem,
Schüttet zu Füßen es dir allen bisherigen Dank.
Während der edlere Freund auch erfahrenes Herbe nicht nachträgt,
Aber empfangener Huld ewig mit Liebe gedenkt.
(Theognis von Megara. Um 500 v. Chr.)

In so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eines ist, sind die Irrtümer, welche aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schlimmsten. (Clausewitz.)

Der Wolf zerreißt den, der sich zum Schaf macht. (E. M. Arndt.)

Die Rechtschaffenen überall machen sich mehr Feinde durch Sprechen, als die Schlimmen durch Handeln. (Jean Paul.)

Wer bei der Windstille schläft, der rudert im Sturm. (Sprichwort.)

Vier feindliche Zeitungen richten mehr Schaden an, als hunderttausend Menschen auf offenem Kampffeld. (Napoleon.)

Es ist echt deutsch, daß bei uns keine politische Frage vorher einfach und klar aus dem sachlichen Urteil beantwortet wird, sondern immer und überall aus dem enggeistigen Vorurteil der Bekenntnisse politischer Sippen. (O. v. Leixner.)

Es ist der Hauptfehler der Politiker, zumal der jetzt lebenden, den Blick zu sehr auf die gegenwärtigen, zu wenig auf die zukünftigen gerichtet zu halten. (Victor Hugo.)

Die Scheu vor der Verantwortung ist eine Krankheit unserer Zeit. (Bismarck. 1870.)

So mancher meint, ein gutes Herz zu haben, und hat nur schwache Nerven. (Frau M. v. Ebner-Eschenbach.)

Ein Held ist, wer sein Leben Großem opfert,
Wer's für ein Nichts vergeudet, ist ein Tor. (Grillparzer.)

Schrittweises Zurückweichen ist oft schlimmer als ein Sturz. (Frau M. v. Ebner-Eschenbach.)

Für eine gewisse Sorte von guter Gesellschaft ist nichts so unbequem als feste Gesinnung. (Georg v. Örtzen, geb. 1829.)

Das Schlimmste in einem Staat liegt in der knechtischen Gesinnung, die zur Fügsamkeit treibt. (A. de Tocqueville.)

Der Unterschied von Gehorsam und Fügsamkeit ist dem jüngeren Geschlecht völlig abhanden gekommen. (Alfred Dove.)

In der Politik gibt es keine Mittelwege. Man muß nichts halb tun, wenn man nicht früher oder später bitter büßen will. (E. M. Arndt.)

Entweder lebe, oder sei ganz tot! das gilt für den einzelnen, wie für die Völker und Staaten. (E. M. Arndt.)

Ein beschränkter Anspruch ist zuweilen noch schwerer durchzuführen, als ein unbeschränkter. (Leopold Ranke.)

Damit ein Ereignis Größe habe, muß zweierlei zusammenkommen: der große Sinn derer, die es vollbringen, und der große Sinn derer, die es erleben. (Nietzsche.)

Alles Halbe ist noch schlimmer als nichts, denn es führt auf die Wege des Falschen. (Chesterfield.)

Allzu ängstliche Klugheit ist schädliche Schwäche. (Moltke.)

Die vielen Weisen fruchten nichts; mehr fördert oft
Der ärmere Geist, der ungehemmt und zielbewußt
Durch Haus und Staat selbstherrlich ausgreift. (Euripides.)

Das beste Zeichen von einem tüchtigen Gemüt ist eine tatkräftige Faust. (Shakespeare.)

Flache Menschen begreifen nicht, wie bei der Begeisterung und dem tiefen Glauben großer Seelen auch die Feinheit und Klugheit sein können, welche die weltlichen und politischen Dinge kalt wägen und ordnen. (E. M. Arndt.)

Nie wirft ein Gott den goldnen Schatz dir in den Schoß.
Er zeigt dir, wenn er hold ist, die Gelegenheit
Zu großem Wurf. Versäumst du sie, dann knirsche, Freund,
Statt Gott zu schelten, gegen deiner Schwäche Zaum. (Menandros.)

Ein kühner Entschluß wird nur durch einen Mann gefaßt. In einer beratenden Versammlung wird stets das Für und Wider mit so guten und unwiderlegbaren Gründen belegt, daß eines das andere aufhebt.

Es gehört eben ein Friedrich der Große dazu, um sich nirgends Rat zu holen und alles aus sich selbst zu wollen. (Moltke. 1859.)

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten. (Schiller, im „Tell".)

Wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste. (Goethe.)

In die Zukunft zu blicken ist auch die Klugheit blind. (Pindar.)

Alle wahre Geschichte trägt grelle Farben. (Treitschke.)

Vorwärts! Klang der stolzen Seelen,
Soll auch mir zum Sieg gelingen! (E. M. Arndt.)



Nachts auf Posten · Von Otto Doderer

Über der Walstatt leuchten die Sterne
Und der Mond, die Weltlaterne,
Und jeder Stein und jeder Baum
Und jedes Gräslein glänzt wie Traum.
Was bangst du um die arme Welle Bluts?
Wenn sie verrinnen wird, was tut's?



Zur stillen Erwägung!

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Das dänische Regierungsblatt „Politiken“ macht in einem militärischen Rückblicke, in dem es feststellt, daß wir heute, nach Jahresdauer des Krieges, als „Sieger“ dastehen und uns in jedem Sinne „überlegen“ gezeigt haben, auch noch diese Bemerkung:

„Was Deutschland hier an Kraft und Disziplin geleistet hat, ist über jede Bewunderung erhaben. Wie auch der Krieg ausfallen möge, so wird die ganze Welt dies doch anerkennen müssen und niemand mehr als England, wo man eine viel ruhigere Beurteilung des Gegners antrifft als in Deutschland.“

Sollte diese Bemerkung nicht auch uns zu denken geben? Über unsere „Gefühle“ gegen England sind wir uns ja ebenso klar wie über die eiserne Notwendigkeit, England zu der bedingungslosen Einsicht und Anerkennung zu zwingen, daß es auf seine wohlwollenden Pläne und Anschläge gegen uns endgültig und tatsächlich verzichten muß, daß es uns als die in jedem Belang souveräne Macht gelten lassen muß, die wir nun einmal sind und als welche wir uns in diesem Kriege mit einer auch England handgreiflichen Fühlbarkeit erwiesen haben. Das braucht an dieser Stelle wahrlich nicht erst betont zu werden. Aber Leidenschaften, einseitige feindliche oder freundliche Voreingenommenheiten sind keine geeigneten Unterlagen für Geschäftsabschlüsse. Der Haß ist — wenn schon zuzeiten vielleicht ein guter Ansporner, so doch nie ein guter Ratgeber. Mit Gefühlen macht man keine Politik, und mit dem einen oder anderen unserer Gegner werden wir doch einmal zu einem Abschluß kommen müssen.

Soll das nun, da Frankreich als Vasall und Dependenz Englands, sonst als unzurechnungsfähig, ausscheidet, in erster Reihe Rußland sein? Wer auch heute noch an ein Wiederaufleben, an eine Fortsetzung der „traditionellen Erbfreundschaft“ mit Rußland zu glauben fähig ist, dem kann in seiner hoffnungslosen Unbelehrbarkeit einfach nicht geholfen werden. Politisch mitzuraten ist er jedenfalls nicht berufen. Rußland aber wird, mag der Friede ausfallen, wie er wolle, nicht nur unser geschworener und fanatischer Feind, sondern auch unser gefährlichster, weil weitaus mächtigster Feind bleiben. Auch das ist im Türmer wiederholt auf das schlüssigste klargelegt worden, überdies lehrt es ja dieser Krieg und ein Blick auf die militärischen Machtmittel, die in der Tat unter gewissen Voraussetzungen unerschöpflichen natürlichen Hilfsquellen des Riesenreiches. Ein nach diesem Kriege nicht im Innersten erschüttertes, nicht in seine großrussischen ethnographischen und strategischen Grenzen zurückgedrängtes Rußland bedeutet eine ständige, nie aussetzende Lebensgefahr für das Deutsche Reich und schließlich die russische, dann nicht mehr aufzuhaltende und zurückzudämmende Invasion. Wer Rußland kennt und nicht seit heute erst kennt, der weiß, daß dieser Gedanke Rußland auch nicht erst seit heute beherrscht.

Wäre es angesichts dieser Tatsachen — ohne daß wir selbstverständlich unseren eisernen Siegeswillen gegen England auch nur im geringsten abschwächen — nicht vielleicht doch zweckmäßig, wenn wir uns England mit etwas mehr Kühle und Ruhe gegenüberstellten? Uns nicht selbst und von vorneweg politische Möglichkeiten abschnitten oder verkürzten, die auch in unserem wohlverstandenen Interesse liegen könnten? Das bedingungs- und besinnungslose Sichverbeißen in das eine „Rote Tuch“ fordert doch schon zuweilen zu bedenklichen Vergleichen aus einem gewissen Gebiete heraus.

Nur dieses heute zur stillen Erwägung. Nur dies eine zunächst: empfiehlt es sich nicht, auch England und gerade England gegenüber noch so berechtigte Gefühle hinter die rechnerischen Abwägungen der gegebenen Möglichkeiten, des größeren oder geringeren Nutzens zurückzustellen? Mit einem vielgemißbrauchten Wort: wirklich realpolitisch zu denken und danach zu handeln? Keinesfalls können uns immer von neuem aufgepeitschte Leidenschaften gegen den einen der Gegner unseren Zielen näher bringen, auch nicht gegen diesen einen. Und die anderen, durchaus nicht edelmütigeren, für die wir aus Atavismus und einem natürlichen Ausgleichungsbedürfnis allerlei Entschuldigungen und sonst Sentimentalitäten hervorkramen, ziehen daraus nur Vorteil und lachen sich ins Fäustchen.

Darüber sind wir uns doch wohl alle einig: die ganze Welt zu Boden werfen, unter unsere Herrschaft bringen, liegt ebensowenig in unserer Macht, wie es selbstverständlich jemals in unseren Absichten gelegen hat, noch liegen kann.

Zum Troste für die „Liebhaber“, die Englandspezialisten: England läuft uns auch nach dem Kriege nicht fort, wenn es an diesem noch nicht genug haben sollte. Einmal wird es aber doch wohl zur Vernunft kommen müssen, und vielleicht ist es schon auf dem Wege dazu. Im stillen Kämmerlein — — —

Warum sollen wir aber nicht auch von England lernen? Zum Beispiel: wie man großmütig sein kann, andere durch vornehmes Entgegenkommen in sein Interesse ziehen kann, ohne daß solch wahrhaft großzügige Noblesse einen was kostet? Wäre es z. B. unter allen Umständen so ganz undenkbar, daß wir gegen ausreichende Gegenleistungen uns nach reiflicher Überlegung bereit finden ließen, England — sagen wir — Calais zu bewilligen? Uns könnte es ja schließlich gleich sein, und es ist ja nur ein formeller Unterschied, ob England oder Frankreich für jene in englischem Besitze befindlichen Plätze offiziell „firmiert“, und man hat es ja im allgemeinen lieber mit dem Herrn selbst zu tun, als mit seinem Angestellten oder vorgeschobenen Strohmann. Kurz, es gibt so allerhand Möglichkeiten, gegen die man sich nicht grundsätzlich und von vornherein verschwören sollte. Im Kriege wie in der Politik ist das Unwahrscheinliche, das angeblich Unmögliche oft das Wahrscheinliche, ja das Einzigrichtige. Aber das Nähere hier auch nur anzudeuten, ist ja heute Tabu. Nur meine ich: wenn auch dieser Krieg und was mit ihm geschichtlich zusammenhängt, unseren Bedarf an politischem Anschauungsunterricht noch nicht gedeckt haben sollte, dann — ja, dann stünden eben unsere politisch-pädagogischen Bedürfnisse im umgekehrten Verhältnisse zu unserem politischen Begriffsvermögen.





Die Vergessenen!

Ein Beitrag zur Fürsorge für die Familien unserer gefallenen Krieger

Wenn von der Hinterbliebenenfürsorge für die Kriegerfamilien die Rede ist, so stehen im Vordergrund des Interesses stets die Kriegerwitwen und Kriegerwaisen. Es ist das eine ganz natürliche Erscheinung, weil vor beiden meist noch ein langes Leben liegt und es darum sehr notwendig ist, daß eine durchgreifende Hilfe eintritt. Es kann sich darum bei der Fürsorge für Witwen und Waisen nicht allein darum handeln, durch die Bewilligung einer Geldunterstützung die Möglichkeit zu bieten, nur das Leben zu fristen, sondern es müssen vielmehr Veranstaltungen getroffen werden, die es beiden ermöglichen, ihr Leben so zu gestalten, daß es für sie selbst durch nutzbringende Arbeit bereichert wird, und daß sie in der Lage sind, durch diese Arbeit ein wertvolles Glied für Gemeinde und Staat zu sein. Bestrebungen dieser Art sind bereits im Gang und werden sicher bei dem großen Interesse, das das ganze deutsche Volk an den schwerbetroffenen Familien der gefallenen Krieger nimmt, zu einem erfreulichen Erfolg führen. Die große Sitzung im Reichstag, die am 16. und 17. April stattfand, und in der diese Frage behandelt wurde, gab Zeugnis von dem Willen zur Tat, nach jeder Richtung hin Kriegerwitwen und -waisen ihren Lebensweg erleichtern zu helfen. Mit keinem Wort aber wurde in dieser großartigen Sitzung **der Mütter** gedacht, deren Söhne gefallen sind und die vielfach schlimmer daran sind, als Frau und Kinder, weil ihnen nicht selten im Sohn ihre einzige Lebensstütze und ihre ganze Lebenshoffnung entrissen worden ist. Es ist darum sehr nötig, daß auch auf die Mütter hingewiesen wird und auch ihr Los in Betracht gezogen und nach Möglichkeit erleichtert wird. Die Zahl dieser Mütter ist außerdem weitaus größer, als die der Witwen. Im Jahr 1910 kamen auf eine Bevölkerung von 65 Millionen Menschen 2,6 Millionen Witwen. Selbst wenn der Krieg diese Zahl um 100 000 vermehren würde, was nach den jetzigen statistischen Feststellungen noch zu hoch gegriffen ist, so wird diese Zahl ganz bedeutend überschritten durch die **Zahl der Mütter**, die durch den Krieg ihre Söhne verlieren, denn es stehen ungefähr viermal so viel **unverheiratete** den **verheirateten** Gefallenen gegenüber. Wir hatten unter den 2½ Millionen Witwen nach der Volkszählung ca. 300 000, die unter 50 Jahren alt waren, also über 2 Millionen ältere Frauen. Von den Witwen der Volkszählung wurden 400 000 von Angehörigen unterhalten, und man darf annehmen, daß die Mehrzahl dieser Erhalter der Witwen „**die Söhne**“ waren. Auch bei den 900 000 Witwen, die von Pensionen, Renten und **Zubußen** von Familienmitgliedern leben, werden wieder die Söhne hauptsächlich in Betracht kommen für die Beihilfen. Man sieht daraus, daß die Hinterbliebenenfürsorge für die Mütter eine viel umfassendere sein muß, als

für die Witwen. Aus diesen Zahlen sieht uns eine große Mütternot an. Wer hilft da? Die Versorgung dieser älteren Frauen ist um so schwieriger, da meistens der eigene Erwerb durch Alter und Verbrauchtsein durch das Leben ausgeschlossen sein wird. Diesen Tatsachen gegenüber scheint das Kriegselterngeld, das für Wehrmänner höchstens 250 ℳ beträgt und für die eines Offiziers 450 ℳ, sehr unzulänglich. Besonders kommt aber noch eines in Betracht, daß die Auszahlung des Kriegseltern.geldes nur dann gesetzlich zulässig ist (nach § 22), wenn der Verstorbene den Lebensunterhalt des Antragstellers vor Eintritt in das Heer oder nach seiner Entlassung aus diesem, zur Zeit dieses Krieges oder bis zu seiner letzten Krankheit ganz oder überwiegend bestritten hat. Dieser Paragraph scheidet eine ganze große Zahl Mütter überhaupt davon aus, Kriegselterngeld bewilligt zu bekommen. Es sind das alle die Mütter, die oft unter größter Selbstaufopferung und unter Hingabe eines Kapitals, das ihren Lebensabend hätte von Sorgen befreien können, die Ausbildung der Söhne für einen Beruf ermöglichten, unter der Voraussetzung, daß diese Söhne später für ihren Lebensunterhalt weiterzusorgen in der Lage wären, sobald sie, dank ihrer guten Ausbildung, eine gut bezahlte Stellung erreicht hätten. In allen Fällen, wo die Mütter so handelten, und es sind ihrer sehr viele, stehen sie heute hilflos und unversorgt einem trostlosen Alter gegenüber. Sie müssen neben dem herben Schmerz um den Verlust ihres Sohnes auch noch die bittere Sorge tragen, wie sie ihr Leben fristen wollen. Hier besteht eine klaffende Lücke in der Gesetzgebung, die noch ausgefüllt werden muß und hoffentlich auch ausgefüllt werden wird. Neben diesen Müttern, für die in keiner Weise gesorgt ist und deren Schmerz um den Tod ihrer Söhne noch durch wirtschaftliche Sorgen schwerster Art verschärft wird, stehen aber auch zahllose Schwestern, die durch den Verlust des Bruders Lebensinhalt und Lebensunterhalt verloren. Es sind dies die Opfer einer falschen Erziehung durch die Eltern. Diese, befangen in der alten Auffassung, daß die Tochter heiraten werde und zu diesem Zweck keine Ausbildung brauche, haben vielfach nur ihren Söhnen eine ausreichende Schul- und Fachbildung zuteil werden lassen, im Vertrauen darauf, daß, wenn die Schwester nicht heiratet, sie vom Bruder unterhalten wird. Eine Erhaltungspflicht des Bruders gegenüber der Schwester besteht seit Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches seit dem Jahre 1900 nicht mehr. Da diese Pflicht also nicht mehr gesetzlich feststeht, findet sich auch keine Bestimmung in den Gesetzen für die Kriegshinterbliebenenfürsorge, die den Schwestern eine Rente sicherte in all den Fällen, wo sie dem Bruder den Haushalt führten und von diesem dagegen unterhalten wurden. Diese Schwestern sind auch heute sehr schlimm daran, zudem auch sie meist ein Alter überschritten haben werden, in dem es noch leicht ist, sich eine Berufsausbildung anzueignen und in diesem Beruf Lebensinhalt und Lebensunterhalt zu finden, der ihnen geraubt wurde durch den Heldentod des Bruders für das Vaterland. Auch hier müßte das Gesetz in irgendeiner Weise eine Bestimmung treffen, ja es müßte durch die Nationalstiftung geholfen werden, entweder daß diese Schwestern in die Lage versetzt werden, noch eine Berufsausbildung zu genießen, um erwerbstätig werden zu können, oder, wenn dies nicht tunlich ist, müßte auch ihnen eine kleine Rente zufallen. Aus dieser Schwesternnot gilt es wieder zu lernen für alle Eltern und auch für Staat und Gemeinde. Alle müssen erkennen, daß es nicht nur für jeden Menschen selbst, mag er Mann oder Frau sein, sondern auch für die Familie und für Staat und Gemeinde wertvoll ist, wenn alle ihre Glieder die in ihnen schlummernden Kräfte ausbilden und sie in die Lage versetzt werden, sich selbst zu ernähren, ohne auf die Hilfe anderer rechnen zu müssen. Die Richtigkeit dieser Forderung, die seitens der Frauen schon seit Jahrzehnten aufgestellt wird, hat der Krieg sowohl in betrübender wie erfreulicher Weise bestätigt. In betrübender insofern, daß zahllose Frauen, die durch mangelnde Ausbildung nichts zu leisten imstande waren, der Gemeinde und dem Staat zur Last fielen, in erfreulicher Weise dadurch, daß es möglich wurde, vielen Frauen, die eine richtige Schulung durchgemacht hatten, verantwortungsvolle Posten in der deutschen Volkswirtschaft, in Gemeinde und Staat zu übertragen.



Es ist eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, die Mütter seiner Helden nicht zu vergessen und denen, die ihr Bestes dem Vaterlande opferten, den Lebensabend frei von schwerster wirtschaftlicher Not zu gestalten. J. W.



Baltisches Deutschtum und Deutsches Reich

Unvergessen bleibe uns das Wort des russischen Ministerpräsidenten Goremykin, daß der gegenwärtige Krieg nicht etwa nur ein solcher gegen das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn sei, sondern gegen das Deutschtum überhaupt. Und gerade deshalb, betont Professor Conrad Bornhak im „Tag", war dieser Krieg, im Gegensatz zu dem gegen Japan, in den weitesten Kreisen des russischen Volkes wirklich volkstümlich. „Der russische Handel- und Gewerbetreibende sah, daß der Deutsche besser und schneller vorwärtskam, der russische Bauer blickte auf die sich stetig vergrößernden Gefilde der deutschen Ansiedler. Und so erwachte die Politik des Neides, die sich sagte: mit Ausrottung des Deutschtums fällt das alles den Russen zu. Also alle wirtschaftlichen Unternehmungen der Deutschen, die meist seit Menschenaltern schon die russische Staatsangehörigkeit besitzen, sollen vernichtet werden.

Vom reinen Rechtsstandpunkt aus könnte man sagen: das alles geht das Deutsche Reich nichts an, Rußland kann mit seinen Staatsangehörigen machen, was es will. Und in der Tat, einen Rechtsanspruch auf Schutz gegenüber dem Deutschen Reich haben nur Reichsangehörige. Diese Rechtsauffassung hat Bismarck auch stets auf das Gebiet der Politik übertragen. Er sah geradezu in den Deutschen fremder Staatsangehörigkeit abtrünnige Volksgenossen, die sich jedes Anspruches auf Teilnahme seitens ihres alten Vaterlandes unwürdig gemacht und sich die Folgen selbst zuzuschreiben hätten, wenn es ihnen schlecht ginge. Sie störten ihm höchstens mit ihren Klagen die Kreise seiner auswärtigen Politik. Aber über Bismarck hinaus erkennen wir jetzt eine allgemein Kulturgemeinschaft des deutschen Volkes an...."

Wenn nun aber diese Kulturgemeinschaft auch noch keine Rechtsgemeinschaft ist, so läßt sich doch, wie Siegfried von Vegesack mit Recht fordert, von diesem Standpunkt aus der Begriff „Staat" in einer weiteren, tieferen, über seine augenblickliche Begrenzung hinausgehenden Bedeutung erfassen: „Der Staat als die Verkörperung des gesamten Volkstums — unabhängig von seiner zeitlich und räumlich bedingten Erscheinungsform. — Dieser Staat kann allerdings nicht der Vernichtung eines Teiles seines Volkstums gleichgültig zusehen, — kann sich nicht lediglich mit der Wahrung der Interessen seiner Angehörigen begnügen. Als Repräsentant des gesamten Volkstums, mit dessen Wachstum und Niedergang seine eigene Macht aufs engste verknüpft ist, hat er, vor die Alternative zwischen völkischem Verzicht oder staatlicher Erweiterung gestellt, keinen Augenblick zu zögern, um die ganze Kraft seiner moralischen Rechtsansprüche geltendzumachen.

Denn der Staat kann unmöglich zum Prokrustesbett werden, in das sich das Volkstum hineinzuzwängen hat — nach dem Grundsatz: was darüber hinausgeht, wird abgeschnitten. Sondern er ist die Rüstung, die sich nach den lebendigen, nach den wachsenden Formen des Körpers zu richten hat. — Spät ist unsere Rüstung — das Deutsche Reich — geschmiedet worden: lange genug mußten die Überschüsse unserer völkischen Kräfte der Heimat den Rücken kehren. Ohne staatlichen Schutz verfielen sie bald fremden Herren. Aber sie selbst blieben deutsch: Vorposten deutscher Kultur.

Solange man noch außerhalb des Deutschen Reiches deutsch sein konnte, solange ging es noch allenfalls, wenn auch wertvolle Kräfte dem eigenen Staate dadurch entzogen wurden. Nun und in Zukunft wird das unmöglich sein: was jenseits der Grenze bleibt, geht unrettbar dem Deutschtum verloren. ...

Die Tatsache, daß die beiden Begriffe Rechts- und Kulturgemeinschaft, Staat und Volkstum für uns Deutsche so wenig zusammenfallen, daß nicht weniger als ein Viertel des gesamten deutschen Blutes innerhalb fremder Staatskörper kreist — für die es sich teilweise sogar im Kampf gegen das eigene Mutterland opfern muß —, hat sich wohl noch nie so schmerzlich fühlbar gemacht wie heute. Denn noch nie hat sich die Welt in so radikaler Feindschaft, in so bewußtem Haß gegen alles Deutschtum vereinigt wie heute: gilt doch der gegenwärtige Krieg — nach dem Ausspruch des russischen Ministerpräsidenten Goremykin — nicht nur der Zertrümmerung des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns, sondern der Vernichtung des Deutschtums überhaupt.

Je empfindlichere Niederlagen unsere Gegner von der Unmöglichkeit ihres Vorhabens überzeugen, desto schonungsloser wird das unseres Schutzes beraubte Deutschtum ihrer edlen Rache zum Opfer fallen. Der so oft mit Recht für unseren Kampf als Vergleich angeführte Siebenjährige Krieg hat doch in dieser Hinsicht nichts Ähnliches aufzuweisen. Ganz abgesehen davon, daß das Deutschtum staatlich damals noch in sich selbst so sehr gespalten war, daß es unmöglich ein einheitliches Haßobjekt darstellen konnte, stand jene Zeit im Zeichen der dem blassen Humanitäts- und Menschenverbrüderungsideal entgegensteuernden Aufklärung, in deren trocken-nüchterner Atmosphäre Ausbrüche von so elementarer, so bewußt nationaler Leidenschaft wie heute unmöglich waren: so fiel es dem Russen von damals gar nicht ein, die in seinem Reiche lebenden Deutschen plötzlich als Feinde zu betrachten.

Wie anders der Krieg von heute: überall, wohin das deutsche Schwert nicht reicht, wird der Deutsche unbarmherzig vergewaltigt oder zerstampft. Auf die schwere Lage der Deutsch-Amerikaner, die mit geschlossenen Händen der waffenliefernden Neutralität ihres Staates zusehen müssen, will ich nicht näher eingehen; das Beispiel im Osten ist krasser und näher: Pastoren werden von ihren Kanzeln verjagt, Gutsbesitzer, Frauen und Kinder nach Sibirien verbannt, Kolonisten werden zu Tausenden aus ihren durch Generationen mit deutschem Fleiß bebauten Siedlungen vertrieben: weil sie sich erlaubt haben, deutsch geblieben zu sein. Die Liquidation des deutschen Grundbesitzes in Rußland hatte bekanntlich schon ein paar Jahre vor diesem Kriege begonnen; nur die unerhörte Brutalität der Durchführung durch das Gesetz vom 15. Februar 1915 ist infolge des Krieges hinzugekommen. Als Kulturdünger war der Deutsche gut genug — nun soll er durch zwangsweise Einzelsiedlung inmitten russischer Bauern erdrosselt werden.

Selbst der verbohrteste Menschheitsbeglücker und Weltverbrüderungsschwärmer müßte angesichts dieser nackten Tatsachen zu der Einsicht gelangen, daß hier nicht von momentanen Ausbrüchen einer zufällig antideutschen Stimmung die Rede sein kann, die bei Friedensschluß einer um so herzlicheren Freundschaft Platz machen könnte — sondern daß es sich hier um einen ganz bewußten, ganz systematischen Kampf handelt: einen Kampf bis aufs Messer gegen alles Deutschtum. —

Wie sich deshalb auch die Dinge gestalten mögen: für ein außerhalb des Deutschen Reiches stehendes Deutschtum wird die Eisen gegen Eisen gepanzerte Zukunft keinen Raum haben . ."

Man hat sich in Deutschland, schreibt Prof. Dr. J. Haller in der „Frankf. Ztg.", zu sehr daran gewöhnt, sich um die Ostseeprovinzen Rußlands, „als ein fremdes Ausland", möglichst wenig zu kümmern, und insbesondere ihr enger Zusammenhang mit Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart ist lange in Vergessenheit geraten. „Konnte doch sogar Fürst Bismarck, der das Land und seine Leute persönlich kannte und in der Geschichte bewandert war wie wenige, gelegentlich behaupten, die Ostseeprovinzen hätten nie zum Deutschen Reich gehört! Nicht viel besser war der unterrichtet, der noch vor wenigen Monaten in einer offiziösen Kundgebung verlauten ließ, dieses Land sei schon vor ‚Jahrtausenden' Deutschland entfremdet worden. Wenn das am grünen Holze möglich ist, so wird es nicht zwecklos sein, die Tatsachen in Kürze dem Leser ins Gedächtnis zu rufen.



Zunächst die Hauptsache: Estland, Livland und Kurland, früher die Ostseeprovinzen, neuerdings mit Vorliebe die baltischen Provinzen, ursprünglich durchweg Livland genannt, sind eine Kolonie des alten deutschen Reiches, die älteste überseeische deutsche Siedlung. Sie haben rund dreieinhalb Jahrhunderte einen festen Bestandteil des Reiches gebildet und tragen noch heute, nach sieben Jahrhunderten, den Stempel deutscher Gesittung. Die Gründung erfolgte, nachdem kirchliche Missionsarbeit vorausgegangen war, im Jahre 1201, als Albert von Bremen, der neue Missionsbischof des Landes, die Stadt Riga an der Mündung der Düna anlegte. Ihm gelang mit Hilfe des zu diesem Zweck gestifteten Ritterordens der ‚Schwertbrüder' in erstaunlich kurzer Zeit die Unterwerfung und Bekehrung der Einwohner, Letten im Süden, Esten im Norden. Schon 1225 konnte die innere Ordnung geschaffen, der Besitz des Landes verteilt werden. Es wurden Bistümer abgegrenzt: Kurland, Riga, Dorpat, Ösel und Reval, und dem Orden sein Anteil an Grund und Boden zugewiesen. Als die Schwertbrüder 1237 im Kampf mit den Nachbarn aufgerieben wurden, trat der ‚Deutsche Orden', seit 1230 im benachbarten Preußen ansässig, an ihre Stelle. Er erwarb auch Estland, das damals an Dänemark abgetreten werden mußte, 1347 durch Kauf zurück. Damit war das ganze Land bis zur Narowa und zum Peipussee in deutschem Besitz. An seiner staatsrechtlichen Stellung konnte kein Zweifel sein, seit Bischof Albert 1207 ganz Livland vom König Philipp dem Staufer zu Lehen genommen, und 1220 die Bischöfe von Riga, Ösel und Dorpat zu Fürsten des Reiches, ihre Gebiete zu Reichsmarken erhoben waren, während auch der Meister des Deutschen Ordens seit 1226 Reichsfürst war. Livland war also ein Territorium des Deutschen Reiches. Es zeigt auch im Innern ganz die gleichen Züge, die wir bei Altdeutschland kennen. Auch hier trifft es zu, daß die Kolonie das Abbild des Mutterlandes ist und seine soziale und staatliche Ordnung womöglich noch deutlicher widerspiegelt. Eine ungewöhnlich gute Überlieferung sorgt außerdem dafür, daß die Grundzüge der mittelalterlichen deutschen Staatsverfassung nirgends klarer zu erkennen sind als in Livland.

Den Zusammenhang mit dem eigentlichen Deutschland kann man sich für die ältere Zeit nicht eng genug vorstellen. Für ihn sorgte schon die Blutsverwandtschaft: der eingewanderte Adel, die ritterlichen Vasallen der Bischöfe gehörten niedersächsischen und westfälischen Geschlechtern an, die Ordensritter entstammten denselben Landschaften. Ebenso rekrutierte sich aus Norddeutschland das Bürgertum der Städte. Sie sind schon früh aufgeblüht und teilen die Geschicke der Heimat womöglich noch mehr als die andern Stände. Schon 1282 ist Riga, die größte unter ihnen, als Mitglied der Hansa nachweisbar, die anderen sind gefolgt. Wie im ganzen Lande die niederdeutsche Sprache herrscht, so gilt in den Städten das Recht von Lübeck und Hamburg, auf dem offenen Lande das des Sachsenspiegels.

Die materielle Blüte, zu der das Land in den ersten Jahrhunderten gedieh, kann kaum hoch genug gedacht werden. Sie ist noch heute erkennbar an den Resten stolzer Bauwerke. Es dürfte genug sagen, daß die größte deutsche Ritterburg im livländischen Fellin gestanden hat, dessen Anlage sogar die preußische Marienburg übertraf, und daß die höchsten Kirchtürme die von St. Olai in Reval und St. Peter in Riga waren. Von dem glücklichen Zustand des Landes am Ende dieser seiner altdeutschen Lebensperiode zeichnet der Chronist (1577) Balthasar Russow in wenigen Strichen ein eindrucksvolles Bild: ‚In Summa, Livland ist solch ein Land gewesen, daß alle die, so aus deutschen und anderen Landen darein gekommen sind und des Landes Gelegenheit und gute Tage erfahren haben, sprechen und denken mußten: Livland — Bliwland (Bleibland). Denn da nichts an dem, was zu menschlicher Lust, Freude und Wohlfahrt auf Erden dienet, gemangelt oder gefehlet hat.'

Als diese Worte geschrieben wurden, war die Blüte geknickt, das Land zerstört und verwüstet. Der Kolonie hatte der Rückhalt an der Macht des Mutterlandes von jeher gefehlt, von Anfang an hatte sie sich gegen feindliche Nachbarn aus eigenen Kräften behaupten müssen. So hatte sie die Dänen aus dem Lande gedrängt, die Russen zurückgeschlagen, sich der Litauer



siegreich erwehrt. Ihre Sicherheit hatte wesentlich auf der militärischen Stärke des deutschen Ordens beruht. Als dieser seit 1410 den Angriffen der neuen polnisch-litauischen Großmacht unterlag, als er 1466 die Oberhoheit des polnischen Königs anerkennen mußte, als endlich 1525 der Hochmeister Albrecht von Brandenburg sich zum weltlichen polnischen Lehnsherzog von Preußen machte, da schwebten Livland als Territorium des Deutschen Reiches und der deutsch gebliebene livländische Ordenszweig gleichsam in der Luft. Dennoch hat man dort gerade in den folgenden Jahrzehnten den Zusammenhang mit dem Mutterland am stärksten gefühlt und betont. Noch 1521 auf dem Reichstag zu Worms ließen die fünf Landesbischöfe sich die Belehnung von Kaiser Karl V. erteilen, 1530 in Augsburg empfing der Ordensmeister von Livland die Investitur als Reichsfürst. Im gleichen Jahre 1530 weist die Ritterschaft des Erzstifts Riga den Verdacht, auch sie wolle polnisch werden, wie man es in Preußen geworden war, mit den Worten zurück: ‚Wir sind unserer Herkunft nach von deutscher Nation und haben es mit unserem Vaterland stets mit allen Ehren und Treuen gemeint.... Und da wir über 400 Jahre hier ehrlich sitzen und dem Reich unterworfen sind als Edelleute des hl. Reichs, so wollten wir lieber alle darüber sterben, ehe wir vom hl. Reich und deutscher Nation uns wollten abwenden lassen.‘ Und der vorhin erwähnte Chronist berichtet: ‚Einem Deutschen, er mochte so gering sein wie er wollte, wurde es sehr verargt, wenn er an eines Herren (Geistlichen) oder Edelmannes Hof vorbeizog, wo ein jeder Deutsche um der deutschen Zunge willen gar lieb, angenehm und willkommen war und alles frei hatte.‘

Und es half doch alles nichts, Livland mußte sich eines Tages vom Deutschen Reiche trennen, das ihm in träger Gleichgültigkeit den Rücken wandte. Es blieb nichts übrig, als den Schutz, den man sich selbst nicht mehr zu bieten vermochte, bei ausländischen Mächten zu suchen. Die Bedrohung kam von den Russen her. Seit die Großfürsten von Moskau sich zu Alleinherrschern ganz Rußlands gemacht und die Oberhoheit der Mongolenhorde abgeschüttelt hatten, suchten sie durch Eroberung Livlands den Weg nach der Meeresküste zu gewinnen. Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts war man ihnen gewachsen gewesen. Da hatte der große Ordensmeister von Livland, Wolter v. Plettenberg (seine Büste steht mit Recht in der Regensburger Walhalla), die Russen zweimal vernichtend geschlagen (1501) und zum Frieden gezwungen. Seitdem aber hatten die Machtverhältnisse sich verschoben, und als 1558 Zar Iwan der Schreckliche mit zahllosem Heer ins Land fiel, sengend, mordend und raubend, da wußte man, daß die letzte Stunde geschlagen hatte. Der Einfall war nur eine ‚gewaltsame Rekognoszierung‘ gewesen. Vier Jahre später begann der eigentliche Eroberungskrieg. Das Land hatte Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten. Es hatte Kaiser und Reich um Hilfe angerufen; erst als ihm dort nur papierner Kanzleitrost zuteil wurde, hatte es sich ans Ausland gewandt, an Schweden und Polen. So beginnt seit 1562 der Krieg zu dreien um den Besitz Livlands, der erst 1629 im Frieden von Altmark sein Ende finden sollte. Das Ergebnis war die Spaltung: Estland und Livland wurden schwedisch, Kurland blieb weltliches Herzogtum unter polnischer Hoheit, wozu der letzte Ordensmeister, Gotthard v. Ketteler, es 1561 gemacht hatte. Die Russen hatten seit 1582 das Spiel aufgegeben.

Als ein verwüstetes, bettelarmes Land ging Livland aus diesem zweimal dreißigjährigen Kriege hervor, und nur zwei Menschenalter waren ihm vergönnt, sich zu erholen, da ging der Tanz von vorne an. Im großen ‚Nordischen Krieg‘ (1700—1721) warfen die alten Partner, Schweden, Polen, Rußland, nochmals die blutigen Würfel um den Besitz Livlands auf Livlands Feldern. Diesmal war Rußland der Gewinner. Im Jahre 1710 nahm Peter der Große die ‚freiwillige‘ Unterwerfung des Landes entgegen, der eine achtjährige Verwüstung vorausgegangen war. Damals war es, daß Scheremetjew dem Zaren berichten durfte: ‚Der allmächtige Gott und die allerheiligste Gottesmutter haben deinen Wunsch erhört, im feindlichen Lande gibt es nichts mehr zu zerstören.‘ Es war ein Leichenfeld, das Rußland sich dort einver-



leibte, ein verödetes, entvölkertes Land. Langsam nur konnte es sich wieder aufraffen, und es hat bis heute weder den Wohlstand noch die Bevölkerungszahl des 16. Jahrhunderts eingeholt. Aber als die Folgen der zweimaligen Verwüstung notdürftig beseitigt waren, bemerkte man, daß die russische, schwedische, polnische Herrschaft an seinem Charakter nichts geändert hatte: es war nach wie vor eine deutsche Kolonie, wenn auch unter fremder Gewalt. Wohl hatte es nicht an Versuchen gefehlt, fremde Art ihm aufzuzwingen. Der Despotismus der Schwedenkönige, der katholische Bekehrungseifer der Polen hatten ihre Betätigung gesucht auf Kosten des angestammten Deutschtums und des evangelischen Bekenntnisses, dem sich Livland von Anfang an (1523) einhellig zugewandt hatte. Erreicht hatten sie nichts.

Von der Zarenherrschaft drohte zunächst kein Angriff. Peter der Große, selbst im Herzen mehr Deutscher als Russe, hatte bei der Unterwerfung ausdrücklich, in feierlichster Form, und für alle Ewigkeit die Erhaltung des Deutschtums, des evangelischen Glaubens und volle Selbstregierung gelobt, und, von einzelnen Eingriffen des Despotentums abgesehen, sind diese Rechte auch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts geachtet worden. Auch der Zusammenhang mit dem deutschen Mutterland stellte sich von selbst wieder her. Man wanderte herüber und hinüber, deutsche Kaufleute, Handwerker, Gelehrte kamen und ließen sich in livländischen Städten dauernd nieder, andere wirkten vorübergehend, wie z. B. Herder, der von der Zeit, wo er in Riga Prediger gewesen war, rühmte, er habe dort so frei gelebt, gelehrt und gehandelt, wie er es wohl nie wieder werde tun können. In Deutschland waren die Söhne des Landes und ihre Art auch nicht fremd. Bevor die Landesuniversität in Dorpat 1802 eröffnet wurde, die selbst wieder eine rein deutsche Hochschule darstellte, — sie war nicht umsonst von Klinger, dem Dichter des ‚Sturm und Drang', ins Leben gerufen, — studierte die livländische Jugend in Deutschland. Lessing wird wohl gewußt haben, warum er seinen Tellheim, den Ritter ohne Furcht und Tadel, zum Kurländer machte. In der deutschen Literaturgeschichte aber steht unter den Genossen des jungen Goethe der Livländer Reinhold Michael Lenz.

Das 19. Jahrhundert ist in der Geschichte Livlands eine äußerlich stille, im Innern die glücklichste Zeit. Eine Zeit reger, aufstrebender Arbeit im wirtschaftlichen und geistigen Leben, und eine Zeit großzügiger politischer Reformen. Wer etwa ums Jahr 1880 das Land besuchte, staunte wohl über das, was hier die Provinzen ganz aus eigner Kraft leisteten, dem Reiche, dem sie angehörten, weit vorauseilend, nicht selten in dauerndem Kleinkrieg mit dem Neid, der Kurzsichtigkeit, der Trägheit der staatlichen Behörden. Von deutschen Landwirten, die den Betrieb auf livländischen Gütern sahen, konnte man oft das Urteil ‚Musterwirtschaft' hören. Durch angestrengte Arbeit und festes Zusammenhalten war es auch in den von der Natur stiefmütterlich behandelten nördlichen Landstrichen gelungen, die Landwirtschaft rentabel und konkurrenzfähig zu erhalten. Einen Stolz des Landes bildete das Schulwesen: es gab im Volk so gut wie keine Analphabeten, die Gymnasien, deren Lehrer man nach Möglichkeit aus Deutschland berief, hielten mit den gleichartigen Anstalten Deutschlands trotz aller Erschwerungen Schritt. Am stärksten vermittelte die Universität Dorpat den geistigen Austausch: ihre Professoren kamen aus Deutschland und kehrten oft dorthin zurück, aus der Schar ihrer Schüler ist so mancher spätere deutsche Hochschullehrer von Ansehen hervorgegangen. Die geistige Höhe, auf der das Land sich bewegte, mag man an den Namen wie Karl Ernst von Baer, Keyserling, Middendorf, Bergmann, Harnack, Gebhardt und vielen anderen messen, die in der Geschichte deutscher Wissenschaft und Kunst nicht werden vergessen werden.

Das schönste Ruhmesblatt aber hat der deutsche Adel Livlands sich selbst geschrieben durch die Lösung der Bauernfrage. Aus eignem freiem Entschluß und nach eigenen Gedanken hat er seit 1804, also früher als z. B. in Preußen, die Leibeigenschaft Schritt für Schritt aufgehoben, den früher Unfreien mit der Freiheit auch das Eigentumsrecht am Boden gegeben und so im Laufe der Zeit einen bodenständigen, arbeitsamen, wohl-



habenden und kapitalkräftigen Bauernstand geschaffen, wie man ihn anderswo vergeblich sucht. Daß die livländische Agrargesetzgebung musterhaft genannt werden darf, ist von allen, die sie kennen, zugestanden. Nicht umsonst hat die zum Studium der irischen Frage eingesetzte Kommission des britischen Unterhauses sie sich kommen lassen. Um sie in Irland nachzuahmen, dazu freilich hätten die ‚freien‘ Engländer den Liberalismus oder besser die Liberalität der so oft verschrienen baltischen ‚Junker‘ haben müssen, deren Liberalität so weit ging, daß sie selbst im Jahre 1885 bei der Regierung die Zulassung des Bauernstandes zu den Provinziallandtagen anregten; leider vergeblich.

Als dies geschah, ging die glückliche Zeit eben zu Ende. Auch in Rußland war der Nationalismus erwacht; er empfand die Sonderstellung der deutschen Provinzen als einen Vorwurf, je weniger er ihren kulturellen Vorrang leugnen konnte. Rußland sollte ganz russisch sein, von der Ostsee bis an den Stillen Ozean! Seit den dreißiger und vierziger Jahren arbeitete die griechische Kirche daran, die evangelische Landeskirche aus ihrer Rechtsstellung zu verdrängen. Bureaukratische Paschawillkür mischte sich ein und beschnitt die feierlich verbriefte Selbstverwaltung. Seit es ein Deutsches Reich gab, setzten in Petersburg die Bestrebungen ein, das Deutschtum in Livland zu vernichten. Der Grund war die Furcht, ein geeintes Deutschland könnte eines Tages seine alte Kolonie zurückfordern. Diese Befürchtung ist bereits in einer russischen geheimen Staatsschrift vom Jahre 1862 ausgesprochen. Entscheidend aber war ein Ereignis der europäischen Geschichte: die Schaffung der deutschen Einheit. Die Begründung des Deutschen Reichs hat der deutschen Kolonie in Livland das Leben gekostet. 1866 trat der Norddeutsche Bund ins Leben, und schon 1867 hielt Alexander II. in Riga eine Rede, zum ersten Male in russischer Sprache, worin er erklärte, alle Bewohner seines Reiches müßten eine einzige Familie bilden. Solange dieser Zar lebte, geschah noch nicht allzuviel. Als sein Sohn zur Regierung kam, der schon als Thronfolger dem deutschen Kronprinzen bestimmt erklärt hatte, einem aufrichtigen deutsch-russischen Einverständnis würde die ‚baltische Frage‘ stets im Wege stehen, da begann das Werk der Zerstörung. Alexander III. verweigerte die Bestätigung der Privilegien Peters des Großen (1882). Bald folgte Schlag auf Schlag: Einführung der russischen Verwaltungssprache, der russischen Gerichtsverfassung, Aufhebung der Selbstverwaltung, endlich die Schließung der deutschen Schulen und die Russifizierung der Universität. Bis 1892 war das Werk getan, Livland war russisch gemacht.

Und ist doch deutsch geblieben! Als man nach den Erfahrungen des Revolutionsjahres 1905/06 in Petersburg einsah, was die trotz allem ruhigen und loyalen deutschen Untertanen wert seien, als daraufhin Nikolaus II. sich zu einigen spärlichen Zugeständnissen herbeiließ, deren wichtigstes die Gestattung deutscher Privatschulen war, da zeigte sich sofort, wie die Dinge standen. Deutsche Lehranstalten, darunter vier volle Gymnasien, wurden aus privaten und kommunalen Mitteln eröffnet, Vereine zur Pflege des Deutschtums gebildet und im Lauf der Jahre für beide Zwecke Hunderttausende von Rubeln ausgegeben. Die deutsche Literatur, von den ärgsten Drangsalen der Zensur befreit, nahm in Zeitschriften und Büchern einen raschen Aufschwung. Dies alles hat erst der Ausbruch des Krieges mit einem Ruck wieder weggefegt; sogar von der Straße hat die deutsche Sprache verschwinden müssen. Wie die Deutschen Livlands in dieser furchtbaren Krisis dachten, hat ihr Sprecher in der Dumasitzung des 4. August 1914 fest und mutig ausgesprochen: ‚Wir werden unsere Pflicht tun, aber wir können nie vergessen, daß wir Deutsche sind.‘ In diesem mannhaften Bekenntnis liegt der Beweis, daß das Russentum trotz aller Gewaltmaßregeln nicht einen Fußbreit gewonnen hatte.

Nicht von den Russen drohte dem Deutschtum ernste Gefahr, sondern von der fremdsprachigen Urbevölkerung. Seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts systematisch von Petersburg und Moskau her aufgehetzt, hat auch sie einer nationalistischen Bewegung Raum gegeben, die sich die Vernichtung des deutschen Elements zum Ziel setzte. Wie wenig

sie aber erreicht hat, trotz aller Regierungsgunst und Hilfe, und trotz der für die Deutschen ungünstigen Zahlenverhältnisse (200 000 Deutsche gegen 1,1 Million Letten und 900 000 Esten), lehrt die Tatsache, daß noch immer in zahlreichen Städten, voran in Riga, die kommunale Verwaltung in deutschen Händen ist, lehrt auch die Wut, mit der die feindliche Hetzpresse seit Beginn des Krieges nach einem Blutbad unter den Deutschen schreit. Es zeigt sich eben, daß aller Agitation zum Trotz nur eine Minderheit diese Bewegung sinnlosen Hasses mitmacht, während die Mehrheit, vor allem der besitzende Bauernstand, sehr wohl empfindet, daß er mit den Deutschen sowohl gegenüber dem Russentum wie gegenüber der sozialen Revolution die gleichen Interessen hat; wie das auch schon im Hexensabbat von 1905/06 deutlich genug hervortrat. So hat die hochherzige, wahrhaft liberale Agrarpolitik des deutschen Adels ihre Früchte getragen, indem sie zwischen Deutschen, Letten und Esten eine nahe Interessengemeinschaf schuf, die zusammen mit der Gemeinsamkeit des evangelischen Glaubens die Folgen der nationalen Spaltung mildern konnte.

Wenn nun unsere Soldaten bald vielleicht tiefer ins Land einrücken sollten, so werden sie merken, daß sie auf altem deutschen Boden stehen, inmitten einer Bevölkerung, die es nicht verleugnet, daß sie seit Jahrhunderten unter der Herrschaft deutscher Zucht und Gesittung gestanden hat, und daß ihr auch heute noch das Deutschtum die Führung hat kraft seiner inneren Überlegenheit und seines unerschütterlichen Glaubens an sich selbst. Seiner Herr zu werden, gibt es nur ein Mittel: austreiben und totschlagen! Aber was auch kommen mag, vor diesem Schicksal die treuesten Söhne seines Volkstums zu bewahren, dazu wird das siegreiche größere Deutschland hoffentlich immer stark genug sein."

Wenn man freilich — so würdigt Fritz Bley in den „Zeitfragen" mit warmem Verständnis diesen um seiner Treue willen so schwer bedrängten und doch so viel verkannten deutschen Stamm —, „wenn man nach den mit zarten Pastellstiften bläßlich aufgetragenen Farben Keyserlingscher Romane oder den mit Manetscher Spachtel hingekleckſten Schilderungen verbissener Schwarzmaler urteilen dürfte, so wären die Tage des baltischen Deutschtumes auch ohne diesen Krieg gezählt gewesen! Sein Adelswert bröckelte ab, wie der Stuck von seinen abendlichen Häusern, weil es selbst den Hauch der neuen Zeit nicht verspürte; als eine einflußlos gewordene dünne Oberschicht stünde es über der fremdartigen Masse der einst von harten Vorfahren unterworfenen Letten und Esten, die als ein grollender Vulkan nur des nächsten Anstoßes harrten, um in Flammenbächen als glühendes Erz sich selbst zu befreien. Mehr als das: sie selbst, die baltischen Deutschen, seien großenteils verrußt und verstünden sich innerlich bereits auf Dreck und Speck mit dem Tschinownik, der ‚nimmt'. Merkwürdig, daß man die Urbilder dieser verfallenden Geschlechter im Lande selbst so gar nicht aufzufinden vermag! Die hochgemuten Frauen auf den Edelsitzen Kurlands und Livlands blicken mit Staunen auf die Kameliendamen und Unerlösten der ‚vorurteilsfreien' Romane. Da ist keine, die in melodiöser Weichheit die Sinne zu wildem Taumel aufpeitschte oder das Stubenmädchen heimlich darum beneidete, daß es nachts zum Stallknecht schlüpfen darf. Und die Männer — nun, da überhebt uns ja die Geschichte jeden Zweifels. Sie weist unverwelkliche Lorbeeren auf, die ungezählte Balten sich als Staatsmänner, Gelehrte, Künstler und Reformatoren erworben haben. Mir scheint, daß die Abgunst und uneingestandene Bewunderung, die aus dem Urteile so vieler Schwachmütigen über das gesamte baltische Deutschtum unverkennbar hervorblickt, sich gegen die Herrenstellung richtet, die diese Nachkommen der alten Kreuzritter und wagemutigen hansischen Handelsherren sich durch sieben kämpfereiche Jahrhunderte bewahrt hatten bis auf diese Tage, in denen die besiegt zurückflutenden Russen nun wohl so hausen werden, daß sie dem Großfürsten melden können, wie einst Scheremetjew dem Zaren nach der Vertreibung der Schweden aus Livland: ‚Raruschitji njetschewo — nichts mehr zu zerstören!'

Und doch sollte gerade dieser Krieg mit seiner unnachsichtigen Prüfung des Feingehaltes aller Kulturwerte uns gelehrt haben, geschichtliche Abwandlungen, wie die Bauernländer

Schweiz und Siebenbürgen einerseits und das alte Ordensland andererseits sie uns bieten, frei von der eingepaukten Parteischablone zu beurteilen. Auch das Volk der freien Hirten, das am Tage von Sempach des Ruhmes seiner Freiheit gedenkt, hat heute den Wert der Rückendeckung am deutschen Militarismus gar wohl begriffen. Die von König Mathias in das Land jenseits der Karpathenwälder gerufenen Bauern, die mit dem Pfluge ihr Land zu erobern trachteten, haben ihre Kirchen gar bald zu Burgen ausgestalten müssen. Und wie anders würde es in mancher Hinsicht um die Siebenbürger Sachsen bestellt sein, wenn ihnen ein streitbarer, unabhängiger und freiblickender Adel als Führer gedient hätte, wenn insbesondere das Kulturwerk Hermanns von Salza hätte in der Marienburg im Burzenlande durchgeführt werden können, die er um des schwankenden Ungarkönigs willen verlassen mußte, um an der Nogat eine neue Stätte zu finden.

Es ist freilich, wenn man in der Geschichte die ‚Lehre vom Leben' erblickt, ein müßiges Beginnen, nachträglich zu untersuchen, wie dies und das hätte kommen können, wenn usw. ... Aber wenn wir sehen, wie jetzt ein Entscheidungskampf geschichtlicher Gegensätze erfolgt, der im Wesen durchaus dem Kampfe der Orden in Preußen und in Livland gleicht, klingt es da nicht in uns nach wie der Kehrreim des alten Fahrtliedes der Schwertbrüder:

‚Hilf, Marie, Mutter und Maid,
all unsre Not sei dir geklait!'?

Und es ist doch auch wohl von Wert, zu bedenken, wie auch der baltischen Ritterschaft das mit dem Schwerte erstrittene Land erst für erobert gegolten hat, als sie es mit dem Pfluge zum Ackerfelde deutscher Gesittung gemacht hatte. Der deutsche Bauer, der gern zu Lande zieht, war den zur See fahrenden Rittern und tatfrohen Handelsherren nicht gefolgt, und so haben diese von Anbeginn der Kolonisation das unterworfene Volk für die ‚Kultivation' erziehen müssen, die immer die Grundlage jeder bodenständigen Kultur gewesen ist. Dies Verhältnis ist in seiner ursprünglichen Härte stets gemildert gewesen durch die an nüchterne Ziele gebundene Christlichkeit des Staates, und dies geistige Band hat sich noch wesentlich verstärkt mit dem schon 1522 erfolgten Einzug der Reformation. Der vom Pastorate nach beiden Seiten hin ausgehende starke Einfluß und die aufrichtige Gläubigkeit der Letten und vielleicht noch mehr der Esten war das feste Band zwischen dem Hofe und den ‚Gesinden', d. i. Bauernhöfen, geblieben, bis die hundsföttische Wühlarbeit der Russen einsetzte, deren politischer Witz neben rohem Gewissenszwange allezeit darin bestanden hat, die niedriger stehenden Stämme auf die höher gearteten zu hetzen. So wurde zwar, da auch das Wort Gottes in der Sprache der ehemaligen Unterworfenen gepredigt und diese von den Herren im Verkehr mit den Gesindewirten und Arbeitern ausschließlich gebraucht wurde, den Letten und Esten ihre eigene Volksart unberührt erhalten; aber ihre ganze Kultur in ackerbaulicher und handwerklicher Hinsicht, ihr Schulwesen nach Lehrplan und Übung war deutsch und nichts als deutsch! Auch der inzwischen in die gebildeten städtischen Schichten aufgestiegene Lette unterscheidet sich in der Begriffsklarheit des Denkens auf den ersten Blick vom Russen. Insbesondere in dem so ganz deutschen inneren Schauen des lebendigen Wertes der Zahlen ist er das denkbar schärfste Gegenteil des knechtisch an seinem Rechenbrette hängenden Russen, aus dessen mechanisch geistloser Abrichtung sich die Verständnislosigkeit für innere Werte ebenso erklärt, wie die stets nur auf schnelles Erraffen, niemals auf sorgsames Schaffen gerichtete Gier.

Dem Junker aber, wie dem wohlgestellten Sohne des alten, ehrbaren Kaufmanns zu Riga, Libau und Reval erschloß sich an deutschen Hochschulen, deren Besuch mangels einer eigenen Landeshochschule als selbstverständliche Pflicht galt, im 18. Jahrhundert die ganze Fülle des humanistischen Geistes, von dem das echte Russentum selbst in seinen glänzendsten Vertretern so unberührt geblieben ist. Und als dann die Landesuniversität zu Dorpat begründet wurde, teilte die baltische Jugend mit ganz Deutschland den jubelnden Stolz auf die geistige Blüte

von Weimar und auf die Erhebung des vaterländischen Geistes, der der Welt bewies, daß das Volk der Dichter und Denker auch noch immer das schwertgewaltigste der Erde sei. Und doch oder vielmehr gerade darum zugleich auch der Träger echtester Menschenliebe! Wir wissen heute, aus wie verschiedenen Auffassungen die Stein-Hardenbergschen Reformen geboren sind. Und die Landflucht der letzten Jahrzehnte hat uns gelehrt, welchen schweren Fehler es bedeutete, daß bei der Landabfindung nur die spannfähigen Bauern und nicht auch die ländlichen Handarbeiter bedacht sind: eine der schwersten und wichtigsten Aufgaben der nahenden Zeit liegt hierin beschlossen. Aber im baltischen Lande sah man in dieser deutschen Bauernbefreiung nur den Ausfluß von Steins hochherzig ritterlicher Denkart, der man sich im Besten der eigenen Herzen wesensverwandt fühlte. So entschlossen sich denn auch die drei Ritterschaften ohne weiteres, ihren Gesindewirten nach preußischem Vorbilde die Freiheit zu geben. Bedenkt man, wie die ritterschaftlichen Einrichtungen, insbesondere Post und Schule, in der Neuzeit auch der Telephonverkehr, und wie die Gutsherren in der Bildung von Genossenschaften und durch das eigene landwirtschaftliche Vorbild die Bauern gefördert haben, und vergleicht man damit die Tatsache, daß der russische Bauer erst unter Alexander II. seine leibliche Freiheit erhalten hat und von dem kommunistischen Elende der Gemeindewirtschaft bis auf den heutigen Tag noch nicht losgekommen ist, so ergibt sich doch hieraus wohl der richtige Maßstab für den aristokratischen Geist des baltischen Deutschtums, der im tiefsten sich zur Führung berufen fühlt. Ob die lettische Republik, wenn sie 1905 durchgesetzt wäre, dem Gleichwertiges geleistet haben würde, steht doch sehr dahin.

Längst vordem hatten aber die Zaren begriffen, was dieser Geist der Ordnung und sittlichen Selbstzucht für ihr Land bedeutete. Der ruhmreiche Anteil, den der baltische Adel in Heer, Verwaltung und Politik an Rußlands Geschicken gehabt hat, ist hinreichend bekannt. Peter III., der ein glühender Bewunderer Friedrichs des Großen war, hat mit der Begünstigung der Deutschen, die doch für ihn sehr triftige Gründe hatte, sein schlimmes Schicksal herbeigeführt. Aber auch unter Nikolaus I. und Alexander II. sind vorwiegend deutsche Namen mit Rußlands Großtaten verknüpft. Und wenn heute mit Stolz darauf hingewiesen wird, wieviele Balten im Deutschen Reiche auf allen Gebieten der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens zu Bedeutung gelangt sind, so darf doch nicht vergessen werden, daß es sich in diesen hauptsächlich um jüngere Söhne gehandelt hat, denen die Heimat zu enge wurde und daß die tüchtigsten Balten es ganz und gar nicht als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet haben, ‚im Auslande' Ruhm und Glück zu suchen. Wenn auch nicht mit Rußland, so doch mit der Person des Zaren durch beschworenen Vertrag verknüpft, haben sie wohl die Entwicklung des neuen Deutschland mit innerem Jubel und Stolze verfolgt, die eigene Aufgabe aber allezeit darin erblickt, der mit so teurem Blute gedüngten, gegen so viele Fährlichkeiten hart verteidigten Heimat zu selbständiger Blüte und eigener Freiheit zu verhelfen. Die Revolution von 1905 hat sie in der Berechtigung dieser Auffassung nur bestärken können; denn wo immer damals ein entschlossener Herr auf seinem Sitz den Empörern Trutz geboten hat, ist meist das Schloß seiner Väter erhalten geblieben; nur die verlassenen Edelsitze sind in Rauch und Flammen aufgegangen. Kaum aber war der Aufruhr gedämpft, so haben weitblickende Edelleute deutsche Bauern aus anderen Teilen Rußlands auf ihren Gütern angesetzt; in den vier Jahren von 1908 bis 1912 allein deren 20 000!

Und für diesen Stolz freigeborenen Rittersinnes, für diese jauchzende Lust an tatkräftiger Verteidigung des heiligen Vätererbes sollte man auf reichsdeutscher Seite doch etwas mehr Verständnis beweisen, als gemeinhin durch das gönnerhafte Mitleid mit dem ‚schönen Reste eines in unserm Kulturlande längst verklungenen Feudalismus' geschieht! Billigerweise sollte vielmehr anerkannt werden, daß der starke Kultureinfluß, den die Balten auch auf unser reichsdeutsches Leben ausgeübt haben, doch gerade in der Ellenbogenfreiheit ihrer wundervollen Heimat wurzelt. Mit ihren weiten träumenden Mooren und dunklen hochwüchsigen Forsten,



mit der brandenden Küste und den träumerisch tiefen Seen, mit dem reichen Ährensegen Kurlands und den herbduftigen, weltverlorenen Einsamkeiten Livlands und Estlands hat die wundervolle Heimat der Balten den tüchtigen Stämmen ihrer Bewohner gerade das geboten, was uns im Gewimmel der Millionenstädte so schmählich verloren gegangen ist: die Ausbreitung des Geistes und seine Sammlung auf den letzten Urgrund der Dinge. Es ist kein Zufall, daß weitaus die Mehrzahl der hochangesehenen baltischen Lehrer an deutschen Hochschulen echteste Erben des klassischen Geistes und der historisch-politischen Geschichtsauffassung sind, wie es andererseits kein Zufall ist, daß auf dem Gebiete der Naturwissenschaften uns so viel Männer der Systemtiefe von dort gekommen sind. Denn wie hätte das anders sein können in einem Lande, wo das Volk noch in und mit einer großen Natur lebt? In einem Lande, über dessen Einöden noch der Elch seine Fährte zieht, auf dessen Mooren der Luchs noch ein gern geduldetes Wild und nicht lediglich seltenes Naturdenkmal ist und das Weidwerk nicht in Klapperjagden sich gefällt, sondern jauchzend zu Rosse dem Strauja der läutenden Meute folgt?

Wie sollte uns nicht eine besondere Liebe tragen zu dieser so ausgeprägten Abart deutscher Geistigkeit und Freiheit, die so tief sich trotz ihrer Gegensätze mit dem Volke der freien Hirten in den Bergen der Schweiz und Tirols und den hart bedrängten Bauern Siebenbürgens berührt? Und wie sollte uns nicht im tiefsten die Sorge erfüllen, ob nun wirklich auch das gesegnete Gottesländchen, ob wirklich auch Livland und Estland mit ihren Edelsitzen und den herrlichen Stadtbildern von Riga und Reval das Schicksal der Ruinen von Trikaten und Dorpat beschieden sein soll! Denn darin besteht kein Zweifel: der Schrecken der Kosakenwirtschaft haust grauenvoll an den Stätten deutscher Kultur im alten Ordenslande!"

Es ist traurig, es ist mehr als nur traurig, aber leider kaum zu bestreiten, was Professor G. Dehio in der „Frankf. Ztg." feststellen muß: „Unsere älteste, nächstgelegene und größte Kolonie ist der öffentlichen Meinung gleichgültiger geworden, als die prekären Siedelungen in Afrika und Australien!" ...

„Als Livland und Estland in Rußland einverleibt wurden (übrigens nicht einfach durch Eroberung, sondern durch Vertrag mit ihnen), saßen die Deutschen im Lande seit 500 Jahren. Ihr Zustand war noch immer der von Kolonisten und ist es auch in den weiteren 200 Jahren der russischen Herrschaft geblieben. Einem jeden Beobachter, auch dem national uninteressierten, muß es höchst merkwürdig erscheinen, was er hier sieht: eine im Verhältnis zur Weite des Landes kleine und dünn angesiedelte Zahl von Einwanderern beherrscht eine mehr als zehnfach überlegene Urbevölkerung, ohne sie zu vernichten, aber auch ohne sich mit ihr zu vermischen und ohne sich selbst wesentlich zu vermehren, vom Mutterlande im Stich gelassen, lange Zeit in Selbständigkeit, dann unter polnischer, schwedischer, endlich russischer Hoheit, bei alledem in seinen inneren Zuständen, Religion, Sprache, Recht, Verwaltung völlig unverändert; beherrscht sie so 700 Jahre lang. Ich suche umsonst in aller Kolonialgeschichte nach einem ähnlichen Beispiel ausdauernder nationaler Selbsterhaltungskraft. Aber jede Kraft erschöpft sich einmal. Für das baltische Deutschtum begann die Krisis im Jahre 1870. Nicht durch Schwächerwerden des eigenen Organismus, sondern durch einen Stoß von außen. ... Auf russischer Seite wurde der alle anderen bis dahin geltenden Erwägungen zurückdrängende Gedanke dieser: die baltischen Provinzen dürften kein zweites Elsaß werden. Das Deutschtum dürfte im Lande nicht mehr existieren, wenn einmal zwischen Rußland und Deutschland Krieg ausbräche ...

Daß die baltischen Deutschen dem russischen Staat ausgiebige und nützliche Dienste geleistet haben in untadeliger Ergebenheit, ist nie bezweifelt worden, ebensowenig die Unversehrtheit ihrer nationalen Qualitäten. Ihre Stellung zwischen Volk und Staat war eine sehr ähnliche, wie die der deutschen Schweizer. Rußland hegte damals noch nicht die Aspiration eines Nationalstaates. Es war eine Vereinigung vieler Völker unter der kaiserlichen Selbstherrschaft.



Was dem Schweizer der Bund, das war dem Balten die Person des Kaisers. Und dieser duldete nicht nur die Erhaltung des Deutschtums, er wünschte sie. Nur insoweit, als die Balten Deutsche blieben, garantierten sie ihm diejenigen geistigen und sittlichen Eigenschaften, durch welche sie die nützlichen Staatsdiener wurden, die sie waren. Die Balten ihrerseits wußten sehr genau, daß ihre Überlegenheit eben auf der Erhaltung ihres Volkstums beruhte. Ihre vielhundertjährige Kolonistenerfahrung hatte ihnen dies Bewußtsein, in dem Stolz und Klugheit sich die Wage hielten, aufs tiefste eingeprägt ...

Die Zeit von Peter dem Großen bis nahe an den Tod Alexanders II. war die glücklichste, die die baltischen Provinzen erlebt haben. Die Weite des russischen Reiches und die Gunst des Kaiserhofes eröffneten dem einzelnen einen unermeßlichen Wirkungskreis, vom Minister, Diplomaten und General bis zum Arzt, Lehrer und Gutsverwalter. Zugleich blieb die geistige Verbindung mit Deutschland in voller Kraft. Baltische Studenten waren vor hundert Jahren an der Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena stark beteiligt; wieviel Gelehrte, Schriftsteller und Künstler dem deutschen Geistesleben heimgezahlt haben, was sie von ihm gewonnen hatten, sollte nie vergessen werden.

So war es bis 1870. Dann erklärte der nationalistisch umgewandelte Staat dem anders gearteten Volkstum den Krieg. Wie weit die Zerstörung schon fortgeschritten ist, ist schwer auszumessen. Von der Zukunft und den in ihr enthaltenen Möglichkeiten darf heute nur mit großer Zurückhaltung gesprochen werden. Sicher vorauszusagen ist aber dieses: wenn es sich am Ende des Krieges zeigen sollte, daß es im Zusammenhang der Gesamtinteressen Deutschlands nicht liegen würde, in irgendeiner Weise für die Erhaltung des baltischen Deutschtums einzutreten, dann wird sein Schicksal sich sehr schnell vollenden... Der baltische Stamm, von dessen geschichtlicher Aufgabe und Leistung man sagen muß, daß sie immerhin mehr bedeutet haben als Tsingtau und Samoa, wird seine Rolle ausgespielt haben."

Seelische Fernwirkungen

Nach der Veröffentlichung meines ersten Aufsatzes über seelische Fernwirkungen („Auch ein Kriegsproblem") im ersten Junihefte dieser Zeitschrift, ist mir durch freundliche Vermittlung des Verlages und der Schriftleitung eine große Anzahl von Briefen zugegangen, in denen mir Erlebnisse und Ereignisse der genannten Art mitgeteilt werden. Die Mehrzahl der Einsender spricht die Erwartung aus, möglichst an gleicher Stelle über das allgemein interessierende Thema noch einmal von mir etwas zu hören. Diesem Wunsche komme ich um so lieber nach, als ich dem Interesse der Türmergemeinde eine Reihe sehr beachtenswerter, zum Teil wertvoller Beiträge verdanke.

Die mir zugesandten Berichte, von denen ich mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum hier leider nur einen Teil und diesen auch nur ganz auszugsweise wiedergeben kann, sind sämtlich in zustimmendem Sinne gehalten. Zu meiner Genugtuung hat es aber auch an sachlichem Widerspruch nicht gefehlt. Als die beachtenswerteste Entgegnung ist wegen ihrer Veröffentlichung in der „Frankfurter Zeitung" diejenige eines Herrn Dr. Wolf anzusehen, deren nächste unmittelbare Folge für mich darin bestand, daß mir unter Bezugnahme auf diesen Gegenartikel drei weitere sehr wertvolle Beiträge eingesandt wurden, und zwar, wie ich nicht verschweigen möchte, von einem Professor der Mathematik und Naturwissenschaften, einem Apothekenbesitzer und einem Regierungsrat. Wenn ich hier kurz auf



die Ausführungen in der „Frankfurter Zeitung" eingehe, so geschieht es in der Annahme, daß die dort geäußerten Bedenken möglicherweise auch unausgesprochen von weiteren Lesern meines ersten Türmerartikels geteilt werden könnten.

Herr Dr. Wolf gibt in seinem Artikel zunächst eine dankenswerte Belehrung über das Wesen der drahtlosen Telegraphie und weist besonders auf den nach seiner Ansicht mir entgangenen Umstand der Funkenentladungen hin. Von mir zu Rate gezogene Fachleute vermögen ebensowenig als ich in diesen technischen Ausführungen irgend etwas zu erkennen, was die Bedeutung des Prinzips der Telegraphie ohne Draht als ersten Erklärungsversuch für die dunklen Geschehnisse seelischer Fernwirkung einzuschränken imstande wäre. Herr Dr. Wolf, dem anscheinend nur die sehr gekürzte Wiedergabe meines ersten Türmerartikels in der Tagespresse vorgelegen hat, übersieht meines Erachtens meine wiederholten ausdrücklichen Hinweise, daß ich selbst in dem Analogon zwischen drahtloser Telegraphie und seelischer Fernwirkung nur einen durchaus theoretischen Erklärungsversuch, „unserm Verständnis Dinge näher zu bringen, denen wir bis dahin vollständig hilflos gegenüberstanden" (Türmer), sehen will, den ich durchaus nicht eigensinnig festzuhalten gewillt bin, wenn er durch experimentell gewonnene Grundlagen abgelöst werden kann. Solange das nicht der Fall ist und meiner Hypothese nur andere Hypothesen entgegengestellt werden, sehe ich die Bedeutung des Prinzips für die in Frage stehenden Dinge nicht als erschüttert an. In diesem Zusammenhange mag auch der seltsame Einwand gegen die Berechtigung, derartige Dinge zur Sprache zu bringen, erwähnt werden, der mir von anderer Seite gemacht worden ist: Es ist die Befürchtung geäußert worden, daß „der Glaube an seelische Fernwirkungen in manchen Familien zu überflüssigen Depressionen, ja Katastrophen führe". Ich habe in keinem einzigen der mir in großer Zahl — auch von Kriegsfrauen und -witwen — zugegangenen Briefe irgend etwas von „katastrophaler Depression" wahrzunehmen vermocht, wohl aber aus fast jedem Schreiben ein tiefes Bedürfnis, mit derartigen unbezweifelbaren Erlebnissen endlich einmal irgendwo ernst genommen zu werden, herausgehört! Sollten aber dennoch sensible Naturen durch derartige Erlebnisse besonders tief und nachhaltig berührt werden, so wird diese Erregung stets eine Folge des tief erschütternden persönlichen Erlebnisses, nicht aber eines dafür angestrebten wissenschaftlichen Erklärungsversuches ein. Im Gegenteil, ich habe den bestimmten Eindruck gewonnen, daß viele Menschen, und besonders Frauen, bei derartigen Erlebnissen unter nichts schwerer leiden, als unter der Unmöglichkeit, Verständnis und ernstes Eingehen auf ihr sie tief bewegendes Erlebnis zu finden. Die natürlich theoretisch nicht auszuschließende Möglichkeit, nervenschwache Persönlichkeiten durch derartige Besprechungen zu eingebildeten Erscheinungen zu führen, muß mir nach dem, was mir jetzt an Material zugegangen ist, als praktisch bedeutungslos erscheinen im Vergleich zu dem allgemein hervortretenden Bedürfnis, diese Dinge ernst und vorurteilslos diskutiert zu sehen.

Die weiterhin von mir geäußerte Auffassung von der Möglichkeit elektro-chemischer Vorgänge als der tieferen Ursache seelischer Äußerungen des Individuums, wurde uns schon als Studenten vom Katheder herab und aus dem Munde autoritativer Lehrer übermittelt, ohne auch damit natürlich etwas anderes zu sein und sein zu wollen, als eine Hypothese, die vielleicht keine größere, aber unbedingt die gleiche Berechtigung besitzt wie Herrn Dr. Wolfs Theorie von der quantitativen Steigerung normaler physiologischer Vorgänge in der Hirnrinde als der Ursache ungewöhnlicher Seelenzustände.

Die Art der Äußerung seelischer Fernwirkung bezeichnete ich als nebensächlich und sich vorläufig noch vollständig unserm Verstehen entziehend. Auch das ist mißdeutet worden. Selbstverständlich ist bei der endgültigen Lösung des Problems auch die Frage nach der Form von Bedeutung, aber von dieser endgültigen Klärung sind wir noch derartig himmelweit entfernt, daß es vorläufig notwendig ist im Hinblick auf die besondere Beachtung, die jeder gerade der Form und Art seines Erlebnisses beizulegen geneigt ist, diese Frage zurücktreten zu lassen

gegenüber der zurzeit unbedingt im Vordergrunde stehenden Entscheidung von der Tatsächlichkeit der Erlebnisse.

Des weiteren bemängelt Herr Dr. Wolf den Umstand, daß ich nur zwei Fälle, und darunter einen weit zurückliegenden, zur „Beweisführung" (wie Herr Dr. Wolf das auffaßt) anzuführen hätte. Ich verfügte bereits bei Abfassung meines ersten Artikels über mindestens ein Dutzend mir gleichwertig erscheinender Fälle, aber der Wunsch nach möglichster Raumbeschränkung ließ mich diese zwei zunächst herausgreifen. Das Alter eines Ereignisses allein ist aber meines Wissens noch niemals ein Argument gegen seine Glaubwürdigkeit gewesen. An dem zweitberichteten Falle ist noch ausgesetzt worden, daß alle Bewohner des Hauses durch die eigenartige Erscheinung aufgewacht seien. Es handelt sich dabei um Eltern und Geschwister, und es bereitet keine unüberwindbare Schwierigkeit, sich vorzustellen, daß die Seelen mehrerer Nahestehender gleichzeitig die gleiche Beeinflussung erfahren.

Sodann ist von Herrn Dr. Wolf darauf hingewiesen worden, daß in den berichteten Fällen die genaue zeitliche Übereinstimmung der beiden Komponenten nicht festgestellt sei! Solange es noch Uhren gibt, die um Minuten differieren und solange nicht bei jedem Sterbenden ein Standesbeamter mit einer Präzisionsuhr sitzt, werden wir allerdings auf minutiöse Feststellungen verzichten und uns mit etwas weitergehender zeitlicher Übereinstimmung begnügen müssen.

Schließlich bringt auch Herr Dr. Wolf den nie fehlenden Einwand, daß alle Zeugnisse über derartige Erlebnisse unzuverlässig seien, daß nachträgliche Konstruierungen und der neckische Zufall die eigentliche Erklärung für diese Dinge darstellten. — Wie in meinem ersten Türmerartikel nachzulesen ist, habe ich alle diese und sogar noch weitere Momente durchaus in Betracht gezogen. Aber es bleiben immer genügend Fälle bestehen, die nicht beiseite geschoben werden können. Es heißt meines Erachtens, reife, ernste, im allgemeingültigen Sinne urteilsfähige Menschen kränken und irremachen, wenn alle derartigen Erlebnisse von vornherein als unglaubhaft und unmöglich abgelehnt werden. Es bestehen genügend gut beobachtete und klar berichtete Fälle, die an der Tatsächlichkeit dieser Geschehnisse nicht mehr zu zweifeln erlauben. Der Umstand, daß, wie Herr Dr. Wolf durchaus richtig sagt, „unzählige schon mit dem Tode gerungen haben, ohne daß ihre Angehörigen durch Fernwirkung davon erfahren haben", und daß es immer nur vereinzelte Fälle unter der ungeheuren Fülle der Ereignisse bleiben, in denen sich seelische Fernwirkung als mindestens sehr wahrscheinlich hat feststellen lassen, bietet dem naturwissenschaftlich Denkfähigen kein unüberwindbares Hindernis, weil der Begriff der unserem Verstehen und Erkennen noch verborgenen individuellen Vorbedingung diese „Auslese" denkbar macht.

In der nachstehenden Wiedergabe einiger der mir zugegangenen Berichte, die ungekürzt in überzeugendster Weise für sich selbst sprechen könnten, muß ich mich nun leider des Raumes wegen auf ganz kurze Zusammenfassungen und Hervorhebungen beschränken, aber Herrn Dr. Wolfs prophetische Äußerung, daß meine Statistik auch durch den gegenwärtigen Krieg keine Bereicherung erfahren wird, anzuerkennen, hieße den Wald vor Bäumen nicht sehen. — Nicht alle mir berichteten Erlebnisse stammen aus diesem letzten Kriegsjahr, aber bei weitem die meisten.

Herr Apotheker D. berichtet von einem Winzer seiner Gegend, der am 17. Februar ds. Js. morgens zehn Minuten vor fünf Uhr, „im Bette wachliegend und betend", plötzlich hörte, wie sein im Felde stehender Sohn mehrmals nach ihm rief. Er war der festen Meinung, daß sein Sohn vor der Haustüre stände, eilte vors Haus, fand aber niemanden. Darauf ließ er durch seine Frau sofort Tag und Stunde dieses Erlebnisses im Kalender notieren. Am 22. Februar bekam der Vater vom Feldwebel die Nachricht, daß sein Sohn Nikolaus am 17. Februar, morgens fünf Uhr, gefallen sei. Der Herr Referent bezeichnet den alten Winzer als einen ruhigen, ernsten Mann.

Die Frau eines gefallenen Lehrers, Frau W. in S., schildert klar und ruhig, wie sie am Nachmittag des 30. Oktober 1914 plötzlich von großer Unruhe und körperlicher Schwäche befallen worden sei und ihren Gatten mit „geklaffter Brust“ an einem Waldesrande habe liegen sehen. „Er ist in Todesnöten.“ Am 6. November erhält die Frau, die ihre Empfindungen und Wahrnehmungen sofort vor Zeugen geäußert hat, die erste Nachricht von dem Tode ihres Gatten und einige Tage später die eingehendere Mitteilung: „Am 30. Oktober, nachmittags zwischen drei und vier Uhr, starb Unteroffizier W. durch einen Granatsplitter in die Brust im Walde von Ailly den Heldentod.“

Herr Regierungsrat S. teilt eine eigenartige Wahrnehmung mit, die zusammentraf mit der Stunde, in der sein Sohn bei einem Sturmangriff gefallen.

Herr Fabrikant W. berichtet, wie er während seiner aktiven Militärdienstzeit in weit entlegenem östlichen Standort als junger gesunder Soldat mit vortrefflichem Schlaf eines Nachts unter großem Angstgefühl aufgewacht, zum Erstaunen seiner Kameraden nach der Mutter rufend im Zimmer umhergeirrt sei und nur schwer und allmählich durch die Kameraden, die sich ein derartiges Gebahren des sonst ruhigen Mannes nicht zu erklären vermochten, habe wieder beruhigt werden können. Am nächsten Tage rief den jungen Soldaten — dieses Ereignis lag vor dem Kriege — ein Telegramm nach Hause, und es ließ sich ohne Schwierigkeit feststellen, daß um die gleiche Stunde, in der den Sohn die schwere, unerklärliche Erregung befallen, die bisher scheinbar völlig gesunde Mutter beim Nachhausekommen von einer Silberhochzeitfeier und beim Hinaufsteigen nach ihrer Wohnung einen plötzlichen Tod erlitten hatte. — An diesem Falle ist zweierlei bemerkenswert. Zunächst hat hier mit Sicherheit keine besondere starke vorhergehende Hinlenkung der Gedanken des Sohnes auf die Möglichkeit des eingetretenen Ereignisses bestanden, denn die Mutter war bisher scheinbar gesund. Und dann beweist dieser Fall die vorstehend erwähnte Notwendigkeit einer *individuellen Vorbedingung* besonderer und noch völlig unbekannter Art, denn ein anderer Sohn hatte auf die heimkehrende Mutter warten wollen, war aber darüber eingeschlafen und hatte trotz größter Nähe nicht das geringste wahrgenommen, sondern wurde erst geweckt aus traumlosem Schlaf durch das Glockenzeichen der Leute, welche die tote Mutter brachten. — —

Ein badischer Landsturm-Unteroffizier, Herr P., schildert klar und überzeugend ein hierher gehörendes Erlebnis aus seiner Knabenzeit, das bemerkenswert ist, weil es die von Herrn Dr. Wolf bezweifelte Möglichkeit der gleichzeitigen Wahrnehmung durch mehrere Personen zu bestätigen scheint und auch sonst, nämlich in der Art der Erscheinung, Ähnlichkeit mit dem Fall 2 in meinem ersten Artikel aufweist: Der damals vierzehnjährige Knabe hatte einige Monate vor dem geschilderten Erlebnis einen älteren Verwandten in seinem Elternhause lange und liebevoll gepflegt und hatte anscheinend den älteren Mann sehr lieb gewonnen und dieser seinen jungen Pfleger. Nachdem der Kranke genesen, in seine etwa 200 km entfernte Heimat längst wieder abgereist war, erwachten Mutter und Sohn eines Nachts in ihrer Kammer durch ein Brausen, Klingen und Schwirren, das beiden vollkommen unverständlich und sehr unheimlich war. Einige Tage später trifft die Nachricht vom Tode des erwähnten Verwandten ein, und eine Übereinstimmung zwischen der Todesstunde und der geschilderten Äußerung hat sich angeblich bis auf die Viertelstunde genau feststellen lassen. „Der Herrgott zeigt's denen an, die sich lieb hatten, weil er noch einige Gebete nötig hatte auf seinem Weg zum Tor der Ewigkeit“, schließt der wackere Landsturmmann seinen schlichten Bericht.

Es mag hiermit genug sein der kurzen Beispiele. Ich habe eine sehr große Anzahl erhalten, und auch Wahrnehmungen der Tierseele, analog dem in meinem ersten Türmerartikel berichteten Fall 1, fehlen nicht. — Wie sehr diese schweren und dunklen Fragen auch den berühren, der sich nicht auf dieselben einlassen zu dürfen glaubt, beweist mir in klassischer Weise das Schreiben eines von mir sehr verehrten, bedeutenden Nervenarztes. Nachdem der betreffende Kollege es abgelehnt, sich in Überlegungen einzulassen, „für die wir eine feste und

genaue Unterlage kaum jemals finden werden", fährt er dennoch wörtlich fort: „Daß Gedankenübertragungen bestehen, für die wir einen Grund nicht nachweisen können, kann ich aus eigenster Erfahrung vielfach bestätigen; ... am 17. Mai ist mein Sohn verwundet worden, ich bin in jenen Tagen bis zum 26., dem Eintreffen der Nachricht, so unruhig gewesen, daß es allgemein auffiel; eine Erklärung habe ich nicht, ich will sie auch nicht suchen, ich würde sie nicht finden. Vielleicht gibt die Ihrige einen Fingerzeig ..."

Dieses „... eine Erklärung habe ich nicht, ich will sie auch nicht suchen ...", wird nicht überall volles Verständnis finden. Selbstverständlich ist ein Forschen auf diesem Gebiete anders zu beurteilen als dort, wo das Ergebnis desselben eine bisher noch unbekannte Insel oder eine neue Bakterienart darstellt, und ganz gewiß sind dem Menschengeiste hier Schranken gesetzt, die er achten muß. Aber dürfen wir nicht bis an diese Schranken vorzudringen suchen? In bezug auf unser Wissen von dem Wesen und den Kräften unserer Seele haben wir dieselben wohl noch nicht ganz erreicht.

Deshalb lasse ich mir auch nicht die Berechtigung bestreiten, zur Sammlung und Prüfung solcher Fälle auch und gerade jetzt aufzufordern. Unser Volk hat genügend Proben davon abgelegt, daß es „Probleme" nicht schrecken, es hat deren schon genügend bewältigt.

Ein noch dunkles Gebiet aber, auf dem noch kein Gesetz herrscht und selbst das schärfste Auge keine Gesetzmäßigkeit in den Ereignissen zu erkennen vermag, ist und bleibt das, was als seelische Fernwirkung angesprochen werden muß. Viele Ereignisse, die als Ahnungen gedeutet werden könnten, bleiben unbestätigt. Deshalb ist keine Gelegenheit zu „katastrophalen Depressionen" gegeben.

Wie ich übrigens ausdrücklich feststellen zu dürfen bitte, hat mich zu meinen Veröffentlichungen in dieser Sache weniger, als es stellenweise angenommen worden ist, das ehrgeizige Verlangen veranlaßt, eine wirklich befriedigende Erklärung für die dunklen Geschehnisse der seelischen Fernwirkung zu geben, als vielmehr der Wunsch, der Tatsache gelegentlich zu beobachtender Ereignisse dieser Art auch in wissenschaftlich denkfähigen Kreisen Anerkennung zu verschaffen. Meine Betrachtungen beziehen sich ausschließlich auf das abgegrenzte Gebiet der sogenannten seelischen Fernwirkung, und eine Verallgemeinerung meines Erklärungsversuches und meiner sonstigen Ausführungen und eine Ausdehnung derselben auf andere „mystische Probleme" kann ich nicht zugeben. Ebenso müßte ich entschieden Verwahrung einlegen gegen jeden Versuch, mich identifizieren zu wollen mit jenen im Publikum nicht unbekannten und unbeliebten Kreisen, in denen unter einem erheblichen Aufwand von fremdsprachlichen, sehr gelehrt klingenden und nicht selten falsch angewandten Worten und Begriffen, und gestützt auf eine „Fachliteratur" zweifelhaftesten Wertes alle Probleme der Mystik mit mehr Kühnheit als naturwissenschaftlicher Urteilsfähigkeit und Selbstkritik „behandelt" werden.

Dr. med. Löhmann

Gloria, Viktoria!

Ein Wort aus der Front

Mit allerlebhaftestem Widerspruch habe ich eben im „Unterstand", während französische Geschütze in der Ferne dröhnen, den Aufsatz von Storck über „Die Untreue gegen den guten Kameraden" gelesen. Um alles in der Welt, was werden uns da für Vorwürfe gemacht! „Beschämender geistiger Tiefstand, Gedankenlosigkeit, schweres Unrecht, das wir an einem unserer schönsten Volkslieder tun, Untreue" — alles das wird uns Soldaten nachgesagt, weil wir dem Uhlandschen Lied einen von uns als schön empfundenen Kehrreim nachsingen und dabei von jeder Strophe eine Zeile fortlassen. Zwar wird zu unserer

Entschuldigung angedeutet, daß wir nicht eigentlich die Urheber des Frevels sind, die Wandervögel sollen es gewesen sein. Aber das ist nicht richtig: das „Gloria, Viktoria“ ist unter Soldaten, lange vor dem Kriege, als Kehrreim entstanden. Unser Heer hat das Verdienst, sich auch in diesem Falle als Ursprungsort echter Volksdichtung erwiesen zu haben.

Aber es hat dabei das schöne Uhlandsche Gedicht verändert, „verstümmelt“, „grausam mißhandelt“ und ins „Wertlose verkehrt“. Ich bin der Überzeugung und kann mich dabei zum Teil auf Storcks eigene Ausführungen berufen, daß dies nicht der Fall ist. Aber zunächst einmal angenommen, es wäre so, es wäre durch den dichtenden Soldatenmund Sinn in Unsinn, tief Empfundenes etwa ins Komische verändert, wäre das denn schlimm? Mußte man dagegen Schulen und Vorgesetzte aufrufen? Ein paar Beispiele: Das schöne Lied: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod!“ hört man jetzt mitunter in folgender Verstümmelung: „Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen wieder in die Front!“ In einem andern Soldatenliede, das viel gesungen wird, heißt es eigentlich zum Schluß: „Drum Mädchen, weine nicht, sei nicht so traurig, mach' deinem Musketier das Herz nicht schwer; denn dieser Feldzug ist bald vorüber, wisch' deine Tränen ab und wein' nicht mehr.“ Statt dessen singt immer einer oder der andere: „Denn dieser Feldzug, das ist kein Schnellzug, wisch' dir die Tränen ab mit Sandpapier!“ Beide Verstümmelungen haben etwas Gemeinsames. In ihnen erhebt sich der Soldatenhumor über die Sentimentalität, die dem Volkslied sehr liegt, aber mehr daheim unter der Linde ihren Ort hat, als beim Marsch im Frieden und im Felde. Soll man sich über diese urwüchsige Art, sich von der Wehmut des Liedes freizumachen, nicht freuen?

Ganz so empfinde ich die Dichtung des Kehrreims zu „Ich hatt' einen Kameraden“; nur daß da die Erhebung aus der Wehmut, in die das Lied versetzt, in einer viel edleren Weise gewonnen wird. Wir haben uns in der ersten Strophe das Bild des gemeinsamen Auszuges, Schulter an Schulter, vor die Seele gerufen. Jeder weiß, daß weiterhin vom Tode des Kameraden die Rede sein wird, da singt der Chor einen andern Gedanken hinein: Gloria, Viktoria — Ruhm und Sieg. Wir denken an den Tod, den viele, vielleicht unsere liebsten Kameraden, vielleicht wir selbst sterben werden, da werden wir emporgerissen: Es gibt anderes, dem wir entgegengehen, daran gebührt es sich zu denken: Ruhm und Sieg! Eiserne Kreuze und den Heimzug unter wehenden Fahnen mit grünen Kränzen auf dem Helm! Aber sofort greift der Dichter tiefer: Sieg und Ruhm ist ein zu kleines Ziel, darum geht kein deutscher Soldat ins Feld: „Mit Herz und Hand fürs Vaterland!“ Das ist die Vorstellung, die alle Sterbensgedanken siegreich überklingt, alle Wehmut in Freude wandelt. Daß es aber wirklich nicht ein Gedanke, sondern eine Vorstellung, also etwas Geschautes und somit rechte Dichtung ist, das zeigt die Fortsetzung: „Die Vöglein im Walde, die sangen so wunder-wunderschön.“ Vaterland wird im Herzen des Sängers gegenständlich in einem Bilde aus der Heimat: Wo der Weg aus seinem Dorfe in den Wald einbiegt, wie sangen da am frühen Morgen, als er auszog, oder als er dort von seinem Schatz Abschied nahm oder wann sonst die Vöglein so wunderschön. Mit einem einzigen Bilde steht ihm vor der Seele, was für ihn Vaterland und Heimat ist. Und dabei verweilt er: vom Sterben singt das schöne Lied, vom Wiedersehen in der Heimat singt der gewissermaßen dem Liede antwortende Chor. So erhebt sich der frische Jugendsinn, der nicht mit Grabesgedanken wandern will, über die Vorstellungen der Uhlandschen Ballade.

Tut er ihr damit Untreue an? Mißhandelt er sie? Freilich, es fällt überall eine Zeile aus, aber wird dadurch auch nur eine einzige Strophe sinnlos?

Neben der inhaltlichen Rechtfertigung der wunderschönen Volksdichtung, an der ich mich in diesem Kehrreim immer wieder erfreue, kann ich mir einen Hinweis auf ihr formales Daseinsrecht, ja ihre formale Daseinsnotwendigkeit fast ersparen; denn die hat Storck selbst anerkannt: Ein Volkslied, ein Marschlied im besondern, braucht einen langen, gut singbaren Kehrreim. Darin, daß das Volk einen solchen zu Uhlands Ballade gedichtet hat, hat es diese geehrt; denn es hat sie dadurch zu einem rechten Volkslied erst gemacht. Das würde nie geschehen sein,



wenn Uhland „den Volkston" nicht so unvergleichlich getroffen hätte. Ich meine, er würde stolz sein, wenn er seinen guten Kameraden jetzt auf polnischen Straßen und in französischen Erdhöhlen hörte.

Für uns hier draußen verknüpft sich mit dem „Gloria, Viktoria" vom Auszug her und aus mancher andern Stunde, wo es unsere Füße beflügelt hat, so viel Stimmung, daß wir es nicht mehr verlernen und uns auch keine neuen Texte dafür unterschieben lassen. Es bleibt uns das Soldatenlied dieses Krieges.

Hans Schmidt



Der Krieg und die deutsche bildende Kunst

Eine Auseinandersetzung mit Zeitstimmen

Die Tatsache, daß eine ganze Reihe von Abhandlungen, abgesehen von zahllosen Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften, die Frage „Krieg und Kunst" erörtern, ist um so beredter, als es sich bei näherem Zusehen fast immer um die bildende Kunst handelt. Dabei tritt die geschichtliche Untersuchung über das Verhältnis von Krieg und Kunst ganz zurück, und man könnte diese ganze Literatur unter den Begriff von Anklage- und Verteidigungsschriften fassen. Überzeugender als alle Ausführungen selbst zeigt schon diese Tatsache, daß in der Stellung, die die bildende Kunst in Deutschland vor dem Kriege einnahm, etwas nicht gestimmt haben muß. Das geben nun eigentlich auch alle zu, mögen sie sonst den einzelnen Problemen gegenüber eine noch so verschiedene Haltung einnehmen. Und selbst in jenen Abhandlungen, in denen kein Wort davon gesagt ist, spürt man den Verfasser als den Sachwalter seiner Ansicht gegen bzw. mit der breiten deutschen Volksmeinung.

Es ist uns nichts Neues, und der Türmer hat das ja seit Jahren gesagt und für eine Besserung gekämpft, daß unser gesamtes Kunstleben in solchem Maße unvolkstümlich geworden war, daß hier jedenfalls eine Änderung not täte, selbst wenn es sich um eine an und für sich genommen wertvolle Kunst handeln würde. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die von außer uns liegenden Ereignissen, und seien sie noch so gewaltig und tief eingreifend, eine wirkliche Veränderung solcher im innersten Dasein verankerten Lebenswerte, wie sie die Kunst darstellt, erwarten. Das kann nur auf dem Umwege geschehen, daß wir selbst anders, wie wir hoffen, besser werden. Also nur dadurch, daß Erlebnisse auf des einzelnen und des Volkes Art so einwirken, daß die guten und gesunden Eigenschaften gekräftigt werden, und zwar zu bewußtem Tun und damit entschlossen zur eigenen Betätigung und zur Bekämpfung des Unwerten, wird ein Wandel erzeugt. Im rein Künstlerischen dagegen wird gerade für das Kunstleben ein Krieg mehr als Unterbrechung wirken, und wir haben nachher mit denselben Strömungen zu rechnen, die vorher da waren. Um so wichtiger ist es, die Gunst der Stunde für innere Einkehr, für ein Aufrufen aller guten Kräfte zu nutzen und die Waffen für den künftigen unausbleiblichen Kampf zu schärfen. In diesem Geiste wollen wir die vorliegenden Schriften durchgehen.

Als Heft 6 der Sammlung „Durch Kampf zum Frieden" ist der Vortrag des Tübinger Ästhetikers Dr. Konrad Lange „Krieg und Kunst" erschienen (Tübingen, Kloeres. 50 Pf.). Lange stellt der Auffassung vom Krieg als Feind der Kunst, als Zerstörer künstlerischer Werte, den Freund der Kunst als Aufbauer gegenüber. Er rechnet mit Recht auf die Gewinnseite, daß die deutschen Heere Kunsthistoriker im Gefolge haben, um für den Kunstbesitz der Feinde zu sorgen, also auch im Kriege und in Feindesland den Denkmalsschutz zu üben, wo es irgendwie angeht. Auch darin, daß der Krieg durch die Proteste des Auslandes über die wahre Stimmung der Künstler in den feindlichen und neutralen Ländern gegen uns aufgeklärt hat, erkennt Lange einen Vorteil, wenn er auch sofort davor warnt, nun jede künstlerische Verbindung mit dem Auslande aufgeben zu wollen. Daran hat ja auch wohl niemand gedacht. Daß Kunst und Wissen-



schaft in dem Sinne international sind, daß die hervorragenden Leistungen des Auslandes im Laufe der Zeit in jedem Fall zur Geltung kommen, beweist uns ja auch das feindliche Land, das sich z. B. einem Richard Wagner gegenüber auf die Dauer nicht hat verschließen können. Es kommt eben nur darauf an, die ausländische Einfuhr auf das wirklich Wertvolle zu beschränken.

Sehr willkommen ist, was Konrad Lange über die Überschätzung der Kunst sagt, die nicht, wie es in den letzten Jahrzehnten der Fall war, den anmaßenden Anspruch erheben darf, geradezu das Leben selbst zu sein, sondern wieder ihrem eigentlichen Berufe zugeführt werden soll, eine Trösterin, eine Befreierin von dem Zwange zu sein, mit dem der Ernst des Lebens auf den Menschen lastet.

Nicht so klar wirken seine Ausführungen, wenn er vom Krieg erwartet, daß er den Charakter unserer Kunst im guten Sinne verändere. Und zwar stolpert er hier eigentlich über Worte. Denn ich glaube nicht, daß wirklich ernst zu nehmende Kunstfreunde, wenn sie meinten, diese Zeit würde der Kunst wieder einen großen Inhalt bringen, unter Inhalt das Rohstoffliche verstanden, sondern den Gehalt. Lange meint aber im Grunde dasselbe, was die deutschnationale Seite fordert, wenn er nachher doch die Forderung aufstellt, daß unsere Künstler in Zukunft bei der formalen Gestaltung ihrer Kunstwerke nicht fremden Idealen folgen, sondern die guten Eigenschaften der deutschen Kunst wieder zu Ehren bringen werden. Er fordert also auch das bewußte Deutschsein vom deutschen Künstler und erkennt die üblen Schäden, die nicht nur die Fremdsüchtelei, sondern auch die Einstellung aufs Kunsttechnische, aufs l'art pour l'art bei uns gehabt haben. Sachlich untersucht er unsere Beziehungen zum Ausland und wägt ruhig ab, was wir dem Ausland verdanken, wobei er für die bildende Kunst natürlich feststellen muß, daß tatsächlich die französische Malerei lange Zeit die beste Befruchterin gewesen ist. Überzeugend aber führt er aus, daß die französische Malerei selbst mit den späteren Phasen des Impressionismus verfallen ist, und es stimmt sehr nachdenklich, daß vielfach gerade diese neueren Richtungen den eigentlich keltisch-romanischen Geist zeigen, während die ältere französische Kunst uns doch immer wieder zur Besinnung bringen sollte, wieviel germanisches Blut auch in Frankreich seit langem wirksam gewesen ist. — Recht scharf und mit guten Gründen weist er die innere Unhaltbarkeit der neueren Kunstrichtungen nach und fordert von unseren Künstlern auch rein aus diesen geschichtlichen und ästhetischen Betrachtungen heraus das Schaffen aus deutschem Geiste.

Ausgiebig beschäftigt sich Adolf von Oechelhaeuser in seinem Vortrag „Krieg und Kunst“ (Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei; 50 ₰) mit den geschichtlichen Verhältnissen und frägt im besonderen, ob „Krieg und bildende Künste in solchem Zusammenhange miteinander stehen, daß das nationale Element als ausschlaggebend zu betrachten ist und die kriegerische Erhebung eines Volkes befruchtend und steigernd auf die Entwicklung der bildenden Künste einzuwirken vermag“. Oechelhaeuser meint, die Geschichte gäbe darauf keine Antwort, denn jenen Künstlern, deren Werke sich nicht losgetrennt denken lassen vom Boden, aus dem sie erwachsen sind (von neueren deutschen nennt er Ludwig Richter, Schwind, Menzel, Thoma) stehen andere gegenüber. „Von den Alten will ich nur Michelangelo und Lionardo nennen, von den Neuen Schlüter und Mengs, Cornelius und die Nazarener, Rauch und Schinkel, Millais und Alma Tadema, Böcklin und Feuerbach, Skarbina und Liebermann, Schönleber und Ferdinand Keller, Franz Stuck und Wilhelm Trübner. Diese alle lassen in ihren besten Schöpfungen die Vorstellung völkischer Eigenart gar nicht aufkommen; ihre Individualität spottet gewissermaßen nationaler Schranken, ein künstlerisches Weltbürgertum, wie es der Antike bis heute noch innewohnt, hebt ihre Werke in eine freiere Sphäre.“

Ich gestehe offen, daß ich ein solches Urteil nicht verstehe. Dazu muß man den Begriff Volkstum und Nationalität doch recht äußerlich ansehen. So fest ich persönlich überzeugt bin, daß nicht nur in Lionardo, sondern auch in Michelangelo deutsches Blut in starkem Maße tätig war, kann ich mir doch nicht vorstellen, daß die Werke dieser beiden Künstler auf einem anderen



Boden in dieser Form hätten reifen können, als auf dem Italiens. Umgekehrt zeigt schon die Tatsache, daß die Romanen keinerlei Verhältnis zu Böcklin finden können, wie urdeutsch dieser Meister ist. Man kann ruhig sagen, daß insoweit das bei Stuck nicht der Fall ist, auch die künstlerische Schwäche seiner Persönlichkeit sich zeigt, das nicht genügend Innerliche. Einen Peter Cornelius sich anders denn als Deutschen vorstellen geht auch nicht an, und inwieweit das Deutschtum bei den Nazarenern durch die altitalienischen Gewänder herauslugt, wird geradezu zum Gradmesser ihres künstlerischen Wertes.

Auch die weiteren Ausführungen Oechelhaeusers, daß einer Reihe von Künstlern der Aufenthalt im Auslande geschadet, anderen genützt habe, daß wechselseitig fremdländische Kunst im Tiefsten verstanden worden ist, gehört eigentlich gar nicht zur Frage des Nationalen im höheren Sinne. Es wäre ja auch schlimm, wenn Fremdnationales, gerade wenn das Volkstum besonders charakteristisch auftritt, nicht unter Umständen einen besonderen Reiz ausüben würde, genau so, wie die fremdartige Natur auch auf den, ja vielleicht gerade auf den besonders stark einwirken kann, der die seiner Heimat tief empfindet. Auch die Tatsache, daß die Blütezeit der Künste keineswegs immer mit der politischen Blüte eines Volkes zusammenfällt, beweist nichts gegen das Nationale, erst recht nicht für alle früheren Zeiten, wo in der Politik das Volk gar keinen Einfluß hatte, wo auch die Kriege doch nicht als Volkskriege bezeichnet werden können.

Am wenigsten kann man die Kriegsmalerei im engeren Sinne hier anziehen, die ja so ganz andere Gründe haben kann, als das, was wir unter national verstehen. Richtig weist Oechelhaeuser darauf hin, daß in der bildenden Kunst erst zuletzt das neuerwachte deutsche Volksbewußtsein zur Betätigung gelangte, daß für sie zum Beispiel das friderizianische Zeitalter noch ganz versagte. Und beachtenswert für die neuzeitliche Entwicklung ist es, wenn Oechelhaeuser ausführt, daß das zielbewußte Hinarbeiten auf eine Wiedergeburt der deutschen Kunst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in beiden Richtungen, der romantischen wie der klassizistischen, nicht zum Ziele gelangt ist, weil „beide mit bestimmten Programmen aufgetreten sind, die der freien künstlerischen Entwicklung Fesseln aufgelegt haben". Der Hauptgrund ist freilich gewesen, daß kein wirklich starkes bildnerisches Talent da war, denn das würde die Programme schon gesprengt haben. Goethes wenig glücklicher Einfluß auf diesem Gebiete wird sehr scharf unterstrichen. Bedenkt man, daß trotz des guten Willens selbst die Freiheitskriege in unserer bildenden Kunst keinen eigentlichen Niederschlag gefunden haben, sondern nur zu einem systematischen Denkmalsschutz der Vergangenheit verhalfen, so liegt doch der Gedanke nahe, daß die künstlerische Produktivität Deutschlands von den ungeheuren Leistungen auf musikalischem und dichterischem Gebiet verbraucht war, und daß das Bedürfnis des Kunstempfangens eben durch die Wiederentdeckung der mittelalterlichen Schönheit durch die Romantik, der Antike durch den Klassizismus ausreichend befriedigt war.

Es hat zu keiner Zeit ein Volk gleichzeitig auf allen Kunstgebieten Hervorragendes geleistet. Vielleicht äußert sich gerade in dieser Tatsache sogar der stärkste Einfluß des Volkstums, des geistigen Milieus auf die Kunst insofern, wie gerade Goethe ausgesprochen hat, es im Grunde ja doch nur eine Kunst gibt, die sich nur verschiedentlich äußert, und die Bedürfnisse der Gesamtheit, die Einstellung dieses Gesamtempfindens schließlich doch einen Einfluß gewinnen auf die Form, in der sich die vorhandene künstlerische Begabung betätigt. Es bleibt der Fehler dieser Oechelhaeuserschen Schrift, unter „national" etwas ganz Äußeres, geradezu Stoffliches zu begreifen, während es doch klar ist, wie wir es ja noch bei Hodler nur allzu schlimm erlebt haben, daß ein durchaus nationaler Stoff in antinationalem, das heißt hier in fremdblütigem Geiste behandelt werden kann. Nur darauf kommt es an. Ob wir dagegen Künstler bekommen, die das ungeheure Erlebnis dieses Krieges in sichtbarlich nationalen Bildern festzuhalten vermögen, bleibt eine Frage. Noch vermag man gar nicht abzusehen, ob es in diesem Kriege überhaupt zu äußerlich faßbaren, also mit den malerischen Sinnen aufzunehmenden großen Momenten kommt. Wichtig ist allein die Stärkung der inneren Erlebensfähigkeit, und als Wirkungen



dieser inneren Stärkung des Deutschgefühls erwartet Oechelhaeuser so ziemlich dasselbe, wie etwa auch Lange. „Ich glaube, das Gegenständliche wird viel mehr in den Vordergrund treten und eine größere Selbständigkeit Platz greifen." Also auch hier Ablehnung des l'art pour l'art, ferner eine schärfere kritische Einstellung gegen das Fremde. „Eine verhältnismäßig sehr kleine Gruppe von Händlern, Kunstschriftstellern und Feuilletonisten, bei denen mitunter auch gemeinsame materielle Interessen die Haupttriebfeder bildeten, hatte die Herrschaft in der Presse an sich zu reißen vermocht und sich bemüht, den Geschmack des Volkes nach einer ganz bestimmten Richtung hin zu lenken ... Künstler und Volk werden sich endlich von jener internationalen Cliquenherrschaft und literarischen Bevormundung zu befreien wissen, und soweit die ausländische Kunst in Frage kommt, eine selbständigere und selbstbewußtere Prüfung eintreten lassen." Betont wird der Anteil, den das Volk im weitesten Sinne an dieser Genesung haben wird, denn gewiß wäre ohne den „Unverstand und die Urteilslosigkeit, sowie die eigene Sucht nach Fremdem und Neuem beim lieben Publikum der üble Zustand vor dem Kriege nicht möglich gewesen". Von den unberechenbaren Werten des großen Genies abgesehen, hat in der Tat jedes Volk die Kunst, die es verdient.

Schärfer als die beiden Vorangehenden betont Adalbert Matthaei in seiner Schrift „Der Krieg von 1914 und die bildende Kunst in Deutschland" (Danzig, A. W. Kafemann) den nationalen Standpunkt. Die Schrift hat in kurzer Zeit die zweite Auflage erlebt, was doch wohl als ein gutes Zeichen gedeutet werden kann. Auch Matthaei betont zunächst die Stellung der Kunst im Leben und die Gefahr, die in der Überschätzung des Ästhetischen lag. Ein Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Kunst in den letzten vierzig Jahren zeigt, wie Frankreichs Vormundschaft in der Malerei zustande kam und allmählich zu der heillosen Überschätzung der Technik und zur Selbstauflösung führte, auf der anderen Seite zur Unterschätzung des geistigen Gehalts der Malerei und der Kunst überhaupt.

Danach wird die Frage des Nationalen behandelt, das er als „das Deutsche" auffaßt. Man braucht das nicht bis ins einzelne zu bestimmen, verstandesmäßig ist das wohl überhaupt ganz unmöglich. Es handelt sich hier im wesentlichen um Gefühlswerte, und „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen", weder als Künstler, noch als Empfänger. Das üble Spiel mit der „Moderne" wird aufgedeckt, die schlimme Bevormundung des Publikums durch die Kreise der Intellektuellen in Feuilleton und Wissenschaft. Es ist ein Verdienst, wie Matthaei im Anschluß an Wilhelm Bode nachweist, daß das innerlich unwahre Geheimtun aus den Kreisen der Feuilletonisten längst in die der Wissenschaftler übergegriffen hat, und von vielen unserer Museumsvorstände die Aufgabe ihrer Stellung völlig mißkannt wird. Die bei aller Entschiedenheit im Ton sehr maßvolle und alles Für und Wider sorgsam abwägende Schrift verdient warme Empfehlung.

Im übrigen werden die ernst zu Nehmenden unter den Anhängern der Moderne ja auch ihre Gewissenserforschung anstellen, und so bezeichnend aber auch verächtlich uns die clownhafte Behandigkeit eines Meier-Gräfe erschien (vgl. Türmer, 2. Oktoberheft, S. 120), dessen Kunstgesinnung auch dadurch nicht deutsch wird, daß er jetzt in russische Gefangenschaft geraten ist, wie uns von seinen Freunden immer wieder von Zeit zu Zeit ins Gedächtnis gerufen wird, so aufmerksam wollen wir einem Gustav Pauli zuhören, wenn er in seiner Schrift „Der Krieg und die deutsche Kunst" (Hamburg, L. Friederichsen & Co.; 50 Pf.) die modernsten Bewegungen in unserer Kunst für unser Volkstum in Anspruch nimmt. Aufmerksam, willig, aber doch auch kritisch wird unser Zuhören sein. Denn die Art, wie alle diese Herren in den letzten Jahren betontem Nationalismus entgegengetreten sind, war immer von vornherein unfreundlich und voll eines billigen Hochmuts, der sich wenig auf Begründung einließ, sondern mit den Schlagworten des l'art pour l'art arbeitete. Die Art, wie seinerzeit Vinnens deutscher Künstlerprotest von dieser Seite abgetan worden ist, dürfen wir nicht vergessen.

Der Schwerpunkt von Paulis Untersuchung liegt in der Erkenntnis, die hier gleichzeitig



als Bekenntnis wirkt, daß wir einen hohen Gewinn von diesem Kriege zu erwarten haben, weil er reinigend und vertiefend auf die Seele des deutschen Volkes einwirkt. „Daß dieses Wort kein leerer Schall ist, daß es vielmehr eine solche Volksseele in Wahrheit gibt, das heißt eine Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens und Hoffens, das ist ja gerade das große Erlebnis, das diese Zeit jedem einzelnen unter uns beschert ... Wenn wir nun fühlen, daß die Geister hoher Ahnen unter uns lebendig geworden sind und uns prüfen, ob wir ihrer völlig wert sind, auch als Hüter ihres künstlerischen Vermächtnisses, so ersteht die Frage: „Was ist in unserer Kunst deutsch, das heißt, was ist das Gemeinsame in den verschiedenen Kundgebungen deutschen Formwillens? Denn auf den Willen, als den wesentlichen Teil des Charakters, kommt es an, auf die Absicht, die sich der Formen bedient, während diese Formen für sich betrachtet nicht nur variabel sind, sondern auch in verschiedenem Sinne gebraucht werden mögen. Beispielsweise können die historischen Stile heute als ein internationales Gemeingut der Europäer gelten."

Es ist in der Tat bezeichnend, daß gerade der Deutsche immer wieder diese Frage aufstellen muß: Was ist deutsch? Ich bin nun im Gegensatz zu Pauli der Überzeugung, daß sich darin auch eine Schwäche offenbart. Die ungeheuer schweren und häufigen Störungen in unserer geistig und künstlerisch nationalen Entwicklung, die immer erneute Vermengung mit Undeutschem, wodurch stets dessen erneute Verarbeitung ins Deutsche hinein oder seine Ausstoßung nötig wurde, haben es verhindert, daß sich das Gefühl für das Deutsche bis zum klaren Bewußtsein hat herausbilden können. Allerdings trägt ja jeder Kampf auch Früchte, und wir haben der Siege auch im geistigen Leben genug errungen, so daß sicher dieses Ringen mit unserer Anlage dazu beigetragen hat, die Formen des deutschen künstlerischen Ausdrucks „so mannigfaltig und in einzelnen Fällen so kompliziert zu machen, daß er nicht nur den Ausländern, sondern bisweilen auch sich selber rätselhaft wird".

Pauli sucht den deutschen Formwillen aus der Gegensätzlichkeit des klar festzulegenden Formwillens der Nichtdeutschen zu erkennen, der sich in der hellenischen und römischen Antike, in Byzanz, in der italienischen Renaissance und im neueren Frankreich seit der Aufnahme der Renaissance offenbart, und zwar erweist sich als Kern dieses Formwillens „das Aufstellen einer gesetzmäßigen Schönheit, der in ihrer Ordnung und Klarheit das Vermögen zu beruhigen und zu beglücken beiwohnt. Im Bunde mit der Phantasie steht der messende und rechnende Verstand". Im Gegensatz dazu ist es deutsch, dieser Herrschaft eines solchen Gesetzes zu widerstreben. „Der Genius des großen Künstlers erscheint unter uns nicht als der Erfüller eines Gesetzes, sondern vielmehr als der Beherrscher einer eigenen Geisteswelt, der über dem Gesetze steht. Ja es ereignet sich wohl, daß er sich geradezu in Widerspruch setzt mit dem Übereinkommen des Zeitgeschmacks."

Es wäre vom Historiker zu erwarten gewesen, daß er dargetan hätte, daß diese Einstellung des deutschen Genies nicht nur in der Wesensart des Deutschen liegt, sondern mehr von der geschichtlichen Entwicklung bedingt ist. Wo diese Entwicklung für die Kunst sich verhältnismäßig ungestört vollziehen konnte, z. B. in der Musik, haben wir diesen Gegensatz nicht; er gilt nicht für Händel, nicht für Bach noch Haydn; in Mozart haben wir sogar die höchste Erfüllung der vergeistigten Form hervorgebracht, und selbst für einen Beethoven, in dem sich das Titanische und Faustische geradezu verdichtete, erfährt dieses feindliche Verhältnis des deutschen Künstlers zur Form eine starke Einschränkung. Wahr dagegen ist das ungeheuer starke Persönlichkeitsgefühl und daß gerade daraus für den deutschen Künstler das Streben nach Ausdrucksfülle erwächst, so daß die Form niemals Selbstzweck, sondern immer bloß Mittel ist.

Besonders fesselnd ist, wie ein Moderner — als solchen haben wir den Hamburger Galeriedirektor anzusprechen — die Geschichte der Malerei der letzten Jahrzehnte deutet. „In den Werken der letzten Impressionisten hat eine ruhmwürdige Phase ihr Ende erreicht. Auf diesem Wege einer individualistischen Deutung und Nachschöpfung der Naturerscheinung taten



sich neue Ziele nicht mehr auf." Es wird hier stillschweigend unterschoben, als ob der Impressionismus als solcher der deutschen Art entsprochen hätte. Das ist jedenfalls mit der Form, die bei uns zum Siege geführt worden ist, nicht wahr. Ebenso ist die Richtungsänderung, „indem die Errungenschaften impressionistischer Malerei in den Dienst dekorativer Absichten gestellt wurden", nicht auf deutsche Weise eingetreten. Weder im Neoimpressionismus, noch in allen späteren -ismen. Ihnen allen haftet der Fehler an, den Pauli dem Neoimpressionismus mit dem Zerlegen der gemischten Farbentöne in Flocken der reinen Grundfarben nachsagt: das Doktrinäre. Wenn er dann dagegen Cézanne und den Niederländer van Gogh als die fruchtbaren Neuerer aufstellt, so unterläßt er die wichtige Bemerkung, daß diese beiden Künstler nicht normal waren, und zwar gerade im Sinne ihres Auges nicht. Beide haben dafür selbst unwiderlegliche Zeugnisse abgelegt. Was an Wert dem Primitivismus beider innewohnt, liegt daran, daß er bei ihnen kein gewollter war, sondern auf einem persönlichen Unvermögen beruhte, gegen das sie ankämpften. Es ist übrigens sehr bezeichnend, daß von der gleichen Seite, die sonst gegen jede Rassentheorie ist, nun immer vom Germanismus van Goghs geredet wird, obwohl dieser ganz in französische Schule gegangen war und in seiner Gesinnung von Deutschland und dem Deutschtum nichts wissen wollte. Bei allen anderen ist das Verstandesmäßige ihrer Neuerung undeutsch. Auch bei Munch und bei Jan Toorop, dessen Vergewaltigung der Natur Willkür ist und nicht Ausdruckszwang. Der Glasmaler Thorn Prikker gehört nicht ganz hierher, weil er zu Recht Gesetze seiner Formgestaltung aus dem Material folgerte, wobei natürlich eine Übernahme ins Malerisch-Dekorative nicht angängig ist. In der Tat gehen diese Bestrebungen auf Böcklin zurück, und es tut wohl, den Vielgeschmähten hier wieder in seiner Größe hingestellt zu sehen. Freilich darf man ihm dann nicht Marées vorziehen, bei dem einerseits das wirkliche Können nicht zur Erfüllung seiner Absichten ausreichte, andererseits die sogenannte Folgerichtigkeit, das Doktrinäre, „den Einschlag einer fremden Rasse zu erkennen gibt".

Diese innerliche Undeutschheit hat uns um die fruchtbaren Wirkungen betrogen, die in all diesen Bestrebungen vorhanden sind. Unser Volksgefühl lehnt sich mit vollem Recht gegen die typische Gestaltung auf, die der Mensch in der modernen dekorativen und monumentalen Kunst gefunden hat. Sie ist im Typus undeutsch; sie ist phantastisch semitisch, ägyptisch, assyrisch, indisch, geht zu allen möglichen Naturvölkern, nur der Typus des deutschen Menschen findet sich nicht. Man wird uns aber niemals einreden können, daß dem deutschen Künstler, der die Natur als Ausdruck seines Empfindens braucht, nicht auch jene deutsche Form am nächsten liegen muß, die die Natur selbst für den deutschen Menschen gefunden hat. Dagegen stimme ich mit Pauli überein, wenn er die Erneuerung von der Architektur erhofft, falls eben nicht, was unberechenbar ist und was gerade für eine Kunst, die, wie er mit Recht sagt, so sehr auf das Persönliche eingestellt ist, ein überragendes Genie alle Vorberechnungen umstürzt.

Es wäre bei uns nie so schlimm geworden, wenn nicht geradezu eine Angst vor dem bewußt Nationalen gewesen wäre, die nirgendwo unheilvoller zum Ausdruck gekommen ist, als gerade in der Kunst. Unsere politischen Verhältnisse haben hier sehr stark eingewirkt. Die deutsche Staatsform ist im wesentlichen konservativ, während die Entwicklung des Lebens demokratisch war. Der Staat als Auftraggeber für Kunst betonte die konservativen Elemente von vornherein im Stoff, wo dynastische Vorgänge oder eben die großen mit der Dynastie verbundenen Ereignisse, die das neue Deutsche Reich zustandegebracht haben, festgehalten oder verherrlicht werden sollten. Es liegt nun in der Natur der Sache und ist auch in anderen Ländern der Fall, daß solche Staatsaufträge fast nie der künstlerischen Jugend erteilt werden, sondern den in Amt und Würden stehenden, also für die Anschauung des Staates bewährten Künstlern. Es wird hier also immer das Alter und nicht die Jugend zu Worte kommen. Die Jugend vertritt aber naturgemäß auch das technisch Neue, und so kommt es dann leicht dahin, daß dieses in den Geruch des Antidynastischen, ja Staatsfeindlichen kommt.

Die deutschen politischen Verhältnisse in den letzten dreißig Jahren waren dazu angetan,



diesen ziemlich natürlichen Gegensatz, der sich, wie gesagt, in allen Ländern findet — überall klagt die künstlerische Jugend, daß sie von den Staatsaufträgen ausgeschlossen ist —, besonders scharf zu gestalten. Für manche Leute war Sezession so viel wie Sozialdemokratie oder gar Anarchismus. Die scharf betonte Geschmacksrichtung unseres Kaisers hat diese Anschauung besonders zugespitzt, weil der Kaiser persönlich einer der größten Auftraggeber für Kunst gewesen ist. Andererseits darf nun ja nicht übersehen werden, daß im gleichen Maße, wie das Bürgertum als Auftraggeber für Kunst an Bedeutung gewann, wogegen Staat und Kirche, die früher die einzigen bedeutenden Auftraggeber gewesen waren, zurücktraten, zahlreiche Künstler sich von vornherein von all den Stoffen abkehrten, die für Staat und Kirche in Betracht kommen.

Es ist darum vollständig verkehrt, wenn Gustav E. Pazaurek in seiner Schrift „Patriotismus, Kunst und Kunsthandwerk" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; 50 ₰) behauptet, die Kirche sei ehemals viel duldsamer gewesen, indem sie einem Raffael, Correggio, einem Rubens Altarbilder übertrug, trotzdem diese in ihrer Kunst und ihrem Leben vor einem strengen Moralzensor nicht standgehalten hätten. Sie hatten aber jedenfalls von vornherein sich künstlerisch auch nach dieser Richtung hin betätigt, weil das eben im Zuge der Zeit lag. Sie befanden sich auch mit ihrem ganzen Menschentum in keinerlei Gegensatz zu den nachherigen kirchlichen Aufgaben, was eine Kirchgemeinde selbst bei einem Klinger nicht von vornherein annehmen durfte. Gerade wenn die deutsche Kunst in so starkem Maße Ausdruckskunst ist, ist doch auch dieselbe urdeutsche Auffassung durchaus berechtigt, die da meint, ein Künstler müsse mit seinem ganzen Menschentum in der Aufgabe aufgehen können, die er sich stellt, und so kann man es gerade von der deutschen Kirchgemeinde nicht erwarten, daß sie sich ihre religiösen Bilder von einem Maler herstellen läßt, dessen Empfinden ihr aus seinem Gesamtwerk heraus nicht als religiös erscheint. Oder will man etwa einer Kirche zumuten, daß sie eine Kreuzigung Christi lediglich als Vorwurf zu malerischen Experimenten ansehe? Daß sie für den Maler ein solcher werden kann, steht auf einem ganz anderen Blatt. Das Bindemittel zwischen Maler und kirchlichem Auftraggeber aber ist die religiöse Gesinnung, und dasselbe gilt für die patriotischen Kunstaufgaben. Bei uns war in weiten Kreisen der Bevölkerung der Patriotismus von vornherein verdächtig. Wir wollen das doch jetzt nachträglich nicht bestreiten, denn unsere ganze allgemein eingestandene Ausländerei beruht doch schließlich darauf. Und wenn jetzt — Pazaurek verweist auf dieses Beispiel — Gerhart Hauptmann patriotische Gedichte schreibt, so bleibt dennoch wahr, daß sein Jahrhundertfestspiel zu Recht abgelehnt wurde, und zwar nicht weil es flüchtig gemacht, sondern weil es im innersten Kern unpatriotisch war und das Hochgefühl deutschen Wesens, das bei dieser Gelegenheit zum Ausdruck kommen mußte, nicht gab. Und wenn, wie es an gleicher Stelle heißt, der Münchner „Simplizissimus" „seit Kriegsbeginn an begeisterndem Patriotismus alle anderen Blätter überragt", so mache ich auch zu diesem Patriotismus zunächst einige Fragezeichen mit dem berechtigten Einwand, ob nicht auch hier Pazaurek das ihm so geläufige Wort „Geschäftspatriotismus" ebensogut anwenden könnte, wie bei manchen anderen Stellen, und darüber hinaus mit der unwiderlegbaren Behauptung, daß der vorangehenden Tätigkeit des „Simplizissimus" nichts von ihrer schweren Schädigung an deutschem Ansehen genommen wird. Es ist überhaupt schade, daß diese temperamentvolle und kluge Schrift, indem sie gegen den gerade jedem wahren Vaterlandsfreunde und jedem wirklich national gesinnten Mann besonders verhaßten Geschäftspatriotismus loszieht, nicht kräftig genug betont, daß der echte Patriotismus den Anspruch darauf hat, in der Kunst zum Ausdruck zu gelangen. Uns in Deutschland ist in den letzten Jahrzehnten jedes froh-stolze Wort, das die Schönheit, oder gar die Überlegenheit deutscher Art betonte, das freudige Bekenntnis: ich bin stolz darauf, ein Deutscher zu sein, immer als Hurrapatriotismus ausgelegt und verekelt worden. Und wenn gar dieses Gefühl in weiteren Kreisen, wie das ja ganz selbstverständlich ist, nicht immer eine feine Ausdrucksform fand, hagelte Spott und Hohn darauf nieder, wo-

gegen sich andere Gesinnungen ungestraft nach Belieben rekeln konnten. Man will das natürlich jetzt nicht wahr haben, aber es ist Tatsache, und jeder Deutsche, der vor dem Krieg in nationalen Dingen so fühlte, wie es jetzt ja glücklicherweise die Gesamtheit tut, mußte sich tausendfältig darüber grämen, wie wenig diese Deutschfroheit, dieser Deutschstolz in der Welt Ausdruck fand im Vergleich zu der Art, wie Engländer, Franzosen, Italiener, Amerikaner jede Gelegenheit benutzten, dieses Bekenntnis zu ihrem Vaterlande abzulegen.

Gerade weil dem so war, hatte es dann der Geschäftspatriotismus leicht, so auch in der Kunst. Es kann mir niemand einreden, daß, wenn das gediegene deutsche Kunstgewerbe, wenn unsere bildende Kunst überhaupt mit künstlerisch wertvollen Erzeugnissen überall dort auf dem Markt gestanden hätte, wo die Stimmung und das Volksbedürfnis patriotische Kunst verlangten, sie nicht ebenso gern und gut gekauft worden wäre, wie der Schund. Pazaurek sagt: „Was schön oder unschön, gut oder verabscheuungswürdig ist, das soll der Feldwebel oder Polizeimeister entscheiden. Mit anderen Worten: Nicht künstlerische Qualitäten sollen maßgebend sein, sondern lediglich die brave Gesinnung des ruhigsten Untertans. Die Gesinnung ist die Hauptsache. Die Ethik ist also wieder einmal im Begriff, die Ästhetik zu erschlagen, als ob nicht beide ganz gut nebeneinander regieren könnten.“ Schon mit dieser Schlußwendung zeigt Pazaurek die Schwäche seiner Gedankenausführung. Er wird doch nicht behaupten wollen, daß der ethisch Gesinnte Gegner des Ästhetischen sein müsse? In Tausenden von Fällen haben Ethik und Ästhetik nicht nur gut nebeneinander bestanden, sondern sind völlig ineinander übergegangen. Und das ist entschieden das Höchste. Auch für die Kunst. Der edelste Inhalt in der edelsten Form, im vollkommensten Ausdruck seiner selbst. „Nicht die Begeisterung für das Gute, sondern die Begeisterung für das Schöne hat alles Herrliche hervorgebracht, was wir als höchsten Kulturausdruck noch nach Jahrtausenden genießen und was unserem Dasein den köstlichsten Inhalt verleiht“, behauptet Pazaurek. Das ist aber einfach nicht wahr. Die Begeisterung für das Gute hat sämtliche großen Dome ebenso wie die antiken Tempel geschaffen, hat sie wenigstens in Auftrag gegeben. Sogar daß sie die erreichbar schönste Form gefunden haben, beruht auf einer letzterdings ethischen Einstellung dieser Zeiten, der das denkbar Beste gerade gut genug war für solche heiligen Zwecke. Gerade der vielberufene Qualitätsbegriff, der vom Kunstgewerbler Pazaurek so glänzend vertreten wird, ist letzterdings ein ethisches Moment. Mag der Geschäftspatriotismus ein Interesse daran haben, in Kunst und Kunstgewerbe die Verschwommenheit der ästhetischen Urteile weiterbestehen zu lassen, der Patriotismus als höchste Form eines seiner sittlichen Verantwortlichkeit bewußten Vaterlandsgefühles verlangt das Gegenteil.

Ich fühle dabei an hundert Stellen, daß Pazaurek im Grunde ebenso denkt, wie ich. Es ist nur so bedauerlich, wenn von solcher Stelle die wohlverdienten Hiebe nicht nach der richtigen Seite verteilt werden und da zum Beispiel aufgestellt wird: „Was hätte nun wohl Goethe dazu gesagt, wenn er hätte ahnen können, daß in hundert Jahren seine Landsleute allen Ernstes die Frage aufwerfen, ob man jetzt im Theater Shakespeare noch spielen dürfe?“ Weiß denn der Verfasser nicht, wer diese Frage so recht öffentlich gemacht hat? Waren das wirklich Kreise, die darauf Anspruch erheben können, besonders stark national zu empfinden? Bei uns in Berlin erschien die Frage zuerst in den Blättern von Max Reinhardts Deutschem Theater, dem wir vom deutschnationalen Standpunkt aus gewiß niemals den Namen „deutsch“ zuerkennen können. Auch in solchen Dingen liegt Geschäft: die rasche Beweglichkeit, Kombinationen auszunutzen. Man darf doch aber diese Erscheinungen, wie jetzt etwa die Theaterpossen, nicht dem Patriotismus in die Schuhe schieben. Die Leute, die jetzt mit „Immer feste druff“ krebsen gehen, sind doch dieselben, die vorher in ihren Stücken und ihren Theatern jeden Patriotismus verulkt haben. Und wenn das Volk in diese Stücke hinläuft, so liegt das daran, daß die künstlerische Ware nicht vorhanden war, die der Stimmung des Augenblicks genug getan hätte, liegt letzterdings auch daran, daß im deutschen Drama und im künstlerischen Theater seit Jahrzehnten

der Patriotismus verpönt war, so daß die Herren Theatergeschäftsleute, die noch einigermaßen den künstlerischen Schein wahren wollen, jetzt nichts fanden, womit sie die Stunden hätten künstlerisch ausfüllen können. So blieben sie beim Alten, rein Ästhetischen und mußten das im besten Sinne Aktuelle, die durch Goethe geheiligte „Kunst der Gelegenheit“, den Geschäftsmachern überlassen. Aber die haben weiß Gott nichts mit Patriotismus, auch nichts mit dem der breiten Masse zu tun.

Ich stimme vollkommen mit Pazaurek überein, daß wir alle unsere Kräfte anzuspannen haben für die künstlerische Mobilmachung zum kulturellen Kriege, der nach Friedensschluß einsetzen wird. Aber wir wollen uns dann auch recht früh darüber klar sein, wo wir unsere Feinde zu suchen haben. Und darum wünsche ich gerade in den Kreisen der Ästheten einer Schrift weite Verbreitung, obwohl sie von Einseitigkeit nicht frei ist: Momme Nissen: „Der Krieg und die deutsche Kunst“ (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung). Denn diese Einseitigkeit besteht zu Recht. Ich kann mir denken, daß es vielen Leuten in dieser Stunde recht unangenehm ist, wenn ihnen Momme Nissen jetzt wohlgesammelt ihre Aussprüche über Kunsthandel, über unser Verhältnis zu Paris und alldergleichen unter die Nase hält. Das eine und andere mag dabei zu schwer gewogen sein; auch solche Worte sind oft nur ganz richtig zu werten aus dem Zusammenhang heraus, in dem sie gefallen sind. Aber mit Zudecken ist nichts gewonnen, und die anmaßenden Herren der Kunststimmung von gestern sollen wenigstens vor sich selbst zur Einkehr gezwungen werden und nicht einfach mit geschickter Umkrempelung sich nun nach der anderen Seite als die Neunmalklugen und Alleswissenden aufspielen.

Im übrigen bleiben die gefährlichsten Feinde auch nach dem Kriege einmal das l'art pour l'art, das auch allmählich zu einer Art von Ethik und Weltanschauung geworden ist, andererseits der Kunsthandel. Jenes spüren wir in hundert Artikeln und Aussprüchen Zuhausegebliebener sich regen, der Kunsthandel schweigt. Er wird nachher rechtzeitig zur Stelle sein. Diese klugen Geschäftsleute sind nicht gewillt, ihre aufgespeicherten Schätze als Makulatur verkommen zu lassen. Es ist sehr bezeichnend, wie jetzt in den Fachblättern der Künstlervereinigungen der angesammelte Haß gegen die Tyrannei der Kunstkritik zu Worte kommt. Gegen den Kunsthandel wagen die Abhängigen nicht so offen loszuwettern. Und doch gibt es hier, wo es sich im wesentlichen um die soziale Seite handelt, auch für die Künstler nur das eine große Kampfmittel aller sozialen Bewegung: die Organisation der finanziell Schwachen zum Bunde und dann — offener Kampf.

Karl Storck



Unsere Bilder und Noten

Aus der Fülle der Gedichtbände, die das gewaltige Erleben unserer Zeit einzufangen oder durch Herbeibringen des verwandten Gutes aus vergangenen Tagen zu stärken suchen, heben sich zwei fingerdicke Bücher bedeutsam hervor durch die Kunst des Mannes, der den Buchschmuck dazu lieferte. Aus der Reihe der deutschen Künstler, die die Kunst des Holzschnittes aus den ihm eigenen technischen Lebensbedingungen wieder erneuten, ragt der jetzt an der Weimarer Kunstschule wirkende Walter Klemm durch eigenartige Formprägung seiner höchste persönliche Freiheit mit ungemein sachlicher Anschauung einigenden Phantasiegesichte hervor. Es wird uns eine Freude sein, bei späterer Gelegenheit das Gesamtschaffen dieses Meisters in seinen vielseitigen Ausstrahlungen an dieser Stelle vorzuführen. Zur Stunde vermag uns ja auch in der Kunst nur länger festzuhalten, was irgendwie mit unserem gewaltigen Erleben zusammenhängt. Wirklich lebhafte Künstlernaturen vermögen sich auch ihrerseits dieser Gewalt der Zeit nicht zu entziehen, denn im letzten Sinne gilt ja gerade für die innerlich notwendigste Kunst die Goethesche Auffassung

der „Gelegenheit“. Glücklich der Künstler, dessen ganze geistige und technische Schulung so geartet ist, daß sich ihm ohne Zwang die Mittel bieten, sich jetzt so auszudrücken, wie es diese Zeit von jedem mitlebensfähigen Menschen heischt. Daß Walter Klemm in ganz besonderem Maße zu diesen Auserwählten gehört, zeigen die Bilder, mit denen er die zwei erwähnten Gedichtbände geschmückt hat.

Der eine führt den Titel „Standarten wehn und Fahnen“, Lieder aus großen Tagen, ausgewählt von R. Geheeb (München, Albert Langen, ℳ 3.50), eine Sammlung von rund dreißig Gedichten, anhebend mit des „Frommen Soldaten seligem Tod“ aus des Knaben Wunderhorn. Hier hätte übrigens des Dichters Jakob Vogel Name genannt werden sollen. Dann reiht sich Perle an Perle, sorgsam ausgewählt, zum Kranze. Daß Theodor Fontane und Detlev von Liliencron besonders reich vertreten sind, ist nur gerecht. Leid hat mir dagegen getan, daß Körner ganz fehlt. Gewiß sind gerade seine Gedichte in Anthologien etwas abgegriffen, aber der Herausgeber hätte doch auch hier weniger Bekanntes finden können. Ein Stück wie „Mißmut. Als ich bei Sandau lange Zeit die Ufer der Elbe bewachen mußte“, gibt in seinem stürmischen Verlangen nach der befreienden Tat und im Gefühl, daß gerade in ihr „der Flammenquell der Poesie“ lebt, eine auch in der Jugend unserer Tage lebendige Stimmung mit hinreißendem Rhythmus wieder.

Zu diesem Gedichtband hat Klemm Federzeichnungen beigesteuert, zwölf ganzseitige Blätter und an zwanzig kleine Vignetten. Wir geben als Probe der ersteren die Zeichnung zu Theodor Storms Gedicht „Gräber an der Küste“ und als Probe der kleinen das Kopfstück zu Ludwig Uhlands „Wenn heut ein Geist herniederstiege, zugleich ein Sänger und ein Held“. Höchste Ruhe und leidenschaftliche Bewegung. Es ist bezeichnend, daß Klemm hier, wo es sich durchweg um lichte Stimmungen der Begeisterung und Siegessicherheit, des fröhlichen Kampfes handelte, zur Technik der Federzeichnung gegriffen hat. Zumal auf den ganzseitigen Bildern wirkt das Weiß der Buchseite als geistiger Wert mit; das Lichte, Helle ist der Stoff und die Feder zeichnet nur so viel hinein, um in dieses Licht die Gestalten, das Geschehen hineinzustellen.

Ganz anders sind die Arbeiten des Künstlers zum zweiten Bande, der unter dem Titel „Gloria!“ Kriegsgedichte aus dem Felde von Wilhelm Klemm, wohl einem Sohn des Zeichners, vereinigt. (München, Albert Langen, 4 ℳ.) Es ist schwer, nach diesem Bande über die dichterische Kraft Wilhelm Klemms ein Urteil abzugeben. Wir sehen es in vielen Feldpostbriefen, daß ein einfacher, ungeschulter Schreiber in wenigen Zeilen ein weit packenderes Bild zu entwerfen vermag, als es einem der draußen wirkenden Berufsschriftsteller bisher gelungen ist. Wilhelm Klemm hat die schauerlich-schönen und großartig-entsetzlichen Eindrücke des westlichen Kriegsschauplatzes mit bebender Seele erlebt. „Ich bin ganz beladen mit deinem entsetzlichen Schmerz“, ruft er den Krieg an. „An meinen Sinnen, an meinen Augen, von Nachtwachen brennend, rauschst du vorüber, phantastische Wirklichkeit, überwältigend Land, Meer und Volk. Aber mein Herz, mein weitaufglühendes Herz, soll reden von dir.“

Und es redet, weil es überläuft vom Erlebten, die Worte hasten und sind doch gebrochen, die Gesichte jagen sich, der Mund stammelt in der Überfülle dessen, was er sagen möchte. Der arme kleine Mensch aber bricht schier zusammen unter der Last dessen, was seine Seele zu erleben vermag. Und wie so der Dichter aus dem düsteren Hintergrund des Erlebten den einzelnen Eindruck in das Licht der Erkenntnis herausreißt, so schöpft auch der Bildner Walter Klemm seine Holzschnitte aus dem Schwarz des Holzstockes heraus. Aus dem Chaos des Dunkels kerbt sein Stichel faßbare Dunkelheiten als Gestalt. Das Licht ist nur dazu da, die Dunkelheit zu erhöhen, das in ihr wirkende Leben aufzuzeigen. So ist das „Lazarett“. „Stroh raschelt überall. Feierlich stieren die Kerzenstümpfe. Durch die nächtliche Wölbung der Kirche irren Seufzer und gepreßte Worte“, und so das herrliche Stück „Siegesläuten in der Nacht“, zu dem wir das zugehörige Gedicht gleichzeitig als Probe hier folgen lassen:

„Der Wind wehte trübe über die schwarze Stadt.
Doch am Spätnachmittag lief ein Gerücht aus Osten,
Eine Nachricht aus Polen. Und die Dämmerung schimmerte auf,
Der Boden begann unter uns vor Freude zu wanken.

Und plötzlich fingen auf alten, seltsamen Türmen
Die großen französischen Glocken zu läuten an.
Das erste, geheimnisvolle Läuten im Kriege.
Viele wurden bleich und lauschten mit ernsten Gesichtern.

Wir aber fuhren hinaus in die schwarze Nacht,
Und die goldenen Stimmen der Glocken jubelten laut,
Sangen feierlich in den Ton der Kanonen,
Fielen wie Feuerschaum in unsre Herzen.

In nächtlichen Dörfern meilenweit ins Land
Sagten's die Glocken weiter. Und der Sturm schrie auf vor Glück.
Soldaten sangen. Riesige Fackeln brannten —
O grenzenlose Hoffnung! Unvergeßliche Glocken!"

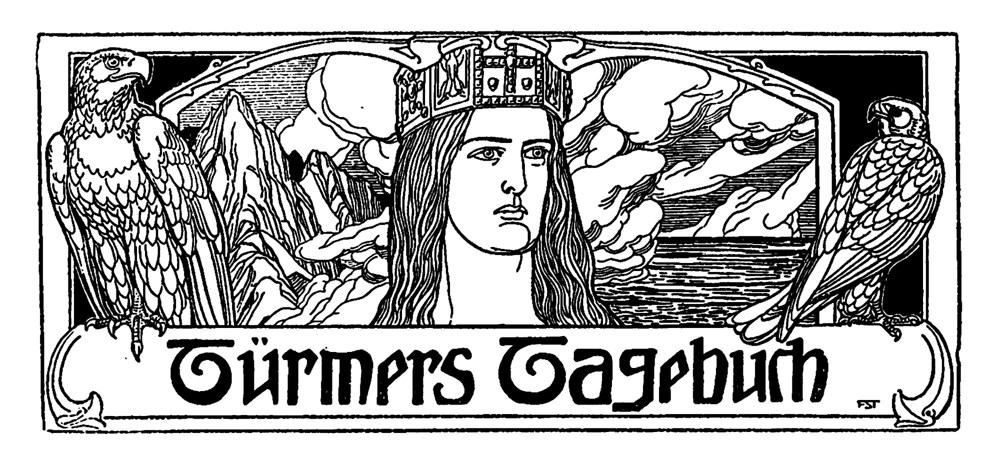
Was für diese beiden Bilder gilt, trifft für die übrigen vierzehn dieses Bandes, wie für die Federzeichnungen zu. So ganz sie im Buche stehen, einen so wesentlichen Teil des Buches sie bilden, sind sie keine Illustrationen. Sie leben nicht von Gnaden der Gedichte, sondern aus eigenem bildnerischen Vermögen sind sie selbstherrlicher Ausdruck des Erlebnisses, wie es der bildende Künstler aus der gleichen Quelle schöpfte, aus der der Dichter seine Worte gewann.

* * *

Die heutige Notenbeilage enthält zwei Proben einer neuen Art, den Stimmungsgehalt von Gedichten auf musikalischem Wege zu vermitteln. Sie gebietet eine grundsätzliche Betrachtung, die wir aus Raumrücksichten ins nächste Heft verlegen müssen.

K. St.





Der Krieg

Wie die Dinge liegen, können wir dem Präsidenten Wilson für seine letzte Note nur dankbar sein. Sie läßt über die wahren Absichten und Gesinnungen seiner Regierung gegen uns schlechterdings keinen Zweifel mehr zu. Und Herr Wilson hat sich's auch keinen Schweiß mehr kosten lassen, uns noch länger sein wahres Gesicht zu verschleiern. Mehr noch: er hat alles getan, auch dem bewährtesten „guten Willen“, Trauben von Disteln zu lesen, einen Riegel vorzuschieben; hat alle Versuche „kühler Erwäger“ und „nüchterner Einschätzer“, sich ihm noch fürderhin anzubiedern, mit nicht mißverständlicher Geste abgewehrt. „Aus aufrichtiger Freundschaft“ erklärt er uns, daß jedes Zuwiderhandeln gegen sein Verbot, unsern U-Boot-Krieg nach unseren Interessen und in einer die englischen Interessen ernstlich bedrohenden Weise zu führen, von der Regierung der Vereinigten Staaten „als vorsätzlich unfreundliche Handlung“ betrachtet werden würde.

Das ist, denke ich, auch für anspruchsvolle Gemüter deutlich genug. Denn damit sagt Herr Wilson und kann er nur sagen: „Wenn und solange ihr Order pariert, bleiben wir ‚Freunde‘. Und wenn ihr mich jetzt noch nicht begriffen habt, kann ich euch nicht helfen. Jeder weitere Versuch, meiner ‚aufrichtigen Freundschaft‘ einen anderen Sinn unterzulegen, ist völlig überflüssig.“ Sicher würde er auch solche Versuche nur als lästige Zudringlichkeit ansehen. Damit aber die Lage vollends geklärt werde und jeder etwa noch mögliche Zweifel ausgeschlossen sei, wurde das englische Reuterbureau in ungeniertester Zwanglosigkeit in den Stand gesetzt, schon vor der Abfassung der Note in alle Welt hinauszutragen, was diese Note enthalten werde, und daß sie in allen wesentlichen Punkten mit den von der englischen Presse vorgeschriebenen Wünschen übereinstimmen werde!

„Was Amerika verlangt,“ schreibt die „Post“, „trifft das Wesen des Unterseebootskrieges. Mit der jetzt gewohnten Art der rücksichtslosen und unbesehenen Torpedierung also steht und fällt unser Vergeltungskrieg unter See. Lassen wir von ihr ab, mildern wir sie auch nur, so ist Weddigen und die anderen Helden

umsonst in die Tiefe gesunken, das deutsche Wort und der deutsche Wille wirkungslos verzettelt und der Mißachtung verfallen. Um unserer Ehre und um unserer Zukunft willen müssen wir das einzige Mittel wahren, mit dem wir England pressen können, mag Amerika noch so sehr drohen. ‚Unfreundliche Handlung'! Haben wir nicht seit Kriegsbeginn Amerikas Unfreundlichkeiten, die Hetze seiner angelsächsischen Presse, die Niedertracht seiner Waffenlieferung geduldet? Ist es nicht offene Feindschaft, wenn uns jetzt die Union, der unsere nationale Arbeit von je nur zum Nutzen gedieh, spiegelfechtend in die Klinge fällt, wo wir um unser Dasein kämpfen? Nie und nimmer darf die Rücksichtnahme auf dieses Volk uns in unserm Willen und auf unserm Wege zum Siege beirren. Wir wollten Frieden und Freundschaft mit Amerika um einen vernünftigen Preis; um jeden Preis ihn zu suchen, wäre Schwäche, Torheit und Überschätzung Amerikas. Auf Wilsons letzte Note gibt es nur ein schlichtes Nein."

Den Gipfelpunkt der amerikanischen Note sieht die „Kreuzzeitung" in den Sätzen, in denen davon ausgegangen wird, daß es „möglich und ausführbar" sei, „die Operationen der Unterseeboote in wesentlicher Übereinstimmung mit den anerkannten Gebräuchen einer geordneten Kriegsführung" zu halten: „Hier ruft Herr Wilson den Anschein hervor, als wisse er, daß unsere Regierung in Abweichung von ihrem öffentlich kundgegebenen Standpunkte den U-Boot-Krieg den amerikanischen Forderungen angepaßt habe. Etwas Taktloseres kann es kaum geben. Es bleibt nur die Annahme übrig, daß Herr Wilson, weit entfernt davon, uns Brücken bauen zu wollen, jede Verständigung verhindern will. Im übrigen ist gerade dieser Absatz für die angloamerikanische Auffassung des Völkerrechtes und der Humanität bezeichnend. Herr Wilson stellt sich darin auf den Standpunkt, welcher in der englischen Geschichte ja nicht gerade neu ist, und den er wegen der Unzulänglichkeit der amerikanischen Handelsflotte auch als dem amerikanischen Interesse entsprechend anzusehen scheint: was England und seinem Handel nützlich ist, entspricht dem Völkerrecht; was dem englischen Handel schadet, ist völkerrechtswidrig und verletzt frevelhaft die heiligsten Gesetze der Menschheit.

So sind die Forderungen begründet, die der amerikanische Präsident in der Note an Deutschland richtet. Daran ist die Drohung geknüpft, daß Amerika ihre Nichtberücksichtigung als einen vorsätzlich unfreundlichen Akt ansehen würde. Ein Wanderer wird auf dem Wege von einer beträchtlichen Anzahl weißer und farbiger Männer angefallen, die in Wort und Tat die Absicht bekunden, ihm all sein Gut zu nehmen und ihm die Gurgel abzuschneiden. Daneben steht ein Unbeteiligter, der diesen freundlichen Männern Brownings, Schlagringe und Messer zusteckt, dem Überfallenen aber zuruft: Wenn du dich deiner Haut wehrst, so sehe ich das als einen vorsätzlich unfreundlichen Akt an. Ist der Überfallene mit Spreewasser getauft, so wird er dem unbeteiligten Freunde etwa zurufen: Entschuldigen Sie man bloß, daß ich geboren bin, und tun Sie im übrigen Ihren Gefühlen keinen Zwang an.

Ein Gutes hat die Note, und das wird im ganzen deutschen Volke mit

Befriedigung empfunden werden. Die Feder hat ihre Arbeit getan; die U-Boote haben das Wort."

Ja, im ganzen deutschen Volke hat man in dieser bestimmten Erwartung nach langem atembeklemmendem Drucke aufgeatmet. Die Einmütigkeit in der Auffassung des amerikanischen Standpunktes geht so weit, daß sogar Herr E. Z. vom „Berliner Lokalanzeiger" aus seiner Autosuggestion „nüchterner Erwägungen" und „kühler Einschätzung" jählings erwacht ist und nun Herrn Wilsons „menschenfreundliche" Absichten nur noch ironisch nimmt: „Wie Präsident Wilson jetzt die Ansichten der amerikanischen Regierung, wenn auch nicht logisch, präzisiert hat, dürfte sich schnell ein amerikanischer Unternehmer finden, der Lustfahrten zur Besichtigung von Seeschlachten und des deutschen U-Boot-Krieges unternimmt. Wenn bei solcher Gelegenheit die Schlacht langweilig oder der Kriegslärm störend würde, so müßte natürlich die Schlacht abgebrochen werden, damit die Herrschaften ungestört weiterfahren könnten. Ebenso muß die Besichtigung von Schlachtschiffen während des Gefechts, aber nur der deutschen, gestattet sein. Das Maß der Gefechtstätigkeit hätte sich dann nach den Wünschen der Besucher zu richten. Anders kann ein smarter Geschäftsmann und echter Amerikaner die Auslassungen seines Präsidenten gar nicht auffassen."

Wie auch das „Hamburger Fremdenblatt" sehr richtig sagt: „Ein Mann, der darauf fußt, daß Notwehr und Vergeltung außerhalb des Gesetzes stehen, auch beim Völkerrecht, obwohl sie hier mangels einer höheren Instanz das einzige Mittel sind, den wahren Geist des Rechtes zu verteidigen und zu wahren, kann jedenfalls nicht mehr ernst genommen werden. Fast möchte man es für das beste halten, wenn die deutsche Regierung ihm überhaupt keine Antwort erteilt. Man würde ihn vermutlich gerade dadurch in die allergrößte Verlegenheit bringen. Oder wünscht er, daß wir seine Hilfe erbitten, um England zur Aufgabe seines Wirtschaftskrieges zu bewegen? Darauf deutet die Stelle seiner Note, die zugibt, daß es ein Völkerrecht in bezug auf die modernen Kampfmittel des Seekriegs noch nicht gibt. Herr Wilson ist bereit, hier noch während des Krieges seine guten Dienste zur Verfügung zu stellen. Aber wir bezweifeln, daß die deutsche Regierung dazu bereit sein wird. Nachdem unsere Kreuzergeschwader draußen durch die Übermacht beseitigt sind, nachdem Haß, Verhetzung, Plünderung der deutschen Faktoreien, Einsperrung oder Boykottierung unserer überseeischen Vertreter den deutschen Welthandel vorläufig unabänderlich lahmgelegt haben, wogegen andererseits die englische Aushungerung Deutschlands in jeder Beziehung fehlgeschlagen ist, könnte es den Engländern passen, die immer stärker werdende Bedrohung durch unsere wachsende U-Boot-Flotte auf so billige Weise loszuwerden. Hier scheint denn auch in der Tat der Punkt zu sein, von dem aus man sich erklären kann, warum Wilson uns so grimmig seine schönen Zähne zeigt Es ist bestellte Arbeit in englischem Sold."

Die Sache liegt genau so, wie sie Max Schippel, ein Amerikakenner aus eigener Anschauung, in den „Sozialistischen Monatsheften" herausschält:

„Die Fortführung des Krieges hängt heute vor allem von England, der Seele des deutschfeindlichen Bundes und dem internationalen Kassen-

führer, ab, die Hartnäckigkeit Englands jedoch wiederum von den Ergebnissen des deutschen Handelskriegs durch Tauchboote. Wenn das seebeherrschende Albion dieser neuen Waffe gleichwertige Kampfmittel nicht entgegenzustellen weiß, soll Deutschland von sich aus auf diese Waffe verzichten, weil Amerika auch noch durch eine diplomatische Aktion dem Gegner Deutschlands beizuspringen versucht? Denn diesen Grundzug hat das amerikanische Vorgehen, ob nun gewollt oder nicht, mit der Zeit angenommen. Die letzten Auseinandersetzungen zwischen Bryan und Wilson haben die gefährliche Einseitigkeit der Washingtoner Politik und des Präsidenten genügend beleuchtet, und nirgends, selbst in Amerika nicht, verfolgt man den Ausgang des deutsch-amerikanischen Streits mit einer solchen Spannung wie in England. Ein Zurückweichen Deutschlands, im Sinne des ursprünglichen Wilsonschen Verlangens, wäre das erste große Wiederaufatmen auf der Seite Englands, das unmittelbar und mittelbar, in der Erschütterung des internationalen Glaubens an seinen unantastbaren Seeabsolutismus, unter dem Handelskrieg schwer leidet."

Hier haben wir in der Tat die überaus einfache Lösung des amerikanischen „Rätsels". Die amerikanische Sphinx ist keine Sphinx mehr, sobald wir die Regierung in Washington als das erkennen, was sie in Wirklichkeit ist, und was nur deutsche Weltfremdheit und staatsphilologische Begriffsverkalkung durchaus nicht sehen wollte: daß dieses Amerika nämlich durchaus nichts anderes ist und sein will, als — Europa gegenüber — eine englische Kolonie, wenn auch in der Wahrnehmung der eigenen wirtschaftlichen Interessen selbständige. Soweit und solange diese Interessen nicht in harten Widerstreit mit den englischen geraten, ist englisches Interesse amerikanisches Interesse, und fühlt sich das offizielle Amerika als zwar an sich souveränes, aber doch als Organ Großbritanniens. Nach der Zusammensetzung seiner Bevölkerung, nach Rasse und Blutmischung brauchte es das nicht zu sein, es wird es vielleicht auch nicht in alle Zukunft sein, und ist es ja von Rechts wegen auch nicht. Das ist aber ein weitschichtiges Kapitel, worin viel von deutscher Schuld geschrieben steht, und soll uns heute nicht näher beschäftigen. Genug, daß das Europa zugewandte Gesicht der Vereinigten Staaten nun einmal dieses Gepräge angenommen hat, daß es also auch uns heute ein englisches Gesicht zeigt. So durfte England auch auf die Unterstützung der Vereinigten Staaten rechnen, um so wirksamere Unterstützung, je mehr es der Regierung dieser Staaten die Gelegenheit zum Eingreifen gegen uns heranschaffte oder — in eigene Erzeugung nahm. Und von hier aus klärt sich auch der Nebel über dem Untergange der „Lusitania".

Der englische „Gerichtshof" unter dem Vorsitz des Lords Mersey hat ja nun sein Urteil darüber gesprochen und die deutsche Regierung unter andern schönen Dingen auch des vorsätzlichen Mordes an den Passagieren des harmlosen Dampfers „voll und ganz" schuldig befunden. Das „Gericht" hat nur das Vorhandensein schwer entzündlicher Handfeuerwaffenmunition zugegeben, jede Sprengstoffladung abgestritten, dann aber behauptet, das Schiff sei von zwei deutschen Torpedos getroffen worden und deshalb so schnell gesunken. „Hierin", stellt Geheimer Regierungsrat Oswald Flamm, Professor für Schiffsbau an der Ber-

liner Technischen Hochschule, in der „Voss. Ztg." fest, „liegt eine objektive Unwahrheit, weil deutscherseits amtlich festliegt, daß nur ein einziger Torpedo abgefeuert wurde, daß aber nachher noch eine zweite starke Explosion gehört worden ist. Die Gerichtsverhandlungen fanden größtenteils geheim statt, es ist aber von besonderer Tragweite, daß England den raschen Untergang des Hilfskreuzers nur durch die den wirklichen Tatsachen nicht entsprechende Annahme eines zweiten Torpedos erklären konnte, und dieser Umstand gibt schwerwiegenden Grund zu denkbar stärkstem Mißtrauen gegenüber der englischen Untersuchung und den mit dem Untergang zusammenhängenden Vorgängen.

Es ist vollkommen klar, daß England das allergrößte Interesse hatte, in der Tat einen großen Schiffsverlust mit gleichzeitiger Vernichtung zahlreicher amerikanischer Bürger durch deutsche U-Boote herbeizuführen; es konnte hierbei nur gewinnen: entweder stellte Deutschland auf Grund des von Washington erfolgenden Ultimatums den U-Bootskrieg ein, dann waren die Meere wieder sicher und die Munitions-, Unterseeboots-, Kanonen- und Gewehrtransporte konnten ungestört ihren Fortgang nehmen, oder Deutschland nahm das Ultimatum nicht an, dann würde Amerika den Krieg erklären, und dann verlor Deutschland nicht nur alle seine in amerikanischen Häfen liegenden Schiffe, sondern die amerikanische Marine trat als willkommene Verstärkung zur englischen Flotte und unter deren Kommando.

Alles kam darauf an, den Hilfskreuzer geschickt und sicher vor ein deutsches U-Boot zu bringen, damit er torpediert werde und dabei unter allen Umständen auch unterging und tunlichst viele Amerikaner mit in die Tiefe riß.

Es gab keine anderen Mittel, das bezeichnete Ziel mit Sicherheit zu erreichen, als die Mittel, die die Führung der ‚Lusitania' und die englische Regierung anwandten:

Das Schiff fuhr fahrplanmäßig ab, behielt den üblichen, gewohnten Kurs bei, kam zur fahrplanmäßigen Stunde in die englischen Gewässer, wo mit Sicherheit deutsche U-Boote kreuzten, und fuhr nun am hellen Tage in die gefährdete Zone langsam mit reduzierter Maschinenstärke. Es hatte vorher noch mit der englischen Marine drahtlos gesprochen, und die Marine unterließ es mit voller Überlegung, irgendeine Hilfe dem wertvollen Schnelldampfer entgegenzuschicken.

Das Schiff wurde dann auch pflichtgemäß torpediert und sank mit zahlreichen Passagieren amerikanischer Staatsangehörigkeit, die dabei den Tod fanden. Somit war der englische Plan vorschriftsmäßig erreicht, und nun mußte die Regierung der Vereinigten Staaten einschreiten.

Die Sache hat aber noch eine andere Seite, die angesichts der abgrundtiefen Skrupellosigkeit der englischen Regierung in den Bereich der Möglichkeit zu ziehen ist.

Die ‚Lusitania' sank innerhalb der unglaublich kurzen Zeit von weniger als 20 Minuten, und zwar mit Schlagseite nach Steuerbord.

‚Titanic‘, die durch den Zusammenstoß mit dem Eisberg ein gewaltiges Leck, durch das vier hintereinanderliegende Räume dem Wasser geöffnet wurden, erhielt, schwamm bekanntlich noch 4½ Stunden, ehe sie sank; welch riesiges Leck muß ‚Lusitania‘ bekommen haben, daß sie schon in weniger als 20 Minuten von der Oberfläche verschwand!

Es ist nichts darüber bekannt geworden, wie das Schiff untergegangen ist, gekentert ist es nicht, wohl nahm es Schlagseite an, aber von einem Kentern ist nicht die Rede gewesen. Schaltet man diese Untergangsform also aus, die ja bei fast allen torpedierten Kriegsschiffen auf Grund des zu geringen Tiefgangs im Verhältnis zu Länge und Breite des Schiffes eintreten muß und tatsächlich einzutreten pflegt, so bleibt nur das senkrechte Wegsinken infolge Vernichtung der Schwimmkraft.

‚Lusitania‘ und ‚Mauretania‘ sind die am sorgfältigsten untergeteilten Handelsschiffe, die es heute gibt, vielleicht ist die ‚Aquitania‘ ihnen etwas überlegen; die wasserdichten Querschotten, die wasserdichten Längsschotten, die wasserdichten Decks geben dem Schiff einen gewaltigen Grad von Sicherheit; jedenfalls war es viel besser untergeteilt als ‚Olympic‘ und ‚Titanic‘ . . .“

Prof. Flamm untersucht dann drei verschiedene mögliche Untergangsformen und kommt zu dem Schluß:

„Der äußere Schein der sorgsamen Führung des Schiffes war ja durch die ausgeschwenkten und verwendungsbereiten Boote in den Davits gewahrt! — Und die Verhandlung über den Untergang ist hinter geschlossenen Türen geführt! Vielleicht beeinflußte das Gold auch hier die eidlichen Aussagen, die englische Geschichte beweist in zahllosen Fällen, daß selbst das schwerste Verbrechen straffrei bleibt, sogar als ehrenvoll angesehen wird, wenn es für England geschah! —

Welche von den genannten Untergangsformen bei der ‚Lusitania‘ eingetreten ist, wird wohl erst in späteren Zeiten, wenn überhaupt, bekannt werden, es erscheint aber richtig, schon jetzt mit allen Möglichkeiten zu rechnen, denn wir haben mit einem Gegner zu tun, der vor nichts zurückschreckt! Ihm gegenüber ist das U-Boot unsere beste, einzige Waffe; vollkommenste Rücksichtslosigkeit, schärfste Tonart ist allein geboten; jede Abschwächung des so erfolgreich begonnenen Unterwasserkrieges wäre eine Sünde, wäre Verrat am eigenen Lande!“

So ist denn, wie der selbe Verfasser in der „Tägl. Rundschau“ ausführt, auf dem Wege, den England in überlegter Weise, durch bewußte Opferung der „Lusitania“ mit ihren amerikanischen Passagieren, eingeschlagen hat, mit der Note des Herrn Wilson ein guter Schritt vorwärts getan. „Dieser die Lage verschärfende Schritt ist geschehen, trotzdem die deutsche Regierung in einer mit den Landesinteressen beinahe unverträglichen Weise der amerikanischen Regierung entgegengekommen war, der sie viele erstklassige Dampfer zur gesicherten Überfahrt ihrer Bürger nach Europa und zurück freigeben wollte, wenn nur jene Regierung die Gewähr dafür übernehmen wollte, daß die Schiffe keine Konterbande an Bord hätten. In geradezu ritterlicher Weise war dabei jede deutsche

Kontrolle aufgegeben worden, trotzdem England in Amerika jedes Schiff durch seine eigenen Agenten auf seine Ladung prüfen läßt. Den Amerikanern war durch die deutsche Note ein nach den bisherigen Vorgängen kaum zu rechtfertigendes Vertrauen seitens Deutschlands entgegengebracht worden.

Amerika hat auf alle diese Tatsachen keine Rücksicht genommen; es lehnt jedes Entgegenkommen in der Regelung des Schutzes seiner Bürger ab, verlangt vielmehr derartige Maßnahmen allein von der deutschen Regierung, nicht von England.

Jedes Schiff, auf dem ein Amerikaner reist, sei es ein bewaffneter Hilfskreuzer, sei es ein Munitionsschiff oder ein Fahrzeug, das sonstige Konterbande unseren Feinden zuführt, soll unangetastet bleiben, soll auch dann unangetastet bleiben, wenn es, selbst bewaffnet, sich mitten in das Kampfgebiet begibt. Dieses an Deutschland gestellte Verlangen ist gleichbedeutend mit dem Verbot des U-Boot-Krieges, wobei der Präsident der Vereinigten Staaten sich keine Mühe gibt, der geschichtlichen Entwicklung der Tatsachen oder den gewaltigen Fortschritten der technischen Kriegsmittel Rechnung zu tragen. Die neue Note ist in ihren einzelnen Teilen voller Widersprüche; nur das gänzliche Fehlen eines objektiven Standpunktes konnte zu ihrer Abfassung führen. Wilson hatte nur nötig, sein eigenes Land und seine eigenen maritimen Machtmittel in Ruhe zu betrachten.

Seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hat Amerika an der Entwicklung der Unterseeboote gearbeitet; auf diesem Gebiete war es vielfach bahnbrechend. Es hat den großen Wert für die Offensive und Defensive, die dem modernen U-Boot innewohnt, voll erkannt und als logische Folge dieser Erkenntnis seit 1899 in stark steigendem Maße U-Boote gebaut; seine Marine verfügt heute über mindestens 50 derselben. Der Präsident der Vereinigten Staaten hätte sich nur ein einziges Mal die Frage vorzulegen brauchen, zu welchem Zweck denn jährlich sein Land große Summen für den Bau solcher Boote aufwendet und Mannschaften einübt. Wenn er das zusammen mit ein paar tüchtigen Technikern und Offizieren seiner Marine getan hätte, dann würde ihm klar geworden sein, daß er einem Gegner gegenüber, der offiziell seine Handelsschiffe bewaffnet, mit ausgebildeten Marinemannschaften besetzt, der zur dauernden Führung einer falschen Flagge anhält, damit möglichst viel Kriegsbedarf ihm zugeführt werde, der seine Handelsschiffe sogar belohnt, wenn sie unter all diesen Verstößen gegen das Völkerrecht ein U-Boot hinterlistig vernichtet haben, — wenn Präsident Wilson sich das alles für seine Marine überlegt hätte, dann würde er zu dem einzig möglichen Resultat gekommen sein, daß seine U-Boote, wenn sie überhaupt von irgendwelchem Wert sein sollen, gar nicht anders handeln konnten, als es ihren technischen Eigenschaften entspricht, wie jetzt die deutschen Boote handeln. Er würde erkannt haben, daß ein U-Boot aufgetaucht fast wehrlos ist, daß ein einziger Schuß oder ein Rammstoß es sofort vernichtet, daß es aber auch gar nicht imstande ist, zahlreiche Personen an Bord zu nehmen, sobald es ein mit Passagieren besetztes Handelsschiff auf offener See vernichten muß. Würden aber erst einmal durch die Perfidität seines Gegners einige seiner besten Boote auf gemeine Weise, gegen

alles Völkerrecht, vernichtet worden sein, so würde er wohl kaum gezögert haben, zur Erhaltung seines eigenen Staates die Torpedierung ohne Anruf anzuordnen. Ob er aber dabei so unendlich honorig und menschlich vorgegangen sein würde, eine besondere Kriegszone bekanntzugeben und sogar den U-Boot-Krieg vierzehn Tage vor seinem Beginn allen Staaten, auch seinem Gegner, anzuzeigen, außerdem sogar noch vor der Benutzung besonders gefährdeter Schiffe zu warnen, das muß man ihm selbst überlassen; vielleicht hätte er so gehandelt, vielleicht auch nicht. Sicherlich aber würde er es als eine Unverschämtheit betrachtet haben, wenn nun plötzlich ein Staat, der seinem Gegner in geradezu unglaublichster Weise Waffen liefert, mit der Forderung an ihn herangetreten wäre, alle feindlichen Schiffe, Hilfskreuzer, Munitionsschiffe u. dgl. auch im Kriegsgebiet vollkommen unbehelligt zu lassen, auf denen ein Bürger jener waffenliefernden Nation sich befände!! — Und mit Recht würde er das als eine Unverschämtheit empfunden haben, um so mehr, wenn er jener Nation in ritterlichster Form die Mittel und Wege in nahezu übertriebener Ausdehnung zur Verfügung gestellt hätte, auf denen ihre Bürger sicher und frei selbst in Feindesland verkehren konnten ...

Heute lastet die brutale, vor keinem Rechtsbruch zurückschreckende Hand Englands auf unserem Planeten; der Krieg hat die wahre Natur des Inselvolkes und seiner Regierung wieder einmal hüllenlos offenbart. Kein Land, keine Person, kein Transportmittel ist vor Englands Agenten, Englands Kontrolle sicher; englische rücksichtsloseste Willkür verbreitet überall Terror, und kein Volk wagt gegen diesen Vampir der Welt Front zu machen. Selbst das große Amerika läßt sich den englischen Fuß mit seinen breiten Sohlen ins Genick setzen und beugt sich allen Forderungen und Vergewaltigungen Großbritanniens! In allen Häfen sitzen die englischen Agenten und schalten die jeweiligen Landesbehörden aus; sie halten den ganzen Handel unter schärfster Kontrolle, untersuchen jede Schiffsladung bei der Abfahrt und bei der Ankunft, öffnen und konfiszieren nach Belieben die Post der Neutralen; die englischen Kreuzer und armierten Handelsschiffe, Fischdampfer u. dgl. bringen ganz nach Gutdünken jedes Schiff in englische Häfen, um in aller Ruhe, ohne Rücksicht auf den Verderb, die Frachten zu prüfen und eventuell zu beschlagnahmen. Die internationalen Abmachungen in bezug auf Konterbande sind längst von England über den Haufen geworfen, seinen Feinden gegenüber ist heute alles Konterbande.

Durch seine Kabel hat es den drahtlichen Verkehr der Erde vollkommen in Händen und benutzt diese Lage, um nur dasjenige bekannt werden zu lassen, was ihm zweckdienlich erscheint, zugleich zahllose Lügen und Verdächtigungen je nach Bedarf propagierend, um die ihm genehme Wirkung zu erzielen. Heute betrachtet England die ganze Welt als sein Haus, in dem es Herr ist, in dem es nach Belieben schalten und walten kann; die einzelnen Nationen sind seine bezahlten Domestiken, sind sein Personal, dem es Aufträge erteilt, sofortige Ausführung fordernd.

Zur Befreiung der Meere, zur Vernichtung der englischen Alleinherrschaft

zur See ist das U-Boot bis jetzt das berufenste Instrument; für uns wird dieser Unterwasserkampf bei der rastlosen Arbeit unserer Werften um so aussichtsreicher, um so wirkungsvoller, je länger der Krieg dauert. Voraussetzung freilich ist dabei vollkommenste Rücksichtslosigkeit, schärfste Tonart und keine Schonung, am wenigsten eine Schonung unseres schlimmsten Feindes, Englands. Dann wird einmal die Sonne des Tages aufgehen, an dem der englische Blutsauger von der Welt abfällt, an dem die Völker aufatmend empfinden: Frei ist die See!" ...

Es ist aber außer dem „englischen Gesicht" der Vereinigten Staaten noch ein Anderes, was man bei amerikanischen Noten nicht vergessen darf, und worauf Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Eduard Meyer in der „Voss. Ztg." mit Recht aufmerksam macht: daß nämlich für den amerikanischen Staatsmann durchweg, auch wenn es sich um Beziehungen zum Auslande handelt, nicht die ihm meist ziemlich schleierhafte auswärtige, sondern die innere Politik im Vordergrund seines Denkens und seiner Bestrebungen steht. „Diese innere Politik aber ist von dem Gegensatz der beiden großen Parteien und von dem in ihrem Ringen sich abspielenden Streben der ehrgeizigen Politiker nach maßgebendem Einfluß und womöglich nach Erreichung der Präsidentenstellung beherrscht; die Frage, was der Partei und ihrer Herrschaft zugute kommt, und die weitere, durch welches Verhalten der einzelnen Politiker seine Stellung besser und vielleicht das höchste Ziel des Ehrgeizes erreichen kann, ist immer und überall die herrschende, der sich alles andere unterzuordnen hat.

In der gegenwärtigen Lage hat nun Präsident Wilson für England und seine Alliierten und gegen Deutschland Partei ergriffen und ist mit aller Energie für die Fortdauer und die möglichste Förderung der Lieferung von Waffen und Munition an die Alliierten eingetreten. Er hat dadurch eine mächtige Stütze gewonnen einerseits in der im Osten, vor allem in Neu-England und Neuyork herrschenden anglophilen Strömung, andererseits in der sehr starken und sehr einflußreichen materiellen und finanziellen Interessen, welche die dadurch geschaffene Konjunktur nach Kräften auszunutzen suchen. Aber andererseits hat er sich und seiner Partei dadurch weite Kreise des Landes entfremdet: nicht nur die Deutschen und die Iren stehen geschlossen gegen ihn, sondern im Zentrum des Landes, im Mississippigebiet, und ebenso im Westen, wo die Rücksicht auf Japan maßgebend ist, ist auch in der angloamerikanischen Bevölkerung eine starke, bei uns in Deutschland meist unterschätzte Strömung vorhanden, welche seine einseitige Parteinahme mißbilligt und von einem Konflikt mit Deutschland nichts wissen will, zum Teil aus ehrlicher Sympathie und Bewunderung für Deutschland, zum Teil weil nach ihrer Auffassung eine solche Parteinahme für England den wahren Interessen Amerikas durchaus zuwiderläuft. Im Süden aber, der bekanntlich geschlossen demokratisch ist, untergräbt seine Haltung die materielle Existenz der Bevölkerung, die eben erst in den letzten Jahren sich von den furchtbaren Wunden langsam zu erholen beginnt, die ihr der Bürgerkrieg und die entsetzliche darauf folgende Mißwirtschaft geschlagen hat. Wenn durch die Nachgiebigkeit gegen England der Baumwollhandel noch weiter brachgelegt wird, ist ihre materielle Existenz

vollständig vernichtet. Aus diesen Gebieten mehren sich daher die energischen Proteste gegen die Politik Wilsons, die in mehreren Fällen von Gouverneuren einzelner Südstaaten ausgegangen sind. Dazu kommt der allgemeine Stillstand des Verkehrslebens, die Arbeitslosigkeit, die Steigerung der Preise, Zustände, die infolge des Krieges und der vollen Unterordnung unter Englands Maßregeln ständig anwachsen und immer weitere Kreise in die Opposition gegen Wilson führen.

Diese Lage hat den Staatssekretär Bryan veranlaßt, sich von Wilson zu trennen und mit seinem religiös gefärbten Friedensprogramm und der Bekämpfung des Waffenhandels hervorzutreten. Dieses Auftreten wurzelt bei ihm, wie in weiten Kreisen des Westens, zweifellos durchaus in ehrlicher Überzeugung; aber es bietet ihm zugleich die Möglichkeit, die durch Wilsons Politik der demokratischen Partei entfremdeten Elemente bei der Partei festzuhalten oder neu für sie zu gewinnen, und eröffnet ihm die Aussicht, mit Hilfe dieser Elemente das größte, zwei Jahrzehnte lang vergeblich erstrebte Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen.

Von dieser Sachlage aus ist Wilsons neue Note zu beurteilen. Seine Politik ist festgelegt und er kann nicht zurück; so kommt für ihn alles darauf an, für sie einen Erfolg zu erringen. Wenn Deutschland auch nur ein klein wenig nachgibt und vor seinen Drohungen einen Schritt zurückweicht, so ist dieser Erfolg erreicht, den er dann nach Kräften ausbeuten kann; dann ist seine Stellung aufs neue gefestigt, und er ist von der Glorie eines energischen und erfolgreichen Verfechters der amerikanischen Interessen umstrahlt. Hat er keinen Erfolg, bleiben wir fest, so ist aller Voraussicht nach sein Spiel verloren; denn aus der Erklärung, daß er ‚eine Wiederholung von Handlungen, die Kommandanten deutscher Kriegsschiffe in Verletzung der neutralen Rechte begehen sollten, falls sie amerikanische Bürger betreffen, als vorsätzlich unfreundliche Akte' betrachten müsse, die letzte Konsequenz zu ziehen, das heißt Deutschland den Krieg zu erklären, dazu ist er gar nicht imstande, selbst wenn er den Wunsch hätte, da die friedliche Strömung viel zu stark ist, als daß er die Mehrheit des Kongresses für eine Kriegspolitik gewinnen könnte. Ein derartiger Versuch würde nur zu einer inneren Krisis führen, der die Regierung in keiner Weise gewachsen ist, ganz abgesehen davon, daß ihre Sorgen durch die Wirren in Mexiko und durch das drohende Gespenst der japanischen Gefahr aufs stärkste in Anspruch genommen sind. So ist seine Botschaft ein Versuch, durch kühnes Auftreten einen Erfolg für seine Politik und seine Stellung zu gewinnen, der seine und seiner Partei Herrschaft für die nächste Zukunft sichert.

So liegen bei ruhiger Betrachtung die Dinge. Jedes weiteren Wortes über die Politik, die wir einzuschlagen haben, will ich mich enthalten, sondern nur die Frage aufwerfen, ob wir irgendwelchen Anlaß haben, die Stellung Wilsons und seiner Anhänger aufs neue zu festigen und dadurch zugleich die Aktion sowohl Bryans wie der ständig anwachsenden Elemente, welche eine deutschfreundliche Haltung und eine Unterdrückung der Waffenlieferung an die Alliierten erstreben, von vornherein durch unser Verhalten und durch ein Entgegenkommen gegen den Präsidenten lahm zu legen."

Welch mächtigen Druck die Interessenten der anderen Seite auszuüben imstande sind, und wie auch Herr Wilson für seine eigene werte Stellung immerhin darauf bedacht sein könnte, die Bäume seiner Englanddienerei nicht in den Himmel wachsen zu lassen, kann wohl nicht schärfer beleuchtet werden als durch die Tatsache, daß selbst ein so englandfrommes Blatt wie die „New York World“ sich „veranlaßt“ sieht, einen Leitartikel mit solchen Sätzen zu bringen: „In klaren Worten, die britische Denkschrift über die gesetzwidrige Behandlung unserer Schiffe und Ladungen ist ein unverschämtes Beharren beim Unrecht. Gleichgültig, wie viele diplomatische Noten geschrieben werden oder wie geschickt und falsch sie dem wahren Gegenstande ausweichen, die britische Regierung kann die Kaperung neutraler, nicht Konterbande führender, von einem neutralen Hafen zum andern fahrender Schiffe nicht rechtfertigen. Die britische Blockade gegen Deutschland ist in der Tat eine Blockade gegen Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen. Bis jetzt haben wir uns über diese sogenannte britische Blockierung Deutschlands noch nicht beklagt, obwohl sie in großer Entfernung durchgeführt und nicht einmal behauptet wird, daß sie in der Ostsee effektiv sei. Es ist keine wahre Blockade gegen Deutschland, sondern ein Ausfuhrverbot gegen die Vereinigten Staaten ... Vor hundert Jahren haben wir aus einer Ursache, die nicht drückender war, Krieg mit England angefangen. Wenn die Vereinigten Staaten in England keine Achtung erzwingen können, welchen Grund haben wir, in Deutschland Berücksichtigung zu erhoffen?“

Feierlich, mit erhobenem Zeigefinger, belehrt uns Herr Wilson: „Die Rechte der Neutralen in Kriegszeiten beruhen auf Grundsätzen, nicht auf Zweckmäßigkeit, und Grundsätze sind unabänderlich.“ „Warum“, fragt die „Frankf. Ztg.“, „verteidigt Herr Wilson nicht den ‚unabänderlichen Grundsatz‘, daß Waren, die keine Konterbande sind, im Kriege frei verschifft werden dürfen, und den ferneren, daß kein kriegführender Staat die bürgerliche Bevölkerung eines andern zur Aushungerung verurteilen darf? Es macht rechtlich keinen Unterschied, daß die englische Hungerblockade gegen Deutschland im wahren Wortsinne ein Schlag ins Wasser geworden ist. Der Präsident, der auch in seiner letzten Note wieder außer für Völkerrecht und Humanität für die Freiheit der Meere kämpfen zu wollen erklärt, hätte doch wahrlich Grund, gegen die Art, wie England diese Freiheit wahrt, aufzutreten, um so mehr, als die Rechte und Interessen vieler amerikanischer Bürger dadurch schwer gekränkt werden. Nicht alle Amerikaner ziehen aus den schmachvollen Munitionslieferungen Nutzen. Die Baumwollproduzenten der Südstaaten, die Korn- und Fleischlieferanten des mittleren Westens erleiden ungeheuren Schaden dadurch, daß England ihnen durch die Nordseeblockade den Zugang zu Deutschland, einem ihrer besten Kunden, absperrt.“

Und der „unabänderliche Grundsatz“ der Munitionslieferungen? Dieses „geheiligten Menschenrechtes“ echter und wahrer „Neutralität“, der so zart behäuteten Neutralität, daß sie eines elenden Todes sterben müßte, wenn sie aufhören sollte, sich vom Massenmord zu mästen? — „Präsident Wilson stützt sich, wie bekannt, auf den Artikel 7 der Haager Konvention über die Neutralitätsrechte und Pflichten, der den von der Völkerrechtswissenschaft viel beklagten Satz

aufstellt, daß eine neutrale Macht nicht verpflichtet ist, die für Rechnung des einen oder anderen Kriegführenden erfolgende Ausfuhr oder Durchfuhr von Waffen und Munition zu verhindern. Selbst dieser Artikel würde zwar einem Verbot der Kriegslieferungen keineswegs entgegenstehen; er läßt vielmehr der Regierung freie Hand, zu verbieten oder nicht zu verbieten, und man sollte meinen, ein so idealistischer und gewissenhafter Politiker wie Präsident Wilson würde unter diesen Umständen die ganze Sachlage genau daraufhin untersuchen, welcher von beiden Wegen — das Verbot oder die Gestattung — einer aufrichtigen und wahrhaft unparteilichen Neutralität am besten entspricht. Die Entscheidung könnte bei solcher Prüfung nicht zweifelhaft sein. Wilson hat es indessen vorgezogen, sich den rein mechanistischen Standpunkt anzueignen, daß im Zweifelsfalle das Unterlassen weniger Stellungnahme in sich schließe als das Tun, daß mithin das Gewährenlassen der Lieferungen ‚neutraler' sei als das Verhindern, und mit dieser, der sonstigen amerikanischen Aktivität so wenig entsprechenden Trägheitsphilosophie hat er dann nicht nur sein Gewissen beruhigt, sondern zugleich der englischen Sache, der ja doch sein Herz gehört, einen unschätzbaren Dienst erwiesen."

Nun hat aber schon die Note des Wiener Kabinetts darauf hingewiesen — und sie beruft sich hierbei auf die übereinstimmende Auffassung aller Autoritäten des Völkerrechts —, „daß die Frage der Zulässigkeit von Kriegslieferungen nicht lediglich auf Grund des Artikels 7 beurteilt werden darf, daß vielmehr die im Artikel 7 ausgesprochene Bejahung der Zulässigkeit ihre Schranke in den Grundregeln über die Pflichten der Neutralität findet und daß dieser Vorbehalt in die allgemeinen Ausführungen der Konvention ausdrücklich aufgenommen worden ist. Der Grundgedanke der staatlichen Neutralität aber ist der, daß ein neutraler Staat durch keinerlei Verhalten in die Kriegführung der beiden Parteien fördernd oder schädigend eingreifen darf. Solange es sich in den Vereinigten Staaten lediglich darum handelt, der Munitionsindustrie im Rahmen ihrer vor dem Kriege bestehenden Geschäftsverbindung und Leistungsfähigkeit die Fortsetzung ihrer Produktion zu gestatten, mag die passive Haltung einwandfrei sein. Tatsächlich aber hat die amerikanische Industrie nach dem Ausbruch des Krieges ihren bisherigen Export nicht nur aufrechterhalten, sondern enorm gesteigert. ‚Um die ungeheuren Mengen von Waffen, Munition und sonstigem Kriegsmaterial aller Art zu fabrizieren,' so heißt es in der Note, ‚welche Großbritannien und dessen Verbündete im Laufe der vergangenen Monate in den Vereinigten Staaten bestellt haben, bedurfte es nicht nur der vollen Ausnützung, sondern sogar der Umwandlung und Erweiterung der bestehenden und der Schaffung neuer großer Betriebe, sowie des Zuströmens von Massen von Arbeitern aller Branchen zu diesen Betrieben, kurz tiefgreifender, das ganze Land erfassender Änderungen des wirtschaftlichen Lebens. Damit aber ist nach der Auffassung der Note, der auch Österreichs angesehenster Völkerrechtslehrer Prof. Lammasch zustimmt, die Grenze überschritten, wo die bloße Duldung

des Exports in eine völkerrechtswidrige positive Förderung der einen Kriegspartei übergeht.

Diese Beweisbegründung würde ihre selbständige Gültigkeit behalten, auch wenn nicht hinzukäme, daß England die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten (wie aller neutralen Länder) mit einer Rücksichtslosigkeit vergewaltigt hat, die wenig Respekt vor der Souveränität dieses großen Reiches verrät. Man versteht es in Deutschland und Österreich-Ungarn in der Tat nicht, wie sich das Selbstgefühl eines auf seine Freiheit stolzen Volkes damit abfinden kann, die Peitsche zu küssen, die es züchtigt . . ."

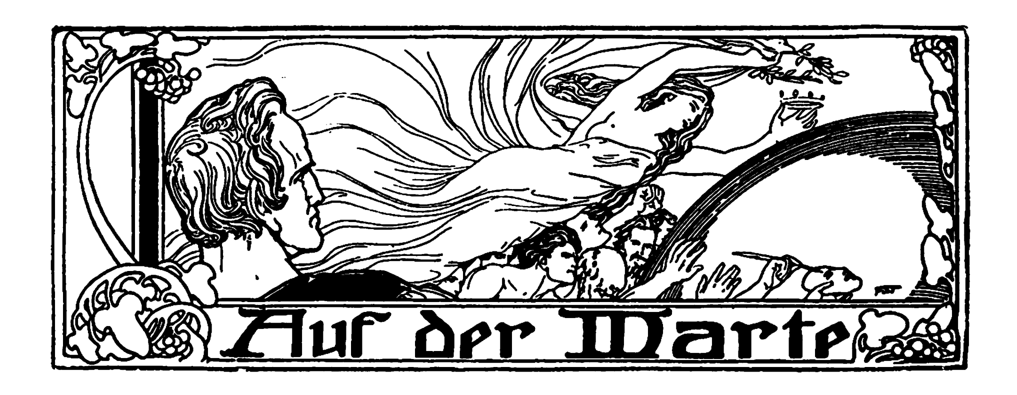
Welche Antwort wird nun von unserer Seite auf die Note erfolgen? Wird überhaupt eine Antwort erfolgen? — Solchen Fragen gegenüber ist wohl der Standpunkt der „Deut. Tagesztg." der einzig richtige und würdige: daß Worte hier nur noch eine ganz nebensächliche Bedeutung haben können. „In erster Linie steht das — inzwischen und nachher —, was tatsächlich geschieht und weiter geschehen wird: der U-Bootskrieg gegen den großbritannischen Handel.

Die Führung dieses Handelskrieges muß und wird den Amerikanern die Antwort geben. Mit anderen Worten: es kommt darauf an, daß ohne Unterbrechung, ohne Abschwächung und Ablenkung der U-Bootskrieg gegen den großbritannischen Handel fortgeführt werde. Geschähe das nicht, so würde auch eine höchst energische Antwort auf die amerikanische Note nichts, ja weniger als nichts bedeuten. Die unentwegte Fortsetzung der für richtig erkannten wirksamen militärischen Kriegführung ist der Punkt, auf den es ankommt. Andererseits liegt auf der Hand, daß der deutsche Unterseebootkrieg gegen den englischen Handel in der Hauptsache da angreifen muß, wo der Gegner am greifbarsten und am schwersten zu schädigen ist. Das ist der transatlantische Handel Großbritanniens. Auf diesem Felde wird die amerikanische Note durch unsere Unterseeboote zu beantworten sein, auf Grund der deutschen Kriegsgebieterklärung vom 4. Februar 1915. Diese Antwort ist die ausschlaggebende. Die Beantwortung auf dem Papier bildet nichts weiter als einen Epilog zur deutschen Kriegführung."

Auch diesen „Epilog" könnten wir uns schenken. Es kommt nun wirklich nicht mehr auf Worte an, und sie könnten — vestigia terrent! — vielleicht mehr schaden als nützen . . .

Für wen übrigens wollen wir uns noch in sprachliche Unkosten stürzen? Wir Deutsche brauchen doch nicht erst von unserem Rechte überzeugt zu werden — viel eher noch von unserem festen, unbeugsamen Willen! Und — die andern —?! — Eine kurze, letzte, unmißverständliche Warnung mit schlichter Berufung auf unsere Kriegsgebietserklärung — das wäre nach allem und allem das äußerste, was wir für die „Neutralen" noch tun könnten. Denn wir haben ja schon „soviel für sie getan, daß uns zu tun fast nichts mehr übrig bleibt" . . .





Mitau

Deutsche Truppen haben die ehemalige Residenzstadt des alten deutschen Herzogtums Kurland genommen. „Rund 120 Jahre sind es her," schreibt dazu der „Berliner Lokalanzeiger", „daß Kurlands letzter Herzog Peter Biron Mitau verließ, nachdem er von Kaiserin Katharina zur Abdankung und Abtretung des Herzogtums zugunsten Rußlands gezwungen worden war. Von 1561 bis 1795 hatte das deutsche Herzogtum Kurland bestanden, nun war es russisches Gouvernement geworden und erhielt eine russische Verwaltung. Herzog Peter siedelte nach Deutschland über und lebte auf seinem Schlosse Friedrichsfelde bei Berlin und auf seiner schlesischen Besitzung Sagan. Letzteres ist bekanntlich noch heute im Besitze der Herzöge Biron von Kurland. Peters dritte Gemahlin, die ihm nach Deutschland folgte, war die durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Dorothea, geb. Gräfin Medem, ein Sproß des noch heute in Kurland besitzlichen Geschlechts dieses Namens. Ihre Schwester war die geistvolle Elisa von der Recke.

Das prächtige, vom Italiener Rastrelli Ende des 18. Jahrhunderts erbaute Herzogsschloß in Mitau war bis zuletzt Sitz des russischen Gouverneurs. Von den 50000 Einwohnern der Stadt ist das deutsche Element vorherrschend. Aber auch äußerlich macht die alte Herzogsstadt mit ihren vielfach noch altmodischen Bauten und deutschen Kirchen einen durchweg deutschen Eindruck. Ein großer Teil der deutschen Bevölkerung scheint Mitau unfreiwillig verlassen zu haben und nach Riga und Dorpat ausgesiedelt worden zu sein, während die Spitzen der deutschen Gesellschaft schon vor längerer Zeit nach Ostsibirien verschickt wurden.

Von den Zinnen des alten herzoglichen Schlosses weht aber heute nach zwölf schweren Jahrzehnten wieder das deutsche Banner als Wahrzeichen wiedererstandener deutscher Herrschaft über altes deutsches Land."

*

St. Franciscus politicus

Wie der Heilige den Fischen predigte, den die Menschen nicht hören wollten, doziert ein „namhafter deutscher Politiker linksliberaler Richtung", dessen namhaften Namen wir nicht erfahren, den Schweizern seine Meinung wegen Belgien (vgl. „Basler Nationalzeitung") und rührt damit glücklich von neuem bei den neutralen Urteilsfindern eine sogenannte „Frage" auf, die König Ludwig von Bayern ihnen schon kurzweg entzogen hatte; denn sobald es zwecklos wird, hört man bekanntlich auf zu deliberieren. Deshalb, weil zwecklos, soll hier auch nicht mit einem Politiker gestritten werden, der gegen etwas, was er nun einmal verneinen will, die unbesehensten Gründe ins Treffen führt, z. B. auch den, daß die Belgier, als in demokratischen — somit linksliberalen — Überlieferungen aufgewachsen, alles tun würden, um Deutschland zu schädigen (NB. alle Belgier??). Und überhaupt, „daß der schlimmste Feind Deutschlands nichts Teuflischeres ersinnen könnte, um Reich und Volk zu verderben" usw. Wenn dem so ist,

weshalb schenken es uns denn nicht die Engländer? Oder ist dieser deutsche Privatstaatsmann so teuflisch, daß er es ihnen deshalb in die Hände spielen will?

So beschämend mitten im Kriege ein solcher Appell an die Schweizer ist, erwähne ich ihn, weil er hauptsächlich wieder das alte Liedlein flötet: Wenn wir in Ost und West nur recht großmütig sind und alles, was wir um unsertwillen dort tun und wollen könnten, aufs bescheidenste unterlassen, gewinnen wir herrliche Bündnisse, liebende Freunde und sicheren Frieden. Das haben wir ja nun seit fünfundzwanzig Jahren hinlänglich durchexperimentiert — und wo sind die Freunde? Dagegen hat England in alten und neuen Zeiten alles getan, was den weisen Meinungen des linksliberalen Politikers die handgreiflichsten Backenstreiche erteilt, und niemand hat England deswegen den Krieg oder nur dauernde Schwierigkeit gemacht, selbst Holland schluckt die Einsackung der Burenstaaten nieder, Frankreich muckst nicht wegen des Suezkanals und Ägyptens, Rußland übersieht den Streich mit Japan und der Mandschurei und den neuesten mit den Dardanelleninseln; weil England tut, was es will und kann, und weil es das, was es tut, auch ganz tut, ohne Bescheidenheit und Federlesen, ist es der große Kapellmeister, nach dessen Taktstock ihm die andern geigen. Der linksliberale Politiker vergißt, wie von der Gegenseite verkündet ward, von Deutschland dürfe nur ein Restlein übrigbleiben. Er denkt nicht daran, daß der Großmütige nur so lange Dankbarkeit findet, als er noch etwas herzugeben hat, und daß man die Demut damit belohnen wird — so wie man auf Südtirol hin dann auch gleich die ganze Adria forderte —, nun weiter von Stufe zu Stufe die Abstellung der peinlichen deutschen Wehrmacht, das Verschwinden Deutschlands von den Meeren, die Abdankung der Hohenzollern und die Errichtung der linksliberalen Republik von uns mit vorgehaltenem Entente-Revolver zu verlangen. Oder wäre unser weitblickender Parteipolitiker am Ende klüger, als er sich vorläufig merken läßt? —

Eine Aufgabe steht uns noch bevor, die alle Mann an Deck ruft und schwerer sein wird, als alles, was Hindenburg und Mackensen vollbringen. Das wird um die Zeit der Friedensschlüsse, und erst recht für die Zeit danach, die Klärung des elementaren politischen Verstandes sein, sowohl im Verhalten nach dem Ausland hin wie in den Gebieten an den Peripherien. Der in fröhlichen Festreden so oftmals totgesagte deutsche Michel ist nicht weniger als tot, er sitzt sogar mit an den Stellen, wo es unglaublich — und dennoch so ist. Es wird dann die allerhöchste Zeit werden, daß wir durch einen unerbittlichen muskelkräftigen Ruck den guten Mann mit seinem liebeswarmen, alles bekurenden, umflirtenden Allerweltsherzen an ein unschädliches Musikantentischlein setzen; und damit er sich da nicht allzu neidvoll verlassen langweilt, wollen wir ihm, gutherzig, wie wir schließlich selber sind, die Herren Roosevelt, Botha, Annunzio e tutti quanti nebst dem Fräulein Isadora Duncan — in Berlin mit der schwarz-weiß-roten Fahne hüpfend, von Genf aus mit der Elsässerhaube Frankreich poussierend — zwecks Unterhaltung über das Kapitel deutsche Freundlichkeit und Politik zur weiterbildenden Gesellschaft geben.

Nur ein bestimmter deutscher Idealismus (dies ist kein Druckfehler für Idiotismus) vermag selbst jetzt noch nicht zu erkennen, ob unser Heil in ausländischen Freundschaften liegt oder in dem, wofür wir selber sorgen.

Ed. H.

*

Das seltsame „Parteiorgan“

An jedem dieser Tage, so liest man in der „Tägl. Rundschau“, erneuert der „Vorwärts“ das groteske Schauspiel, das er seit langem seiner Partei und aller Welt gibt, indem er, das von Amts wegen berufene Organ des Parteivorstandes, alle Stänkerer und Quertreiber beschützt, schont und begünstigt und dem Parteivorstand Knüppel zwischen die Beine wirft. Das letzte war das, daß der „Vorwärts“ die jüngste Erklärung des Parteiausschusses gegen die Quertreiber, die Haase und Genossen, seinen Lesern vorenthielt, um erst in aller Breite gegen die jüngstvorhergegangene Erklärung des Partei-

vorstandes zu Felde zu ziehen. Erst als man schon anderswo, in bürgerlichen Blättern, die Erklärung des Parteiausschusses lesen konnte, bequemte sich auch das amtliche Zentralblatt, das Organ der Parteileitung, eine so wichtige Erklärung der obersten Parteiinstanz seinen Lesern mitzuteilen. Es ist Sache der Sozialdemokratie, wie lange sie sich eine derartige Obstruktion ihres „Zentralorgans" gefallen lassen will. Unsere Sache ist es, festzustellen, daß man noch nie zuvor ein so groteskes Schauspiel von boshafter Verwirrung erlebt hat. Heute nun sieht sich der vom „Vorwärts" so heftig angegriffene Parteivorstand genötigt, in diesem seinem Organ gegen dieses sein Organ zu polemisieren und sich seiner Haut zu wehren, nicht ohne dafür sofort wieder von diesem seltsamen Organ dafür angefallen zu werden . . .

Das Stänkern wird also fortdauern und dem Parteivorstand hilft es zu keiner Gnade vor den Augen der Quertreiber, daß er in selbstmörderischem Optimismus den Kopf in den Sand steckt vor der Tatsache, daß es eben Sünde gegen Geist und Widernatürlichkeit ist, um jeden Preis, auch um den der inneren Zersetzung des gesamten Parteiorganismus, in diesem Organismus durchaus Elemente beieinander halten zu wollen, die sich wie Feuer und Wasser zueinander verhalten, und deren krampfhafte Zusammenkoppelung nichts bedeuten kann als gegenseitige Lähmung.

Wie kraus und wirr es zurzeit im Lager der Sozialdemokratie, insbesondere der Quertreiber aussieht, geht aus der skurrilen Tatsache hervor, daß Eduard Bernstein, der gewesene Prophet des Revisionismus, jetzt im radikalen „Vorwärts" Artikel „gegen die Macht-Illusionisten" schreibt, in denen er, der sonderbare Schlafgenosse Haases und Kautskys, allen Geist und Sinn des Revisionismus verleugnet und dem lautgewordenen Stichwort gegen die Liebknechte, dem „Los von den Illusionisten" den Kampfruf entgegenschleudert „Los von den Macht-Illusionisten". — Natürlich ohne daß der „Vorwärts" etwa auch darin eine Spaltungstendenz bemerkte.

*

Tohuwabohu

Die mit England verbündeten Völker werden, wie jüngst Poincaré erklärte, durch das Ziel der Niederwerfung des Imperialismus vereinigt, während England ihnen freudig mitteilt, welche Fortschritte durch den Krieg, den Beistand der Tochterkolonien, der englische Imperialismus mache. Deutsche Sozialistenhäupter bekämpfen mit allen Zartheiten ihres internationalen Gewissens die nationale Folgerung des deutschen Sieges, während die meistgeliebten französischen Genossen sich am Nationalfeiertag des 14. Juli versammeln und beschließen, der Friede werde den Sieg des Nationalitätenprinzips sanktionieren. Bis 1914 haben französische Militärschriftsteller und Publizisten die These erwiesen: „Die Fiktion einer belgischen Neutralität läßt sich nicht länger aufrecht erhalten", während die Engländer etwas mehr im Dunklen nach demselben Satz verfuhren; jetzt kämpfen beide für die einstweilig wieder hervorgeholte Fiktion. Sämtliche Staaten, in denen gemordet, geplündert, bestochen, gelogen, das Völkerrecht geschändet, das Gerichtsverfahren mißbraucht, das freie Wort mit Sibirien und modernen Bastillen bestraft wird, kämpfen für die Ideen der Zivilisation gegen die Barbaren, die es noch nicht zu jenen Merkmalen brachten. Italien verteidigt außerdem die nationale Ehre, französische, italische, russische Zivil- und Militärbeamte erfassen das große Ziel der Zeit in der vermehrten Unterschlagung. Die lauten Beschützer der Neutralität verheißen den Balkanstaaten, daß es ihnen an den Kragen geht, wenn sie neutral bleiben. Die englischen Staatsmänner erörtern in ihren intimeren Stunden, ob Holland sich wohl auf den Umtausch der Scheldemündung — entweder an uns oder an die Engländer — einlassen werde, und den Franzosen befehlen sie, bis zur „Befreiung" von Belgien sich nur weiter aufzureiben. Die Elsässer, wie auch die Vlamen sollen nun endgültig von ihrem Stammestum erlöst werden, und die Italiener, deren Volksmassen am meisten mit der crudeltà dei Tedeschi für den Krieg gewonnen wurden, mißhandeln und rauben in den

Landstrichlein am Isonzo, die sie bisher erlösten.

Von Zeit zu Zeit führen die deutschen Offiziösen den diplomatischen Nachweis, daß irgendein Püntklein bei dem allem durch die aktenmäßigen Tatsachen berichtigt werde.

* —f—

Der rote Hahn

Neben der Gefahr der Spionage bedroht uns im Lande eine nicht minder große: der rote Hahn. Es ist kein Zweifel mehr, daß von einer Schar gedungener Brandstifter systematisch an unserer wirtschaftlichen Schädigung gearbeitet wird. Da im Publikum diese innere Gefahr bis jetzt verhältnismäßig wenig beachtet wird, scheint es uns angebracht, durch Beispiele zu verdeutlichen, wie sehr wir auf der Hut sein müssen. Wir geben daher im folgenden aus einem beliebig gewählten Zeitraum — er umfaßt die Zeit vom 15. bis zum 26. Juli — Zeitungsmeldungen über Brände wieder:

Hanau, 15. Juli. In der Ortschaft Burgbernheim (Unterfranken) wurden durch Großfeuer 17 Gebäulichkeiten eingeäschert.

Guben, 17. Juli. Ein gewaltiges Feuer, das vermutlich auf Brandstiftung zurückzuführen ist, wütete auf dem Grundstück der Tuchfabrik von Reisner, Wohl & Co. Das Spinnereigebäude brannte mit allem Maschinenmaterial und mit dem in Arbeit befindlichen Woll- und Garnmaterial aus. Man schätzt den Gesamtschaden auf 250 000 bis 300 000 ℳ. Der Verdacht der Brandstiftung fiel auf einen Spinnmeister, der erst seit einigen Wochen in der Fabrik tätig ist. Er wurde in Untersuchungshaft abgeführt. In den drei Firmen, wo der Spinnmeister zuletzt arbeitete, ist überall Feuer ausgekommen.

Hamburg, 19. Juli. In der Lederfabrik von Westphal in Stellingen-Langenfelde brach Großfeuer aus, das sich in kurzer Zeit über die ganze Fabrik ausdehnte und sie völlig vernichtete. Die Wohnhäuser wurden gerettet. Die Höhe des Schadens beträgt ungefähr 3 Millionen Mark. Es wird Brandstiftung vermutet.

Dresden, 21. Juli. Hier ist die Spinnerei von Meyer & Co. in Wiesenbad infolge böswilliger Brandstiftung eingeäschert worden. Viele Flachsvorräte sind vernichtet worden. Der Schaden ist bedeutend.

Berlin, 23. Juli. In der Maschinen- und Hebewerkzeugfabrik von Eduard Becker in Reinickendorf-Ost kam aus noch unbekannter Ursache Feuer zum Ausbruch. Als die Feuerwehren erschienen, standen die Gebäude bereits in ganzer Ausdehnung in Flammen. Die an der Graf-Rödern-Allee 18—25 errichteten Gebäude mit dem Maschinenhaus konnten nicht mehr gerettet werden.

Stettin, 26. Juli. Ein gewaltiges Schadenfeuer entstand heute nacht auf dem bekannten Gute Daberkow bei Daber in Pommern. In einem Pferdestall war ein Brand ausgebrochen, der bald auf die angrenzenden Gebäude übergriff. So wurde ein Schafstall mit 500 Schafen vernichtet. Der Kuhstall, die Scheunen, die Kornböden, alles wurde ein Raub der Flammen, ebenso brannte das Inspektorhaus und die Schnitterhäuser vollständig nieder. Man vermutet Brandstiftung.

Freiburg i. Br., 26. Juli. In Bergalingen bei Säckingen brannte nachts ein Haus völlig ab, wobei der Vater des Besitzers umkam und ein Mieter schwere Brandwunden erlitt. Auch 14 Stück Vieh verbrannten. Unter dem Verdacht der Brandstiftung wurde eine Person verhaftet.

Diese Liste, die also nur einen Zeitraum von zwölf Tagen berücksichtigt, kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Sollte es nicht an der Zeit sein, die Aufmerksamkeit des Publikums nachdrücklicher als bisher auf diese Gefahr zu richten und die Wachsamkeit aller mobil zu machen? Jetzt, wo die Scheuern gefüllt sind, ist doppelte Obacht nötig! An allen öffentlichen Gebäuden, auf den Bahnhöfen, in den Fabriken, in Straßenbahnwagen, überall sollten Plakate das Publikum zu gewissenhaftem Achtgeben auffordern, damit das schmähliche Werk der Brandstifter wenn nicht verhindert, so doch nach Möglichkeit erschwert wird. Es wird immer leichter

sein, mit Hilfe des Publikums einen Brandstifter als einen Spion abzufassen. In Württemberg sind auf Anordnung der obersten Militärbehörde die Getreidefelder während der Ernte von Jungmannschaften bewacht worden. Diese ausgezeichnete Maßnahme müßte sich, soweit es irgend geht, auch auf die eingebrachten Vorräte erstrecken. Die Generalkommandos können der eifrigsten Unterstützung aller Bevölkerungskreise bei allen dahin zielenden Maßnahmen gewiß sein.

*

Teuerung und Überfluß

Der Plan, Deutschland von außen her auszuhungern, ist gescheitert. Dagegen sind heute unlautere Elemente am Werk, durch deren schmutzige Machenschaften wir uns der Gefahr gegenübersehen, von innenher ausgehungert zu werden.

Mit vollem Recht macht das „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften" die Regierenden auf die „tiefgehende Erbitterung" aufmerksam, die durch die ungezügelte Preistreiberei gewisser Kreise allenthalben hervorgerufen ist. Man kann hinzufügen, daß dieser nun schon Monate geduldete Zustand die im Hinblick auf die großartigen militärischen Erfolge überaus zuversichtliche Stimmung in der Folgezeit ernstlich zu beeinträchtigen geeignet ist. Ein sozialdemokratischer Redner hat kürzlich im württembergischen Landtag die Auffassung nicht nur der sozialdemokratisch gesinnten Bevölkerung treffend gekennzeichnet, indem er (laut Bericht des „Schwäb. Merkur" Nr. 384) ausführte: „Der Bundesrat hat die ihm eingeräumten Machtbefugnisse nicht ausgenützt; bei allen seinen Anordnungen war das Bestreben erkenntlich, die Besitzinteressen den allgemeinen Interessen voranzustellen; er hat nur die Besitzer gehört vor den Erlassen seiner Maßnahmen, nicht aber auch Vertreter der Verbraucher, die hier doch in erster Linie in Frage kommen müßten."

Hierfür ein klassisches Beispiel: In einer durch WTB. verbreiteten Auslassung der „Nordd. Allg. Ztg." über das Ausfuhrverbot von Obst und Beeren wird zugegeben, daß nachträglich doch die Ausfuhrgenehmigung für frische Erdbeeren, Stachelbeeren und süße Kirschen gegeben worden ist, weil „die diesjährige überaus große Ernte in den drei Obstsorten von dem Inlandmarkt nicht vollkommen aufgenommen werden konnte". Zur Zeit des Erlasses war aber noch niemand in der Lage, die Ernte zu übersehen. Die Folge der Nachgiebigkeit gegenüber den Interessenten äußerte sich in einer wüsten Preistreiberei, die sowohl der minderbemittelten Bevölkerung als auch den gemeinnützigen Organisationen den Ankauf unmöglich machte. Das preußische Kriegsministerium mußte z. B. das Ersuchen, für die Kriegsgefangenenlager in Deutschland auch die Obst- und Gemüsezüchter am Orte zur Lieferung heranzuziehen, mit dem Bemerken abweisen, daß unerhörte Preisangebote den Abschluß solcher Geschäfte unmöglich machen! Von keinem Geringeren aber als dem Gouverneur der Festung Köln ist festgestellt worden, daß rheinisches Obst unter falscher Deklaration über die holländische Grenze gebracht und vermutlich nach — England geleitet worden sei!! Wenn die „Nordd. Allg. Ztg." diese beschämenden Vorgänge mit der Tröstung abzutun versucht, „daß etwaige Aufkäufer das, was sie bis zum 30. Juli nicht glücklich über die Grenze gebracht haben, bei der Gefahr der Enteignung im Inlande zum Verkauf bringen müssen", so muß ihr die „Frankf. Ztg." die jeder einfachen Hausfrau bekannte Tatsache entgegenhalten, die Preise seien inzwischen ja so hoch gestiegen, daß eine Ankaufsmöglichkeit nur noch für ganz wenige ganz reiche Leute besteht.

Die zur Eindämmung des Lebensmittelwuchers bisher getroffenen Maßnahmen haben sich als gänzlich unzulänglich erwiesen; von einem einheitlichen geschlossenen Vorgehen ist überhaupt keine Rede. Die kleinen Notmittelchen, mit denen sich einzelne Stadtverwaltungen und Gemeinden zu behelfen suchen, bleiben ohne jede Wirkung. So hat z. B. die Aushängung von Preistafeln überhaupt gar keinen Einfluß ausgeübt. Dreist und ungeniert grinsen jetzt aus allen Schaufenstern die Schreckenszahlen der künstlich hervorgerufenen Teuerung. Von den Beschwichtigungsartikeln der „Nordd. Allg. Ztg."

allein können wir uns ja leider auf die Dauer nicht ernähren. — —

*

Innere Kraft und Geschlossenheit

Durch die Zeitungen geht folgende Notiz: „Die ausländischen Mitglieder der Berliner Akademie der Künste. Angesichts der maßlosen gehässigen Verleumdungen deutscher Wissenschaft und deutscher Kunst im feindlichen Auslande, die die Ausstoßung aller deutschen Mitglieder aus den gelehrten und künstlerischen Körperschaften in Frankreich, England und Rußland zur Folge hatte, ist es ein erfreuliches Zeichen innerer Kraft und Geschlossenheit, wenn das soeben erschienene Personalverzeichnis der Königlichen Akademie der Künste in Berlin nach wie vor seine ausländischen Mitglieder aufführt ...“

Wir sind überzeugt, daß sehr viele Deutsche für den „Heroismus“, mit dem die Berliner Akademie die ihr vom Ausland erteilten Ohrfeigen eingesteckt hat, wenig Verständnis besitzen. Wir sind ganz sicher, daß nicht ein Angehöriger der feindlichen Länder darin ein Zeichen „innerer Kraft und Geschlossenheit“ sieht. St.

*

Nochmals Herr Diederichs

Herr Eugen Diederichs versendet in Sonderabzug seine Erklärungen im Buchhändler-Börsenblatt über seine Teilnahme an der Spittelerfeier. Sie erschüttert unsere Beurteilung seiner Handlungsweise keineswegs; auch sind wir allerdings der Meinung, daß in dieser Zeit um der Allgemeinheit willen der einzelne sich in der Betätigung seiner persönlichen Gefühlsbeziehungen Schranken aufzuerlegen hat. Daß er das nicht getan hat, wird Herrn Diederichs vorgeworfen, seine „Gefühlsbeziehungen“ an sich gönnen wir ihm unverkümmert. Übrigens ist seine Berufung auf die Teilnahme „eines Angehörigen der deutschen Gesandtschaft in Zürich sowohl bei der Feier als auch bei dem anschließenden Festmahl“ doch reichlich wackelig, insofern der dem Züricher Konsulat beigeordnete Attaché zwar dem literarischen Festakt in der Universität, nicht aber dem Festmahl beigewohnt hat. Das ist ein wesentlicher Unterschied, und — wir sind ja, wo es sich um deutsche Diplomatie handelt, bescheiden — wir freuen uns, daß er gemacht worden ist. St.

*

Das Feinste der Neuzeit

Otto Kuntler, Konditor in St. Gallen, in der netten Linsebühlstraße, wo die Weiblein sich so gerne vor den Schaufenstern aufhalten, hat als Spezialität

Neutralitätskuchen

feinster Kuchen der Neuzeit, komponiert und versendet ihn auch nach auswärts.

Am Ende würde es von uns nicht so übel sein, eine größere Bestellung durch Kuntler an gewisse Balkanparteien zu richten. Das wäre dann etwas Realpolitischeres als alle die süßen Verheißungen der Entente, die in gemünzter Form doch immer nur einzelne schlucken. -y-

*

Smartest!

Haben die wirklich recht, die die Dummheit der andern immer als Hauptrechner einstellen?!

Fräulein Geraldine Farrar, noch immer Königlich Preußische Kammersängerin, scheint jedenfalls so zu denken. Wir haben hier im zweiten Juliheft die widerwärtige Reklame, die sie mit ihren Berliner Erlebnissen im Bostoner „Sunday Herald“ gemacht hat, tiefer gehängt. Aber trotz allem hatten wir geglaubt, daß dieses Frauenz—, Verzeihung, diese unschuldsstolze Dame nach ihrer Leistung nie wieder den deutschen Boden betreten würde. Aber die edle Miß denkt offenbar anders. Die „season“ dauert nicht so lang, daß man die deutsche Spielzeit entbehren möchte. Und so fängt sie schon jetzt an, den Acker zu bereiten. „Geraldine Farrar in Verruf erklärt“, lese ich in der „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 196). Ich denke natürlich in Deutschland und freue mich der schnellen Justiz. Aber, lese ich recht? — Doch das

Artikelchen ist zu schön, als daß wir es unsern Lesern vorenthalten dürften: „Die sogenannte ‚Gesellschaft‘ von Chikago ist empört über Frl. Geraldine Farrar, die bekannte Opernsängerin, und droht bereits mit gesellschaftlichem Bann, mit Verrufserklärung und Gott weiß, was noch. Frl. Farrar hat sich nämlich herausgenommen, eine andere Meinung zu haben als die Schweinemagnaten, Büchsenfleischmillionäre, Munitionslieferanten und all die andern Mitglieder der hohen Aristokratie der ‚windigen Stadt‘. Die Sängerin erregte das Mißfallen der ‚neutralen‘ Chikagoer Snobs durch ihre ausgesprochene Vorliebe für deutsche Kultur und durch ihre Stellungnahme für Deutschland. Als sie, die bekanntlich geborene Amerikanerin ist, kürzlich auf ihrer Reise nach Los Angeles durch Chikago fuhr, hat sie das unverzeihliche Verbrechen begangen, den entsetzt aufhorchenden Reportern zu erklären, daß sie ein Herz und eine Seele mit dem deutschen Volke sei — ja, sie ging sogar so weit, auf Deutschland und seine gerechte Sache einen begeisterten Trinkspruch auszubringen. Und darob sind die Chikagoer und noch mehr die Chikagoerinnen, die auf großem Fuß leben, einfach außer sich.“

Diese Unver—frorenheit geht denn doch übers Bohnenlied. Für die Abgefeimtheit dieser edlen Mädchenseele, die nach ihrem Bericht in Deutschland kaum mehr ein Plätzchen finden konnte, wo sie ihrer Reinheit sicher blieb, spricht die gemeine Tonart, in der sie jetzt über ihre Landsleute urteilt, um bei uns besser krebsen zu können. Derartigem Schmarotzervolk dürfen unsere Zeitungen aber auch nicht länger solche unbezahlte Reklamedienste leisten.

Oh, sie verstehen ihr Geschäft, die „smarten“ Damen von jenseits des durch die Tauchboot-Hechte jetzt für den Karpfenfang etwas ungemütlich gewordenen großen Teiches. Im „St. Galler Tageblatt“ (Nr. 168) finden wir in einem Bericht über die Heimfahrt der verwundeten Franzosen folgende Stelle: „Eine unbekannte Dame in der Tracht einer Elsässerin traf in einem prächtigen Automobil, das mit kostbaren Blumen angefüllt war, am Bahnhof ein, um die Blumen unter die Schwerverwundeten zu verteilen. Später erfuhr man, daß die unbekannte Dame Isadora Duncan war.“

Wie wunderbar zartfühlend, daß die nacktbeinige Isadora jetzt sogar Kostüme trägt! Übrigens kann sie die Elsässerinnentracht auch bei der Rückkehr der deutschen Schwerverwundeten verwenden. Für die richtige, d. h. geschäftlich vorteilhafteste Deutung wird die „unbekannte Dame“ schon zu sorgen wissen, ebenso wie fürs rasche Bekanntwerden.

K. St.

Nauheim

Die Kurverwaltung von Bad Nauheim legt Wert auf die Feststellung, daß es ihr durchaus fern gelegen hat, durch die ihr zum Vorwurf gemachte Reklamenotiz (Heft 17, XVII. Jahrgang) aus geschäftlichen Gründen das Heranziehen von Ausländern zu betreiben und dadurch das nationale Empfinden zu verletzen. Die Kurverwaltung hat durch diese Notiz lediglich die von der oberen Militärbehörde angeordnete Regelung der Behandlung von Ausländern in deutschen Bädern bekanntgeben wollen. Zum Beweise ihrer vaterländischen Haltung führt die Badeverwaltung an, sie habe mit Genehmigung und auf Anordnung ihres vorgesetzten Ministeriums in sozialem und nationalem Interesse auf Tausende an Einnahme verzichtet dadurch, daß sie an Unbemittelte und Bedürftige weitgehende Vergünstigungen gewährt und vor allem Tausenden von verwundeten, erkrankten und erholungsbedürftigen deutschen, wie auch österreichisch-ungarischen und türkischen Kriegsteilnehmern die Kurmittel des Bades vollständig unentgeltlich zur Verfügung stellt. —

Wir nehmen von dieser Mitteilung mit Befriedigung Kenntnis, möchten aber der Kurverwaltung doch raten, in der Fassung derartiger Notizen für die Zukunft Mißdeutungen zulassende Wendungen tunlichst zu vermeiden.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 22 — 2. Augustheft 1915

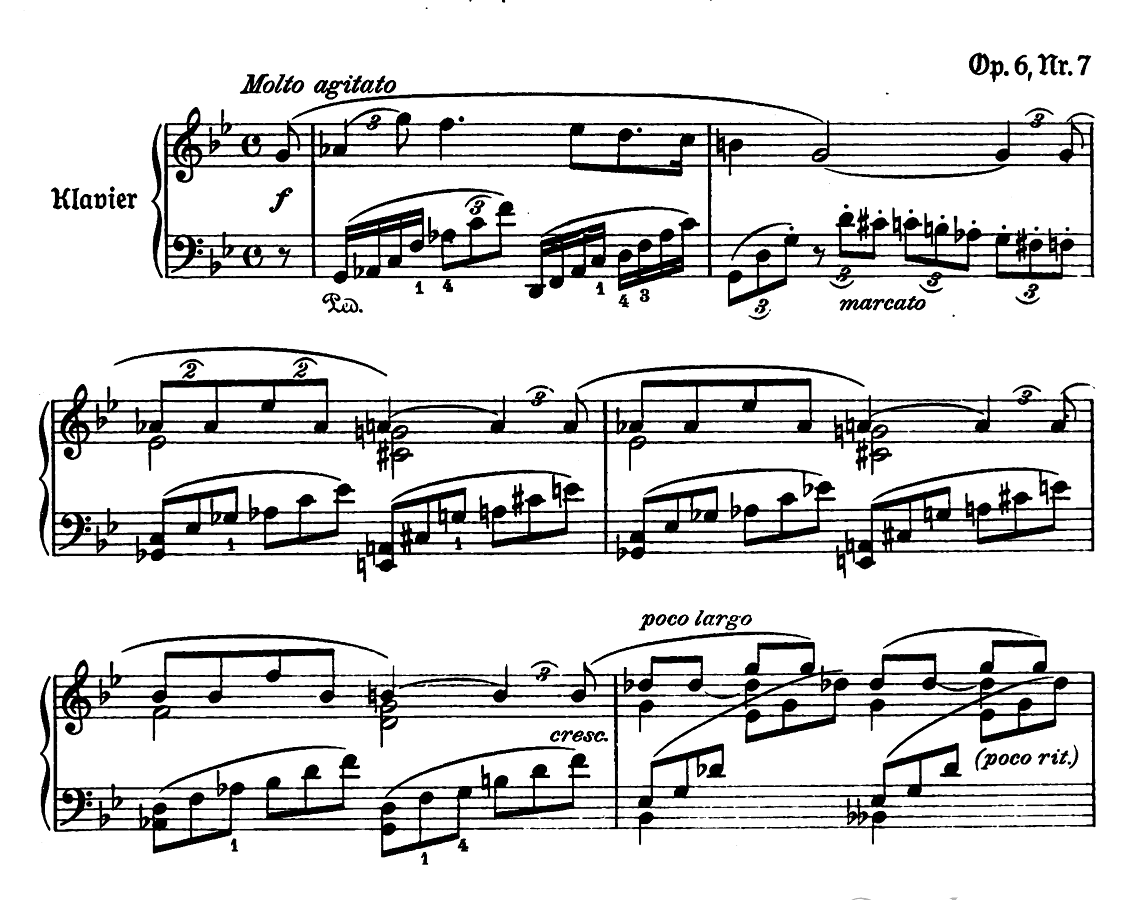
Zwei Goethelieder
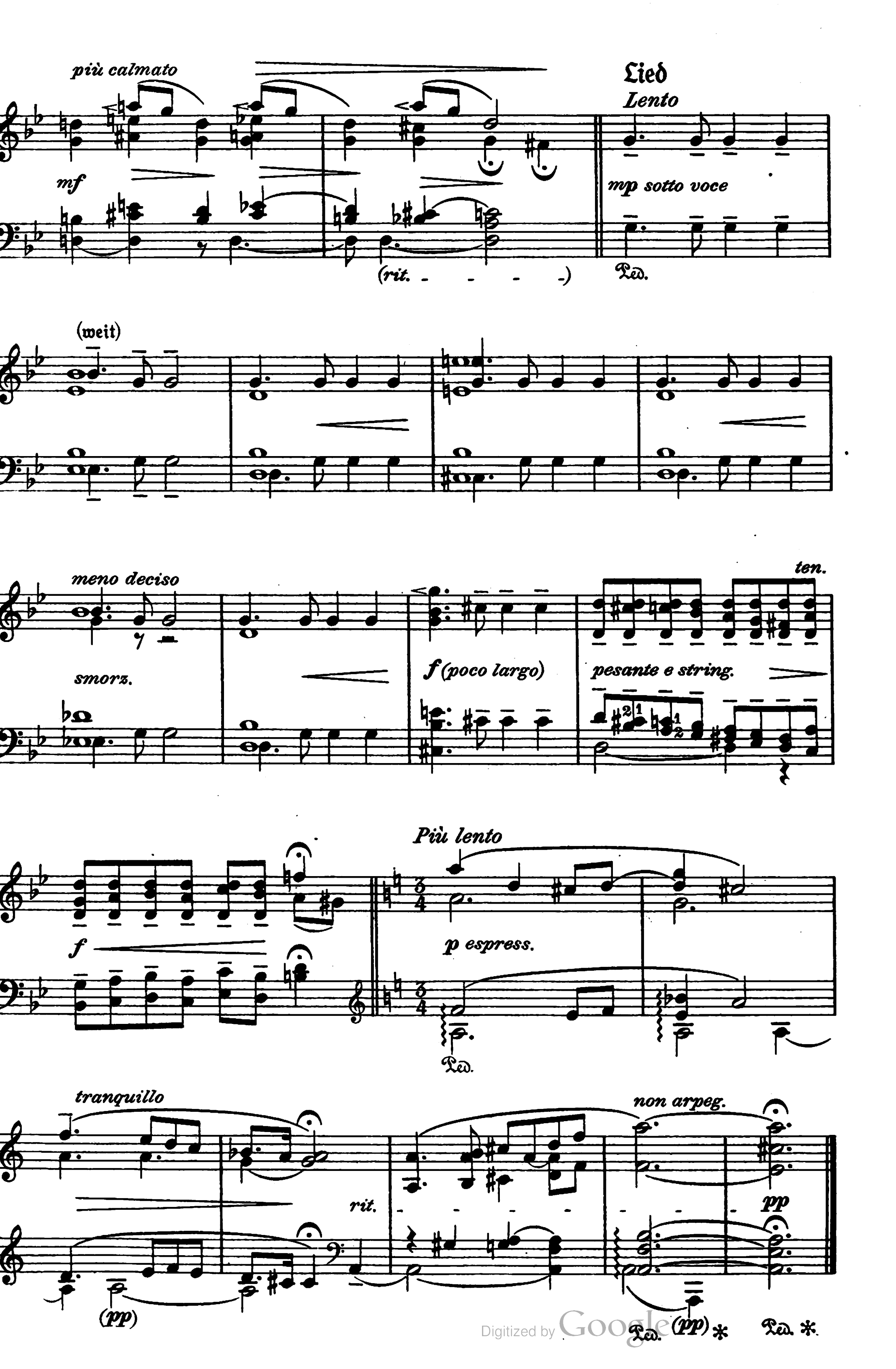
von

Adolf Liebeck

1
Wanderers Nachtlied

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!




più calmato
mf
(rit. - - - - -)
Lied
Lento
mp sotto voce
(weit)
meno deciso
smorz.
f (poco largo)
pesante e string.
ten.
f
Più lento
p espress.
tranquillo
(pp)
rit.
non arpeg.
pp
(pp)

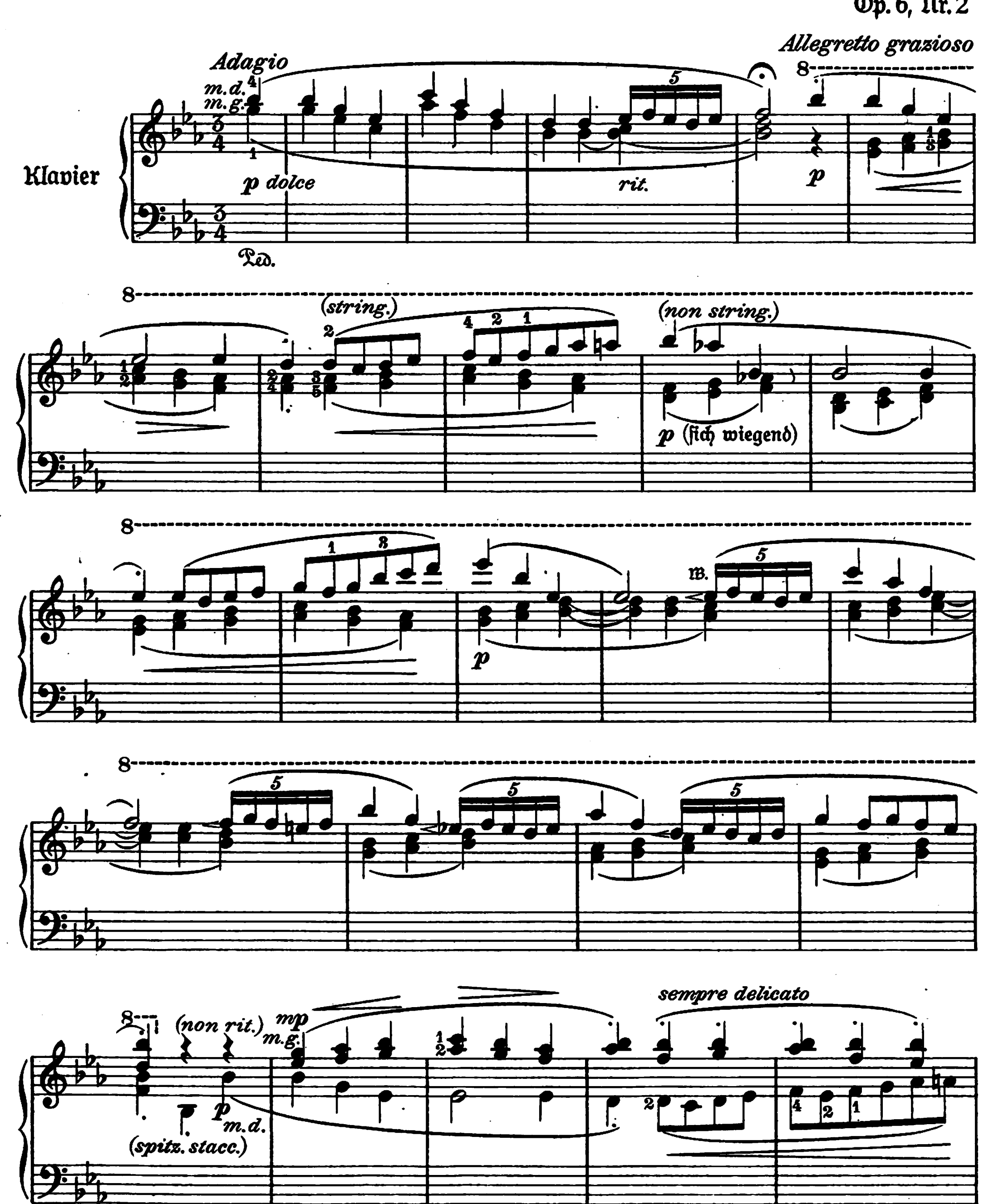
2

Gleich und Gleich
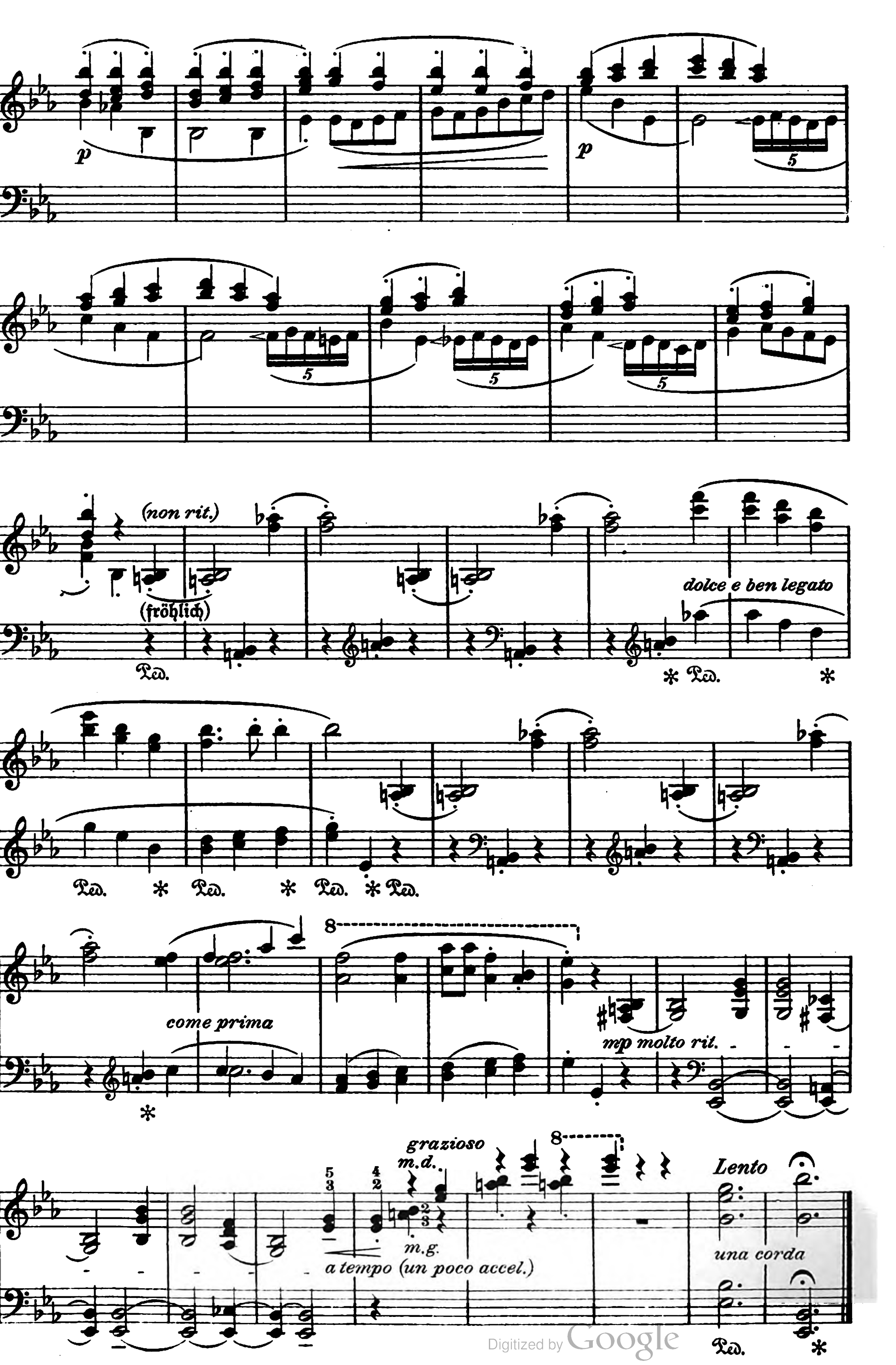
Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
In lieblichem Flor;

Da kam ein Bienchen
Und naschte fein:—
Die müssen wohl beide
Für einander sein.

Op. 6, Nr. 2



W. Gleich dem Anprall des Insekts an die Blüte, mit leichtem Wirbel


p
p
(non rit.)
(fröhlich)
Ped.
dolce e ben legato
come prima
mp molto rit.
grazioso
m.d.
m.g.
a tempo (un poco accel.)
Lento
una corda



Der Feldherr — Alfred Rethel

(Ausschnitt aus dem Fresko „Die Schlacht bei Cordova“)



XVII. Jahrg. Erstes Septemberheft 1915 Heft 23

Lemberg-Warschau als Erzieher

Von Mantis

Der 22. Juni ist einer der [illegible] dieses Weltkrieges, sowohl der Fall Lembergs in militärischer [illegible] und strategisch — nicht so hoch zu bewerten, [illegible] Tages-presse im ersten Überschwang [illegible]. Dagegen ist in jenen Betrachtungen die politische [illegible] zu gering eingeschätzt worden. Lembergs Fall [illegible] auf die slawischen Stämme erzieherisch: man erkennt, [illegible] in seiner russischen Ausprägung eine große Niederlage erlitten [illegible] wir uns vor jeder Übertreibung hüten, denn wir [illegible] daß die freundschaftlichen Gefühle für die Russen [illegible] fester verankert waren, als wir zu Beginn die[illegible] die Beweise dafür heute nicht gegeben werden können, [illegible] sache ist von manchem verspürt worden. Deshalb [illegible] rer Freude begrüßt, als am 1. Mai die große Offensive in Galizien [illegible] und rascher zu dem erstrebten Ziele führte, als [illegible]

Vor einiger Zeit sind an dieser Stelle Rußlands [illegible] ben. Jene Darlegungen sollten beweisen, daß Rußland [illegible] Vorbedacht gewollt hat, weil es bestimmt darauf [illegible] rußland, wie man es in Petersburg nennt) zu erobern. Man darf [illegible]



Der Feldherr Alfred Rethel

(Ausschnitt aus dem Fresko „Die Schlacht bei Cordova")

Beilage zum Türmer



XVII. Jahrg. Erstes Septemberheft 1915 Heft 23

Lemberg-Warschau als Erzieher

Von Mantis

Der 22. Juni ist einer der großen Tage dieses Weltkrieges, obwohl der Fall Lembergs in militärischer Hinsicht — taktisch und strategisch — nicht so hoch zu bewerten ist, wie es ein großer Teil unserer Tagespresse im ersten Überschwange der Freude getan hat. Dagegen ist in jenen Betrachtungen die politische Bedeutung des Vorganges eher zu gering eingeschätzt worden. Lembergs Fall wirkt mit jedem Tage mehr auf die slawischen Stämme erzieherisch: man erkennt, daß der Panslawismus in seiner russischen Ausprägung eine große Niederlage erlitten hat. Trotzdem wollen wir uns vor jeder Übertreibung hüten, denn wir haben inzwischen wahrnehmen müssen, daß die freundschaftlichen Gefühle für die Russen bei den westslawischen Völkern fester verankert waren, als wir zu Beginn dieses Krieges annahmen. Wenn auch die Beweise dafür heute nicht gegeben werden können, die Wirkung dieser Tatsache ist von manchem verspürt worden. Deshalb wurde es bei uns mit besonderer Freude begrüßt, als am 1. Mai die große Offensive in Galizien so kraftvoll einsetzte und rascher zu dem erstrebten Ziele führte, als angenommen werden durfte.

Vor einiger Zeit sind an dieser Stelle Rußlands Kriegsziele beleuchtet worden. Jene Darlegungen sollten beweisen, daß Rußland den Krieg mit vollem Vorbedacht gewollt hat, weil es bestimmt darauf rechnete, Ostgalizien (Rotrußland, wie man es in Petersburg nennt) zu erobern. Man darf es als glaub-

haft hinnehmen, daß der Zar in dem damals eben erst eroberten Przemysl die Stimmung aller Russen zutreffend umschrieb, als er davon sprach, daß der Krieg für Rußland jetzt eigentlich beendet sei. Die Sehnsucht nach dem Besitz der Dardanellen war nicht so groß wie nach dem östlichen Galizien. Selbst den Verlust des Weichselgebietes und Litauens hätte man verschmerzt, würde man auch heute noch hingeben, um den Besitz Rotrußlands einzutauschen. Hier „Fremdstämmige", die eigentlich nur Ärger und Sorgen bereiten und doch mehr oder weniger nach dem faulen Westen hinneigen; dort die Kleinrussen, die „Brüder", zum großen Teile eines Glaubens mit dem großrussischen Volke. Sie müssen unter die russische Knute kommen, soll die weitere Agitation der „Ukrainer" unmöglich oder doch praktisch bedeutungslos gemacht werden. Es ist klug gedacht vom russischen staatlichen Standpunkt aus, sogar den polnischen Kohlen- und Erzbezirk zu opfern, wenn dafür die Möglichkeit eingetauscht werden kann, daß die harte Hand der Tschinowniks auf das ganze Kleinrussentum fallen darf, weil dann die ukrainische Frage gegenstandslos wird. Sind es doch 36 Millionen, die hinter der Werbearbeit der ukrainischen Ankläger Rußlands stehen — und diese Volksmenge bewohnt ein geschlossenes Gebiet. Dadurch muß schließlich die ukrainische Bewegung eine Stoßkraft erhalten, die selbst für das Zarenreich ernste Gefahr in sich birgt. Davon darf jedermann überzeugt sein, daß das Großrussentum ganz rücksichtslos gegen die ukrainischen Träume vorgehen wird, wenn es dazu die Macht besitzt. Wer wird nach diesem Kriege zudem Neigung besitzen, einem nicht niedergeworfenen Rußland in seine innere Politik zu reden?

Lemberg, diese angeblich polnische, in Wirklichkeit vorwiegend nichtpolnische Hauptstadt Galiziens, war der Sitz der ukrainischen Agitation. Es an sich zu bringen, scheuten die Russen schon im August und September v. J. große Opfer nicht. Daß die Herrlichkeit nur neun Monate dauern würde, haben sie jedenfalls nicht befürchtet. Auch jetzt sind von ihnen Menschenleben wahrlich nicht geschont worden, um das Verhängnis, wenn irgend möglich, abzuwenden. Obwohl wir erst später genau erfahren werden, mit welchem Eifer in der russischen Zeit Lembergs gearbeitet worden ist, um Ostgalizien russisch zu machen, wissen wir doch genug, um zu erstaunen. Graf Bobrinski, der Generalgouverneur von gestern, betrachtete es als seine Lebensaufgabe, „Rotrußland" zu einem Edelstein in der Krone der Zaren zu machen, und er ging mit großem Eifer ans Werk. Die kleinrussischen unierten Geistlichen, die sich nicht fügen mochten, wanderten wie ihr Metropolit in die Verbannung, die willigen dagegen wurden durch beträchtliche Zuschüsse des Heiligen Synods belohnt. „Ketzerische" Kirchen wandelte man in „rechtgläubige" Gotteshäuser um und trieb in sie die Bevölkerung, wenn es sein mußte, durch Gendarmen. In den Schulen, im öffentlichen wie persönlichen Verkehr war die kleinrussische Sprache geächtet; auch die Polen und Juden merkten gar bald den Wechsel. Rücksichtslos, also der Dauer ihrer Herrschaft nur bedingt vertrauend, suchten die russischen Beamten aus der Bevölkerung herauszuholen, was nur immer möglich war. Die Bestechungsgelder sind denn auch sehr reichlich geflossen. Kein Zweifel: auf die Bewohner des von den Russen besetzten Teiles Galiziens hat die Zeit der russischen Herrschaft starke Wirkung ausgeübt. Galizien durfte zwar früher als „Halbasien" gelten, seit es jedoch den Moskowitern unter-



stand, spürte jedermann, daß es fortab zu einem asiatischen Staatswesen gehörte. Selbst die sog. Altruthenen, die mit den Russen liebäugelten, weil von Petersburg her viele Jahre hindurch reichliche Bekehrungsgelder ihnen zuflossen, wurden rasch ernüchtert. Gering blieb die Zahl derer, die sich ganz zum Großrussentum bekehrten und die, sicherlich zur Freude der Ukrainer, jetzt mit den Russen nach dem Osten gezogen sind.

Bobrinski hat aus den Erfahrungen der anderen gelernt; er wollte auf dem platten Lande russisches Wesen unbedingt zur Herrschaft bringen. Die deutschen Dörfer um Lemberg, Stryj, Stanislau usw. wurden vernichtet, die Einwohner vertrieben, obwohl ihre Wirtschaften Musterbetriebe gewesen sind. Der Besitz der polnischen Magnaten sollte kurzerhand an großrussische Bauern aufgeteilt werden. Schneller als sonst waren die Vorbereitungen hierzu getroffen worden. Wenn die Russen den Sommer über noch in Galizien hätten hausen dürfen, würden die polnischen Grafen ihre ostgalizischen Latifundien in ganz fremdartigem Zustande wiedergesehen haben. Diese großzügige „Agrarreform" hätte im eigentlichen Rußland selbst bedeutenden Nutzen gebracht, in Galizien das Russentum mit einem Schlage stark werden lassen und wohl auch die kleinrussischen Bauern mit dem Wechsel ausgesöhnt, denn mancher Hektar würde für die bisherigen bäuerlichen Bewohner Ostgaliziens abgefallen sein, die im allgemeinen unter Landhunger leiden. Eine Entschädigung der polnischen Großgrundbesitzer lag wohl kaum in der Absicht der Russen. Ihr Vorgehen im Weichselgebiete, in Litauen bei ähnlichen Gelegenheiten legt wenigstens solche Annahme sehr nahe. Man kann sich vorstellen, welchen Bekehrungseifer die russischen Sendlinge entfaltet haben mögen; die geistigen Waffen werden — wie sollte man das von Russen verlangen! — auch in Galizien die geringste Rolle gespielt haben. Der allergrößte Teil der „bekehrten" Leute dürfte nach dem Abzuge der Russen rasch wieder anderer Ansicht werden; eine kluge Verwaltung sollte hierbei sehr nachsichtig und weitherzig handeln. Denn es ist nicht zu raten, daß man bekehrungswütigen Russen dort, wo sie die Macht besitzen, auch nur passiven Widerstand leiste, und ebensowenig ist es angebracht, von der Bevölkerung einer ganzen großen Provinz zu erwarten, daß sie nur aus Märtyrern ihrer nationalen Überzeugung bestehe. Auch die Polen haben — das gilt für das Weichselgebiet wie für Galizien — dort, wo sie unter der russischen Knute standen, sich gefügt. Es wird sich noch schnell genug herausstellen, wer als Russe betrachtet werden muß. Die Einrichtung einer militärischen „Zwischenverwaltung" in Galizien kann für die jetzige Übergangszeit sehr vorteilhaft wirken.

Doch die erzieherische Wirkung des russischen Zwischenspiels soll sich nicht auf die Bewohner des östlichen Galiziens und der Bukowina beschränken; sie muß sich ausdehnen auf das gesamte Polentum Österreichs, auf die Rumänen und die anderen Balkanvölker, auf die Tschechen und die Südslawen der Habsburger Doppelmonarchie. Die Rumänen und Bulgaren haben wohl schon manches gelernt, die Serben beginnen einzusehen, daß sie den Russen nur ein Stein im Schachspiel sind. Der Balkan will selbständig werden, und es leuchtet ein, daß der erste Schritt dazu in der Abwendung von Rußlands Bevormundung bestehen muß. Wir unterschätzen die Stoßkraft der russenfreundlichen (sehr teuer erkauften) Bewegung auf dem



Balkan nicht. Indessen gilt es doch heute, die Aufmerksamkeit anderen Dingen zuzuwenden.

Wie wirkt Lembergs Fall in Rußland? Es ist schwer, sich darüber genaue Kenntnis zu verschaffen. Was die Tagespresse meldet, erweist sich meist schon nach 48 Stunden als unrichtig. Soviel jedoch steht fest, daß die zersetzenden Kräfte sich beträchtlich vermehrt haben. Die Bevölkerung des Zarenreiches kann sich nicht von einem Jahre zum anderen in ihrem Wesen ändern. Wir im Westen vergessen immer wieder, daß Rußland der eigentliche Nationalitätenstaat der Erde ist. Die „Fremdstämmigen" aber — ganz abgesehen von den Deutschen — werden heute mit großem Mißtrauen betrachtet, wodurch ihre Unzufriedenheit nur steigen kann. Selbst der Großrusse kennt eine staatsbürgerliche Gesinnung nicht; ihm bringt der Krieg so viele Beschwerden, Unannehmlichkeiten und Zwang, legt ihm so große Opfer auf, daß er seiner alten Neigung, gegen die tyrannische Regierung sich aufzulehnen, nur zu gern folgt. Die Revolution zwar ist noch nicht gekommen; man darf sie wohl erst nach dem Kriege erwarten. Ein zuverlässiger Gradmesser für die Unsicherheit der herrschenden Kreise ist nicht etwa das zeitweilig nachgebende Verhalten der Regierung gegenüber der Reichsduma. Haben doch die russischen Liberalen schon eingesehen, daß sie nur einen Scheinerfolg davongetragen haben. Die „Rjetsch" klagte bereits, daß eigentlich alles beim alten bleiben werde. Viel bedeutsamer scheint uns zu sein, daß noch einmal der Panslawismus entfesselt wird. Alle die alten Lockungen ertönen, und sie sollen wohl in erster Linie eine innerpolitische Wirkung ausüben. Professor Pogodin ist zum Herold der neuen Zeit ausersehen; er soll die slawischen Stämme für Rußland einfangen. An die Südslawen wendet er sich vorzugsweise; ihnen weist er eigentlich die Aufgabe zu, den slawischen Gedanken der Weltkultur einzufügen. Ein sehr stolzes Programm! Welche Wirkung es außerhalb Rußlands ausüben wird, kann in aller Ruhe abgewartet werden. Der Panslawismus von 1915 steht durchaus unter dem Einflusse des Krieges; die Bande der Kultur sollen das einzige Mittel sein, durch welches Rußland die slawischen Brüder anzieht. Das ist selbstverständlich Spiegelfechterei; das Großrussentum ist ja gar nicht denkbar ohne tyrannische Vorherrschaft über die anderen slawischen Stämme; kulturell ist es zu schwach und zahlenmäßig auch. In Rußland aber soll man sich an dieser neuesten Idee berauschen, und daraus soll die Kriegsbegeisterung entstehen, die Opferwilligkeit, die heute fehlt. Pogodins Ideal soll die fehlende Staatsgesinnung der Bevölkerung Rußlands schaffen, soll den Leuten die Augen schließen, soll sie gegen den „faulen Westen" mit neuem Zorn und neuem Haß erfüllen. Endlich aber soll es für den Fall, daß dieser Krieg verloren geht — offenbar rechnet man damit schon in Petersburg —, die leitenden Kreise gegen die Wut der empörten Massen schützen. Dann wird man eben den Krieg gegen die „Alldeutschen" verloren haben; und da nach dem inneren Rußland alle Deutschen, Juden und „Westler" geschafft werden, sind dann wohl genug Leute vorhanden, die man der Volkswut als Opfer vorwerfen kann.

Für uns Deutsche — und mit derselben Wucht gilt das für Österreich und Ungarn — steht die Sache so: die Erreichung des russischen Zieles hat zur Voraussetzung, daß die beiden Kaiserreiche, die in Wahrheit Hüter, Wahrer und Mehrer

menschlicher Kultur in Europa sind, zuvor in staatliches und geistiges Helotentum gestürzt werden müssen. Oft genug müssen wir erstaunt fragen, weshalb unsere öffentliche Meinung so lebhaft den Haß gegen England, so vielfach die sentimentale Anbiederung an Frankreich fordert und, soweit das Verhältnis zu Rußland in Betracht kommt, erst recht die ganze Verschwommenheit feuilletonistischer Art, Politik zu machen, entfaltet, die um die Dinge herumredet, immer wieder die „Seele" des Muschik entdeckt und allein eine Handvoll ränkesüchtiger Persönlichkeiten an der Newa für den Krieg verantwortlich machen möchte. Der Muschik folgt doch seinen Führern nur, weil sie von seinem Blute und seiner Art sind, und wenn Siegesrausch die Russen befällt, macht es keinen Unterschied, ob der General, der Offizier oder der Soldat davon trunken ist. Allenfalls haust der „gebildete" Russe noch viehisch-tierischer als der ungebildete, der doch schließlich ängstlich horchen muß, ob ihm der Barin nicht etwa Einhalt gebiete. Gewiß erscheint es auch heute noch fast aussichtslos, den Deutschen (oder doch vielen von ihnen) klar zu machen, daß der größte Feind der Russe sei; derselbe Russe, der nach Pogodins Zeugnis seine Kräfte bisher selbst noch nicht erkannt hat, der aber, wenn er von dem „faulen Westen" spricht, damit allein die germanische Kultur- und Wirtschaftswelt meint. Immer und immer wieder muß gesagt werden, daß bei der jetzigen Abrechnung, die in Europa gehalten wird, vor allem das Russentum in seine Schranken zurückzuweisen ist. Wir müssen es dorthin drängen, wo es sich ausleben mag: in die weiten sarmatisch-asiatischen Ebenen. Europäisch-menschliche Gesittung haben wir gegen die russische „Kultur" zu schützen. Seit Jahrhunderten ist viel deutsches Blut geopfert worden, um das Russentum vorwärts zu bringen; leider haben wir auch für andere Völker solchen Raubbau an uns selbst getrieben. Für den schärferen Blick war es schon vor zehn Jahren zweifellos geworden, daß alle diese Arbeit vergeblich geblieben ist. Sie hat, genau genommen, nur erreicht, daß sich das Deutschtum schwächte. Uns hat man von allen Seiten unsere Herrschsucht, unseren Expansionsdrang vorgeworfen. Hätten wir nur einen Teil unserer überschüssigen Volkskraft darauf verwendet, planmäßig vorzugehen, uns zu stärken, so würde Deutschland in diesen Krieg leichteren Herzens haben gehen können.

Russische „Kultur" ist jetzt aller Welt offenbar geworden. Das Mißtrauen gegen Deutschland ist freilich noch zu groß, als daß nicht der Blick der Neutralen dadurch getrübt würde. Wir beobachten das in den drei nordischen Reichen, in Holland und Luxemburg, deren Sonderart und staatliche Freiheit doch nur durch ein starkes Deutschland gesichert werden. Rußlands Hörige müßten arbeiten, damit die russische Oberschicht nach ihrer breiten Art das Leben genießen darf. Deshalb müssen wir allein den Kampf ausfechten, Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei, die ihre Kraft mannhaft einsetzt, weil sie dadurch erweisen will, daß sie reif ist für die Freiheit des eigenen Staates. Die Bedingungen des Friedens zu stellen, ist unser Recht, die wir unendliche Opfer bringen müssen für die Freiheit Europas. Es bietet uns einen Fingerzeig, daß Pogodin, obwohl er von allen slawischen Stämmen spricht und sogar die für ihn heikele russisch-polnische Frage behandelt, kein Wort für die Kleinrussen, die Ukrainer hat. Sie sind für ihn nicht vorhanden, wie sie kein Panslawist anerkennen mag. Denn sie sind Slawen, reineren Blutes sogar als die durch die Mischung mit den Tataren entarte-



ten Großrussen. Aber trotzdem — oder eben deshalb? — sind sie Gegner des Moskowitertums; ihre Führer streben nach einer Synthese, einer Verschmelzung mit europäischem Wesen. Sie, denen die weiten Steppen ihrer Heimat einen unbändigen Freiheitsdrang einflößen, deren Frühling und Sommer so viel bunter und farbenprächtiger ist, als der in Großrußland, werden von Leuten geknechtet, die ihres Stammes sein wollen und die doch durch eine Welt von ihnen getrennt sind. Ist „slawische Kultur" das einzige mögliche Bindemittel zwischen den einzelnen slawischen Staaten, ohne daß der Zar den Anspruch erhebt, der gebietende Oberherr zu sein — weshalb beeilt sich denn das Rußland von heute nicht, den Ukrainern die volle Freiheit zu gewähren im Vertrauen auf die unwiderstehliche Anziehungskraft der Moskauer Kultur? Hier, wo die eigentliche Probe auf die innere Wahrhaftigkeit von Pogodins Versprechungen gemacht werden kann, tritt die ganze Heuchelei und Verlogenheit des neuesten Panslawismus klar zutage. Es ist ein neuer Aufguß nur, kein frischer Tee. Puschkins Wort, daß alle Ströme in das russische Meer zu leiten sind, bleibt aller panslawistischen Weisheit innerster Kern. Freilich darf es überraschen, daß gerade zu einer Zeit das Großrussentum sich zum kulturellen (!) Herren von Europa aufwerfen will, da es seine Wertlosigkeit, seine Zermorschtheit und greisenhafte Schwäche deutlicher denn je zuvor gezeigt hat. Ist der Welt die Kulturlosigkeit des Russentums jemals so klar geworden, wie durch diesen Krieg? Selbst in den Reihen unserer Feinde wird man wohl bei dem Gedanken entsetzt sein, dem Moskowitertum das Hüteramt über menschliche Gesittung und Europas Fortschritt, über die Zukunft der weißen Rasse also anvertrauen zu sollen. Gewiß, niemand darf heute in England und Frankreich wagen, solchem Entsetzen Ausdruck zu geben, doch die Zeit wird kommen, daß man sich wieder darüber frei äußern darf.

Inzwischen freilich muß Lembergs Fall auch auf jene Deutschen erzieherisch wirken, die lieber heute als morgen einen faulen Frieden mit Rußland wünschen. Die draußen in den Schützengräben liegen und sich mit der „Verkörperung" der russischen Kultur herumschlagen, die gegen Ungeziefer und alle die Seuchen rückständigster Lebensführung einen schweren Kampf führen, sind durchaus keine Freunde übereilter und gutmütiger Abrechnung. Sie wollen, daß ganze Arbeit gemacht wird. Würde man sie um ihre Meinung fragen, so erhielte man in schlichten, derben Worten eine gründliche Abfuhr unserer Kulturfexe, die es jetzt schon so lebhaft beklagen, daß ihr Sybaritentum, ihre weibische Lebensführung durch den Krieg erschwert, ja unmöglich gemacht worden ist; wir dürfen dessen gewiß sein, daß der Krieg der strengste, aber auch heilsamste Erzieher ist, daß jene, die aus ihm zurückkehren, auch die Mittel anzuwenden entschlossen sein werden, die unsere Nur-Ästheten und bloßen Worthelden dauernd in den Winkel jagen. Und unsere Feldgrauen, die ja die ganze Größe der russischen Gefahr kennen gelernt haben, werden auch fordern, daß die Sicherung unserer Zukunft gegen den Osten, der ja zumeist die europäische Gesittung und die Möglichkeit friedlicher Entwicklung bedroht, nicht vernachlässigt werde. Dieser Weg führte über Lemberg. Hindenburg sorgt dafür, daß wir rasch und entschlossen weiterschreiten, daß wir Warschau und Riga hinter uns lassen werden.

Schon ist Warschau unser, bald werden die polnischen Gouvernements

von den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen ganz besetzt sein. Das ist ein Erfolg, dessen ungeheure Größe erst zu schätzen sein wird, nachdem die militärischen Handlungen im Osten zu einem gewissen Abschluß gelangt sind. Jedenfalls ist die Verbindung der Polen mit dem Moskowitertum jetzt im ganzen gelöst; das westliche Slawentum kann nunmehr freier atmen. Welchen Gebrauch es von dieser Freiheit machen wird, müssen schon die nächsten Wochen lehren. Vielleicht ist dann noch ein Wort hierüber zu sagen. Das aber sei heute schon mit aller Bestimmtheit ausgesprochen: Rußland oder, wie es richtiger heißen soll, die tatarisch-großrussischen Horden müssen wir aus Europa entfernen, wenn wir zur Ruhe gelangen wollen. Der Panslawismus hat sich mit allen unseren Feinden verbündet; mag er die Folgen tragen. Auch auf russischer Seite sieht man nach und nach ein, daß dieser Krieg verloren ist. Nichtsdestoweniger führt die „Nowoje Wremja" gerade jetzt sehr große Worte. Sie glaubt wohl, daß man Rußland noch wie früher fürchte. Diese Zeiten sind vorbei. Und wenn bei uns sich falsches Mitleid, „Menschlichkeit", weibisch-weichliche, selbstmörderische Weltbürgerei an den Tisch drängen wollen, an dem über die Friedensbedingungen verhandelt werden wird, soll man sie recht nachdrücklich abweisen. Vor den deutschen Friedensunterhändlern müssen mahnend stehen die zerstörten Ortschaften Ostpreußens, die Leichen der dort grausam ermordeten Frauen und Kinder, die Schandtaten, die in Galizien und Rußland selbst gegen so viele unserer Volksgenossen und alle jene verübt worden sind, die irgendwie russische Habgier und tierische Zerstörungswut reizten. Mit solchen Bestien in Menschengestalt darf man kein Mitleid haben; wir sind es den Opfern dieses Krieges, uns selbst und unseren Nachkommen schuldig, daß wir mit dem Russentum gründlich abrechnen. Wie das im einzelnen zu geschehen hat, kann heute nicht dargelegt werden; es genügt zu sagen, daß den Russen genommen werden muß, was sich in den Rahmen eines asiatischen Staatswesens nicht einfügen will. Wie stark an der Newa die Empfindung dafür sein muß, daß das Russentum eigentlich Europa fremd ist, geht daraus hervor, wie seine Presse die Notwendigkeit eines Bündnisses mit Japan behandelt. Und weiter: alles Land, das die Russen jetzt räumen, halten sie für sich dauernd verloren; sie entführen die Bewohnerschaft, soweit sie ihnen für Rußland brauchbar erscheint, und legen alles in Trümmer und Asche. Und das geschieht zu der Zeit, da in Petersburg über die Aussöhnung mit den Polen verhandelt wird! In eine Wüste sollen unsere Truppen gelangen. Nun, sie werden sich auch damit abfinden, wir werden trotzdem unsere Heere ernähren und vorwärts schieben. Aber bei den Friedensverhandlungen soll man von unserer Seite den Russen vorhalten, wie sie sich versündigt haben an den Grundlagen europäischer Gesittung, daß das Land herrenlos geworden ist durch die Art und Weise, wie es die Russen bei ihrem Rückzuge verwüsteten. Selbst unsere Feinde würden erstaunen, wenn wir hieraus nicht die selbstverständlichen Folgerungen ziehen wollten. Die Zeit muß vorbei sein, daß der deutsche Michel es sich gefallen läßt, nur der geduldete Zuschauer zu sein, indessen andere sich an der reichbesetzten Tafel niederlassen.



Der junge Engländer

Ein Märchen von Wilhelm Hauff bearbeitet von Karl Maußner

Im südlichen Teil von Deutschland liegt das Städtchen Grünwiesel. Es ist ein Städtchen, wie alle sind. Alles kennt sich, jedermann weiß, wie es da und dort zugeht, und wenn der Oberpfarrer oder der Bürgermeister oder der Arzt ein Gericht mehr auf der Tafel hat, so weiß es schon am Mittag die ganze Stadt. Nachmittags kommen dann die Frauen zueinander in die Visite, wie man es nennt, besprechen sich bei starkem Kaffee und süßen Kuchen über die große Begebenheit. Ihr könnt euch denken, wie unangenehm es für eine so wohleingerichtete Stadt wie Grünwiesel sein mußte, als ein Mann dorthin zog, von dem niemand wußte, woher er kam, was er wollte, von was er lebte, obwohl der Bürgermeister seinen Paß, der von Berlin bis Grünwiesel lautete, gesehen hatte. Es stecke doch was hinter dem Fremden, äußerte gelegentlich der Bürgermeister, denn der Mann sehe etwas verdächtig aus. Der Bürgermeister hatte das größte Ansehen in der Stadt, kein Wunder, daß von da an der Fremde als eine verdächtige Person angesehen wurde. Und sein Lebenswandel konnte die Bewohner des Städtchens nicht von dieser Meinung abbringen. Der fremde Mann mietete sich für einige Goldstücke ein ganzes Haus, das bisher öde gestanden, ließ einen ganzen Wagen voll sonderbarer Gerätschaften, als Öfen, Kunstherde, große Tiegel und dergleichen hineinschaffen und lebte von da an ganz für sich allein. Ja, er kochte sich sogar selbst, und es kam keine menschliche Seele in sein Haus als ein alter Mann aus Grünwiesel, der ihm seine Einkäufe besorgen mußte, doch auch dieser durfte nur bis in den Flur des Hauses kommen.

Man kann sich die Unruhe denken, die der alte Sonderling im Städtchen verursachte. Er kam nachmittags nicht wie andere Männer auf die Kegelbahn, er kam abends nicht ins Wirtshaus, umsonst lud ihn nach der Reihe der Bürgermeister, der Friedensrichter, der Doktor und der Oberpfarrer zum Essen oder Kaffee ein; er ließ sich immer entschuldigen, da wußte denn Grünwiesel nicht, wie es über ihn denken sollte. Noch zwanzig Jahre nach seiner Ankunft hieß der Mann in der Stadt „der fremde Herr“.

Es begab sich aber eines Tages, daß Leute mit fremden Tieren in die Stadt kamen. Es ist dies hergelaufenes Gesindel, das ein Kamel hat, einen Tanzbären, einige Hunde und Affen, die in menschlichen Kleidern komisch genug aussehen und allerlei Künste machen. Diese Leute durchziehen gewöhnlich die Stadt, lassen ihre Truppe tanzen und springen und sammeln dann in den Häusern Geld ein. Die Truppe aber, die sich diesmal in Grünwiesel sehen ließ, zeichnete sich durch einen ungeheueren Orang-Utang aus, der beinahe Menschengröße hatte, auf zwei Beinen ging und allerlei artige Künste zu machen verstand. Diese Komödie kam auch vor das Haus des fremden Herrn. Er erschien, als die Trommel und Pfeife ertönte, von Anfang ganz unwillig hinter den Fenstern. Bald aber wurde er

freundlicher, schaute zu jedermanns Verwundern zum Fenster heraus und lachte herzlich über die Künste des Orang-Utangs. Ja, er gab für den Spaß ein so großes Silberstück, daß die ganze Stadt davon sprach.

Am andren Morgen zog die Tierbande weiter. Kaum aber waren sie einige Stunden zum Tore hinaus, da schickte der fremde Herr auf die Post, verlangte zu großer Verwunderung des Postmeisters einen Wagen und Extrapost und fuhr zu demselben Tore hinaus, den Weg hin, den die Tiere genommen hatten. Das ganze Städtchen ärgerte sich, daß man nicht erfahren konnte, wohin er gereist sei. Es war schon Nacht, als der fremde Herr wieder im Wagen vor dem Tor ankam. Es saß aber noch eine Person im Wagen, die den Hut tief ins Gesicht gedrückt und um Mund und Ohren ein seidenes Tuch gebunden hatte. Der Torschreiber hielt es für seine Pflicht, den andern Fremden anzureden und um seinen Paß zu bitten; er antwortete aber sehr grob, indem er in einer ganz unverständlichen Sprache brummte. „Es ist mein Neffe", sagte der fremde Mann freundlich zum Torschreiber, indem er ihm einige Silbermünzen in die Hand drückte; „es ist mein Neffe und versteht bis dato noch wenig Deutsch. Er hat soeben in seiner Mundart ein wenig geflucht, daß wir hier aufgehalten werden." „Ei, wenn es dero Neffe ist," antwortete der Torschreiber, „so kann er wohl ohne Paß hereinkommen. Er wird wohl ohne Zweifel bei Ihnen wohnen?" „Allerdings," sagte der Fremde, „und hält sich wahrscheinlich längere Zeit hier auf." So fuhren der fremde Herr und sein Neffe ins Städtchen. Der Bürgermeister und die ganze Stadt war übrigens nicht sehr zufrieden mit dem Torschreiber. Er hätte doch wenigstens einige Worte von der Sprache des Neffen sich merken sollen. Daraus hätte man dann leicht erfahren, was für ein Landeskind er und der Onkel wäre. Der Torschreiber versicherte, des Neffen Sprache habe so breit geklungen wie Englisch, und wenn er nicht irre, so habe der junge Herr gesagt: „God dam!" So half der Torschreiber sich selbst aus der Not und dem jungen Mann zu einem Namen. Denn man sprach jetzt nur von dem jungen Engländer im Städtchen.

Aber auch der junge Engländer wurde nicht sichtbar, weder auf der Kegelbahn noch im Bierkeller; wohl aber gab er den Leuten auf andere Weise viel zu schaffen. — Es begab sich nämlich oft, daß in dem sonst so stillen Hause des Fremden ein schreckliches Geschrei und ein Lärm ausging, daß die Leute haufenweise vor dem Hause stehen blieben und hinaufsahen. Man sah den jungen Engländer, angetan mit einem roten Frack und grünen Beinkleidern, mit struppigem Haar und schrecklicher Miene, unglaublich schnell an den Fenstern hin und her durch alle Zimmer laufen; der alte Fremde lief ihm, eine Hetzpeitsche in der Hand, nach, verfehlte ihn oft, aber einigemal kam es doch der Menge auf der Straße vor, als müsse er den Jungen erreicht haben; denn man hörte klägliche Angsttöne und klatschende Peitschenhiebe die Menge. An dieser grausamen Behandlung des fremden jungen Mannes nahmen die Frauen des Städtchens so lebhaften Anteil, daß sie endlich den Bürgermeister bewogen, einen Schritt in der Sache zu tun. Er schrieb dem fremden Herrn einen Brief, worin er ihm die unglimpfliche Behandlung seines Neffen in ziemlich derben Ausdrücken vorwarf und ihm drohte, wenn noch ferner solche Szenen vorfielen, den jungen Mann unter seinen besonderen Schutz zu nehmen.

Wer war aber mehr erstaunt als der Bürgermeister, wie er den Fremden selbst, zum erstenmal seit zehn Jahren, bei sich eintreten sah! Der alte Herr entschuldigte sein Verfahren mit dem besonderen Auftrag der Eltern des Jünglings, die ihm solchen zu erziehen gegeben; er sei sonst ein kluger, anstelliger Junge, äußerte er, aber die Sprachen erlerne er sehr schwer; er wünsche so sehnlich, seinem Neffen das Deutsche recht geläufig beizubringen, um sich nachher die Freiheit zu nehmen, ihn in die Gesellschaften von Grünwiesel einzuführen, und dennoch gehe demselben die Sprache so schwer ein, daß man oft nichts Besseres tun könne, als ihn gehörig durchzupeitschen. Der Bürgermeister fand sich durch diese Mitteilung völlig befriedigt.

Durch diesen einzigen Vorfall war die Meinung des Städtchens völlig umgeändert. Man hielt den Fremden für einen artigen Mann, sehnte sich nach seiner näheren Bekanntschaft und fand es ganz in der Ordnung, wenn hier und da in dem öden Hause ein gräßliches Geschrei aufging; „er gibt dem Neffen Unterricht in der deutschen Sprache", sagten die Grünwieseler und blieben nicht mehr stehen. Nach einem Vierteljahr ungefähr schien der Unterricht im Deutschen beendigt; denn der Alte ging jetzt um eine Stufe weiter vor. Er ließ einen alten, gebrechlichen Franzosen, der in der Stadt wohnte und den jungen Leuten Unterricht im Tanzen gab, rufen und sagte ihm, daß er seinen Neffen im Tanzen unterrichten sollte. Er gab ihm zu verstehen, daß derselbe zwar sehr gelehrig, aber, was das Tanzen betreffe, etwas eigensinnig sei; er habe nämlich früher bei einem anderen Meister tanzen gelernt, und zwar nach so sonderbaren Touren, daß er sich füglich nicht in der Gesellschaft produzieren könne. Der Unterricht begann. Es gab, wie der Franzose unter der Hand versicherte, auf der Welt nichts so Sonderbares als diese Tanzstunden. Der Neffe war von Anfang ziemlich artig und anstellig; dann verfiel er aber oft plötzlich in fratzenhafte Sprünge, tanzte die kühnsten Touren, wobei er Kreuzsprünge machte, daß dem Tanzmeister Hören und Sehen verging; wollte er ihn zurechtweisen, so zog er die zierlichen Tanzschuhe von den Füßen, warf sie dem Franzosen an den Kopf und setzte nun auf allen vieren im Zimmer umher. Bei diesem Lärm fuhr dann der alte Herr plötzlich aus seinem Zimmer heraus und ließ die Hetzpeitsche ziemlich unsanft auf den Rücken des Neffen niederfallen. Der Neffe fing dann an, schrecklich zu heulen, sprang auf Tische und hohe Kommoden, ja selbst an den Kreuzstöcken der Fenster hinauf und sprach eine fremde, seltsame Sprache. Der Alte im roten Schlafrock aber ließ sich nicht irremachen, faßte ihn am Bein, riß ihn herab, bleute ihn durch und zog ihm mittels einer Schnalle die Halsbinde fester an, worauf er immer wieder artig und manierlich wurde und die Tanzstunde ohne Störung weiterging. Als aber der Tanzmeister seinen Zögling so weit gebracht hatte, daß man Musik zu der Stunde nehmen konnte, da war der Neffe wie umgewandelt. Ein Stadtmusikant wurde gemietet, der Neffe fing nun an, mit seinem Lehrer zu tanzen und zu walzen; er aber war ein unermüdlicher, rasender Tänzer, er ließ den Meister nicht aus seinen langen Armen, ob er ächzte und schrie, er mußte tanzen, bis er ermattet umsank oder bis dem Stadtmusikus der Arm lahm wurde an der Geige. Den Tanzmeister brachten diese Unterrichtsstunden beinahe unter den Boden, aber der Taler, den er jedesmal richtig ausgezahlt bekam, machte, daß er immer wieder kam.

Die Leute in Grünwiesel aber sahen die Sache ganz anders an als der Franzose. Sie fanden, daß der junge Mann viel Anlagen zum Gesellschaftlichen habe, und die Frauenzimmer im Städtchen freuten sich, bei dem großen Mangel an Herren einen so flinken Tänzer für den nächsten Winter zu bekommen. — Eines Morgens berichteten die Mägde, die vom Markte heimkehrten, ihren Herrschaften ein wunderbares Ereignis. Vor dem öden Hause sei ein prächtiger Glaswagen gestanden, mit schönen Pferden bespannt, und ein Bedienter in reicher Livree habe den Schlag gehalten. Da sei die Türe des öden Hauses aufgegangen und zwei schön gekleidete Herren herausgetreten, wovon der eine der alte Fremde und der andere wahrscheinlich der junge Herr gewesen, der so schwer Deutsch gelernt und so rasend tanze. Die beiden seien in den Wagen gestiegen, der Bediente hinten aufs Brett gesprungen, und der Wagen, man stelle sich vor! sei geradezu auf Bürgermeisters Haus zu gefahren. Als die Frauen solches von ihren Mägden erzählen hörten, rissen sie eilends die Küchenschürzen und die etwas unsauberen Hauben ab und versetzten sich in Staat. „Es ist nichts gewisser," sagten sie zu ihrer Familie, indem alles umherrannte, um das Besuchszimmer aufzuräumen, „es ist nichts gewisser, als daß der Fremde jetzt seinen Neffen in die Welt einführt." Sie ermahnten ihre Söhne und Töchter, recht manierlich auszusehen, wenn die Fremden kämen, sich gerade zu halten und sich auch einer besseren Aussprache zu bedienen als gewöhnlich. Und die klugen Frauen im Städtchen hatten nicht unrecht geraten; denn nach der Reihe fuhr der alte Herr mit seinem Neffen umher, sich und ihn in die Gewogenheit der Familie zu empfehlen. Man war überall ganz erfüllt von den beiden Fremden und bedauerte, nicht schon früher diese angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben. Der alte Herr zeigte sich als einen würdigen, sehr vernünftigen Mann, der zwar bei allem, was er sagte, ein wenig lächelte, so daß man nicht gewiß war, ob es ihm Ernst sei oder nicht, aber jedermann war von seinen Reden erbaut. Aber der Neffe! Er bezauberte alles, er gewann alle Herzen für sich. Man konnte zwar, was sein Äußeres betraf, sein Gesicht nicht schön nennen; der untere Teil, besonders die Kinnlade, stand allzusehr hervor, und der Teint war sehr bräunlich, auch machte er zuweilen allerlei sonderbare Grimassen, drückte die Augen zu und fletschte mit den Zähnen, aber dennoch fand man den Schnitt seiner Züge ungemein interessant. Es konnte nichts Beweglicheres, Gewandteres geben als seine Gestalt. Die Kleider hingen ihm zwar etwas sonderbar am Leib, aber es stand ihm alles trefflich; er fuhr mit großer Lebendigkeit im Zimmer umher, warf sich hier in ein Sofa, dort in einen Lehnstuhl und streckte die Beine von sich; aber was man bei einem andern jungen Mann höchst gemein und unschicklich gefunden hätte, galt bei dem Neffen für Genialität. „Er ist ein Engländer," sagte man, „so sind sie alle; ein Engländer kann sich aufs Kanapee legen und einschlafen, während zehn Damen keinen Platz haben und umherstehen müssen; einem Engländer kann man so etwas nicht übelnehmen." Gegen den alten Herrn, seinen Oheim, war er sehr fügsam; denn wenn er anfing, im Zimmer umherzuhüpfen oder, wie er gerne tat, die Füße auf den Sessel hinaufzuziehen, so reichte ein ernsthafter Blick hin, ihn zur Ordnung zu bringen. Und wie konnte man ihm so etwas übelnehmen, als vollends der Onkel in jedem Haus

zu der Dame sagte: „Mein Neffe ist noch ein wenig roh und ungebildet, aber ich verspreche mir viel von der Gesellschaft, die wird ihn gehörig formen und bilden, und ich empfehle ihn namentlich Ihnen aufs angelegenste.“

So war der Neffe also in die Welt eingeführt, und ganz Grünwiesel sprach an diesem und den folgenden Tagen von nichts anderem als von diesem Ereignis. Der alte Herr blieb aber dabei nicht stehen; er schien seine Denk- und Lebensart gänzlich geändert zu haben. Nachmittags ging er mit dem Neffen hinaus in den Felsenkeller am Berg, wo die vornehmen Herren von Grünwiesel Bier tranken und sich am Kegelspiel ergötzten. Der Neffe zeigte sich dort als einen flinken Meister im Spiel; denn er warf nie unter fünf oder sechs; hier und da schien zwar ein sonderbarer Geist über ihn zu kommen; es konnte ihm einfallen, daß er pfeilschnell mit der Kugel hinaus- und unter die Kegel hineinfuhr und dort allerhand tollen Rumor anrichtete, oder wenn er den Kranz oder den König geworfen, stand er plötzlich auf seinem schön frisierten Haar und streckte die Beine in die Höhe, oder wenn ein Wagen vorbeifuhr, saß er, ehe man sich dessen versah, oben auf dem Kutschenhimmel und machte Grimassen herab, fuhr ein Stückchen weit mit und kam dann wieder zur Gesellschaft gesprungen. Der alte Herr pflegte dann bei solchen Szenen den Bürgermeister und die anderen Männer sehr um Entschuldigung zu bitten wegen der Ungezogenheit seines Neffen; sie aber lachten, schrieben es seiner Jugend zu, behaupteten, in diesem Alter selbst so leichtfüßig gewesen zu sein, und liebten den jungen Springinsfeld, wie sie ihn nannten, ungemein. — Es gab aber auch Zeiten, wo sie sich nicht wenig über ihn ärgerten und dennoch nichts zu sagen wagten, weil der junge Engländer allgemein als ein Muster von Bildung und Verstand galt. Der alte Herr pflegte nämlich mit seinem Neffen auch abends in den Goldenen Hirsch, das Wirtshaus des Städtchens, zu kommen. Obgleich der Neffe noch ein ganz junger Mensch war, tat er doch schon ganz wie ein Alter, setzte sich hinter sein Glas, tat eine ungeheure Brille auf, zog eine gewaltige Pfeife heraus, zündete sie an und dampfte unter allen am ärgsten. Wurde über die Zeitungen, über Krieg und Frieden gesprochen, gab der Doktor die Meinung, der Bürgermeister jene, waren die anderen Herren ganz erstaunt über so tiefe politische Kenntnisse, so konnte es dem Neffen plötzlich einfallen, ganz anderer Meinung zu sein; er schlug dann mit der Hand, von welcher er nie die Handschuhe ablegte, auf den Tisch und gab dem Bürgermeister und dem Doktor nicht undeutlich zu verstehen, daß sie von diesem allem nichts genau wüßten, daß er diese Sachen ganz anders gehört habe und tiefere Einsicht besitze. Er gab dann in einem sonderbar gebrochenen Deutsch seine Meinung preis, die alle, zum großen Ärgernis des Bürgermeisters, ganz trefflich fanden; denn er mußte als Engländer natürlich alles besser wissen. Man hatte bisher in Grünwiesel beinahe jeden Abend Karten gespielt, die Partie um einen halben Kreuzer; das fand nun der Neffe erbärmlich, setzte Kronentaler und Dukaten, behauptete, kein einziger spiele so fein wie er, söhnte aber die beleidigten Herren gewöhnlich dadurch wieder aus, daß er ungeheure Summen an sie verlor. Sie machten sich auch gar kein Gewissen daraus, ihm recht viel Geld abzunehmen; „denn er ist ja ein Engländer, also von Hause aus reich“, sagten sie und schoben die Dukaten in die Tasche.

So kam der Neffe des fremden Herrn in kurzer Zeit bei Stadt und Umgegend in ungemeines Ansehen. Man konnte sich seit Menschengedenken nicht erinnern, einen jungen Mann dieser Art in Grünwiesel gesehen zu haben, und es war die sonderbarste Erscheinung, die man je bemerkt. Man konnte nicht sagen, daß der Neffe irgend etwas gelernt hätte, als etwa tanzen. Latein und Griechisch waren ihm, wie man zu sagen pflegt, böhmische Dörfer. Bei einem Gesellschaftsspiel in Bürgermeisters Hause sollte er etwas schreiben, und es fand sich, daß er nicht einmal seinen Namen schreiben konnte; in der Geographie machte er die auffallendsten Schnitzer, denn es kam ihm nicht darauf an, eine deutsche Stadt nach Frankreich oder eine dänische nach Polen zu versetzen; er hatte nichts gelesen, nichts studiert, aber dennoch fand man alles trefflich, was er tat oder sagte; denn er war so unverschämt, immer recht haben zu wollen.

So kam der Winter heran, und jetzt erst trat der Neffe mit noch größerer Glorie auf. Man fand jede Gesellschaft langweilig, wo er nicht zugegen war, man gähnte, wenn ein vernünftiger Mann etwas sagte, wenn aber der Neffe selbst das törichtste Zeug in schlechtem Deutsch vorbrachte, war alles Ohr, und jedes Mal erfolgte rauschender Beifall. — Sein Triumph waren aber die Grünwieseler Bälle. Es konnte niemand anhaltender, schneller tanzen als er, keiner machte so kühne und ungemein zierliche Sprünge wie er. Dabei kleidete ihn sein Onkel immer aufs prächtigste nach dem neuesten Geschmack, und obgleich ihm die Kleider nicht recht am Leib sitzen wollten, fand man dennoch, daß ihn alles allerliebst kleide. Die Männer fanden sich zwar bei diesen Tänzen etwas beleidigt durch die neue Art, womit er auftrat. Weil aber die Frauen die Manieren des Neffen ganz trefflich und angenehm fanden, so durften die Männer nichts dagegen einwenden. Das größte Vergnügen schien ein solcher Ball dem alten Herrn zu gewähren; er verwandte kein Auge von seinem Neffen, lächelte immer in sich hinein, und wenn alle Welt herbeiströmte, um ihm über den anständigen, wohlgezogenen Jüngling Lobsprüche zu erteilen, so konnte er sich vor Freude gar nicht fassen, er brach dann in ein lustiges Gelächter aus und bezeigte sich wie närrisch; die Grünwieseler schrieben diese sonderbaren Ausbrüche der Freude seiner großen Liebe zu dem Neffen zu und fanden es ganz in der Ordnung. Doch hier und da mußte er auch sein väterliches Ansehen gegen den Neffen anwenden; denn mitten in den zierlichsten Tänzen konnte es dem jungen Mann einfallen, mit einem kühnen Sprung auf die Tribüne, wo die Stadtmusikanten saßen, zu setzen, dem Organisten den Kontrabaß aus der Hand zu reißen und schrecklich darauf herumzukratzen; oder er wechselte auf einmal und tanzte auf den Händen, indem er die Beine in die Höhe streckte. Dann pflegte ihn der Onkel auf die Seite zu nehmen, machte ihm dort ernstliche Vorwürfe und zog ihm die Halsbinde fester an, daß er wieder ganz gesittet wurde.

So betrug sich nun der Neffe in Gesellschaft und auf Bällen. Wie es aber mit den Sitten zu geschehen pflegt, die schlechten verbreiten sich immer leichter als die guten. So war es auch in Grünwiesel mit dem Neffen und seinen sonderbaren Sitten. Als nämlich die junge Welt sah, wie derselbe mit seinem linkischen Wesen, mit seinem rohen Lachen und Schwatzen, mit seinen groben Antworten

gegen Ältere eher geschätzt als getadelt werde, daß man dies alles sogar sehr geistreich finde, so dachten sie bei sich: „Es ist mir ein leichtes, auch solch ein geistreicher Schlingel zu werden.“ Sie waren sonst fleißige, geschickte junge Leute gewesen; jetzt dachten sie: „Zu was hilft Gelehrsamkeit, wenn man mit Unwissenheit besser fortkommt?“ Sonst waren sie artig gewesen und höflich gegen jedermann, hatten gewartet, bis man sie fragte, und anständig und bescheiden geantwortet; jetzt standen sie in den Reihen der Männer, schwatzten mit, gaben ihre Meinung preis und lachten selbst dem Bürgermeister unter die Nase, wenn er etwas sagte, und behaupteten, alles viel besser zu wissen. Sonst hatten die jungen Grünwieseler Abscheu gehegt gegen rohes und gemeines Wesen. Jetzt sangen sie allerlei schlechte Lieder, rauchten aus ungeheueren Pfeifen Tabak und trieben sich in Kneipen umher; auch kauften sie sich, obgleich sie ganz gut sahen, große Brillen, setzten solche auf die Nase und glaubten nun gemachte Leute zu sein; denn sie sahen ja aus wie der berühmte Neffe. Zu Hause oder wenn sie auf Besuch waren, lagen sie mit Stiefeln und Sporen auf dem Kanapee. Umsonst sagten ihnen ihre Mütter und Freunde, wie töricht, wie unschicklich dies alles sei, sie beriefen sich auf das glänzende Beispiel des Neffen. Umsonst stellte man ihnen vor, daß man dem Neffen, als einem jungen Engländer, eine gewisse Nationalroheit verzeihen müsse, die jungen Grünwieseler behaupteten, ebensogut als der beste Engländer das Recht zu haben, auf geistreiche Weise ungezogen zu sein.

Aber die Freude der jungen Leute an ihrem rohen, ungebundenen Leben dauerte nicht lange; denn folgender Vorfall veränderte auf einmal die ganze Szene. Die Wintervergnügungen sollte ein großes Konzert beschließen. Die Spitzen der Grünwieseler Gesellschaft sollten mitwirken, und alles war vortrefflich vorbereitet. Da äußerte der alte Fremde, daß zwar das Konzert auf diese Art trefflich werden würde, es fehle aber offenbar an einem Duett, und ein Duett müsse in jedem ordentlichen Konzert notwendigerweise vorkommen. Man war etwas betreten über diese Äußerung; die Tochter des Bürgermeisters sang zwar wie eine Nachtigall, aber wo einen Herrn herbekommen, der mit ihr ein Duett singen könnte? Man wollte endlich auf den alten Organisten verfallen, der einst einen trefflichen Baß gesungen hatte; der Fremde aber behauptete, dies alles sei nicht nötig, indem sein Neffe ganz ausgezeichnet singe. Man war nicht wenig erstaunt über diese neue treffliche Eigenschaft des jungen Mannes; er mußte zur Probe etwas singen, und einige sonderbare Manieren abgerechnet, die man für englisch hielt, sang er wie ein Engel. Man studierte also in der Eile das Duett ein, und der Abend erschien endlich, an welchem die Ohren der Grünwieseler durch das Konzert erquickt werden sollten.

Der alte Fremde konnte leider dem Triumph seines Neffen nicht beiwohnen, weil er krank war; er gab aber dem Bürgermeister, der ihn eine Stunde zuvor noch besuchte, einige Maßregeln über seinen Neffen auf. „Es ist eine gute Seele, mein Neffe,“ sagte er, „aber hier und da verfällt er in allerlei sonderbare Gedanken und fängt dann tolles Zeug an; es ist mir eben deswegen leid, daß ich dem Konzert nicht beiwohnen kann; denn vor mir nimmt er sich gewaltig in acht, er weiß wohl warum! Ich muß übrigens zu seiner Ehre sagen, daß dies nicht geisti-

ger Mutwillen ist, sondern es ist körperlich, es liegt in seiner ganzen Natur; wollten Sie nun, Herr Bürgermeister, wenn er etwa in solche Gedanken verfiele, daß er sich auf ein Notenpult setzte, oder daß er durchaus den Kontrabaß streichen wollte oder dergleichen, wollten Sie ihm dann nur seine hohe Halsbinde etwas lockerer machen oder, wenn es auch dann nicht besser wird, ihm solche ganz ausziehen, Sie werden sehen, wie artig und manierlich er dann wird." Der Bürgermeister dankte dem Kranken für sein Zutrauen und versprach, im Fall der Not also zu tun, wie er ihm geraten.

Der Konzertsaal war gedrängt voll, denn ganz Grünwiesel und die Umgegend hatte sich eingefunden. Alles hielt sich vortrefflich; die erste Abteilung des Konzertes war vorbei, und jedermann war nun auf die zweite gespannt, in welcher der junge Fremde mit des Bürgermeisters Tochter ein Duett vortragen sollte. Der Neffe war in einem glänzenden Anzug erschienen und hatte schon längst die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gezogen. Er hatte sich nämlich, ohne viel zu fragen, in den prächtigen Lehnstuhl gelegt, der für eine Gräfin aus der Nachbarschaft hergesetzt worden war; er streckte die Beine weit von sich, schaute jedermann durch ein ungeheures Opernglas an, das er noch außer seiner großen Brille brauchte, und spielte mit einem großen Fleischerhund, den er, trotz des Verbotes, Hunde mitzunehmen, in die Gesellschaft eingeführt hatte. Die Gräfin, für welche der Lehnstuhl bereitet war, erschien, aber wer keine Miene machte, aufzustehen und ihr den Platz einzuräumen, war der Neffe; er setzte sich im Gegenteil noch bequemer hinein, und niemand wagte es, dem jungen Mann etwas darüber zu sagen; die vornehme Dame aber mußte auf dem ganz gemeinen Strohsessel mitten unter den übrigen Frauen des Städtchens sitzen und soll sich nicht wenig geärgert haben. Während alles den Atem anhielt und lauschte, ließ der Neffe den Hund das Schnupftuch apportieren oder schwatzte ganz laut mit seinen Nachbarn, so daß jedermann, der ihn nicht kannte, über die absonderlichen Sitten des jungen Herrn sich wunderte.

Kein Wunder daher, daß alles sehr begierig war, wie er sein Duett vortragen würde. Die zweite Abteilung begann; der Bürgermeister trat mit seiner Tochter zu dem jungen Mann, überreichte ihm ein Notenblatt und sprach: „Mein Herr, wäre es Ihnen jetzt gefällig, das Duetto zu singen?" Der junge Mann lachte, fletschte mit den Zähnen, sprang auf, und die beiden anderen folgten ihm an das Notenpult, und die ganze Gesellschaft war voll Erwartung. Der Organist schlug den Takt und winkte dem Neffen, anzufangen. Dieser schaute durch seine großen Brillengläser in die Noten und stieß greuliche, jämmerliche Töne aus. Der Organist aber schrie ihm zu: „Zwei Töne tiefer, Wertester, C müssen Sie singen, C!" Statt aber C zu singen, zog der Neffe einen seiner Schuhe ab und warf ihn dem Organisten an den Kopf, daß der Puder weit umherflog. Als dies der Bürgermeister sah, dachte er: „Ha! jetzt hat er wieder seine körperlichen Zufälle!" sprang hinzu, packte ihn am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter; aber dadurch wurde es nur noch schlimmer mit dem jungen Mann. Er sprach nicht mehr deutsch, sondern eine ganz sonderbare Sprache, die niemand verstand, und machte große Sprünge. Der Bürgermeister war in Verzweiflung über die unangenehme Stö-

rung, er faßte daher den Entschluß, dem jungen Mann, dem etwas ganz Besonderes zugestoßen sein mußte, das Halstuch vollends abzulösen. Aber kaum hatte er dies getan, so blieb er vor Schrecken wie erstarrt stehen. Denn statt menschlicher Haut und Farbe umgab den Hals des jungen Menschen ein dunkelbraunes Fell, und alsobald setzte derselbe auch seine Sprünge noch höher und sonderbarer fort, fuhr sich mit den glacierten Handschuhen in die Haare, zog diese ab, und, o Wunder! diese schönen Haare waren eine Perücke, die er dem Bürgermeister ins Gesicht warf, und sein Kopf erschien jetzt mit demselben Fell bewachsen. Er setzte über Tische und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinetten und erschien wie ein Rasender. „Fangt ihn, fangt ihn!" rief der Bürgermeister ganz außer sich; „er ist von Sinnen, fangt ihn!" Das war aber eine schwierige Sache, denn er hatte die Handschuhe abgezogen und zeigte Nägel an den Händen, mit welchen er den Leuten ins Gesicht fuhr und sie jämmerlich kratzte. Endlich gelang es einem mutigen Jäger, seiner habhaft zu werden. Er preßte ihm die langen Arme zusammen, daß er nur noch mit den Füßen zappelte und mit heiserer Stimme lachte und schrie. Die Leute sammelten sich umher und betrachteten den sonderbaren jungen Herrn, der jetzt gar nicht mehr aussah wie ein Mensch. Aber ein gelehrter Herr aus der Nachbarschaft, der ein großes Naturalienkabinett und allerlei ausgestopfte Tiere besaß, trat näher, betrachtete ihn genau und rief dann voll Verwunderung: „Mein Gott, verehrte Herren und Damen, wie bringen Sie nur das Tier in Gesellschaft? Das ist ja ein Orang-Utang, ich gebe sogleich sechs Taler für ihn, wenn Sie mir ihn ablassen, und bälge ihn aus für mein Kabinett."

Wer beschreibt das Erstaunen der Grünwieseler, als sie dies hörten! „Was? ein Affe, ein Orang-Utang in unserer Gesellschaft? Der junge Fremde ein ganz gewöhnlicher Affe!" riefen sie und sahen einander ganz dumm vor Verwunderung an. Man wollte nicht glauben, man traute seinen Ohren nicht, aber es war und blieb ein ganz natürlicher Affe. — „Ein Affe! ein Affe? Es ist ein Wunder, es ist Zauberei!" „Ja, es ist Zauberei und teuflischer Spuk", sagte der Bürgermeister, indem er das Halstuch des Neffen oder Affen herbeibrachte. „Seht! In diesem Tuche steckte der ganze Zauber, der ihn in unseren Augen liebenswürdig machte. Da ist ein breiter Streifen elastischen Pergaments, mit allerlei wunderlichen Zeichen beschrieben. Kann es niemand lesen?" Der Oberpfarrer, ein gelehrter Mann, der oft an den Affen eine Partie Schach verloren hatte, trat hinzu, betrachtete das Pergament und las:

DER AFFE SEHR POSSIERLICH IST,
ZUMAL WENN ER VOM APFEL FRISST.

„Ja, ja, es ist höllischer Betrug, eine Art von Zauberei," fuhr er fort, „und es muß exemplarisch bestraft werden." Der Bürgermeister war derselben Meinung und machte sich sogleich auf den Weg zu dem Fremden, der ein Zauberer sein mußte, und sechs Stadtsoldaten trugen den Affen, denn der Fremde sollte sogleich ins Verhör genommen werden.

Sie kamen, umgeben von einer ungeheuren Anzahl Menschen, an das öde Haus, denn jedermann wollte sehen, wie sich die Sache weiter begeben würde. Man pochte an das Haus, aber vergeblich, es zeigte sich niemand. Da ließ der



Aus dem „Karthagerzug über die Alpen“ — **Alfred Rethel**

(In einem Engpasse wird den Karthagern von den Feinden hart zugesetzt; die Pferde, durch das Geschrei scheu geworden, richten große Verwirrung an)

Bürgermeister in seiner Wut die Türe einschlagen und begab sich hierauf in das Zimmer des Fremden. Aber dort war nichts zu sehen als allerlei Hausrat. Der fremde Mann war nicht zu finden. Auf seinem Arbeitstisch aber lag ein großer, versiegelter Brief, an den Bürgermeister überschrieben, den dieser auch sogleich öffnete. Er las:

„Meine lieben Grünwieseler!

Wenn Ihr dies leset, bin ich nicht mehr in Eurem Städtchen, und Ihr werdet dann längst erfahren haben, wes Standes und Vaterlandes mein lieber Neffe ist. Nehmet den Scherz, den ich mir mit Euch erlaubte, als eine gute Lehre auf, einen Fremden, der für sich leben will, nicht in Eure Gesellschaft zu nötigen. Ich selbst fühle mich zu gut, um Euer ewiges Klatschen, Eure schlechten Sitten und Euer lächerliches Wesen zu teilen. Darum erzog ich einen jungen Orang-Utang, den Ihr als meinen Stellvertreter so liebgewonnen habt. Lebet wohl und benutzet diese Lehre nach Kräften.“

Die Grünwieseler schämten sich nicht wenig vor dem ganzen Land. Ihr Trost war, daß dies alles mit unnatürlichen Dingen zugegangen sei. Am meisten schämten sich aber die jungen Leute in Grünwiesel, weil sie die schlechten Gewohnheiten und Sitten des Affen nachgeahmt hatten. Sie stemmten von jetzt an keinen Ellbogen mehr auf, sie schaukelten nicht mit dem Sessel, sie schwiegen, bis sie gefragt wurden, sie legten die Brillen ab und waren artig und gesittet wie zuvor, und wenn je einer wieder in solche schlechte, lächerliche Sitte verfiel, so sagten die Grünwieseler: „Es ist ein Affe.“ Der Affe aber, welche so lange die Rolle des jungen Engländers gespielt hatte, wurde dem gelehrten Mann, der ein Naturalienkabinett besaß, überantwortet. Dieser läßt ihn in seinem Hof umhergehen, füttert ihn und zeigt ihn als Seltenheit jedem Fremden, wo er noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.



Ein Dornstrauch · Von Wilhelm Busch

Ein Dornstrauch stand im Wiesental
An einer Stiege, welche schmal,
Und ging vorüber irgendwer,
Den griff er an und kratzte er.
Ein Lämmlein kam daher gehupft,
Das hat er ebenfalls gerupft.
Es sieht ihn traurig an und spricht:
Du brauchst doch meine Wolle nicht,
Und niemals tat ich dir ein Leid.
Weshalb zerrupfst du denn mein Kleid?
Es tut mir weh und ist auch schad'. —
Ei, rief der Freche, darum g'rad'!



Eduard

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Die dramatischen Veröffentlichungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ aus belgischen Archiven könnten zu einem interessanten psychologischen Versuche reizen. Nämlich über die Persönlichkeit Eduards VII. Mir liegt es nun fern, hier ein solches Charakterbild zu zeichnen. Nur ein paar Striche.

Ist das Bild, das uns aus diesem Rahmen entgegentritt, das eines großzügigen Staatsmannes? Oder nicht vielmehr eines schlauen, aber kleingeistigen Intriganten, der sein Handwerk, eben die Intrige, mehr aus Lust an der Intrige betreibt, mit der ruhelosen Geschäftigkeit eines hysterischen, nach perversen Reizen lüsternen Weibes? Eben dieser feminine Zug scheint mir der herrschende in seinem glauen Gesicht, und es ändert daran nichts, daß er seine Sucht nach der Intrige in der hohen Politik befriedigt. Er war in dieses Gebiet hineingeboren; wäre er bürgerlicher Abkunft gewesen, so hätte er seine Betriebsamkeit in privaten Ränken betätigt, seine Befriedigung in persönlichen Stänkereien gesucht. Gerade das „Persönliche“ ist es, was den femininen Zug bei ihm so stark hervortreten läßt.

Ich glaube einfach nicht, daß ein Selbstling und Lüstling von dieser Ausprägung fähig war, sich für politische Ideale, seien sie noch so verstiegene, mit dieser Ausdauer einzusetzen, in ihrem Dienste sich aufzureiben. Nur ein ganz persönlicher Trieb konnte den bequemen Lebemann zu solcher Zähigkeit in der Verfolgung eines unverrückbaren Zieles steigern. Dieser Trieb war die innerste Abneigung, sagen wir ruhig: der innige Haß gegen seinen kaiserlichen Neffen, und den konnte er nur treffen, wenn er Deutschland traf.

Die ganze Persönlichkeit unseres Kaisers war ihm ein stachelnder Dorn, er fühlte sich ihr im Innersten widersätzlich, weil sittlich unterlegen. Die religiöse Gesinnung, die Lauterkeit und Ritterlichkeit des Neffen haßte und höhnte er, weil sie ihm selber mangelten. Ein Begriff wie „Lohengrin“ konnte im Hirne eines Eduard VII. nur ein höchst abschätziges, sarkastisches Urteil auslösen. Ist es nicht eine Alltagserfahrung, daß der Minderwertige den Höherwertigen geringschätzt oder — wenn er, wie Eduard, zu klug dazu ist — geringzuschätzen vorgibt, aber instinktmäßig und ganz ehrlich haßt? — Wäre Wilhelm II. Eduard VII. wesensverwandter, hätte er des guten Onkels private Liebhabereien geteilt, — wer weiß, ob es heute nicht anders in der Welt aussehen würde? ...

Und doch konnte dieser „Feminine“ so furchtbar auf die Geschicke der Völker einwirken, so grauses Unheil heraufbeschwören? — Es wäre nicht das erstemal, daß Unterrockspolitik die Völker aufeinandergehetzt, die Würfel über Krieg und Frieden geworfen hätte. Die Pompadour, die Maintenon und Eduard VII. stehen politisch auf einem Blatt. Ihr Geschlecht unterscheidet sie nur äußerlich.

An die russische Katharina reicht der abgebrühte und ausgekochte, aber minderwüchsige Eduard freilich nicht heran. Und er würde auch auf all den von ihm so eifrig bekletterten Vorder- und (noch mehr) Hintertreppen weniger oder

nichts erreicht haben, wenn es ihm die Grey, Delcassé und Genossen nicht ebenso leicht gemacht hätten, wie auf der Gegenseite das in Friedensträumen schlummernde Dornröschen. Der „Prinz“ kam, aber es war nicht der aus dem Märchen.

So, meine ich, kann das „Charakterbild“ Eduards VII. kaum noch „in der Geschichte schwanken“. Um „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt“ zu sein, dazu ist — bei all seinen äußeren „Erfolgen“ — der vielgewandte Mächler und Jobber doch zu klein. Und es wäre eine grausame Überschätzung, den ganzen Fluch dieses Weltbrandes auf seine ärmlichen Schultern zu laden. Aber ein böser Bruder war er und ein schlimmer Onkel. Oder — Tante.



Von einer Frauen und dem Arzte

Von Burchard Waldis

† um 1555

Als ein weib krank war an irm gsicht,
Daß sie beinahe kunt sehen nicht,
Sie kriegt ein arzt, dem tet sie loben,
Wenn er ir hülf, geschenk und gaben;
Jedoch bedinget sie daneben,
Wenn er ir nit hülf, wolt sie nit geben.
Der arzt het wol ir list vernommen,
Gedacht, demselben für zu kommen.
So oft er zu ir gieng ins haus,
Nam etwas mit und trugs heraus.
Darnach die frau auch sehend ward:
Der arzt fordert sein lon so fort.
Die frau im den zu geben weigert,
Drumb er sie vor gerichte steigert.
Die frau im da gestendig war,
Daß sie im het verheißen, bar
Zu geben ein bestimte summen,
Wenn sie ihr gesundheit het bekommen;
Daß er aber sprach unbedacht,
Wie er sie het gesund gemacht,
Gestund sie im in keinem weg,
Denn sie jetzund weniger sech
Im haus von all irm hausgerät,
Denn da sie noch den gbrechen het.

Es komt wol oft, daß die gesellen,
Die sich mit lügen decken wöllen,
Werden in ihrem strick gefangen,
Von irem eignen netz behangen.



Das Kind nach dem Kriege

Von Fritz Müller

Ich meine nicht das Kind, das jetzt herumspringt, nicht das Kind, das diesen Krieg erleben durfte. Von dem ist nichts zu sagen. Das sagt sein Sprüchlein selber nach dem Kriege, sein hochgemutes Sprüchlein. Nein, ich meine das Kind, das nach dem Krieg zur Welt kommt. Kind nach dem Krieg, wie wirst du beschaffen sein?

Wirst du errechnet sein? Du bist nicht zimperlich, denn du bist noch nicht geboren, ich darf also offen mit dir reden: Denk dir, vor dem Kriege hat es langsam angefangen, auch bei uns. Ich meine, daß man dich errechnet hat, nicht mehr geschenkt bekam. Nicht wahr, du kannst dir so was gar nicht denken? Denken, daß Vater einen Rechenstift zur Hand nahm, sein Gehalt auf eine harte Schiefertafel schrieb und Mutter sachgemäß befragte, was sie in ihrem Haushaltbuch auf Speisen- und Getränkekonto aufgeschrieben habe, wieviel für Kleider, für den Arzt, für Reisen, auf Bildungskonto und so weiter. Das haben sie von Vaters Einkommen subtrahiert, die Brauen hochgezogen und gefragt:

„Reicht's noch zur Eröffnung eines — eines Kinderkontos?“ und beschlossen:

„Nein, es reicht nicht, die andern Konten müßten sonst zu sehr beschnitten werden — wir müssen auf ein Kind verzichten, Liebste.“

Liebste? Wie ward dies Wort so leer, was haben sie aus ihm gemacht? Eine Subtraktion und eine Apotheke.

Mit Traktätchen liefen sie umher: Wie schützen wir uns gegen allzureichen Kindersegen? Anzeigen krochen durch die Zeitung: Gegen Ehenot. Und wußten nicht, daß sich der Ehe größte Not auftat, als zwischen Kind und Liebe ihre Rechengriffel kritzelten.

Ich weiß nicht, waren Bismarck, Goethe, Schiller, Luther Erstgeborne. Gesetzt den Fall, sie wären's nicht, gesetzt den Fall, ein elterlicher Griffel hätte sie auf ihrem Gange in das Licht der Welt von der Lebenstafel weggekritzelt: „Es ist genug, kein zweites Kind — kein drittes — Recht auf uns selbst! — Laßt uns aufs vierte Kind verzichten — wir schenken uns das fünfte Kind ...“ — Schenken! welch holdes Wort ward da verledert und verludert — wie dünkt euch, daß wir ohne Bismarck, ohne Goethe —?

Immerhin — immerhin, ein paar Elternpaare wären dafür eine Strecke Wegs bequemer durch ihr Erdendasein gegangen. Dafür! Welch ein Ersatz und welch ein Hohn.

„Das mag für reiche Eltern gelten,“ höre ich es rufen, „wir Arbeiterheere aber müssen darauf zielen, daß unsere zwei Kinder es besser haben werden, als wenn es dreie wären, — fünf besser, als wenn es sechse wären —“

„Woher weißt du das? Und wenn gerade das sechste deinen Arbeitstag durchleuchtet hätte, gerade seine Füße einen Weg zur Höhe schritten, gerade seine Augen sich am vollsten zum Leben aufgeschlagen hätten — weh dir, du hast im

Schlaf dein Kind erdrückt, eh' es zur Welt kam — denk', es hätten's alle so gemacht wie du: wo stünde heute unser Volk in seinem großen Ringen ...?"

Mutterschaft, du warst schon vor dem Kriege heilig. Wie heilig wirst du nach dem Krieg erst sein. Bräutlich werden deine Schleier durch die Lande wehen, auftun wird sich dein geheimnisvoller Schoß ...

Fort mit dem Rechenstifte auf den Tafeln unsrer Ehen, die Ungebornen klopfen mit zarten Kinderknöcheln an des Lebens Tore:

„Vater, Mutter, laßt uns ein!"

„Bscht, Kinder, bscht, es ist zu eurem Besten, wenn ihr nie —"

„Was wißt **ihr** von unserm Besten — auf die Tore!" pocht es stärker an die Tore.

„Kinder, Kinder, macht es uns nicht so schwer — ich und Vater haben es beschlossen, daß wir —"

„Auf die Tore, auf!" donnert das Heer der Ungebornen an die Tore. „Ihr mögt uns nicht, — nun gut, wir wollen nicht zu **euch** — auf die Tore, auf — zu unserm **Volke** wollen wir!"

Und durch dieselben Tore, durch die im Krieg so viele zogen, die da draußen fielen, schwillt und bricht geheimnisvoll aus dunklem Schoß der Heere mächtigstes und unbesieglichstes — mit Millionen Ärmchen sich dem Licht und seinem Volk entgegenreckend: die Ungebornen.

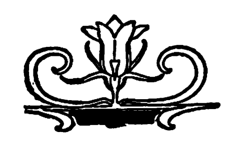


Abendläuten · Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Im Tale läuten die Glocken,
Der Abend ist kühl und spät,
Die Wälder schauern und flüstern
Ein leises Abendgebet.

Andächtig haben die Blumen
Lauschend die Köpfchen gesenkt;
Schon hat die Nacht ihre Äuglein
Mit schläferndem Taue besprengt.

Feucht kommt dahergezogen
Die Nacht im Nebelgewand,
Aus milden Sternenaugen
Segnet sie alles Land.





Frankreich nach einem Kriegsjahre

Aus England, Rußland, Italien, ja sogar aus Belgien — so schildert der „Schwäbische Merkur" den Seelenzustand Frankreichs — lassen sich hier und da einmal Stimmen hören, die zur Vernunft mahnen und die an die Lebensbedingungen unseres alten Europa für die Zeit nach dem Krieg denken. Aus Frankreich ist dergleichen nicht zu vernehmen. „Sowohl die Pazifisten wie die Feministen wie auch die Sozialisten schließen sich von allen internationalen Bestrebungen aus, die auf die Schaffung eines gesünderen, freieren, besseren Europa hinarbeiten wollen. Auch wir erwarten zunächst keine praktischen Erfolge von allen diesen gutgemeinten, meist von neutralen Staaten ausgehenden Bemühungen. Bezeichnend für Frankreich ist aber die Begründung der Ablehnung. Der Boulangist Barrès, der Bonapartist Delafosse, der Orléanist Meyer, die Revanchemänner Poincaré, Delcassé, Viviani, Millerand sind nicht chauvinistischer als der Abrüstungsapostel d'Estournelles de Constant, die ‚geeinten Sozialisten' und der alte antimilitaristische Anarchist Hervé. Sie alle können sich nur ein neues Europa auf den Trümmern des Deutschen Reiches vorstellen. Vernichtung der ganzen militärischen Kraft des deutschen Volkes — d. h. Ausrottung des wehrlos gemachten und seinen schwergerüsteten Nachbarn ausgelieferten Deutschtums. Es liegt etwas von Sadismus in diesem wahnwitzigen Ausmalen aller der Greuel und Qualen, aller der Demütigungen und Schändungen, die man über die zu Boden getretene Germania mit Behagen verhängen wird. Und an dieser Orgie beteiligen sich alle Franzosen — auch die weltweisen Philosophen Bergson und Boutroux, die Historiker Lavisse und Welschingen, alle die sog. Dichter wie Poste-Riche und Montesquieu. Die Musiker lechzen ebenso nach deutschem Blut wie die Maler. Der Apostel der grenzenlosen Duldsamkeit, der greise Sozialist Anatole France, dieser neue Montaigne, hat ein wildes Hetzbuch zusammengestellt, das den begeisterten Beifall der kriegstollen Poincaristen und der klerikal-feudalen Monarchisten findet. Auch Anatole France bekennt sich zum Dogma von der Notwendigkeit der erbarmungslosen Vernichtung des heutigen Deutschen Reiches. Man höre: ‚Man muß von Grund aus die militärische Macht Deutschlands zerstören und diesem Barbarenvolk jede Möglichkeit nehmen, seinen Traum von einem Weltreich fortzusetzen ... Deutschlands Entwaffnung ist notwendig für den Frieden Europas. Kein Friede, kein Waffenstillstand, bevor nicht der Feind des Menschengeschlechts zu Boden geschmettert ist ... Es ist verbrecherisch, vom Frieden zu reden, bevor nicht die Macht der Unterdrückung, die seit einem halben Jahrhundert auf Europa lastet, zerstört ist!' Wenn der Rausch des poincaristischen Lügenfusels einen so klaren Denker wie France schon in solche Raserei versetzt, was kann man da von dem unkritischen, leichtgläubigen Mann in der Straße er-

warten? Von der französischen ‚Internationale‘ ist nichts für das Eindringen des Wahrheitslichtes zu erwarten. Seit Jaurès ermordet ist und die beiden anderen Führer des Sozialismus, Sembat und Guesde, sich in das rückschrittlich-nationalistische Ministerium des Renegaten Viviani haben aufnehmen lassen, übertreffen sie womöglich die alten Revancheparteien noch an Kriegsleidenschaft. Hervé, der französische Regierungsmaßregeln noch am kühnsten kritisiert und der verhältnismäßig am unbefangensten über die Deutschen als Menschen urteilt, ist am radikalsten in den Forderungen der ‚Erbarmungslosigkeit‘ gegenüber dem politischen amtlichen Deutschland. Kein Kampfmittel wäre ihm zu grausam und zu schmutzig, kein Bündnis zu schmachvoll und erniedrigend, wenn es die Zerschmetterung Deutschlands gilt. Er will nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern auch Schleswig und Polen von Deutschland losreißen, will Österreich in ein Dutzend Nationen auflösen und die Türkei als Beute von Rußland, England, Frankreich und Italien — sowie von den Balkanverbündeten zerstückeln lassen, scheint aber von den Verzweiflungsrufen der Finländer und russischen Polen, der Irländer, Ägypter und Inder, der Marokkaner und Tunesier nichts zu wissen.

Die Haltung der französischen Sozialdemokratie ist sehr bezeichnend für das Kriegsfieber, in dem Frankreich dank der poincaristischen Bearbeitung noch immer gehalten wird. Dem Kenner der französischen Verhältnisse kommt aber der Chauvinismus der französischen Genossen keineswegs überraschend. Wir haben hier immer vor der Überschätzung der Deutschlandfreundschaft des ‚französischen Bebel‘ Jaurès gewarnt. Jaurès war ein Gegner des Revanchekrieges, aber sonst ein so guter ‚Patriot‘ wie nur irgendein anderer Franzose. Es war ein Irrtum der deutschen Annäherungs- und Jaurès-Schwärmer, wenn sie ihren Helden als Propheten des Verzichtes auf Elsaß-Lothringen feierten. Die am 15. Juli jetzt von der französischen Sozialistenpartei angenommene Tagesordnung mit ihrem Eintreten für den Krieg bis aufs Messer und ihrer Forderung Elsaß-Lothringens ist ganz im Sinne Jaurès’ gehalten. Der vor einem Jahr Ermordete hatte zwar einen Rückfall der Vogesenlande an Frankreich von der friedlichen Einführung der Vereinigten Staaten von Europa, von der europäischen Demokratie ersehnt. ‚Verzichtet‘ hat er aber ebensowenig wie die Revanchemänner. Mit aller Schärfe wies Jaurès den Gedanken eines ‚Vergessens‘ des 1870/71 Geschehenen zurück. ‚Der Friede zwischen Deutschland und Frankreich‘, so sagte Jaurès, ‚wird nur dann schön und dauerhaft sein, wenn beide von jeder imperialistischen, militärischen und kapitalistischen Herrschaft befreit sind. An jenem Tage wird Elsaß-Lothringen sich selbst zurückgegeben werden, das heißt, es wird in der vom elsässischen Herzen gewünschten Weise nach Frankreich gehen.‘ Die französischen Sozialistenversammlungen, die sich im Sommer vorigen Jahres — vor dem Kriege — mit der elsaß-lothringischen ‚Frage‘ beschäftigten, waren trotz aller Abweichungen in den Einzelheiten ihrer Tagesordnungen in einem — dem wichtigsten — Punkt einig: das gegenwärtige staatsrechtliche Verhältnis Elsaß-Lothringens nicht anzuerkennen und Deutschland zu Änderungen im französischen Sinne zu veranlassen und womöglich zu zwingen.

So sieht Frankreich gegen Ende des ersten Kriegsjahrs aus. So sind die Stimmungen, die sich geltend machen dürfen. Wie weit in den Volksmassen, die heute schweigen müssen, die furchtbare Teuerung, der Geldmangel, die Geschäftsstockung, das Elend der vom Krieg heimgesuchten Departements, die Trauer in den Familien und die Aussicht auf einen neuen Winterfeldzug Kriegsmüdigkeit hervorgerufen haben, ist bei der drakonischen Strenge der Zensur nicht festzustellen. Auf Umwegen zu uns gelangende Nachrichten aus Privatquellen widersprechen sich und sind nicht zuverlässig. Ein wirklicher Umschwung ist nicht zu erwarten, ehe nicht die Wahrheit zum Volke gelangt, und die Machthaber werden die Wahrheit erst dann bekanntgeben, wenn sie gar nicht mehr anders können, das heißt, wenn wir nach unserer Abrechnung mit Rußland uns der Lösung des zweiten Teils unserer Kriegsaufgabe in Frankreich zuwenden können ...“

Gegen diese Schilderung wird sich wenig sagen lassen. Sicher hat ein großer Teil des



französischen Volkes den Krieg herzlich satt, sicher werden Tausende von Franzosen den Urhebern des Krieges fluchen. Aber — was kann das nützen? Diese Urheber mit ihrem über das ganze Land ausgesäten Klüngel von Schmarotzern — und deren Zahl ist Legion! — halten das Heft in festen Händen, und noch ist von keiner Seite auch nur der Versuch gemacht worden, wider ihren Stachel zu löcken. Alle aber sind darin einmütig: wenn das Kriegsglück ihnen die Macht dazu verleihen sollte, dann diese Macht auch bis zu den äußersten Grenzen des Möglichen, restlos gegen uns auszunützen, Deutschland keine, aber auch keine Demütigung, Erpressung, Schändung, Vergewaltigung, zu ersparen, die sich nur von der ausschweifendsten, verworfensten Phantasie ersinnen ließe. Darüber sich auch nur einen Augenblick irgendwelchen Zweifeln hinzugeben, wäre schon nicht mehr leichtfertige Selbsttäuschung, wäre frevelhafter Selbstmord. Wir müssen nun endlich wissen, woran wir mit den Franzosen sind, und aus diesem Wissen zur gegebenen Zeit mit voller Überlegung und eisiger Ruhe ohne jede schwächliche Anwandlung die letzten Folgerungen ziehen. Einmal muß das „Konto Frankreich" abgeschlossen werden, einmal dieser gewerbsmäßige größenwahnberauschte Unheilstifter unschädlich gemacht werden, und wenn nicht alle Zeichen trügen, ist die Stunde dazu nicht mehr fern. Wenn es die „große Nation" nicht fertig bringt, sich aus der Umklammerung der sie beherrschenden Zunft von Halunken und Spitzbuben, dem verräterischen Geschmeiß, das es um Judaslohn verkauft und in den Tod getrieben hat, aus eigener Kraft zu befreien, wenn es unfähig ist, aus dem Dauerrausche seines Größenwahns zur Besinnung und Selbsteinkehr zu kommen, dann ist es reif zum Untergange, dann hat es das Gericht an sich selbst vollzogen. —

Die Gesinnung Jaurès' kann auch anders aufgefaßt werden, als sie oben umschrieben ist. Zugeständnisse in der elsaß-lothringischen Frage mußte er der geschlossen und tyrannisch herrschenden Stimmung wohl machen, wollte er nicht ungehört niedergeschrien werden und sich so allen Einflusses begeben. Aber auch aus diesen Zugeständnissen kann man einen Unterton heraushören, einen leisen, aber doch deutlichen Vorbehalt. Er hat in anderen Äußerungen sich zum Selbstbestimmungsrecht auch der Elsaß-Lothringer bekannt: wenn die „elsässischen Herzen" die Wiedervereinigung mit Frankreich eben „wünschen", soll es ihnen auch durch Deutschland nicht verwehrt werden, und als Franzose durfte er ja Optimist genug sein, anzunehmen, daß sie es wünschten. Man darf diesen Mann, der eine Klasse für sich ist, mit dem hirnlosen Troß der landläufigen Revancheschreier denn doch nicht in einen Topf werfen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Jaurès seine äußerste Kraft angespannt hätte, Frankreich vor dem Kriege zu retten. Weil daran nicht zu zweifeln war, darum eben mußte Jaurès rechtzeitig sterben. Sein Mörder war nicht so arg „irrsinnig", daß er nicht gewußt hätte, wen, warum und in wessen Diensten er mordete.

Aber eben —: die furchtbare Lücke, die der Tod Jaurès' riß, zeigt Frankreichs ganze Armut in ihrer Nacktheit. Daß die Jaurès in Frankreich so dünn gesät, daß sie dort schon mehr exotische Gewächse sind, das ist Frankreichs Schicksal. Möchte es noch in letzter Stunde vor dem Abgrunde umkehren! Das ist der ehrliche Wunsch eines ehrlichen „Feindes".

J. E. Frhr. v. Gr.



Der reiche Michel und der arme Vetter

Es wird für viele eine freudige Überraschung, eine betäubend freudige Überraschung sein, daß wir ganz zu Unrecht England für unsern schlimmsten Feind halten, daß es im Gegenteil unser bester, um nicht zu sagen einziger Freund ist, und wir diesem guten, lieben, braven Vetter zu tiefgefühltem Dank verpflichtet sind. Opfert er sich doch geradezu für uns auf und — selbstlos, wie er nun einmal ist und immer gewesen ist — ahnt es nicht einmal!

Wie das nur möglich ist — ?! — In der „Vossischen Zeitung“ zählt Dr. Franz Oppenheimer alle die Wohltaten auf, würdigt er begeistert in einem heißen „Dank an England“ alle die hervorragenden Verdienste, die uns der teure, so sehr um unser materielles Wohlbefinden und unsere moralische Erziehung besorgte Vetter erwiesen hat:

„Wenn wir verstehen wollen, was ein Krieg und seine Kosten für uns wirtschaftlich bedeuten und wie die Kosten aufgebracht werden, so müssen wir ganz Deutschland als eine einzige Wirtschaftsperson betrachten und so viel wie möglich vom Gelde absehen, das in nationalökonomischen Betrachtungen fast immer nur stört und verwirrt.

Der deutsche Michel ist ein schwerreicher Herr. Er hat dem Iwan, dem Osman, dem Onkel Sam und vielen anderen seiner Mitbewohner auf diesem kleinen Planeten viel Geld geborgt und erhält als Zinsen alljährlich alle denkbaren schönen Sachen von ihnen: Weizen, Mais, Kupfer, Kautschuk, Baumwolle, Wolle und alles mögliche andere. Er hat fruchtbares Land die Hülle und Fülle, Erz- und Kohlengruben, Fabriken und Werkstätten zu Hunderttausenden, und hat an sechzig Millionen fleißige Hände und Füße, die genug Nahrung, Kleidung, Baustoffe und anderes mehr hervorbringen, um die siebenundsechzig Millionen Münder zu füllen und die dazu gehörigen Leiber mit allem zu versorgen, was sie notwendig brauchen. Was Iwan, Osman, Sam und die anderen dazu liefern müssen, ist für Behagen und Luxus ausreichend.

Reiche Leute sind immer ein bißchen verschwenderisch. Unser Michel war in Friedenszeiten recht fleißig und recht sparsam, aber doch mit Maßen. Er lebte gut, aß ein wenig zu reichlich, kleidete sich sehr nett, verbesserte und verzierte sein Haus und Hausgerät ohne Ende, trank gern einen guten Tropfen, amüsierte sich gern in Theatern, Konzerten, Kinos und auf Reisen. Und er achtete nicht allzuviel auf sein Gut. Was als Rest auf seinen Tellern und in seinen Kochtöpfen blieb und fortgeworfen wurde, hätte genügt, um einen ‚kleinen Mann‘ ganz ausreichend zu ernähren; — und was er an alten Kleidern, Geräten und ähnlichem in die Rumpelkammer tat, hätte auch noch für den kleinen Mann ausgereicht.

Da kam der Krieg, und das war, rein wirtschaftlich betrachtet, für Michel ganz dasselbe, wie wenn ein wohlhabender Mann mit sagen wir mal hunderttausend Mark Einkommen, der bisher zehntausend Mark jährlich auf die hohe Kante legen konnte, plötzlich gezwungen wird, sich einer schweren Operation bei einem berühmten Chirurgen zu unterziehen. Die Operation kostet dreißigtausend Mark, die Behandlung, mit allem was drum und dran hängt, nochmal zehntausend Mark — und dann ist als Nachkur noch eine lange Behandlung im teuersten Sanatorium erforderlich, die auch noch einmal zwanzigtausend Mark kosten wird. (Das ist nämlich der Invalidenfonds, den wir aufbringen müssen.)

Wie wird der reiche Mann diese großen Kosten decken? Nun, zunächst wird er für das schwere Jahr auf die gewohnte Ersparnis verzichten. Einen Teil der noch übrigbleibenden Kosten wird er durch Einschränkung der in gesunden Zeiten üblichen Ausgaben, also ‚aus laufenden Einnahmen‘ decken, das übrige nimmt er aus dem Vermögen, indem er entweder Guthaben verkauft oder Schulden aufnimmt. Je mehr er aus laufenden Einnahmen, je weniger er aus dem Vermögen nimmt, desto besser wird seine nächste Bilanz ausfallen.

Nun, auch Michels Feinde haben gewiß einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Kriegskosten aus laufenden Einnahmen entnommen. Sie sparen alle, auch diejenigen, die sich an Reichtum mit Michel vergleichen können, John Bull und Frau Marianne. Aber sie sparen doch nur so viel, wie ohne Unbequemlichkeit möglich ist. Der Kopf steht ihnen heute nicht nach Vergnügungen und Reisen, sie mögen jetzt auch weniger für Eleganz in Kleidung, Haus und Hausgerät ausgeben: aber im allgemeinen leben sie doch wie immer und nehmen die Kosten aus dem Vermögen, indem sie Auslandsguthaben verkaufen und neue Schulden machen, namentlich bei dem reichen Onkel Sam. Und sie werden heftig erschrecken, wenn sie nach Friedensschluß ihre Bilanz ziehen werden: ihr schönes Vermögen wird sehr stark zusammengeschrumpft

sein, auch wenn man noch gar nicht davon spricht, daß sie dem Michel die Krankheitskosten und ein hohes Schmerzensgeld werden zahlen müssen.

Wenn England es durch die Handelssperre nicht verhindert hätte, hätte der deutsche Michel es bestimmt geradeso gemacht. Aber England hinderte ihn daran, soviel es konnte. Es verbot der Welt, so weit es sie beherrschte, dem Michel seine Guthaben abzukaufen und ihm Geld zu borgen; es verbot und verhinderte, so viel es konnte, daß fremde Güter nach Deutschland gelangten, die Michel bar hätte bezahlen müssen oder für die er Schuldscheine hätte ausstellen müssen, da er nicht Arme genug hatte, um andere Güter herzustellen und mit ihnen zu bezahlen. Und so zwang England uns, mehr zu arbeiten und weniger zu verbrauchen, und das heißt: fast die ganzen Kriegskosten aus den laufenden Einnahmen zu entnehmen.

Es zwang uns, mehr zu arbeiten. Weil es uns die Güter sperrte, die uns sonst das Ausland lieferte, mußten wir sie selber herstellen, soweit wir sie nicht entbehren wollten oder konnten. Zwar fehlten uns die Hände der Millionen Männer, die im Felde stehen: aber wir haben die Maschinerie vermehrt und verstärkt und die Arbeiter aus Fleisch und Bein durch Arbeiter aus Stahl ersetzt, viel mehr als ersetzt. Es mangelte an Händen zur Bedienung der Maschinerie? Wir haben unsere Reserven eingezogen, die Jungen früher eingestellt, die Alten nicht entlassen, das ungeheure Heer der Frauen mobil gemacht. Es fehlen uns unentbehrliche Stoffe: Viehfutter, Salpeter, Kautschuk? Wir haben unseren wissenschaftlichen Generalstab ans Werk gesetzt und uns geschaffen, was wir brauchten: Viehfutter aus der Hefe, Salpeter aus der Luft, Kautschuk aus der Kohle; oder wir haben sie zu ersetzen gelernt: Kupfer durch Eisen, Benzin durch Spiritus und Benzol, Jute durch Stroh, Petroleum durch Elektrizität. Auf diese Weise hat England nicht nur unsere Einnahmen vermehrt, sondern auch unsere produktiven Kräfte. Mag daher die erste Bilanz nach dem Kriege immerhin einen kleinen Vermögensverlust ergeben; die nächsten werden um so glorreicher sein, weil unsere Macht über die Natur gewachsen und unsere Abhängigkeit von fremden Märkten geringer geworden ist.

Noch stärker aber schlägt die Ersparnis zu Buch, zu der uns England gezwungen hat. Wir haben nicht bloß gespart, was ohne große Unbequemlichkeit anging, sondern alles, was zwar mit großer Unbequemlichkeit, aber doch ohne Not anging. Und das sind Milliarden reiner Ersparnis geworden! Wir hatten kein Benzin? Da mußten wir eben auf das Automobil verzichten! Wir hatten keine Wolle, Baumwolle, Leinen und Seide? Da mußten wir uns eben mit den alten Kleidungs- und Wäschestücken behelfen! Sie waren ja schon ein bißchen unmodern, und die Nähte waren hier und da blank: aber sie hielten noch warm und deckten die Blöße. Es kam kein Weizen mehr ins Land? Da aßen wir eben ein bißchen weniger, sehr zum Frommen unserer Verdauung und Gesundheit; wir aßen dunkleres Brot und streckten es durch Roggen- und Kartoffelmehl. Es kamen keine Viehfutterstoffe herein? Da mußten wir darauf verzichten, Milliarden von Nährwerteinheiten zu verlieren, indem wir Pflanzen durch Fütterung in Fleisch verwandeln, und hatten immer noch reichlich genug Fleisch — denn vorher hatten wir viel zu viel gegessen!

War es noch immer knapp? Da machten wir eben der Verschwendung unserer sorglosen Zeiten ein Ende. Was jetzt noch in unseren Töpfen und Schüsseln bleibt, davon kann kein kleiner Mann mehr leben; es fließen nicht mehr Hundertmillionenwerte an Fetten und anderen Nährstoffen durch die Kanalisation in die Flüsse und das Meer und auf die Rieselfelder. Und Zehntausende, bald Hunderttausende von Morgen fruchtbaren Landes, die wir früher sorglos hatten brach liegen lassen, tragen heuer Kartoffeln und Gemüse.

So schaffen wir uns fast alles selbst, was das Volk für seinen Friedens- und Kriegsbedarf braucht, und ‚das Geld bleibt im Lande‘, während unsere Feinde, England selbst voran, trauernd an dem Strom von Gold stehen, der ins Ausland abfließt. Wir werden den Krieg durchhalten, so lange er auch dauern mag, und werden am Tage des Friedens reicher sein als am Tage der

Kriegserklärung. Mag unser Nationalvermögen auch zahlenmäßig etwas kleiner geworden sein; der Verlust wird weit übertroffen durch unseren Gewinn an produktiver Kraft. Unsere Feinde aber sehen schon jetzt mit Schaudern auf den Boden der einst so wohlgefüllten Goldtruhe; die englische Valuta sinkt und sinkt, und der Zinsfuß der englischen Anleihen steigt und steigt — von Frankreich oder gar Italien und Rußland nicht zu reden. Wenn unsere Waffen sie nicht niederzwingen würden, ihre Finanznot müßte das bald genug tun.

Und das danken wir zum großen Teile dem guten lieben Vetter jenseits des Kanals!



Ausbildung des türkischen Heeres durch Napoleon I.

Es ist nicht uninteressant zu lesen, daß Napoleon I., das Genie in Kriegs- und Staatskunst, in der Erstarkung der Türkei ein Bollwerk erblickte, das ihm für seine mannigfaltigen politischen und kriegerischen Handlungen von großem Nutzen sein könnte. Allerdings wird ihm, dem nach der Weltherrschaft strebenden Napoleon, weniger die dauernde Wohlfahrt der Türkei am Herzen gelegen haben, als vielmehr eine vorübergehende Kräftigung dieses Reiches, soweit sie seinen ehrgeizigen Plänen nur als Mittel zum Zweck diente.

Sein türkisches oder orientalisches Interesse zeigte sich zuerst bei ihm, als er noch als General Bonaparte die Artillerie kommandierte. Er bot durch das französische Direktorium der Türkei seine Dienste für die Artillerieausbildung an. Man muß bei dem damaligen General auch voraussetzen, daß sein maßloser Ehrgeiz darauf abzielte, sich eine Stellung zu erringen, sich seinem französischen Vaterlande in jeder Beziehung als nützlich und unentbehrlich zu erweisen, um seine Person zu höchster Geltung zu bringen. So, wie er kein Mittel unversucht gelassen hat, durch immer neue ruhmreiche Taten die Aufmerksamkeit des französischen Volkes auf sich zu lenken, so war er stets darauf bedacht, auch bei seinem Direktorium nicht in Vergessenheit zu geraten. Es hat nun Augenblicke gegeben, wo er glaubte, daß für ihn in Frankreich keine weiteren Lorbeeren zu erreichen seien, und damit keine Lücke in seinem Ruhmeskranze entstehe, hat er in den damaligen Verhältnissen der Türkei die Gelegenheit zur Erreichung weiterer Ziele gesehen. Es mag auch sein, daß phantastische orientalische Verhältnisse oder auch die Gestalt Alexanders des Großen, den früher einmal die Kraft hellenischer Kultur aus seinem Staate schon nach dem Orient und weiter hinausdrängte, vor seinem geistigen Auge aufgetaucht sind und seinen Entschluß, im Orient zu dienen, gefördert haben. — Bonaparte hat aber später, als ihm das Kommando eines Obergenerals der französischen Armee in Italien übertragen wurde, nicht mehr daran gedacht, als Instruktionsgeneral für das Heerwesen selbst nach Konstantinopel zu gehen. Sein Direktorium entschloß sich nämlich nach sechs Monaten, die in dieser Beziehung von Bonaparte ausgearbeiteten Pläne auszuführen; es wurden entsandt: der Divisionsgeneral Aubert du Bayet, Gesandter; der Brigadegeneral Méuaß; die Adjutanten Carra-Saint-Cyr und Casteras; der Ingenieur-Kapitän Bertrand (der spätere Großmarschall), mehrere Offiziere der Infanterie und Kavallerie; die Offiziere des Generalstabes der Artillerie Cuny und Obert; Handwerksoffiziere der Artillerie; von Pampelonne, Direktor der Stückgießerei, 60 Künstler im Handwerk der Artillerie, sowie eine Kompagnie leichter Artillerie. Der Aufenthalt dieser militärischen Sendung dauerte zwei Jahre; die Rückkehr mußte erfolgen, weil Führer und Freiheit verloren gingen infolge der durch die spätere Expedition Bonapartes nach Ägypten bei der ottomanischen Pforte hervorgerufenen Mißstimmung.

H. Geffers



Die Tiroler Standschützen

In den Berichten über die ruhmreichen Kämpfe der österreichischen Grenzwacht gegen das verräterische Italien wird rühmlich auch der Tiroler Standschützen gedacht. Diese Einrichtung, unterrichtet Oberst Karl Müller in der „Frankf. Ztg.", ist eine Besonderheit der Kronländer Vorarlberg und Tirol. In Friedenszeiten sind es freiwillige Schützenverbände, die unter selbstgewählten Vorständen ihre regelmäßigen Schießübungen im Schießstand der Gemeinde abhalten. Die Mitglieder dieser Gesellschaften genießen gewisse gesetzlich anerkannte Vorrechte, haben aber auch ihre Verpflichtungen. So sind die im Heere dienstpflichtigen Mitglieder der Standschützengesellschaften, sofern sie ihre Übungen regelmäßig machen, von der letzten Waffenübung mit der Truppe befreit. Dagegen sind die Standschützen verpflichtet, in Kriegszeiten bis zum vollendeten 60. Altersjahr bei der Landesverteidigung zu dienen. Sie werden dann militärisch organisiert, in Kompagnien und Bataillone eingeteilt, die den Namen des Stammbezirks tragen wie die deutschen Landsturmbataillone. Das Kriegsmaterial und die Munition für diese Bataillone sind schon im Frieden bereitgestellt. Während im Frieden jeder sich nach Belieben mit seinem Stutzen oder Jagdgewehr übt, wird natürlich im Kriege eine einheitliche Bewaffnung durchgeführt. Die Mannschaft wird militärisch eingekleidet, leistet den Kriegseid und wird in den notwendigsten militärischen Handgriffen eingeübt. Die Offiziere der Standschützen-Bataillone werden nach einem alten Vorrecht, das man nicht hat antasten wollen, von der Mannschaft gewählt, wobei allerdings der Militärbehörde ein Bestätigungsrecht zusteht, das gestattet, allfälligen Mißgriffen vorzubeugen. Friedensübungen werden außer den Schießübungen nicht abgehalten. Die Schießtüchtigkeit der Standschützen erreicht bei der allgemeinen Verbreitung des Schießwesens in Tirol und bei dem hochentwickelten Schützenehrgeiz der Tiroler einen sehr hohen Grad.

Die Standschützengesellschaften setzen sich aus Leuten aller Altersklassen, vom 15jährigen Jungen bis zum 80jährigen Greis, zusammen, aus Gedienten und Nichtausgebildeten, aus Dienstpflichtigen und Dienstfreien. Die im wehrpflichtigen Alter stehenden und gedienten Leute rücken natürlich im Kriege mit ihrer Truppe ein. Die Ausgemusterten und Ausgedienten, die ganz Jungen und die ganz Alten bilden die Stämme für die Standschützenbataillone. Jedem Bataillon ist ein aktiver Offizier als Berater des Kommandanten an die Seite gegeben, der sich aber nicht in die Befehlsverhältnisse einzumischen hat. Jedes Bataillon hat seinen Feldkaplan oder Feldkuraten, wie er in Tirol heißt.

Im Stellungskampf in den Tiroler Bergen hat sich diese Truppe nun als ganz brauchbares Verteidigungsmittel bewährt. Verschiedene aktive Offiziere, die als „Berater" von Standschützenbataillonen verwendet sind, haben mir ihre Befriedigung über ihre Leistungen ausgedrückt, die den gestellten Anforderungen „durchaus genügen". Ich habe in Mannschaftsunterständen der Standschützen Zugslisten gesehen, auf denen Leute vom 15. bis zum 70. Altersjahre verzeichnet waren. So kommt es natürlich häufig genug vor, daß Vater und Sohn in der gleichen Kompagnie dienen. Als es hieß, daß die „Welschen" ins Land Tirol einbrechen wollten und das Aufgebot der Standschützen erging, da eilten sie, eingedenk der Helden von 1809, freudig zu den Fahnen. 80jährige Greise, die ausgemustert oder für den Dienst im Landesinnern zurückgestellt werden sollten, baten mit Tränen in den Augen, man möchte sie doch an die Front lassen. Marschieren könnten sie zwar nicht mehr, aber das Auge sei noch scharf und der Arm noch sicher, und aus dem Schützengraben wollten sie jeden „Tschniggen" (schweizerische und Tiroler Bezeichnung für Italiener. D. Red.) treffen, der sich zeige. Und so findet man sie denn in der Tat in den Stützpunkten und Schützengräben, die grauhaarigen, wetterharten Alten neben den jungen Milchgesichtern, alle voll feuriger Begeisterung, voll flammenden Zornes gegen die Welschen. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die Standschützen, in der Art, wie sie im Gebirgskriege verwendet werden, in der Tat eine wertvolle Ergänzung

und Verstärkung der Landesverteidigung Tirols sind, so sehr man sich davor hüten muß, ihre Verwendbarkeit zu überschätzen. Hier bewährt sich ihre hervorragende Schießausbildung und ihre standfeste Kaltblütigkeit im Feuer. Allgemein rühmte man mir die Ruhe und Todesverachtung, mit der die Standschützen sich im Hagel der Granaten bewährt, den Gleichmut, mit dem sie Verluste ertragen haben. Aus eigener Anschauung kann ich die standhafte Haltung unmittelbar aus dem Feuer stammender Verwundeter bezeugen.



Teuerungspolitik der mittelalterlichen Städte

Die von den staatlichen und städtischen Behörden schon im Frieden planmäßig betriebene Teuerungspolitik hat sich im Laufe des Weltkrieges zur Notstandspolitik herausgebildet, um dem unmenschlichen Aushungerungsplane Englands wirksam zu begegnen

Dieser Aushungerungs-„Bluff" hat den für europäische Verhältnisse längst der Vergangenheit überlieferten Begriff der Hungersnot zu neuem Leben erweckt, und ängstliche Gemüter mögen mit Furcht und Schauer an all die Schrecken einer „valida fames" gedacht haben, die uns die Chronisten in breitester Schilderung überliefern.

Die Hungersnot war im mittelalterlichen Leben eine häufige, immer wiederkehrende Folgeerscheinung ungewöhnlicher Witterungsverhältnisse, sie war stets eine furchtbare, menschenwürgende Begleiterin des Krieges. Um so verwunderlicher ist es, daß die trüben und schweren Erfahrungen die landesherrlichen Regierungen nicht schon frühzeitig zu planmäßigen Vorbeugungsmaßregeln, zu einer einheitlichen Gesetzgebung veranlaßt haben. Bis zur Reformation haben sich nur zwei Kaiser auf dem Gebiete der Teuerungspolitik versucht: Karl der Große und Konrad IV. zur Zeit des Tatareneinfalles. Doch handelte es sich hierbei lediglich um eine theoretische Betätigung durch Erlaß von Verordnungen, während die weitaus schwierigere Praxis der Privatwohltätigkeit der kleinen Machthaber und vor allem den Städten überlassen blieb. Die vom Volke gekürten Ratsherren waren abhängig von der öffentlichen Meinung und ihren Wählern verantwortlich. Und dem zweifelsüchtigen Beobachter will es manchmal scheinen, als ob die nahezu allzugroße Tätigkeit der Stadtväter einem nicht ganz objektiven Verantwortlichkeitsgefühle entsprungen sei. Trotzdem traf jene Teuerungspolitik nicht die Wurzel des Übels, sie richtete sich lediglich gegen seine Folgen, z. B. gegen die hohen Preise, den menschlichen Eigennutz, der sich hauptsächlich in dem sprichwörtlich gewordenen Kornwucher zeigte. Der Hauptzweck der mittelalterlichen Teuerungspolitik war der, die Lebensbedürfnisse auf die möglichst einfachste Weise aus den Händen der Erzeuger in die der Abnehmer zu übermitteln. Daher zielen alle Verordnungen darauf hin, das Marktrecht des Käufers zu schützen, unter oft harter Zurücksetzung des Händlers und Gewerbetreibenden.

Der Ausbruch der Teuerung hatte den Erlaß von Ausfuhrverboten zur Folge; wucherischen Preissteigerungen wurde durch Festsetzung von Höchstpreisen begegnet. Wiederholt finden wir Zwangsankäufe von aufgespeicherten Getreidemengen. Besonders die Bäcker erfreuten sich einer fürsorglichen Aufmerksamkeit des Rates. Sie erzeigten sich dafür wenig dankbar und lehnten sich auf gegen die obrigkeitlichen Verordnungen. Dann wurde allemal der freie Brotmarkt verkündet, Brottaxen wurden festgelegt, Bestimmungen über das Gewicht und den Inhalt des Brotes getroffen, deren Befolgung streng überwacht wurde. Wer nicht Brot backen wollte, dem sollte „ein Soldat zur Exekution ins Haus gelegt werden". Wer minderwertiges Brot gebacken hatte (man fand oft Sand im Brot), der wurde öffentlich ausgestellt. Schwerere Vergehen sühnte der Breslauer Rat mit der „Bäckerwippe". Anderswo trat an die Stelle dieser schmerzhaften und entehrenden Strafe das „Schupfen", d. h. das Untertauchen



in eine Pfütze. Bei der Durchführung der Marktordnung bediente man sich allerlei Sympathiemittelchen. So durften an manchen Orten die Händler nicht eher vom Pferde steigen, bis sie das Korn verkauft hatten, oder sie durften keinen Mantel, kein Oberkleid, keine Kopfbedeckung tragen, damit sie die Ungunst des Wetters besser empfänden.

Das einzige Vorbeugungsmittel, das die mittelalterliche Teuerungspolitik kannte, war die Anlegung von großen Magazinen, in denen zu guter Zeit Getreidevorräte aufgespeichert wurden, die dann der Rat in der Teuerung für mäßigen Preis verkaufte oder gar an die Armen verteilen ließ. Schon im 14. Jahrhundert lassen sich „bleyerne Zeichen" (die Ahnen unserer Brotmarken) beobachten, für die die Armen an bestimmten Tagen Brot erhielten. Erschöpften sich die Vorräte, so wurde in den Privathäusern Haussuchung gehalten und der vorgefundene Bestand zu einem Zwangspreise beschlagnahmt. Auch die Einfuhr des Getreides wurde teils auf Rechnung der Stadt, teils von unternehmenden Kaufherren versucht. So schickte der Rat der freien Reichsstadt Augsburg Anno 1438 zwei Männer nach Wien, um für die bedrängte Stadt Getreide zu erstehen. Freundlich ließ sie Herzog Ludwig von Ingolstadt seines Landes Grenzen überschreiten, doch heraus ließ er sie nicht mehr mit ihren Vorräten, die er für sein Land zurückbehielt. Andererseits erfuhren die Städte auch oft wohltätige Unterstützung von den ihnen benachbarten Fürsten und Gemeinden, die ihnen zu angemessenen Preisen oder gar geschenkweise Getreide überließen. Schlimm war es für die Stadtverwaltung, wenn die von ihr erlassenen Teuerungsvorschriften den Interessen einer wetteifernden Gewalt, z. B. dem Krummstabe widerstrebten. Dann gesellten sich zur schweren Sorgenlast noch Händel und Streit, die wohl gar den Bannfluch der Kirche oder den Fehdehandschuh zur Folge hatten. Dieses Machtmittels bedienten sich mit Vorliebe kleine Raubfürsten, die durch mißbräuchliche Ausübung ihres Münzrechtes die Teuerung noch vergrößerten und darin von den machtbeflissenen Stadtoberen nachdrücklich gehindert wurden. Die Kirche und ihre Klöster beteiligten sich im allgemeinen opferwillig am städtischen Fürsorgewerk durch Verteilung von Nahrungsmitteln an das hungernde Volk. Auch die Privatwohltätigkeit wurde mit offener Hand ausgeübt zur Linderung der unverschuldeten Not. Denn hart waren die Folgen der Teuerung! Wohlhabende gelangten an den Bettelstab, der Hunger trieb das Volk zusammen, schürte wohl auch die Flamme des Aufruhrs, Krankheiten verzehrten die geschwächten Leiber, und der Tod hielt reiche Ernte. Dieser Häufung von wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Unglück war die Teuerungspolitik unserer Altvorderen nicht gewachsen. Sie arbeitete eben von Fall zu Fall, sie blieb ein mehr oder weniger machtloses Eingreifen im Augenblicke der Not, wuchs aber nicht empor zu einer wirksamen Vorbeugung. Freilich steht das „barbarische" Deutschland noch hoch über den „kulturtragenden" romanischen Ländern, denn die Städte Italiens beispielsweise pflegten eine ebenso einfache wie rücksichtslose Teuerungspolitik, indem sie die Armen und die Bettler einfach auswiesen, sobald eine Teuerung begann.

Karl Obst, Breslau



Die Getreidespekulation im Altertum

Eines der wichtigsten Probleme des Krieges ist heute die Versorgung der Millionenreiche mit genügendem Brotgetreide. Wie man sich damit in der antiken Welt in Krieg und Frieden abfand, darauf wirft ein Rückblick im „Vorwärts" wenig erfreuliche Lichter. Es entwickelt sich ein Bild, das ernst von den meist übersehenen Nachtseiten jener gefeierten Kultur spricht:

Bei den großen Schwierigkeiten und Unkosten des Transportes war ein privater und internationaler Getreidehandel, ähnlich dem modernen, nur selten lohnend, nämlich in Zeiten

der Hungersnot. Er wurde geradezu, wie G. Ferrero in einer kritischen Studie über den Getreidehandel der Alten Welt formuliert, „eine Spekulation auf lokale und partielle Hungersnöte; er war nicht, wie heute, ein beständiges Mittel zur Versorgung aller Länder mit dem nötigen Bedarf und möglichster Ausgleichung der Preise". Demosthenes erzählt in einer Rede von einem sehr merkwürdigen Trust, mittels dessen mehrere Kaufleute auf jede Hungersnot in den Mittelmeerländern spekulierten, indem sie das Getreide aus den Ländern mit geringen Preisen in die mit Hungerpreisen brachten und sich die große Preisdifferenz zunutze machten, und auch Xenophon bestätigt ausdrücklich, daß die Getreidehändler auf die Hungersnöte spekulierten, die im Altertum eben mangels ausgleichendem Getreidehandels an der Tagesordnung waren. Manche Staaten trafen deshalb eigenartige Zwangsmaßnahmen. So waren alle athenischen oder mit athenischem Gelde gemieteten Schiffe, die in die getreidereichen Länder des Schwarzen Meeres segelten, bei schwerer Strafe gehalten, die Rückfracht zum Teil in Getreide zu führen; aus Demosthenes' Rede gegen Phormio geht sogar hervor, daß der Kapitän eines Schiffes, das zwischen Athen und den griechischen Kolonien in der Krim Handel trieb und das Getreide, das er an Bord hatte, in einem anderen Hafen als Athen verkaufte, mit dem Tode bestraft werden konnte. Diese Getreidenot überall hatte eine bedeutsame andere Folge. „Im Altertum war es schwer, eine Stadt von 100 000 Einwohnern mit Brotstoffen zu versehen. Daraus erklärt sich, warum die Städte im Altertum fast sämtlich sehr klein waren; daraus ergibt sich auch, daß wir nicht so leicht den hohen Zahlen glauben dürfen, bis zu denen man manchmal die Einwohnerschaft einiger von diesen Städten anschwellen läßt." Daraus erklärte sich ferner, wie in einem durch Handel und Industrie reich gewordenen Lande wie Attika oder einem anderen, das sich durch Wucher, Kapitalimport und seine zahllosen Eroberungen bereichert hat, wie Italien, und wo die Bevölkerung leicht vom Lande zur Hauptstadt abwanderte, die Schwierigkeit der Getreideversorgung eine sehr wichtige Frage der Politik wurde. Bekannt durch alle Jahrhunderte ist ja der Schrei der römischen Gasse nach „panem et circenses", nach Brot und Zirkusspielen, und in der Kaiserzeit hing der Besitz des Thrones mehr als einmal von dem Besitz Ägyptens, der Kornkammer des römischen Imperiums, ab. So spielt die Getreideversorgung in der antiken Welt, zur Getreidespekulation entartet, in vieler Hinsicht geradezu die ausschlaggebende politische Rolle.



Wie man sich den jetzigen Krieg vorgestellt hat

Es erweckt sonderbare Gefühle, so liest man in der „Kreuzzeitung", wenn man sich heute mit der Literatur beschäftigt, die vor dem Kriege den „Zukunftskrieg" zum Gegenstande ihrer mehr oder minder gewagten Prophezeiungen und Phantasien machte. Jetzt wird diese Bücher und Broschüren ja kein Mensch mehr kaufen, wenn er nicht besondere Zwecke dabei verfolgt, zumal das meiste den Herren „vorbeigelungen" ist. Sie haben nur das richtig geweissagt, was jeder vernünftige Mensch, auch jeder Laie, sich selbst sagen konnte, die Schlachten würden „sehr blutig" sein. Ja, hat wohl ein Mensch das Gegenteil geglaubt? Und im allgemeinen ist der Charakter der modernen Schlacht auch nicht richtig gezeichnet. Man dachte nicht, daß der „Schützengraben" und der Stellungskrieg eine so große Bedeutung gewinnen würden. So schilderte man die Schrecken des „Zukunftskrieges" zwar mit allen blutigen Einzelheiten und grausigen Begleiterscheinungen, aber in der Hauptsache doch nicht zutreffend. Tage und tagelang sollten die Schlachten hin und her wogen, ohne daß die Kämpfer sich nur zu sehen bekämen. Die jetzigen Waffen sollten aus einer Entfernung töten, welche den Nahkampf ausschlösse; in Wirklichkeit ist es aber schon oft zu Nahkämpfen ge-

kommen. Die modernen Geschütze, Maschinengewehre usw. sind allerdings Fernhintreffer, und darauf stützten sich auch die militärischen Romanschriftsteller, wenn sie die Greuel des Krieges in möglichst dunklen Farben malten. Ganze Armeen würden weggemäht; infolgedessen würde der Schrecken so groß, das Entsetzen ein so allgemeines werden, daß die Völker sich schließlich erhöben, um die Waffen niederzuringen. Offenbar hatten diese Autoren mehr den Bewegungskrieg im Auge. Der Bewegungskrieg zwischen den Deutschen und Franzosen hat aber noch nicht einen Monat gedauert. Hätte man an diesem System festgehalten, so würde der Feldzug schon zu Ende sein. Die Schützengrabenmethode verlängert ihn ins Ungewisse.

In einem Punkte stimmen die Propheten der Vorzeit überein: dem lenkbaren Luftschiffe legen sie eine viel zu große Bedeutung bei und dem Unterseeboote eine viel zu geringe. Letzteres wird meist kaum erwähnt und bestenfalls mit einer wohlwollenden Geringschätzung. (Das 42 Zentimeter Geschütz kannten sie ja noch nicht.) Der eine vernichtete durch eine Luftschiffflotte die britische Seemacht. Ein anderer führte auf einer solchen ein ganzes deutsches Armeekorps (!) nach London. Der dritte ließ zwei feindliche Luftschiffflotten den Zukunftskampf in der Luft schlagen.

Als die Sache noch neu war, stiegen die Hoffnungen am höchsten. Man denke an den ungeheuren Jubel in Frankreich, als bei der großen französischen Parade auf den Gefilden von Longchamps zum ersten Male der in den Lüften schwebende Militärballon „Patrie" die Pariser begeisterte. In Berlin erzielte der erste „Zeppelin" eine gleiche berauschende Wirkung. Nicht viel anders war es, als über dem großen Parade- und Experimentierfelde von Aldershot der erste Flieger erschien. Damals bildeten sich wirklich viele Leute ein, die Schlachten der Zukunft würden hauptsächlich in der Luft ausgefochten werden. Eine Legion ernsthafter Männer, Praktiker und Wissenschaftler fing schleunigst an, sich mit der Lösung von Fragen zu beschäftigen, welche in Verbindung mit der neu eröffneten Perspektive auftauchten. Ob auch die Luft, wie das feste Land, Flüsse, Seen und das Meer im bestimmten Abstande vom Ufer „territorial" sei? Ob die Luftschiffflotte eines Landes das Recht habe, in dem Luftraum über einem anderen herzufahren?

Die Sonne — so prophezeite man — werde heute nicht mehr von der Menge der Speere oder vom Pulverdampf verdunkelt, denn das Pulver werde rauchlos sein. In der Zukunft würden die Luftschiffflotten das Gestirn des Tages verdunkeln (!), so daß die ganze Kriegswissenschaft umgekrempelt und für das Schlachtfeld der Zukunft neue Waffen geschmiedet werden müßten. Künstliche Wolken würden von der Erde aus aufsteigen, um den Blicken der Späher das unter ihnen liegende Land zu entziehen. Mit neuen Geschützen werde man die Segler der Lüfte erreichen; auf alle Fälle aber werde die Entscheidung hoch in den Lüften fallen.

Wir brauchen unseren Lesern nicht auseinanderzusetzen, was sich von diesen Voraussagungen bewährt hat und was nicht. Die Wirklichkeit hat uns aufgeklärt.



Die jung gewordenen Alten

Sehr hübsch plaudert im „Prager Tageblatt" Stefan Großmann: Vor dem Weltkrieg erschrak man zuweilen über die brutale Art, wie im Wirtschaftsleben schon der fünfundvierzigjährige Mann beiseite geschoben wurde. Ein Beamter mit achtundvierzig Jahren konnte lange nach einem Amt oder einer Anstellung suchen, ein ergrauter Arbeiter, der entlassen wurde, mußte von Fabrikstor zu Fabrikstor wandern. Nur Jugend, Rüstigkeit, Elastizität war geschätzt, sozusagen das kraftvolle Mittelstück des Lebens, der junge Mann von achtzehn bis achtunddreißig. Die Vierzigjährigen wurden zuweilen schon zum alten Eisen gerechnet.

Jetzt sind wir sparsamer geworden, nicht nur mit Brotrinden, Fettresten und Baumwolle, sondern auch mit Menschenkräften. Man wird nicht mehr so verschwenderisch-frech zum alten Eisen geworfen, ja das alte Eisen ist durchgesehen worden, und es war erstaunlich, was man da alles fand. Man kann die Alten wieder brauchen, und eben weil man sie nicht rosten läßt, sind sie wieder jung geworden! Das kann jeder in jedem Winkel beobachten: der Krieg hat gewiß viel Junge alt gemacht, aber er hat auch viele Alte wieder verjüngt ...

Hindenburg fällt einem natürlich als der erste ein. Er ist jetzt 69 Jahre, er lebte schon im Ruhestand, er spintisierte in Hannover. Goltz ist 72 Jahre, Mackensen 65 Jahre, Woyrsch 68 Jahre, Below 65 Jahre, Kluck 67 Jahre, Falkenhayn, der heitere Jüngling, 58 Jahre. Man sieht, dieser Krieg bringt den Führern zwischen 60 und 70 Jahren die Erfüllung. Zu denken, daß Hindenburg, ohne zu seiner Lebensaufgabe gekommen zu sein, im vorigen Jahr in Hannover an einer Lungenentzündung gestorben wäre — aber nein, weder kann man sich die Organe dieses Monumentalmenschen erkrankt, noch den Riesen im Bett vorstellen. Wenn Hindenburg im vorigen Jahr achtundsechzig Jahre alt war, nun so ist er in diesem — sechsundvierzig geworden! Jetzt erst hat er den Gipfelpunkt seines Daseins erreicht, jetzt erst steht er in der Mitte seines Lebens.

Es ist ja überhaupt ein Irrtum zu glauben, daß das psychische Alter eines Menschen mit dem Kalender nachzurechen sei. Ich habe Menschen gekannt, die sich mit sechsundzwanzig Jahren alt, abgeklärt, wunscharm, kurz: fünfzigjährig fühlten. Nach ein paar Jahren kam ein beglückendes Erlebnis, und der innerlich Fünfzigjährige holte jetzt erst seinen Lebensfrühling nach und wurde nun dreiundzwanzig ... In Wien sprach ich vor Monaten die neunzigjährige Mutter des österreichischen Generalstabschefs Franz Konrad v. Hoetzendorf. Die Dame ist jetzt neunzig Jahre alt. (Sie ist am 2. ds. gestorben.) Sie war kurz vorher auf dem Parkett gestürzt und mußte auf einen Stock gestützt sehr vorsichtig gehen. Ihr Ohr streikt, man muß durchs Schallrohr zu ihr sprechen. Sie ist eine zarte kleine Dame und wiegt gewiß nicht mehr als fünfundneunzig Pfund. Aber ihr Gesicht kann jetzt wieder vor Erregung rot werden, und ihre Augen können wieder strahlen. Sie sagte mit einem altwienerischen Lächeln von melancholischem Ernst und bezaubernder Schalkhaftigkeit: „Ich wollte schon sterben. Bitt' Sie, eine neunzigjährige Frau, das ist schon ein bißchen zu viel. Aber jetzt kann ich nicht sterben! Ich muß warten, bis mein Franz zurückkommt ...“ Ganz ehrfürchtig wurde einem zumute. Frau v. Hoetzendorf hat da in Worte gebracht, was viele Tausende alte Menschen unbewußt fühlen: dieses ungeheure, unberechenbare, unübersehbare Erlebnis zwingt auch die Greise ins Leben zurück. Und wenn sie nichts mehr zu tun hätten, als ihre Vergangenheit im Lichte dieser Weltenwende umzuordnen und umzustellen, auch das könnte einem vollendeten Leben Fülle und Reiz geben.



Stimmen der Ukraine

Bislang hat sie nur vernommen, wer sie hören wollte. Rußland hat es ja immer vorzüglich verstanden, die Stille des Todesackers über weite Gefilde zu breiten, ebensogut aber auch mit wildem Geschrei die Rufe Schwächerer zu übertönen. So hat es denn auch verstanden, den seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten hartnäckig geführten Kampf der Ukrainer um ihre staatliche und geistige Selbständigkeit durch eine beispiellose Unterdrückung in Sprache, Religion und Sitte, durch staatliche Vergewaltigung für die übrige Welt fast unwirksam zu machen, andererseits das Ringen dieses zweitgrößten aller Slawenvölker mit seinem panslawistischen Geschrei zu übertönen.

Aber wie schon immer in allen kritischen Augenblicken der russischen Geschichte die ukrainische Frage gleich einem Komet am Himmel der politischen Welt aufging, so auch jetzt. Der

siegreiche Vormarsch unserer Heere im Osten rückt dem Volk der Ukraine die Erreichung seines Lebensziels in greifbare Nähe. Die Selbständigkeit dieses in seiner Größe Deutschland weit überragenden, über dreißig Millionen zählenden Landes, das von Natur zu den fruchtbarsten und reichsten Europas gehört, ist heute keine Utopie mehr, sondern eine der sachlichsten Forderungen und Notwendigkeiten einer nüchternen Realpolitik, die wenn je, jetzt einsehen muß, daß der künftige Friede Europas nur gewährleistet werden kann, wenn von dem ungeheuren Koloß im Osten jene Volksglieder abgetrennt werden, die er sich nur durch rohe Gewalt dienstbar gemacht hat, die allein andererseits es ihm durch ihre Hilfsmittel ermöglichen, seine wahnwitzigen Ansprüche auf die Beherrschung der westeuropäischen Welt geltend zu machen.

Das gerechte Schicksal meint es gut mit uns: es hat den Engländern und Franzosen die Phrase gegeben, daß sie die Rechte der kleineren Nationen in Europa wahren wollen, uns aber das sieghafte Schwert, auf dessen Spitze diese Freiheit ruht. Während durch Geschichte und eine hundertjährige Propaganda die Wiederherstellung eines selbständigen Polens in irgendeiner Gestalt dem politischen Hausschatz jedes Zeitungslesers eingeordnet ist, fehlt das Verständnis für die im Grunde viel wichtigere Frage der selbständigen Ukraine in den weitesten Kreisen auch der Gebildeten. Dabei sind die Ukrainer, die das Zarenreich als Kleinrussen bezeichnet, von den Großrussen ebenso verschieden, wie die Polen. Ihr Land aber trägt in sich in weit höherem Maße alle jene Hilfsquellen der Natur, die zu einem selbständigen Staatswesen erforderlich sind, hat viel lebensfähigere Grenzen und wirft überdies nicht so schwierige politische Probleme auf, wie die polnische Frage. Leben doch neun Zehntel der Ukrainer als fast unvermischte Bewohnerschaft auf ihrem angestammten, Rußland eingegliederten Boden. Und Österreich hat seinen Ukrainern (Ruthenen), die bezeichnenderweise am meisten unter den Gewaltbestrebungen der Polen zu leiden hatten, schon längst eine solche Selbständigkeit gewährt, daß in den bedrängten Zeiten alle Freiheitsbestrebungen des Volkes zu den Ukrainern Galiziens flüchteten.

Die kurze Russenherrschaft in Galizien hat dem ukrainischen Volke noch einmal klar vor Augen geführt, was ihm bei einem Siege Rußlands bevorsteht. „Mit einem Schlage ist dort die ganze Selbständigkeitsarbeit von Jahren vernichtet worden. Die ukrainische Sprache wurde einfach verboten und mit einem Schlage in der Verwaltung, der Kirche und der Schule unterdrückt. Alle ukrainischen Zeitungen Galiziens wurden unterdrückt, die ukrainische Bibliothek zerstört, sogar die Bücher in ukrainischer Sprache, die sich im Besitz von Privaten befanden, konfisziert, die Sammlungen der nationalen Museen nach Rußland verschleppt. Alle ukrainischen Vereine wurden aufgelöst und Hunderte vornehmer galizischer Ukrainer nach Sibirien geschickt. Mit rasender Strenge wurde die unierte Kirche, der alle Ukrainer in Galizien seit mehr als zwei Jahrhunderten angehörten, und die zur ukrainischen Nationalkirche geworden ist, verfolgt. Ihr Haupt, der Erzbischof, wurde ins Innere Rußlands verschleppt, desgleichen viele Geistliche, und das Landvolk wurde unter der Führung der aus Rußland eingeführten Popen mit allen Mitteln der Drohung und Versprechungen für den Abfall in die orthodoxe Kirche gedrängt.“ (Aus einem Aufruf Dr. Konstantin Levitskis an die französischen Zeitungen.)

So war die „Befreiung“ der Ukrainer in Galizien durch die russische Eroberung ja „allerdings eine Befreiung, aber nur von allem nationalen und politischen Leben. Ihre Nation ist durch die Russen zum Tode verurteilt.“ Kein Wunder, daß jetzt die ukrainische Bewegung alle Hebel in Bewegung setzt, um zu ihrem lange unterdrückten Rechte zu gelangen. Auch in Deutschland setzt die Arbeit ein (man vergleiche z. B. Dmytro Donzows „Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland“, in Kommission bei Karl Kroll, Berlin S 14). Wir aber wollen heute auf eine in französischer Sprache erscheinende neue Monatsschrift aufmerksam machen: „La Revue Ucranienne“, die Artur Seelieb in Lausanne (Imprimerie Cooperative la Concorde) herausgibt. Ist es doch von eigenem Reiz, zu verfolgen, wie einerseits die Ukrainer die französische Republik, die den „Kampf für die Freiheit der Völker“ geradezu in Pacht ge-

nommen hat, für ihre Freiheitsbestrebungen zu gewinnen suchen, wie andererseits die französische Presse sich mit diesem Problem abfindet.

Wer weiß, wie unfähig und wenig gewillt das französische Volk ist, überhaupt für die Lebensbestrebungen einer anderen Nation auch nur das geringste Opfer selbstlos zu bringen, wundert sich nicht, aus dem der Zeitschrift beigegebenen Literaturverzeichnis über die ukrainische Frage zu ersehen, daß keine einzige Schrift in französischer Sprache über diese wichtige Frage bislang erschienen ist, während doch eine ganze Reihe deutscher Schriften verzeichnet wird. Darum muß die Zeitschrift die als einziges Ziel verfolgte Aufklärung der französisch Sprechenden mit den elementarsten Dingen beginnen. Sie wird auch mit einem Aufsatz des Herausgebers über die Ukraine und ihre Bewohner eröffnet, die in ihrem ersten Teile die geographischen Verhältnisse darlegt. Ein zweiter Aufsatz E. Batchynskys schildert dann die Tätigkeit der nach dem ukrainischen Nationaldichter Schewtschenko genannten wissenschaftlichen Gesellschaft in Lemberg, die Jahrzehnte hindurch der Hort der ukrainischen Nationalbewegung gewesen ist.

Was diese Tätigkeit bedeutet, kann man nur ermessen, wenn man sich die russische Unterdrückungsarbeit gegen alle selbständigen Regungen der ukrainischen Volksseele vergegenwärtigt. War es doch lange Zeit hindurch verboten, sich öffentlich der ukrainischen Sprache zu bedienen. Selbst die Lieder, der köstliche Hort der ukrainischen Volkspoesie, durften nicht mehr in der Ursprache gesungen werden. Ebenso war es bis 1908, wo infolge der Revolution einige Erleichterungen durchgesetzt wurden, aufs strengste verboten, Besuchskarten, Konzertprogramme, religiöse Schriften oder auch nur die Bibel in ukrainischer Sprache zu veröffentlichen. So ist diese Lemberger Gesellschaft die wichtigste Pflegestätte der selbständigen ukrainischen Literatur gewesen, die außer einer reichen Lyrik auch eine eigenartige Erzählungsform der zart ausgeführten Skizze besonders ausgebildet hat. Die Zeitschrift bringt eine derartige Skizze und läßt dann in Übersetzung eine ältere Kampfschrift von Nikolaus Kostomaroff folgen, deren Titel „Zwei russische Nationen“ bereits den Inhalt ahnen läßt. Eine kürzere Studie über die politischen Parteien in der russischen Ukraine führt in die Tagespolitik ein.

Für uns von ganz besonderem Interesse ist dann die Übersicht über die französische Presse. Der „Temps“ vom 10. Mai versucht die ganze ukrainische Bewegung in Frankreich dadurch in übles Licht zu stellen, daß er sie als eine Verschwörung einiger unzufriedener Elemente und natürlich im Grunde als eine Arbeit der Deutschen hinstellt. Zu diesem Zwecke bezeichnet er die Zeitung „Borotba“ (Der Kampf) als ukrainisch, während sie in Wirklichkeit gegen die ukrainische Volksbewegung in allrussischem Sinne arbeitet. Unter diesen Umständen fällt es natürlich dem Herausgeber unserer Zeitschrift leicht, das wacklige Gebäude des französischen Regierungsblattes zu Fall zu bringen. Wie es aber auch in den Köpfen der sich der ukrainischen Frage gegenüber wohlwollend aufspielenden Franzosen aussieht, zeigt ein Aufsatz Albert Bonnards in der „Semaine littéraire“ Nr. 115, der folgendermaßen schließt: „Alles berechtigt zu der Hoffnung, daß, wenn der Dreiverband siegt, Polen wieder selbständig erstehen wird unter dem Zepter des Zaren, der sein König werden wird. Wird dann auch die einheitliche selbständige Ukraine auferstehen? -- Vielleicht, aber nicht schon morgen. Wenn erst Rußland der Freiheit zustrebt, wie es zweifellos der Fall sein wird, sobald sein Herrscher und die maßgebenden Klassen endgültig den preußischen Einflüssen entronnen sein werden, die bisher immer seit der Teilung Polens bis zum 1. August 1914 in St. Petersburg geherrscht haben (nebenbei bemerkt, sagt sogar der Franzose Petersburg, nicht wie viele unserer eifrigen Zeitungsschreiber Petrograd), so wird man diese ungeheuren Länderstrecken nicht länger unter dem Zepter des Zaren vereinigen können, ohne einer jeden Rasse eine weitgehende Selbständigkeit einzuräumen. Das Beispiel Polens wird ansteckend wirken. Man wird die gerechten Ansprüche Finnlands erfüllen müssen, und dann wird auch die Ukraine, die langsam erwacht, ihre noch so unbestimmten Forderungen klarlegen können. Hoffen wir, daß dann die Ukrainer in Galizien, frei vom österreichischen Joche, ihren Blutsbrüdern verbunden, glücklichere Tage kennen lernen

werden. Ihr augenblickliches Schicksal ist so traurig, daß es verdiente, einmal geschildert zu werden. In dem großen Chor berechtigter Klagen darf ihre Stimme nicht ganz erstickt werden."

Der Herausgeber der „Revue ucranienne" ist genügsam genug, dem Franzosen für seinen „mutigen" Artikel zu danken — der Aufsatz steht ja auch innerhalb der französischen Presse allein —, dann aber erwidert er doch folgendes: „Die Ukraine hat alles Gute zu erwarten von einem Sieg Österreichs, und jeder Ukrainer zittert beim Gedanken, daß Galizien, die letzte Zufluchtsstätte einer verfassungsmäßigen Freiheit, von Rußland erobert werden könnte. Das wäre, dessen sind wir überzeugt, der endgültige Untergang der Ukraine. Denn wenn es nicht ganz ausgeschlossen ist, daß die Entwicklung Rußlands zur Freiheit eines Tages einsetzen wird, so ist es doch ganz sicher, daß dieser Tag noch in weiter Ferne ist und daß bis dahin Rußland die Zeit zu nutzen wissen wird, um ‚die Ukraine in der Nacht zu ertränken, bevor die Sonne aufsteht', wie ein ukrainisches Sprichwort sich ausdrückt."

Man sieht, die Ukrainer wissen ganz genau, woran sie sind. Und eine neue, in Genf gegründete Gesellschaft „Hromada' ruft es allen französisch Sprechenden in eindringlichen Worten zu, indem sie gleichzeitig die Greueltaten, die die Russen sich jetzt bei ihrem Einfall in Galizien gegen die Ukrainer haben zuschulden kommen lassen, schonungslos aufdeckt. Wie grausam diese Russifizierung betrieben wird, dafür nur noch das eine Beispiel. Man hat die ukrainischen Kinder aus Galizien verschleppt. Sie sind in den Asylen Moskaus untergebracht worden, wo sie nun in russischem Geiste erzogen werden und dazu bestimmt sind, dereinst die Verräter ihres Volkstums zu werden. „Das ist nicht mehr eine gewöhnliche Grausamkeit, sondern eine so boshafte und empörende, daß, wir sind dessen sicher, alle ehrlichen Franzosen sich dagegen auflehnen werden."

In dieser Hoffnung täuschen sich die Ukrainer. Sie scheinen die Geschichte Frankreichs nicht zu kennen, nicht bei dem großen provenzalischen Dichter Mistral gelesen zu haben, wie die Franzosen selbst im eigenen Lande die selbständigen Regungen eines herrlichen Volkstums zu knebeln verstanden haben. Aber vielleicht rühren sich jetzt wenigstens die — Intellektuellen von Genf, die so rasch zur Stelle waren, als sie gegen „deutsche Barbarei" losbelfern konnten. Hier handelt es sich nicht um die Zerstörung eines einzelnen Kunstwerkes, wie damals im Falle des Domes von Reims, der dabei zur Zeit des Genfer Protestes noch kaum beschädigt war, ganz abgesehen davon, daß seine Beschädigung durch die Franzosen selbst hervorgerufen war, — hier handelt es sich um ein Volk von sechsunddreißig Millionen Seelen, dessen heiligsten Menschenrechte aufs grausamste verkümmert werden.

Wir Deutsche aber wollen auch hier die Hüter der wahren Freiheit sein. Noch einmal: Das ist keine Träumerei, sondern die nächstliegende Realpolitik. „Den verbündeten Armeen", so schließt Donzow seine Broschüre über die ukrainische Staatsidee, „bietet sich die Möglichkeit, das zu vollbringen, was bisher den besten Feldherren Europas, weder Karl XII. noch Napoleon, gelungen war: die Befreiung der zwei Erdteile von dem beschämenden Drucke der Moskowiter, die wirkliche Emanzipation von mehr als siebzig Millionen Menschen (einschließlich der Polen), die in der russischen Sklaverei schmachten. Nur wenn dies Ziel erreicht ist, wird das ganze auf den Schlachtfeldern in Ost und West geflossene Blut nicht umsonst geronnen sein. Die Frage, in welchen Beziehungen die Ukraine zu ihren Nachbarn stehen würde, ist der näheren Zukunft vorbehalten. Eins ist nur sicher: der auf dem Stromgebiet des Dnjepr zu errichtende Staat, aus dem Leibe des heutigen russischen Imperiums herausgeschnitten, von einem Volke bewohnt, in dem seine russenfeindlichen Traditionen nicht nur nicht erlöscht, sondern durch die letzte Politik Rußlands gestärkt sind, wird für unabsehbare Zeit für jede politische Kombination zu haben sein, deren Spitze gegen Rußland gerichtet wird."

Karl Storck



Die „Begeisterung“ unserer Soldaten

In die Seele des Soldaten im Felde leuchtet ein Mitkämpfer, Erich Everth, in der Monatsschrift „Die Tat“ (Jena, Eugen Diederichs). Ein reichlich mißbrauchtes Wort der Öffentlichkeit sei da die „Begeisterung“ unserer Soldaten:

Die Leute, die so daherreden, als könne ein Heer, das elf Monate lang unter großen Entbehrungen und Anstrengungen im Felde steht, anhaltend begeistert sein, verstehen das Wort nicht. Man meint vielleicht den guten Geist der Truppen, und dann hat man freilich recht. Aber „Begeisterung“ haben viele draußen nicht kennen gelernt. Beide Extreme, die Begeisterungsbarden wie die Flauen, überläßt die Front gern dem Hinterland. In einem Feldpostbrief war kürzlich zu lesen: „Als wir einst schwuren, unsere Geschütze nicht schmählich zu verlassen, da verspürte ich einen Schauder durch meine Adern rieseln, aber als der Moment gekommen war, die Pflicht bis zum letzten Augenblick zu tun, da taten wir in nüchterner Überlegenheit unsere Pflicht, für den Schauer von einst war keine Zeit geblieben. So einfach, so frei von sentimentalem Gefühl erscheint uns Soldaten der Kampf, aber er ist deshalb nicht geringer, nicht leichter geworden. Was soll der Soldat mit großen Gefühlen anfangen? Er braucht kaltes Blut. Mit je schlichterem Sinn der Soldat seiner sicherlich nicht leichten Pflicht nachkommt, um so schöner, um so deutscher ist sein Handeln.“ So ist es, man muß das nachdrücklich unterstreichen. Daß der überwiegende Teil unserer Truppen schon zu Anfang des Krieges ohne große Geste hinausging, mit gesammelter und ruhiger Kraft, ist oft ausgesprochen worden. Seither hat die Dauer der Kämpfe jeden Überschwang gedämpft, hat die Erfahrung jeden Leichtsinn beseitigt und überall eine angemessene Seelenlage geschaffen. Allmählich wird auch im Publikum die Ausdauer, die Geduld der Truppen erkannt und anerkannt, so daß nicht immer bloß von Schwung und Kampfeslust die Rede ist. Die Leute draußen sind zumeist nicht auf den Krieg versessen, ich hörte von älteren Kriegsfreiwilligen öfter: „Wenn es bald zu Ende ist, um so besser, es kommt uns ja nicht auf den Krieg an; aber solange es dauert, helfen wir mit“. Das ist gewiß eine Art Begeisterung, aber eine stille, zähe und wertvollere als die der populären Phrase.

Sicher gibt es Augenblicke des Rausches, beim Sturmangriff, bei der höchsten Energieentfaltung und in der höchsten Gefahr, wo die schnelle Bewegung und nervöse Aufregung eine Art Ekstase schafft, ähnlich dem Höhenrausch oder dem seltsamen körperlichen Jubelgefühl, das man bei schnellem Fahren oder Reiten erlebt. Und in solcher Lage haben auch einmal junge Freiwillige, wie wir nicht vergessen wollen, „Deutschland über alles“ mitten im Angriff gesungen. Nun aber setzt sich das in den Köpfen zu Hause als etwas Typisches fest, und dadurch wird es zur Grimasse. Draußen ist ein solches Vorgehen nicht etwa zur Mode geworden, es hat sich seither kaum wiederholt, denn dort ist man von aller Tuerei weltenweit entfernt; ein derartiges Ereignis ergibt sich eben in der einzigartigen Lage des Augenblicks, und darin liegt sein keuscher Wert.

Wie Italien gekauft wurde

In vollem Umfange wird man das wohl nie erfahren. Manche „Geschäfte“ — und vielleicht nicht die unwichtigsten — werden unter Vorsichtsmaßregeln und Verschleierungen abgeschlossen worden sein, die den „Kontrahenten“ schon mit Rücksicht auf ihre gesellschaftliche und politische Stellung geboten erscheinen mußten. Wenn man auch nur zu gern gab und nahm, so durfte doch unter „Gentlemen“ von Bestechung und Bestochenen selbstverständlich keine Rede sein. Das wäre ja für den einen wie den anderen eine Beleidigung gewesen! Wo denkt ihr hin — Kavaliere, Männer von Ehre! „Das sind sie alle,

alle ehrenwert!“ Immerhin ist der Schleier über diesen „Kavaliergeschäften“ schon ein weniges gelüftet worden und er wird noch ein weiteres gelüftet durch einige ehrenvolle Enthüllungen, die dem „Pester Lloyd“ „von besonderer Seite“ zur Verfügung gestellt werden.

„Nach einer genauen Untersuchung ergeben sich verschiedene Faktoren, die gleichzeitig den Druck geltend machten, unter dem Salandra, Sonnino und Genossen handelten. An erster Stelle stehen natürlich die Botschafter der Ententemächte. Diese haben aber nicht nur direkt ihren persönlichen Einfluß auf Baron Sonnino geltend gemacht, sondern auch indirekt durch die Presse und Mittelspersonen aus journalistischen Kreisen. So gelang es dem englischen Botschafter Renell Rodd, sich das führende römische Blatt, die ‚Tribuna‘, dienstbar zu machen, indem er ihren bisherigen geistigen Führer, den neutralistisch gesinnten Senator Orlando Ricci, systematisch kompromittierte und dadurch den anglophilen Olindo Malagodi zum Diktator in der Leitung des Blattes machte. Der französische Botschafter Barrère unterstützte die sämtlichen Blätter des sogenannten Secolo-Trusts, zu dem der römische ‚Messagero‘, der ‚Corriere del Mattino‘ in Bologna und die ‚Ora‘ in Palermo gehören, und erreichte durch diese Zeitungen einen sehr großen Einfluß auf die Stimmung der von diesen Blättern beherrschten niederen Großstadtbevölkerung Italiens. Neben dieser Aktion der Diplomaten der Entente ging eine finanzpolitische Aktion, deren Mittelpunkt in der Mailänder Großbank Società Bancaria lag. Diese war ursprünglich ein rein italienisches Institut, das zeitweilig auf schwachen Füßen stand. Erst als französische Großkapitalisten sich der Mehrzahl der Aktien des Instituts bemächtigt hatten, entstand in der Bancaria eine finanzielle Macht, die den Kampf gegen die mit deutschem Kapital gegründete und stets die dreibundfreundliche Politik Italiens stützende Banca Commerciale aufnehmen konnte. Die Bancaria wurde ein Instrument in den Händen französischer und frankophil-italienischer Finanzleute, um die Armee- und Marinelieferungen aus Deutschland zu unterbinden und statt dessen diese ihrem Konzern zuzuführen. Besonders galt es, Krupp und die von der Banca Commerciale finanziell abhängigen Terniwerke auszuschalten und dafür die dem Bancaria-Konzern angehörigen Firmen Schneider-Creuzot und Marrel sowie die Schiffswerft Ansaldo-Genua zu begünstigen. Damit diese reichlich Geschäfte machen konnten, galt es der Bancaria-Gruppe, der sich auch zahlreiche piemontesische Industriefirmen unter Führung des Ingenieurs Ferraris angeschlossen hatten, sich in den Besitz einer die Kriegstrommel unausgesetzt rührenden Presse zu setzen. Diesem Bestreben ist die Gründung des Kriegshetzblattes ‚L'Idea Nazionale‘ zuzuschreiben, die im Sommer 1914 erfolgte. Ferraris übernahm von dem eine Million Lire betragenden Aktienkapital 750000 Lire und brachte den Rest bei anderen Geschäftsfreunden der Bancaria unter. Auch der Aufsichtsrat der Bancaria Ludwig Maggotti suchte in demselben Sinne zu wirken, indem er das Bologneser Blatt ‚Il Resto del Carlino‘ kaufte und zu einem Hauptheßblatt für die Kriegsidee umschuf. Auch das Schandblatt ‚Popolo d'Italia‘, dessen sozialistischer Chefredakteur Mussolini die Brutalität durch die Verherrlichung des Mörders Princip jüngst auf die Spitze trieb, ist eine Finanzunternehmung dieses Maggotti, der nebenbei an der Mailänder Börse als Haupt der ‚Schwarzen Bande‘, das heißt der Baissisten, im schlimmsten Rufe stand. Sogar den ‚Corriere della Sera‘, der einst ein entschiedener Vorkämpfer der Dreibundidee gewesen, gelang es der Bancaria im Laufe des Monats September ihren Wünschen dienstbar zu machen, und zwar durch finanzielle Einwirkung auf die Besitzer des Blattes, den Baumwollfabrikanten Crespi, den Gummifabrikanten Senator Pirelli sowie den die Erben des Gründers des Blattes Torelli-Viollier vertretenden Senator Beltrami. Von diesen wurden die beiden ersten durch geschäftliche Krisen in den Aktionsbereich der Bancaria gebracht, während Beltrami sich gern und freiwillig als überzeugter Feind Österreich-Ungarns dem Konzern anschloß. Aus dieser Wühlarbeit der finanziell an der Teilnahme Italiens am Weltkrieg auf Seite der Entente interessierten Finanzkreise und ihrem fortschreitenden Einfluß auf die gelesensten Blätter des Landes erklärt sich ein gut Teil der Haltung des Ministeriums

Salandra und Sonnino. Ebenso ist aber auch das Abschwenken der Gefolgsleute Giolittis durch diese finanzielle Machination erklärt, die das Eingreifen des ehemaligen Ministerpräsidenten in letzter Stunde hinfällig machte.“



Der schmauchende Polyphem

Seinen Besuch bei einem unserer Riesengeschütze schildert anschaulich Dr. Paul Michaelis im „Berl. Tagebl.“. Es ist vor Kowno: „Mit einem Kollegen suchte ich die in guter Deckung stehende schwere Artillerie auf. Es war ein langer Fußmarsch durch Feldwege und Wiesen, bei dem der in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrende Donner des Schusses die Richtung angab. Erst ganz in der Nähe bekam man dieses Riesengeschütz zu sehen. Es macht trotz seiner kolossalen Abmessungen durchaus nicht den Eindruck des Unförmlichen. Sieht man allerdings Einzelheiten, wie das stählerne Geschoß und die goldblinkende Kartusche, dann kann man die Größe dieses Mammuts abschätzen. Auch wenn das Geschütz in Tätigkeit tritt, ist zunächst der Unterschied zwischen ihm und anderen Geschützen kleineren Kalibers nicht allzu groß. Das Getöse des Schusses ist bei einiger Vorsicht erträglich, weil es keinen scharfen Knall gibt, sondern nur ein elementares Getöse von allerdings furchtbarer Kraft. Die Feuersäule, die beim Schuß aus dem Rohr fährt, ist verhältnismäßig kurz, und ebenso ist es mit dem entwickelten Rauch. Man denkt an einen schmauchenden Polyphem, der behaglich einen wirbelnden Rauchring bläst. Er zerfließt schnell im Dunst. Ebenso elegant, wie das Feuer des Geschützes, ist seine Bewegung. Alles geschieht automatisch. Nach dem Abschuß macht das Geschütz zum Feinde hin eine höfliche Verbeugung wird durch den Mechanismus gleichsam spielend wieder geladen und richtet sich wieder auf, um stumm, aber mit furchbarer Entschlossenheit zum Himmel zu blicken. Nun winkt der Offizier, der im Panzermantel das Feuer leitet, mit der Hand aus dem Fenster. Alles hält sich die Ohren zu und macht den Mund auf. Dann kommen Blitz und Donner zugleich, und behaglich bläst das Ungeheuer den wirbelnden Rauchring hinter dem ausgespienen Zuckerhut her. Bei einiger Übung kann man das Geschoß fliegen sehen, wenn man in der Verlängerung des Rohres ziemlich steil nach oben sieht. Dann sieht man es zuerst nicht größer als eine gewöhnliche Granate, wie es mit fabelhafter Geschwindigkeit höher und höher steigt, bis es zu einem winzigen Pünktchen wird und dem Blick entschwindet; aber es saust noch immer höher, bis zur Höhe des Montblanc und darüber hinaus, dann fällt es im großen Bogen 10 oder 12 Kilometer weiter nieder. Wo? Das weiß der Kanonier so wenig wie der Zuschauer. Für das Treffen haben die Beobachter in vorgeschobenen Stellungen, im Fesselballon und im Flugzeug zu sorgen. Sie melden jedesmal die Wirkung, und gerade, als ich zuschaute, kam die Meldung: ‚Tadellos getroffen.‘ Irgendwo vorn war eine starke feindliche Stellung in einen Schutthaufen verwandelt worden.“

Bilder zum „Rheingold“

In langjähriger Friedensarbeit entstanden und doch der Siegespreis eines hartnäckigen Kampfes, — so verdient Franz Staßens „Rheingold“ auch in dieser ganz anders bewegten Kriegszeit eine aufmerksame, liebevolle Betrachtung. Nur wer in ähnlicher Weise einem mit Berufsarbeit und dem Zwang zum Broterwerb angefüllten Leben umfangreichere Werke der Liebe und des innersten Berufes abzutrotzen versucht hat, weiß eine solche Tat voll zu würdigen.

Das kühne Planen liegt in jeder Künstlernatur, aber jahrelang jede durch verdoppelte Arbeit freigemachte Stunde dem einen großen Ziele zu widmen und immer wieder die Spannkraft zu finden, von den verschiedensten Abwegen her auf den einen Weg zurückzukommen und auf ihm Schritt für Schritt dem Ziele sich näherzuarbeiten, verdient die menschliche und künstlerische Bewunderung selbst jener, denen dieses Ziel vielleicht gar nicht als besonders erstrebenswert erscheinen mag.

Dieses schicke ich dem Folgenden voraus, weil ich mich dieser deutschen Künstlertapferkeit freue und weil wir nicht verkennen wollen, daß in einer solchen zäh durchgeführten Lebensarbeit das Beste jenes deutschen Geistes lebendig ist, vor dem auch jetzt gegenüber ganz anders gearteten Äußerungen die Welt staunend steht. Auch in unserem Künstlertum war dieser Geist sehr selten geworden. Schnelle Arbeit, schneller Erfolg, die Gier nach der Anerkennung des Tages, die Hast, um jeden Preis „modern“ zu sein, hatten auch dem größten Teil unseres Kunstschaffens den Stempel aufgeprägt. Wer unbekümmert um den äußeren Erfolg, frei von jeder Sorge ums Dasein schaffen kann, dem mag es wohl leicht fallen, in stiller geruhiger Arbeit ein großes Werk zu vollenden. Wo es aber, wie hier, einer täglichen Fron abgewonnen werden mußte, da freue ich mich doppelt, vor allem dieser Hochachtung vor der menschlichen Kraft dieses Künstlers über den Rahmen einer rein sachlichen Kritik hinaus Ausdruck geben zu können. Warum soll man nicht auch dem Lebenden im freudigen Zuruf sagen dürfen, was zumeist erst in Nekrologen feierlich, aber auch recht wehmütig zu lesen steht?

Franz Stassen hat sich in einem Maße dem künstlerischen (und dem menschlichen) Genius Richard Wagners verschrieben, das bei einem selbstschaffenden Künstler zunächst etwas fast Beängstigendes hat. Außer zahlreichen kleineren Buchschmuckarbeiten hat er eine größere Zahl farbiger Lithographien, die beiden großen Mappen „Tristan und Isolde“ und „Parsifal“ geschaffen, und hat sich nun als großes Lebenswerk eine wohl auf hundert Blätter berechnete Bilderfolge zu Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ vorgenommen, von der jetzt als erster Teil die Mappe „Rheingold“ erschienen ist. Es sind vierundzwanzig Blätter größten Doppelfolioformats, Steinzeichnungen mit zumeist mehrfarbigem Tonunterdruck in dieser monumental einfachen Leinwandwappe vereinigt. Der Verlag Weise & Co. in Berlin und die Druckerei haben mustergültige Arbeit geliefert. Der Preis von dreihundert Mark für die Mappe ist in Anbetracht des Gebotenen niedrig bemessen.

Stassen hat seine ungemein lebhafte Phantasie, deren Gesichten eine sehr bewegliche und sichere Zeichnerhand fast allzu leicht Gestalt zu leihen vermag, aus Neigung und äußerer Lebensnotwendigkeit in überwiegendem Maße in den Dienst der Illustration gestellt. Er hat sich als Maler immer wieder gegen die Gefahr der Einseitigkeit gewehrt. Dort, wo er frisch nach der Natur Landschaften malte, ist ihm das am leichtesten gelungen. Aber daß es ihn auch in seinen Gemälden zu großen Kompositionen drängte, deren Stoffe mit Vorliebe den mythischen oder durch Dichtung uns vertrauten Stoffkreisen entnommen waren, offenbart seine wesentlich dichterische Natur. Wir sind ja glücklicherweise nun auch in der Malerei über die Zeit hinaus, in der Phantasiegestaltungen für ein Verbrechen galten und mit dem Schlagwort „Literaturmalerei“ von vornherein abgetan wurden. Und wenn wir das geradezu klägliche Ergebnis der in der letzten Ausstellungen so zahlreichen „Kompositionen“ gerade nach der Seite der Phantasieentfaltung bedenken, so ist es nur ein sehr geringer Trost, wenn uns gesagt wird, daß hier der Stoff eben lediglich als Mittel zu rein malerischer Komposition diene. Denn diese geistige Unerlebtheit der behandelten Vorwürfe, das völlig Undichterische dieses Gestaltens, ist noch schlimmer und innerlich unfruchtbarer, als das ins allegorische Verstandesmäßige abgewandelte sinnliche Verhältnis zu dem in der Natur Gesehenen. Hält man zu alledem die fast uneingeschränkte Begeisterung, mit der die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Eugen Delacroix' von allen Seiten gefeiert wurde, so zeigt sich, daß es doch auch hier letzterdings auf die Kraft des Temperaments, die Leidenschaft des Erlebens ankommt. Durch diese Kraft

des Erlebens wird auch der sogenannte literarische Vorwurf zum Eigentum des bildenden Künstlers, der ihn aus seinem Schauen heraus rein mit den Mitteln seiner Kunst neu gestaltet.

Eine Schwierigkeit bleibt ja freilich immer: Nur der wird zum vollen Genuß eines solchen Bildes gelangen können, der den Stoff, aus dem das Bild geschöpft ist, selber beherrscht. Und je tiefer dieser Besitz geworden ist, je mehr er sich von der Gestaltung durch den einzelnen Dichter loslöst und eben einfach als Stoff in uns übergegangen ist, um so günstiger für den Genuß des Bildes. Daher die große Leichtigkeit, mit der wir biblische Bilder rein sinnlich und seelisch in uns aufzunehmen vermögen, ohne Einbeziehen eines bewußten Wissens. Je enger dagegen ein Bildwerk mit einer bestimmten Formung des dargestellten Stoffes verwachsen ist, je tiefer es z. B. eine Dichtung ausschöpft, um so schwieriger sind die Voraussetzungen zu seinem völligen Genuß vom Beschauer zu erfüllen. Nur dem wird das Bild ganz zu eigen werden, der auch die Dichtung voll besitzt.

Hier liegt nun die eine große Schwierigkeit, der diese Bilder Franz Stassens begegnen werden. Sie sind aus einem ungewöhnlich tiefen Erleben und aus innigster Vertrautheit mit Richard Wagners Dichtungen entstanden. Die Schwierigkeit wird erhöht, weil weitaus die Mehrzahl Richard Wagners Werke von der musikalischen Seite aus auf sich wirken lassen, sie als „Opern" genießen und ganz und gar in den so plastischen Bühnenbildern haften. Andererseits bildet die Anordnung des szenischen Bildes einen so wesentlichen Bestandteil von Wagners Dichtungen, daß auch der am freiesten schaltende Künstler es nicht wagen kann, es wohl auch gar nicht vermag, sich ganz der Eindrücke des szenischen Bildes zu entschlagen. Er wird gerade in den Bildern, die szenische Vorgänge darstellen, letzterdings nichts anderes geben können, als ein Idealbild der Szene, das von allem Unzulänglichen, das nun einmal jeder Bühnenaufführung anhaften muß, frei ist.

Man sieht, es sind viele Wenn und Aber, die den Vollgenuß eines solchen Bilderwerkes einschränken. Ich will, um das alles vorwegzunehmen, noch auf einen Punkt hinweisen, der in der Anlage von Stassens Darstellungsart selber liegt. Stassen hat ein sehr ausgeprägtes Gefühl für die Buchseite, deren er sich bei seinen Illustrationen durch ornamentales Linienwerk zu bemächtigen pflegt. Diese Umrahmung selbst stellt er dann in den Dienst des Inhalts, einmal durch stilisierte Verwendung figürlicher Elemente, dann aber auch durch Einkomponieren von Köpfen, Figuren und anderen Symbolen, die den Gehalt des in diesen Gesamtrahmen eingestellten Hauptbildes erweitern und tiefer ausdeuten. Gerade wenn der Rahmen so inhaltlich, vor allem figürlich, bereichert erscheint, wächst er naturgemäß über die Bedeutung einer Umrahmung des Hauptbildes hinaus, und das dekorative Linienwerk dient schließlich nur dazu, mehrere Bilder zu einem Ganzen zu vereinigen. Dieses Ganze ist in der Regel die Buchseite, und im Buche selber als Buchillustration betrachtet, wird man dieses Verfahren leicht billigen können. Eher erhebt sich aber Widerspruch, wenn es sich, wie hier, um große Tafeln handelt, die man eigentlich als selbständiges Bild genießen möchte. Freilich zeigt sich in einigen Blättern nun auch das Hinauswachsen ins Gestalten eines großen Raumes, sagen wir die Ausmalung einer Decke. Ich werde bei den einzelnen Bildern, deren Betrachtung wir uns jetzt zuwenden wollen, darauf hinweisen.

Tief musikalisch nachgefühlt ist das wunderbare Vorspiel, das aus dem tiefen Es wie aus einer Urquelle sich herausentwickelt. Im Wurzelwerk der Weltesche, ein Teil desselben, sehen wir die Urwala. Von irgendwo ist Licht in die Finsternis gefallen; Erdas Stirn wirkt als sein Quell. Von irgendwo erwachte das Leben als Bewegung. Es kreist im Rund des Gesichtes der Urweltmutter, im Rund ihrer Haare, Lichttropfen sprengen ab und bringen das Leben weiter, die Masse bewegt sich zu Wellenstrichen, das Leben steigt und wächst empor. In der oberen Stufe des Wurzelwerks, dort, wo der Stamm in die nachtende Welt hinauswächst, liegen in tiefem Schlaf die drei Rheintöchter, von einem Lichtkreis umschwebt. Hier ist die Lebenskraft noch in Ruhe, die tief im Innern bereits in Bewegung geraten.

Das zweite Blatt, „Woglinde“, zeigt im Wagelaweia der Rheintöchter das selige Einssein mit dem bewegten Element. Diese Geschöpfe sind nicht mehr, als ein Teil der lebendig gewordenen Natur; sie sind aber auch nichts anderes, und darin liegt ihr Glück. Hoch droben in den Wolken gewahren wir ein edles Götterhaupt, die Augen geschlossen. Das ist wohl nicht mehr bloß Schlaf, das ist schon Traum und damit Sehnsucht. — Prächtig komponiert ist das dritte Blatt „Alberich“, sein Ruf an die niedlichen Nicker. Beim Bühnenbild kommt man da niemals über die Enge der Raumverhältnisse hinweg, die auch hier beibehalten ist, da sie ja schon in der Möglichkeit einer Zwiesprache begründet ist. Aber das Ganze wirkt als Welt für sich und damit würdig des großen mythischen Geschehens. Im Rahmen drunten ist allerlei Gezücht der Tiefe zu einer Art altnordischen Ornaments durcheinandergeballt.

Auf der Spitze des steilsten Klippenzahns liegt das „Rheingold“ (4). Als Weckerin lacht die Sonne in den Grund; ihr antwortet lustiges Leben, und den jauchzenden Bewegungen der Rheintöchter mengen sich mit sprudelnder Lebendigkeit die Fische. Das fünfte Blatt, „Der Raub“, steht in düsterem Gegensatz zu diesem lichten Bilde. Sein Fluch gegen die Liebe hat Alberich die Macht über das Gold gegeben. Mit dem Raub in der gierigen Hand jagt er in die Tiefe. Entsetzt blicken die Rheintöchter in die Nacht, dem schwindenden Lichte nach. Die Nornen aber — das zeigt uns der Rahmen — haben mit harten Händen das Seil gefaßt. Nun gilt es, der Welt Schicksal zu weben.

Die nächsten drei Bilder (6—8) zeigen, wie unabhängig von der Szene Staffen seine Bildvorwürfe gewinnt. Am Schluß der Walküre, als Wotan Loge ruft, das Lager Brünnhildes schützend zu umwallen, heißt es: „Wie einst ich dich fand als schweifende Lohe“. Daraus ist hier, in die Zeitfolge der Geschichte des Göttergeschlechtes richtig eingesetzt, das Bild „Wotan findet Loge“ gewonnen. Die gewagten Verkürzungen der beiden fliegenden Männerkörper wirken überzeugend. Das Hauptbild liegt hier als Kreis in einer Frühlingslandschaft, wohl Freias Garten darstellend, in dem sich die jungen Götter ergehen. Die Erde selbst ist noch gefesselt im Schlaf. Gerade hier zeigt sich die außerordentliche Schwierigkeit dieses Ineinanderliegens zweier Bilder, die nur geistig zu verbinden sind, für das schauende Auge aber getrennt bleiben. Im Rahmen an der Wand kann ich mir ein solches Blatt überhaupt nicht denken. Dagegen ist beim nächsten Bild, „Der Vertrag“, der Rahmen in glücklicher Weise nur am Fuß des Bildes breiter ausladend. Das Nornenseil zum Teil stilisierend aufgelöst in Wolkenschwaden, bindet säulenähnliche Pfähle zum Zaun, so ein Symbol der Vertragskraft, und in einer Ausbuchtung sehen wir einen urdeutschen Tannengrund, durch den Froh und Freia wandeln. Ihrer weltvergessenen Liebe ist gleichgültig, was die anderen in Sorge um Weltmacht abwägen. Denn droben sehen wir zum Bild gestaltet, was Fricka kurzsichtig ihrem Gatten vorwirft: „Um der Macht und Herrschaft müßigen Tand verspieltest du in lästerndem Spott Liebe und Weibeswert“. Wotan ritzt in seinen ehernen Speer die Vertragsrunen mit den Riesen. Seine Götterbrüder Donner und Froh stehen als Zeugen hinter ihm, die gewaltigen Riesen verfolgen gierig und tapsig sein Beginnen. Loge steht lauernd für sich, doch näher den Riesen. Die Gestalten sind trefflich charakterisiert. Das Bild wirkt in der vollen Raumausnutzung durchaus geschlossen, ein besonders geglücktes Beispiel für die nachdichtende Kraft des Künstlers. — Auch das folgende Blatt gestaltet zu kraftvoller Anschauung, was in Wagners Dichtung nur erzählend gestreift wird: „Geraten ist ihm der Ring“. Der durch den Fluch mächtige Alberich hat sein Ziel erreicht. In sklavischer Furcht bebt vor ihm die gebändigte Hölle. Als Feuerflamme durchschwebt der alles durchforschende Loge den Raum. Der Rahmen weitet sich erst in den oberen Ecken und zeigt hier qualgefesselte Menschen. Auch sie werden ja dem in unreiner Herrschaft stehenden Golde zum Opfer fallen.

Nun erst als neuntes in der Folge erscheint das szenische Hauptbild des Wagnerschen Dramas: „Walhall“, die Götterburg, die sich gewaltig in die Sternennacht hinaufkuppelt. Noch schleppen die Riesen die letzten Steine in das ungeheure Gefüge. Dadurch gewinnen

sie Macht über Freia. Die holde Göttin flieht umsonst mit ihren schnellen Silberschwänen vor den grausigen Winterriesen davon. „Bedungen ist's“, sie gehört den dunklen Mächten (10). Im elften Bild ist die Rahmenzeichnung ein Prachtbeispiel ornamentaler Verwertung des Ineinanders zahlloser Körper als Bildausdruck für Loges in eine so bezaubernde Melodielinie gekleidetes Bekenntnis: „Doch so weit Leben und Weben in Wasser, Erd' und Luft, lassen will nichts von Liebe und Weib“. Vereinsamt nur, tief unten versteckt, kauert Alberich, der der Liebe fluchte. Das Hauptbild zeigt Loges Besuch bei den Rheintöchtern, die um ihren Verlust klagen und seine Vermittlung bei Wotan erbitten.

Freias Verschleppung durch die Riesen ist der Gegenstand des nächsten Bildes (12). Die Sonne ist erloschen, auf die Götter senkt sich die fahle Dämmerung des Vergehens. Die folgenden Bilder führen wieder nach Nibelheim. „Mime schmiedet den Tarnhelm“ (13). Der Unglückliche, der nur mit der Hand Künstler ist, nicht mit dem Geiste, werkt seine eigene Qual. Das in der Farbenwirkung besonders glückliche Blatt wird vom Ornament beherrscht. Man wird vielleicht gerade in diesen ornamentalen Stücken die höchste Leistung des Künstlers erkennen müssen, der hier vielfach Gebilde erreichte, die an das Beste indischer und nordischer Schmiedekunst erinnern. Auch das Textband zu diesem Bilde, das die von Alberich gepeinigten Zwerge und ihr Herbeischleppen der Goldschätze verwertet, ist als Randleiste in der Ausfüllung des Raumes, seinem völligen Einswerden mit dem Text, meisterlich. — Nach Nibelheim steigen Wotan und Loge hinab, das erlösende Gold für Freia zu holen (14). Prächtig vereinigen sich die Töne aus Eisengrau, Gold und Schwarz zu geschlossener Wirkung, durch den aus schlangenartig gewundenen Drachenleibern gewonnenen Rahmen, in deren Greifenklauen Sklavenzwerge stöhnen, noch enger zusammengefügt.

Das fünfzehnte Blatt zeigt uns dann das Hinauswachsen dieser Art der Bildanlage auch über das Tafelbild hinaus zur malerischen Gestaltung eines großen Raumes, etwa einer Decke. Das kreisförmige Hauptbild, das Alberichs Fesselung durch Wotan darstellt, liegt in der unteren Hälfte des Blattes. Zu beiden Seiten die Zwickel bringen die Episoden, wie sich Alberich in einen Drachen verwandelt und von den Göttern zur Oberwelt hinaufgeschleppt wird. Der obere Teil zeigt uns die trauernde Freia in ihrer Verlassenheit bei den wüsten Riesen. — In Blatt 16 beherrscht die Umrahmung den Eindruck. In höchster Erregung wirken die groß gesehenen Nornen an des Seiles Geflecht, denn der Welt Schicksal knotet sich in dieser Stunde, in der Alberich den furchtbarsten Fluch an den Ring heftet, den er an Wotans Hand glänzen sieht.

Die letzten acht Bilder sind wesentlich einfacher im Gehalt, mehr auf das einheitliche Bild hin komponiert; ihre Umrahmung will nichts anderes sein, als eben Rahmen. Das liegt natürlich daran, daß jetzt die sich abspielenden Ereignisse für sich als Teile einer Handlung dastehen, ohne die zahlreichen inneren Beziehungen zum Schicksal der Weltidee. — Blatt 17 zeigt Freias Schmach. Froh und Loge häufen vor der Holden den Goldschatz, um sie den gierigen Blicken der Riesen zu entziehen. Blatt 18 ist als Bild vielleicht das stärkste der ganzen Reihe. In die Tiefe versinkend kündet Erda den Schicksalsspruch: „Alles was ist, endet; ein düsterer Tag dämmert den Göttern“. Fern im Nebel sehen wir die Riesen mit Freia von dannen ziehen. Die Götter bestürmen den in sorgenvolle Gedanken versunkenen Wotan, ihnen den Ring zu überlassen. Er gibt nach, und furchtbar erweist sich des Fluches Kraft, schon mordet der Bruder den Bruder (Blatt 19). — Es folgt Donners Gewitterbeschwörung (20). Das Blatt hat nur eine einfache Umrahmung aus Zickzacklinien des Blitzes. Die Böcke des Gewittergottes geben eine Art Säulenbasis. Dann schlägt Froh seine lichte Brücke (21). Für eine Steinzeichnung überraschend weich ist hier die feuchte Luft der Nachgewitterstimmung herausgekommen. — Blatt 22, die Klage der Rheintöchter, die aus der dunklen Stromestiefe zur lichtumglänzten Götterburg hinaufschallt, in die (23) die Götter ihren siegeszuversichtlichen Einzug halten. Nur Loge zögert im Hintergrund und wandelt sich schon wieder halb zur Lohe

zurück. — Das letzte Blatt (24) zeigt die Weltesche, an deren Stamm die Nornen das Seil befestigen. Mit ihrem Riesengeäst deckt sie die Welt und auch die Götterburg, das Schicksal hat jetzt freie Bahn. —

Es ist eigentümlich, wie nahe einem Wagners Nibelungendrama gerade in dieser Zeit geht. Der Fluch des Goldes, die lieblose Gier nach Macht, das segenvolle Walten der dienenden Kraft — urewige Mächte des Menschenschicksals in ihrer mythischen Verkleidung — sind auch die Gewalten, die unseren Tag beherrschen. Wie kläglich erscheinen uns jetzt jene Überklugen, die noch vor Jahresfrist es wagen durften, den deutschen Genius Richard Wagner mit der Kleinlichkeit ihrer Alltagsseelen überwinden zu wollen. Franz Stassen aber wünschen wir persönlich die Kraft und von der Gesamtheit die wohlverdiente Unterstützung, daß er sein großes Werk, das auf der nordischen Ausstellung in Malmö mit der schwedischen Staatsmedaille ausgezeichnet wurde, gedeihlich vollenden kann. **Karl Storck**



Sänger und Seher

Ein Vierteljahrhundert hat Robert Hamerling, der am 13. Juli 1889 verstorbene kerndeutsche Sänger und Seher, den Ausbruch des Weltkrieges und seine Ziele in einem Gedicht vorausempfunden. Es befindet sich nach der „Kreuzzeitung“ im Hamburger Staatsarchiv und lautet:

Meine hellen Seheraugen tauch' ich ein in ew'gem Lichte,
Und vor meine Seele treten zukunftstrunkene Gesichte;
Durch das tuchverhüllte Dunkel tatenschwangrer ferner Zeiten
Seh' ich eine hohe Göttin nah und immer näher schreiten.
Du, das Zwanzigste seit Christi, waffenklirrend und bewundernd
Wird die Menschheit dich einst nennen: „Das germanische Jahrhundert.“
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir in Staub erzittern,
Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern.
Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen,
Überall wird hoch zum Himmel noch das Blut der Feinde dampfen.
Und den tönernen Giganten Rußland stürzest du zerborsten,
In der Ostsee reichem Lande wird der deutsche Adler horsten.
Österreich, du totgeglaubtes, eh' die zwanzig Jahr' vergehen,
Wirst du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen.
Und so werden dich, erzitternd beugend sich vor deinem Ruhm,
Herrscherin des Ostens nennen, zweites deutsches Kaisertum.
Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen,
Unter ihm, in junger Freiheit, wird die Ukraine glänzen.
O geliebtes Volk, ich höre stimmend schon die Zimbeln geigen
Und die Pauken und Drommeten zu den großen Siegesreigen.
Freue dich der Heldenzeiten, das Geschick ist dir verbündet,
Fürchte nichts von deinen Feinden, Wahrheit hab' ich dir verkündet.



Wege zum Liede

(Vgl. die Notenbeilage des zweiten Augustheftes)

Daß das Lied das urtümlichste Gebiet deutscher Kunstbetätigung ist, offenbart sich auch in den unzähligen Wegen, auf denen unsere Künstler seine Seele zu erschließen suchten. Wie kein anderes Volk empfindet das deutsche in aller Lyrik einen musikalischen Kern, und die meist auch in der Form scharfgeschliffene Gedankenpoesie bringt es bei uns niemals über eine kühle Bewunderung.

Goethes Mahnung: „Nur nicht lesen, immer singen, und ein jedes Lied ist dein" gilt bei ihm natürlich im besonderen Sinne, selbst für seine mit tiefer Weisheit befrachteten Sprüche, wie für seine gewaltigsten, zu dramatischer Anschaulichkeit ausgewachsenen Dithyramben. Das Eigentümliche liegt darin, daß das Musikalische der deutschen Lyrik weniger in ihrem Rhythmus liegt, der mehr nur als die ordnende Kraft auftritt für ein vorher vorhandenes Melos, in dem sich der Überschwang des Gefühls auslöst. Eine Art unendlicher Melodie, ich möchte sagen ein Chaos musikalischer Klänge, ist der Urgrund, aus dem heraus sich mit Hilfe des klar gestaltenden Wortes und des den Tonfall ordnenden Rhythmus das Lied verdichtet. Das Wort „dichten" gewinnt den im Wortbild liegenden Sinn des Dicht-, d. i. Festmachens eines vorher Zerfließenden.

Für die seelischen Lebensbedingungen des Kunstschaffens bleibt nun gerade das Lied eine der eigentümlichsten Erscheinungen. Aus einer stark erregten Gefühlswelt heraus löst sich unter den um die Gestaltung kämpfenden, die Masse meisternden Händen des Dichters das mit der Kraft des Wortes zur Bestimmtheit gefestigte Gedicht als ein in sich fertiges geschlossenes Kunstwerk heraus. Aber diesem Kunstgebilde verbleibt die Sehnsucht, in den Urgrund, aus dem es herausgewachsen, wieder zurückzutauchen. Das Gedicht verlangt, je lyrischer sein Gehalt ist, um so mehr wieder zurück nach Musik. Nirgendwo zeigt sich uns die Kunstanschauung Schopenhauers so fruchtbar, wie in diesem Verhältnis, wenn er die Musik geradezu als die „Idee" ansieht, wogegen alle anderen Künste nur „Abbilder dieser Idee" zu vermitteln vermögen. Das Abbild ist natürlich das Klare, Bestimmte, Deutliche, aber die Idee selbst bleibt das Reichere.

Andererseits denken wir an Goethe, der klar erkannte, daß es nur eine Kunst gibt, daß die verschiedenen Künste, die wir unterscheiden, nur verschiedene Mitteilungsformen ein und derselben Kraft sind, just eben, wie sie dem einzelnen Menschen verliehen ist. Den malerisch Begabten wird ein künstlerisches Erleben, auch wenn es ihm nicht von außen durch die Sinne zukommt, sondern seiner innerlichsten Gefühlswelt entspringt, notgedrungen in die sinnlichen Mittel seiner Kunst ausmünden. Der Dichter zwingt das in ihm Wogende zum festen Wortgefüge. So entstehen mannigfache Abbilder einer und der gleichen Idee; sie sind naturgemäß begrenzt, eben nur Beispiele für ein unendlich weiteres. Aber in dieser Begrenztheit liegt gleichzeitig die Stärke, die Kraft im Vergleich zu jener überall entgleitenden Idee.

Selbst der Musiker steht hilflos diesem jenseits oder doch vor aller Gestaltung liegenden Fühlen gegenüber. Es gibt ein wunderbar schönes Wort von Goethe, das, wie vieles bei diesem einzigartig Begnadeten, so leicht hingesprochen scheint und doch als Offenbarung wirkt. Als ihm der junge Mendelssohn Fugen von Bach vorgespielt hatte, meinte er: „So muß es in Gottes Busen ausgesehen haben, bevor er die Welt erschuf." Die Vermittlung dieses Fühlens, bevor es Gestalt wird, das ist das eigentlich und nur Musikalische. Aber künstlerisches Schaffen ist doch nun eben Gestaltgeben. Auch der Musiker kann nur dadurch, daß er fest gestaltet, ein Kunstwerk schaffen. Ich glaube, hier offenbart sich einem die Erklärung dafür, weshalb die von vornherein festgelegte Form gerade in der Musik diese einzigartige Bedeutung gewinnen konnte. Gerade weil sie bestimmt ist, wie ein vorher geschaffenes Gefäß, ist sie besonders geeignet, einen

Gefühlsgehalt schier unverändert in sich aufzunehmen. Es liegt dann freilich beim Empfänger, ob er mehr am Geistig-Sinnlichen (der Form) haften bleibt, oder zum Gefühlsgehalt durchdringt, so weit, daß er darüber die Form ganz vergißt. Voraussetzung dafür ist natürlich, daß der Schöpfer so unbedingter Meister der Form ist, daß er seine Gestaltungskraft nicht für diese Form verbraucht, die sich wie von selbst einstellen muß.

Es ist eine eigentümliche Erfahrung, daß man im Laufe der Jahre, oder wenn man unendlich viel Musik gehört und durchgearbeitet hat und in gewisser Hinsicht „musikmüde" ist, zum Teil deshalb, weil man eigentlich ein Neues nicht kennenlernt, so daß also die geistige Anregung des Neuen wegfällt — ich sage, daß dann Mozart und Bach einen unvergleichlich starken Eindruck auf einen machen. Ich finde, diese beiden sind dann wie die Natur, ja wie die Lebenskraft selbst, und man fühlt sich zu Urquellen des Seins getragen. Trotzdem die Entwicklung uns so ganz andere Wege geführt hat, trotzdem die gewaltigsten künstlerischen Erschütterungen, die uns durch Musik zuteil werden, von anderen Werken ausgehen mögen, bleibt es doch Tatsache, daß, je „absoluter" eine Musik ist, sie um so mehr Musik ist, und daß die Wirkungen, die eben nur von Musik auszugehen vermögen, von ihr am reinsten geübt werden.

Woher nun trotzdem die ständige, wechselseitige Sehnsucht nach der Verbindung von Wort und Ton, von Dichtung und Musik? In der Tatsache, daß das Volkslied sich mit Vorliebe episch oder dramatisch einstellt, geradezu eine Situation, einen Menschen hinstellt, „aus dem heraus das Lied wächst", zeigt sich das Bestreben, dem „Abbild", das bereits das Gedicht im Verhältnis zur ihm zugrunde liegenden „Idee" des Gefühls darstellt, eine noch bestimmtere Form der Lebenserscheinung zu geben. Das ganze Leben um uns herum, die ganze Wirklichkeit, besteht nur aus Abbildern von Ideen, nicht aus diesen selbst. Und so ist es natürlich, daß auch für den Künstler das Erleben vom Abbild ausgeht, wie es ihn, den Erzeuger vom Lebendigsten, dazu drängen muß, neue Abbilder zu schaffen.

Sehen wir die Wirklichkeiten des künstlerischen Schaffens an, so sind gewiß in zahllosen Fällen Dichter durch Musik zum Schaffen angeregt worden. Aber die Fälle, in denen Dichter die von Musikstücken empfundenen Anregungen als Gedichte ausgesprochen haben, sind verschwindend gegenüber der unendlichen Fülle von Liedern, also von Vertonungen fertig gestalteter Gedichte.

Es bietet unausschöpflichen Reiz, die Art zu untersuchen, wie Dichtung und Musik hier nebeneinandertreten, ineinander verwachsen und auseinander hervorgehen.

Der Weg zum Kunstgebilde höherer Ordnung wurde für das Lied offen, als die instrumentale Begleitung zur Gesangsmelodie hinzutrat, also etwa von 1600 ab. Was zuvor an Instrumentalbegleitung zum Gesang geübt wurde, war auch, wo es von der Gesangslinie abwich, doch im Grunde nur Ersatz einer anderen Singstimme und blieb damit im Bannkreis des dem Einzelgesang Erreichbaren, gewann nicht die Werte der absoluten Musik hinzu. Diese hatte trotz des Textes erschlossen die polyphone Gesangskunst der Niederländer und Italiener, wie sie in Orlandus Lassus, Josquin und Palestrina gipfelt. Aber dafür war der Wert des Dichterwortes zum Opfer gefallen und im günstigsten Falle nur die Allgemeinstimmung des Textes gerettet. Das alte Volkslied hatte in der Fähigkeit, eine einzelne Melodielinie von umfassendem Stimmungsgehalt zu schaffen, einen Gipfel erreicht, wie andererseits der Minnesang in der eindrucksvollen melodischen Deklamation des Dichterwortes Vollendetes dargeboten haben muß.

Aber das wirkliche Lied konnte erst dann entstehen, wenn der Musiker die seiner Kunst allein eigenen Mittel auch zur Bereicherung des seelischen Gehaltes, zur Vergrößerung der im Gedichte aufgerufenen sinnlichen Welt verwenden konnte. Das wunderbare Genie Franz Schuberts hat in der kaum übersehbaren Fülle seiner Lieder eigentlich alle erdenkbaren Stufen dieser Verbindung von Gesangsmelodie mit instrumentaler Musik durchlaufen. Dabei steht er allein in der Fähigkeit, auch die weitgespannteste Deklamationslinie so liedhaft zu ge-

stalten, daß man sie auch für sich allein singen kann. So tiefbohrende Gesänge wie Memnon, Grenzen der Menschheit, Prometheus, bleiben Lieder in jenem Sinne, daß sie ein Gesangsstück darstellen, dessen Melodielinie in sich zum sinnlichen Genuß ausreicht und auch für sich betrachtet ein geschlossenes Kunstgebilde darstellt; sie sind die Erfüllung des Goetheschen Wortes „nur nicht lesen, immer singen, und ein jedes Lied ist dein" für Gedichte, die keine Lieder mehr sind. Man kann sich ihr Entstehen aus dem eindrucksvollen Sprechen des tieferfaßten Gedichtes vorstellen. Der Mensch mit den in seinem Körper liegenden, von allem Äußeren unabhängigen instrumentalen Fähigkeiten, also dem Gesang, ist Träger und Vollender dieser Kunst.

Andererseits vermag Schubert selbst bei den einfachsten Liedformen die instrumentale Begleitung so zu gestalten, daß diese eine Erweiterung über das Gedicht hinaus bringt. Man denke an die ersten Müllerlieder mit der gewiß denkbar einfachen instrumentalen Begleitung, die doch in der glücklichen Darstellung des Bachgemurmels dauernd die Umwelt und ihre Stimmung uns gegenwärtig hält, aus der das Erleben des Müllerburschen, das in den Gedichten sich ausspricht, herausgewachsen ist.

Ich kann hier das Auf und Ab in diesem Verhältnis zwischen Gesangsstimme und instrumentaler Begleitung nicht verfolgen. Selbst dort, wo die geschlossene Melodielinie vollständig preisgegeben ist, wo die den Text deklamierende Menschenstimme nicht einmal die wirkungsvollste unter den Linien ist, die sich mit der instrumentalen Begleitung zu einer Art sinfonischer Gesamtzeichnung zusammenschließen oder, was ja gerade in der Moderne häufiger der Fall ist, wo diese Gesangsstimme nur einige Farbentupfen mehr in dem pointillistischen Tongemälde abgibt, erkennen wir die stete Steigerung des Strebens ins eigentlich Musikalische. Denn alles das hat ja nur Sinn, wenn ich von dem in den Worten Gesagten weiterführen oder davor zurücktauchen will. Auch Hugo Wolf, der, wie Wagner, die Dichtung als das eigentlich schöpferische Element ansah, findet gleich seinem Vorbilde den Schöpfungsurgrund im Musikalischen; daher seine Weiterentwicklung des von dem ja auch stark dichterisch veranlagten Robert Schumann gepflegten musikalischen Vor- und Nachspiels, das nicht mehr wie zuvor nur die formale Aus- und Einleitung darstellt, sondern selbständiges Stimmungsmittel ist, die Welt erschließt, aus der das Gedicht entstanden ist und dort noch weiterführt, wo der Mund verstummt, weil dieses Innerlichste nicht mehr zu sagen ist. —

Auf dieser Linie sind die Lieder gewachsen, die Adolf Liebeck als op. 6 in zwei Heften darbietet (Verlag Tischer & Jagenberg, Köln a. Rh.). Er nennt sie „Goethe-Lieder, komponiert für Klavier". Hören wir den Komponisten über sein Schaffen sprechen: „Die Klavierstücke stellen den Versuch dar, Gedichttexte in einer anderen als der bisher üblichen Weise musikalisch zu verarbeiten. Es soll in ihnen die Grundstimmung des Gedichtes, wie sie im stillen Genuß des Lesens empfunden wurde, zur Wiedergabe gelangen. Zu diesem Zwecke sind absichtlich Texte gewählt worden, in denen der individualistische Charakter des (gesungenen) Liedes störend wirken würde. So eignet sich das Goethesche Gedicht ‚Über allen Gipfeln ist Ruh' besser für die Verarbeitung in der absoluten Form des ‚musikalischen Stimmungsbildes', da hier die Natur zum Menschen spricht und nicht umgekehrt der Mensch zur Natur. Im Liede steht das Individuum im Vordergrunde des Interesses. Das gesungene Wort ist seinem Inhalte nach gleichsam der Abglanz einer Stimmung, die der einzelne im Anblicke eines Geschehens empfangen hat. In der absoluten Weise dagegen scheint die Natur selbst aus ihrer Tiefe zum Menschen zu sprechen, weshalb das seelische Erlebnis viel unmittelbarer und nachhaltiger ist. Aus einem ähnlichen Grunde wurde bei der Vertonung des Gebetes in ‚Wanderers Nachtlied' von der Liedform abgesehen (vgl. unsere Notenbeilage), denn die schmerzlichsten, inbrünstigsten Gebete werden nicht ausgesprochen, sondern nur im Innern gehört. ... Das Gedicht ‚Harfenspieler' (‚Wer nie sein Brot in Tränen aß') hat so ungeheure, übermenschliche Proportionen, daß man der absoluten Musik den Vorzug geben wird. Als solche wirkt sie unpersönlich, wie ein Spruch, der die Stirnseite eines griechischen Tempels schmückt. Die Ver-

mittlung durch den Menschen kann hier nur verkleinernd wirken. Die Musik des ‚Stimmungsbildes' geht mithin unmittelbar auf das Geschehen bzw. den Empfindungsgehalt des Gedichtes selbst zurück. Sie zeigt das Bienchen, wie es den Blütenkelch umsummt, der sich ihm willig entgegenstreckt, den Wanderer, der heiter seines Weges zieht, sie legt den Schicksalsspruch nicht in den Mund des Harfenspielers, sondern läßt das Schicksal selbst zum Menschen sprechen. Mit anderen Worten: sie umgeht völlig das Individuum, sei es den Dichter oder Leser, und beschränkt sich auf das Gedicht selbst und was in ihm zur Darstellung gelangt ist. Daher ist die Vermittlung durch ein Individuum nicht nur überflüssig, sondern sogar gefährlich."

Man sieht, wie hier der Komponist in dem Gegensatze zwischen dem Individuum, das im Gedicht zu uns spricht, und dem innersten Gehalt des Gedichtes selber eigentlich nichts anderes trifft, als den alten Schopenhauerunterschied von Idee und Abbild der Idee. Die acht Stücke, die er darbietet, sind untereinander dabei recht verschieden. Bei den zwei kleineren Beispielen, zu deren Wahl uns der zur Verfügung stehende Raum zwang, haben wir in „Wanderers Nachtlied" in der erregten Einleitung die qualvolle gehetzte Stimmung des Menschen, seine Not, aus der heraus er zum Beten gelangt. Dem Abschnitt, der nachher als Lied bezeichnet ist, könnten nach meinem Gefühl ohne Schaden die Textworte unterlegt sein, denn in Wirklichkeit wird hier das Gedicht innerlich mitgesprochen. Dagegen ist „Gleich und Gleich" vom Gedicht selbst freigeworden. Was der Komponist uns hier gibt, ist dieses immer wieder Zusammengehen, dieses Füreinandersein der selbstherrlich aus dem Boden hervorgesprossenen Blume und des um sie herumgaukelnden Bienchens. Wir sehen, wir erleben durch die Musik das gleiche Naturspiel, das den Dichter zu seinen Versen reizte.

Sehr bezeichnend ist die Vertonung von „Ich ging im Walde so vor mich hin; ich war so heiter, wollt' immer weiter, das war mein Sinn". Da hat der Komponist nichts herausgegriffen als dieses glückselige, sich seiner selbst kaum mehr bewußte Bummeln in freier Natur, bei dem es einem selber immer von Melodien in Kopf und Herzen herumschwirrt. Es ist köstlich, wie bei solchem Wandern Musik in einem lebt und in einem wach wird, so daß man es selber kaum merkt, wenn sich plötzlich aus einem langen inneren Summen und Singen einige Töne aus dem Munde heraus ins Freie schwingen. Lehrreich ist hier bei diesem schlichten Liedlein das rasche Hinüberdenken zu Hugo Wolfs großartigem Gebilde von Mörikes „Auf einer Wanderung", wo die Musik die ganze Welt der Gefühle aufwallen läßt, von der die Worte nur so sprunghaft künden.

In den „Waldszenen" von Robert Schumann steht ein Stück „Verrufene Stelle", dem sein Schöpfer ein kurzes Gedicht von Hebbel voranstellt. Das ist ein Weg, auf dem auch Liebeck zu einzelnen seiner Schöpfungen gekommen ist. Aber man kann auch weiter zurückgehen. Wenn es einem Joh. Seb. Bach gelungen ist, auf dichterisch wertlose Texte seine gewaltigen Kantatengebilde aufzubauen, wobei doch jedes einzelne Wort erschöpft ist und die höchste dramatische Wahrheit des in den Worten festgelegten Ausdruckes vermittelt wird, so ist das nur dadurch möglich geworden, daß Bach über die dichterische Vorlage hinweg in jene Stimmung hinuntertauchte, aus der auch der Dichter sein Gebilde gewonnen hatte. Diese Stimmung selbst war ja echt, nur das künstlerische Vermögen des Verseschmieds hatte nicht ausgereicht, sie künstlerisch auszuschöpfen. Am Ende liegt hier die Erklärung dafür, daß Musiker so oft dichterisch wertlose Gebilde vertonen. Das ist auch Musikern von Geschmack, wirklichen Künstlern, oft zugestoßen. In diesen Fällen hatte das Gedicht ausgereicht, im Tonschöpfer die wertvolle Stimmung zu wecken, ihn selbst in jene Tiefen des Gefühls hineinzuführen, aus denen dann sein Gebilde aufs neue sich gestaltete. Freilich, daß dann der Bund mit den Worten bestehen blieb, ist ein Schaden, und gerade in solchen Fällen möchte man den von Liebeck als neu begangenen Weg wenigstens als Ausweg gewählt sehen.

Übrigens kommt es aufs Grundsätzliche und Theoretische in der Kunst nie an, und das Erfreuliche an diesen beiden Liederheften ist, daß sie wirklich gute Musik bieten. Es ist hier ein



Aus dem „Karthagerzug über die Alpen" — Alfred Rethel

(Viele Karthager brechen samt ihren Lasttieren mit dem Eise durch und stürzen in einen unermeßlichen Abgrund)

ausgesprochenes Talent für sinnfällige Melodik und feine Rhythmik am Werke, das auch zu kräftiger Anschaulichkeit gelangt. Ein Stückchen wie „Der Schäfer" („Es war ein fauler Schäfer, ein rechter Siebenschläfer") wächst sich zur dramatischen Szene aus, zu einem köstlichen Neckspiele, das jeder versteht, ohne daß ein Wort gesprochen wird. Schließlich ist dann das vorangesetzte Gedicht nur die vollkommenste Form der Betitelung, ein echt künstlerisches Mittel, Spieler und Hörer von vornherein mit dem Tongedicht in die gleiche Stimmung zu bringen.

Karl Storck

Zu den Bildern und Noten

Wir fühlen heute aus dem eigenen Erleben heraus ganz deutlich, wo die Schwäche des größten Teiles der sogenannten Schlachtenbilder liegt. Da wir von der Gattung sprechen, kann es sich nicht um die technische Unzulänglichkeit bei solchen Bildern handeln, denn wir haben ganz vorzüglich gemalte Schlachtenbilder. Der Mangel der meisten liegt vielmehr darin, daß sie uns irgendeine Schlacht zu schildern streben, uns aber nicht den Kampf erleben lassen. Sie haften am Äußeren, während wir gerade von der Kunst das Innerliche erwarten. Nun vollzieht sich das Erlebnis des Kampfes in hundert Formen, und eine Erfahrung auf musikalischem Gebiete ist hier sehr bezeichnend. Wenn wir in diesem Kriegsjahre gerade Beethoven als den musikalischen Ausdruck unseres Erlebens empfinden, so denken wir sicher dabei niemals an jenes große Tongemälde der Schlacht von Vittoria, das er geschaffen hat, sondern an die innerlichsten Sätze seiner Sinfonien und Sonaten.

Die bildende Kunst dagegen hat selbst dort zur Form des körperlichen Ringkampfes greifen müssen, wo sie von inneren Kämpfen berichten wollte. Man denke nur an die große Rolle, die Herkules als Bekämpfer der lernäischen Schlange in der Symbolik der Kunst spielt. Die bildende Kunst ist eben gezwungen, zu einem sinnlich faßbaren Darstellungsmittel des Kampfes zu greifen. So mußte denn nun in der Tat bei ihr die Darstellung von Schlachtenszenen das beste Mittel auch zur Veranschaulichung der höchsten Kraftentfaltung des Menschen sein. Und es wäre auffallend, daß sich in der Schlachtenmalerei die Begriffe „Schlacht" und „Kampf" so selten decken, wenn nicht der Heroismus bei den Künstlern naturgemäß eine ebenso seltene Eigenschaft wäre, wie bei den anderen Menschen. Das Heldenhafte wird uns aber immer nur durch eine heldische Natur zur Empfindung gebracht werden können.

Wie es eine solche auch ohne alle äußere Veranlassung in den friedfertigsten Zeiten immer und immer wieder zur Schlachtenmalerei hinzieht, bezeugt das Lebenswerk unseres größten Geschichtsmalers, Alfred Rethels (1816—1859). Schon vom Sechzehnjährigen haben wir zwei Zeichnungen: „Karl Martell in der Schlacht bei Tours" und „Rudolf von Habsburg im Kampf gegen die schweizerischen Raubritter". Dann bringen, wenn man die Gesamtausgabe seiner Werke in der bekannten Stuttgarter Sammlung „Klassiker der Kunst" durchblickt, mindestens die Hälfte der hundertsiebzig Kunstblätter Bilder, die von Kampfszenen erfüllt sind. Hat doch sogar unter seiner Hand die aus dem Gedächtnis vollzogene Nachzeichnung von Guido Renis weichlicher „Aurora" einen heroischen Charakter angenommen, als zöge die Morgengöttin in den Kampf gegen die Gespenster der Finsternis. Die Höhepunkte in seinem Werke, von dem ergreifenden „Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach" und dem erschütternden „Tod Arnolds von Winkelried" über die Zeichnungen zum Nibelungenlied, die Karlsfresken, den Zug Hannibals über die Alpen bis zu der Holzschnittfolge des Totentanzes, künden von Kampf und Heldentum der Tat.

Das ist bei Rethel niemals einseitig körperlich. Selbst die Zeichnungen zum Nibelungenlied verfallen nicht ins Haudegentum. Der reckenhafte Körper ist bei Rethel nur die natürliche

Behausung der heldischen Seele. Eben darum trifft seine Kunst in dieser Zeit bei uns auf verwandte Seiten, und man möchte seine Kampfdarstellung als „aktuell“ bezeichnen, obwohl ihre äußere Einkleidung denkbar weit von dem äußeren Bild des heutigen Krieges entfernt ist. Oder ist nicht die Vorstellung, die unser Innerstes vom Helden Hindenburg in der Schlacht bei Tannenberg birgt, verwandt der herrlichen Verklärung des Heerführers, wie sie Rethel in der Gestalt Karls des Großen auf seinem großen Wandgemälde von der Schlacht bei Cordova im Aachener Rathause gestaltet hat? Sie kommt hier im Ausschnitt aus dem Bilde, das wir als Ganzes im Februarheft des vorigen Jahrganges veröffentlichten, besonders hinreißend zur Geltung. Und wenn wir uns die Schrecken des Alpenkrieges vergegenwärtigen wollen, der jetzt in Höhen gekämpft wird, in die sonst nur der geübte Alpenwanderer vordringt, so finden wir auch hier keine wahrere Gestaltung, als sie Rethel in seinem Karthagerzug über die Alpen gegeben hat, aus dem wir die beiden Blätter herausheben, die den Überfall im schauerlichen Engpaß und den Durchbruch der Truppen durch eine trügende Eisdecke zeigen.

Es ist nicht schwierig, den Unterschied dieser Art Kampfmalerei von der mit Recht verpönten Schlachtendarstellung aufzufinden, denn fühlen muß ihn ein jeder beim ersten Blick. Der Schlachtenmalerei liegt an der möglichst getreuen Darstellung eines bestimmten Vorganges, der, je nachdem eine größere oder kleinere Schar daran beteiligt ist, in eine entsprechende Zahl von Episoden aufgelöst wird. Der Maler steht daneben und sagt: So hat der Kampf am soundsovielten bei dem und dem Orte ausgesehen; oder wenn er sich bescheiden gibt: So stelle ich mir ihn vor. Es fehlt der Schritt ins Typische, über die Zufälligkeiten des Einzelfalles hinaus. Darum vermögen wir es nicht mitzuerleben, sondern sehen auch unsererseits nur Vorgänge, die uns im günstigsten Falle zu spannen vermögen.

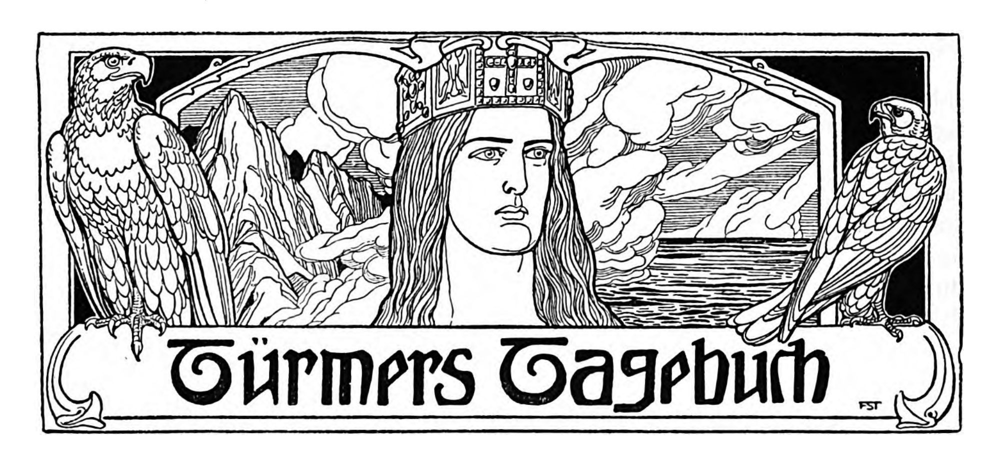
Rethels Bilder dagegen erleben wir wie Musik. Sie verkörpern unser eigenes Empfinden bei der Vorstellung eines solchen Geschehnisses. Darum, so stark die einzelnen Gestalten individualisiert sind, sind sie nur verschiedene Ausdrucksabwandlungen des einen gleichen Erlebens. Es wird uns gleichgültig, wann und wo das geschehen ist, wen das Schicksal getroffen hat. Das Erlebnis gehört allen Zeiten und der ganzen Menschheit. Wir gewahren kaum die auch hier vorhandene Treue im Kostüm, so ausschließlich packt uns das gestaltete Stück Leben. Das ist Heldengeschichte, Menschheitskampf.

* * *

Die Lieder der heutigen Notenbeilage sind einer kleinen Sammlung „Neue Weisen für die Jugend“ entnommen, die Artur Heinrich im Verlage Melodia, Georg Plothow, Charlottenburg, herausgegeben hat. Das erste Heft bringt zehn Kriegslieder, an deren Vertonung neben dem Herausgeber noch Paul Schicha, Kurt Mothes und mit der größeren Hälfte der Lieder Artur Egidi beteiligt sind. Von ihm sind die drei Lieder, die wir mitteilen. Sie zeigen den vor allem als Organist und Lehrer berühmten Musiker als einen Meister der kleinen Form, der auch mit bescheidenen Mitteln eigenartige und tiefe Wirkungen zu erzielen versteht. Dem starken Eindruck des kleinen Trauermarsches „Für uns“ wird sich auch der anspruchsvolle Hörer nicht entziehen. Im übrigen ist gerade dieses Gedicht ein Beweis dafür, wie das starke Erleben einer Gesamtheit den einzelnen weit über seine natürlichen Grenzen hinaus zu steigern vermag. Der junge Obertertianer, der diese Verse gedichtet hat, sagt in ihnen nichts, als was wir alle empfinden. Es muß doch wohl gerade diese Tatsache sein, daß das Volk so empfindet, wenn ein Knabe dafür die Ausdrucksform und die Worte fand, die einem Manne angestanden hätten.

Das billige Liederheft (30 ₰) ist vorzugsweise für den Schulgebrauch bestimmt; es ist aber sehr zu wünschen, daß gerade an so einfachen Gebilden sich auch der mehrstimmige Gesang im Hause wieder neubelebt. K. St.





Der Krieg

Der Fall Warschaus hat in der Petersburger Zeitung „Denj" („Der Tag") ein recht bemerkenswertes Bekenntnis ausgelöst. Es wäre, so äußert sich das Blatt, die höchste Stufe politischer Kurzsichtigkeit, wollte man sich mit dem üblichen Gedankengang trösten, Rußland sei viel zu groß, um den Verlust einer Provinz zu fühlen. Rußland würde durch den Verlust noch stärker und geeinigter werden. Derartige Gedanken höre man selbst in verantwortlichen und maßgebenden Kreisen. Aber das sei Unsinn: „Wir dürfen nicht Polen und die baltischen Provinzen verlieren, wenn wir nicht zu einem halbasiatischen Reiche hinabsinken wollen."

Das russische Blatt stellt also fest, daß der dargelegte „Gedankengang", sich mit dem Verluste Polens und der baltischen Provinzen abzufinden, der „übliche" sei; daß man derartige Gedanken selbst in „verantwortlichen und maßgebenden Kreisen" höre. Das verdient immerhin festgehalten zu werden, wenn es auch von seiten weiter großrussischer Kreise, denen der ganze Westen einschließlich der russischen Westprovinzen ein Greuel ist, den Kundigen nicht einmal besonders überraschen kann. Gilt diesen Kreisen doch alles, was vom „faulen Westen" kommt, als „verseucht". Haben sie es doch nie verwinden können, daß das alte großrussische „Mütterchen Moskau" zugunsten des westlichen St. Petersburg entthront worden ist. Ja, diese Entthronung konnte nicht einmal in einem Hauptstücke durchgeführt werden, denn noch immer müssen sich die Zaren Rußlands in Moskau „die Krone des Monomachen" aufs Haupt setzen, um als wahrhafte rechtgläubige Selbstherrscher vom Volke anerkannt zu werden. Im Herzen des Großrussen ist und bleibt Moskau auch heute noch die Hauptstadt Rußlands.

Und diese Russen sind auch der Kern, die Russen Rußlands. Ihr Vaterland ist der Osten, ihre Seele wurzelt im Osten, wie ihre Bestimmung im Osten liegt. Daß Rußland sich so weit nach dem Westen ausdehnen, daß es so viel ihm von Grund aus wesensfremdes Völker- und Kulturgut verschlucken konnte und durfte, ist eine unerhörte Vergewaltigung rechtmäßigen westeuropäischen Besitzes

und abendländischer Gesittung, ein durch nichts als die rohe und nackte Gewalt der Faust gerechtfertigter Raub, der nur durch klägliche Duldung der einander zerfleischenden Staaten Europas möglich wurde. Denn Rußland, das Rußland, das seinen Namen zu Recht trägt, ist nicht Europa, ist nie Europa gewesen und wird nie Europa werden. Es ist, wenn man es nicht unmittelbar Asien zuteilen will, immer doch Halbasien, ein Reich der Mitte zwischen Europa und Asien, in gleichem Maße, wie auch seine Bevölkerung aus einer Mischung mongolischen und slawischen Blutes hervorgeht, wobei das mongolische nach rund zweiundeinhalb Jahrhunderte (1224—1480) währender Herrschaft der „Goldenen Horde" dem Großrussen schon physiologisch sein Gepräge aufgedrückt hat. Muß man sich da nicht fragen, auf Grund welchen natürlichen Rechtes — von einem geschichtlichen oder gar Kulturrechte hier zu reden, wäre ja einfach lächerlich — die Russen einen Anspruch auch nur auf die Herrschaft über rein slawische oder slawisch-litauische Völker, wie die Ukrainer, die Polen u. a. erheben? Unsere langjährige „traditionelle Erbfreundschaft" mit Rußland hat es ja leider mit sich gebracht, daß jeder noch so größenwahnsinnige Anspruch Rußlands unbesehen von uns als berechtigt, ja als selbstverständlich hingenommen wurde, — muß das aber in alle Ewigkeit so bleiben? Auch heute noch, nachdem unsere Truppen Warschau besetzt, Kurland erobert haben, unsere Kriegsschiffe im Rigaschen Meerbusen kreuzen?

Das russische Blatt ist also in einem befremdlichen Irrtum befangen, wenn es von einem „Hinabsinken" zu einem „halbasiatischen" Reiche spricht. Rußland braucht nicht erst halbasiatisch zu werden, es ist halbasiatisch, ist nie was anderes gewesen. Immerhin wollen wir — vom Standpunkte des russischen Blattes — das Zugeständnis vermerken, daß Rußland durch den Verlust Polens und der baltischen Provinzen halbasiatisch werden würde, daß es also seinen Anspruch auf Europäertum lediglich auf den Besitz dieser nichtrussischen Gebiete stützt. Ein eigenartiger Rechtstitel: der Asiate bringt durch Raub europäische Völker unter seine Zwangsherrschaft und wird durch diesen Akt und durch den weiteren: daß er die europäische Kultur jener Völker mit Stumpf und Stiel auszurotten sich bemüht, — selbst zum Europäer! Die russische Logik hat noch immer versagt, wo sie ihre Beweismittel nicht durch die Faust und die Knute zur Anwendung bringen konnte.

Nicht umsonst hat das Großrussentum jahrhundertelang unter der Knechtschaft wüster tatarischer Horden gestanden. Wie das Mongolentum ihm sein asiatisches Blut bis zur Verewigung seines Rassentypus aufgepfropft hat, so hat es ihm auch die Sklaveninstinkte mit stählernem Dorn eingepeitscht. Und was an dem Werke der Mongolenherrschaft etwa noch fehlen mochte, das wurde von den eigenen Fürsten und moskowitischen Zaren nach der überkommenen Methode vollbracht: die restlose Versklavung des Großrussentums. Wehe aber dem Freien, der unter die Macht des Sklaven gerät! Die ganze Leidensgeschichte Ostpreußens, Galiziens, Polens unter der Russenherrschaft ist nur eine einzige Bestätigung dieser fürchterlichen Wahrheit. So viel Regen hat der Himmel nicht, wie da blutige Tränen geflossen sind — wenn solches Leiden noch Tränen kannte!

Die scheußlichsten der Scheußlichkeiten sind ja weiteren Kreisen noch gar nicht zugänglich. Wer von ihnen Kenntnis gewonnen hat — ich habe das zum Teil —, den packt ein Grausen, der erbleicht! Da ist nichts Menschliches mehr, auch nichts Tierisches: da ist nur noch die nackte menschliche Bestie, der Teufel in Menschengestalt!

Es ist aber wahrlich schon genug und übergenug an dem, was bekannt geworden ist. Neben dem Morden, Foltern, Rauben, Sengen ist das Schänden die beliebteste Betätigung der im brüderlichen Verein mit Franzosen, Engländern, Italienern „für Recht und Freiheit", „für die Kultur der Menschheit" kämpfenden wahrhaften „Europäer". Das Alter spielt keine Rolle, die Wahl ist unbeschränkt: vom 3jährigen Kinde bis zur 70jährigen Greisin. Mit Vorliebe wird gleich rottenweise geschändet, so — um nur ein einziges Beispiel unter unzähligen zu nennen — auf dem Gutshofe des Ritters von Liskowatsky in der Bukowina ein 18jähriges Mädchen von 14 Mann. Besonderen Genuß bereitet das Schänden der Mütter in Gegenwart ihrer Kinder und umgekehrt. Daß der Mann und andere männliche Verwandte sich das mit ansehen müssen, versteht sich bei diesen „Befreiern" von selbst.

Nur mit Grauen konnte man an das Schicksal der wehrlosen Bevölkerung denken von dem Augenblicke ab, wo die Russen unter den deutschen Schlägen gezwungen sein würden, polnische, litauische und baltische Gebiete zu räumen; wo sie ihre Wut über die eigene Ohnmacht, die Rache des geprügelten Sklaven, an diesen Wehrlosen austoben würden. Die Befürchtungen sind hinter den Tatsachen zurückgeblieben. Namenlos ist das Martyrium der baltischen Deutschen. Namenlos und — wortlos. Eherne, treu bis in Kerker und Verschickung, bis in einen grauenvollen Tod erfüllte Pflicht zwingt sie zu schweigen. Schweigend zu dulden; nicht etwa aus Rücksicht auf sich selbst — o nein! —, sondern aus freiwillig übernommener Pflicht gegen — andere. Und freiwillig übernommene Pflicht gegen andere ist es auch, wodurch sie die Wut der rasenden russischen Bestie zum Äußersten gegen sich entflammt haben. Es darf aus zwingenden Rücksichten (nicht der Zensur) auch hier nicht mehr darüber gesagt werden. Nur eines soll und darf nicht unausgesprochen bleiben: ein wortloses Heldentum reift dort auf den Gefilden sieben Jahrhunderte alter deutscher Herrlichkeit, die Abendröte einer heldenhaften Geschichte auf der freien Stirn, der Todesernte entgegen: ein Heldentum, wie es größer die alten Lieder und Sagen uns nicht rauschen. Doch — „ihre Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch"! Aber ihre Frauen und Töchter — diese weibliche Edelrasse aus der „Germania" des Tacitus — sie kämpfen, dulden und sterben Seite an Seite mit ihren Männern und Brüdern, die siebzigjährige Greisin und das kaum flügge gewordene Nesthäkchen, die Ahne und die Enkelin. Wahrlich, wird nicht tiefstes Weh, aber auch heiße Scham Deutschen die Augen überlaufen lassen, wenn sie einmal sollten erfahren, erfassen müssen, welches Erbe deutschen Volkstums der Rache des Moskowiters preisgegeben wurde? Welchen Todeskampf es kämpfen mußte um seiner Treue willen, weil es schuldig war und bleiben wollte, — deutsch zu sein!



Es wiederholen sich heute, nur um alle Mittel „fortgeschrittener Kultur" gesteigert, alle Schrecken der Tatterneinbrüche unter dem Zaren Iwan dem Schrecklichen und seinen Nachfolgern. Soll auch heute das letzte Wort sein, was der untertänigste Sklave Scheremetjeff seinem Großkhan Peter I. melden durfte: „Der allmächtige Gott und die allerheiligste Gottesmutter haben deinen Wunsch erhört: im feindlichen Lande gibt es nichts mehr zu zerstören." Nur zog damals über der finsteren Wüstenei noch einmal ein Tag herauf —: des heute hereinbrechenden Verderbens erbarmt sich nur die ewige Nacht ...

Und doch! Doch gibt es Deutsche, Deutsche im Deutschen Reiche, die in dieser Schicksalsstunde von erschütternder Tragik, aber auch Größe, mit ihrem „Deutschtum" nichts Besseres anzufangen wissen, als den Opfern ihrer durch sieben Jahrhunderte erprobten Nibelungentreue, asiatischer Zerstörungswollust und — wahrlich nicht zuletzt! — schmachvoller deutscher Geschichtssünden — in den Rücken zu fallen, den an Leib und Seele gemarterten Brüdern mit erhabener Selbstgerechtigkeit und eisiger Geschäftsruhe vorzurechnen, wie sie es angeblich hätten besser machen können? Ja, sogar ihre volkstreue Gesinnung hämisch in die Niedrigkeit ihrer eigenen, an allem Großen und Echten zweifelnden Seelen zu ziehen, wenn nicht schon mit deutlicher Absicht zu verleumden! Ob solchen Volksgenossen in irgendeinem anderen Lande der Welt sich wohl die Möglichkeit bieten würde, diese Art „völkischer Gesinnung" — zu dieser Stunde! — in vielgelesenen Blättern anstandslos abzuladen? Und wenn ihnen das in einem Ausnahmefalle gelingen sollte, — ob sie dann nicht von ihrem eigenen Volke eine Züchtigung erhielten, daß sie sich wie ein geprügelter Hund verkriechen müßten?! Hier geht es ja längst nicht mehr nur um die „armen Balten", hier geht es um die deutsche Ehre, die deutsche Würde vor sich selbst — dies vor allem! —, aber auch vor einer feindlichen Welt, die für solche nationale Selbstentblößung nur hohnlachende Schadenfreude und — diesmal — ehrliche Verachtung hat! —

Wie auch die Würfel fallen mögen —: ist es unsere Sache, unsere Arbeit, dem Feinde mit geöltem Bedienteneifer auf dem Präsentierteller die gehorsamste Versicherung zu apportieren, daß er unter keinen Umständen den Verlust dieses oder jenes Besitztums zu befürchten habe? Unter keinen Umständen! — denn man wartet ja gar nicht einmal erst ab, wie die Machtverhältnisse sich gestaltet haben werden, welche politische Gesamtlage der Ausgang des Krieges ergeben wird. Nein, — blanko wird die Unterschrift gegeben, auf jede mögliche politische oder Kriegslage hin wird von vornhinein, grundsätzlich verzichtet! Auch das gibt's so leicht nicht zum zweitenmal auf der Welt!

Und schwerlich auch ein noch wirksameres Mittel, den Feind in seiner Widerstandslust, in der Fortführung des Krieges zu bestärken, als indem man ihn — selbst! — mit der Zuversicht erfüllt, daß er ja auch im denkbar ungünstigsten Falle nur mehr oder weniger leicht zu verwindende Fleischwunden, aber keinen Schnitt in seine „edleren Teile", keine Amputation eines Gliedes davontragen werde. Warum soll er es denn da nicht darauf ankommen lassen, wo er doch von seiten des Gegners mit keinerlei ernstlicher Lebensgefahr bedroht wird, er selbst aber immerhin mit der Möglichkeit eintretender günstiger Umstände und damit

des endlichen Sieges rechnen darf? — Aber selbstverständlich — denn nichts kann doch nach allen Kundgebungen unserer Feinde klarer sein! — wird uns dann der Feind als Sieger auch nur eine billige Selbstkostenrechnung vorlegen und, dem edlen Vorbilde jener deutschen Großmutspolitiker nacheifernd, hochherzig auf irgendwelche Verstümmelung unseres Körpers „verzichten". Denn — nicht wahr? — das Verzichtverfahren kann doch nur auf Gegenseitigkeit beruhen? Oder sollte auch diese Annahme noch eine kränkende Unterschätzung des von uns zu betätigenden selbstlosen Opfermuts sein? Man kann — und namentlich im Kriege und in der Politik — ja gar nicht selbstlos und opfermütig genug sein, selbstverständlich nur gegen den Feind: verzichten wir also auch auf die Gegenseitigkeit. Und nun erst wird unseren blöden Augen die ganze Feinheit des sublimen Verfahrens sichtbar: es ist darauf angelegt, unsere Feinde unter allen Umständen zu besiegen, nämlich — durch Großmut. Heil uns, den Siegern! Wie werden sie sich schämen, die Feinde! Wir haben sie gründlich hineingelegt! Daß wir so schlau sind, hätten sie uns doch nicht zugetraut! Ja ja, uns kann keiner. —

Schon bei Hindenburgs Vormarsch auf Mitau sah sich die „Deutsche Kriegszeitung" veranlaßt, törichtem und gehässigem Geschwätz entgegenzutreten, wenn dies auch im Tone wohlwollenden Vorbeugens geschah: „Bei der bekannten barbarischen Kriegsführung der Russen ist leider anzunehmen, daß die prächtigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude dieser und anderer Güter, die auf der Rückzugsstraße der Russen liegen, vorschriftsgemäß niedergebrannt worden sind, ihre Besitzer aber, falls sie sich nicht vorher in Sicherheit gebracht haben oder bereits zu Anfang des Krieges nach Ostsibirien verschickt worden sind, von zurückflutenden Kosakenschwärmen mitgeschleppt werden. Vielen von ihnen ist das bedauernswerte Schicksal zuteil geworden, vor dem Abzug der Russen Zeugen sein zu müssen, wie ihre alten Herrensitze samt Hofgebäuden von diesen verwüstet und niedergebrannt wurden. Wenn schon zu Friedenszeiten die baltischen Lande von den Russen als nichtrussisches und somit feindliches Gebiet betrachtet wurden, da ihre Bewohner fast ausschließlich deutsche oder lettische Protestanten sind, so hat sich ihre feindliche Haltung in diesem Kriege natürlich bis zu Akten unmenschlicher Brutalität gegen diese ihre eigenen Staatsangehörigen gesteigert.

Aus diesem Umstande erklärt sich auch die von anderer Seite gemeldete Tatsache, daß unsere in Kurland vorrückenden Truppen die deutschen Besitzer auf ihren Rittergütern meist nicht mehr antreffen, denn entweder sind sie bereits verschickt oder bringen ihre Tage in Untersuchungsgefängnissen zu, dort des ihnen drohenden Schicksals harrend. Die wenigen, denen dieses barbarische Los von der russischen Soldateska noch nicht bereitet wurde, sind in die Städte geflüchtet, um wenigstens nicht Zeuge der Verwüstung des angestammten Besitzes durch Kosakenhorden sein zu müssen. Ein Vorwurf wird ihnen aus dieser Haltung wohl schwerlich gemacht werden können, am wenigsten der einer etwa feindlichen Gesinnung gegen unsere Truppen. Wer das behauptet, kennt die Psyche der Balten schlecht und verkennt die verzweifelte Lage, in der sie sich befinden, solange der Arm des russischen Henkers sie noch zu erreichen vermag.

Ein gleiches gilt von den Letten. Gewiß kann es nicht wundernehmen, daß ein Volk wie das lettische, das in den letzten Jahrzehnten vom Russentum systematisch gegen die Deutschen aufgehetzt worden ist, Elemente aufweist, die für den reichlich rollenden Rubel bereit sind, Spionagedienste zu leisten, und sich diesem traurigen Handwerk auch hingegeben haben mögen. Von diesen ist aber die Mehrzahl ihrer Volksgenossen reinlich zu scheiden, besonders die gesamte landbesitzliche Bauernschaft, die, wie gute Kenner der dortigen Volksstimmung versichern, sich nicht nur völlig passiv verhalten und den weiteren Gang der militärischen Ereignisse abwarten, sondern vielfach auch schon unzweideutig verlautbart haben, auch sie sähen in den einrückenden deutschen Truppen in erster Linie die rettenden Befreier vom russischen Joch.

Heute aber, wo ihnen ebenso noch der Mund verschlossen ist wie ihren deutschen Landesgenossen, und wo Deutsche wie Letten ein offenes Bekenntnis für die deutsche Sache noch mit Sibirien oder dem russischen Strang bezahlen müßten, scheint es nicht überflüssig, auf diese Tatsachen und Verhältnisse hinzuweisen, ehe sich in unserer Mitte Vorurteile herausbilden, die geeignet sind, auf die Bitternisse ihrer gegenwärtigen Lage auch noch die Kränkung einer ungerechten Verurteilung durch uns zu häufen."

Es sind, wie ich schon angedeutet habe, außer den hier erwähnten Rücksichten, noch andere, die den deutschen Balten einen eisernen Zwang auferlegen, unter dem sie selbst am meisten leiden. Nun versuche man sich in die Seele derer zu versetzen, die sich in solcher Lage von ihren eigenen Volksgenossen verkennen, beargwöhnen, ja begeifern lassen müssen, ohne sich auch nur mit der bloßen Feststellung von Tatsachen wehren zu dürfen, die allein schon ausreichen würden, diese aus ihrer wohlbehüteten warmen Stube so tapfer ausholenden Angreifer ihr Unrecht erkennen zu lassen.

„Unendlich viel Schweres", so heißt es in dem Schreiben eines Kurländers, das dem „Berl. Tageblatt" auf abenteuerlichen Umwegen zugegangen ist, „haben die Balten in den letzten Jahren unter Rußlands Willkür zu leiden gehabt, für Kurland waren aber die letzten Monate die allerschlimmsten seit undenklichen Zeiten. Diejenigen Kurländer, die ihre Güter im angrenzenden Litauen haben, mußten naturgemäß zuerst unter dem Kriege leiden. Die deutschen Besitzungen Pokroy und Schadow, bei denen die erbittertsten Kämpfe stattfanden, gehören Baron Leo und Baron Bruno von der Ropp. Beide wurden von den Russen ins Gefängnis in Mitau geworfen. Vor der Eroberung Mitaus sind sie wahrscheinlich ins Innere des Reiches abtransportiert worden. Zahlreiche kurische Edelleute sind gleich ihnen ins Gefängnis gekommen oder nach Sibirien geschickt worden. So erfährt man jetzt mit Bestimmtheit durch Briefe aus Libau, daß u. a. Baron von der Recke aus Berghof und Baron von der Recke aus Paulsgnade, Baron von Rhaden aus Mitau, Graf Medem aus Elley nach Sibirien verschickt wurden. Ihnen haben in den letzten Wochen noch zahlreiche Gutsbesitzer folgen müssen, desgleichen viele Pastoren und angesehene Bürger. Eine Anzeige ‚wegen deutscher Gesinnung' genügte, daß der Beschuldigte ohne Verhör gefesselt abgeführt wurde. Die Äbtissin des Katharinen-

stiftes in Mitau, die 87jährige Baronin von Behr, ist ausgewiesen und ins Innere des Reiches abtransportiert worden. Als Grund wurde nur angegeben, daß die ‚Gründerin dieses Damenstiftes eine Geborene von Bismarck war' (!) ...

Allmählich dringen jetzt auch aus Livland und Estland Nachrichten von den Ausschreitungen der Russen nach Kurland und Deutschland; unter anderen wurde der rühmlichst bekannte Generalsuperintendent Bernewitz aus Riga mit vielen Leidensgenossen auch ‚verschickt'. Das Wort eines lang verstorbenen Kurländers: ‚Es gibt nichts Gemeineres als die Seele eines russischen Staatsrates' hat sich im letzten Jahr hundertmal bewahrheitet. Mit dem Offenen Briefe eines Kurländers möchte ich schließen:

„... Wir Deutsch-Balten bitten die Reichsdeutschen innigst, wenn die Stunde der großen Abrechnung kommt, uns und unser geliebtes Kurland nicht zu vergessen, damit nicht unsere 700jährige deutsche Arbeit zugrunde gerichtet wird! Wie treu der Adel und Bürgerstand dem Deutschtum ergeben geblieben ist, trotz der langen peinvollen Fremdherrschaft, das wißt Ihr ja, aber was wir in den letzten Jahren durch die Russen zu leiden hatten, das könnt Ihr nicht ahnen!...'"

Schon die spärlichen Nachrichten, die den Weg nach Deutschland finden, können einem blutige Tränen erpressen. Minderjährige Schüler, Söhne ehrbarer Familien, werden in die Verbrechergefängnisse gepfercht, weil sie deutsch gesprochen haben. Alle baltischen Deutschen, von denen Verwandte als deutsche Reichsangehörige in der deutschen Armee fechten, schmachten in Sibirien. Eine alte Witwe, Baronin Fircks, wird verschleppt, weil es bekannt wurde, daß ihr einziger Sohn bei Lüttich gefallen war —: er war seit 20 Jahren deutscher Reichsangehöriger und Berufsoffizier! Und nun erst, als der deutsche Einmarsch begann! Nur der blitzartige Vorstoß der Belowschen Armee brachte manchen Rettung, aber schrecklich muß es hinter den russischen Linien hergehen!

In einem kurländischen Kirchspiel wird die junge Frau eines deutschen Herrn in den Garten geschleppt, geschändet und ermordet! Die Söhne eines anderen werden in Gegenwart der Mutter bewußtlos geprügelt — ob sie noch aufkommen werden, weiß man nicht. Halbtot, bewußtlos geschlagen und verschleppt wird ein deutscher Gutsbesitzer, seine deutschen Leute werden erschossen. Zwei seiner Söhne dienen dem Zaren in der russischen Armee!

Das sind ja nur ganz dürftige Andeutungen, die ein Zufallswind nach Deutschland herüberweht. Von dem wirklichen Elend können sie auch nicht annähernd eine Vorstellung geben. Vieles wird wohl nie an die Öffentlichkeit dringen, weil darüber, wie ja auch in Ostpreußen, nicht gesprochen wird, und dann — die Toten sind stumm.

Grauenhaft, entsetzenerregend ist das Schicksal der verwundeten deutschen Kriegsgefangenen. Mit allergrößtem Erstaunen muß es erfüllen, wie wenig darüber hier im Reiche bekannt ist. Mit bestialischer Roheit werden jene Unglücklichen mißhandelt. In Viehhöfen unter freiem Himmel, auf jauchigem, sumpfigem Erdboden liegen typhuskranke deutsche Kriegsgefangene; ein leerer Schweinestall mit Schweinedung wird kranken Offizieren als Obdach angewiesen. Die Behandlung der verwundeten deutschen Kriegsgefangenen enthüllt so voll-

kommen die Niedertracht des moskowitischen Großrussentums, daß man sich immer wieder fragt, wie es denn nur möglich ist, daß es im Deutschen Reiche noch politische Kreise gibt, die es für denkbar, ja sogar für wünschenswert halten, mit dieser Macht zu einem bündnisfähigen Frieden zu kommen. Denn diese Behandlung ist nicht eine Folge schlechter Organisation und verkommenen Beamtentums — nein, alle wissen es und billigen es. Vom Zaren bis zum Bauern herab herrscht die Auffassung, daß man den deutschen Hund so behandeln müsse. Das ist die Wahrheit.

Es genügt aber schon, „Fremdstämmiger" zu sein, um in Rußland in nackter Rechtlosigkeit dazustehen und dazu noch alle ruchlosen Instinkte des von seiner Macht geschwollenen moskowitischen Tatarentums gegen sich zu entfesseln. Deutsche, Letten, Juden, Polen —: es gibt da unterschiedliche Abstufungen in der Behandlung, aber auf Rechte haben sie nach russischen „Rechtsbegriffen" alle keinen Anspruch, und was den einen oder anderen zeitweilig und auf Widerruf an solchen eingeräumt wird, das ist dann lediglich herablassende Gnade, und es ist schon eine große Gnade, daß man sie überhaupt nur duldet. Das russische Spiel mit den Versprechungen an die Polen ist ein so plumpes, daß nur diejenigen Polen es nicht durchschauen, die es eben nicht durchschauen wollen, weil sie sich mit Leib und Seele an den moskowitischen Erbfeind verkauft haben. Man nennt das „Interessen in Rußland haben". Inzwischen erfreut sich Polen einer „paritätischen" Behandlung mit Galizien, Wolhynien, Kurland: es wird wie diese verwüstet, niedergebrannt, in Trümmer und Asche gelegt. Wann haben es die Tattern anders gemacht? „Tag um Tag, Nacht um Nacht", schildert ein Berichterstatter die Mordbrennerei, „leuchten noch die neu in Brand gesteckten Dörfer zu uns herüber. Und wenn die Russen hier mal eines Tages der großen Umklammerung weichen, dann werden sie das Werk der Zerstörung noch gründlicher besorgt haben als bisher. Sie haben die polnische Bevölkerung ausgesogen, solange sie in ihren Dörfern lagen, zum Abschied brennen sie ihnen die Wohnstätten nieder. Und wie ein Hohn fügt sich zu dieser Mordbrennerei das papierne Versprechen von politischen Freiheiten, auf das die russischen Machthaber in dem gleichen Augenblick verfallen, wo sie aus Polen hinausgeworfen werden."

Mit unserem Einzuge in Warschau hat sich nun die „Polnische Frage" in ihrem ganzen Umfange vor uns aufgerollt! Eine Frage, deren Bedeutung für die Lebensinteressen des Deutschen Reiches, für unsere ganze politische Zukunft gar nicht zu überschätzen, heute nicht einmal abzumessen ist. Die Leitung unserer Politik ist hier vor eine wahrhaft schicksalsschwangere Aufgabe gestellt, — möchte sie sich ihr gewachsen zeigen! Das Nächste und Wichtigste dazu ist die richtige Einstellung zu der Frage, und die kann und darf sich nur darin ausprägen, daß sie uns in erster Reihe nicht vor die Aufgabe stellt, wie wir den Wünschen und Interessen des Polentums am besten Rechnung tragen, sondern unseren Interessen, den Interessen des Deutschen Reiches und Volkes. Bis zu einem bestimmten Ausmaße werden deutsche und polnische sich als solidarisch erweisen, darüber hinaus aber nicht. Es muß also eine Lösung gefunden wer-

den, die das deutsche Interesse mit dem polnischen so fest verkettet, wie das im wohlverstandenen deutschen Interesse einerseits zu wünschen, andererseits aber auch möglich ist: möglich eben in dem Sinne und mit der Begrenzung, daß bei dieser Verkettung greifbare militärische und politische Sicherheiten jede gegenwärtige, aber noch mehr künftige Gefahr, die dem Deutschen Reiche aus dieser Verbindung (oder wie man es nennen will) erwachsen könnte, als ausgeschlossen gelten darf.

Schon im Oktober vorigen Jahres drängte sich die Frage auf. Schon damals standen Hindenburgs Heere vor Warschau, und nur die militärischen Ereignisse haben sie wieder auf Monate zurückgestellt. „Es berührt nun", wie die „Frankfurter Zeitung" sehr mit Recht bemerkt, „eigentümlich, daß nach dieser doch immerhin nicht kurzen Zeit nicht die Regierungen der verbündeten Zentralmächte es sind, die den Polen und der Welt eine Mitteilung über das künftige Schicksal Polens machen, sondern daß umgekehrt zwei nationale Körperschaften eines Teiles der Polen, nämlich der bisher im politischen Verbande Österreichs lebenden, den beiden verbündeten Mächten, deren Heere jetzt in unaufhaltsamem Siegeslaufe, wenn auch unter schweren Opfern, die Russen aus Polen herausdrängen, die allgemeinen Grundsätze kundtun, nach denen ihrer Meinung nach die polnische Frage gelöst werden müsse. Man hätte erwarten sollen, und sicherlich haben auch die Polen es erwartet, daß mit der Besetzung Warschaus auch in einem Aufruf über das rein Militärische hinaus die politische Bedeutung dieses großen Ereignisses hervorgehoben und erläutert würde. Warum das nicht geschehen ist, darüber weiß die Öffentlichkeit nichts, jedenfalls ist das Fehlen einer solchen Ankündigung ein Mangel, der sich bereits fühlbar zu machen beginnt und seine Wirkung in den beiden erwähnten Aufrufen der österreichischen Polen hat. Der Polenklub, in dem die polnischen Parteien des österreichischen Reichsrats vereinigt sind, und das im August vorigen Jahres gebildete Oberste Nationalkomitee der Polen, das alle vor dem Kriege vorhandenen polnischen Organisationen in Galizien umfaßt, haben gleichzeitig Aufrufe erlassen, in denen sie die Wiederherstellung des polnischen Staates unter Vereinigung mit dem ungeteilten Galizien und im Verbande der habsburgischen Monarchie fordern. Mit den beiden Aufrufen im Einklang steht ein Huldigungstelegramm, das der Polenklub an Kaiser Franz Joseph gerichtet hat, und in dem der selbe Wunsch ausgedrückt ist.

Die beiden Aufrufe sind nicht vollkommen gleich, sie sind verschieden schattiert. Im ganzen genommen kommt die österreichische Tendenz in dem Aufruf des Polenklubs stärker zum Ausdruck als in dem anderen, in dem sich überdies noch eine nicht ohne weiteres klare Begründung der Aktion des Nationalkomitees findet. Es wird nämlich betont, daß die Einnahme der Hauptstadt Polens nicht so erfolgt sei, wie das polnische Nationalkomitee es gewünscht habe, und daß darum die Sache vom politischen Standpunkt aus geprüft und aufgeklärt werden müsse. In welcher Weise aber das Nationalkomitee die Einnahme Warschaus gewünscht hat, wird nicht gesagt. Inzwischen wird man nun wohl in Krakau sich auch schon mit der Tatsache zufrieden geben können, daß Warschau eingenommen ist und die

Russen daraus vertrieben worden sind. Es ist das gute Recht der Polen, Wünsche zu äußern und Forderungen zu stellen, und man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie sich nach den Regeln politischer Klugheit beeilt haben, damit an die Öffentlichkeit zu treten und auf diese Weise eine Art Initiative zu ergreifen. Da sich der Zusammentritt der beiden Organisationen sozusagen in voller Öffentlichkeit vollzogen hat, so ist es auch wohl nicht zweifelhaft, daß die österreichische Regierung um ihr Vorgehen gewußt hat, und auch bei voller Einschätzung der bundesgenössischen Treue ließe sich sehr wohl denken, daß eine Lösung der polnischen Frage, so wie sie die beiden Aufrufe wünschen, der österreichischen Regierung nicht unsympathisch wäre. Dabei ist nun freilich der Umstand mißlich, daß die Urheber der beiden Aufrufe, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend Angehörige Österreichs sind und es durchaus nicht ohne weiteres feststeht, ob sie wirklich, wie es nach der Form der Aufrufe scheint, im Namen des ganzen polnischen Volkes sprechen. Es ließe sich ja auch die Möglichkeit denken, und es hat nicht an Wahrnehmungen gefehlt, die darauf hindeuten, daß Teile des polnischen Volkes sich die Lösung anders als in einem Anschluß an Österreich denken. Es ist also immerhin nicht ganz ohne Bedenken und könnte möglicherweise die Lösung der Frage eher erschweren als erleichtern, wenn bestimmte Teile des polnischen Volkes die Lösung nach einer bestimmten Richtung hin festzulegen versuchen.

Noch ein anderer sehr wesentlicher Umstand scheint in den Aufrufen nicht genügend berücksichtigt zu sein. Dieser Krieg, in dessen Verlaufe die Russen aus Polen verdrängt worden sind, ist den verbündeten Zentralmächten von Rußland und seinen Verbündeten aufgezwungen worden, und wir führen ihn um unser nationales Leben und um die Sicherung unserer Grenzen. Dieses Ziel werden die beiden verbündeten Mächte auch im Auge behalten müssen, wenn sie das künftige Verhältnis des von ihnen eroberten und befreiten Polens zu jeder von ihnen selbst festlegen. Auch in Krakau und Wien wird man sich sagen müssen, daß nicht die polnisch-nationalen Wünsche und Forderungen allein und absolut, auch wenn sie wirklich vom gesamten Polentum vertreten werden, den Maßstab der künftigen Ordnung in Polen abgeben können, sondern daß man suchen muß, sie in Einklang mit den Forderungen zu bringen, die Deutschland und Österreich-Ungarn zum Zwecke der Abwehr feindlicher Angriffe und zur Selbsterhaltung stellen müssen. Die Lage, die der Krieg geschaffen hat, läßt in den Polen alte Wünsche wieder aufleben. Das ist begreiflich, und niemand wird ihre Berechtigung verkennen. Aber gerade auf Grund dieser Lage haben den Vortritt in dieser Angelegenheit die beiden Mächte, deren Heere heute den polnischen Boden besetzt halten, die für seine Befreiung die schwersten Opfer gebracht haben, und deren Lebensinteressen aufs engste mit der künftigen Gestaltung der Dinge in Polen verknüpft sind. Wir hoffen, ohne daß wir heute eine bestimmte Lösung des Problems vorschlagen möchten, daß sich sehr wohl ein Weg finden wird, der sowohl eine nationale Unabhängigkeit Polens gewährleistet als auch den Bedürfnissen der militärischen Sicherung der Zentralmächte genügte. Aber dieser Weg kann nicht von einer Seite diktiert, sondern muß gemeinsam gesucht werden, und



es wäre eine Verkennung des Tatsächlichen, wenn man übersehen wollte, daß nicht Polen sich selbst befreit, sondern daß ein deutsches Heer das von den Polen als Hauptstadt ihres Staates ausersehene Warschau erobert hat. Daß die verbündeten Staaten ihre eigenen Interessen voranzustellen gedenken, haben die galizischen Polen ja aus der Besetzung des Statthalterpostens für Galizien mit einem hohen Militär gesehen, die doch in erster Reihe bei aller Anerkennung der polnischen Loyalität für die habsburgische Monarchie aus dem Gesichtspunkte militärischer Verteidigung erfolgt ist.

Ob die Aufrufe der Polen die unmittelbare Wirkung haben werden, die ihre Urheber erwarten, ist uns nicht sicher. Aber das Gute werden sie nun hoffentlich im Gefolge haben, daß die beiden Regierungen mit größerer Entschiedenheit, als es bisher geschehen zu sein scheint, sich dieser wichtigen Frage zuwenden und daß sie selbst die Führung ergreifen, statt sich drängen zu lassen. Unangenehme und verwickelte Aufgaben hinauszuschieben, erleichtert ihre Lösung nicht, und der Wiener Kongreß von 1815 sollte für alle Zeiten als ein abschreckendes Beispiel dienen."

Einen glücklichen Anfang wird man das kaum nennen dürfen. Man brauchte sich auch wirklich noch nicht auf ein großes politisches Programm einzuschwören, wenn man beim Einzuge das immerhin nicht alltägliche geschichtliche Ereignis der Eroberung Warschaus mit einigen warmen Worten an die polnische Nation gewürdigt hätte. Das sind zwar „nur" Imponderabilien, aber doch wiegen sie schwerer, als manche unter uns sich noch immer träumen lassen. Und Bismarck wußte sie zu schätzen. In der Behandlung der Seele anderer Völker könnten wir von unseren Feinden noch eine ganze Masse lernen. Aber politisch zuzulernen, scheint uns verdammt sauer zu werden. Es muß aber sein, wir dürfen von unseren herrlichen Heeren und Heerführern doch nicht alles erwarten! Es ist reichlich viel, was wir alles nur von ihrer Waffenarbeit erwarten. Und wir werden ihnen das doch nie danken können, denn an solche Taten und Opfer reicht kein Dank heran! —

Vorbei greift der Polenaufruf nach einer Vereinigung des „ungeteilten" Galiziens mit dem künftigen polnischen Staate. Die Forderung hat auch sofort scharfen und berechtigten Widerspruch hervorgerufen, denn Ostgalizien ist nicht polnisch. Dr. Lewicky, der Vorsitzende des Ukrainischen Bundes in Wien, Mitglied des österreichischen Reichsrates, erklärt im „Berliner Tageblatt": „Wenn die polnischen Politiker auch über das Land Galizien als ein unteilbares Ganzes entscheiden wollen, so muß dagegen schon jetzt die entschiedenste Verwahrung eingelegt werden. Insbesondere was Ostgalizien anbelangt, so ist dasselbe kein polnisches, sondern ein ukrainisches (ruthenisches) Land mit der eingestammten ukrainischen Bevölkerung, die ihre eigene legale Vertretung im ukrainischen Klub des österreichischen Reichsrates hat, dem im Rahmen der österreichischen Monarchie die Vertretung des ukrainischen Volkes und ihres Landes allein zusteht. Dabei muß man aber noch überdies wahrheitsgemäß feststellen, daß sich nicht nur keine einzige ukrainische Partei, sondern kein einziger ukrainischer Politiker in Galizien befindet, der mit der Einziehung der ukrainischen

Gebiete in den zukünftigen polnischen Staat im allgemeinen und Ostgaliziens im einzelnen einverstanden wäre."

Geschichtlich bildet Ostgalizien ein besonderes ukrainisches Land, das sich am Anfang des 10. Jahrhunderts unter eigener Fürstenfamilie, der Rostyslawitschen, organisierte und seine staatliche Selbständigkeit trotz wiederholter verheerender Einfälle der Tataren bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zu behaupten wußte. Das Halitscher Fürstentum kam dann nach dem Aussterben der Dynastie im Jahre 1199 in unmittelbare Beziehung zum angrenzenden Wolhynien, damals Fürstentum Wladimirien genannt (von der Residenzstadt Wladimir Wolhynskij), dessen regierender Fürst Roman I. beide Fürstentümer vereinigte und auf diese Weise das Halitsch-Wladimirsche („galizisch-lodomerische") Reich begründete. Zur selben Zeit bildeten die Gebiete des jetzigen Westgaliziens besondere polnische Fürstentümer Krakau und Sandomierz, die zu den ukrainischen Fürstentümern von Halitsch und Wladimir in keinem Verhältnisse standen und als Kleinpolen dem polnischen Staate angehörten. Erst unter Österreich wurde aus dem ehemals ukrainischen Galizien, Lodomerien und Kleinpolen künstlich ein einheitliches Verwaltungsgebiet — das sogenannte „Kronland Galizien" — geschaffen, und daher lautet auch der volle Name des Kronlandes: „Das Königreich Galizien und Lodomerien mit dem Großfürstentume Krakau und den Fürstentümern Auschwitz und Zator."

Dr. Lewicky unterdrückt nicht die Bemerkung, daß polnische Politiker schon nach fremdem Besitze greifen, wo sie noch nicht einmal über den eigenen verfügen. Es kann nur nützlich sein, die Erörterung gleich auf den der tatsächlichen Lage angemessenen Ton zu stimmen. Dann werden wir uns schon bei beiderseitigem guten Willen verständigen können. Dieser gute Wille muß aber vorhanden sein. Denn die wohlverstandenen Interessen der deutschen Macht und der polnischen Nation gehen ein weites, sehr weites Stück Weges gemeinsam. Heute sind die politischen Ansichten der Polen selbst noch sehr unklar. Von Bedeutung sind nur zwei Parteien: die eine, „nationaldemokratische", erstrebt den Anschluß an Rußland; die andere, die „Unabhängigkeitspartei", hat österreichisch-ungarisch-deutsche Sympathien, d. h. „Sympathien" nur österreichische. Selbst ein so überzeugter und eifriger Anhänger der den Zentralmächten zugeneigten polnischen Unabhängigkeitspartei, wie Feldman-Krakau, „will nicht behaupten, daß sie heute schon die Majorität der Polen repräsentiere", und sagt — in der Zeitschrift „Das Größere Deutschland" — weiter:

„Der Kampf der Geister im Königreich Polen ist also nicht ausgefochten. Vielmehr steht er gegenwärtig im Zeichen einer Krisis. Einer Krisis, die — das muß hervorgehoben werden — rein staatsrechtlicher Natur ist. Und hier liegt der Schwerpunkt. Die Polen sind gespalten, doch im tiefsten Grund der Seele fühlen sie sich im Hauptpunkte ihrer Bestrebungen einig. Sie erwarten vom gegenwärtigen Kriege staatsrechtliche Anerkennung ihres nationalen Daseins.

Welche Partei wird siegen? Diejenige, welche einen polnischen Nationalstaat in Verbindung mit der Habsburger-Dynastie und den Zentralmächten, oder die andere, welche die Vereinigung eines möglichst großen autonomen Teiles der

polnischen Länder unter dem russischen Zepter anstrebt? Die erstere, welche im guten Einvernehmen, in militärischem Bündnis mit Deutschland leben möchte, oder die letztere, die von Rußland zu allen möglichen antideutschen Zwecken ausgenutzt werden könnte?

Für Polen ist es ein Entscheidungskampf von größter historischer Tragweite, aber auch für Deutschland, das von der Ostsee bis Kattowitz eine ungeheure polnische Front besitzt. An dieser Front wird noch mehrmals gekämpft werden. An dieser Front wären noch heute hunderttausend jüngere wehrfähige Leute zu haben, die für ein mit ihrem nationalen Ideale vereinbarendes Ziel begeistert mit ins Feld ziehen würden ... An dieser Front wird die Entscheidung fallen, ob ein mitteleuropäischer Staatenbund erreichbar sei ..."

Man wird nicht behaupten können, daß diese Darlegungen wesentlich zur Klärung der Lage beitragen, oder daß sie irgendwelche greifbare Handhaben für den praktischen Politiker bieten. In Polen ringen, wie W. von Massow (in der selben Zeitschrift) vom deutschen Standpunkte aus Stellung nimmt, die russenfreundliche Richtung und die Unabhängigkeitspartei, die bereit ist, für die Befreiung des Landes mit Deutschland und Österreich-Ungarn Hand in Hand zu gehen, so miteinander, daß niemand zurzeit mit völliger Sicherheit beurteilen kann, wohin sich die Mehrheit neigen wird.

„Unsere Stellung zu den in Polen einstweilen noch getrennten oder vielmehr unklar durcheinanderwogenden Meinungen ist sehr einfach. Wir wünschen den Sieg der Unabhängigkeitspartei, weil es selbstverständlich für uns ein Vorteil sein würde, aber wir fürchten auch nicht ihre Niederlage, weil die dadurch geschaffene Lage für uns in nichts ungünstiger sein würde als die, mit der wir auch bisher haben fertig werden müssen. Den wirklichen Schaden dieser Entwicklung würden am letzten Ende allein die Polen zu tragen haben.

Und hier kommen wir nun auf den Punkt, auf den bei einem Meinungsaustausch über diese Frage zwischen Deutschen und Polen deutlich hingewiesen werden muß.

Alle Polen, die nicht auf dem Standpunkt der russenfreundlichen Nationaldemokraten stehen, sondern die Wichtigkeit eines Anschlusses an die Zentralmächte für die polnische Sache erkannt haben, lassen gerne durchblicken — wie auch Herr Feldman —, daß es eine Sache der Deutschen und des Deutschen Reiches ist, dafür zu sorgen, daß die Unabhängigkeitspartei die nötige moralische und materielle Stütze gewinnt, und schließlich den Russenfreunden gegenüber recht behält. Das mag, von der polnischen Seite gesehen, sehr einleuchtend erscheinen, enthält aber doch einen Irrtum. Denn unser Interesse an dem Sieg der Unabhängigkeitspartei ist, wie aus dem schon Gesagten hervorgeht, keineswegs so unbedingt und voraussetzungslos. Wer bürgt uns dafür, daß die Unabhängigkeitspartei, wenn sie ihr Ziel so weit erreicht hat, das Zusammengehen mit uns auch ferner nützlich findet und, selbst wenn sie es wollte, noch imstande ist, die Mehrheit zu erlangen oder festzuhalten oder gar die Russenfreunde zu sich herüberzuziehen? Es kann auch anders kommen; die Mehrheit der Polen läßt es sich vielleicht unter Führung der Unabhängigkeitspartei schweigend gefallen, daß die



Zentralmächte sich für die Verwirklichung ihrer Hoffnungen anstrengen, um nachher zu sagen: ‚Die Leute, die uns diesen Weg geführt haben, bilden nur eine Minderheit und haben nicht das Vertrauen der Nation; wir folgen auch als freies Volk der Führung des stammverwandten Rußland, und der Deutsche ist und bleibt unser Todfeind.‘

Folgt daraus nun, daß wir die Polen, die aus einer nach unserer Meinung besseren Überzeugung die Verständigung mit uns suchen, zurückstoßen sollen? Durchaus nicht! Aber ein anderes folgt daraus, daß die Polen vor allem selbst ihr Schicksal in die Hand nehmen und unter sich mit sich selbst ins reine kommen müssen. Die Partei, die die Führung übernimmt, muß durch ihre eigene Arbeit und Überzeugungskraft die Mehrheit ihres Volkes für sich gewinnen; sie darf nicht nur einer Konjunktur, die durch das gegenwärtige Interesse einer fremden Macht geschaffen ist, die Oberhand verdanken. Wer die eigentümliche Lage der polnischen Nation und ihre Schicksale näher kennt, wird nicht verlangen und erwarten, daß sie die volle Reife und Einheit eines von langer politischer Krankheit bereits völlig genesenen Volkes zeigt. Aber es muß doch der eingetretene Genesungsprozeß mindestens in der Klärung des Willens zu einer bestimmten Lebensrichtung zu erkennen sein. Dann können wir die Hand bieten, weil die Förderung einer solchen Richtung unserem eigenen Interesse entspricht. Das ist der einzige Gesichtspunkt, der in der Politik gilt. In dem blinden Vertrauen darauf, daß unsere Bravheit, unsere Freundlichkeit zuletzt auch die bockbeinigen Russenfreunde unter den Polen, die in der Angst vor Preußen groß geworden sind und die Vernichtung Deutschlands herbeisehnen, mit Rührung erfüllt und in unsere Arme zwingt, können wir nicht die Geschäfte eines fremden Volkes besorgen. Die Polen können auch selbst nicht wünschen, daß sie deutschem Wohlwollen ihre Freiheit verdanken; sie müssen das Wesentliche selbst tun, wenn ihnen auch die politische Konstellation, an deren Gestaltung Deutschland und Österreich-Ungarn in erster Linie beteiligt sind, die Gelegenheit dazu schafft. ‚Przesz posty wilk nie tyje‘ (durch Boten wird der Wolf nicht fett), sagt das polnische Sprichwort.“

Nun dürfen diese Ausführungen aber nicht dahin mißverstanden werden, als ob wir den Polen, die sich in ehrlicher Freundschaft an unsere Seite stellen wollen, unsere Unterstützung versagen, sie nicht in dem Bestreben, dieser Freundschaft feste politische Grundlagen zu errichten, mit Rat und Tat fördern sollten. Auch ohne den weiteren militärischen und politischen Entwicklungen vorzugreifen, darf man wohl schon heute behaupten: Polens Schicksal ist wieder in Polens Hände gegeben. Denn eine polnische Nation, die von dem Gedanken erfüllt und beherrscht würde, ihre wahre Bestimmung als auch staatlich festgegründetes Bollwerk abendländischer Gesittung gegen den Osten Schulter an Schulter mit den mitteleuropäischen Kulturmächten sich zu erkämpfen, würde sich aus der Staatengemeinschaft nicht mehr verdrängen lassen. Mit seinem Rückhalt, dem festen Anschluß an die europäischen Zentralmächte, wäre dieses neue Polen für alle Zukunft gesichert. Es ist ein Wahn, daß die Polen als Volksganzes in irgendwelcher engeren Vereinigung mit Rußland ihrer politischen, geistigen oder wirtschaftlichen Entwicklung

nachleben könnten. Auch wirtschaftlich würde immer nur eine kleine Minderheit aus einer solchen Vereinigung Nutzen ziehen. Es konnte ja unter der langen und listenreichen Russenherrschaft nicht anders kommen, als daß ein Bruchteil dem Köder nachkroch, den der Moskowiter ebenso schmackhaft zu machen weiß, wie er den Widerstrebenden sämtliche Nägel seines Kosakenstiefels fühlen läßt. Aber ich glaube auch heute noch nicht, daß das im Verhältnis zu den Polen, die im Russen den Würger und Henker sehen, ein nach Art und Zahl maßgeblicher Teil sein kann. Ich hatte in meiner Jugend viel Berührung mit Polen: glühend war ihr Russenhaß. Und nicht ohne Grund —: kaum einer, von dessen Familie nicht ein Glied an einem Murawjoffschen Galgen gehangen hätte, oder nach Sibirien verschickt worden wäre!

Man muß aber die Polen auch richtig behandeln. Ihre Behandlung in Preußen war nicht richtig. Sie war grundverkehrt, auch wenn sie von den besten Absichten geleitet wurde. Das möchte ich, um der Zukunft willen, nicht um abgelegte Sünden neu aufzubügeln, nur in aller Kürze feststellen, wie ich ja im „Türmer" die in Preußen geübte Polenpolitik stets mit den peinlichsten Gründen abgelehnt habe. Nun soll ja auch diese Politik „neu orientiert" werden. Aber mit der „Neuorientierung" allein ist es auch noch nicht getan: auf die Persönlichkeiten, die man nach dort schickt, kommt es vor allem an. Man schicke nicht Leute hin, die ja an sich gewiß tüchtige und gewissenhafte Beamte sind, aber für polnisches Wesen keine Spur von Verständnis haben. Der Pole ist gar kein Unmensch. Aber schließlich ist er — Pole und hat auch ein Recht auf seine polnische Eigenart. Darum kann er doch der beste preußische Staatsbürger sein. Mit der früher von uns gehandhabten Nationalitätenpolitik muß überhaupt gründlich aufgeräumt werden. Wir können auch fremde Nationalitäten neben und unter uns wohnen lassen, ohne Schaden zu nehmen an unserer Seele, wenn diese Seele nur selbst stark und gesund ist.





Gegen die Wucherer und Würger!

Das deutsche Volk hat in beispielloser Einmütigkeit alle, auch die schwersten Opfer ohne Murren und Klagen auf sich genommen. Es ist ernst und tief entschlossen, auch weiterhin jedes Opfer zu tragen, das die Freiheit, Sicherheit und Größe des Vaterlandes von ihm fordern. Aber es empört sich gegen den Gedanken, daß es opfern solle für Ehrlose, die sich auf die blutige Not des Vaterlandes stürzen, um sie als die erlesene und hochwillkommene Gelegenheit auszubeuten, auf Kosten des Vaterlandes, auf Kosten seiner auf den Schlachtfeldern zerschossenen Söhne, ihrer Angehörigen und Hinterbliebenen, all der trauernden und darbenden Mütter, Witwen und Waisen dieses Krieges, für sich selbst Vermögen, Reichtum und Wohlleben zu ergaunern, zu erpressen. Diese Wucherer und Würger des eigenen Volkes sind aber auch heute noch unbekümmert am Werke, ihr Weizen blüht herrlich, und die unterschiedlichen Erlasse unserer Regierungen berühren sie wenig, denn alle die bisher getroffenen wohlgemeinten Verfügungen sind so gut wie wirkungslos, weil sie auf dem Papier bleiben. Das muß offen und mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, weil es die Wahrheit ist und weil es, um nicht mehr zu sagen, ein verhängnisvoller Irrtum wäre, diese Wahrheit durch irgendwelche lehrhaften Betrachtungen verschleiern oder abschwächen zu können.

Ein verhängnisvoller Irrtum! Denn man täusche sich nicht: die Empörung gegen den schamlosen Wucher mit den allerunentbehrlichsten Lebensmitteln hat nicht nur sämtliche ehrbaren Schichten unseres Volkes durchdrungen, sie ist auch in bedrohlichem Steigen begriffen. Die Tatsachen liegen so nackt, so herausfordernd nackt zutage, daß sie sich tagtäglich mit Händen greifen lassen und daß auch, wer schon gern ein Auge zudrücken möchte, nicht an ihnen vorbeisehen kann. Der Preis sämtlicher Lebens- und Gebrauchsmittel wird, als sei dies das selbstverständlichste Ding auf der Welt, von den wildgewordenen Spekulanten ins Aschgraue hinaufgetrieben, ganz unbekümmert darum, ob wir davon Vorräte in durchaus genügenden Mengen im Lande haben und auch die Erzeugungskosten nicht wesentlich oder überhaupt nicht teurer geworden sind. Die tatsächlichen Bedürfnisse und Folgen des Krieges stellen den Opfermut des Volkes wahrlich schon auf eine genügend harte Probe —: muß es nicht geradezu aufreizend wirken, wenn ihm noch Opfer für verwerfliche Zwecke, für die schamlose Gewinnsucht einer wüsten Spekulantenhorde zugemutet werden? Muß der ohnehin schon schwer genug belastete Krieg auch noch mit diesem Odium, mit der „vaterländischen Steuer" an ein gemeines Wucherpack beladen werden? Volkstümlicher wird der Krieg dadurch nicht!

Es hieße ein schlechter Kenner der Volksseele sein, wollte man seine Erbitterung etwa dadurch beschwichtigen, daß man sie als minder berechtigt, als „übertrieben" hinstellte oder gar der offenen Aussprache seiner Beschwerden und Forderungen Hindernisse in den Weg legte. Leider scheint das an

einzelnen Stellen versucht worden zu sein, es kann aber gar nicht ernst und dringend genug davor gewarnt werden. Dem Volke zu allem noch den Mund verbieten, das wäre in der Tat das Letzte! Und dazu eine Sünde gegen die Würde dieser Zeit, die im Brüllen der Kriegsfurie jeder Wahrheit und jeder Tatsache mit so todernster Fassung ins Gesicht sieht, wie sie rücksichtslos auch alle Masken herunterreißt, allen gleisnerischen Flitter zerfetzt den heulenden Stürmen preisgibt. Aber auch eine Sünde gegen dieses Volk, das klaglos Gut und Blut, seine Söhne, Väter, Brüder opfert ohne anderen Lohn und Dank, als dem Vaterlande die Treue gehalten zu haben.

Man kann den Pelz nicht waschen, ohne ihn naß zu machen. Man kann die wucherischen Würger nicht mit väterlichen Mahnungen, moralischen Anrufungen ihrer „Klassenehre" oder kleinen Geldstrafen zur „Einsicht" bringen, man wird sie nur „überzeugen", wenn man ihnen die entehrenden Strafen, wie sie für solche ehrlose Verbrechen am Vaterlande einzig und allein angebracht sind, nicht nur androht, sondern diese Strafen auch in jedem einzelnen Falle, ohne Ansehen der Person und des Standes, rücksichtslos verhängt und vollstreckt. Gewinnt der „Aushungerungsplan" der doch im Kriege mit uns liegenden, ihre Haut doch zu Markte tragenden Engländer nicht geradezu noch ein „moralisches" Ansehen — gegen die Anschläge der Würger im eigenen Hause, die ihrem gemeinen Erpresserhandwerk auch nur nachgehen können und in aller Ruhe und Sicherheit nachgehen, weil unsere Treuen im Felde sich für diese Blutsauger an ihren zurückgelassenen Angehörigen mit aufopfern?!

Neunmalkluge mögen sich die Belehrung sparen, daß es mit Strafen allein nicht getan sei. Ganz gewiß müssen auch andere, und zwar durchgreifende Vorbeugemaßnahmen getroffen, durch solche vor allem den Raubtiergelüsten jener Aufkäufer und „Zwischenhändler" ein eiserner Riegel vorgeschoben werden, die die Vorräte an sich zu reißen wissen und dann, wie die Spinne in ihrem Netze, blutgierig auf der Lauer liegen, bis die Opfer zu ihnen kommen müssen. Es sind da genug praktische und so überzeugende Vorschläge gemacht worden, daß man sich nur immer wieder wundern muß, warum nicht endlich zu ihrer Ausführung geschritten wird. Aber es ist, wie auch das Königl. Sächsische Ministerium sehr richtig betont, „dringend notwendig, daß das offenbar noch bei vielen vorhandene Bewußtsein, ein jeder könne aus seinem Geschäfte den Nutzen ziehen, den die ‚Marktlage', das heißt zumeist die Notlage seiner Mitbürger, zuläßt, durch eine Reihe strafrechtlicher Verfolgungen und, womöglich, Verurteilungen gründlich erschüttert wird. Wo immer die Vermutung naheliegt, daß in den Preisen von Gegenständen des täglichen Bedarfs unmäßige Gewinne enthalten sind, ist den Dingen mit unerbittlicher Schärfe auf den Grund zu gehen."

Wir sind es aber auch uns selbst und der Größe dieser ehernen Zeit schuldig, eine Mauer gegen den „Nachruhm" aufzurichten, daß wir es mit allem unserem Heroismus doch nicht vermocht hätten, uns von dem Joche jenes schrankenlosen Händlergeistes zu befreien, der sich im „freien Spiel der Kräfte" langer Friedensjahre bei uns eingenistet und eingefressen hatte. Soll dieser souveräne „merkantile Geist" noch diesen Krieg überdauern?

Und endlich: dürfen wir unseren Tapferen, die täglich ihr Leben für uns einsetzen, jeden Gedanken und jeden Nerv für unsere Freiheit und Sicherheit anspannen müssen, — ja, dürfen wir ihnen auch noch diese Sorge zumuten? Ist das nicht im Grunde eine schwer zu verantwortende Zumutung? „Es ist doch hier für uns in Feindesland", so klagt einer von ihnen aus dem Felde, „nichts Leichtes, wenn man hier erfährt oder lesen muß, daß unsere Lieben zu Hause alles so teuer bezahlen müssen, während wir hier in treuer Pflichterfüllung schon über ein Jahr mitarbeiten, den Feind vom heimatlichen Herd fernzuhalten. Fast täglich hört man nur Klagen hier von der Teuerung zu Hause, und mancher Familienvater, der

wirklich ein Herz für seine Lieben hat, denkt mit Sorgen an die Seinigen."

Es bedarf doch wirklich keiner ausschweifenden Phantasie, um sich über die Folgen, die uns aus diesem Zustande auf die Dauer noch erwachsen könnten, nach mehr als einer Richtung hin sehr ernste Gedanken zu machen. Es gilt nun in der Tat, und es ist hoch an der Zeit, mit der Forderung des sächsischen Ministeriums Ernst zu machen und diesen Dingen „mit unerschütterlicher Schärfe auf den Grund zu gehen". Der „Burgfrieden" dürfte hier wohl kaum in Betracht kommen, denn es ist nicht wohl anzunehmen, daß es auch nur einen ehrlichen Deutschen gibt, der mit Leuten, die sich vom Blute ihres auf Tod und Leben kämpfenden Volkes schmarotzend vollsaugen, einen solchen Frieden eingehen würde. Aber es gibt einen anderen „Burgfrieden", der ihnen weit bekömmlicher wäre und dem man sie in möglichst großer Zahl und Geschwindigkeit zuführen sollte. Aber auch auf nicht zu knapp bemessene Frist, denn gut Ding will Weile haben.

J. E. Frhr. v. Gr.

*

Was man sich als Deutscher in der deutschen Reichshauptstadt gefallen lassen muß

Dadurch, daß Herr Professor Dr. Oskar Vogt gegen ein polizeiliches Strafmandat von 30 ℳ die gerichtliche Entscheidung angerufen hat, ist die Veranlassung dazu der Öffentlichkeit bekannt geworden. Wir halten es für unsere Pflicht, diese Öffentlichkeit zu vergrößern, weil dieser bei einem in bevorzugter sozialer Stellung stehenden Manne — Herr Professor Vogt ist Direktor des Kgl. neurobiologischen Instituts — hervorstechende Mangel an nationalem Verantwortlichkeitsgefühl und staatsbürgerlicher Erziehung die deutsche Volksschwäche ist, die mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muß, wenn wir jemals fähig werden sollen, als Volk jene Stellung in der Welt zu erfüllen, zu der uns der Lauf der Geschichte beruft und unsere siegreichen Waffen den Weg öffnen.

Den Vorfall schilderte der greise Pastor K. vor Gericht unter Eid folgendermaßen: „Am 7. Mai d. J. habe er die Nachricht erhalten, daß sein Sohn vor Suwalki gefallen sei. Als er am nächsten Tage, von tiefem Schmerz erfüllt, mit seiner Gattin die Königin-Augusta-Straße entlangging, um Trauerkleidung zu kaufen, wäre plötzlich auffällig laut eine Unterhaltung in französischer Sprache an sein Ohr gedrungen. Der jetzige Angeklagte habe sich mit seiner Gattin, einer Französin, und der Erzieherin seiner Kinder, einer Französisch-Schweizerin, so laut in der Sprache unserer Feinde unterhalten, daß er, als guter Patriot, es zum mindesten als eine ganz grobe Taktlosigkeit gehalten habe. Die Erinnerung daran, wie unsere Landsleute in Paris und in Belgien behandelt worden seien, in Verbindung mit dem Gedanken an seinen gefallenen Sohn, hätte in ihm das Gefühl aufwallen lassen, daß er als Deutscher diese Taktlosigkeit nicht kritiklos vorübergehen lassen dürfe. Er habe deshalb in höflichem Tone gesagt: ‚Können Sie denn hier in dieser schweren Zeit nicht Deutsch sprechen?' Frau Professor Vogt habe sich sofort umgedreht und mit erregter Stimme geantwortet: ‚Jawohl, wir können schon Deutsch, wir wollen aber nicht!' Der Zeuge habe darauf zu seiner Frau geäußert: ‚Ist das nicht unerhört, was man sich als Deutscher in der deutschen Reichshauptstadt gefallen lassen muß!' Der heftige Wortwechsel steigerte sich bis zu Tätlichkeiten, deren Folge das oben erwähnte Strafmandat war. Der Herr Professor stellte den Verlauf der Geschehnisse etwas anders dar, konnte aber die Tatsache der französischen Unterhaltung auf der Straße nicht in Abrede stellen. (Daß diese leise geführt worden sei, glaube ich schon deshalb nicht, weil alte Herren, wie der Pastor, nicht so scharfhörig zu sein pflegen, daß sie auf einer Berliner Straße leise Gespräche vernehmen können.) Er habe deshalb französisch gesprochen, weil die Erzieherin seiner Kinder nicht gut deutsch sprach, und er verhindern wollte, daß die Kinder dieses schlechte Deutsch zu hören bekommen. Außerdem habe er selbst ein großes patrio-

tisches Interesse daran, seine Kenntnisse in der französischen Sprache zu vervollkommnen, die Gründe könne er in öffentlicher Verhandlung auch nicht andeuten."

Jeder Kommentar kann das Bild dieses deutschen Professors nur abschwächen, der für seine Kinder eine französische Erzieherin hält, aus Rücksicht auf ihre geringen deutschen Sprachkenntnisse öffentlich französisch spricht und am Ende daraus noch ein geheimnisvolles vaterländisches Verdienst zurechtschustert. Der vom Pastor erwähnte Zwischenruf der Frau Professor wirkt übrigens so echt, daß er sicher so gefallen ist, und aufs neue die oft gemachte Erfahrung bestätigt, daß in derartigen national gemischten Ehen in nationaler Hinsicht der deutsche Teil fast immer der schwächere ist.

Das Gericht stellte in seiner Urteilsbegründung den Satz auf: „Die Anwendung der französischen Sprache auf der Straße in gewöhnlichem Gesprächston (!) kann schon deshalb nicht als unzulässig angesehen werden, da sich viele Ausländer neutraler Staaten dieser Sprache bedienen."

Juristisch-theoretisch wird das wohl richtig sein. Aber wir müssen denn doch entschieden geltend machen, daß in Deutschland vor allem die Deutschen zu Hause sind. Jeder Neutrale, der in unserem Lande Gastrecht genießt, hat auch die Gastpflicht, auf das jetzt mit Grund gereizte Empfinden des deutschen Volkes die allergrößte Rücksicht zu nehmen. In jedem andern Lande ist das auch so selbstverständlich, daß einem Neutralen, der die Rücksicht nicht übte, dieser Anstand eingebläut werden würde. Was aber gar mit einem Volksangehörigen geschehen würde, der sich so benähme, wie es Herr Professor Dr. Oskar Vogt für gut befand, — doch der Fall ist anderswo nicht denkbar, und das ist das Traurigste daran.

Das Gericht verurteilte Herrn Professor Vogt zu 10 (zehn!) Mark Strafe. Wenn das deutsche Volk das Urteil zu fällen hätte, so wünschte ich, daß beim Strafvollzug — die Herren Grey und Delcassé mit in der Jacke des Herrn Professors steckten. K. St.

*

90000 Mark an einem Tage „verdient"!

Vor einem Groß-Berliner Schöffengericht hatten sich kürzlich die „Kaufleute" Buhrbank und Karfunkelstein zu verantworten. Und zwar als „Kriegslieferanten". Wie die Buhrbank, Karfunkelstein und Genossen „arbeiten", erwies die Verhandlung. Nachdem ein Zwischenagent, der weiter nichts als ein einfaches Telephongespräch geführt hatte, für diese Bemühung 4000 ℳ im Handumdrehen „verdient" hatte, verlangte der Privatkläger für Tornister, für die er selbst einem anderen Agenten 39 ℳ bot, von der Heeresverwaltung 48 ℳ. Der Preis wurde ihm auch bezahlt, so daß er, ohne einen Pfennig eigenes Geld dabei zu riskieren, bei der Lieferung von 10000 Stück an einem Tage 90000 ℳ verdiente. Die eigentlichen Fabrikanten, die etwa 20 ℳ für das Stück von den Agenten erhalten hatten, bekam man in diesem Prozesse überhaupt nicht zu sehen. Die Verhandlung ergab also, wie der Vorsitzende ausdrücklich betonte, daß es Kreise gibt, welche die augenblickliche Lage unseres Staates dazu benutzen, sich in einer durch nichts gerechtfertigten Weise zu bereichern und ganz erhebliche Vermögen zu erwerben.

Das ist so milde ausgedrückt, daß wir lieber die nackte Tatsache sprechen lassen und es den Lesern anheimstellen möchten, selbst die einzig richtige Bezeichnung für diese Art „ehrbaren Handel" zu finden.

*

Der Beobachtungs-Professor auf dem Schlachtfelde

„Prof. Dr. Max Dessoir (Berlin) hat sich mit besonderer Erlaubnis des Oberbefehlshabers auf den östlichen Kriegsschauplatz begeben, um dort psychologische Beobachtungen an den kämpfenden Truppen anzustellen." — Man muß die Nachricht, die jetzt die Runde durch die Presse macht, zweimal lesen, um sich in voller Schönheit den an unsern kämpfenden Truppen Beobachtungen machenden Herrn Professor vorzustellen. Ein er-

habenes Bild: Dort die in gewaltigster Erregung mit Einsatz von Blut und Leben kämpfenden Soldaten, — hier in olympischer Ruhe der Herr Professor, mit kühlem Blick die „Objekte“ musternd und mit gezücktem Bleistift Notizen machend.

Mich widert diese Vorstellung an. Aber die „Wissenschaft“ hat ja einen so breiten Buckel, daß ihr auch dieser „Dienst“ aufgeladen werden kann. Empörend aber ist es, daß der Herr Professor dann sich nicht ganz still an die Arbeit macht, sondern seine eigenartige Betätigung auf dem Schlachtfeld an die große Glocke hängt. Es gibt Leute, die so boshaft sind, selbst Professoren nicht für ganz frei von Reklamebedürfnissen zu halten. St.

*

Goldener Überfluß!

Wir ersticken in einem Überfluß von Lebensmitteln. Nein, wir wissen wirklich nicht mehr, wohin damit! Sonst fänden sich nicht immer wieder Massenangebote von verdorbenen Lebensmitteln in der Tagespresse. Da wird Plockwurst, also eine Dauerware, als Schweinefutter angepriesen, da werden gleich 500 Zentner gesalzenes Fleisch zu Futterzwecken auf den Markt geworfen, und so fort. Aber das Absatzbedürfnis ist so groß, daß ein kluger Mann, um diesem Bedürfnis abzuhelfen, sozusagen eine Zentrale für den Ankauf verdorbener Lebensmittel organisiert hat. In der Berliner städtischen Markthalle zwischen Linden- und Friedrichstraße prangt quer über dem Hauptgange ein nicht zu übersehendes Reklameschild mit folgendem Wortlaute:

Zur Verfügung gestellte

Verdorbene Lebensmittel,

nicht mehr zur menschlichen Nahrung geeignet, übernimmt sofort waggon- oder fuhrenweise

Produkten-Handelsgesellschaft m. b. H.

Charlottenburg.

„Verdorbene Lebensmittel“, bemerkt der „Vorwärts“, „hat es zwar immer gegeben, aber doch niemals in dem Umfange wie gerade jetzt. Und gerade in dieser Zeit wäre es so nötig gewesen, Vorsorge zu treffen, damit die knappen Nahrungsmittel ohne Verluste der Bevölkerung zugeführt würden. Wieviel Hunger hätte sich dadurch lindern, wieviel Unterernährung vermeiden lassen?“

Wer aber den Herren Spekulanten mit solchen Sentimentalitäten kommen wollte, würde von ihnen, wenn sie gerade infolge „guten Geschäftsgangs“ bei Humor sind, nur ausgelacht, sonst aber derb angefahren werden. Weshalb sollten sie sich auch Zwang auferlegen? Sie sind ja die Herren der Lage, niemand fällt es ein, ihnen ernstlich das Handwerk zu legen. Und so betreiben sie es denn auch in völliger Ungeniertheit, in breitester Öffentlichkeit. So bringt der „Elberfelder Tägliche Anzeiger“ — bar Geld lacht! — folgende Ankündigung:

160 bis 250 Prozent!

verdienen Grossisten, Händler, Ladengeschäfte, Vertr. a. feste Rechn. ꝛc. d. Nahrungs- und Genußmittelbranche ꝛc. an 2 sehr gangbar., v. jed. Hausfrau imm. wied. verlangt. Million.-Massenkonsum-Art. Verlang. Sie sof. kostenl. Offert. mit 2 Must. 50 Pf. in Mark. Alleinvertr. f. einzelne Städte noch frei. Nährm.-Fabr. Karl J. Glahn, Hamburg 23.

Daß sich Zeitungen zur Veröffentlichung solcher Anzeigen hergeben, die ein Hohn auf die erbitterte Volksstimmung sind, sei nur nebenbei vermerkt: jeder erlebt die „große Zeit“ nach seiner Weise. Aber vielleicht nehmen die zuständigen Behörden ein gewisses Interesse daran, welcher Art die „Massenkonsum-Artikel“ sind, die bis zu 250 Prozent Gewinn abwerfen?

*

Englisches und deutsches „Regime“

Die Niederländer sind nach der Meinung des „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ besser als die meisten anderen europäischen Völker veranlagt, die englische Auffassung von persönlicher Freiheit, die sich mit einer Verherrlichung des Staatsbegriffs so schlecht verträgt, zu begreifen und zu würdigen.

„Wir wissen, wieviel Gutes und Schönes dadurch hervorzubringen ist. Daß sie aber ihre bedenkliche Seite hat, zeigt sich so recht in diesem Weltkriege.

Die Frage ist nicht: Ist die Menschheit glücklicher unter einem Regime persönlicher Freiheit oder unter einem solchen straffer Staatszucht; auch nicht die: Entwickelt sich der menschliche Geist und das menschliche Gemüt breiter und schöner unter dem einen als unter dem anderen?

Viele, die vor diese Wahl gestellt werden und der Freiheit den Vorzug geben würden, erkennen jetzt, daß die nationale Volkskraft größer ist unter einem starken und zwingenden Prinzip der Staatsorganisation. Nur wenige wird es in England geben, die da sagen würden: Aber dann doch lieber schwächer sein und die Möglichkeit des Unterliegens ins Auge fassen, als unser kostbarstes Geistesgut — die Freiheit — zu verlieren. Die meisten erkennen mit einem Seufzer an: Wir müssen mittun. Die Welt wird dadurch vielleicht nicht angenehmer und froher. Aber wir müssen mittun und einholen, was wir durch unsere Freiheitsverehrung an Wehrkraft verloren haben.

Das englische Volk ist, wie Wells es, wenn auch etwas zu apodiktisch, ausdrückte, augenblicklich auf gespanntem Fuße mit dem Individualismus. Aber es ist natürlich unmöglich, ohne weiteres alles über Bord zu werfen. Das einzige, was man erwarten kann, ist, daß die Engländer durch die Erfahrungen und Prüfungen des Krieges einen klaren Begriff von ihren nationalen Fehlern und Gebrechen erhalten und daß sie versuchen werden, sie abzustellen, natürlich so viel wie möglich unter Beibehaltung ihrer Art und Überlieferung."

Die Sache hat, wie alle solche Fragen, in der Tat ihre zwei Seiten. Auch unser „Regime" ist nicht das absolut Gute, das Gute an sich, sondern das Notwendige und darum Richtige. Man kann es immerhin begreifen, wenn jene englischen Kreise, denen sie zustatten kommt, ihrer „Freiheit" nachseufzen, wobei die Freiheit nicht einmal immer zwischen Anführungszeichen zu stehen braucht. Und es sind nicht nur die Engländer, die uns darum grollen: auch andere Völker empfinden Unbehagen und Abneigung gegen uns, weil sie sich durch unser „Regime" mit dem Verlust oder der Minderung dieser Freiheit bedroht fühlen. In dem „militaristischen" Deutschland sehen sie den Begriff „Preußen" verkörpert, und „Preußisch ist Trumpf" ist nun einmal in der Welt keine beliebte Vorstellung. Dies soll kein Urteil sein, aber es ist eine Tatsache, die niemand bestreiten wird.

Gr.

*

Der heißgeliebte Ohrfeigenausteiler

Dem „Journal de Genève" ist aus Warschau eine Schilderung der Persönlichkeit des russischen Generalissimus zugegangen. Darnach erfreut sich Nikolai Nikolajewitch in Rußland ungeheurer Volkstümlichkeit, und zwar verdankt er die e nicht zuletzt seinem geübten Handgelenk. Mit dankbarer Ergriffenheit erzählt sich das russische Volk, wie er die hohen Würdenträger der Reihe nach ohrfeigt, und lüstern malt es sich aus, wie diese in gebückter Haltung und mit geschwollenen Backen, die schmerzenden Körperteile mit der Hand bedeckend oder reibend, das Zelt des Großfürsten verlassen —: „ein jeder geht beglückt nach Haus." Ein gerechter Herrscher und ein dankbares Volk!

*

Noch immer nicht!

Noch immer gibt es Leute im deutschen Vaterlande, die ihre Pflicht gegen unsere braven Krieger nicht begreifen können oder wollen. Die „Deutsche Tageszeitung" weist erneut auf das Verhalten einzelner deutscher Bäder gegen unsere Feldgrauen hin: „So öffnet beispielsweise ein großes Bad in Westdeutschland seinen Kurpark täglich nur für 120 Krieger aus den dortigen Lazaretten, und verlangt außerdem, daß die Soldaten, denen es den Zutritt gestattet, die Uniform tragen. Dabei faßt der Kurpark bequem viele Tausende von Menschen, so daß noch reichlich Platz genug für die Zivilpatienten übrigbliebe, wenn er allen dortigen Kriegsteilnehmern offen stände, deren Zahl sich auf etwa tausend stellen dürfte. Man versteht es

im deutschen Volke nicht, daß unsere braven Krieger, die dort Genesung von den Wunden und Krankheiten suchen, die sie im Kampfe für das Vaterland erwarben, in einer solchen Weise von der Badeverwaltung behandelt werden ...

Diesem Verhalten einer deutschen Badeverwaltung dürfte vielleicht folgendes gegenübergestellt werden: Vor einiger Zeit hat unsere Kaiserin, die nicht müde wird, die Lazarette aufzusuchen und persönlich den verwundeten Kriegern Trost zu spenden, angeordnet, daß in den Königlichen Parks, wo bisher das Rauchen verboten war, dieses Verbot für unsere Feldgrauen nicht mehr gelten soll; sie dürfen dort als Gäste unseres Königshauses auch unbehelligt in ihren Lazarettkleidern spazieren gehen. Was für das ehrwürdige Sanssouci gilt, was noch dieser Tage für den Park des Posener Kaiserschlosses angeordnet ist, das könnte und sollte auch wohl für die Verwaltung eines deutschen Bades Ehrenpflicht sein!

Diese Gegenüberstellung wird hoffentlich genügen, um diejenigen deutschen Bäder, die das bisher noch immer nicht tun, zu dem nötigen Entgegenkommen gegen unsere tapferen Soldaten zu veranlassen, die mit ihren Wunden und Leiden dafür gesorgt haben, daß wir den Feind nicht im eigenen Lande haben!"

*

Sie tagen

Sie suchen, im gastlichen Bern sich vereinigend, wieder einmal die „gemeinsame Formel der Menschheit", die dieser den dauernden Frieden gibt. Etwas haben sie schon gelernt: daß sie den „ewigen" Frieden aus ihren leichten Federspielen lassen. Da man ja nicht wissen kann, was Väterchen künftig einmal wieder vorhaben möchte, oder was England, Italien, Japan, Amerika irgendwo verschlucken möchten, oder ein glücklicherer Delcassé.

So war es 1870 und so war es immer: stets nur, wenn deutsche Erfolge drohen, männlicht die weiche Sehnsucht sich zu verdeutlichten Forderungen. Oder vielmehr zu Postulaten, wie ihr so äußerst kennzeichnendes Deutsch sie nennt. Und jedesmal heißt sie dann: keine Veränderung! Annexion ist Verbrechen!

Gut, ihr Herren, vergeßt nur nicht darüber, was ihr wollt: den Frieden. Eure Postulate sind vortrefflich, wenn ihr damit einverstanden seid, ihnen dann auch die rückwirkende Stärke beizulegen. War früher Recht, worin ihr heute Unrecht findet? Entscheidet es selber, was den Frieden am dauerndsten machen könnte: wollen wir auf Ludwig XIV. zurückgehen, oder auf Karl V., auf Friedrich den Staufer? Ungültig alle seitdem gemachten gewalttätigen Annexionen, alle die Volksverhältnisse umstürzenden Veränderungen! Ungültig alle künftigen! Für Leute, die mit der lebendigen Ewigkeit auf so intimem Fuß stehen, bedeuten doch wohl ein paar tote Jahrhunderte auch nur ein Kinderspiel. Und so viel Entgegenkommen kann unser guter dauerhafter Wille, wo wir das Schwert des besten Friedenswahrers in die Wagschale werfen, doch am Ende noch erwarten. Ed. H.

*

Harden im „Exil"!

Die „Daily Mail" bringt in ihrer Ausgabe vom 2. August ein Bildnis des Herausgebers der „Zukunft", Maximilian Harden, mit folgender Meldung:

„Kopenhagen, 30. Juli. Es wird gemeldet, daß Herr Maximilian Harden gestern durch Kopenhagen reiste, und zwar im strengsten Inkognito zu einer unfreiwilligen Ferienreise auf unbestimmte Zeit nach Nordskandinavien. Sein letzter ‚Zukunft'-Artikel, der Italiens Angriff auf seinen Erzfeind Österreich in peinlich überzeugender Weise entschuldigte und erklärte, hat den zügellosen Ärger des amtlichen Deutschlands erregt."

Nun muß aber das Wolffsche Telegraphenbureau antreten!

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 23 1. Septemberheft 1915

Drei Kriegslieder

für die Jugend

(zwei- oder dreistimmig zu singen)

von

Arthur Egidi *)

1

Reiterlied

(Fritz von Unruh)

Schmetternd

Sopran 1,2
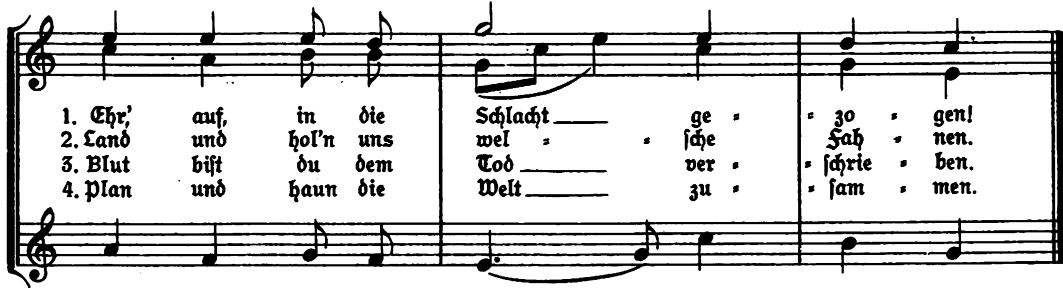
1. U - la - nen, stolz von Lüt - zow her mit
2. Die Gäu - le raus, das Schwert zur Hand, die
3. O Da - sein, herr - lich sü - ßes Gut, jetzt
4. Doch die - ser Schwur sei ernst ge - tan: Wie

p lang- samer

Alt

1. Rei - ter - mut durch - zo - gen, be - lei - digt ist die deut - sche
2. Welt braucht uns, U - la - nen; wir stür - men frisch in Fein - des
3. ler - nen wir dich lie - ben: Fürs Va - ter - land und deut - sches
4. Gott auch bläst die Flam - men — *f* wir Lüt - zo - wer stehn auf dem

wieder im Zeitmaß



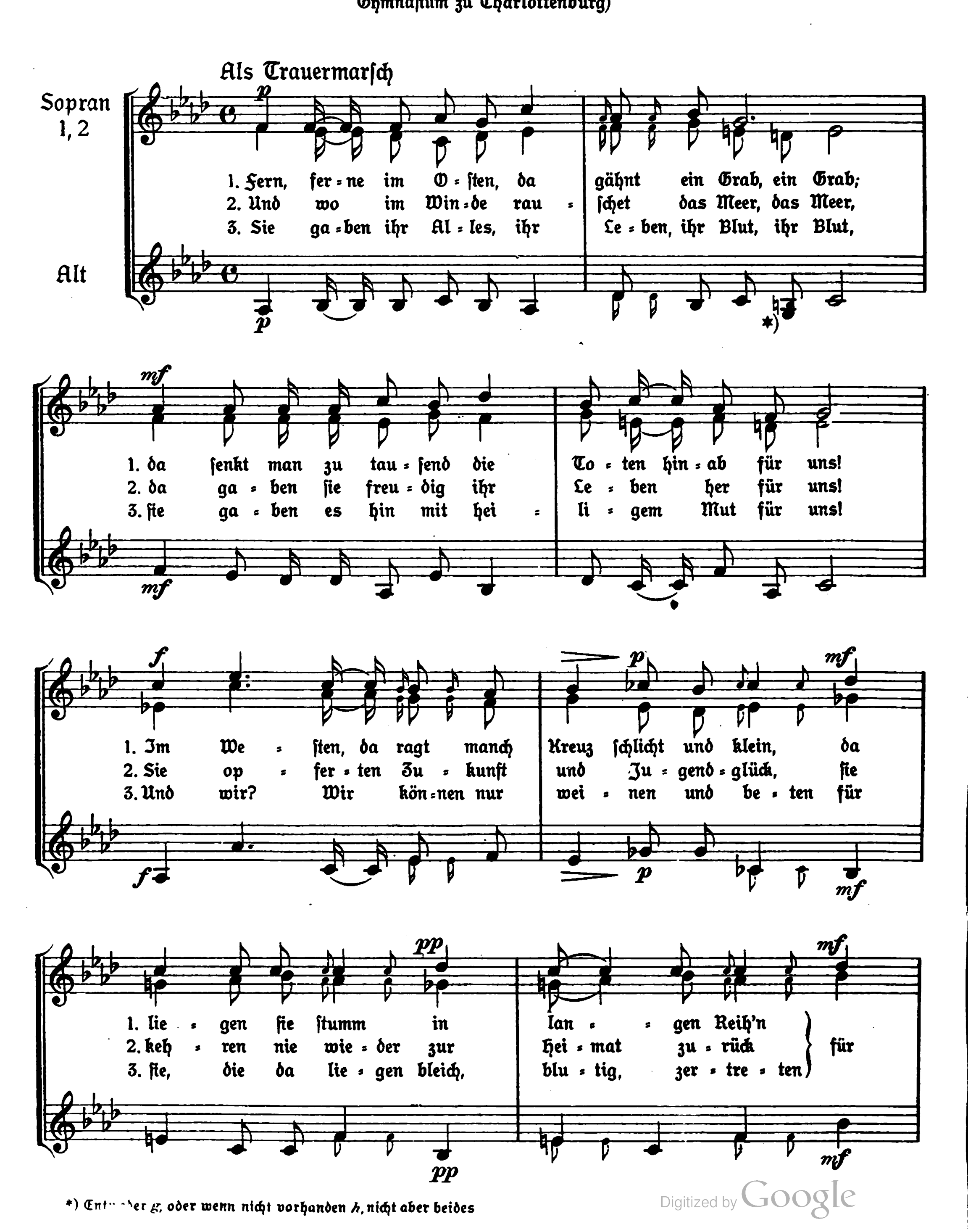
Das Gedicht erschien erstmalig im Berliner Tageblatt vom 9. August 1914

*) Die Lieder sind mit freundlicher Genehmigung entnommen der Sammlung „Neue Weisen für die Jugend; zwei- oder dreistimmig zu singen“. Herausgegeben von Arthur Heinrich. Verlag „Melodie“ Charlottenburg

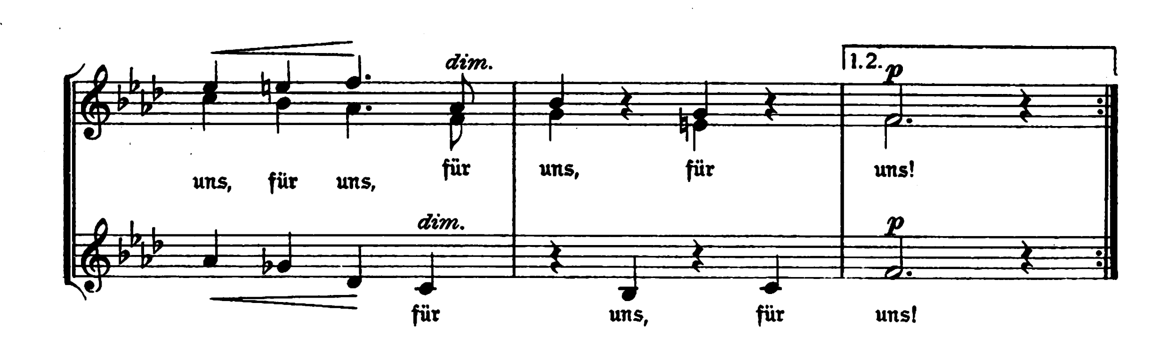
2

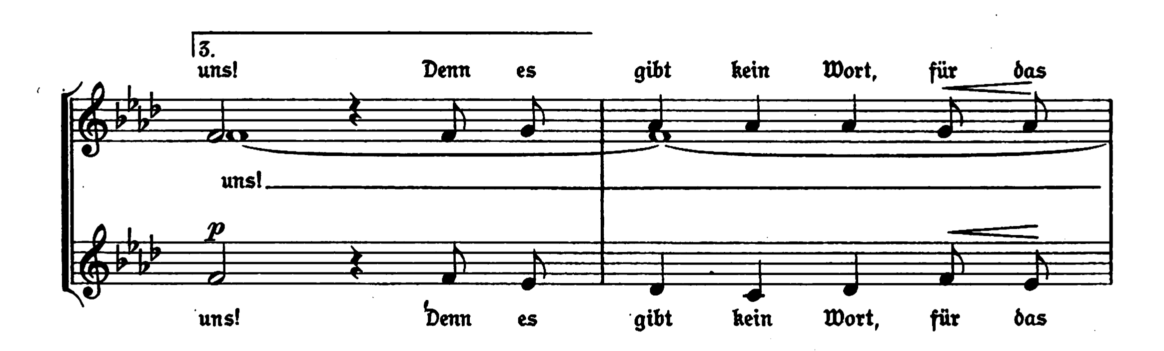
Für uns!

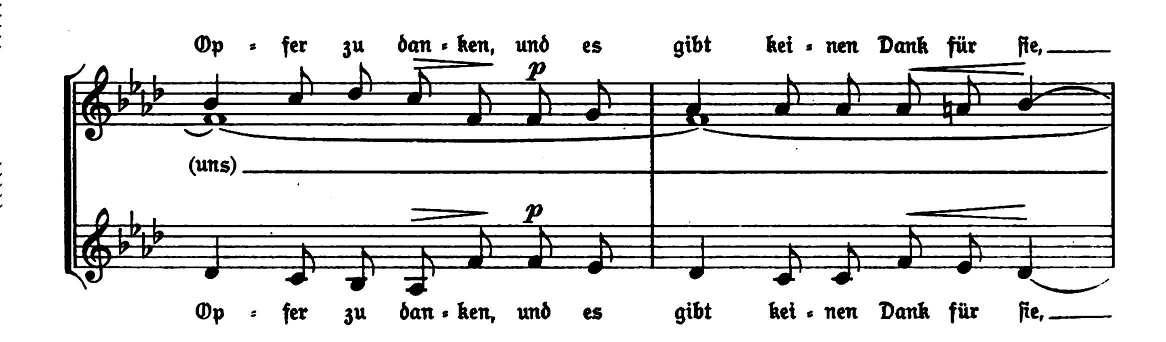
(Gedicht eines Obertertianers in einem Gymnasium zu Charlottenburg)

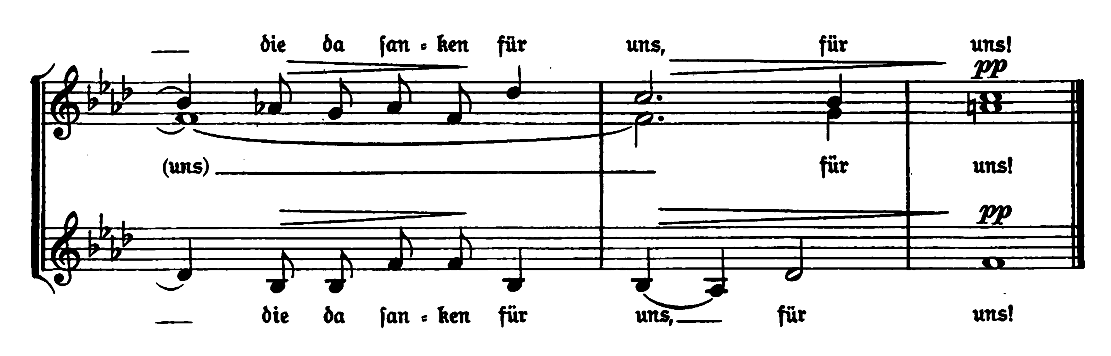


*) Ent[illegible]er g, oder wenn nicht vorhanden h, nicht aber beides


dim.
uns, für uns, für uns, für uns!
1.2. p
dim.
p
für uns, für uns!


3.
uns! Denn es gibt kein Wort, für das
uns!
p
uns! Denn es gibt kein Wort, für das

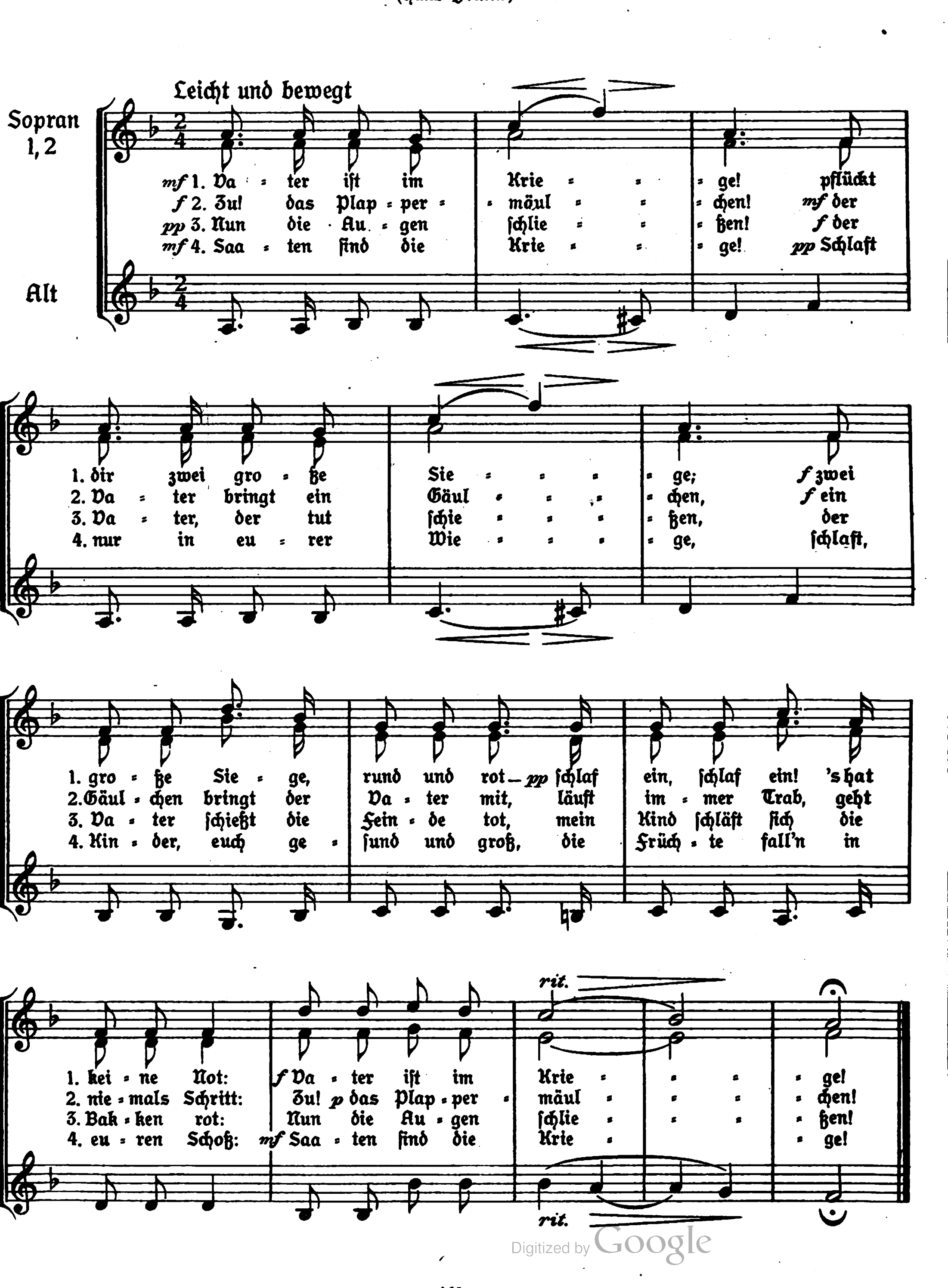

Op - fer zu dan - ken, und es gibt kei - nen Dank für sie,
p
(uns)
p
Op - fer zu dan - ken, und es gibt kei - nen Dank für sie,


die da san - ken für uns, für uns!
pp
(uns) für uns!
pp
die da san - ken für uns, für uns!

3

Wiegenlied im Kriege zu ſingen

(Hans Franck)





Beilage zum Türmer



XVII. Jahrg. Zweites Septemberheft 1915 Heft 24

Radetzky und die Erhaltung Österreichs

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

La force des choses n'est souvent que la faiblesse des hommes. Man darf Oxenstjernas Wort, daß zu den politischen Geschäften kein übermäßiger Verstand gehöre, getrost nach der Seite des Heroismus erweitern, es ist auch da nicht soviel vonnöten, um schon Bedeutendes durchzusetzen. Unzählige Krisen belegen, wie einer, der Mut hat, die Lage zurechtreißt, die neue Überzeugung bringt, ganze Staaten und Länder, nicht bloß Graudenz oder Kolberg rettet. Und mehr als Adrianopel. Die Fähigkeit der Standhaftigkeit kann unter Umständen dasselbe leisten, wie die echte Eingebung des Genies.

Darsteller der neueren Geschichte im 19. Jahrhundert haben auf mancherlei Weise das Wort Eigensinn umschrieben, wenn sie davon sprachen, daß der Kaiser Franz Joseph sich zu keiner auswärtigen Abtretung oder Verzichtleistung verstehen wollte, bevor nicht um sie, selbst aussichtslos, für Österreich gekämpft worden sei. Heute beginnt es ringsum zu tagen, was aus dem Habsburgerreiche in dieser Zeit geworden wäre, wenn nicht zwei Menschenalter lang jede [illegible] Begehrlichkeit oder Voraussetzung der Zertrümmerung, Aufteilung, gewaltsamen Zerbröckelung diesen persönlichen „Eigensinn" in die Berechnung einzustellen gehabt hätte, aber auch umgekehrt der Verlaß auf Österreich sich darauf gründen konnte. Übrigens ist gesagt worden, etwas zu einseitig, um es ganz so zu unterschreiben: Le génie c'est l'art de persévérer. Es ist keine Vorliebe von mir für geflügelte



Beilage zum Türmer



XVII. Jahrg. Zweites Septemberheft 1915 Heft 24

Radetzky und die Erhaltung Österreichs

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

La force des choses n'est souvent que la faiblesse des hommes. Man darf Oxenstjernas Wort, daß zu den politischen Geschäften kein übermäßiger Verstand gehöre, getrost nach der Seite des Heroismus erweitern, es ist auch da nicht soviel vonnöten, um schon Bedeutendes durchzusetzen. Unzählige Krisen belegen, wie einer, der Mut hat, die Lage zurechtreißt, die neue Überzeugung bringt, ganze Staaten und Länder, nicht bloß Graudenz oder Kolberg rettet. Und mehr als Adrianopel. Die Fähigkeit der Standhaftigkeit kann unter Umständen dasselbe leisten, wie die aktive Vollbringung des Genies.

Darsteller der neueren Geschichte im 19. Jahrhundert haben auf manierliche Weise das Wort Eigensinn umschrieben, wenn sie davon sprachen, daß der Kaiser Franz Joseph sich zu keiner auswärtigen Abtretung oder Verzichtleistung verstehen wollte, bevor nicht um sie, selbst aussichtslos, für Österreich, gekämpft worden sei. Heute beginnt es weitum zu tagen, was aus dem Habsburgerreiche in dieser Zeit geworden wäre, wenn nicht zwei Menschenalter lang jede derartige Begehrlichkeit oder Voraussetzung der Zertrümmerung, Auflösung, zentrifugalen Zerbröckelung diesen persönlichen „Eigensinn" in die Berechnung einzustellen gehabt hätte, aber auch umgekehrt der Verlaß auf Österreich sich darauf gründen konnte. Übrigens ist gesagt worden, etwas zu einseitig, um es ganz so zu unterschreiben: Le génie c'est l'art de persévérer. Es ist keine Vorliebe von mir für geflügelte

Fremdworte, wenn ich das zweitemal bei Beobachtungen, die ihre Wichtigkeiten auch für uns haben, das Eigentumsrecht der Franzosen verwende. Ihnen hat die ältere Überlieferung, als einheitliche Nation die Zuschauer der Helden und Akteure einer ereignisreichen Politik zu sein, seit Richelieuschen Zeiten auch die vielseitigen Erkenntnisse geklärt, und ihre Begabung liegt ohnedies im Formulieren. Deshalb wird ihnen darin viel Treffliches verdankt, bis endlich das Wiederaufkommen der Geister von 1791 oder 1794 durch den Sturz ihres Besiegers Napoleon — die Verwandlung des Staatsmännischen in die Mache der politiciens, der Rückzug der vornehmen Bildung von der politischen Bühne und aus den Proszeniumslogen, die Stereotypierung des Dogmatischen und der tönenden Songphrase zum Machtmittel gegen die Erkenntnis — auch auf diesem Gebiete die alte französische Finesse merklich in Rückgang brachte.

Unsere Regierung hat vor wenigen Wochen das Dreinreden der Nichtverantwortlichen während der Kriegszeit mit ziemlich unwirscher Bündigkeit zurückgewiesen. Damit hat sie den vaterländisch denkenden Teil der „Unberufenen" nur in beruhigtere Stimmung versetzen können, die vieles von der Freudigkeit der Augusttage 1914 erneuert. Denn wir bescheiden uns gerne, der Nettelbecke wohl auch eine Weile entraten zu sollen, indem wir nur unser Schicksal nicht in den Händen der Loucadous zu wissen fürchten müssen und an Gneisenaue glauben dürfen. Wir können die inhaltlichen Einzelfragen mit neugehobenem Vertrauen vertagen, wenn die Kraft der Entschiedenheit an sich, die regierende Fähigkeit zu ihr ein so merkliches Zeichen gibt, daß es der Sorge enthebt, es möchten diejenigen gewinnen, die auf eine wohlmeinende Zugänglichkeit für Stimmen, welche im Namen des „deutschen Volkes" auftreten, am nervösesten, doch am wenigsten berufen einzuwirken suchen. Es war in diesen alle gleichmäßig abweisenden offiziösen Zusammenhängen der Satz zu lesen: „Zum Strategen und Staatsmann gehören große ursprüngliche Anlagen", und etwas Erlösenderes konnte gar nicht ausgesprochen werden, als daß wir den Staatsmann mit dem Strategen zusammen nennen hören, der seine noch so vielgestaltig bedingten Berechnungen in die Entschlüsse, in das Ziel faßt, wodurch er seine verantwortungsschwere Aufgabe löst und sich und die Nation mit Ehren in die Tafeln der Geschichte bringt. Wer in den Tagen der Hindenburg und Mackensen mit sicherem Gewissen auf solchen Vergleich sich berufen kann, der gibt die Verheißung, daß wir in den nationalen und sozialen freudigen Einigungen keinem neuen 1814 entgegengehen, daß der Jubel befreiter Deutschheit nicht wieder verspielt werden soll, der dem neuen Königsaufruf an das Volk entgegenbrauste, dem großen Kaiserworte, in welchem hüben und drüben die aufgeschmiedeten künstlichen kalten Reifen, aus dem Märchen vom eisernen treuen Heinrich, von den Herzen abspringend zu Boden klirrten, und daß das Blücherwort von dem, was das Schwert gut gemacht und der grüne Tisch verdorben, nicht zornig und leidvoll anklagend sich in das erneuerte Gedächtnis des Volkes eingraben soll.

Aber es ist auch kein Recht, das vaterländisch hingebungsvolle Denken, das selbstlos das dem Volkstum und der Nation Gesunde, Erhaltende, freiere Lebensluft Vergönnende und Schaffende will, zu tadeln, wenn es dabei nicht ohne Sorgen

und Bangen ist. Wir können nicht so ohne weiteres und ohne eine hoffnungsvollere Ermutigung darin zu erfahren, eine viertelhundertjährige Vergangenheit vergessen. Allzuviel und oft ist uns, die das mit soviel geschichtlichen edleren Schönheiten geschmückte deutsche Volk nicht an den Bedingungen und in den Neigungen des kaiserlichen Rom wollen zugrunde gehen sehen, das Begehren der Nation im Bilde der Danae gezeigt worden, wie sie im goldenen Regen den kapitalisierten Gott empfängt, vor dem ihre junge Kraft und Tugend hinschmilzt. Noch wieder während des Krieges klang es hier und dort von den „nur wirtschaftlichen Absichten", das Wort, das die Ohren derer schon soviel gepeinigt, die noch an deutschen Hochgedanken — erhaltend deutschen und sammelnd germanischen, durchaus nicht Träumen eines uferlosen, herrschsüchtigen Imperialismus — hingen. Dasselbe Wort aber auch, das uns in seiner kahlen, geschäftigen Lautredigkeit die Achtung und Neigung der Völker nahm und dem besorgtesten Neider die Möglichkeit bot, den gesammelten unklaren, instinktiven Haß, nachdem der schlaue Führer seit lange dessen Ursachen umgelogen hatte, Militarismus, Despotismus usw., einkreisend gegen uns Phönikervolk zu führen. Die Steeplechase der Bereicherung wäre der wahre Grund, den Weltfrieden, wenn er denkbar wäre, zu wünschen. Denn für den Krieg ist allerdings der kollektive „Reichtum des Landes" notwendig und mit ausschlaggebend. Daß man aber in den „reichen Ländern" ärmer und unfroher, unfreier ist als in den armen Ländern, ist ja sonst schon seit Lykurgos begriffen; es hofft nur eben in den Mittelschichten jeder, es so weit zu bringen, daß er sich daraus befreit. Ebenso ist es alt, daß die fruchtbringende materielle Belebung der Nation, die wir jetzt preisen und auch gepriesen finden, nur während der fühlbaren starken Mehrung des Reichtums stattfindet, daß aber mit einem erreichten Maße des Reichtums diese Anregung der Leistungsfähigkeit schon wieder zurückgehen muß.

Es gibt ein Gesetz des Gleichgewichts im Verhältnis des politischen und wirtschaftlichen Willens, eine Forderung der kompositionellen Geschlossenheit. Portugal, Holland beweisen, daß auch dann noch auswärtige Kolonien allein keinen glücklichen Dauerbestand verschaffen. Wir aber, während wir vom englischen Vorbild sprachen, folgten am meisten den einseitigen Handelszielen der Phöniker. — Wir wollten gewiß aufrichtig den Frieden, Heer und Flotte allein zu dessen Schutz politiklos bereithalten, taten alles, um davon zu überzeugen. Aber man kann nicht andere durch einen Denkfehler vertrauensvoll machen, selbst vorausgesetzt, daß sie ihn dafür nehmen. So erregten wir ein Mißtrauen, das unsre versteckten, unerkennbaren politischen Pläne im Denkbarsten und im Undenkbarsten aufzufinden, zu erraten suchte, bis zur journalistischen Groteske der Nick-Carter-Phantasien. So ist es nochmals nicht richtig, daß nur England, nur die Bedrohung seines Reichtums diesen Krieg gegen uns für unvermeidlich hielt. Niemand glaubte an eine Harmlosigkeit, die ihre Kriegsschiffe in heiligster Achtung vor dem seligen Monroe aussende, aus dem Anlaß, ein paar Bankguthaben mit der gepanzerten Faust zu beschirmen, oder deren islamitische Freundschaften allein aus Geschäft und Edelmut beständen. Wir machten alle Mächte unruhig über uns und haben unzweifelhaft zur beeilten Verschluckung so

vieler Länder und Länderteile beigetragen. Sie verständigten sich mit nie gewesener Leichtigkeit, die Herren Wölfe untereinander, wenn nur der unheimliche Starke, der Löwe mit dem zahmen Fell darüber und den freundlichen Gebärden, von der hastigen Mahlzeit ferngehalten wurde. Der große Krieg einschließlich gewisser „neutraler" Zugiften ist die Generalquittung der Ungläubigen, Nichtverstehenden auf alle nach Bismarck gezeigte Erbötigkeit, Nachgiebigkeit, Ziellosigkeit, alle bestrebte Nachsuche von Anerkennung und Versöhnung, alle entgeltlosen Dienste, alle herzliche Mittrauer, wenn die Abessinier oder Japaner unsere kühlen „Freunde" schlugen, alle weichherzige Hilfe für sie, die realere Weltwirkung ihrer Blamagen zu verhüten, alles ertappte Zurückweichen beim kleinsten Fehltritt in die positive Politik, alle, wenn andere im trüben fischen gingen, erklärungseiligen Vorausverzichte. Die Politik ist nun einmal eine zu bitterböse, ernste Sache, als daß sie die Selbstlosigkeit in mehr als allerfeinster, vorsichtigster Anwendung vertrüge; die gegenüberstehenden Staatsmänner brauchen keine Bismarcks zu sein, um sich, wie er (1857), zu sagen: In der Politik tut niemand etwas für den andern, wenn er nicht zugleich sein Interesse dabei findet. Es gehört zu ihren feststehenden Bedingungen, dem gar so Bereiten, Nachgiebigen, Nachsichtigen, kompliziert Allerweltsfreundlichen keinen sicheren Wert beizulegen, um dafür mit dem Entschiedenen, Interessierten, Unbequemen, Selberwollenden Verständigung zu suchen. Seit es der Dame Italia in stumpfer Duldsamkeit so glimpflich hinging, daß sie ihren öffentlichen Anverlobten mit dem allsichtbaren Kopfputz von Algeciras beehrte, behielt auch sie statt des Respekts den eigentümlichen unsicheren Haß, der aus der ungelösten Schuld entsteht. So mußte es auch dort kommen, wie es gekommen ist. Und die Antwort auf den schönen Länderschmuck, den man ihr zur Versöhnung für ihre neue Bundesuntreue bereit war, schon zu schenken, mögen wir als die typischste legen zu dem Dank für alle andern internationalen Entgegenkommen, die in diesen Nationen so sehr nur den dunklen Verdacht nährten, wir planten, sie heimlich um Besseres zu betrügen. Nunmehr hat der Krieg, der aus alledem entstanden ist, unser politisches Ansehen, trotzdem wir mit einem ihm gefährlichsten Werkzeug, der Weltbelügung, nicht fertig zu werden vermögen, doch schon ersichtlich erneuert und verheißungsvoll wieder gehoben. Aber wenn dies in bleibender Weise uns künftig zugute kommen soll, dürfen auch die Einsichten, die er so deutlich brachte, nicht wieder vergessen werden über der unseligen Neigung, den Bonhomme zu machen, der keinen Respekt und doch keinen Glauben findet, dürfen wir uns nicht noch ins freiwillige Unrecht setzen, indem wir wie reuige Übeltäter „Versöhnungen", also Verzeihungen, suchen. Auch wer der Politik nicht gern eine besondere Moral zugestehen möchte, kann nicht übersehen, daß und weshalb ihre Geschehnisse und Handlungen zum Urteil darüber nicht an die moralisch ehrlichen, aufmerksamen Spruchfinder, sondern nur an die advokatisch aufmerksamen Sachverwalter der subjektiven Behandlung kommen. Der berechtigste Besitz, wenn mit unsicherer innerer Energie vertreten, wird da, wie das Elsaß, zur internationalen „Frage" forensisch zurückgewendet, irgendwelches Aus- oder Zurückweichen ins ewige Merkbuch dem Inkulpaten als Schuldgeständnis eingeschrieben, und was ihm den Hals bricht, sind die verunglückten Annexionen, wie

in den sechziger Jahren die Napoleons III., nebst denen, die dafür gehalten werden, denn das läßt sich nie wieder ausreden; dagegen erledigte Materialien, wie die Burenstaaten, die Philippinen, Korea usw., werden nicht mehr erörtert. Das klipp und klar Erledigte, nicht mehr Antastbare, wird nicht nachgetragen, das sondert nun mal die Politik von manchem andern; sie hat keine Zeit für unnützliche, aussichtslose Dinge, sie besteht in der Unterscheidung dessen, was zu Zielen führt. Es steht bei dem, der zu handeln hat, um so mehr, wenn er der prüfend Gewissenhafte vor sich selber ist, jene Sorte Afterrichterei zum Schweigen zu bringen. Wie stände es doch, hätte man an der Lusitania — vorbeigetroffen!

Eine Art Zurückweichen gibt es, das dem sich rächenden Odium entgeht. Das ist, wenn es zweifelsfrei mit Schwachmütigkeiten oder Bereuung nichts zu tun hat und deutlich nur den günstigeren Anlauf auf das Ziel gewinnt. Solch Beispiel ist die preußische Politik von 1866, gegen Süddeutschland und gegen Österreich. Ihre Richtigkeit lag in der Zuverlässigkeit des dabei ins Auge gefaßten künftigen Erfolges, welchen geschichtliche feste Bedingungen, lebendige, fordernde Volksströmungen, unzerstörbare engere Schicksalsverbundenheiten verbürgten, nebst weittragenden psychologischen Feinwirkungen auf die monarchischen wichtigsten Beteiligten. Das alles, nebst der entschlossenen norddeutschen Stärkung Preußens, gehörte aber auch dazu, daß es keine in die Luft gedachte, flüchtige Selbsttäuschung blieb. Bei alledem, da selbst diese weit voraus durchdachte Erhaltung des Donaureiches im Vollbestand erst Zeit lassen mußte, um sich die auf tieferem Verständnis ruhende, richtige Anerkennung zu erwerben, hätte man sich 1870 noch nicht auf Dank verlassen dürfen. Und noch der alte Bismarck nach 1890, der die beiden Reiche zu dem Block gefügt, hat absichtsvoll einen breiten Einblick in die vorsichtige Selbstüberwachung dieser Berechnung gegeben, der zu einer paradigmatischen Warnung gegen staatliche Freundschaftsoptimismen als solche, und vollends erst gegen die nicht so natürlichen, wird. Am tragfestesten war ihm doch, wie er ergänzend auch den Abordnungen österreichischer Stämme sagte, das durch die Entwicklung reifende gemeinsame Schicksalsverständnis der Völker. Über 1866 als gegen sie geführten Schlag zürnten und trauerten am heftigsten die volklich denkenden österreichischen Deutschen, aber ihre seitherigen Wandlungen, in die erst 1870 Fluß kam, müssen sich auch in vergleichbaren Fällen wiederholen. Wer die Anerkennung der Geschichte im Auge hat, muß zu Teilen auf die des Tages verzichten. Auch auf die so mancher Fachgelehrten, was wohl mit einer Schwäche von ihnen für das Kleine, Knopfige zusammenhängt. Nach brandenburgischen Gutachten von 1656 müßte Preußen noch heute von der Krone Polen lehnbar sein. Und Friedrich der Große dachte eben nicht an Kant, als er sagte: Wenn er ein Land strafen wollte, würde er es von den Weisen der Philosophie regieren lassen.

Für das Kapitel von der Nachgiebigkeit, dem Zurückweichen, den Verzichten oder von der Wirkung der Entschiedenheit bietet die österreichische neuere Geschichte ungewöhnlich deutliche Belehrung, so daß ich sie diesen skizzierenden Ausführungen deshalb als Überschrift gegeben. 1848 schien der Zerfall der Habsburgischen Monarchie besiegelt, der Leitgedanke des gestürzten Metternich, daß um Österreichs

willen der allgemeine Stillstand notwendig sei, nunmehr seine Gegenprobe darin zu finden, daß mit dem Eintritt der nationalistischen Revolutionen die Auflösung erfolgte und als Aufgabe blieb, der Zertrümmerung durch das Maß des Nachgebens eine Form zu bieten, die das Mögliche vorerst noch übrig ließ. In dieser Lage, als Wien sich in den Händen des Aufstands befand, Studenten und Literaten in der Hauptstadt regierten, von Ungarn bis Prag und Venedig und Mailand ein Chaos von Aufruhr und Bürgerkrieg war, der Deutsche Bund, den Österreich beherrscht hatte, sich auflöste, die Kaiserfamilie umherflüchtete, die Piemontesen losbrachen, England und Frankreich den Verzicht auf Oberitalien forderten, hat sich ein einzelner Soldat dem Gedanken der Zugeständnisse entgegengeworfen, der 82jährige Radetzky. Er hatte 1814 nicht für gut gehalten, daß man den Besitz Habsburgs in Italien erneuerte, aus Gründen des einheitlichen Staatsgedankens, der den Schwerpunkt in Zisleithanien — in den Deutschen und in der Verbindung mit Deutschland — haben mußte. In diesem Augenblick aber ermaß und begründete er, den es zunächst als Befehlshaber in Oberitalien anging, daß ein dortiger Verzicht die Nachgiebigkeit als solche bedeute, die sichtbare Schwachmütigkeit als Anfang vom Ende. Und so, indem er daran ging, den Aufruhr der Lombardei niederzukämpfen und die Piemontesen aufs Haupt zu schlagen, machte er von Italien aus den Staatsgedanken, die territoriale Unversehrtheit zum Ehrenpunkt, sammelte um seine Entschlossenheit die Wiederaufrichtung des monarchischen Patriotismus — „In deinem Lager ist Österreich!“ wie Grillparzer rief —, hatte die Festigkeit, dem geschlagenen, um Waffenstillstand bittenden Karl Albert ihn als Feldmarschall zu verweigern, weil jener einen früheren Waffenstillstand gebrochen, und erst einem neuen König Zusammenkunft und Verzeihung zu gewähren, hob den Staat in sein wiederhergestelltes Ansehen, erneuerte die Freundschaften, die das Kaiserhaus in Deutschland und in den europäischen Beziehungen fand und die ihm trotz der Absetzung in Ungarn auch wieder dort die Oberhand gewinnen halfen.

Bei Radetzky, als er anfänglich noch in den lombardisch-venezianischen Festungsgegenden seine Kräfte in sammelnder Defensive halten mußte, hatte sich der 18jährige Franz Joseph befunden. Hier, bei dem herzensfesten Feldmarschall, hat er für sein langes, von Schwierigkeiten erfülltes Monarchenleben sich den durch alles hindurch aufrechterhaltenen persönlichen Vorsatz entnommen, nicht kampflos nachzugeben, wohl, wenn es sein müsse, als Besiegter Frieden zu schließen, doch nicht, ohne an Österreichs Ehre zuvor den Krieg gesetzt zu haben. Schwerlich wird die künftige Geschichte, die mehr überblickt als wir, anders urteilen, als daß er in seiner individuellen Person der Erhalter der Monarchie gegen die von innen und außen drangvolle Übermacht der Nationalitätsgedanken gewesen ist. So faßte es ja schon immer die vox populi, indem sie aber meinte, bis zu Franz Josephs Tode. Worauf sie sich in jüngerer Zeit zu berichtigen hatte: bis zu der glückhaften Erreichung der Schwelle neuschöpferisch bedingter Zeiten.

Und wiederum wird dieses künftige Geschichtsurteil schwerlich anders befinden, als daß das Widerstreben, den südlichen Teil des Landes Tirol für einen Friedenskauf hinzugeben, nur glücklich für das gesamte Reich diese Verzicht-



zumutung verzögert habe. Bis Mackensen alles wandte. Hier kehren die Gedankengänge Radetzkys in vollster Anwendung wieder: in diesem bedrängnisreichen Augenblick durfte es am wenigsten sein, setzte eine nachgiebige Abtretung den Anschein der Selbstaufgabe Österreichs auf die allgemeinste Tagesordnung. Dann war es der kranke Mann, was Franz Joseph so viele Jahrzehnte verhütet. Es mußte eine der Folgen sein, daß nun auch die rumänische Regierung die entsprechenden nationalistischen Begehrungen, welche im Lande doch nicht bloß von fremden Diplomaten und hetzerischen Zeitungen betrieben wurden, nicht länger in der bisherigen Weise zügeln und abweisen konnte; wofür zum leichterträglichen Ausgleich Rumänien dann wieder die Wunde Bulgariens heilen konnte und in ähnlicher Fortsetzung auf der ganzen Balkanhalbinsel die Einigung gegen den Zweibund und die Türkei sich von den gegenseitigen Hemmnissen befreite. Mit Einschluß dessen, daß Serbien Recht und Neuermutigung empfangen hätte, für seine Wünsche auf Bosnien, Kroatien, Dalmatien hoffnungsvolle Vereinbarungen zu treffen und auf Albanien zu verzichten. Es ist auch eine verständlichste Psychologie, daß im politischen Italien mit der Aussicht, die so lange heiß gewünschten Gebiete friedlich umsonst zu erhalten, die Genugtuung darüber zu klein ward, die Unzufriedenheit, die mißtrauische Überzeugung, um größere Möglichkeiten durch jene erstaunliche Freiwilligkeit gebracht zu werden, und somit die Neigung, den Kriegsschürern Glauben zu schenken, die Oberhand gewannen.

La force des choses n'est souvent que la faiblesse des hommes. Und um zu der These aus Höflichkeit gegen die Entente auch einem namhaften Engländer — er hieß Pitt — das Wort zu geben: „Ein Friede, der durch Ablassen im Grundsätzlichen erkauft wurde, ist dubiös, von unsicherem Wert und ständigen weiteren Unterbrechungen durch erneute Bedrohungen ausgesetzt.“



Kriegsandacht · Von Kurt Engelbrecht

So hohe Stunde sahst du nie,
Harzkirchlein du, versteckt im Ort.
Gewaltig braust die Melodie,
Erhaben klingt das Gotteswort.

Am dicken, derben Glockenstrang
Zog heut Erzengel Michel mit!
Und deine Kampfchoräle sang
Die hohe Weltgeschichte mit!

Da wird das Kleine riesengroß;
Und in die engste Seele dringt
Von Weltgeschick und Völkerlos
Ein Ton, der sie zum Himmel schwingt.



In der Höhe

Von Eva Gräfin von Baudissin

Ja," sagte Gerd von Koster gedankenvoll, „es ist seltsam, wie das Schicksal mit uns spielt, selbst in dieser Zeit!"

„Wenn das ein Paradoxon sein sollte," entgegnete seine Frau und sah flüchtig von der Zeitung auf, „so ist es dir gelungen. Denn jetzt ist doch alles Spiel — Zufall — Chance — oder Unglück —" Sie las weiter.

Ihr Mann schwieg eine Weile. „Wer weiß," begann er dann von neuem, „in vielem scheint mir doch eine Bestimmung zu liegen —"

Nun wurde sie aufmerksam und zugleich ungeduldig. „Zielst du auf eine besondere Sache ab, so sprich dich doch aus! Oder —"

„Mir ist etwas Eigentümliches passiert", gestand er jetzt und blickte über sie fort, an die Wand hin. „Seit einigen Tagen wußte ich, daß mir ein neuer Beobachtungsoffzier zuerteilt werden würde — meine zuletzt Ausgebildeten sind gestern mit dem großen Schub nach dem Westen gegangen. Und wie ich heut' morgen in Johannisthal ankomme und auf meinen Schuppen loswandre, steht da ein Feldgrauer, tritt einen halben Schritt auf mich zu, legt die Hand an die Mütze und sagt — sagt —"

„Was denn?" drängte Lilly von Koster.

Ihr Mann blickte ihr fest in die Augen: „Sagt: ‚Melde mich gehorsamst zum Dienst — Oberleutnant Winkelsesser'."

„Reinhard", stieß sie heraus, unwillkürlich. Ihre Lippen zitterten.

„Gewiß — Reinhard. Wir haben uns die Hand gegeben. Und daß du es gleich weißt: Er kommt in einer halben Stunde zu Tisch."

„Gerd —"

„Was — wie denn?!" Er faßte sie hart an den Arm. „Er kommt, hörst du?! Denn es muß klar zwischen uns sein. Es ist Krieg im Lande, wir haben unsere Gedanken auf anderes einzustellen als auf vergangene Liebesgeschichten — vergangene, sage ich, merke es dir! Aber es darf nichts zwischen diesem Mann und mir stehen, wenn wir da oben in den Lüften aufeinander angewiesen sind. Meine Hand darf nicht zucken, wie einst, als ich ihn schonte — diesmal, diesmal könnte es uns beiden Verderben bringen —"

Sie schrie auf und griff nach ihm. „Ich will es nicht, daß du mit ihm aufsteigst", stammelte sie irr, gepeinigt von der Vorstellung, die seine Worte in ihr ausgelöst hatten. „Ihr beide — dort oben — mit dem alten Haß im Herzen —"

Er biß die Zähne aufeinander. „Es darf weder Haß noch Liebe geben, ein paar tausend Fuß über der Erde", sagte er dann. „Und daß du es weißt: es hängt von dir ab, alles von dir —"

Sie verstand, was er meinte. Und starrte auf die Tür, die er hinter sich ins Schloß warf. Mit beiden Händen drückte sie sich fest gegen die Schläfen: Reinhard kam — den sie nie wieder hatte sehen wollen, Reinhard würde ihr in wenig

Minuten am Tisch gegenübersitzen — sie sollte mit ihm sprechen, gleichgültig scheinen, gleichgültig sein, denn sie wußte, ihr Mann würde fühlen, was in ihr vorginge, und jedem Wort, jeder Regung nachspüren —. Die Gedanken schlugen über ihrem Tun zusammen, planlos lief sie hin und her und wiederholte sich mechanisch: „Ruhig — sein, ruhig — es gilt sein Leben — und Gerds — und auch meins —". Einmal sah sie ihr Bild im Spiegel und blickte sich verwirrt an: so durfte und konnte sie nicht aussehen, wenn er käme — mein Gott — und es flammte in ihr auf: Sollte es ihre letzte Strafe sein, diese Begegnung — gab Gerd einem Rachegefühl nach, das, vielleicht ihm selbst unbewußt, in ihm geschlummert hatte? — Wenn es das war, so sollte er sie gewappnet finden! Mit übermenschlicher Kraft zwang sie ihren Willen zu sich nieder.

Sie saßen bei Tisch. Kaum hatte sie in dem schmalen, glattrasierten Gesicht des Fremden den alten Jugendfreund wieder erkennen können. Und er zog das rechte Bein nach sich, erschrocken hatte sie als erstes gefragt: „Was ist dir geschehen — du hinkst —"

Lächelnd antwortete er: „Ein Schrapnellschuß — vor Arras. Ich bin ja schon seit dem November draußen gewesen, daher habe ich mich nun als Flieger gemeldet, mit dem Gehen ist's vorläufig nichts mehr."

„Reinhard hat sich herübergeschmuggelt, auf einen falschen Paß", warf ihr Mann ein.

Reinhard erzählte von der Überfahrt mit all ihren Abenteuern und der peinigenden Ungewißheit, ob man ihn und zwei andere deutsche Offiziere doch noch auf dem Dampfer erwischen und festhalten würde.

„In Gibraltar," schloß er, „da ging's auf Hieb und Stich. Daß sie mir glaubten, ich sei wirklich ein amerikanischer Arzt, das verdanke ich meinem guten Englisch. In drei Jahren lernt sich's schon —"

„Vier sind's her", sagte Lilly unbewußt. Und schwieg, tödlich erschreckt.

„Fast vier", bestätigte er. „Du hast recht. Ich habe es vermieden, viel mit Deutschen zu verkehren, in unserem Geschäft sind nur Engländer angestellt — und beinah' — ja beinah' hab' ich mich mit einer Amerikanerin verlobt —"

„Wirklich?" Sie zitterte, denn sie hörte selbst den spröden Klang ihrer Stimme: Es war ihr doch gleichgültig, daß er sich verlobte und sie vergessen hatte — warum, o mein Gott, gaben ihre Nerven denn nach? —

„Nur beinah'", sprach er weiter. „Da ist der Krieg gekommen. Und als sie hörte, daß ich hinüber wollte und mußte — ich glaube, ich hätte versucht, 'rüberzuschwimmen! — da sagte sie, ich sei verrückt, und einen Schwachsinnigen wolle sie nicht zum Manne haben." Gerd lachte und Lilly sagte begütigend: „Vielleicht denkt sie anders, wenn du zurückkommst —"

„Ich gehe nie zurück, nie, nie wieder." Mit der alten, stolzen Gebärde warf er den Kopf in die Höhe. „Entweder falle ich — in doppeltem Sinn," er verneigte sich leicht vor Gerd, „oder wenn ich den Krieg überlebe, findet sich wohl im Vaterland ein Platz für mich. Es kann sein, daß ich wieder aktiv werde — ich bin im Schützengraben zum Oberleutnant befördert worden — und hat man das Glück, erst Hauptmann zu sein, so liegt doch eine Karriere vor einem —"

Er sagte das alles wie etwas Selbstverständliches. Sie horchte und versuchte zugleich, ihres Mannes Gedankengang zu erforschen: hatte er nicht damals gefordert, daß Reinhard außer Landes gehen müsse, wenn er ihr verzeihen solle —?! Ohne Zögern hatte der junge Leutnant ihr das Opfer gebracht und Laufbahn und Vaterland aufgegeben — ihr zuliebe. Und jetzt —?

„Du hast recht, Reinhard", sagte da Gerd. „Später brauchen wir jeden Mann — genau wie jetzt. Wir dürfen unsere Besten nicht mehr ans Ausland verlieren."

Sie hoben ihre Gläser und tranken sich zu. Sie kam sich ausgeschaltet vor. Aber es handelte sich nicht mehr um Liebe und vergangene Liebesgeschichten, wie Gerd auch bemerkt hatte. Höheres stand auf dem Spiele. Wollte sie nicht ganz in den Staub getreten werden, so mußte sie in ihrer Seele einen Widerhall der Zeit und ihrer Forderungen finden. Sie klammerte sich an diese Vorstellung, und der persönliche Konflikt, in den der Krieg sie von neuem gestellt hatte, wurde ihr zu seinem Symbol: nichts als Pflichten durfte es geben, und diesen beiden Männern, zwischen denen ihr Herz einst geschwankt hatte, mußte sie zeigen, daß sie für sich nicht einen Bruchteil ihrer Aufmerksamkeit verlange. Groß wie sie beide, jenseits von jeder Leidenschaft, mußte sie stehen.

Die Wochen vergingen. Ihr Mann brachte Reinhard oft und oft ins Haus, ohne je mit einer Silbe mehr zu fragen, ob diese Begegnungen sie schmerzten oder freuten. Dann kam das längst im stillen Erwartete. Unvermutet sagte er eines Tages: „Ich bin an die Front kommandiert. Nach Westen. Reinhard ist fertig ausgebildet, er geht mit mir."

Einen Moment verließ sie die Beherrschung. „Ihr wollt — wollt zusammen —"

Er sah sie groß und ruhig an. „Ob überm Feinde oder hier — steigen wir nicht seit Wochen zusammen empor?! Wir sind aufeinander eingearbeitet, es geht vortrefflich."

„Weshalb — weshalb gerade mit Reinhard?" wollte sie fragen. Aber sie fürchtete, ihn mißtrauisch zu machen. Wenn alles hinter ihnen lag, wenn sie überwunden war und kein kleines menschliches Gefühl ihr Handeln mehr hemmen oder stören konnte — mußte sie dann nicht ihrem Gott auf den Knien dafür danken?! Und wenn sie wiederkämen — *sie* wäre nicht mehr der Einsatz gewesen, um den es sich drehte wie damals, als sie die Waffen gegeneinander erhoben: der Sieg über den Feind war es nun, die Befreiung des Vaterlandes. Über sie und ihre Liebe waren diese beiden Männer hinweggeschritten.

„Kleine," sagte ihr Mann und hob ihren Kopf empor, „das war auch eine schwere Zeit für dich, du hast sie gut bestanden. Alles Schwanken ist nun vorüber, nicht wahr? Vielleicht sollte auch dies so sein, für alle drei eine Klärung und Läuterung —"

„Ach du," widersprach sie leidenschaftlich und warf sich ihm noch einmal in die Arme, „du bist solange jenseits von jedem Zweifel und kleinlichen Regungen! Wer so stark sein könnte wie du —"

Er sah sie an, als gingen seine Blicke durch sie hindurch. „Wer kennt sich selbst", dachte er. Aber er sagte nichts. — Lilly heftete ihnen beiden Blumen ins

Knopfloch, als sie abreisten. Sie bangte um beide und wußte doch, daß nur Gerds Tod auch sie tödlich treffen würde.

* * *

Sie hatten den Befehl erhalten, eine feindliche Stellung zu erforschen. Kosters Flugzeug stand bereit, er untersuchte selbst noch einmal den Motor. Reinhard kam; ruhig nahm er seinen Platz ein, die Karten vor sich hinbreitend. Niemand hätte vermuten können, daß es sich nicht um einen täglichen Übungsflug, sondern um eine Fahrt auf Leben und Tod handelte. Der Motor begann seine Arbeit, das Fahrzeug schwankte und zitterte unter seinen Stößen. Dahin sausten sie übers Feld — plötzlich, ein leichter Ruck wie ein Aufatmen, und wieder hatte sich das große Wunder vollzogen, das Reinhard immer von neuem fast mit Ehrfurcht erfüllte: daß sie schon hoch, hoch über der Erde waren, als er den ersten Blick unter sich warf. Aufwärts schraubten sie sich, höher und höher, bis der Wind ihnen günstig war und Gerd mit ruhiger Hand das Steuer in die gewünschte Richtung drehte. Weit unter ihnen lag die Welt, lag alles, was sie je mit ihr verbunden hatte. Hier oben galt nur eins: die befohlene Pflicht. Rein und kristallhell wie die umgebende Luft erfüllte ihr Wesen sie innerlich. Raum und Zeit waren vergessen — sie segelten vorwärts, als hätte ihr Wollen Schwingen angenommen. Sobald sie über feindliche Gebiete kamen, begann man das Feuer gegen sie. Gerd ließ den Apparat steigen, in Sphären, die das Atmen erschwerten — unter ihnen fort sausten die Granaten und zerstreuten sich die tödlichen Tropfen der Maschinengewehre in die Luft.

„Etwas tiefer — ich kann nicht klar genug sehen“, bat Reinhard. Sie wußten beide, was sein Wunsch bedeutete. Aber das Fahrzeug sank, sank langsam, und als sich auf Sekunden der Rauch unter ihnen zerteilte, standen sie direkt über einem Lagerplatz. Reinhards Augen überprüften mit Falkenschärfe die Stellungen. Ein rasendes Feuer gegen sie brach los. Und dann hörten sie das Surren großer Motoren in nächster Nähe: feindliche Flieger versuchten, auf sie niederzustoßen, eine Granate fuhr dicht neben Gerds Kopf zischend in die Tiefe.

„Fertig“, sagte Reinhard nur. Wieder stiegen sie, Kosters Hand lag fest am Steuer, das Flugzeug beschrieb Kurven, duckte sich zur Seite, sank, schnellte empor — wie ein Singvogel vorm Habicht suchte es nach einem Ausweg. Ab und an warfen auch sie ein Geschoß, aber die Überzahl der Feinde, die sie von allen Seiten umkreisten, zwangen sie, nach Deckung zu suchen. Und wenn sie getroffen und gefällt würden, dachte Gerd, was galt's?! Hatte ihm das Leben nicht alles geboten, was es an Reichtum besaß —? Und nun noch ein Tod in voller Jugend und ungebrochener Kraft — ein ehrenvolles Ende, ein Untergehen im leuchtenden Sommermorgen?! Sein Griff erlahmte allmählich, seine Aufmerksamkeit ließ nach — ein Hindämmern legte sich über sein Bewußtsein. — Und der Mann vor ihm fühlte, wie der starke Wille, der das Fahrzeug beseelt hatte, nachzulassen schien. — Da, ein Pfiff, ein Krach! Sausend war ein Geschoß durch den rechten Flügel gebrochen, die Leinwand klaffte, spielend hob der Wind die Fetzen und täuschte die unverletzte Linie vor — aber sie wußten beide, daß sie lahm geschossen seien. — Reinhard drehte sich um, seine Augen bohrten sich in die Gerds.

„Bring' uns zurück", herrschte er den Freund an. „Denk' an Lilly, laß sie nicht in dem Glauben, du wolltest unsern Tod —"

Gerd war's, als erwache er. Lilly — und Reinhard — nein, das durfte nicht sein! Wenn ihm selbst am Leben nichts lag, den furchtbaren Verdacht, Reinhards Ende gewollt zu haben, mit dem hätte er nicht ruhig dort unten auf der Erde liegen können. Seine Finger strafften sich, im selben Moment traf ihn ein furchtbarer Schlag gegen die rechte Schulter, hilflos fiel ihm der Arm herab. Aber mechanisch griff die linke Hand mit verdoppelter Kraft ins Steuer, und wieder begann das Spiel auf Tod und Leben, das Ausweichen, das Auf und Ab und das treibende Vorwärts, trotzdem der Apparat seitwärts lag und nur noch widerwillig gehorchte.

„Wir sind über den Unsern — sie verjagen die andern — such' eine Landungsstelle", schrie Reinhard.

Langsam glitten sie abwärts, gelangten hinter die Reihen der Freunde, hörten die Rufe, sahen graue Massen, beweglich und in kompakten Formen, auftauchen. Das Leben kam ihnen entgegen, mit lautem Hurra, mit jauchzender Freude — es gellte ihnen in die Ohren, als ihr Apparat hart aufstieß und flügellahm zusammensank —

Gerd lag lange bewußtlos. Der ungeheure Blutverlust, die Anspannung seiner Nerven und Muskeln bis zum äußersten hatten ihn zu Tode erschöpft.

Reinhards Augen standen über den seinen, als er endlich die Lider hob.

„Du hast mich gerettet", sagte der Freund und strich ihm über die Stirn.

Gerd schüttelte leicht den Kopf, sprechen konnte er nicht. Aber er wußte, Reinhard hatte ihm mehr gegeben: er hatte ihm die Seele frei von Schuld erhalten.



Mädchenlied · Von Helene Brauer

Nun mag ich nicht mehr kränzen
Mein blondes Mädchenhaar,
Nun lass' ich von den Tänzen,
Von Lied und Lachen immerdar.

Ich hab' die goldnen Spangen
Verschlossen tief im Schrein,
Ich bin hinweggegangen
Aus der Gespielen Sommerreihn.

In meinem Garten hangen
Die Knospen dürr und fahl,
Die hold im Winde schwangen,
Verwehn und welken allzumal.

Ich mag sie nicht mehr gießen,
Sie mögen bald vergehn,
Weil deine beiden süßen
Liebaugen nie sie wiedersehn;

Weil meine Tage gleichen
Den Knospen, die am Zaun
Früh dorren und verbleichen
Und nie des Sommers Fülle schaun.

Weil fern auf welscher Heide
Bang meine Seele irrt,
Bis wiederum uns beide
Der liebe Gott gesellen wird.





Paul Winkler

Die Deutschen in Rußland

Von Dr. Karl Albrecht

Die russische Agrarreform, von Stolypin eingeleitet und von Kriwoschein mit kluger und brutaler Energie weitergeführt, hat den eigenbesitzlichen Bauer für die Propaganda der Revolutionäre unzugänglich gemacht, indem sie ihn mit Land versorgte. Denn, demagogisch und nationalistisch in ihrem Prinzip, hat sie den landgierigen russischen Bauer auf das Ackerland der „Fremdvölker" gehetzt. Die Idee der gewaltsamen Expansion, die Rußland beherrscht, wirkte sich im eigenen Lande aus, ehe sie auf die Nachbarreiche übergriff.

Die Deutschen in Rußland hatten unter diesem System, mit dem man den Chutorbauern den auf Welteroberung bedachten Panslawismus begreiflich machte, zuerst zu leiden. Schon ein Jahr vor dem Kriege erhielt die Bauer-Agrar-Bank im Westgebiet, in Litauen und den baltischen Provinzen Anweisung, Kredit zum Landkauf nur noch an großrussische Übersiedler zu geben. Im Westgebiet, vor allem in den Ostseeprovinzen, aber hatte das Deutschtum Rußlands seinen stärksten Rückhalt. Die Deutschen der Ostseeprovinzen insbesondere bedeuteten unter den zwei Millionen Deutschen in Rußland als Träger der sieben Jahrhundert alten deutschen Kultur in den Ostseeprovinzen durch ihre Stellung in Handel und Industrie, im Heer und in der hohen Bureaukratie und durch die Höhe ihres Vermögens (das die Hälfte aller Werte in Livland, Estland und Kurland ausmacht) den ersten politischen Faktor unter den Deutschen Rußlands, ja unter den Fremdvölkern Rußlands überhaupt.

Die russische Regierung konnte darum das Deutschtum nicht stärker treffen, als indem sie gegen die Balten der Ostseeprovinzen aggressiv vorging. Die Treue, die die Balten in der Revolution dem russischen Kaiserhause bewiesen, brachte ihnen wohl die Erlaubnis zur Gründung von Vereinen ein, die der Einigung, der Stärkung und der Erhaltung des Deutschtums dienten. Aber schon 1908 gehören auch sie mit den übrigen Deutschen zu den best Gehaßten in ganz Rußland, weil man allein ihre Existenz für den Fall eines Krieges als Gefahr ansah und trotz ihrer anerkannten Loyalität die Balten als Verräter hinstellte.

Carl Cesar Eiffe hat in einer Denkschrift „Was soll nach dem Kriege aus den zwei Millionen unserer deutschen Brüder in Rußland werden?" (als Handschrift gedruckt) diese Not der Deutschen in den Ostseeprovinzen, den Wolga-Kolonien und in Trans-Kaukasien eingehend geschildert.

Da unser Krieg auch für das Schicksal dieser Deutschen in Rußland die Entscheidung über Rettung oder vollständige Vernichtung zur Folge haben wird, hat diese Schrift nicht nur ein (sehr schmerzliches) menschliches Interesse, sondern auch eine in die schwebenden Fragen der Zeit tief eingreifende Bedeutung.

Eine schmale Insel in der Flut lettischer und estnischer Bevölkerung, die sie umgab, haben die Balten ohne politische Absichten die von der Russifizierung oder wenigstens von Lettifizierung schwer bedrohten Ostseeprovinzen dem Deutsch-

tum kulturell, geistig und wirtschaftlich zu erhalten gesucht. Sie haben dem Widerstand der Regierung zum Trotz deutsche Schulen gefördert, Handwerker und Kaufleute herangebildet, viele aus den Wolga-Kolonien und aus Wolhynien verdrängte Bauern auf eigene Kosten angesiedelt und ohne Hilfe der russischen Bauern Agrarbanken und einen gesicherten deutschen Bauernstand geschaffen.

Aus der Not dieser Ansiedler erhellt das typische Schicksal der deutschen Bauern in Rußland (die außer in den Ostseeprovinzen und in Polen, in Wolhynien, in der Ukraine, in Bessarabien, Taurien, auf der Krim, an der Wolga und in Transkaukasien saßen). Eiffe schildert diese Not so:

„Mit der Thronbesteigung Alexanders III. setzte in Wolhynien unsägliche Drangsalierung zwecks Russifizierung ein. Die Pastoren waren von Spionen umgeben, die Dorfschule wurde russifiziert, die Übung der Muttersprache galt als Verbrechen.

Auch den Bauern, deren eigener Besitz nicht angekauft werden konnte, drängte sich die Notwendigkeit des Abwanderns auf. Sie hatten zu wenig Land und keine gesetzliche Möglichkeit mehr, neues für ihre zahlreichen Söhne zu erwerben. Außerdem wurde ihnen der Kredit entzogen, den die Agrarbanken anderen russischen Untertanen, wie z. B. den neu eingewanderten Tschechen, sobald diese Glieder der orthodoxen Staatskirche geworden waren, anstandslos gewährt. Den Pächtern wiederum wurden von den Gutsbesitzern ‚korroborierte Kontrakte' vorenthalten, d. h. solche, die ins Grundbuch eingetragen waren. Bei nicht korroboriertem Pachtkontrakt löste also ein Wechsel des Gutsbesitzers den Pachtvertrag. Endlich war auch an manchen Orten schlechte Behandlung von seiten der umliegenden Bevölkerung Grund zum Verlassen der Heimstätten. Neuerdings ging man gegen die Deutschen unbarmherzig vor. Bisher gab es neben Bauern auf eigenem Land (11 %), neben Pächtern von Kron- und anderem Gutsland 17 Bauernkolonien auf den in persönlichem Besitz des Zaren befindlichen sogenannten Apanagegütern. Als nun die Regierung die Kolonisten von Haus und Hof zu vertreiben begann, hielt man die auf den Apanagegütern Ansässigen für völlig gesichert gegen diese den anderen drohende Gefahr der Verdrängung. Ja, die selbständigen Bauern glaubten sich weniger sicher. Die kaiserlichen Kolonisten sagten: ‚Uns treffen jene Maßregeln nicht, wir sitzen auf dem kaiserlichen Gut, wir haben unseren Kontrakt auf des Kaisers Wort. Dies ist ihm gehöriges Land.' Und die so sprachen und dachten, lehnten eine Übersiedlung nach Kurland ab. Zwei Jahre später erschien unter anderem einer von diesen Pächtern des Zaren in Kurland und sagte zu einem Kolonisator: ‚Erinnern sich der Herr noch, er war bei uns in unserer Kolonie auf des Kaisers Gut. Er hat recht gehabt, als er uns sagte: In Rußland findet der deutsche Bauer auch auf des Kaisers Gütern kein Recht. Nun ist ein Beamter aus Petersburg gekommen und hat gesagt: Säen dürften wir noch, aber ernten nicht mehr und zum 1. Januar müßten wir fort und unsere Häuser und unsere Obstgärten und alles behielte der Kaiser für die russischen Bauern.' Im Lande Wolhynien hatten die Kolonisten die Wälder mit unsäglicher Mühe gerodet, den Boden kulturfähig gemacht, alles Gebäude, alles Inventar, den ganzen Viehbestand allmählich aus eigenen Mitteln geschaffen.

Für all dies zahlt ihnen weder der Gutsbesitzer noch die Krone einen Kopeken Vergütung und Ersatz. Das Vieh mußten sie zu Schleuderpreisen dem Juden überlassen, der ihnen höhnend sagte: wenn er es ihnen nicht abnähme, würden sie ja überhaupt keinen Käufer beim Fortzug finden.

Aus einem Beispiel ersehe man, wie die Balten für diese Bauern Besitzungen schufen.

Das Gut X. im Goldingenschen Kreise, 2000 Hektar groß, wurde für 300 000 Rubel — ohne lebendes und totes Inventar — von baltischen Kolonisatoren aufgekauft. Davon wurden 500 Hektar mit der Gutslage als Rittergut ausgeschieden und an einen deutschen Gutsbesitzer mit der grundbuchlich eingetragenen Verpflichtung verkauft, die auf das ursprüngliche gesamte Rittergut X. entfallende „Landesbewilligung" auf dieses Restgut zu übernehmen. Die dadurch erhöhte Belastung wurde durch den billigen Verkaufspreis (500 Hektar für 60 000 Rubel) ausgeglichen. Dadurch wurde die sogenannte Landesbewilligung gerettet. Diese vom Landtag zu bewilligende Steuer ist die Grundlage für die kulturellen Leistungen des dortigen Deutschtums. 500 Hektar entholzter Waldfläche wurde in Parzellen von durchschnittlich 15 Hektar aufgeteilt und zum Preis von nicht einmal 4 Rubel der Hektar verkauft, und zwar mit sehr mäßiger Anzahlungsforderung. Fünf Freijahre wurden bewilligt, in denen keine Zinsen (danach 5 %) für den als 1. Hypothek eingetragenen Kaufpreisrest zu zahlen waren. Dieser mußte in 40 Jahren — bei Weiterverkauf aber sofort — ausgezahlt werden. In diesen fünf Jahren konnte der Kolonist ungehindert sein Land roden und mit Hilfe des Holzreichtums leicht und gut sein Gebäude bauen. In fünf Jahren war die Landstelle fertig gerodet, gut bebaut; auf ihr im Durchschnitt sechs bis acht Kühe, zwei Pferde und Kleinvieh vorhanden — aus der entholzten Waldfläche war blühendes Leben erwachsen. Die eiserne Energie des Kolonistenbauers, sein und seiner Familie zäher Fleiß, ihre Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit, der gewaltige Kinderreichtum und der dadurch eintretende schnelle Zuwachs von Arbeitskräften ersetzten das Betriebskapital.

Das ausgerodete Wurzelholz wurde zerkleinert, getrocknet und als Brennmaterial in die Stadt gefahren. Es brachte im Durchschnitt pro Hektar mehr als den Einkaufspreis. So war der arme Kolonist in 5 Jahren ein wohlhabender Bauer geworden und zahlte meistenteils nach fünf Jahren seinen Kaufpreis aus.

Nun hat der Krieg, wie den übrigen Deutschen, so auch den Balten (die bei unserem Einmarsch die Grausamkeit des Heeres besonders zu fühlen hatten und denen heute der Haß des Fürsten Mansyrew ganz besonders gilt) den Ruin, wo nicht gebracht, so doch in einer Weise zugedacht, die es außer Zweifel stellt, daß der Plan der russischen Regierung auf völlige Ausrottung des Deutschtums in Rußland abzielt.

Bekanntlich ist am 18. Februar 1915 das Notgesetz über die Liquidierung des deutschen Grundbesitzes erschienen, auf Grund dessen alle deutschen Bauern, die innerhalb einer Zone von 150 Werst von der westlichen Grenze Rußlands und 100 Werst von jeder Meeresküste wohnen, ihr Land im Laufe von 10 Monaten verkaufen müssen, andernfalls es versteigert wird. Betroffen werden von diesem

Gesetze die von deutschen Bauernkolonien in erster Linie besiedelten Gebiete des westlichen Rußland. Da das Land während des Krieges an Wert stark verloren hat und bei der zu erwartenden Massenverschleuderung deutscher Bauerngüter noch mehr im Preise fallen wird, so ist zu erwarten, daß in den meisten Fällen der Versteigerungspreis nicht einmal die auf dem Grundstück ruhende Schuld deckt. Durch diese Enteignung, die größte seit der französischen Revolution, wird eine Bevölkerung von etwa 1,3 Millionen Menschen ihren Besitz im Umfang von 2,7 Millionen Hektar faktisch verlieren müssen. Davon abgesehen, daß in einzelnen Gebieten, wie den deutschen Kolonien, in der Nähe des Kriegsschauplatzes die Regierung planmäßig darauf ausgegangen ist, die deutschen Bauern samt all ihren Familien dem Tode preiszugeben. In der Tat sind viele Tausende, namentlich Frauen und Kinder, bei diesen Bauernhetzen durch Hunger, Kälte und Krankheiten umgekommen, während ihre Väter auf dem Schlachtfelde für Rußland kämpften.

Man braucht nur die russischen Zeitungen der letzten Wochen aufzuschlagen, um sich über die Verwirklichung dieser Maßregeln zu vergewissern. Der Rußkoje Slowo vom 10. Juli teilt mit, daß von den Kolonistenländereien bis jetzt zur Liquidation festgestellt worden seien: „Im Taurischen Gouvernement 633 420 Desjätinen (1 Hektar = 0,915 Desjätinen), im Chersonschen 528 594, in Bessarabien 201 351, in Wolhynien 175 039.“ Dieselbe Zeitung berichtet am 20. Juli, daß aus dem Gebiet des Kiewer Gouvernements alle deutschen Kolonisten (etwa 125 000) ausgewiesen wurden.

Der Retsch vom 16. Juli meldet die Verschickung deutscher Pastoren nach Sibirien und teilt an demselben Tage mit, daß die Abteilung des Justizministeriums, die sich mit der Liquidation des Landbesitzes deutscher Reichsangehöriger befaßt, Regeln für die Agrarbanken ausgearbeitet hat, nach welchen letztere die sequestrierten Güter dieser Deutschen erwerben.

Dann wird man die Forderung Eiffes begreifen: „Daß wir keinen deutschen Stammesgenossen mehr gegen seinen Willen einer Regierung lassen dürfen, die der deutschen Treue während der Revolution damit dankt, daß sie alles, was deutsch ist, für vogelfrei erklärt.“

Geschieht es nicht, so steht außer Zweifel, daß Rußland durch Preisgabe der „Fremdstämme“ an die Bauern die Revolution im Keime ersticken würde. Denn für die Deutschen gilt in noch höherem Grade, was ein finnischer Sozialdemokrat in diesen Tagen über das Schicksal Finnlands geschrieben hat: „In jedem Finnen steigen die bittersten Gefühle auf, wenn er während des ganzen Krieges hören muß, daß Rußland Krieg führt, um ‚Völker zu befreien‘. Ein blutigerer Hohn ist wohl noch nie ausgesprochen worden. Welches auch das Kriegsziel der andern Kriegführenden sein mag, Rußland führt den Krieg nur, um seine heutigen ‚Untertanen‘ weiter zu knechten, seinen reaktionären Wünschen freien Lauf zu lassen und, wenn möglich, noch immer neue Völker unter sein Joch zu bringen!“



Verbrecherischer Krieg

An Romain Rolland von Karl Storck

Sie scheinen, verehrter Schöpfer des „Johann Christoph“, die leidenschaftliche Erregung, die Sie zu Beginn des Krieges für seine wirklichen Ursachen und Urheber blind und gegen das deutsche Volk so verletzend ungerecht machte, überwunden zu haben. Ich schließe das aus der Stimmung tiefer Trauer und entsagender Ergebung, die aus Ihren Veröffentlichungen während der letzten Monate spricht. Sie sind ein viel zu guter Franzose, als daß Sie öffentlich Frankreich oder einen seiner Verbündeten der furchtbaren Schuld an diesem Kriege zeihen könnten. Sie sind aber auch ein viel zu guter Franzose, als daß Sie nicht in der vordersten Reihe der leidenschaftlichen Kämpfer ständen, wenn Sie das vor Ihrem Gewissen als wahrhaftiger Mann länger verantworten könnten. Denn ich kann gerade Sie nicht zu jenen fischblütigen und selbstsüchtigen Ästheten rechnen, die nur an sich selber denken und ihre Herzen und Sinne vor den ungeheuren Tatsachen der Stunde verschließen, um ungestört ihren geistigen Liebhabereien nachzugehen. Sie sind ein zu lebendiger Mensch, als daß Sie jetzt von der Zukunft träumen könnten, wo die Gegenwart die wache Tat eines jeden erheischt.

Wenn Sie trotzdem dem Kampf der Stunde ausweichen, so muß das innere Gründe haben, die sicher darin liegen, daß Ihr gerechter Sinn sich nicht länger der Erkenntnis verschließen konnte, daß die Schuld an diesem furchtbaren Kriege mindestens nicht einseitig auf deutscher Seite liegt. Sie haben nun keinen anderen Ausweg gefunden, als sich vom Schlachtfeld zurückzuziehen und auf Nebenwegen einer besseren Zukunft vorzuarbeiten. So schreiben Sie in der internationalen Frauenstimmrechtszeitung „Jus suffragii“: „Während der Kriegssturm tobt, der die stärksten Seelen aufwühlt und sie in den schauderhaften Wirbel mithineinreißt, fahre ich fort, meine Wallfahrt zu machen. Ich versuche, die seltenen Herzen, die unter den Ruinen geblieben sind, zu entdecken, die dem alten Ideal der Menschheit treugeblieben sind.“

Ich glaube nicht, verehrter Herr Rolland, daß diese Herzen so selten sind. Viele sind nur zum Schweigen verurteilt, viele andere beugen sich der Erkenntnis, daß es vor allem die Pflichten der Stunde zu erfüllen gilt, daß keiner das Recht hat, jetzt seinem Vaterlande den Dienst zu verweigern. Aber ich glaube, daß für Männer Ihres Schlages in Frankreich, England, Italien und in allen neutralen Ländern die Stunde gekommen ist, in der sie im besten Vaterlandsdienst die Aufgabe erfüllen können, die Sie als Ihr Ziel setzen.

Wir alle erleben, wie die Furchtbarkeit dieses Krieges alle Vorstellungen, die die ausschweifendste Phantasie sich von ihm machen konnte, übertrifft.

Es ist in dieser Stunde die Frage nicht zu entscheiden — und wenn es theoretisch möglich wäre, wäre es für die Wirklichkeit belanglos —, ob sich dieser furchtbare Krieg hätte vermeiden lassen. Aber einer Einsicht darf sich heute kein Mensch mehr verschließen: daß nur die ungeheuersten Notwendigkeiten einen Krieg recht-

fertigen können. Jedes der im Kampfe stehenden Völker behauptet, diese Notwendigkeiten gehabt zu haben oder in sie hineingestoßen zu sein.

Nur der Leiter der englischen Politik, Sir Edward Grey, hat schon am 3. August 1914 vor seinem Parlament zu sagen gewagt: „Wir mit unserer mächtigen Flotte, von der ich glaube, daß sie unseren Handel, unsere Küste, unsere Interessen schützen kann, wir werden, wenn wir uns am Kriege beteiligen, nur wenig mehr leiden, als wenn wir draußen bleiben."

Ich glaube, für jeden, der, um Ihren Ausdruck zu brauchen, dem alten Ideal der Menschheit treu geblieben ist, wird eine solche aus kältester rechnerischer Überlegung erfolgte Kriegsbeteiligung für immer ein schier unfaßbares Verbrechen bleiben. Aber das ist vergangen und nicht mehr zu ändern. Nichts zu ändern ist auch an der Tatsache des Krieges zwischen Italien und Österreich, und Sie werden als Franzose für die Italiener vielleicht geltend machen, daß hier ein alter Haß und alte nationale Forderungen die Triebfedern gewesen sind. Also auch da begreife ich ein schweigsames Sich-beugen unter Tatsachen.

Anders aber liegt der Fall beim Krieg, den Italien jetzt mit der Türkei angezettelt hat. Sie sind selbst Zeuge gewesen, wie Italien wochenlang nach einem Vorwand suchte, um diesen Krieg beginnen zu können. Ich kann es nicht verstehen, daß Sie nicht Ihre klangreiche Stimme erhoben haben, um gegen diese frevelhafte Art, einen Krieg zu beginnen, Einspruch zu erheben. Und noch vermessener, noch niederträchtiger und gemeiner ist das Spiel, das wir auf dem Balkan beobachten. Wie Frankreich und England Völker, die jetzt ein Jahr hindurch mit lähmendem Entsetzen die fürchterlichen Opfer verfolgen konnten, die der Krieg für jeden Beteiligten nach sich zieht, die als Zuschauer das unermeßliche Leid und grenzenlose Weh abzuschätzen vermögen, das sich auf die ganze Welt mit diesem Kriege senkt, — ich sage, wie diese Völker nun aus kältester Selbstsucht Englands, Frankreichs und Rußlands zu einem Krieg, den sie nicht wollen, geradezu gezwungen werden, das ist ein so entsetzliches, so himmelschreiendes Verbrechen an aller Menschheit und Menschlichkeit, daß jeder, der sich an diesem Verbrechen nicht teilhaftig machen will, verpflichtet ist, seine Stimme zu erheben.

Wir Deutsche können es nicht. Wenn wir es tun, wird jeder sagen, wir suchen den eigenen Vorteil. Aber schon das wird dem deutschen Volke vor der späteren Geschichte immer den Ruhmestitel der Menschlichkeit im Gegensatz zu seinen Feinden sichern, daß die deutsche Politik während dieses Krieges selbst von den ihm durch Verträge verpflichteten Staaten Italien und Rumänien nur Neutralität verlangt hat, nicht Krieg.

Es müssen also die edlen Männer jener Länder sprechen, deren Regierungen diesen verbrecherischen Krieg anzustiften streben. Es müssen sprechen die edlen Männer der neutralen Länder, und sie alle müssen versuchen, vor der ganzen Menschheit der Stimme der Menschlichkeit zu Gehör zu verhelfen.

Es war Ihnen, verehrter Herr Rolland, und Ihren Freunden ein leichtes, seinerzeit nicht nur in dem betroffenen Frankreich und in den anderen uns auf dem Schlachtfelde feindlich gegenüberstehenden Ländern, sondern auch in der

Schweiz und bei den anderen Neutralen einen Sturm der Entrüstung und einen hallenden Protest hervorzurufen, als ein Kunstwerk, der Dom von Reims, in seinem Dasein bedroht war. Selbst wenn die Voraussetzung jenes Protestes, die mutwillige Zerstörung dieses herrlichen Kunstwerkes, zugetroffen hätte, so würde das doch nichts bedeuten gegen die ungeheure Zerstörung an allen sittlichen Überzeugungen der Menschheit, an allen Gefühlen der Menschlichkeit, die in der verbrecherischen Kriegshetze liegt, wie sie die Entente jetzt auf dem Balkan betreibt. Und Sie, Herr Rolland, und alle „Intellektuellen", die gebildeten Hüter des Menschheitsbesitzes, die vor einem Jahre um eines Bauwerkes willen so laut ihre Stimme erhoben haben, die sich damals schon durch die bloße Furcht vor einer Tat, die ja gar nicht geschehen war und seither nicht geschehen ist, zu einem so flammenden Protest hinreißen ließen, sie alle sehen jetzt stumm diesem niederträchtigen Treiben zu, das nun schon seit Wochen die Welt in Spannung hält!

Seien Sie überzeugt, wenn Ihr damaliges Eintreten für die Kathedrale in Reims nicht als Komödie, wenn Ihre und der anderen Protestler Berufung auf Rechte der Menschheit und die Stimme der Menschlichkeit nicht als eitel Heuchelei vor der Nachwelt dastehen sollen, dann sind Sie und jene anderen alle jetzt verpflichtet, Ihre Stimme zu erheben, um mit aller Entrüstung Einhalt zu rufen gegen die die Menschheit für immer entehrende Balkanpolitik Ihres Volkes und seiner Bundesgenossen.



An die Heimat · Von Maurice Reinhold von Stern

Glaub' nicht, daß ich dich vergessen werde,
Jeder hat nur eine Heimaterde!
Wenn dereinst mein Lebenslicht verglommen,
Werde ich noch einmal zu dir kommen.
Still und schwebend werde ich erscheinen,
Wenn in Frühlingsnächten Wolken weinen.
Tief im Wald die wilden Tauben gurren,
Dumpfe Donner durch das Dunkel murren.
Heubeladen deine Wagen knarren,
Heimlich tönt des Wachtelkönigs Schnarren.
Oder auch nach kühlenden Gewittern
Birkenblätter rieseln und erzittern.
Quellen lachen, Wiesenblumen glänzen,
Mädchen winden singend sie zu Kränzen.
Rosenlasten deine Büsche biegen,
Roggenwogen sich im Monde wiegen .....
Wenn dereinst mein Lebenslicht verglommen,
Werde ich noch einmal zu dir kommen.





Paul Winkler



Dardanellen und Bosporus in ihrer verkehrsgeographischen und geschichtlichen Bedeutung

Eine unerwartet starke Türkei ist heut der Herr der Meerengen der Dardanellen und des Bosporus, die in der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts so oft eine Rolle gespielt haben. Und grade nur einer schwachen Türkei wollte englische und russische Ländergier und englisch-russische gegenseitige Scheelsucht den alleinigen Besitz der so wertvollen Meerengen gönnen. Die Dardanellen und der Bosporus nehmen ja, was bisher nicht genügend beachtet ist, als Objekte der politischen Geographie eine ganz einzigartige Stellung ein. Sind sie doch unter den natürlichen Wasserstraßen der Erde, die im friedlichen Seeverkehr und in politischer Hinsicht von besonderer Wichtigkeit sind, die einzige, deren beide Ufer im Besitz einer und derselben Macht sind. Wohin wir sonst auf Erden blicken: die Ufer der für das Handelsleben wichtigsten Meeresengen, soweit sie nicht zur Not unschwer umgangen werden können, wie die Straße von Messina, der Belt, der St. Georgs- und Nordkanal, die Magelhaensstraße, die Baßstraße, gehören nirgends einem einzigen Staate, sondern stets zwei verschiedenen, oft einander feindlichen, und selbst Englands jahrhundertealtes Streben nach der Beherrschung der wichtigsten Meerengen hat an keiner Stelle dazu geführt, daß beide Ufer einer Meeresstraße im ausschließlich britischen Besitz sind — es sei denn, daß der gegenwärtige Weltkrieg, im Bunde mit der unbegreiflichen Kurzsichtigkeit der Franzosen, dazu führt, daß der Ärmelkanal fortan in Wahrheit ein „englischer Kanal" wird, da die Engländer freiwillig sicherlich niemals die „vorübergehende" Besetzung der nordfranzösischen Küstenstädte Dünkirchen, Calais, Boulogne, Le Havre usw. wieder aufgeben werden. Wenn bis 1914 der Ärmelkanal, der Öresund, die Straße von Gibraltar, die Malakkastraße, Bab el Mandeb, ja selbst die unbedeutendere Straße von Bonifacio oder die verhältnismäßig breiten Meeresverengungen der Sizilischen Straße von Otranto, des Kanals von Mozambique (bis 1905 auch der Tsushimastraße und bis 1898 der Floridastraße) hinsichtlich ihrer Ufer verschiedenen Staaten gleichmäßig angehörten, so war eine tiefe politische Notwendigkeit daran schuld, das Bedürfnis, das vielberufene europäische, asiatische, amerikanische „Gleichgewicht" der Nationen grade auf den wichtigsten Hochstraßen des Weltverkehrs aufrechtzuerhalten. Diese politische Notwendigkeit hat ihre einzige grundsätzliche Durchbrechung in den Dardanellen und im Bosporus gefunden, die im vollen Umfang türkischer Besitz sind, obwohl kein andrer Seeweg eine unschwere Umgehung ermöglicht. Eine derartige Ausnahme ist um so bemerkenswerter, als keine andre von den Meerengen ersten Ranges eine so schmale Rinne darstellt, wie der Hellespont und der Bosporus, von denen der erstere an der schmalsten Stelle nur 1300 m, der letztere gar nur

660 m breit ist. Grade diese außerordentlich starke Verengerung, die bei einer Verteilung der Ufer an verschiedene Hoheitsgebiete den Begriff der territorialen Dreimeilengrenze in den Küstengewässern umgestürzt hätte, hat vielleicht dazu beigetragen, hier einen einzigen Staat mit dem Eigentumsrecht über beide Ufer zu betrauen.

Bis in die jüngste Zeit hinein legte England, das nicht darauf hoffen konnte, in den türkischen Meerengen selber festen Fuß zu fassen, ohne einen Krieg mit Rußland heraufzubeschwören, den größten Wert darauf, daß jeder politische Mißbrauch der Dardanellen und des Bosporus im einseitig politischen Interesse einer andren Großmacht dauernd unmöglich gemacht wurde, indem man die politisch für ohnmächtig gehaltene Türkei im Besitz der Meerengen beließ. Kein Interesse für die Erhaltung der ihr sonst herzlich gleichgültigen Türkei leitete dabei die englische Politik, sondern lediglich der Wunsch, die Meerengen für Rußland politisch und vor allem militärisch zu entwerten. Der Gegensatz zum Zarenreich ist ja bis in die jüngste Vergangenheit ein Grundpfeiler der britischen Politik mit vollem Recht gewesen, und nicht ungestraft kann England auch nur vorübergehend auf dieses politische Fundament verzichten, wie es im gegenwärtigen Krieg geschehen ist. So schloß englische Schlauheit die Meerengen durch Vertrag für die russische Schwarzmeerflotte. Der Londoner Vertrag vom 13. Juli 1841 legte der Türkei die Verpflichtung auf, keinem Kriegsschiff der übrigen Nationen — bis auf je ein kleines Stationsschiff einzelner Botschaften — die Durchfahrt durch die Meerengen zu gestatten, und wenn auch diese Sperrung am 13. März 1871 wieder aufgehoben wurde, so setzte der englische Wille sie nach den Erfahrungen im Russisch-Türkischen Kriege von 1877/78 im Schlußprotokoll des Berliner Kongresses vom 13. Juli 1878 dennoch aufs neue durch. Mit solcher Eifersucht wachte England über der Fernhaltung Rußlands vom Bosporus, daß die englische Flotte Anfang 1878, als die Russen nahe daran waren, Konstantinopel zu erobern, zum Schutz der türkischen Hauptstadt ins Marmarameer einlief. Damals war England bereit, wie 23 Jahre zuvor, Seite an Seite mit der Türkei gegen russische Eroberungsgelüste zu Felde zu ziehen; heut aber haben britische und russische Habgier sich vereint, um gemeinsam dem „kranken Mann" den Garaus zu machen und dann seine Erbschaft zu teilen. Der kranke Mann hat aber inzwischen den rechten Arzt gefunden, dürfte mit seiner Hilfe einer vollständigen Genesung entgegengehen und in ungeahnter, neuer Lebenskraft allen seinen Besitz behaupten und somit auch die Herrschaft über die Meerengen.

Deutschlands Politik kann es nur hoch willkommen sein, wenn die Türkei frisch gestärkt aus dem großen Kriege hervorgeht. Zwar darf es uns an sich politisch gleichgültig sein, wer der Herr am Goldenen Horn ist; wir haben politisch im Mittelmeer und Schwarzen Meer keine territorialen Interessen, und es mutet wie ein grotesker Witz an, daß Deutschland mit seiner Stärkung des türkischen Rückgrats in erster Linie Englands politische Interessen im Mittelmeer schützt, die ja von niemand sonst als ganz allein von Rußland bedroht sind. Daneben freilich muß in weit absehbarer Zeit ein kräftiges Erstarken der Türkei für uns von größtem Wert sein, denn die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft und unsere Errettung der Türkei vor der Gefahr der Zertrümmerung bahnen uns in einem zu neuem nationalen Leben erwachenden türkischen Reich den Weg zu ungeahnten wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten. Eine tunlichst enge Beziehung zur Türkei von bündnisähnlichem Charakter muß in Zukunft ein Angelpunkt der deutschen Politik sein. Daß Deutschland aus diesem Grunde allein auch stark daran interessiert ist, daß die Dardanellen und der Bosporus ihren rein türkischen Charakter behalten, ist ohne weiteres klar. Sonst aber sind jene Meeresteile für uns nur von untergeordneter Bedeutung, da ja die eigentlichen Hochstraßen des Weltverkehrs südlich am Ägäischen Meer, also auch an den Dardanellen und dem Bosporus vorbeiführen.

Dieser Umstand verdient überhaupt Beachtung und macht es erklärlich, weshalb man mit dem sonst stets festgehaltenen Grundsatz brechen und die orientalischen Meerengen im Besitz einer einzigen Macht lassen konnte. Wäre das Schwarze Meer keine Sackgasse, sondern

könnte man von hier aus nord- oder ostwärts in ein anderes freies Weltmeer gelangen, so wäre der Wert der Dardanellen so gewaltig, daß man auch einem schwachen oder für schwach gehaltenen Staate niemals die alleinige Herrschaft über beide Ufer gestattet hätte. Wie die Dinge aber liegen, ist das Schwarze Meer und mit ihm seine enge Zufahrtsstraße für die meisten handeltreibenden Nationen nur ein Feld sekundärer Betätigung, und außer der Türkei können nur Rußland und Rumänien, allenfalls noch Bulgarien, in den genannten Meerengen eine Wasserstraße ersten Ranges erblicken.

Verkehrsgeographisch, im Verhältnis zu den großen Hauptseewegen des Weltverkehrs, geht man kaum fehl, wenn man das Schwarze Meer als einen riesenhaften Binnensee, nach Art des Bodensees, Bosporus und Dardanellen aber als seinen Abfluß betrachtet. In der Tat hat man bei diesen schmalen Meerengen mehr als bei jedem anderen natürlichen Seekanal ein Recht, sie wie einen Fluß zu bewerten. Nicht nur hat dereinst in geologischer Vorzeit in der Tat ein Fluß (der allerdings eigenartigerweise vom Ägäischen zum Schwarzen Meer floß) das Erosionstal ausgewaschen, in dem heut „der Hellespont die Wellen brausend durch der Dardanellen hohe Felsenpforte rollt“, sondern es geht durch die beiden Meerengen auch in der Richtung vom Schwarzen zum Ägäischen Meer eine ungewöhnlich kräftige Strömung, die stellenweise eine Geschwindigkeit bis zu 7 km in der Stunde, d. h. von rund 2 m in der Sekunde erreicht. Diese Erscheinung kann nicht überraschen. Die zahlreichen großen Ströme, die ins Schwarze Meer und in seinen Anhang, das Asowsche Meer, münden, Donau, Dnjestr, Dnjepr, Don u. a., führen dem Meer andauernd gewaltige Wassermengen zu, welche die Verdunstungsmenge überwiegen. Das Schwarze Meer wirkt daher wie ein gewaltiges Staubecken und ruft einen kräftigen Abfluß zum größeren Weltmeer, in diesem Fall zum Mittelmeer, hervor. Ehedem war dieser starke Strom bei der Schiffahrt sehr gefürchtet; die heutigen Dampfer überwinden ihn natürlich leicht, und dennoch hat die Strömung sich für die englischen und französischen Kriegsschiffe, die gegen sie in die Dardanellen eindringen wollten, verhängnisvoll genug erwiesen, hat mehrere Unterseeboote gegen das Land geschleudert und scheitern lassen und hat freitreibende Minen gegen die zur Forcierung der Engen vorgehenden feindlichen Panzerschiffe geworfen, deren drei dadurch auf den Grund des Meeres versenkt worden sein sollen. Nebenbei sei bemerkt, daß diese Strömung den sichersten Beweis dafür vorstellt, daß die landläufige Erzählung von Hero und Leander nichts anderes ist als ein sentimentales Märchen, denn wenn auch ein Hinüberschwimmen von Sestos nach Abydos einem guten Schwimmer keine unüberwindliche Aufgabe ist, so ist doch ein Durchschwimmen der Dardanellen in umgekehrter Richtung, von Abydos nach Sestos, wegen des allzu starken Gegenstroms ein Ding der Unmöglichkeit und ist es stets gewesen, und ebenso konnte der Leichnam eines zwischen Sestos und Abydos ertrunkenen Leander niemals vom Strom nach Sestos getragen und dort der harrenden Hero vor die Füße gespült werden. Doch was fragt die dichtende Märchenphantasie nach naturwissenschaftlichen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten!

Die verkehrsgeographische Auffassung der Dardanellen und des Bosporus als eines gemeinsamen Mündungsstromes der ins Schwarze Meer fallenden Flüsse ist um so berechtigter, als vom Schwarzen und Asowschen Meer her nur Flüsse dem Handelsverkehr die weitere Fortsetzung gestatten. Flüsse aber sind in unserem Zeitalter der Eisenbahnen im allgemeinen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur Zuträger des großen Weltverkehrs, nicht Vermittler der wichtigsten Verkehrsart, des Durchgangsverkehrs, der innerhalb der Kontinente mehr und mehr fast zu einem Monopol der Eisenbahnen wird. Vom Schwarzen Meer gibt es daher heute keinen irgendwie nennenswerten Durchgangsverkehr durch die allenthalben sehr breite Masse des Festlands nach anderen Meeren, denn überallhin bestehen Handelsverbindungen zur See, und der Güterverkehr zieht nun einmal in unseren Tagen grundsätzlich die Seeverbindung, wenn sie vorhanden ist, jeder anderen vor. Daher ist das Schwarze Meer heute in der Tat verkehrsgeographisch eine Sackgasse und weit entfernt von den Hochstraßen des Weltverkehrs.

Diese sind zwar durch die Anlage des Suezkanals wieder ins östliche Mittelmeer gerückt worden, dem sie lange Zeit hindurch völlig entfremdet waren, aber das Fehlen des Suezkanals hat in alter Zeit dennoch dahin gewirkt, daß das Schwarze Meer nicht in geringerem, sondern in höherem Maße als heute ein Schnittpunkt von Durchgangslinien des Weltverkehrs wurde. Erst die Auffindung des Seewegs nach Indien ums Kap der Guten Hoffnung hat der einst sehr bedeutenden verkehrsgeographischen Stellung des Schwarzen Meeres den Todesstoß versetzt. Vorher, als aller Handel nach Ostindien und dem ferneren Osten auf die Landverbindungen allein angewiesen war, als auch der Verkehr zu den wichtigen Handelsstädten der Ostsee für die großen Handelsstädte, wie Byzanz, Bagdad u. a., wegen der großen Schwierigkeiten, die der weite und gefährliche Seeweg bot, sich überwiegend der Landverbindungen bediente, strahlten im Altertum und Mittelalter vom Schwarzen Meer zahlreiche, hochwichtige Verkehrswege des Handels nach allen Richtungen aus, wobei der Lauf der großen Flüsse im wesentlichen die Fährte wies. Donauaufwärts führte der wichtigste Weg des Mittelmeerhandels ins Herz von Europa, der Dnjestr und der Dnjepr vermittelten, in Verbindung mit der Weichsel einerseits, der Düna und dem Wolchow andererseits einen besonders im zehnten Jahrhundert außerordentlich lebhaften Verkehr der Byzantiner mit den Wenden und Normannen des Ostseegebiets, der Don und die ihm bei Zarizyn sehr nahekommende Wolga bildeten eine außerordentlich wichtige Verkehrslinie zum Kaspischen Meer hinüber, nach Bagdad und selbst zum fernen China, sowie wolgaaufwärts zur ehedem sehr bedeutenden Handelsstadt Bulgur und zu den Pelzländern des hohen Nordens. Und mit dem Schwarzen Meer wuchs damals auch die verkehrsgeographische Stellung der Meerengen zu einer nie vorher und nie nachher erreichten Größe empor. Konstantinopel behauptete sich manches Jahrhundert hindurch als wichtigste Handelsstadt Europas, ja, neben Bagdad, als wichtigste der Welt. Damals erstrahlte auch der verkehrsgeographische Wert der Meerengen in vollstem Glanze, und die Tatsache, daß sie der einzige Platz der Erde waren, wo während eines großen Teils des Altertums und des ganzen Mittelalters unausgesetzt Leuchtfeuer brannten, zeigt zur Genüge, daß der Schwerpunkt des mittelalterlichen Welthandels in der Tat in diesen Meerengen lag.

Heute ist diese Zeit dahin; der Seeverkehr hat sich neue Wege gesucht und wird die Dardanellen und den Bosporus in alle Zukunft nur als ein Nebengebiet betrachten. Um so wichtiger aber muß nach einem siegreichen Kriege, der der Türkei politische Gesundung und wirtschaftliche Erstarkung bringt, der Landverkehr werden, der von Europa her über den Bosporus hinweg nach dem aus seinem wirtschaftlichen Dornröschenschlaf erwachenden Vorderasien und wieder zurück flutet. Dann mag in einem anderen Sinne als ehedem der Bosporus mit Konstantinopel wieder ein Hauptbrennpunkt des weltwirtschaftlichen Geschehens werden, und die schöne deutsch-türkische Waffenbrüderschaft bürgt schon heute dafür, daß in einer durch Deutschlands Kraft geretteten und neu gestärkten Türkei Deutschland künftig die führende Rolle in allen wirtschaftlichen Fragen spielen und an erster Stelle die Nutznießung aus allen weltwirtschaftlichen Neugestaltungen in Vorderasien haben wird.

Dr. phil. Richard Hennig



Die deutsche Sentimentalität

Wenn sich doch alle, die es angeht, hinter den Spiegel stecken wollten, was Paul Ernst ihnen in der „Vossischen Zeitung“ über diesen — leider immer noch! — Hauptposten in unserem politischen Schuldbuch mit ruhigen, aber um so eindringlicheren Worten zu Gemüte führt! Wird es was nützen? — Nach allem, was darüber nicht nur von Menschenzungen, sondern auch von der Weltgeschichte, die ja über den „Unschuldigen“ so gut wie über den Schuldigen richtet, in den Wind gesprochen worden ist?!

Paul Ernst geht davon aus, daß man aus Zeitungen und Privatgesprächen immer und ganz deutlich eine verschiedene Gesinnung gegen unsere Feinde beobachten könne . . . Das alte Lied: die Engländer werden gehaßt, die anderen Völker aber erregen keine heftigen Empfindungen bei uns. Er fährt dann fort, und es ist alles nur einfache Wahrheit:

Wir führen einen Krieg um unsere Existenz, das ist immer noch vielen nicht klar, wir müssen, wenn der Frieden geschlossen wird, Sicherheiten haben, daß nicht wieder der Plan angezettelt werden kann, uns zu vernichten. Ob es richtig ist für ein hochstehendes Volk, seinen Gegner zu hassen, oder ob es nur sachlich gestimmt seine Kriegspflicht tun soll, weil die Feindschaften der Völker doch schließlich nicht von ihnen selber abhängen, das mag ja ein Problem sein: unbestreitbar ist es jedenfalls, daß wir nicht nur den Krieg, sondern auch nachher die Friedensverhandlungen so energisch wie möglich führen müssen, nicht an die andern denken und nur an uns. Aber schon jetzt kündet sich eine Gefahr an, die später unsere Energie schwächen wird: über einige Völker, wie Franzosen und Italiener, ist allgemein die Ansicht verbreitet, daß sie gegen ihren Willen, nur durch den Ehrgeiz oder die Schlechtigkeit einer kleinen Anzahl von Männern in den Krieg gerissen seien, daß man ihnen gegenüber Mitleid haben müsse, weil das eigentliche Volk keine Schuld trage. Die deutsche Sentimentalität, ein an sich edles Gefühl, das uns aber schon unendlich geschadet hat, und mit uns den höheren Pflichten, welche wir zu vertreten haben, kündet sich bereits an.

Wir müssen uns klar machen: wir sind Menschen und sind nicht Gott; über Schuld und Unschuld zu entscheiden, kommt uns nicht zu; wir können das nicht mit unsern begrenzten Fähigkeiten, es ist auch gänzlich zwecklos für uns.

Wenn wir die Geschichte der südlichen Völker betrachten, zu denen wir in diesem Fall die Franzosen mitrechnen müssen, so werden wir den Eindruck haben, daß sie sich immer durch Minoritäten haben gegen ihren eigenen Willen terrorisieren lassen. Ist das richtig? Es ist unser Eindruck; die betreffenden Völker werden sagen, es ist falsch, solange sie Glück haben, und wenn sie im Unglück sind, werden sie natürlich klagend zugeben, daß wir recht haben. Aber diese Völker haben etwa von uns immer den Eindruck, daß wir durch einen selbstherrlichen Monarchen oder durch eine aristokratische Clique zum Handeln geführt werden; noch kürzlich las ich in einem Aufsatz eines wohlhabenden Griechen, der naiv behauptete, man dürfe bei uns, die wir ein „peuple servile“ seien, eben nicht das Freiheitsgefühl erwarten, das etwa die Griechen hätten; der Mann wollte gar nichts Böses über uns sagen, er bemühte sich redlich, uns zu verstehen. Soweit diese südlichen Völker vornehmer Regungen fähig sind, wie etwa die Franzosen, hört man dann auch die der unsern entsprechende Sentimentalität: man müsse uns nur von dem Joch des Kaisers oder der Militärpartei befreien, wobei man denn natürlich auch Elsaß-Lothringen von uns befreit, dann werde schon alles gut, und wir würden keine Gefahr mehr für das freiheitlich gesinnte Frankreich sein. Die Gefahr, daß diese Sentimentalität auf das Handeln wirkt, ist freilich weniger groß bei den Franzosen als bei uns.

Ich denke, solche Ansichten ruhen immer auf Mißverständnissen. Wir betrachten nur die historische Erscheinung, sehen diese schon falsch, weil wir immer an unsere eigenen Verhältnisse, Bewertungen und Menschen denken; und vergessen ganz, daß das Wichtige, das hinter dieser Erscheinung steht, der allgemeine Trieb der Völker ist.

Die Handlungsweise Italiens ist noch vielen von uns rätselhaft: wir sind empört über die Schurkenhaftigkeit des Vertragsbruches und erstaunt darüber, wie ein schlechter, in seinem eigenen Vaterland verachteter Skribent, eine Schar Gymnasiasten und Studenten, eine Anzahl proletarischer Advokaten und Ärzte und einige bestochene Journalisten das Volk in einen uns töricht erscheinenden Krieg haben treiben können.

Vernünftigerweise sollten wir uns nun einfach sagen: wie die Dinge bei diesen Völkern geschehen, kann uns gleichgültig sein; wir sind nicht für sie verantwortlich; für uns ist nur wichtig, ob sie uns gefährlich werden; wie wir nun zur Genüge erleben, werden sie

uns gefährlich, und wir haben keine andere Aufgabe, als sie für die Zukunft möglichst für uns ungefährlich zu machen. Man bedenke: jedes Mitleid gegen sie ist ein Unrecht gegen uns; denn wenn dieser Krieg zu Ende ist, so können wir sicher sein, daß sie sich wieder von anderen Minoritäten werden irreleiten lassen — wie wir das auffassen — und uns von neuem bekriegen.

Die Ursache ist, daß die Irreleitung nur die Erscheinungsform des Sichentschließens bei diesen Völkern ist. Eine Menge hat kein Gehirn und keinen Mund, sie gebraucht die einzelnen zum Denken und Sprechen: was diese aber denken und sprechen, das ist nichts anderes, als was die Menge will. Die Männer, welche für sie denken und sprechen sollen, sucht die Menge immer nach dem Maßstab ihrer eigenen Sittlichkeit und Vernunft aus; eine schuftige Nation hat schuftige Wortführer, und eine ehrenhafte hat ehrenhafte; aber das, was sie denken und sagen, hat damit nichts zu tun. Jeder Mensch, der einmal in einer Volksversammlung geredet hat, weiß genau, daß er da nicht ein Wort sagen durfte, das die lauschende Menge nicht hören wollte; die Psychologie der Volksversammlung aber ist paradigmatisch für die Psychologie der Nationen.

Was die Nationen wollen, das wird bestimmt durch die geographische Lage ihres Landes, ihre Geschichte, ihren augenblicklichen Zivilisationsstandpunkt und ihren Charakter, wobei natürlich diese vier Mächte untereinander beständig in Wechselwirkung gestanden haben. Die Franzosen wollen die Herrschaft auf dem europäischen Kontinent und müssen deshalb vor allem ein schwaches Deutschland anstreben; diese Tendenz ist stark, so daß sie sich in den verschiedensten Zivilisationszeiten und bei vermutlich nicht ganz gleichem Nationalcharakter geltend macht. Napoleon wollte nichts anderes wie Karl der Große. Was die Italiener wollen, das haben die Deutschen wahrscheinlich nie so recht geahnt: eine Erneuerung des alten römischen Imperiums. Ich erinnere mich noch an das tiefe Erstaunen, das mich vor langen Jahren befiel, als mir zum ersten Male im Gespräch mit einem Italiener dieser Ehrgeiz klar wurde; man wird diesen Ehrgeiz bei uns lächerlich finden, aber er ist vorhanden, und er gibt die Erklärung für Italiens gegenwärtige Handlung; auf diese allein aber kommt es an und nicht auf seine Handlungsweise.

Wir finden den Ehrgeiz lächerlich. Aber immerhin dürfen wir nicht vergessen, daß unsere Art, die Dinge zu betrachten, nicht die einzig richtige zu sein braucht. Wir vergessen nur zu leicht die unvernünftigen und übervernünftigen Dinge in der Geschichte. Jener Italiener — es war ein Offizier — sagte: „Italien hat sein erstes Weltreich durch die römische Herrschaft, sein zweites durch die päpstliche; das dritte, das wir heute anstreben, ist noch ganz anders.“ Er ging also nicht, wie ein Deutscher das tun würde, von den vorhandenen Umständen und Möglichkeiten aus, sondern von seinem naiven Willen zur Weltherrschaft. Dieser naive Wille aber ist auch eine Macht. Ihm verdankt es schließlich dieses doch politisch unbegabte Volk, daß es durch verlorene Kriege immer Gebietserweiterungen erlangte: wir wollen das nicht vergessen, wenn es auch diesen Krieg erst wieder verloren hat; und wir wollen die Bitterkeit nicht unterdrücken, welche uns befallen muß, wenn wir sehen, wie in Deutschland schon jetzt die Flaumacher an der Arbeit sind, welche erklären, Deutschland dürfe sein Gebiet nach diesem gewaltigen Krieg nicht vermehren, weil das ein Unrecht gegen die braven Russen, Engländer, Franzosen oder Italiener wäre.

Wie alle Äußerungen eines Menschen ihren letzten gegenseitigen Zusammenhang haben, so natürlich auch diese: die Handlungsweise der Italiener hängt durchaus mit der Torheit der Handlung zusammen. Im italienischen Charakter fehlt Scham und Ehre; das ist nun einmal so, man muß sich in die Tatsache fügen, und die Italiener haben ja doch auch sehr angenehme Eigenschaften. So wird denn die Handlung des Italieners immer nur von der nüchternen Berechnung des kleinen Vorteils bestimmt. Es ist aber ein seelisches Gesetz, daß die Klugheit im kleinen und die Klugheit im großen sich gegenseitig ausschließen; wer in der Nähe

zu interessiert ist, der sieht nicht das Weitere; und Menschen wie Völker, welche zu sehr auf den unmittelbaren Vorteil gespannt sind und nüchtern sind gegenüber den Motiven, die aus Ideen kommen, werden im großen dann immer töricht handeln. Es kommt dazu, daß sie doch nicht ein schlechtes Gewissen unterdrücken können; und indem das schlechte Gewissen Verstand und Phantasie nötigt, sich mit Ausreden und Beschönigungen zu beschäftigen und den Willen veranlaßt, eine Übertäubung durch einen phantastischen Rausch zu versuchen, werden die geistigen Fähigkeiten, die man beim Handeln verständlich und wirtschaftlich anwenden muß, ohne vernünftiges Ziel und ohne Nutzen verbraucht. Die bei uns verbreitete Vorstellung, daß die Italiener „leidenschaftlich" seien, wird zum großen Teil durch diesen Prozeß erzeugt, zum kleineren durch die geringere Hemmung gegenüber dem Temperament.

Wir Deutschen haben immer ein gewisses Interesse an einem nicht schwachen Italien, weil Italien, wenn es seine Interessen im höheren Verstande verfolgt, stets der Feind Frankreichs sein muß; im höheren Verstande, wenn es sich nämlich sagt, daß es zwar kein Imperium begründen kann, aber im Mittelmeer zwischen Frankreich, Österreich und England, oder später dessen Nachfolger, und für später Griechenland und Spanien durch Klugheit, Tüchtigkeit und Glück mit seiner fleißigen und wachsenden Bevölkerung immer eine gute Rolle wird spielen können. Wir werden natürlich wissen, daß eine Politik des Lavierens und Schaukelns durch die geographische Lage gegeben ist, und daß deshalb schon aus geographischen Gründen Italien nie ein eigentlicher Bundesgenosse für uns sein kann. Da voraussichtlich Frankreich durch den Krieg zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt werden wird, können wir natürlich Italien entsprechend tiefer herabdrücken, so daß sein Machtverhältnis zu Frankreich das gleiche bleibt wie heute. Man wird also über das Scheitern der Verhandlungen mit Österreich nicht allzu bedrückt sein müssen; wenn der Krieg nun auch länger währt, haben wir doch dafür gleich die Möglichkeit einer endgültigen Regelung mit Italien.

Daß eine solche Regelung nicht durch sentimentale Erwägungen bestimmt sein darf, daß wir nur nach unserem Nutzen fragen müssen, das wollen wir uns schon jetzt immer festhalten. Wir wollen immer festhalten, daß unser Vorteil der Vorteil der Menschheit ist, denn wir sind heute das höchste Volk, wir haben die Menschheit weiterzuführen, und jede Schonung, welche wir niedrigeren Völkern angedeihen lassen, ist eine Sünde gegen unsere Aufgabe.

Die Weltmeisterschaft im Reklamerennen

Die gebührt ohne Zweifel den Uraufführungen der Werke von Richard Strauß. Und so ist es eine wirklich „zeitgemäße Betrachtung", die Dr. Georg Göhler in den „Hamburger Nachrichten" der „Aufmachung" dieser — auch heuer! — alles Weltgeschehen in den Schatten stellenden Ereignisse widmet:

Wieder einmal steht die erste Aufführung eines Werkes von Richard Strauß bevor. Und wieder beginnt die „Aufmachung" der Sache. Die Methode dieser Reklame ist stets die selbe und sehr einfach: Man bearbeitet monatelang das Publikum durch Zeitungsnotizen, man verleiht der Aufführung durch hohe Preise, glänzende Solisten und Gäste, Hinweis auf die kostbaren Instrumente des Orchesters, die echte Inszenierung und alles, was das „äußere Interesse" spannen kann, sensationellen Charakter und lenkt damit alle kritischen Blicke von dem durchzudrückenden Werke auf die Aufführung ab. Es ging ungefähr 1900 bei der „Feuersnot" an. Von dem Erfolge des Werkes hing viel ab. Es galt, auf der deutschen Bühne Fuß zu fassen. Obwohl damals Überbrettlzeit war, war zu erwarten, daß das schwache, im Grunde recht unwitzige Werk aus sich selbst heraus nicht siegen würde. Also begann die Arbeit in den Zeitungen.

Man vernahm von der ungeheuren Schwierigkeit des Werkes, von der kolossal anstrengenden Partie des Haupthelden, von den Kinderchören, man stempelte die Aufführung, bevor sie noch stattgefunden hatte, ob dieser Schwierigkeiten zu einer Großtat des Dresdener Hoftheaters. Als dort die Reklame genützt hatte, gab es dann Briefe über die Großtat von Provinzbühnen, um auch andere zu gleichem Tun zu „reklamieren". Die „Sinfonia Domestica" bekam ihre Sensation dadurch, daß ihre Uraufführung nach Neuyork verlegt wurde. Immer wußten die Blätter, besonders die Dresdener, neue wilde Mär, daß die Sänger die Auszüge nicht aus der Hand geben dürften, kein Uneingeweihter dürfe einen Blick in das neue große Werk tun; die Kritiker drohten mit Streik, endlich bewilligte man Kenntnisnahme des geheiligten Klavierauszugs, bevor die Offenbarung selbst erklang; es wurde berichtet, wie die Sänger ihre Rollen lernten, daß man das Theater umbauen müsse, um Platz für das Riesenorchester zu haben. So kam der große Tag, würdig vorbereitet durch ein Aufgebot von Sensationsreklame, wie sie sonst nur bei einem Zirkus üblich ist. Der Dresdener Uraufführung von „Elektra", 1909, wurde ein besonderer Wert für alle die, die überall dabei sein müssen, dadurch verliehen, daß sie als erster Abend einer Dresdener Strauß-Woche gegeben wurde bei immens erhöhten Preisen. Im ganzen In- und Ausland wurde eine Riesenreklame dafür inszeniert, die an „Odol" erinnerte; und die Wirkung blieb nicht aus. Der „Rosenkavalier" mußte auf breitere Grundlage gebettet werden; eine Münchener Strauß-Woche ein halbes Jahr zuvor schuf die Unterlage; Alfred Holzbock war der ersten einer, die zu einem Rosenkavalier-Interview zugelassen und der Menge verkünden durften, wes Geistes das Werk sei! Aus Dresden kam dann, je näher die Uraufführung rückte, immer neue Reklamekunde in die Zeitungen, daß selbst Max Reinhardt, der Göttliche, sich um die Inszenierung bemühe. Und damit die Welt so rasch als möglich Kunde von dem neuen Wunder erhalte, wurde für den Abend der Aufführung ein eigenes Telegraphenamt im Dresdener Hoftheater eingerichtet, von dem aus die erschienenen Getreuen sofort überallhin die Resultate des Rennens — ich wollte sagen den Erfolg an die verschiedenen auswärtigen Buchmacher, ich wollte sagen Zeitungen telegraphieren konnten. Die glänzenden Leistungen der drei Damen und des Orchesters hatten hier die Gefahr eines Fiaskos von vornherein unmöglich gemacht. Kitzlich wurde die Sache aber mit „Ariadne". Selbst der gut bearbeitete Dresdener Boden schien hier nicht der rechte Garten, in dem das Pflänzchen erblühen könnte. Ein Königreich für eine Sensation! Das Königreich hieß Württemberg. Dort galt es, ein neues Theater zu eröffnen, dort konnte man von Berlin Zugkräfte, die am fremden Ort noch mehr Wirkung versprachen, einstellen. Allerhand Trara, das immer den Alltagsmenschen gefällt, half mit, so z. B. daß ein Berliner Warenhaus für die Berliner Freunde so und so viele Plätze des Königlichen Hoftheaters aufgekauft habe, trotz der sehr hohen Preise. Kurz, es war eben wieder ein „Fez" mit allerhand Drum und Dran. Die „Josephs-Legende" freilich war (selbst nach dem vernichtenden Urteile durchaus Straußisch gesinnter Kritiker) ein so schwaches Werk, daß man diese Sensation sich mit einem „russischen Ballett" in Paris vollziehen lassen mußte! Ein gesellschaftlicher Erfolg wurde es auf diese Weise ja auf jeden Fall. Nun handelt es sich jetzt darum, die Uraufführung der „Alpen-Sinfonie" so zu „managern", daß sie trotz des Krieges „eine Attraktion" wird. Das letzte Bühnenwerk war in Paris offenbart worden, die letzte Sinfonie, die „Domestica", in Neuyork. Beides geht leider nicht — wegen des Krieges! Aber etwas Besonderes muß doch gemacht werden. Also zuerst der übliche Zeitungsapparat. Schon klappert er ganz hübsch. Wo soll man das Werk zuerst spielen? Mit Musikaufführungen selbst im Kriege die Sensation, den Rummel zu verbinden, dazu ist Berlin der beste Ort! Dresden, Leipzig, München sind, wenn's sich um Orchester handelt, zu „sachlich"; auf die üblichen internationalen Gäste, die bisher bei „Salome", „Elektra", „Rosenkavalier" selbst dem Dresdener Hoftheater etwas mondän-demimondänen Glanz gegeben hatten, ist diesmal „leider" nicht zu rechnen. Also Berlin! Gut. Aber der Berliner ist verwöhnt, er will was Besonderes haben; er hat schon

bei den hohen Preisen der „Rosenkavalier"-Erstaufführung sich sehr bedenklich gezeigt; 15, 12, 10, 8 Mark für eine Sinfonie-Aufführung zahlt er nur, wenn ihm eine Extrawurst gebraten wird. Soll er haben. Die Dresdener Königliche Kapelle, die noch nie auf Konzertreisen ging, die man ruhig, obwohl sie seit Schuchs Tod nicht mehr die alte sein soll, das beste Orchester Deutschlands mit Recht nennen darf, wird nach Berlin geholt werden, um dort in der Philharmonie dem neuen Werke die Weihe zu geben. Was sagt das Berliner Philharmonische Orchester, das wahrlich den Vergleich mit Dresden nicht zu scheuen braucht, was sagt Strauß' eigene Berliner Kapelle dazu? — Sensation muß sein. ... Der Riesen-Reklameapparat und die jedesmal neue sensationelle Aufmachung Straußscher Uraufführungen werden es je länger je mehr entweder für ernste Komponisten, die nicht das Geld und die Macht zu solchen Mitteln haben, fast unmöglich machen, Beachtung zu finden, oder aber es wird in der Musik allgemein auch bei den Schaffenden ein gegenseitiges Überbieten mit Sensationen und eine widerliche Reklame üblich werden, die mit ihrem „Odol"-Geruch das ganze Land der Kunst pestet. Soll das so werden? Soll in einer Zeit, wo gegen den Händlergeist Englands Artikel über Artikel geschrieben werden, dieser selbe Händlergeist in schlimmster Weise gerade auf dem Gebiet Orgien feiern, das als das Gebiet des heiligen deutschen Geistes galt, auf dem Gebiet der Musik? Die deutschen Zeitungen haben mit ihrem willigen Abdruck jeder Reklamenotiz über Strauß, mit ihren Sensationsberichten, die oft nicht einmal die Musikkritiker schrieben, diesen Zustand herbeiführen helfen. Wollen sie das auch weiter tun, trotz des Krieges?



Der Kaiser und England

In dem Deutschen Kaiser erblickten die Engländer schon vor dem Kriegsausbruch eine Verpersönlichung des deutschen Militarismus, obwohl er seine Friedensliebe gerade gegenüber England betätigt und den Engländern ein weitgehendes Wohlwollen bekundet hatte.

Jahrzehnte hindurch war der Kaiser für die Londoner Sensationspresse der Gegenstand gehässiger Anfeindungen und Verunglimpfungen, besonders für die „National Review" und ihresgleichen. Was er immer sagte oder unternahm, wurde aufs abfälligste besprochen.

Nach der Pachtung von Kiautschau meinte der „Globe" Anfang Dezember 1898: „Es kann kein Zweifel über des Kaisers Absichten sein. ‚Delenda est Britannia' ist seit Jahren sein Motto, und diesmal hat er zur Verwirklichung seines Ideals allerdings einen entschiedenen Schritt vorwärts getan."

Im Februar 1903 wies der „Globe" auf die große Zahl „starkknochiger, stämmiger, militärisch ausgebildeter Deutschen" hin, die in England als „Buchhalter oder Kellner" anzutreffen seien, und fügte hinzu: „Nach den jüngsten Vorgängen unterliegt es nur geringem Zweifel, daß der Kaiser für die nächste Zeit die Eroberung dieses Landes geplant hat, und die Deutschen in England, 200 000 an der Zahl, sind sein Besatzungsheer, herübergeschickt, um stets für den Notfall bereit zu sein."

Auch englische Minister erlaubten sich starke Verdächtigungen des Kaisers.

Am 9. November 1905 äußerte der damalige Erste Minister Balfour: „Ich bin so sanguinisch, zu denken, daß wir in Zukunft keinen Krieg sehen, sofern wir uns nicht denken können, daß eine Nation oder ein Herrscher erstände, die unfähig wären, einen Plan nationaler Vergrößerung anders als durch Niedertreten der Rechte der Nachbarn auszuführen."

Um dieselbe Zeit sagte Lord Lansdowne, damals Minister des Auswärtigen: „Wir sind im Friedenhalten durch die Tatsache behindert worden, daß wir in vielen Teilen der Welt

uns mit unfruchtbarer Konkurrenz, mit Eifersüchtelei gegenüberstanden, die niemand etwas nützen, als vielleicht einem listigen Potentaten, der daraus seinen Vorteil zu ziehen wußte."

Darauf antwortete der Kaiser in der Thronrede vom 28. November 1905 mit dem Bedauern, „daß wir fortdauernd mit Verkennung deutscher Sinnesart und Vorurteilen gegen die Fortschritte deutschen Fleißes zu rechnen haben. Es ist mir eine heilige Sache um den Frieden des deutschen Volkes, aber die Zeichen der Zeit machen es der Nation zur Pflicht, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verstärken."

Mitte Januar 1910 schilderte der Indier Mitra in London die deutsche Gefahr für Indien im Hinblick auf die Bagdadbahn, verdächtigte den deutschen Konsul in Indien als Spion und sagte schließlich: „Der Deutsche Kaiser hat durch seine Tätigkeit in der serbischen Frage gezeigt, daß die politische Landkarte des Festlandes von Europa der Gnade Deutschlands ausgeliefert ist."

Bei Ausbruch des großen Kohlenarbeiterausstandes von Anfang 1912 erlaubte sich ein vielgelesenes Londoner Pennyblatt in einem Aufsatz unter dem Titel „Finanziert der Kaiser den Ausstand?" die Verdächtigung, als ob der Kaiser dem Ausstand durch reiche Geldmittel Vorschub geleistet habe, um die durch Kohlenmangel lahmgelegte englische Flotte zu überfallen!

Im Laufe des Krieges kam der Haß der englischen Minister, Parlamentarier und Zeitungen gegen den Kaiser vollends zum Ausbruch. Ihre Auslassungen überschritten weit die Grenzen des Erlaubten, die sonst der englische Gentleman innezuhalten pflegte.

Wochen hindurch brachte die „Daily Mail" im September und Oktober 1914 täglich an auffallender Stelle mit fetten Buchstaben folgenden angeblichen Heeresbefehl des Kaisers: „Es ist mein königlicher und kaiserlicher Wille, daß ihr eure Energie für die nächste Zeit ganz auf das eine Vorhaben einstellt: all euren Mut und all eure Tapferkeit darauf zu richten, daß zuerst die verräterischen Engländer ausgerottet werden und General Frenchs verächtliche Armee beseitigt wird. — Der Kaiser an seine Truppen. Aachen, 19. August"!

Mitte September vergröberte Winston Churchill diese Verleumdung in einer Werberede zu Chatam. Der Deutsche Kaiser hätte seine Truppen aufgefordert, das kleine Heer des General French heimtückisch abzuschlachten.

Am 6. und am 24. Oktober wurde von Berlin aus amtlich erklärt, der Kaiser habe seit Beginn des Krieges weder in Aachen noch sonst den behaupteten Armeebefehl erlassen.

Nach Amerika sandte London Berichte über das „sinnlose und wilde Hinschlachten auf Befehl des Kaisers", über „das Niedermetzeln friedlicher Bevölkerung auf Veranlassung des Deutschen Kaisers", über das Bombenwerfen der Zeppeline als Bruch des Völkerrechts mit dem Bemerken: „Wieviel heilige Versprechen mögen noch auf einen Wink des Kaisers gebrochen werden!" (New York Herald" vom September.)

Anfang Oktober 1914 stellte der Schatzkanzler Lloyd George den Deutschen Kaiser als den Urheber des großen Krieges hin und wagte in einer Versammlung zu sagen, Kaiser Wilhelm habe folgende Ansprache an seine Soldaten gehalten: „Erinnert euch, daß die Deutschen das von Gott auserwählte Volk sind. Auf mich, als den Deutschen Kaiser, hat sich der Geist Gottes herabgesenkt. Ich bin seine Waffe, sein Schwert, sein Stellvertreter. Wehe den Ungehorsamen. Tod den Feiglingen und den Ungläubigen!"

Entrüstet fügte Lloyd George hinzu: „Etwas Derartiges ist seit den Tagen Mohammeds nicht vorgekommen. Wahnsinn ist immer traurig, aber manchmal wird er gefährlich; wenn er jedoch das Staatsoberhaupt ergreift und die Politik eines großen Reiches wird, dann ist es an der Zeit, daß man es unbarmherzig vertilgt."

Am Schlusse des Gottesdienstes wurden in vielen englischen Kirchen während des Krieges dem üblichen Gebete, nach der „Kriegskorrespondenz des Evangelischen Pressevereins", folgende sonderbaren Sätze eingefügt: „Herr Gott, nun haben wir für die Unseren gebetet; aber getreu der christlichen Lehre wollen wir nun auch für unsere Feinde beten. Du hast den Geist

des Deutschen Kaisers mit Wahnsinn umnachtet, du hast den Deutschen Kronprinzen veranlaßt, Selbstmord zu begehen; nun laß, o Herr, deines Zornes genug sein und sei ihnen wieder gnädig!" Die Perfidie der unterstellten Tatsachen wächst sich in diesem Zusammenhange zur Kirchenschändung und Gotteslästerung aus.

Ende November 1914 sprach Balfour in einer Rede von einer entschiedenen Antwort Japans auf „eine der unverständigsten Hinwendungen, die jemals von dem einen Fürsten an einen anderen gerichtet wurden". Kurz vor dem Falle Tsingtaus habe Kaiser Wilhelm dem Mikado ein Schreiben gesandt und darin den Frieden vorgeschlagen unter Bedingungen, wie sie der Mikado wünschte, und als Gegenleistung einen Angriff Japans auf Rußland verlangt. Eine plumpe Erfindung des früheren englischen Ministerpräsidenten!

Ein hoher englischer Würdenträger, Lord Cromer, zuletzt Vizekönig von Ägypten, erlaubte sich in einem offenen Brief von Ende September 1914 zu erörtern, ob England nach Niederwerfung der Deutschen Deutschland in eine Republik umwandeln, den Deutschen Kaiser absetzen, verbannen oder, wie einige englische Blätter meinten, „kurzen Prozeß" mit ihm machen solle!

Schon am 10. Februar 1906 hatte die „Morning Post" den Kaiser gewarnt, etwa in die Fußtapfen Ludwigs XIV. oder Napoleons zu treten.

Nach den deutschen Siegen von 1914 unterstellte die Londoner Presse dem Kaiser Weltherrschaftsgelüste, um die neutralen Staaten zu beunruhigen, die dergleichen nicht ertragen könnten, und nannte ihn einen zweiten Napoleon, einen neuen Attila, der noch weit den alten übertreffe.

Erst auf Veranlassung des Kaisers entstand nach der Angabe Spencer Wilkinsons das Lied „Deutschland über alles in der Welt" (Germany over all in the world), das Minister Lloyd George, offenbar in absichtlichem Mißverständnis, als Beweis für die uferlosen Machtgelüste des deutschen Kaisers und Volkes anführte!

Wie Napoleon, so werde Kaiser Wilhelm mit seinen „vandalischen Scharen" seine Schuld büßen müssen, die ganze Welt werde ihn ächten! Dergleichen war in der „Times" zu lesen und wurde in alle Welt gedrahtet.

Mitte Oktober ließ sich die „Financial News" nach der Übersetzung des „Morgenbladet" in Christiania über die Bestrafung des Kaisers vernehmen: „Die Hohenzollern müssen fort, samt und sonders. Sollte der Kaiser seine Niederlage überleben, so kann seine Gefangensetzung auf einer einsamen Insel der einzige gerechte Abschluß seines Lebens sein. Hierzu eignet sich nicht St. Helena, da sich an diese Insel die Erinnerung an einen Mann knüpft, der trotz aller seiner Fehler ein Mensch, nicht ein Werwolf gewesen ist. Tristan d'Acunha eignet sich hierzu besser."

In einer Schrift „The Kaiser under the Searchlight" verglich A. H. Catling, ein englischer Professor, den Kaiser mit Richard III.

In der „Daily Mail" durfte der Belgier Maurice Maeterlinck vom deutschen Kaiser schreiben, er sei ein Ungeheuer usw. Noch ärger waren in Wort und Bild die nichtswürdigen Beschimpfungen englischer Zeitungen, besonders Londoner Witzblätter gegen die Person des Kaisers.

Die englische Volksseele kochte vor Wut. In einem Londoner Blatte wurde gar verlangt, der Vorname William solle in Verruf erklärt und selbst William Shakespeare fortan nur noch Albert Shakespeare genannt werden!

In einem Buch: „Deutschland im 19. Jahrhundert" (London 1914), mit einer Einleitung von Lord Haldane, hatten verschiedene Gelehrte Schilderungen deutschen Lebens und deutscher Geschichte zusammengestellt. In diesem Buche sagte der Geschichtsprofessor J. Holland Rose: „Zweifellos hat die Begründung des Deutschen Reiches zum Frieden der Welt geführt. Im Gegensatz zu Frankreich besitzt Deutschland keine natürlichen Grenzen. Deshalb muß die deutsche

Politik fast notgedrungen verteidigend sein.“ Nach Kriegsausbruch behauptete derselbe Gelehrte, der Kaiser habe die Laufbahn Napoleons I. studiert und erblicke in ihm sein Vorbild!

Entrüstet über das Verhalten der Engländer schrieb Sven Hedin in dem „Sydsvenska Dagbladet“ vom 18. Oktober: „Sie schrecken nicht einmal vor den schändlichsten Verunglimpfungen des Kaisers zurück. Ich kann bei meiner Ehre beteuern, daß der Kaiser bis zum letzten Augenblick alle Mittel, die einem Menschen zu Gebote stehen, aufgewandt hat, um diesen Krieg zu verhindern. ‚Friedenskaiser‘ war der Ehrentitel, den man ihm zu seinem 25jährigen Jubiläum gegeben hat. Seine ganze Politik war darauf gerichtet, den Frieden zu bewahren. Bald wird ihm die Geschichte recht geben, wenn es auch jetzt Menschen gibt, die ihn nicht verstehen wollen oder können.“

Paul Dehn



„Die Deutschen sind da!“

Wenn irgendeine Kundgebung in diesem Kriege für sich selbst spricht, so ist es der Brief einer Kurländerin, aus dem die Deutsche Tageszeitung“ mitteilt:

... (Kurland), den 17. Juli 1915.

... ist es nicht märchenhaft, daß ich Dir endlich wieder schreiben kann? Worauf man 10 Monate gewartet und gehofft hatte, unter Bangen und Zagen, plötzlich über Nacht ist es eingetroffen: Wir sind deutsch! Ich kann es immer noch nicht glauben, man geht wie im Traume. Zuerst die Hauptsache: Wir sind gesund und leben, aber ... was alles in der Zeit dazwischen vorgefallen ist, davon laß mich lieber schweigen. Es war eine furchtbare Zeit, dieses Jahr kann man aus unserem Leben streichen. Was wir moralisch gelitten haben — Verbot der Sprache, Verleumdung, Furcht und Verbannung —, das läßt sich nicht sagen, besonders diese letzten 2 Monate, wo eine deutsche Patrouille hier gewesen war, dann aber russisches Militär kam. Fast täglich wurden Herren aus der besten Gesellschaft gefangen nach Mitau geführt, ohne ein Wort der Erklärung; nur auf die sinnlosesten gemeinsten Verleumdungen hin. Drei angenehme Aussichten hatten wir täglich: beschossen, verbannt oder gehenkt zu werden. Gottlob, das ist nun vorbei, d. h. so ganz sicher fühlen wir uns noch nicht: wenn die Deutschen sich noch einmal zurückziehen — dann Gnade uns Gott, dann kommt keiner von uns Deutschen lebend aus den Händen der Reußen! Aber sie werden ja nicht zurückgehen, das sagt jeder, der Offizier sowohl als der einfache Soldat; ein Hohnlachen ist die Antwort, wenn man so etwas sagt. Nun, wir haben's ja auch gesehen, daß es wohl ausgeschlossen ist nach den Massen, die hier durchkamen.

Doch ich wollte ja erzählen, wie es war. Nun also: wir warteten und warteten, es war und blieb still auf unserer Seite. Wir waren ganz marode und hoffnungslos, nur Optimisten wagten an einen Überfall über Nacht zu denken, wir andern fürchteten nur, daß man uns Frauen auch ausweisen würde und dann alles in Brand stecken (mit den Männern zusammen wäre es ja zu menschlich gewesen). Da am Mittwoch (14. Juli) früh kommt mein Mädchen aufgeregt zu mir ins Schlafzimmer: „Gnädige Frau, was sollen wir heute machen, Polizei und Post gehen heute fort?“ Mir setzte der Herzschlag aus, aber da man in letzter Zeit zu oft durch Gerüchte enttäuscht worden war, glaubte ich noch nichts. Aber siehe da! Ein Blick aus dem Fenster machte mir Hoffnung: die Reußen zogen sich zurück, ordentlich, aber in Eile. Es ging den ganzen Tag, aber man wagte noch nicht aufzuatmen, nicht einmal — als um drei die ersten russischen Verwundeten kamen. So gegen sechs hörte man Kanonendonner, aber weiter, die Aufregung auf den Straßen wurde immer größer. Ich hatte mich mit F. verabredet, die Nacht zu ihr zu kommen, weil es mir allein zu graulich war, denn mein Mädchen wollte auskneifen.

Da, als ich gerade noch ein bißchen zusammenpacken will, ein Geräusch, das man noch nie gehört hat: Schießen in nächster Nähe! So, nun wär's da, jetzt ruhig Blut. Ich muß sagen, daß ich aber bei aller Aufregung eigentlich nur Freude empfunden habe: „Sie sind nah, sie sind nah!" Meine Donna lief fort, die alte Wirtschafterin meines Hauswirtes, der Hausknecht und ich waren allein zu Hause. Wir packten noch das Nötigste, etwas warme Kleidung und Nahrung, zusammen und verkrochen uns im Keller. Gemütlich war es dort unten nicht, aber doch nicht so graulich wie oben, wo man das Knallen und Sausen dicht neben sich hörte: Granaten und Schrapnells flogen über uns weg, es waren Töne, die einem durch Mark und Bein gingen. Zwei Stunden saßen wir so, da wurde es stiller und still. Wir krochen etwas heraus, es war ein herrlicher Abend, in der Nähe brannte es, ein Gebäude, die Flammen prasselten in der Stille. Da wir noch weiteres erwarteten, wollten wir die Stille benutzen, um noch etwas warme Kleidung zu holen. Ich gehe hinauf, sehe noch ein vergessenes Fenster offen, will es noch schließen, und da — den Augenblick vergesse ich in meinem Leben wohl nicht — höre ich von weitem singen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Die Wacht am Rhein!" Dies bis in den tiefsten Höllengrund verbannte Lied. „Die Deutschen, die Deutschen", schreie ich, und legte wohl in diesen Schrei allen Jubel, den nur ein Mensch fühlen kann. Es war der schönste Augenblick meines Lebens; ich rief die Wirtin, wir horchten: Ein dreimaliges Hurra, und wieder tönte es herüber: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" Ja, sie waren nahe, aber wie nahe, ahnte ich nicht. Wir gingen etwas in den Garten, um uns von der Kellerluft zu erholen, und sprachen noch gerade davon, daß die Deutschen wohl noch heute nicht in die Stadt kommen würden, da ballert es am Tor — drei dunkle Gestalten.

„Da sind ja Leute zu Hause" — sie waren da! Daß ich dem Leutnant nicht schlankweg um den Hals gefallen bin, wundert mich noch eben, ich schrie nur wieder: „Die Deutschen!" Der Leutnant hielt es wohl für Entsetzen, denn er beruhigte uns, sie würden uns nichts tun — ich wäre ihm bald ins Gesicht geplatzt. Er fragte, ob Offiziere hier wohnen könnten. Ja, und tausendmal ja! Und so ging denn unser Traum von 10 Monaten in Erfüllung: Ich konnte preußische Leutnants aufnehmen, vier Stück bekam ich. Alles tat ich, alles gab ich vom Besten, was ich hatte; natürlich erzählte ich sofort, wer ich sei — Kriegsakademie und zwei Brüder als Offiziere, das zog —, wir waren nach 10 Minuten wie Brüder. Es war auch herrlich, ich mußte erzählen, sie mußten erzählen, bis 1 Uhr nachts schwatzten wir. Sechzig Radfahrer (die meinigen waren dies) haben die Stadt genommen, einer von meinen Leutnants war als erster gewesen. Ach, das kann ich alles nicht erzählen, das war zu schön, das ging auch alles durcheinander, ich sagte auch bloß immer: „Wenn mein Mann das nur wüßte, wenn er's ahnte!" Morgens zum Kaffee bekam ich noch 5 Herren, die unten logiert hatten. Zu Mittag wurde auch bei mir serviert, ich gab mein bestes Geschirr, so daß die Herren sagten, so nobel hätten sie wohl lange nicht mehr gegessen. Es kamen immer neue, allen wurde ich vorgestellt, sie freuten sich alle sichtlich, eine echte Landsmännin in Feindesland vorzufinden . . . Am andern Morgen rückten sie ab unter vielem Danke und auf Wiedersehen!



Die Abenteuer eines englischen Spions

Bald nach Kriegsbeginn hat auch der bei uns bekannte und früher vielfach gefeierte englische Generalleutnant Sir Robert Baden-Powell ein Buch veröffentlicht „My Adventures as a Spy", aus dem einige besonders gelungene „Streiche" bereits die Runde durch die Presse gemacht haben, so die Art, wie er als harmloser Schmetterlingssammler in die vorher vorbereiteten Zeichnungen von Schmetterlingen die Lage österreichischer

Forts und ihrer Geschütze eingezeichnet hat. Jetzt liegt das ganze Buch in deutscher Übersetzung vor: „Meine Abenteuer als Spion" (Leipzig, Otto Gustav Zehrfeld. 1 ℳ).

Herr Baden-Powell ist ein jovialer Herr, der in flotter Art mit einem burschikosen Unterton zu erzählen weiß. So liest sich sein Büchlein recht unterhaltsam, und auch der deutsche Leser darf einige Aufschneidereien gern mit in den Kauf nehmen. Er sollte es um so lieber tun, als er aus dem Buch des Engländers eine ganze Masse lernen kann. Ob für die Spionage, sei um so eher dahingestellt, als das ja nur wenige angehen würde. Uns alle dagegen treffen einige bittere Wahrheiten, die der Engländer, obwohl er es mit der Wahrheit in seinen eigenen Schilderungen nicht so genau nimmt, uns zu sagen hat.

Ob es zutrifft, daß unser Spionagesystem so großartig ausgebildet ist, weiß ich nicht. Dagegen verdient der Abschnitt „Strategische Agenten" volle Beherzigung, und wir geben ihn hier zugleich als Probe für die Art des Büchleins wieder: „Die so wunderbar organisierte Spionage der Deutschen auf politischem und strategischem Gebiete hat sich für den gegenwärtigen Feldzug doch nicht so glänzend bewährt, wie man hätte erwarten können. Für die Riesensummen, die der deutsche Generalstab ausgegeben hat, hätte er sicherlich auch Leute in einer höheren Lebensstellung bekommen, denen eine richtigere Einschätzung der politischen Lage unmittelbar vor der gegenwärtigen Krisis möglich gewesen wäre, als den Männern, die ihm als Agenten dienten. Ihr Plan, im kritischen Augenblick Arbeiterausstände zu veranlassen, scheiterte an dem Widerstande der Beteiligten. Sie hatten es sich leicht vorgestellt, unter der mohammedanischen Bevölkerung Ägyptens und Indiens Unzufriedenheit und Aufruhr hervorzurufen, und hierauf große Hoffnungen gesetzt; ihre Rechnung hat sich jedoch als falsch erwiesen, weil sie die wirklichen Gefühle der östlichen Völker gegen Großbritannien und namentlich gegen Deutschland nicht kannten. Die irische Frage mußte sich nach ihrer Ansicht zu einem Bürgerkrieg in Britannien auswachsen, und es unterlag für sie keinem Zweifel, daß daraus für uns die Notwendigkeit entstehen würde, einen großen Teil unserer Expeditionstruppen im eigenen Lande zu verwenden. Nie hätten sie es für möglich gehalten, daß der Bur und der Brite in Südafrika freundschaftlich Hand in Hand arbeiten würden. Sie glaubten, unser Besatzungsheer werde das Land nie verlassen können, und rechneten nicht im entferntesten damit, daß Südafrika ein Truppenkontingent gegen ihre südafrikanischen Kolonien stellen würde, und daß unsere dortigen regulären Truppen zur Verstärkung unseres europäischen Heeres herüberkommen könnten. Sie waren in dem Wahn befangen, daß es unseren überseeischen Herrschaftsgebieten an kriegsgeübten Mannschaften und brauchbaren Schiffen fehle, und daß wir von dieser Seite her auf keine nennenswerte Unterstützung rechnen könnten. Auch haben sie nicht vorausgesehen, daß die männliche Bevölkerung Großbritanniens in so gewaltigen Scharen zu den Waffen eilen würde, was eigentlich dem, der den englischen Volkscharakter und die körperliche Tüchtigkeit des Briten kennt, keinerlei Überraschung bereiten konnte. Das alles wäre auch den Deutschen nicht verborgen geblieben, wenn sie die Dienste von besser gebildeten und gesellschaftlich höhergestellten Männern in Anspruch genommen hätten."

Das ist so wahr, daß man es schier nicht begreifen kann, daß uns ein Engländer derartig die Augen über die Mängel bei uns öffnet. Nur daß diese höhnischen Darlegungen sich nicht an unseren Generalstab zu richten haben, sondern an unsere Diplomatie. Wie sträflich schlecht jedenfalls unser Volk, wahrscheinlich doch aber auch unsere Regierung durch ihre auswärtigen Vertretungen über die wirklichen Verhältnisse und Stimmungen der betreffenden Länder unterrichtet war, haben wir in bitterster Weise erfahren müssen, und leider scheint ja die Reihe der Enttäuschungen und Täuschungen noch nicht abgeschlossen. Mit wahrem Neidgefühl blickt man da auf das kleine Belgien, und wir möchten nur hoffen, daß die Veröffentlichung aus belgischen Archiven bei den jenen so trefflich arbeitenden Beamten Belgiens entsprechenden Stellen unserer Regierung ähnliche Gefühle auslöste, wie bei den urteilsfähigen deutschen Lesern.



Noch anderes liest der deutsche Leser mit gutem Gewinn für seine staatsbürgerliche Erziehung. So wenn sich Baden-Powell über die Vertrauensseligkeit der Deutschen lustig macht, die sofort jeden für ihren Freund halten, der ihre Einrichtungen lobt, oder wenn er uns an unsere Schwäche gemahnt, Gegner zu unterschätzen, weil diese es verstehen, den harmlosen Mann zu spielen, oder endlich, wenn der Übereifer und die Dienstbeflissenheit gegeißelt werden, die unsere Polizei in dem Augenblick aufbringt, wo ein fremdländischer Titel ihre Achtung herausfordert.

Wahrheiten sind immer bitter; es ist aber zu wünschen, daß die gefällige und lustige Einkleidung, die sie in diesem Buch gefunden haben, den deutschen Lesern nicht etwa die Bitterkeit benimmt, denn das alles soll ja nun doch in Zukunft wirklich besser werden. St.



Karl August

In einer Besprechung von Jakob Wassermanns neuem Buche „Deutsche Charaktere und Begebenheiten" umreißt Franz Servaes mit einigen feinen Strichen die Persönlichkeit des Herzogs Karl August von Weimar:

Auch ihn empfinden wir in vollem Maße als einen Gegenwärtigen und Zugehörigen. Fast mehr noch als einen zu Ersehnenden. Diese Größe und Weite des Blicks, diese Freiheit von Vorurteilen, diese innerste Erglühtheit für hohe menschliche Ziele, wieviel Deutschestes, aus Träumen und Taten drängend, spricht daraus auf uns ein. Zwar adelt diesen Fürsten in allen Lebenslagen die Nähe und Freundschaft Goethes. Und doch kam überall das Beste aus ihm selbst. Ursprüngliche Anlage zu veredeln und zu klären, das war ja vornehmlich Goethes Erziehungsprinzip. So baute er auch bei Herzog Karl August stets auf dem sicheren Grunde einer ungewöhnlich fruchtbaren Natur. Und bekanntlich wußte der Fürst, auch seinem genialen Freunde gegenüber, durchaus seine Selbständigkeit zu wahren. Oft genug sprühten sie Funken widereinander. Lange Zeiten gingen sie nebeneinander her, ohne sich viel zu sagen. Und waren dennoch unzertrennlich; bewahrten sich gegenseitig die wahrste Anhänglichkeit und Verehrung. Über manches freuen wir uns, das Karl August anders machte als Goethe. Beispielsweise wenn er Napoleon gegenüber sich spröde erwies und lange Zeit sich standhaft weigerte, bei ihm in Audienz zu erscheinen. Da fühlte der Weimarer eben ganz als selbständiger deutscher Fürst. Durch seinen politisch-militärischen Anschluß an Preußen hat er dies besonders dokumentiert.

Doch sein Eigentlichstes bleibt stets sein Menschlichstes. Das, was ihn auch so fest an Goethe kettete. Und was ihn auch alle anderen, die in seinen Diensten standen, als wirkliche Freunde betrachten ließ. Nur ein „Mensch", im Vollsinne des Wortes, konnte den herrlichen Brief an Knebel schreiben, den Karl August an ihn richtete, als der langjährige Freund, sich zurückgesetzt wähnend, Weimar verlassen wollte. Die tiefsten Töne einer unzerstörbaren Lebensgemeinschaft flossen da wie von selbst in die Feder. Und wie fein und echt war dieses Fürsten Naturempfinden, der oft nächtelang mit den Freunden im Walde bei einem Reisigfeuer wachte und plauderte, und der einen Tag nur darum als außerordentlich schön pries, weil er sich „so ganz in der Schöpfung und so weit vom Erdentreiben" darin fühlen konnte. Man versteht's und glaubt's, wenn Goethe einmal von ihm sagt, daß ein Herzogtum geerbt zu haben, ihm nichts galt —, „aber hätte er sich eines erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen". Also eine im Grunde heldisch angelegte Natur, grade wie wir sie jetzt brauchen können. Und darum auch allem Pomp und leerem Schein abhold. Niemand ging einfacher gekleidet umher als er. Und durchaus verschmähte er es, in großartigen Karossen, etwa gar sechsspännig, durchs Land zu kutschieren. Was Goethe durchaus billigte und für zeit-

gemäß erklärte. Und daran knüpfte er eine Bemerkung, zu der nichts mehr hinzuzufügen ist, weil sie den wahren Gehalt der deutschen Gegenwart in lapidaren Worten zusammenfaßt: „Es kommt jetzt darauf an, was einer auf der Wage der Menschheit wiegt; alles übrige ist eitel."



Seelische Fernwirkungen

(Vgl. Heft 22, S. 700)

Der Versuch des Herrn Dr. Löhmann, das Prinzip der drahtlosen Telegraphie als Erklärung für die „dunklen Geschehnisse" der seelischen Fernwirkung heranzuziehen, ist durchaus nicht neu.

Gerade diejenigen Kreise, die nach seinen letzten Ausführungen im Publikum so „unbeliebt" sind und mit denen er „nicht identifiziert" werden möchte, haben fast bis zum Überdruß auf das Analoge des seelischen und technischen Vorganges hingewiesen. Schon der verstorbene Duprel hat einen diesbezüglichen Erklärungsversuch im Zusammenhang mit dem Gedanken gemacht, daß unsere Geräte und technischen Erzeugnisse sogenannte Organprojektionen, d. h. Nachbildungen menschlicher Körperteile und Gliedmaßen seien.

Es bildet indessen dieser Versuch aber noch lange kein erschöpfendes Erklärungsprinzip. — Angenommen, es würde bei starken seelischen Bewegungen im Gehirn eine dem elektrischen Strom ähnliche oder auch mit diesem identische Energie erzeugt, diese würde im Äthermeer wellenartig nach allen Richtungen weitergetragen, sie träfe endlich ein gleichgestimmtes Gehirn und erzeugte hier einen jener seelischen Erregung entsprechenden Vorstellungsinhalt, so ist doch noch die Hauptfrage zu beantworten, nämlich: Wie wird nun aber jene schwingende Energie in Bewußtsein umgesetzt?

Man kann ja mit dem Naturwissenschaftler Wilhelm Ostwald vielleicht kategorisch behaupten, es würde hier nach dem Gesetz der Krafterhaltung mechanische Energie in geistige, in vorstellende verwandelt, aber dann ist man schließlich nicht weniger phantastisch als mancher Okkultist, dem man wissenschaftliche Denkfähigkeit abspricht und dem man vorwirft, er „behandele" die Probleme „mit mehr Kühnheit als naturwissenschaftlicher Urteilsfähigkeit und Selbstkritik".

Bis jetzt konnte jedenfalls noch niemand im Wege von Versuchen nachweisen, daß schwingende Energie in denkende verwandelt werden kann. Und ist dann überhaupt die Beantwortung der auf dem Gebiete des Okkulten liegenden Fragen lediglich eine Aufgabe der Naturwissenschaft? Keineswegs; ihre Versuche und Arbeitsmethoden sind ganz und gar unzureichend, „mystische Probleme" erschöpfend zu lösen. Die „physiologische Psychologie" hat ja ihre gänzliche Unfähigkeit zur Erklärung normaler seelischer Vorgänge bewiesen, wieviel weniger ist sie erst imstande, beim Okkulten, und dahin gehört ja auch das Problem der seelischen Fernwirkung, eine erschöpfende Erklärung zu geben. —

Denen, die noch an der Tatsache der Gedankenübertragung und seelischen Fernwirkung zweifeln, sei gesagt, daß sie durch die im Beisein von Ärzten gemachten wissenschaftlichen Versuche des russischen Arztes Kotik außer Zweifel gestellt ist.

Theophil Wilms



Ein Quertreiber gegen die nationale Kunstpflege

Man kann ruhig zugeben, daß auch bei uns jetzt manche ungerechte Äußerung über fremde Kunst fällt, ebenso, daß manche Forderung nach einem kühlen Verhalten gegen alles Ausländische für die Zeit nach dem Kriege über das Ziel hinausschießt. Aber wenn irgendwo, so ist in diesem Falle diese schroffe Betonung eines scharf umgrenzten nationalen Standpunktes nicht nur begreiflich, sondern auch nützlich, weil es die Bekämpfung alter übler Gewohnheiten gilt, und weil es ohnehin in allen diesen Dingen einer heftigen Aufrüttelung bedarf, wenn aus bequemer Gewohnheit oder Gleichgültigkeit geweckt werden soll.

So ist es denn sehr überflüssig, daß unsere „Intellektuellen" sich immer wieder für das Internationale in der Kunst bemühen und den Vorkämpfern des Nationalen in die Flanke fahren. Es wird aber geradezu gefährlich, wenn es mit dem Anschein einer wohlwollend herablassenden Objektivität geschieht, wie es der jetzige Direktor der Bremer Kunsthalle, Emil Waldmann, im „Kunstfreund", der Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde, unter dem Titel „Nationale und internationale Kunstpflege" versucht. Da wir im Türmer seit Jahren kunstpolitisch für eine zielbewußte nationale Kunstpflege arbeiten, wollen wir zunächst die Gegenseite ausführlich zu Worte kommen lassen. Emil Waldmann schreibt:

„Um das ruhige Urteil zu bewahren, muß man, scheint es mir, versuchen, sich im Geiste in die Zeit vor dem Kriege zurückzuversetzen und sich fragen, wie weit damals die nationale Forderung berechtigt war und ob wir nicht doch Ursache haben, die damalige Fragestellung noch einmal überzuprüfen. Denn der Krieg mit der Entfesselung aller Leidenschaften trübt erfahrungsgemäß das Urteil auch in Fragen, die an sich nichts mit dem Kriege zu tun haben.

Bei der nationalen Forderung, wie sie in den letzten Jahren vor dem Krieg erhoben wurde, fiel immer eine merkwürdige Tatsache auf: die anklagenden Stimmen wurden immer nur laut, wenn französische Kunst in Deutschland gezeigt wurde, oder, genauer, wenn gute französische Kunst gezeigt wurde. Sonst nie. Diese Einschränkung ist bedeutungsvoll, und hier hat die Fragestellung einzusetzen: Warum sind es denn immer nur die guten Franzosen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die von den Vertretern des patriotischen Gedankens in der Kunstpflege so heftig befehdet wurden? Warum nie andere Ausländer? Als vor etwa einem Jahrzehnt aus Paris die Zuloaga-Mode kam, als deutsche Museen und Privatsammlungen mit Zuloagas versorgt wurden, da machte sich kein Protest dagegen geltend, niemand fragte: ‚Was soll uns dieser Ausländer?' Im Gegenteil, Künstler und Sammler, die im Jahre 1912 so recht eigentlich am Herd des Künstlerprotestes saßen, förderten Zuloaga tapfer, ihr nationales Herz entdeckten sie damals noch nicht, angesichts dieses Künstlers, der sich auf dem Niveau der besseren neueren Münchener Malerei hält. Und als etwa gleichzeitig die andere Mode aus Schottland kam, mit den famosen ‚Boys of Glasgow', da war auch eitel Entzücken, niemand fand etwas dabei und keiner sagte, daß wir dies alles vor vierzig Jahren in Deutschland bei Burnitz, Eysen und Buchholz eigentlich schon reichlich so gut am eigenen Leibe erfahren hatten. Die Bedürfnisfrage, ob wir Deutschen dergleichen Mittelgut wie Zuloaga, und dergleichen Niveaukunst wie bei den Schotten erst importieren müßten, wurde nicht gestellt, ebensowenig wie bei den kurz nacheinander auftretenden Moden von Hammershoi und Liljefors, an deren Propagierung merkwürdigerweise wieder dieselben Kreise wirksam beteiligt waren, die sich dann nachher beim Antifranzosenprotest hervortaten. Man könnte einwenden: Hammershoi und Liljefors und die Schotten seien, als Skandinavier und Engländer, Germanen, ihr Charakter sei dem deutschen Charakter sehr verwandt, und der Streit gehe gar nicht um Völker, sondern um Rassen, und alles Germanische gehöre zusammen gegen alles Romanische. Aber das ist ein Trugschluß. Einmal paßt Zuloaga als Romane nicht in das System, und

andererseits entzündete sich ja der Künstlerprotest von 1912 an dem Ankauf eines Gemäldes von van Gogh für die Bremer Kunsthalle, eines Holländers also, eines Germanen, der so ganz und gar nichts Französisches hat und in seinen reifen, einzig entscheidenden Werken sogar antifranzösisch ist. Ja, nicht einmal vor französischer Malerei macht der deutsche Nationalismus im Ernstfall immer Halt. Noch ganz kürzlich hat einer der hauptsächlichsten Führer und Anreger der Protestbewegung ein paar Bilder einer ganz unbeträchtlichen Pariser Salongröße, eines gewissen Piet, einem deutschen Privatsammler mit Erfolg empfohlen.

Es ist also, genau genommen, weder die Nationalitäts- noch die Rassenfrage, um die es sich bei dieser ausschließlich den großen Franzosen gewidmeten Feindschaft handelt. Sondern es ist wohl nichts weiter als die alte instinktive Abneigung der Mittelmäßigkeit gegen das wahre Talent. Piet mag als harmlos passieren, von da droht keine Gefahr, und die Mittelmäßigkeit aller Länder verträgt sich immer sehr schnell miteinander. Wenn man aber die wirklich schöpferischen Meister einer fremden Nation in Deutschland propagiert, so hat die Mittelmäßigkeit davon natürlich keinen Vorteil. Hier geht es nicht um Gegenseitigkeit. Die großen Meister haben nie Zeit, sich um den Export ihrer Werke zu kümmern. Von ihnen aber kann Gefahr drohen. Einmal moralisch, weil der Maßstab, den man ihrem Schaffen entnimmt, den Leuten kleineren Wuchses verhängnisvoll wird, dann aber auch materiell, weil die Werke der Großen, wie alles Gute, so teuer sind, daß dabei die billige Mittelmäßigkeit (die aber, wie Zuloaga, relativ doch sehr teuer ist) an Absatzgebiet verlieren muß. Man kann also, paradox, sagen, daß das nationale Herz erst jenseits der 10000-Mark-Grenze an zu schlagen fängt."

Damit ist es genug. Der Verfasser versucht ja sofort, seinem letzten Satze das persönlich Verletzende zu nehmen, aber es bleibt die ungeheuerliche Behauptung stehen, daß die Triebfeder der Bewegung für nationale Kunstpflege die Geldfrage sei. Es fällt einem sehr schwer, einer solchen Darlegung gegenüber an den guten Willen zu der so stark betonten Objektivität zu glauben. Zunächst stellt Emil Waldmann eine ganze Masse von Behauptungen auf, die er nicht beweist. Wenn da und dort ein Unterzeichner des vielberufenen Künstlerprotestes sich gegen die Einfuhr vereinzelter Ausländer nicht ausgesprochen, vielleicht sogar dabei mitgewirkt hat, so hat das mit der Sache gar nichts zu tun. Beim „Künstlerprotest" sind ja auch die Privatverhältnisse der Franzosen*freunde* nicht untersucht worden. Man wird nicht von jedem Unterzeichner eine grundsätzliche Lebenseinstellung erwarten können, der, durch Einzelfälle aufgestachelt, gegen einen ihm scharf vor Augen gestellten Schaden sich auflehnt.

Damit erklärt sich auch die 10000-Mark-Grenze, von der Emil Waldmann in so übler Absicht spricht. Da die Kunst nun einmal auch in der Nationalökonomie eine Rolle spielt, so ist es ganz klar, daß nicht die kleinen, sondern die großen Summen die allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Es fällt nicht auf, wenn kleine Beträge minderwertig angewendet, wohl aber wenn Riesensummen verschwendet oder der nationalen Arbeit entzogen werden. Um diese eine Tatsache ist in keinem Fall herumzukommen, und Emil Waldmanns eigene Ausführungen geben im weiteren Verlauf eigentlich noch einen Beleg dafür. Die französische Kunst, um die es sich hier handelt, und wir wollen in diesem Zusammenhange auch van Gogh noch hineinziehen, war, wie Waldmann selbst sagt, in ihrem Ursprungslande nicht begehrt. Sie war also ein billiger Marktwert, und unsere Museumsdirektoren hätten nur dann Ursache, auf ihren Erwerb dieser Bilder stolz zu sein, wenn sie in kluger und früher Erkenntnis dieser hohen Kunstwerte sie zu billigen Preisen für uns gesichert hätten, so wie es vor anderthalb Jahrhunderten dem Kunstliebhaber Friedrich II. mit den französischen Rokokomalern gelungen ist. So aber haben unsere ausschlaggebenden Käufer und eine gewisse Kunstschriftstellerei dazu beigetragen, den klugen Spekulationen des Kunsthandels zu wahnwitzigen Gewinnen zu verhelfen. Vom nationalökonomischen Standpunkte aus bleibt der Ankauf von Manets „Erschießung des Kaisers Max von Mexiko" um 90000 Mark ein Verbrechen, erst recht, da wirklich niemand im Ernst behaupten wird, daß dieses Werk zu den Hochleistungen der Kunst Manets gehört.

Aber es ist überhaupt verleumderisch, diese Bewegung für die nationale Kunstpflege vorzugsweise auf die Geldseite zu buchen. So schwer die Geldfrage für die Lebensführung unserer Künstler hier mitspricht, viel schwerer wog für die nationale Seite das Geistige. Wir haben gekämpft und kämpfen gegen die Überschätzung der französischen Kunst und die damit aufs engste verbundene Herabwertung der deutschen. Und das nicht bloß in der Bewertung der einzelnen Kunstwerke, wobei denn doch hervorgehoben zu werden verdient, daß es sich nicht um einige hervorragende Werke der bedeutendsten Vertreter dieser französischen Malerei handelt, sondern daß in ihrem Gefolge ganze Massen dieser Kunst eingeführt und zu modisch gemachten Preisen abgesetzt wurden. Der Kampf spitzt sich sogar dahin zu, daß wir gegen die Überschätzung des Französischen in der Kunst um die Herabwertung des Deutschen in der Kunst kämpfen. Es sind nicht einzelne Angriffe, hat Thoma einmal gesagt, „systematisch will man uns unser deutsches Gemüt verekeln".

Hier lag das Unheil, daß man die uns eingeborene, unserem ganzen Wesen entsprechende Einstellung zur Kunst vernichtigte und herabsetzte und die diesem Wesen zuwiderlaufende französische verherrlichte und als die einzig künstlerische pries. Dadurch ist auch die ungeheure Verwirrung in unserm Kunstschaffen angerichtet worden, und hier freilich hoffen wir vom Kriege die Besserung. In der Werteinschätzung der einzelnen Bilder werden die Meinungen auch fernerhin weit auseinandergehen, und wir fürchten, daß der internationale Kunsthandel nach wie vor eine bessere „Witterung" bewähren wird, als die Museumsdirektoren, bzw. daß es diesem Kunsthandel auch in Zukunft gelingen wird, Kunsthandelswerte zu machen und dafür auch bei den schriftstellernden Vertretern der Kunstwissenschaft so werktätige Hilfe zu finden, daß auch die Verwahrer des deutschen Nationalreichtums für bildende Kunst — das sind in erster Reihe die Museumsdirektoren — oft genug Bilder überzahlen werden. Entscheidend ist, daß das Recht des Deutschen in der Kunst voll zur Geltung kommt und natürlich vor allem in Deutschland, denn, wie der Vorgänger Emil Waldmanns in seiner Stellung am Bremer Museum überzeugend ausgeführt hat, hat dieses deutsche Kunstwesen nicht allzuviel Aussicht, vom Auslande verstanden zu werden. Um so notwendiger ist es, daß die im Lande vorhandenen Kräfte vor allem ihm dienen, selbst auf die Gefahr hin, daß uns etliche Auslandswerte mehr als bisher verloren gehen. K St.

Die italienischen Musikausdrücke

„Der ungarische Landesinspektor für Gesangsunterricht hat sich jetzt an den Minister für Unterricht mit der Bitte gewendet, in Zukunft die Ausmerzung der bisher gebräuchlichen italienischen Ausdrücke im Musikunterricht und ihren Ersatz durch Worte der Landessprache fördern zu wollen. Auch die Österreichische Musikpädagogische Gesellschaft hat sich diesem Vorschlag angeschlossen und durch ihren Präsidenten die gleiche Bitte an den Unterrichtsminister gerichtet."

Es ist leicht verständlich, daß diese Bewegung gegen die italienischen Fachausdrücke in der Musik von den Lehrerkreisen ausgeht, denn gerade dem Lehrer wird das Widersinnige der Gewohnheit, wesentliche Forderungen für die Ausführung eines Kunstwerkes in einer fremden, dem Ausführenden unverständlichen Sprache zu geben, überdies aber auch das Sinnwidrige in der Bedeutung dieser Worte selbst zu allererst klar. Je gewissenhafter er beim Unterricht vorgeht, um so mehr wird er gerade am zweiten Umstande sich stoßen. Da steht „Allegro" über einem Satz, und er muß seinem Schüler sagen: „Allegro" heißt eigentlich fröhlich. Dieses Musikstück aber, das du eben hier zu spielen hast, ist keineswegs fröhlich, wie du ja gleich herausfühlst; es ist ernst, vielleicht sogar voll ingrimmiger Wut, es ist nur ziemlich schnell zu spielen.

Die Verärgerung über diese Verhältnisse beschränkt sich aber keineswegs auf die Lehrerkreise, sie ist auch nicht erst im Zusammenhang mit der jetzigen feindlichen Stimmung gegen alles Ausländische entstanden. Kein Geringerer als Beethoven hat sich auch schon mit dieser Frage abgequält. Wir haben einen ins Jahr 1817 gehörenden Brief Beethovens an den Hofrat von Mosel, der den Meister mit der neuen Erfindung Mälzels, dem Metronom, bekanntgemacht hatte. Mosel muß an dieses Mittel, die vom Komponisten gewünschte Schnelligkeit ganz genau in Zahlen festzulegen, große Hoffnungen für eine Besserung der Vortragsbezeichnungen geknüpft haben, denn Beethoven erwidert ihm: „Herzlich freut mich dieselbe Ansicht, welche Sie mit mir teilen in Ansehung der noch aus der Barbarei der Musik herrührenden Bezeichnungen des Zeitmaßes, denn nur z. B. was kann widersinniger sein als Allegro, welches ein für allemal lustig heißt, und wie weit entfernt sind wir oft von diesem Begriffe des Zeitmaßes, so daß das Stück selbst das Gegenteil der Bezeichnung sagt. — Was diese vier Hauptbewegungen betrifft, die aber bei weitem die Wahrheit oder Richtigkeit der vier Hauptwinde nicht haben, so geben wir sie gern hintan; ein anderes ist es mit den den Charakter des Stückes bezeichnenden Wörtern, solche können wir nicht aufgeben, da der Takt eigentlich mehr der Körper ist, diese aber schon selbst Bezug auf den Geist des Stückes haben. — Was mich angeht, so habe ich schon lange darauf gedacht, diese widersinnigen Benennungen Allegro, Andante, Adagio, Presto aufzugeben; Mälzels Metronom gibt uns hierzu die beste Gelegenheit. Ich gebe Ihnen mein Wort hier, daß ich sie in allen meinen neuen Kompositionen nicht mehr gebrauchen werde."

Aus der Tatsache, daß Beethoven das hier gegebene Wort nicht gehalten hat, darf man nicht folgern, daß er hinsichtlich der italienischen Vortragsbezeichnungen anderen Sinnes geworden wäre. Das läßt sich leicht aus zahlreichen Überschriften und Vortragsandeutungen noch in den letzten Quartetten beweisen, in denen er seine Wünsche deutsch ausspricht. Andererseits hatte er auch schon lange vor dem Brief an Mosel diese deutschen Vortragsbezeichnungen bevorzugt, wie man sich durch einen Blick auf die 1809 entstandene Es-Dur-Sonate op. 81 a überzeugen kann. Er hat nur im Laufe der Zeit immer weniger an diese Dinge gedacht, und je mehr seine Musik innerlichste Ausdruckskunst wurde, um so weniger konnte er in Vortragsbezeichnungen ein Mittel sehen, die richtige Art der Wiedergabe zu erzielen. Wer diese Musik nicht so fühlte, daß er sie aus Eigenem wieder neu schuf, dem war nicht zu helfen. Und so ist denn die von Schindler berichtete Äußerung durchaus charakteristisch: „Gar kein Metronom! Wer richtiges Gefühl hat, braucht ihn nicht, und wer das nicht hat, dem nützt er nichts."

Ich bin auch überzeugt, daß für die Kunst der musikalischen Reproduktion, wie eben in aller Kunst, diese Gefühlskraft entscheidet, glaube deshalb sogar, daß es dem Komponisten gar nicht möglich ist, ein für allemal gültige Vorschriften zu geben. Bleibt denn das bestehen, was der Mensch unter „schnell" begreift? Müssen wir heute in der Zeit der Schnellzüge und der Ferntelegraphie nicht ganz andere Begriffe von „schnell" haben, als das Zeitalter der Postkutsche? Und müssen diese von den Außenerscheinungen gewonnenen Vorstellungen nicht auch auf die des Innenlebens einwirken, ganz abgesehen von der gesteigerten nervösen Reizbarkeit?

Aber hier stehen nicht diese innersten Fragen der Kunst zur Sprache, das ganze Gebiet gehört eigentlich in das der musikalischen Erziehung, diese allerdings keineswegs auf den Musikunterricht beschränkt, sondern eben überhaupt die Mittel umfassend, dem musikalischen Kunstwerk jeweils eine Wiedererstehung zu sichern, die dem von seinem Schöpfer gedachten Urbilde möglichst nahekommt. Wir sehen, daß nur die Musik derartige Hilfsmittel braucht, weil nur bei ihr das Kunstwerk jedesmal wieder neu geschaffen werden muß vom Vortragenden, während die Schöpfung des Komponisten nur in Schriftzeichen festgehalten werden kann, die mit dem Material der Musik (dem Ton) an sich nichts zu tun haben. Das Werk des bildenden Künstlers steht ein für allemal da, sobald es sich vom Künstler losgelöst hat. Beim Werk des Dichters beugt die klare Bedeutung des Wortes für alle Zeit einem groben Mißverstehen vor.

Nur die Musik ist im höchsten Maße darauf angewiesen, daß der Nachschaffende aus eigenen Kräften irgendwie dem ursprünglichen Schöpfer nahekommt. Man kann es darum begreifen, daß dieser Schöpfer nach allen möglichen Mitteln sucht, seinen Willen so klar wie möglich auszudrücken, auch wenn er sich des Unzulänglichen aller Vortragsbezeichnungen bewußt ist.

Den Grundkräften der Musik, Rhythmus und Melodie, entsprechend, werden sich diese Anweisungen des Komponisten einerseits auf das Zeitmaß, andererseits auf den Ausdruck des Vortrags erstrecken.

Für eine genaue Festlegung des Zeitmaßes bleibt natürlich der einfachste Weg die Angabe, wieviel Taktteile einer bestimmten Art (1/4, 1/2) auf eine Minute kommen, also die durch Mälzels Metronom mechanisch ermöglichte Taktangabe. Wenn die meisten Komponisten vor diesem Mittel zurückscheuen, so liegt das letzterdings an einer Achtung vor dem Nachschöpfer und dem Gefühl dafür, daß auch diese Schnelligkeit in den Bereich der Ausdrucksmittel gehört, für die man der Sonderart des Nachschöpfers, aber auch der Stimmung des Augenblicks, in dem dieser das Musikwerk vorträgt, einen gewissen freien Spielraum lassen muß.

Unsere Notenschrift ist eine Zeichenschrift von bewundernswerter Klarheit und erstaunlicher Mitteilungsfähigkeit für die Tonhöhe und die relative Tondauer. Die Geschwindigkeit, mit der diese Notenschrift eine Fülle der verschiedensten Töne dem menschlichen Auge gleichzeitig faßbar macht, steht ohnegleichen da. Dieser Erfolg legt den Versuch nahe, auch möglichst viele der Vorschriften für den Vortrag in einer solchen Zeichenschrift anzudeuten. Das ist auch geschehen. Wir haben Bögen, die die zusammengehörigen Noten und Perioden ebenso deutlich abheben, wie die Interpunktion in der Druckschrift. Wir haben Mittel, einzelne Töne herausstechen zu lassen, deuten durch Punkte und Striche an, daß Töne kurz gestoßen oder lang gehalten werden usw. Auch für eines der wichtigsten Ausdrucksmittel, den Stärkegrad, sind solche Zeichen gefunden. Denn als derartige Zeichen zu bewerten sind p., pp., f., ff. für schwach und stark, wozu dann die wieder in die Bildschrift übergehenden Winkelzeichen für zunehmende und abnehmende Tonstärke kommen.

Diese p., pp. und f., ff. sind Abkürzungen der italienischen Worte piano und forte, pianissimo und fortissimo. Eine derartige zur Zeichenschrift gewordene Abkürzung beseitigen wollen, wäre eine Torheit. Wenn ich dem Schüler sage: p bedeutet schwach, f stark, so ist das für ihn genau so deutlich und bleibt innerhalb der Zeichenschrift stehen, wie wenn ich ihm sage, der links geschlossene, nach rechts sich öffnende Winkel kündet die zunehmende Tonstärke an und umgekehrt. In zweiter Linie steht es dann, daß ich für p und f die geschichtliche Erklärung gebe, wie diese Zeichen zu der Bedeutung gekommen sind, also auf die Worte piano und forte hinweise. Es gibt noch einige weitere derartige Zeichen; mf (als mezzoforte, mittelstark) ließe sich noch leicht übernehmen, schwieriger ist es schon mit sf (sforzato), weil das schon zu weit in die fremde Sprache führte.

Durch ein für allemal feststehende Bezeichnungen den Willen des Schöpfers an den nachschaffenden Musiker zu übermitteln, war vor allem so lange natürlich, als die Musik im wesentlichen „tönend bewegte Form" war. Damals bildete für den Musikempfangenden neben den Reizen der Melodie vor allem die Art, wie bestimmte Satzglieder sich ablösten und zu einem Ganzen einten, wie andererseits die hervorstechende Melodie (das Thema) in ganz bestimmten Folgen und nach feststehenden Regeln abgewandelt wurde, die sinnfälligste Erscheinung. Diese Formen kehrten mit einer solchen Regelmäßigkeit wieder, daß man ihnen Namen gab, mit deren sprachlicher Bedeutung es ebenso liegt, wie mit den Eigennamen der Menschen. Ursprünglich hatte dieser Eigenname eine sinnliche Bedeutung, die auch gefühlt wurde. Später ist sie nur noch eine kennzeichnende Aufschrift. Dahin gehören Worte wie Sonate, Sinfonie, Ouvertüre, Fuge, Kanon usw. Sonate und Sinfonie bedeuten wörtlich eigentlich nur Tonstück. Sie weisen damit in eine Zeit zurück, in der es nur wenige Formeln gab. Sobald die Zahl dieser Formeln sich vermehrte, erhielten diese beiden Bezeichnungen

eine engere Bedeutung und wurden nur noch für eine bestimmte Form gebraucht. Durch den größten Teil der Musikgeschichte haben Sonate und Sinfonie eine so bestimmte Formbedeutung, daß man ohne weiteres sagen kann, das betreffende Tonstück muß die und die Teile haben, die nach folgenden Regeln gebaut sind. Ja nicht nur die Architekturglieder dieser Bauwerke stehen fest, sondern in beträchtlichem Maße auch der Ausdruckscharakter der verschiedenen Teile.

Hier haben wir also den Fall, daß ganz unbestimmte Ausdrücke zu einer klaren Bedeutung verengert worden sind. Bei Ouvertüre hat man im Gegenteil die Erweiterung des ursprünglichen Begriffes, der ganz klar von einem Eröffnungsstück spricht. Diese Eröffnungsstücke erhielten nun auch so bestimmten Formcharakter, daß man vom Sinn der Bezeichnung absah und diese nur noch für die betreffende Form benutzte. Manche dieser Formennamen sind sehr charakteristisch aus der Eigenschaft der Verwendung des hervorstechenden musikalischen Melodiekerns gewonnen, so z. B. die Fuge, bei der ja das abwechselnde Laufen des Themas durch die verschiedenen Stimmen in der Tat an ein Fliehen erinnern kann. Bei anderen Namen dagegen ist eine denkbar allgemeine Bezeichnung an eine sehr charakteristische Form geheftet worden, so beim Kanon, der die strengste Form musikalischer Nachahmung bezeichnet, während das Wort ganz allgemein „Gesetz", „Regel" bedeutet. Aus der rein äußerlichen Feststellung, daß eine „Folge" von Stücken vorliege, ist Suite zur Bezeichnung einer ganz bestimmten Form geworden. Es ist sogar dahingekommen, daß die Bezeichnung in Widerspruch steht zu den Musikstücken; denn wer wird angesichts der peinlichen Ausfeilung, die das „Impromptu" bei Schubert und erst recht bei Chopin erfahren hat, noch an die Augenblickseingebung einer Improvisation denken?!

Aus alledem ergibt sich, daß diese Musikausdrücke eine Fachsprache, ja geradezu eine Zunftsprache sind. Und das ist der Grund ihrer Lebenszähigkeit. Wie es eines besonderen Studiums bedarf, um die Musikschrift zu verstehen, so auch einer besonderen Fachbildung für das Verständnis der musikalischen Fachausdrücke. Und wie ja auch in der Musikschrift sich eine große Zahl von Einrichtungen aus der Praxis des einzelnen Musikbeflissenen in davon unabhängige Einrichtungen eingeschlichen hat und dort behauptet, z. B. die verschiedene Beschlüsselung der einzelnen Instrumentalstimmen in die Partitur, so auch ein großer Teil des italienischen Wortschatzes, der durch die geschichtliche Entwicklung vor allem des Opernwesens zum Gemeinbesitz der musikalischen Welt geworden ist. Und weil es sich so um die Sprache einer bestimmten Zunft, die Ausdrucksweise von „Sachverständigen" handelt, kommt es auf die eigentliche Bedeutung der betreffenden Wörter nicht an, sondern sie sind ein Verständigungsmittel unter Wissenden.

Es scheint mir deshalb wenig Erfolg zu versprechen, gegen diese Gruppe der musikalischen Fachausdrücke anzukämpfen. Man lasse die Formenbezeichnungen z. B. ruhig weiter bestehen, sie werden ohnehin dem Schicksal verfallen, „historisch" zu werden, sind sie es doch bereits in großer Zahl durch die Entwicklung der Musik selbst geworden. Dadurch, daß in der Musik die Auflösung der Formen sich vollzog, hat der Tonschöpfer wieder mehr das Empfinden erhalten, Gestalter einer neuen Form zu sein, die er mit dem alten Namen nicht mehr decken kann. Im Gegensatz zu früher haben sich darum die Inhaltstitel über großen Musikwerken sehr vermehrt. Charakteristisch dafür ist vor allem die sinfonische Dichtung.

Ganz anders, als bei der bisher besprochenen Gruppe, verhält es sich nun mit allen jenen Wörtern, die sich auf den Ausdruck beziehen. Hier ist es natürlichste Forderung, daß diese Vorschriften in der Muttersprache gegeben werden. Das wird um so notwendiger, je bestimmter, eingehender diese Anweisungen werden. Wo man sich mit den allgemeinen Bezeichnungen Allegro, Adagio, Scherzo begnügen kann, wird man noch über die Undeutlichkeit, die bei diesen Begriffen in der Vermengung von Vorstellungen der Form, des Zeitmaßes und der Empfindung liegen, hinwegkommen. Geradezu widersinnig aber ist es, wenn deutsche

Komponisten in oft sprachlich fehlerhaften ausführlichen italienischen Worten und Satzteilen ihre Vorschriften geben, die mit einem einfachen deutschen Worte viel deutlicher und, dem Reichtum der deutschen Sprache entsprechend, viel charakteristischer gegeben werden können. Hier braucht man nur auf das Beispiel Richard Wagners zu verweisen. Ganz von selbst verurteilt sich die noch immer nicht ganz ausgerottete elende Gewohnheit fremdsprachlicher Titel und auch Widmungen, wie sie vor allem für die auch in ihrem Wesen undeutsche „Salonmusik" lange Zeit üblich waren.

Also man lasse das bestehen, was so zur Formelhaftigkeit erstarrt ist, daß das fremdländische Wort schließlich nichts anderes mehr ist, als ein Bildzeichen. Überall dort, wo der Geist und das Herz zu reden haben, spreche der deutsche Musiker deutsch: um seiner selbst und auch der Wahrhaftigkeit seiner künstlerischen Sprache willen. **Karl Storck**



Zu den Bildern und Noten

Ueber die Silhouetten von Carlos Tips ist im zweiten Juliheft gesprochen worden. Die zwei diesem Hefte beiliegenden künden von den neuesten Waffen dieses Krieges, den Maschinengewehren und dem U-Boote. Besonders dieses Blatt zeigt die außerordentliche Lebendigkeit dieses Scherenkünstlers, der zum Beispiel in der Haltung der das Rettungsboot herablassenden Matrosen eine Mannigfaltigkeit charakteristischer Bewegungen geschaffen hat, die man sich auch in der Zeichnung nicht ausgiebiger denken kann. Ich erinnere noch einmal daran, daß diese Bilder zu der Silhouettenfolge gehören, die in verkleinerter Ausgabe vom Türmer-Verlag auf Postkarten herausgebracht worden ist.

Außerdem bringt unser Heft zwei Holzschnitte von Paul Winkler. Diese sind einer Mappe entnommen, die vom Verbande der Schülerschaft am Königlichen Kunstgewerbemuseum zu Berlin herausgegeben worden ist. Es ist mit aufrichtiger Freude zu begrüßen daß die Kunst des Holzschnittes eine so ausgiebige, das Handwerkliche mit dem Künstlerischen glücklich einende Pflege an unserer Kunstgewerbeschule findet, zu begrüßen auch, daß der künstlerischen Individualität keine Gewalt angetan wird und man auch auf die „Richtung" der Schüler offenbar keinen Zwang ausübt. Man wird ja nun gerade von Schülern keine Zeugnisse ausgeprägter Eigenart erwarten, und so ist es denn auch über den Genuß am inneren Wert jedes Blattes hinaus ein besonderer Reiz, die geistigen und künstlerischen Bestrebungen zu verfolgen, die hier Einfluß gewinnen.

In dem Vielerlei zeigt sich als Gemeinsames, daß unsere Jugend vom Impressionismus ebensowenig wissen will, wie vom Naturalismus. Ersetzt man das gleich diesen anderen Fremdbezeichnungen häßliche Wort Expressionismus durch unser deutsches „Ausdruckskunst" und begreift darunter, daß dem Künstler die Mitteilung seiner selbst an die Welt das Wesentliche ist, die Mittel der Kunst bloß Ausdrucksmittel sind, so kann man sagen, daß dieser Ausdruckskunst die ganze heutige Jugend in der bildenden Kunst zustrebt. Sie tut es nur auf ganz verschiedenen Wegen. Es ist das Undeutsche in der Bewegung, wie sie zunächst angebahnt wurde, daß sie von technischen Mitteln ausging und mit einer meistens gewaltsamen, sehr oft roh verstandesmäßigen Stilisierung das Ziel immer erreichen zu können hoffte, wo doch auch die Stilisierung nur für Einzelfälle (dafür geeignete Inhalte) das gebotene Ausdrucksmittel sein konnte. Ja gerade wir Deutsche, denen diese Ausdruckskunst das Wesentlichste ihres Kunstverhältnisses wieder beleben könnte, müssen daran denken, wie ein Dürer gesagt hat: „Alle Kunst steckt in der Natur; wer sie aus ihr kann reißen, der hat sie." Vom Kampfe mit der Natur hat der deutsche Meister gesprochen, nicht von ihrer Vergewaltigung.

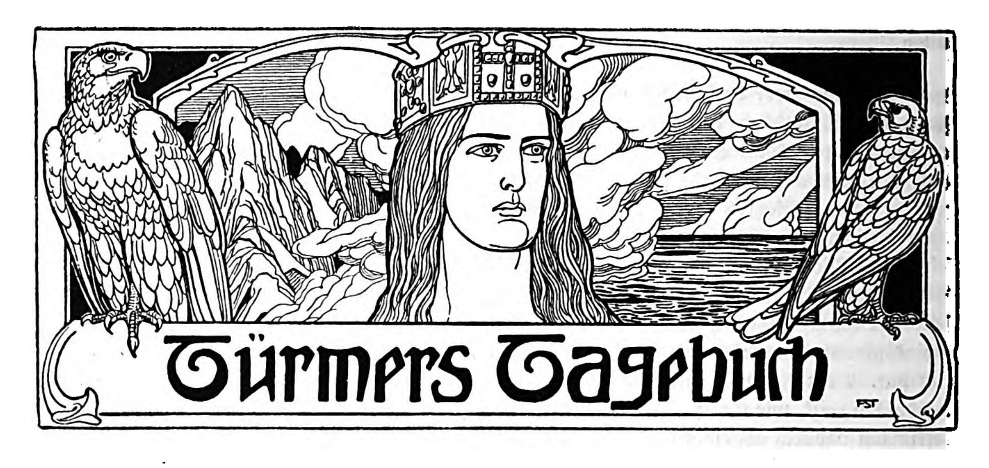
Wie aus zwei verschiedenen Welten kommen die beiden Bestandteile auf dem ersten Blatte der Sammlung, das man wohl als apokalyptische Reiter bezeichnen kann. Oben in der Reitergruppe folgt Bruno Krauskopf alten Meistern. Man mag gern dabei an Dürer denken. Unten auf der Erde sehen wir einzelne Menschengestalten, alle mit der gleichen Bewegung eines entsetzten Hochhebens der Arme, als wollten auch sie um Schonung bitten gegen die hereinbrechenden Unheilsmächte, wie es auf dem Schlachtfeld der überwundene Feind tut. Die rhythmischen Lehren eines Hodler sind hier am Werke. — Ursula Stoltes Blatt erinnert in seiner kräftigen Schwarzweißwirkung an Klemm. Paul Hartmanns Reiterzweikampf ist ganz auf das Gegeneinander der Linien und Flächen in einen Kreis hineinkomponiert, wie es oft Willy Geiger in seinen Radierungen und Lithographien gezeigt hat. Dem Ausdruck entsetzter Wut ist der Künstler allerdings nicht gewachsen. — Zum Nachdenken reizt, wie Erich Dietrich einer kubistischen Flächenbehandlung ganz überzeugende Wirkungen dadurch abgewinnt, daß man sich an harte Holzplastik erinnert fühlt und nun das Wesensverwandte des Materials im Holzschnitt spürt. Diesen Eindruck des Holzmaterials verwendet auch mit Glück Georg Mathey, bei dem man ordentlich das Gefühl hat, als ob der Stichel modelliere und die von einigen großen Linien geteilte Raumfläche erst nachträglich figürlich belebe. Es ist etwas vom Geiste der alten Mönchsminiatur in diesem Blatte. — Bei Hilda Schindler und Else Wiegandt stört das gewaltsam Gewollte der Komposition. — In ergreifender Einfachheit zeigt Edith Quaas das Abführen eines Schwerverwundeten durch Kameraden. Paul Winklers Blätter, die wir hier wiedergeben, bilden einen vollen Ausklang dieses ersten Kriegsjahrganges unseres Türmers, der ja leider nicht der einzige bleiben konnte: Gräber, viele Gräber, mit schweren, düsteren Erinnerungen an Vergangenes und die jubelnde Siegesfeier mit zuversichtlicher Jugendhoffnung für eine schönere Zukunft.

Die jungen Künstler verdienen die Förderung der Kunstliebhaber für ihr ernstes Streben und ihre schönen Leistungen, die durchaus nicht bloß Versprechungen für die Zukunft, sondern auch schon schöne Erfüllungen sind. Die gediegen ausgestattete und gut gedruckte Mappe kostet zehn Mark. —

* * *

Von Max Rohloff, dessen tiefempfundenen Gedächtnisgesang auf die Gefallenen wir in der heutigen Notenbeilage veröffentlichen, sind noch zwei andere Gesänge im gleichen Verlag Dreililien zu Berlin erschienen, die durch die Großzügigkeit der Anlage, den edlen Schwung der breit hingelegten Melodielinie und die starke Empfindung aus der Fülle der Kriegsmusik hervorragen. Hier ist ein Komponist, der es sich leisten kann, einfach zu sein, weil er wirklich etwas zu sagen hat, und er braucht nicht nach gezwungenen Tonfolgen zu streben, weil jeder wirklich aus dem Innern geflossene Ausdruck eigenartig ist. Dann lebt in diesen Gesängen echte Männlichkeit. Sein „Kriegschoral" ist voller Kraft und in der breit ausladenden Melodie ein Labsal für den Sänger, ohne doch irgendwo zum Reißer sich zu erniedrigen. (1 ℳ 50.)

Ein sehr wertvolles Stück ist die Vertonung von Liliencrons prächtiger Ballade „Zwei Meilen Trab" (2 ℳ 40). Vielleicht, daß die rein instrumentale Einleitung doch etwas zu lang geraten ist, obwohl man auch hier geltend machen kann, daß gerade dadurch der improvisatorische Charakter, der einen besonderen Reiz dieser Gesänge ausmacht, erreicht wird; das Lied wächst geradezu aus der Bewegung des Reitens heraus. Es ist eine in jedem Betracht achtunggebietende Leistung, wie hier trotz der durch den Text gebotenen Gleichartigkeit des Rhythmus die verschiedenen Stimmungen natürlich gewonnen werden. Kräftige Baritonstimmen werden mit diesem Liede, das allerdings einen tüchtigen Klavierbegleiter erheischt, überall packende Wirkungen erzielen. St.



Der Krieg

Mit keiner Kundgebung konnte Kaiser Wilhelm II. seinem Volke mehr aus der Seele sprechen, als mit der an unseren Volksfeldmarschall Hindenburg am Jahrestage von Tannenberg. Es ist nicht einmal die äußere Ehrung des Großen, die dabei den stärksten Eindruck macht, obwohl sie schon eine fürstliche ist: es ist der warme, aus tiefstem Herzen hervorbrechende Ton, die tiefempfundene Bewunderung und Dankbarkeit in dieser Würdigung der Größe und des Verdienstes. Das ist einer der hohen Augenblicke, die das Herz des gesamten Volkes rückhaltlos mit dem Herzen seines gekrönten Ersten zusammenschlagen lassen; wo ein jeder im Volke in solcher Würdigung seines Helden eine ganz persönliche Befriedigung und Genugtuung empfindet. Das, Majestät, war ein Meisterschuß mitten ins deutsche Herz, ein quellensprengender, erlösender. Er traf ins Herz, weil er mit dem Herzen gezielt ward ...

Ist es nicht aber auch ein Sinnbild, daß der Name des auf die sichtbarste Höhe hinaufgehobenen Helden dieses Krieges zugleich der Name des Befreiers Ostpreußens vom Russenjoche ist? Desjenigen auch, der das deutsche Banner weiter hinein nach Rußland vorgetragen hat? Ist es nicht vielleicht ein Weiser auf die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Krieges, daß in dem Namen Hindenburg so recht der Russenbesieger, der Russenschreck verkörpert ist? — Wir haben den Krieg nur als Verteidigungskrieg zu unserer Selbsterhaltung auf uns genommen, weil wir mußten, weil uns nichts anderes übrig blieb. Ist aber mit der Erfüllung dieser Aufgabe auch die weltgeschichtliche Aufgabe dieses Weltbebens erfüllt? Sollte der Gott, „der über Sternen waltend sitzet von Ewigkeit zu Ewigkeit“, die Erde in unerhörten Wehen haben aufschreien lassen, Blut und Feuer vom Himmel regnen, die Pforten der Hölle aufsperren lassen, — nur damit wir eine „Kraftprobe“ bestehen und nach etwa bestandener „Probe“, wie die anderen auch, friedlich, als wäre nichts geschehen, in unser Stübchen zurückkehren und alles beim alten bleibt? Ist das nicht im Grunde ein zynischer, lästerlicher Gedanke, wenn er nicht auf eine platte Albernheit hinauslaufen will? Wer dem Weltgeschehen

auch nur irgendeine waltende Vernunft unterlegt, wird den Gedanken an einen solchen Ausgang schlechthin als kindisch verwerfen müssen. So ausgeprägte Begrenztheit kann sich auch nur in einem Volke behaupten, mit dünkelhafter Rechthaberei behaupten, das leider noch immer einen ganz abenteuerlich hohen Hundertsatz von politischen Analphabeten, politisch Blindgeborenen stellt. Es ist wahrhaft tragisch, daß dieses sonst so überragende, so reich mit Gaben Geistes und Gemütes gesegnete Volk bis in hochgebildete und sonst ganz unwahrscheinliche Kreise hinauf politisch noch so tief in den Kinderschuhen steckt; daß auch seinen herrlichsten Taten, seinem selbst den Feind hinreißenden Vollbringen ständig die Gefahr droht, um die Früchte seiner Leistungen und Opfer geprellt zu werden, weil es über den selbstgezogenen Kreidestrich seiner kindlichen politischen Harmlosigkeiten und Voreingenommenheiten nicht hinaus kann. Und man kann ihm darob nicht einmal ernstlich und auf die Dauer zürnen, denn es ist an seiner politischen Erziehung schwer gesündigt, verhängnisvoll gesündigt worden! —

Gewisse Vorstellungen, die man sich in Deutschland noch bis kurz vor dem Kriege über Rußland machte und — bleiben wir nur immer bei der Wahrheit — auch heute zum Teil noch macht, lassen sich schlechterdings nur durch das völlige Versagen des geschichtlichen Schulunterrichts erklären. Für den Durchschnittsdeutschen gab es in Rußland nur „Russen“, allenfalls noch Polen. Daß den 70 Millionen Großrussen über 90 Millionen Nichtgroßrussen gegenüberstehen, würde einem früher kaum geglaubt worden sein und wird wohl auch heute noch von vielen Deutschen als eine Enthüllung hingenommen werden, deren Richtigkeit erst noch zu beweisen wäre. Deutschblütige Balten, deren russische Sprachkenntnisse — wenn es hoch kam — gerade noch zu einer Verständigung über die notwendigsten Verkehrs- und Lebensbedürfnisse ausreichten, mußten in Deutschland oft das Erstaunen über sich ergehen lassen: „Aber Sie sprechen ja ein so vorzügliches Deutsch? Sie sind doch Russe!“ Ein Schlag ins Gesicht für den baltischen Deutschen, der seinen ganzen Stolz darin setzte, Deutscher zu sein und zu bleiben, trotzdem das unter russischer Herrschaft nicht so ganz leicht und opferlos war, wie „bei Muttern“ im Reiche. Aber die Guten hatten ja nicht den Schimmer einer Ahnung davon, daß die vermeintlichen „Russen“ oft viel älteren und echteren deutschen Blutes waren als sie selbst; daß sie die Abkömmlinge jener niedersächsischen Ritter und Bürger vor sich hatten, die dem Reiche seine älteste Kolonie gegründet, den deutschen Namen ruhmreich noch über die Kolonie hinaus, nach Rußland hineingetragen hatten; daß noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der gesamte Unterricht auf den Gymnasien und anderen höheren Schulen der baltischen Provinzen deutsch war, ebenso wie die Sprache des öffentlichen Lebens, der Gerichte, Verwaltungsbehörden usw., und daß Russisch auf diesen deutschen Schulen genau so als fremde Sprache gelehrt wurde, wie auf reichsdeutschen Schulen Französisch oder Englisch. Mancher strebsame und geschäftsbeflissene Reichsdeutsche hat sich die Erlernung des Russischen mehr Schweiß kosten lassen, als jene baltischen „Russen“. Es ließe sich über die Kriecherei und Streberei zugezogener Reichsdeutscher, bei der selbst den vornehmeren Russen ausgesprochener-

maßen übel wurde, manches Schimpfliche erzählen, manches, was jenen baltischen — „Russen“ die Schamröte ob solcher Würdelosigkeit deutscher Volksgenossen, auf die sie doch stolz sein wollten, ins Gesicht trieb. Aber lassen wir das ruhen, es wird das ja nun mit Gottes und Hindenburgs Hilfe ein Ende haben. Hoffen wir's wenigstens! Um uns aber vor Rückfällen zu sichern, kann auch ein kleiner Rückblick auf diese Dinge nicht schaden: in dem Lichte, das heute auf sie fällt, werden wir mit doppelter Schärfe erkennen, wie häßlich sie waren!

Da wir so gern auf die Stimmen des Auslandes hören, ihr Urteil tieferen Eindruck zu hinterlassen pflegt, als das der eigenen Volksgenossen, so wäre der Stimme eines Schweden, also eines „Neutralen“, weitestes Gehör zu wünschen. Es ist der Hauptmann Ernst Liljedahl, Mitglied des schwedischen Reichstages, der sich mit der „Ostfront des Weltkrieges“ auseinandersetzt, und die „Grenzboten“ haben diese scharf- und weitsichtigen Gedankengänge deutschen Lesern zuerst vermittelt.

Für den schwedischen Politiker Liljedahl steht vor allem — einerlei, wer „angefangen“ — die Tatsache unbestreitbar fest, daß die Hauptursache des Weltkrieges die Eroberungspolitik Rußlands gewesen sei. Und er prägt dafür den schlagenden, das Wesen des russischen Imperialismus nackt belichtenden Satz: „Das Zarenreich will neue Länder haben, um sie durch Mißwirtschaft zu ruinieren.“

„Der Minister des Auswärtigen Sasonoff hat vor der russischen Duma offiziell zugegeben, daß der Zweck des Krieges ein Fortsetzen der russischen Mittelmeerpolitik sei. Der russische Oberbefehlshaber Großfürst Nikolai Nikolajewitsch hat in seinem bekannten Aufruf an das polnische Volk erklärt, daß der Krieg gegen Deutschland und Österreich außerdem noch die Eroberung der mit diesen Reichen vereinigten Teile des ehemaligen Königreiches Polen bezwecke, also dem Deutschen Reiche Posen, Westpreußen und Ostpreußen bis zur Weichsel und seinen Verbündeten Galizien entrissen werden solle. Rußlands Kriegszweck ist daher völlig klar. Seine alles verschlingende Liebe zu seinen Nachbarn ist der ‚Idealismus‘ seiner Politik.

In einem Vortrage, den der österreichische Regierungsrat Professor Carl Brockhausen am 23. Januar 1915 in Wien gehalten hat — und über welchen die Zeitschrift ‚Polen‘ ausführlich berichtet —, ist die Lage unter österreichischem Gesichtspunkte durch einige beleuchtende Sätze klargelegt. Es wurde gezeigt, wie jeder, der sich mit der Politik Rußlands in den letzten Jahren gründlich beschäftigt hat, erkennen kann, daß die Kriegspolitik des Zarenreiches im Südwesten Österreichs Zerfallen, Aufteilung in seine Atome, das Ende des Habsburgerreiches und — hinsichtlich der Kriegsaufgabe gegen Deutschland — das Zermalmen Mitteleuropas ist. Daher ist, nach Brockhausen, ‚Selbstverteidigung und Kampf um die Existenz‘ das Feldgeschrei der Zentralmächte.

Sieht man von staatswidrigen Übergriffen ab, von welchen wohl keine Großmacht chemisch rein ist, so ist Österreich, im großen gesehen, in älteren Zeiten ein kräftiger Kulturschutz gegen Hunnen, Tataren und Türken gewesen, und heute steht es als Grenzwacht gegen das halbasiatische Rußland da. Das Zarenreich hat seine Mission darin gesehen, die slawischen Völker, welche zur österreichischen

Monarchie gehören, zu ‚befreien' und durch Verwirklichung des panslawistischen Gedankens einen Rassenkrieg zwischen Germanen und Slawen zu proklamieren. Österreich-Ungarn enthält verschiedene slawische Volkselemente und hat sich trotz seiner bunten Zusammensetzung und seines Sprachengemisches als ein starker Staat erwiesen. Auf der Karpathenseite der Ostfront herrscht also kein Rassenkampf zwischen Germanen und Slawen, sondern es handelt sich in diesem Kriege um einen Kampf zwischen dem Nationalitätsprinzip, das Österreich-Ungarn, im großen betrachtet, vertritt, und der Volksunterdrückung, die Rußlands herkömmliche Politik ist . . .

Um als starker Staat existieren zu können, muß also Österreich-Ungarn den Nationen, welche es umfaßt, ihr eigenes Leben lassen, ohne daß sie darum ihre Gemeinsamkeit mit dem Reiche aufgeben, denn geschähe dies, so würden sie sicherlich binnen kurzer Frist sowohl durch den Krieg aller gegen alle wie durch die russische Gefahr ihrem Untergange entgegengehen. Der Weltkrieg ist nicht, wie Rußland gehofft hat, ein Sprengkeil in der angegriffenen Monarchie geworden, sondern umgekehrt ein Eisenring der Einigkeit, der die vorher in Hader lebenden Völker näher miteinander verbunden hat. Auch ein Teil der eigenen slawischen Völker Rußlands, wie die Polen und die Ukrainer, ziehen ohne Zweifel den Anschluß an die Zentralmächte dem russischen Joche vor.

Im nördlichen Teile der Ostfront, wo die deutschen Heere unter Hindenburgs Führung im russischen Polen vorrücken, bedeutet der Krieg auch nicht ganz einen Rassenkampf, denn die Polen stehen mit ihren Sympathien nicht auf seiten Rußlands, sondern auf der Seite Deutschlands, weil dieses Land Österreichs Bundesgenosse ist. Aber im großen gesehen bedeutet die russisch-deutsche Kampfstellung dennoch eine Abrechnung zwischen Germanen und Slawen.

Während Frankreichs Einwohnerzahl seit 1871 von 36,2 Millionen auf 39,8 Millionen gestiegen ist, hat sich die des Deutschen Reiches in derselben Zeit von 41 Millionen auf 68 Millionen gehoben, und zwar besonders durch den schnellen Aufschwung der Industrie und der Landwirtschaft, dem es zuzuschreiben ist, daß dort nur ganz unbedeutende Auswanderung stattgefunden hat. Das starke Deutsche Reich ist eine wirklich organische Einheit, ein Staat voll reicher, vielversprechender Harmonie. Der religiöse Gegensatz zwischen den süddeutschen Katholiken und den norddeutschen Lutheranern kann wohl Dissonanzen hervorbringen, aber der Reichsgedanke beherrscht sie doch ohne Schwierigkeit und läßt beinahe alle Deutschen sich als innerhalb der Sphäre des großen deutschen Sprachgebietes vereinigte Deutsche fühlen. Die wirklich schrillen Dissonanzen innerhalb des Deutschen Reiches sind, nach skandinavischer Auffassung, die Kränkungen, die dem Rechte der dänischen und polnischen Volkselemente auf nationales Leben innerhalb des Rahmens des deutschen Reichsgedankens widerfahren sind. Es muß der deutschen Staatskunst nach dem Kriege Ehrensache sein, dies zu ändern. In den skandinavischen Ländern, wo das Nationalitätsprinzip zu den Heiligtümern, die jedes Kulturvolk ehren sollte, gehört, ist die deutsche Politik gegen Dänen und Polen absolut unverständlich gewesen, da ja die Deutschen gleich den Skandinaviern zu den ethisch am besten gebildeten Völkern zu rechnen sind.

Gegen das einheitlich miteinander verwachsene, starke, auf den verschiedenen Kulturgebieten reichbegabte, männlich offene, einfache, arbeitsame und gottesfürchtige deutsche Volk steht nun Rußland mit einem Chaos verschiedener, durch halbbarbarische Staatskunst regierter Völker im Felde. Kein Land ist außer Finnland und Polen so bemitleidenswert wie das große Rußland, dessen leidende Bevölkerung den Eindruck einer gewaltigen Herde ohne Hirten macht. Das russische Staatsproblem ist so, wie russische Staatskunst es bisher formuliert hat, unlöslich oder nur durch Auflösung lösbar ...

Nichtrussische Völker wohnen an den Meeren, wohin die großrussische Expansionspolitik in Europa gelangt ist. Der wirkliche Russe bedarf ebensowenig eines Hafens am Atlantischen Ozeane oder am Mittelmeere, wie der Lappe einer Erdhöhle im Lande der Hottentotten bedarf. Denn der Russe ist ein Flußmann, kein Seemann. Die russische Staatspolitik ist darauf ausgegangen, die Moskowiter (die Großrussen) zu Herren über die anderen Völker in Rußland zu machen und so eine gewaltige homogene Staatsbildung, ein Weltreich ohnegleichen, zustande zu bringen. Aber das Resultat ist ein Chaos ohnegleichen geworden. Die gesetzliche Autonomie der verschiedenen Völker ist in brutaler Weise unterdrückt worden, und an die Stelle nationaler Verwaltung ist eine gegen die nationalen Züge ganz gefühllose und gegen die nationale Entwicklung blinde Reichsverwaltung getreten. Diese großrussische Expansion, welche der moskowitische Staatsgedanke mit herbeigeführt hat, ruht auf einer völkerpsychologischen Unnatur, die das Zarenreich zu einem ständigen Revolutionsherde macht. Die Mine unter dem dereinst zum Einsturz bereiten großen Bau wächst an Sprengladung mit jedem Tage des jetzt herrschenden Krieges, der ohne Zweifel für Rußland zur Katastrophe werden wird. Damit erhält das russische Volk ein durchaus anschauliches Bild der Politik der großfürstlichen Kriegspartei und wird wohl danach handeln.

Der Begriff ‚Russen‘ umfaßt die vielleicht 70 Millionen zählenden Moskowiter (Großrussen), 30 Millionen Ukrainer (Kleinrussen) und die Weißrussen, welche ungefähr sechs Millionen stark an den Flüssen Pripet, Dnjepr, Düna und Njemen wohnen. Unter den russischen Stämmen stehen die durch Hungersnot und Trunksucht sehr verheerten Weißrussen am niedrigsten. Wenn auch die Ukrainer, die von den Moskowitern verächtlich ‚Kleinrussen‘ genannt werden, trotzdem sie körperlich größer und geistig bedeutender sind als diese, zu den Russen gerechnet werden, so haben sie doch ihre eigene Geschichte, ihre eigene Sprache und ihr eigenes nationales Aussehen mit feineren Gesichtszügen und dunklerer Hautfarbe, als man sie bei den Moskowitern findet. Der Unterschied zwischen diesen beiden slawischen Völkern dürfte noch größer sein als der zwischen den skandinavischen. Dagegen ist die Verschiedenheit zwischen Großrussen und Weißrussen unbedeutend. Außer den Polen, Deutschen, Finnen, Juden, Letten, Litauern und Esten hat Rußland unter seinen Bewohnern noch viele andere nichtrussische Völker, wie 15 Millionen Turkotataren im europäischen Rußland sowohl wie im asiatischen, vier Millionen Kirgisen, eine Million Sarten, anderthalb Millionen Tschugatschen und Jakuten,

ferner Turkmenen, Kalmücken, Tungusen, Eskimos, Samojeden und allein in den Kaukasusländern einige dreißig verschiedene Nationalitäten. Es gehört zur Kulturaufgabe Rußlands, diese vielen zum großen Teile noch im Naturzustande lebenden Völker zu erziehen und auszubilden, und hier muß der russische Staatsgedanke vielleicht in einem gewissen Maße mit einem notwendigen, natürlichen Verschmelzungsprozesse rechnen. Doch einer solchen Kulturaufgabe hat das Zarenreich die Barbarenaufgabe einer Vernichtung der höheren, bereits ausgestalteten Kulturvölker, die innerhalb der Grenzen Rußlands wohnen, zugesellt. Dieser Gefahr kann der Weltkrieg an der Ostfront Deutschlands und Österreichs abhelfen.

Das eigentliche russische Volk bilden die Moskowiter, die bei der letzten Volkszählung im Jahre 1897 ganze 55,6 Millionen ausmachten und jetzt wohl ungefähr 70 Millionen betragen dürften. Bei diesem an Moskau als Mittelpunkt geschichtlich geknüpften Flußvolke innerhalb des gewaltigen Stromgebietes der Wolga gibt es kein naturbestimmtes Verlangen nach dem Atlantischen Ozeane oder nach dem Mittelmeere, sondern die russische Meerespolitik wird durch den von Welterobererträumen beseelten russischen Imperialismus vorgeschoben. Das offizielle Rußland hat dabei eingesehen, daß es niemals an das Mittelmeer, das heißt an den Bosporus und die Dardanellen, gelangen kann, ohne das deutsche Schwert zu beseitigen, das nicht nur zum direkten Schutze Deutschlands geschliffen ist, sondern auch zu seinem indirekten im Abwehren des Hiebes, welchen Rußland gegen Österreich, den nächsten hinabgelassenen Schlagbaum, der die russische Mittelmeerpolitik hindert, richten will. Deutschland bedarf Österreichs als handelspolitischer Abrundung nach dem Balkan und dem Mittelmeere hin. In seiner beim Kriegsausbruch herausgegebenen Broschüre ‚Sein oder Nichtsein' sagt der Geschichtsprofessor der Berliner Universität Dr. Dietrich Schäfer: ‚Heute darf nur eine Erwagung, eine Überzeugung wirksam sein: unseres Reiches Bestand hängt an dem der österreichisch-ungarischen Monarchie'. Dieses Faktum bindet Rußland an Frankreich, dessen Verlangen nach Rache für die 1870/71 erlittene Niederlage die einzig begreifliche Ursache des Bündnisses zwischen der roten Republik um Paris herum und dem sibirischdunklen Zarenreiche gewesen ist...

Rußland hat im Kriege seine größte Kraft eingesetzt, um Österreich-Ungarn durch Eroberung Galizien zu nehmen und dadurch näher an das Mittelmeer heranzukommen. Doch welche Völker bewohnen jetzt Galizien? Dort wohnen mehr als vier Millionen Polen, mehr als drei Millionen Ruthenen (Ukrainer) und 90 000 Deutsche, also hauptsächlich Polen (meistens in Westgalizien) und Ruthenen (besonders in Ostgalizien), aber so gut wie gar keine Russen. Der Krieg ist demnach ein neuer Ausbruch der russischen Gewaltpolitik: vorwärts über die Leichen anderer Völker...

In Polen bilden die Russen eine außerordentlich geringe Anzahl der Bevölkerung, nur ein Prozent nach mehr als hundertjährigem Besitze des Landes. Jetzt tobt der Krieg in seiner vielleicht verheerendsten Gestalt in dem armen Polen und Galizien. Dort haben die freiwilligen Legionen, die aus der Blüte der polnischen Jugend bestehen, sich vor dem Zeitpunkte, da sie sich als

Wehrpflichtige zu den verschiedenen russischen Regimentern begeben mußten, schnell der österreichischen Armee angeschlossen, überzeugt, daß in der Bedeutung des Weltkrieges auch, und vor allem, Polens nationale Freiheit im Anschlusse an die Zentralmächte enthalten sein muß. Also ein Staatsverband, denn sonst könnte Polen für Deutschland und Österreich ein neues Serbien werden.

Das russische Polen, offiziell Weichselgouvernement genannt, wird im Osten von den Flüssen Njemen, Bobr und Bug begrenzt. Dort müßte also das eigentliche Rußland beginnen, aber die Bevölkerungsstatistik gibt andere Aufklärungen. Längs der Ostgrenze Polens schließen sich im Norden und Osten jener Flüsse die russischen Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno und Wolhynien an. Dort wohnen unter Polen, Ruthenen, Deutschen und anderen nur wenige Russen; nach Prozenten der ganzen Bevölkerung berechnet folgende Anzahl:

Kowno . .	4,7 Prozent,	Grodno . .	4,6 Prozent,
Wilna . .	4,9 „	Wolhynien .	3,5 „

Gehen wir nun weiter ostwärts und südostwärts. Zu Litauen und Weißrußland rechnet man die sechs Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno, Minsk, Witebsk und Mohylew, das heißt das russische Reich bis an die Dwina und den Soz, einen Nebenfluß des Dnjestr. In diesen Gouvernements wohnen zusammen nur 700 000 Russen, während die Weißrussen gegen sieben Millionen, die Ukrainer 460 000 und die Polen beinahe anderthalb Millionen ausmachen. Zu Kleinrußland werden die Gouvernements Wolhynien, Podolien und Kiew gezählt, wo die Anzahl der Russen nur 532 000 beträgt, während die Ukrainer, die ja — wie wiederholt werden muß — ein ganz anderes, wenn auch den Russen der Rasse nach verwandtes Volk sind und trotz des bis 1905 bestehenden russischen Verbotes ukrainischer Druckschriften noch immer eine eigene Sprache sprechen, neuneinhalb Millionen und die Polen 817 000 ausmachen. Nun sind wir an den Dnjepr gelangt und damit in die ukrainische Frage hineingekommen.

In Galizien leben der polnische Volksstamm und der ukrainische (die Ruthenen) zusammen unter der humanen Herrschaft Österreich-Ungarns. Von dort aus breiten sich die Polen nach Norden hin im russischen Polen aus und die Ruthenen ostwärts, nordostwärts und südostwärts in Weißrußland und Kleinrußland (der Ukraina). Unter dem Deckmantel des Panslawismus trachtet nun Rußland danach, durch seinen Angriff auf Österreich-Ungarn die Ruthenen in Galizien zu ‚befreien', eine freundliche Absicht, welche diese damit beantwortet haben, daß sofort ‚der Bund zur Befreiung der Ukraina' gegen Rußland organisiert worden ist, der von Wien aus vier- bis sechsmal monatlich die wertvolle Zeitschrift Ukrainische Nachrichten erscheinen läßt.

Das in Galizien Ruthenen und im eigenen Lande Ukrainer genannte Volk der Ukraina bildet nächst den moskowitischen Russen mit seinen 35 Millionen Menschen das größte slawische Volk auf einem über 850 000 Quadratkilometer umfassenden Gebiete, das also bedeutend größer ist als das ganze Deutsche Reich. Im Besitze dieses Gebietes sind nur zwei Staaten: Rußland und Österreich, und das erstere Reich herrscht über nicht

weniger als elf Zwölftel des ukrainischen Landes. Die Jahresproduktion der Ukraina an Weizen, Roggen und Gerste beträgt bis zu einem Drittel der Produktion Rußlands, die Zuckerrübenproduktion beläuft sich dort sogar auf fünf Sechstel und die Viehmenge auf ein Drittel der des europäischen Rußlands. Die Eisenproduktion der Ukraina macht 69 Prozent und die Steinkohlenproduktion 79 Prozent der Gesamtproduktion des europäischen und asiatischen Rußlands aus.

Wie hat die russische Regierungsmacht dem Volke der Ukraina, das dem Zarenreiche jene großen Kraft- und Reichtumzuschüsse liefert, gedankt? Darüber schreibt eines der Mitglieder der ukrainischen Freiheitspartei in der schwedischen Zeitung Aftonbladet (vom 17. Januar 1915) unter anderem folgendes, das nach dem großen Siege der Zentralmächte in Galizien besonderes Interesse hat:

„„Die größte Bedeutung der Ukraina liegt darin, daß Rußland nur durch ihr Gebiet hindurch Zutritt zu den Häfen des Schwarzen Meeres hat, durch welche 70 Prozent des Gewichtes und 65 Prozent des Wertes der ganzen russischen Ausfuhr gehen.

Daraus ersieht man, daß für Rußland kein Gebiet fremder Nationalität, nicht einmal das polnische, von so großer Bedeutung ist, wie das ukrainische. Rußland könnte jedes andere Nationalgebiet verlieren und sich nach kurzer Zeit davon erholen, nur nicht nach dem Verluste des ukrainischen Gebietes. Das haben die russischen Regierungen stets eingesehen, und diese auf wirtschaftlichem und staatspolitischem Grunde ruhende Erkenntnis ist die Ursache ihrer Stellung zu der ukrainischen Nationalitätsfrage. Sogar die Sprache dieses zweitgrößten slawischen Volkes wurde aus Schule und Kirche verbannt, und nachdem Rußland das ukrainische Gebiet in Österreich (Ostgalizien und die nördliche Bukowina) besetzt hat, ist die Benutzung der ukrainischen Sprache auch in der Privatkorrespondenz offiziell verboten worden, und alle ukrainischen Zeitungen sind eingezogen worden. Mit einem Worte: sogar die in Rußland schwer unterdrückten Juden genießen dort größere nationale Freiheiten als die slawischen Ukrainer. Rußlands einflußreiche Kreise stehen auf dem Standpunkte, daß das ukrainische Volk vollständig russifiziert werden müsse, ja daß es eigentlich schon ein Teil des russischen Volkes sei, obwohl dies sich in Wirklichkeit nicht so verhält.

Von der Zerstörung Kiews, der Hauptstadt der Ukraina, durch den russischen Fürsten Andreas Bogolubskyj an bis zur Schlacht bei Poltawa hat das ukrainische Volk eine Menge Kämpfe und Bündnisse gegen Rußland aufzuweisen. Der gegenseitige Widerwille zwischen dem ukrainischen Volke und dem russischen geht soweit, daß an der ethnographischen Grenze seit Jahrhunderten beinahe gar keine gemischte Ehen vorgekommen sind. Und was den sprachlichen und anthropologischen Unterschied zwischen den beiden Völkern anbetrifft, so hat sogar die russische Akademie der Wissenschaften in Petersburg in ihren offiziellen Mitteilungen festgestellt, daß das ukrainische Volk eine selbständige, ganz von der russischen verschiedene Eigenart gezeigt habe.

Eine der wichtigsten latenten Kriegsursachen war die, daß Rußland das ukrainische Gebiet, welches sich unter österreichischer Herrschaft befindet, erlangen wollte, damit dieses Piemont der Ukrainer keinen Einfluß auf das übrige Gebiet

gewinne. Nach seiner Besetzung durch die russische Armee wurden die Früchte der hundertjährigen Kulturarbeit der österreichischen Ukrainer sofort vernichtet. Tausende ukrainischer Vereine in Galizien und in der Bukowina wurden verboten, ebenso das Herausgeben aller ukrainischen Zeitungen ohne Ausnahme, das Nationalmuseum in Lemberg und die Bibliothek der Schewtschenko-Wissenschaftsgesellschaft wurden geplündert. Kurz: der slawische Bruder hat uns deutlich gezeigt, was er unter ‚Befreiung' vom germanischen ‚Joche' versteht.

In den Jahren 1708 und 1709 haben die Ukrainer zum letzten Male mit den Waffen in der Hand gegen eine derartige Befreiung gekämpft. Der ukrainische Hetman Iwan Mazepa, der sich mit Karl dem Zwölften verbündet hatte, und Hordijeno, der Generalissimus der ‚Setsch' der ukrainischen Saporogen, standen an der Spitze der Revolte. Die Schlacht bei Poltawa nahm einen für Rußland günstigen Ausgang. Im Jahre 1783 hob Rußland die ganze ukrainische Heeresorganisation auf. Das ist also kaum 130 Jahre her, und jetzt stehen an der Westgrenze des ukrainischen Gebietes wieder die ukrainischen Freischützen unter dem alten Namen ‚Setsch' im Kampfe gegen das russische Heer, und die politischen Organisationen der Ukraina wenden sich in ihrer gerechten Sache an die Presse und die öffentliche Meinung aller europäischen Völker. Gegenwärtig existieren zwei allgemeine ukrainische Organisationen ohne Ansehen der Partei: eine, der Ukrainische Nationalrat, umfaßt die österreichischen Ukrainer, und die andere, der Bund zur Befreiung der Ukraina, umfaßt die Ukrainer, welche russische Untertanen sind. Beide Organisationen bekämpfen den Panslawismus aus reinem Selbsterhaltungstriebe. Beiden schwebt als höchstes Ziel die Errichtung einer selbständigen ukrainischen Monarchie mit konstitutioneller Verfassung vor.

Die Ukraina schloß im Jahre 1654 mit Rußland den Vertrag zu Perejaslaw, demzufolge sie ‚für ewige Zeiten' vollständige Autonomie mit eigener staatlicher und militärischer Verfassung und mit selbständiger Politik behalten sollte. (In der Geschichte Finnlands dürfte man ähnliche Verträge finden, die gleichfalls gebrochen worden sind.) [Auch in der der baltischen Provinzen! D. T.] Rußland hat das ukrainische Gebiet also nicht mit Waffen erobert, sondern langsam und heimtückisch das Bündnis gebrochen. Indessen gelang es Rußland, trotz aller Verfolgung, nicht, den Gedanken an die Selbständigkeit der ukrainischen Nation auszurotten. Jetzt naht die Abrechnung, und es ist nicht unmöglich, daß der sogenannte panslawistische Gedanke an dem Staatsgedanken des nächstgrößten slawischen Volkes zerschellen wird.""

So ist der ‚Befreier' nach derselben Methode vorgegangen, die er auch in Finnland und in Polen angewandt hat. Endlich beginnt Europas Gewissen, das jetzt hauptsächlich in den Zentralmächten und in Skandinavien existiert, sich hiervon zu überzeugen.

Ukraina bedeutet ‚Grenzland', und ihre Kultur ist hauptsächlich auf den fruchtbaren Landstrich um den mittleren Dnjepr herum beschränkt gewesen. Diese Gegend war lange ein Zankapfel zwischen Polen und Rußland, bis es dem Zaren Peter dem Ersten gelang, das Land der Ukrainer in seinem Besitz zu behalten.

Noch heute erscheint die Ukraina dem Forscher wie ein unbestimmtes Grenzland zwischen Österreich-Ungarn, Polen und Rußland. Tieferes Eindringen in die ukrainische sowie auch in die polnische Frage dürfte jedoch an die Hand geben, daß der Schlagbaum, dessen Vorlegen quer durch Europa hindurch die größte Aufgabe des Weltkrieges ist, naturgemäß längs der Grenze vorgeschoben werden muß, wo das eigentliche Rußland beginnt. Diese Grenze liegt unmittelbar im Osten des Dnjepr. Der Schlagbaum müßte ... vom Eismeere bis an das Schwarze Meer bestehen ... Damit wäre Rußland wieder zu sich selbst mit Moskau als Mittelpunkt zurückgeführt, den Welteroberertendenzen ein Ende gemacht und die unterdrückten Völker, auf deren Kosten das Zarenreich seinen unnatürlichen Vormarsch in Mitteleuropa hat machen können, befreit.

Das Seensystem des Peipus und die vielen kleinen Seen um Dünaburg herum markieren die Volks-, Sprach- und Naturgrenze zwischen Rußland und den drei Ostseeprovinzen Estland, Livland und Kurland. ...

Praktisch gesehen, existiert das russische Volk in den Ostseeprovinzen, in Polen und in der Ukraina nicht. Die von der Natur gegebene Grenze zwischen Rußland und Mitteleuropa liegt im Osten dieser Länder. Aber die russische Gewaltpolitik hat sich nicht um die Ordnung der Natur gekümmert, sondern durch brutale Machtentwicklung seine Grenzvölker niedergetreten, um die Ufer der Meere, welche die Natur nie für die Russen bestimmt hatte, zu erreichen. Die Folge davon ist eine Mißregierung ohnegleichen innerhalb ihres Anteiles in Europa gewesen, wo der russische Koloß ohne andere Aufgabe als die, eine höhere Kultur zu beseitigen, vorgerückt ist.

Diesem Heereszuge der Unkultur in das Zentrum Europas hinein haben nun Deutschland und Österreich-Ungarn ihre Armeen entgegengestellt. Es kann uns nicht anders als ein Abfall von den Verpflichtungen der Zivilisation erscheinen daß England und Frankreich mit der Gefahr von Osten her gemeinsame Sache gemacht haben....

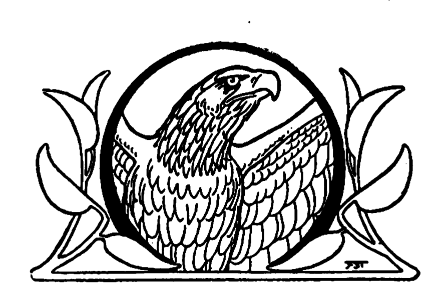
Hinter dem Weltkriege stehen viele Faktoren, doch betrachtet man das blutige Drama mit der Geschichte im Gedächtnisse und seinem Freiheitsgefühle im Sinne, dann ist Rußland mit seiner unersättlichen Expansionspolitik und der brutalen Unterjochung seiner Grenzvölker die Macht, welche die schwere Krisis in Europa hervorgerufen hat. Im tiefsten Inneren gesehen ist der Weltkrieg ein Wahnsinn, aber wenn russische Staatskunst aus einem solchen Unglücke Vorteil ziehen will, so kann der Geist der Geschichte nicht umhin, sich der entstandenen Lage zu bedienen und ihr einen Sinn zu geben.

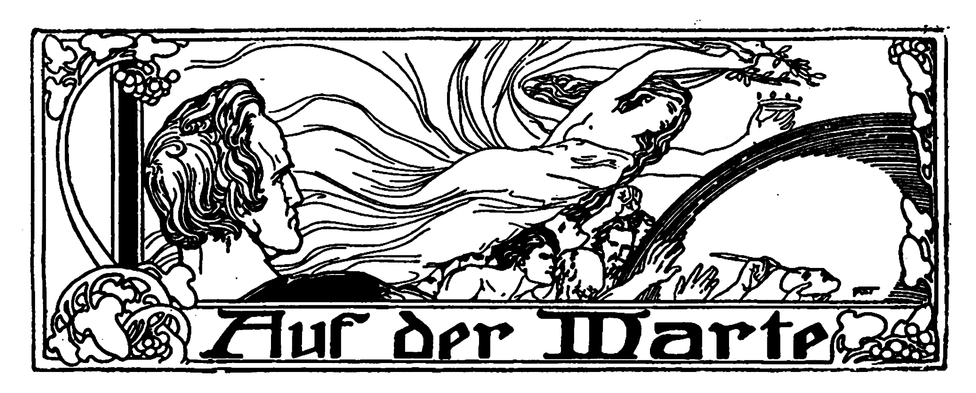
Was ist denn der Hauptsinn des Weltkrieges? Europa zu einer neuen Kulturepoche zu sammeln, in welcher das Zusammenwirken der nationalfreien Staaten stärker betont wird als der Gegensatz zwischen ihnen. Organisatorisch ausgedrückt bedeutet dies, daß ein europäischer Staatenverband mit ethnologisch bestimmter Grenze zwischen Europa und Asien zustandekomme. Dies bedeutet seinerseits, daß Rußland dem europäischen Staatenverband die Länder, die es von Europa erobert hat, also Finnland, die Ostseeprovinzen, Polen und die Ukraina zurückgebe, um sich selbst in seiner moskowitischen Einheit und seiner asiatischen Mission wieder-

zufinden. Petersburg muß wieder nach Moskau verlegt werden. Das ‚europäische‘ Rußland ist ein Chaos, in das erst Ordnung kommen kann, wenn die fremden Länder abgetrennt worden sind.“

Und so gelangt der „neutrale“ Verfasser zu dem selben Schlusse, wie unser Rudolf Eucken: daß nämlich selbst nach einem siegreichen Kriege der Zentralmächte „das russische Riesenreich mit seiner halbasiatischen, alles nivellierenden Art und seinen ungeheueren Massen eine große Gefahr für Zentraleuropa bleiben wird, wenn es nicht gelingt, die von Rußland nach Westen zu unterworfenen Völker von ihm abzulösen, selbständig zu machen und in irgendwelchem Zusammenhang mit Zentraleuropa zu bringen ... Insofern entscheidet das Schicksal dieser Völker auch über das Schicksal Europas“.

Die Rechtsfrage schaltet sich wohl selbst aus. Sie noch aufwerfen, hieße in eine Erörterung der Narrenfrage eintreten: haben die 70 Millionen Großrussen ein Recht, über die 90 Millionen Nichtgroßrussen zu herrschen, sie zu vergewaltigen, ihrer unersättlichen Gier in verbrecherischen Raubkriegen hinzuopfern? Ihre höhere Kultur und Rasse zu zertreten und dazu noch die Macht, die ihnen aus dieser Gewaltherrschaft erwächst, zur ständigen Lebensbedrohung der benachbarten genügsamen und friedliebenden Kulturstaaten anzuwenden? — Professor Theodor Schiemann sagte zum Schluß eines Vortrages: „Ich sehe nicht ein, warum Rußland ‚europäisch‘ bleiben soll?“ In der Tat: Warum? Es ist eine nackte Machtfrage. Ob wir die Macht gewinnen, Rußland in die Grenzen seiner natürlichen Bestimmung zurückzudämmen, steht in Gottes Hand. Aber Gott versuchen hieße es, sich als unwürdiges Werkzeug erweisen —: wenn uns die Macht verliehen würde, dann nicht Gebrauch von ihr zu machen.





„Dem deutschen Volke"

Am Schlusse der Reichstagssitzung vom 27. August verkündete der Präsident, daß der Kaiser auf Antrag des Reichskanzlers nunmehr die Anbringung der Inschrift „Dem deutschen Volke" am Reichstagsgebäude genehmigt hat.

Hierzu bemerkt das „Berliner Tagebl.": „Am 5. Dezember 1894 wurde in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin der Schlußstein zum Reichstagsgebäude am Königsplatz gelegt. Am folgenden Tage siedelte das Plenum aus dem alten in das neue Haus über, und in der ersten Sitzung kam es, als die Sozialdemokraten beim Kaiserhoch sitzen blieben, zu einem unerfreulichen Skandal. Der Kanzlerwechsel, wobei Caprivi ging und Hohenlohe kam, war kurz vorher gewesen, die Umsturzvorlage schwebte in der Luft. Es war eine unfrohe Zeit. Mit Verwunderung sah man, daß am Westgiebel des Prunkbaues, in welchem die Vertretung des deutschen Volkes tagte, eine Tafel für eine Inschrift — leer geblieben war. Und man erfuhr mit steigender Verwunderung, daß im Entwurfe des Meisters Wallot an dieser leeren Stelle die Worte gestanden hätten: ‚Dem deutschen Volke', daß diese Worte aber ‚auf allerhöchsten Befehl' gestrichen worden seien. Alsbald erhob sich der übliche wilde Meinungsstreit, nicht durchweg über ernste Fragen, sondern unter anderem auch darüber, ob es heißen müsse ‚Dem deutschen Volke' oder ‚Dem deutschen Volk'. Staatsrechtliche Tüfteler setzten tiefsinnig auseinander, daß die Wallotsche Widmung ‚verfassungswidrig' sei, da in dem Gebäude nicht nur der Reichstag heimatberechtigt sei, sondern auch der Bundesrat, der, als Vertretung der Bundesfürsten, eben nicht zum ‚Volke' gehöre.

Gerade diese kleinliche Scheidung zwischen dem Volk und den Fürsten hat den gesund empfindenden Teil der Deutschen verletzt. Herr v. Bethmann Hollweg fand, in Erinnerung an jenen ebenso entbehrlichen wie erbitternden Streit, mit Recht, daß die leere Stelle am Reichshause in gegenwärtiger Zeit sinnwidriger geworden sei, als sie je gewesen ist. Es gibt wohl keinen deutschen Fürsten, der sich das Ansinnen, er gehöre nicht zum deutschen Volke, in diesem Augenblick nicht schwer verbitten würde. Und so kommt denn, zwanzig und mehr Jahre nach der Weihe des Hauses, das Wort des toten Reichstagsbaumeisters doch noch zu Ehren. Zwanzig und mehr Jahre durfte der Fremde, der nach Berlin kam und berühmte Bauwerke sehen wollte, nicht wissen, daß das stolzeste Haus am Königsplatz von seinem Erbauer ‚dem deutschen Volke' gewidmet worden war. Ein Weltkrieg mußte kommen, um den Nebel der Zwangsvorstellung zu zerstreuen, als sei ‚das Volk' etwas Staatsgefährliches. Wenn es nun doch gesagt werden darf, daß jenes Haus ‚dem deutschen Volke' gebaut worden ist, so nehmen wir's als ein Sinnbild für freundlichere Zeiten, wo sich die Nebel des Mißverstehens und der Entfremdung nicht mehr zwischen Fürsten und Volk lagern sollen. Denn diese Inschrift verpflichtet! Nachdem sie über zwanzig Jahre unterdrückt gewesen ist, darf man sie nur mehr an die steinerne Wand des Reichshauses schreiben, wenn man fest entschlossen ist, ihr durch Taten einen Inhalt zu geben."

*

An die Neutralen

In einem Leitaufsatze über die Rede des Reichskanzlers schrieb das holländische „Handelblad“, daß das Kriegsziel der deutschen Regierung den Interessen der Niederlande zuwiderlaufen würde, und macht die Regierung auf die drohende Gefahr aufmerksam, gleichsam um sie aufzufordern, das Ihrige zu tun, um die Niederlande, deren Existenz das Blatt bedroht fühlt, vor kommender schwerer Gefahr zu schützen: vor der Unterjochung durch Deutschland.

Solche Ansichten, wie sie das holländische Blatt ausspricht, sind dazu angetan, die Beziehungen Deutschlands mit seinem neutralen westlichen Nachbar zu trüben. Ihnen muß entgegengetreten werden.

Die Befürchtung beruht auf Annahmen, die tatsächlich nicht existieren. Alte Begriffe, frühere Ereignisse der Geschichte werden auf die heutige Zeit übertragen, ohne daß auf die veränderten Umstände, auf die Verschiedenheit der Volkscharaktere Rücksicht genommen wird. Die Sorge des Blattes, sein eifersüchtiges Wachen um die nationale Unabhängigkeit seines Staates, wir erkennen sie unbedingt an; darin fühlen wir uns eins mit den Niederländern. Aber ist ihre Sorge berechtigt?

Wie der Krieg auch ausgehen mag, eines steht fest: jede Partei sucht das Übergewicht über die andere zu erlangen, und diejenige Partei, welche dieses Ziel erreicht, wird gewiß eine Vormachtstellung in Europa einnehmen. Daran wird keine Sorge neutraler Staaten, die glauben, das letzte Stündlein ihrer Selbständigkeit hätte dann geschlagen, etwas ändern können.

Was will nun eigentlich das „Handelblad“? Soll die niederländische Regierung den Versuch machen, die gewinnende Partei zu veranlassen, auf ihre Vormachtstellung zu verzichten, damit die Neutralen nicht um ihre Freiheit zu sorgen hätten? Oder soll sie einen Bund der Neutralen gründen? Verlangt das Blatt etwa, daß die siegreiche Partei — gesetzt es sei Deutschland, denn diesen Fall hat ja der Aufsatz im Auge — die errungenen Erfolge an Holland abträte, mit dem Auftrage, der Hüter und Beschirmer der Schwachen zu sein? Oder was für andere unerfüllbare Absichten schweben dem „Handelblad“ denn eigentlich vor?

Es ist klar, daß keiner der oben ausgesprochenen Gedanken erfüllt werden kann — mit andern Worten: es ist unvermeidlich, daß nicht irgendeine der Parteien ein Übergewicht erhält. Worum es sich aber handelt, ist dies: in welchem Falle werden die kleineren Neutralen besser fahren? Wenn der Dreibund gewinnt oder der Vierverband? Glaubt vielleicht das „Handelblad“, daß ein siegreiches England keine Gefahr für die Neutralen, sondern ihr Schutz sein wird?

Ich bin weit davon entfernt, ein Sündenregister aufzustellen, aus dem ich das Verhalten Großbritanniens den Neutralen gegenüber, wie es nach dem Kriege sein wird, prophezeien werde. Nehmen wir nur die Völker, oder vielmehr das deutsche Volk (gegen welches sich ja der Angriff des „Handelblad“ gerichtet hat), wie es ist, und laßt uns vor allem klar sehen.

Was befürchtet das „Handelblad“?

Es stellt sich scheinbar vor, daß, wenn Deutschland den Vorrang in Europa besitzen sollte, es seine Macht entfalten würde, alles zu unterwerfen, was sich ihm widersetzte. Seine Eroberungsgier würde zügellos sein. Und warum fürchtet das Blatt solches Unheil? Weil bisher, soweit wir in der Geschichte zurückgehen, der Mächtige seine Macht immer dazu benutzt hat, die andern zu unterjochen. So tat es Alexander, so taten es die Römer, Karl der Große, Napoleon; so wird es also auch Deutschland tun. Das ist die Schlußweise (vielleicht unbewußt). Liegt dieser Trieb im Charakter der Deutschen begründet, in ihrem Wesen, ihren Neigungen und Wünschen? Nein, keineswegs, es ist eine völlige Verkennung der Ziele des deutschen Volkes und seiner Regierung. „Wir wollen sein und bleiben ein Hort des Friedens und der Freiheit der großen und kleinen Nationen, und zwar nicht bloß der germanischen Rasse“, so sprach der Reichskanzler auch in seiner Rede. Warum hat das „Handel-

black" dies überhört, dieses Neue und Große, das im Gegensatz zu allem dem steht, was die Geschichte bis jetzt gezeigt hat? Weil es sich mit dem Gedanken noch nicht abgefunden hat, daß ein Starker seine Macht zu andern Zwecken benützen kann, als zu denen der Eroberung. Sie rechnen mit alten, abgetragenen Begriffen!

Wenn Deutschland siegen wird — und es wird siegen —, dann wird sich das Neue Bahn brechen. Andere Ziele als bisher werden die Politik leiten. Der Große wird seine Macht dann zum Wohle der Menschheit verwenden. Die Macht hat nicht nur Gefährliches, sie hat auch Gutes in sich, sie kann zum Segen, zum Glück und zum Frieden der Menschen viel mehr beitragen als das uneinige Gezänk einer Reihe von Mächten, die sich gegenseitig hemmen und Knüppel zwischen die Beine werfen.

Und dieser Gedanke muß eben von den Neutralen erfaßt werden. Eine Übermacht wird entstehen, aber nicht mehr jene Macht von früher, das drohende, fürchterliche Gespenst, das Ende aller Freiheit! Sondern eine Macht, die Neues, Unerhörtes schaffen wird, deren leitender Gedanke das Wohl der ganzen europäischen Rasse sein wird. Denn das ist die Sendung des Deutschtums.

Einer solchen Macht aber darf von den Neutralen, von den Kleinen und von den Schwachen, kein Hemmnis in den Weg ihrer Entwicklung gelegt werden; vielmehr müssen sie eine solche Macht fördern, soweit sie nur können, in ihrem eigenen und der Gesamtmenschheit Interesse.

Mehr Verständnis für Deutschland und seine Absichten, das ist die Hauptforderung, die wir an die Neutralen stellen.

E. K. St.

*

Die Ungeschmückten

Denen, die das „Eiserne" nicht erhalten haben, wird Hans Heinrich Ehrler in der „Frankf. Ztg." gerecht:

Man erzählt von einem Armeeführer, er habe sich den „mérite" von einem Musketier anheften lassen und der versammelten Mannschaft gesagt: „Ihr habt ihn mir geschenkt!"

Kann im deutschen Heer einer den Anspruch erheben, er habe sich ausgezeichnet vor den Brüdern? Väter haben ihren Söhnen das Ziel gesetzt, das Eiserne zu holen. Sie begingen die Sünde am Geist dieses Heeres und dieses Krieges. Welch anderes Ziel gäbe es für den Höchsten wie für den Geringsten, als das Vaterland zu retten, als ein Werkzeug am Werk der Rettung zu sein! Das im Innern erfaßt zu haben, ist die einzige Würde. Da Millionen ein Jahr lang in den Schützengräben unter der Hand des Todes liegen, jeden Tag, jede Stunde eine Kerbe stillen Verdienstes für sich einschneidend, soll noch der und der prachtieren: „Ich bin der Tapfere, ich bin der Held!" Oder gar, wenn er das äußere Zeugnis solchen Strebens erlangt hat, glauben, er habe genug getan?

Freilich läßt sich das Menschliche auch vom Erhabenen nicht abtun, und die Freude des Wetteifers, das Spiel der Kräfte soll nicht sterben müssen, ja auch der Glitzertropfen der Eitelkeit mündet endlich in den Fluß des gemeinsamen Willens.

Daß die deutsche Kriegerschaft reif ist, ein Verband der Schmucklosen zu sein, zeigt schon die Verlegenheit, das Kreuz der Ehre seinem reinen Sinn nach zu verteilen in dem Massenaufmarsch der bewundernswerten Leistung. Der Preis kann wirklich nur Stellvertreter und Sinnbilder treffen.

*

Nicht zwischen den Zeilen, sondern geradezu deutsch!

Es war immer eine Eigenschaft der „Barbaren", die noch nicht der übertünchten Höflichkeit Europens teilhaftig geworden, daß sie die Dinge geradezu beim richtigen Namen nennen. Unsere Feinde nutzen ihre so überlegene Bildung zu einer möglichst giftigen Fassung aller ihrer Urteile über uns und unser Tun; nicht scharf genug können sie die Ausdrücke wählen, nicht heftig genug unsere Barbarenbräuche geißeln.

So wollen wir nicht sein. Aber von dem Barbarenrecht wollen wir Gebrauch machen, ihre erwiesenen Handlungen als das hinzustellen, was sie sind. In dem vom Großen

Hauptquartier über die Kämpfe bei Les Eparges veröffentlichten Bericht sind zwei Stellen, bei denen nach meinem Gefühl die entscheidenden Worte zwischen den Zeilen stecken geblieben sind. Die erste bezieht sich auf die von den Franzosen in großen Mengen verwendeten Geschosse mit erstickenden Gasen und lautet: „Um sich selbst dieser Wirkung dort zu entziehen, wo derartige Geschosse nahe der eigenen Infanterie einschlagen, trugen in den geschilderten Kämpfen alle Franzosen Rauchmasken. Gefangene gaben ferner übereinstimmend an, ihnen sei befohlen worden, als wirksamstes Mittel gegen die erstickenden Gase ihre in menschlichem Urin getränkten Taschentücher vor Mund und Nase zu halten. Mit solchem Feind hatten wir während der nächsten Tage und Nächte unausgesetzt erbitterte Nahkämpfe zu bestehen." Hier vermisse ich die Worte: „Ekelhafte Schweinerei" oder ähnlicher Tonart, wie sie aus dem Gehege der Zähne unserer Feldgrauen in reichlicher Abwechslung entflossen sein dürften, als sie von diesen appetitlichen Schutzmaßregeln ihrer kulturell patentierten Gegner vernahmen.

Die zweite Stelle handelt von der nun schon wiederholt berichteten „Überlegenheit", mit der die Franzosen sich über das nach unserer Meinung den Menschen eingeborene Scheugefühl gegen menschliche Leichen hinwegsetzen: „Immer wieder stürmten sie über die Leichen ihrer soeben und während der letzten Kampftage gefallenen und in blutgetränktem Waldgestrüpp liegen gebliebenen Kameraden hinweg, immer wieder nützten sie Haufen dieser Leichen aus als Deckung gegen unser Feuer, ja verwendeten die Körper der tapfer Gefallenen sogar als regelrechte Deckungsmittel, wo sie gezwungen waren, sich beschleunigt einzunisten und einzugraben. Viele hundert Leichen bedecken den schmalen Raum zwischen unseren und den feindlichen Gräben. Als wir am späten Abend des 24. Juni alle zur vorderen Linie führenden Verbindungsgräben in unseren endgültigen Besitz gebracht hatten, waren diese bis oben mit französischen Leichen gefüllt. Tagelang hatten die Franzosen hier neben und auf den Leibern ihrer gefallenen Kameraden ausgehalten. Es mag dahingestellt bleiben, ob mehr die Selbstüberwindung oder mehr die Gefühllosigkeit dabei mitgesprochen haben. Für uns war jedenfalls diese Totenkammer keine Kampfstellung. Wir schütteten die Gräben zu und bereiteten den dort gefallenen Tapferen ein Massengrab."

Es ist anzunehmen, daß diese Berichte unseres Hauptquartiers auch im Auslande, wenigstens im neutralen Auslande gelesen werden. In jedem Fall werden sie nach dem Kriege als wichtigste Zeitdokumente dastehen. Darum müßte auch an dieser Stelle in schärfster Wortprägung unserer deutschen Entrüstung gegen diese gemeine, jedes Empfindens bare Leichenschändung Ausdruck gegeben werden. Diese wüste Gesinnung, diese Gefühlsroheit gerade der Franzosen muß mit tausend Zungen in die Welt hinausgeschrien werden, bis endlich der von den Franzosen mit unendlicher Geschwätzigkeit und hinreißendem Pathos verbreitete Märchenglaube an die edle Gesinnung und das feine Lebensgefühl der gallischen Rasse ausgerottet ist. K. St.

*

Weil der Starke versagt hat

Herr von Bethmann Hollweg hat in seiner letzten großen Reichstagsrede erklärt: „Die Sentimentalität haben wir verlernt." Die Erklärung wurde von starkem Beifall unterstrichen. Mit Recht. Ein schönes Wort! Aber — ob es auch stimmt? Jakob Frank gesteht in der „Voss. Ztg.", daß er diesen Zweifel nicht los wird: „Warum, wenn wir unsentimental geworden sind, müssen wir denn immer wieder, immer zwingender für uns und für die andern den Beweis erbringen, daß der Krieg unserer friedlichen Gesinnung aufgezwungen worden ist? Es ist ja gar nicht richtig, daß irgendwer uns diese Gesinnung jemals ernstlich bezweifelt hätte. Ebensowenig aber hat man sie irgendwo Deutschland gedankt. Zweimal hat vielmehr die ganze Welt Deutschland seine Friedlichkeit verübelt, und daher stammen zumeist die Antipathien, die beim Ausbruch und im Laufe des Weltkrieges die meisten von uns überrascht und geschmerzt haben. Daß Deutschland ruhig blieb,

als England die Burenrepubliken vergewaltigte, und daß es sich nicht rührte, als der Krieg mit Japan die Möglichkeit bot, den vernichtenden Schlag gegen die Zarenherrschaft zu führen, das ist es, was uns um unsern guten Ruf in der Welt gebracht hat. Denn die Welt liebt den Starken, der von seiner Stärke zur rechten Zeit Gebrauch macht. Aber sie liebte das englische Tauende so wenig, wie die russische Knute, und nur Deutschlands, des Starken, unbegreifliche Friedlichkeit, von der die anderen nicht Schutz zu hoffen wagten, zwang sie, Knute und Tauende zu küssen. Den Besieger russischer und englischer Weltherrschaft wird die Welt bewundern und von Bewunderung zu dankbarer Liebe übergehen. Wir sollten nicht mehr zurückblicken, sondern der Zeit entgegen, in der man dem siegreichen Deutschland verzeihen wird, daß es so lange einen Frieden ertragen hatte, unter dem alle litten ..."

*

Die „reaktionären" Balten

Rudolf von Koschützki erzählt in der „Voss. Ztg.", wie er im verlassenen Kurland von einer baltischen Edelfrau empfangen wurde, die gerade mit ihrem Jungen in der Laube beim Mittagsbrot saß —: Salzkartoffeln und Wasser. Auf einer Fahrt durch die Wälder traf er dann auf deutsche Erntekolonnen, die die Sensen schwangen, mit Mähmaschinen und Garbenbindern durch die rauschenden Kornfelder zogen. „Ich freute mich in dem Gedanken, daß sie nun auch zu der tapfern Frau zwischen den Wäldern kommen würden, und überhaupt, daß wir endlich einmal etwas für unsere baltischen Stammesgenossen tun können, denen, wie mir scheinen will, weder diesseits noch jenseits der Grenze Gerechtigkeit widerfahren ist in den letzten Jahrzehnten, und die doch das einzige Beispiel in der Weltgeschichte sind, daß sich eine so dünne Oberschicht deutschen Stammes bei allen Kämpfen und Drangsalen ihr Volkstum rein erhalten hat durch die Jahrhunderte. Man hat bei uns vielfach die Vorstellung, daß die Balten eine ultrareaktionäre, herrschsüchtige Kaste sind. Ich habe nur ein paar Dutzend von ihnen in Eile kennen gelernt und kann mir ein maßgebendes Urteil natürlich nicht erlauben. Dennoch hat dieses rasche Hinabblicken den Vorteil des frischen, unbeeinflußten Eindrucks. Besonders in dieser harten Zeit, die das Wesen der Menschen unverhüllter zeigt. Ich habe nur schlichte Menschen unter den Balten kennen gelernt, denen die Wahrhaftigkeit offen auf dem Gesicht steht. Nicht sehr moderne Menschen vielleicht in unserem Sinne, denn ihr Vorteil steht ihnen offenbar nicht an erster Stelle. Ihre Verantwortung im Lande hat ihren Blick immer mehr auf das Ganze gelenkt. Und die vielen Anfeindungen, denen sie ausgesetzt waren, haben sie doppelt darauf hingewiesen, ihre Ehre unbefleckt zu erhalten ..."

*

Bitte recht deutlich

Ein hervorragender bulgarischer Staatsmann, der in engen Beziehungen zu den leitenden Kreisen in Sofia steht, hat der „Voss. Ztg." Ausführungen zugehen lassen, deren abschließende Sätze nicht unter den Tisch fallen sollten. Man kann sich nur wundern (oder auch nicht), daß sie — erst ausgesprochen werden mußten:

„Zur Festigung der bulgarischen öffentlichen Meinung, besonders in Anbetracht der Agitation der Vierverbandsmächte, die Bulgariens Vertrauen zu den Zentralmächten unermüdlich zu untergraben versucht, könnte die deutsche und österreichische Presse viel beitragen. Sie sollte nämlich öfter und ausdrucksvoller betonen, was eigentlich ein deutschfreundliches Bulgarien zukünftig zu erwarten habe. Besonders ist es von großer Wichtigkeit, daß die Ansprüche Bulgariens auf Mazedonien volle Anerkennung auch bei der deutschen öffentlichen Meinung finden. Zu den so dankenswerten Worten des deutschen Reichskanzlers im Reichstage, daß die Siege der Verbündeten im Osten volle Freiheit für die Balkanländer mit sich bringen, würde man in Bulgarien außerordentlich gern auch Kommentare in der deutschen Presse ver-

nehmen, die die bulgarischen Erwartungen ermuntern und bekräftigen."

Man vergleiche den leidenschaftlichen Eifer, den die öffentliche Meinung des Vierverbandes in der selben Sache rastlos betätigt! Für uns bedarf es aber erst eines Winks mit dem Zaunpfahl. Gr.

*

Lord Haldane

Er sieht wie ein Landgeistlicher aus: untersetzt, bartlos, bieder. Deutschland, dem Lande Goethes, war er — nach seiner oftmaligen und feierlichen Beteuerung — in Bewunderung und Liebe zugetan. Vielen Deutschen galt er vor dem Kriege — ob er gleich englischer Kriegsminister war — als der Hauptträger der auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen und wurde als Friedensbote oft laut gepriesen.

Der „Türmer" hat dem Lord nie getraut. Schon im September 1911 schrieb er an dieser Stelle: „Kriegsminister Haldane ist von seinem Staate dazu angestellt und wird dafür besoldet, daß er alle diejenigen Einrichtungen trifft, die notwendig sind, gegebenenfalls jeden, auch den stärksten Gegner, mit Waffengewalt niederzuwerfen; und da augenblicklich Deutschland der gefährlichste Widersacher ist, so muß seine Tätigkeit unbedingt ihre rauhe Seite gegen Deutschland kehren. Andernfalls würde er vor sich selbst und vor seinem Volke zum Betrüger. — Der englische Kriegsminister als Freund Deutschlands! Es gehört ein nicht unbedeutendes Maß von Naivität dazu, solche Mitteilungen für bare Münze entgegenzunehmen."

Die Ereignisse haben dem „Türmer" recht gegeben. Haldane war es, der 1912 dank der Hartnäckigkeit und dem bösen Willen der englischen Regierung, deren beauftragter Vertreter in besonderer Mission er war, die deutsch-englischen Annäherungsverhandlungen zum Scheitern brachte. Als uns dann England den Krieg erklärte, blieb er trotz seiner angeblichen Deutschfreundlichkeit an der Spitze des Kriegsministeriums und war in dem Kriege gegen uns „Barbaren" der eifrigsten einer. Jetzt reist er im Lande umher und macht den Leuten, denen die Zwiespältigkeit seines Wesens in Vergangenheit und Gegenwart verdächtig vorgekommen ist, klar, daß seine früheren Lobreden auf Deutschland nicht etwa der Zuneigung, sondern der Berechnung entsprangen. Dem Teil des deutschen Volkes, der nicht zu den „Kriegshetzern" gehörte, hätte er die Überzeugung erhalten und stärken wollen, daß von England, Rußland und Frankreich keine Gefahr zu befürchten sei. —

Alles in allem ist es jetzt deutlich: Haldane war kein Freund Deutschlands, auch kein redlicher Friedensbote, und alle, die seinen trügerischen Worten glaubten, hat er in schweren Irrtum geführt. Wie Grey ist er der Typus des englischen Diplomaten: klug, skrupellos in der Wahl seiner Mittel, treu dem Vaterlande und — im günstigen Augenblick — jederzeit bereit, dem Gegner mit kalter Hand an die Kehle zu fahren.

Aber nicht allein deswegen, weil es interessant ist, einen falschen Friedensapostel nach der Demaskierung zu sehen, wird hier noch einmal an Haldane gedacht, sondern deshalb, weil eine solche Betrachtung vielleicht für die Zukunft lehrreich und nützlich sein kann. Denn neue Friedensapostel und neue Weltbeglücker melden sich an. Lg.

*

Keine unnötige Verunglimpfung!

Auf der letzten Tagung der Provinzialkonferenz von Bombay, einer indischen Organisation, beklagte der Vorsitzende recht bitter die Ausdrücke, mit denen die deutsche Presse die indischen Truppen zu belegen für gut befunden habe. Diese Klage ist, wie das Korrespondenzblatt der Nachrichtenstelle für den Orient unterstreicht, nicht grundlos: „asiatische Wilde", „asiatische Horden" usw. sind Ausdrücke, die man allzu häufig hat hören müssen, wenn von den indischen Hilfsvölkern Englands gesprochen wurde. Solche Anschauungen beruhen auf einer völligen Verkennung der Tatsachen. Unter den indischen Soldaten befinden sich viele Angehörige von

Stämmen, bei denen der Kriegsdienst seit Generationen überliefert ist (wie er es früher bei den Schweizern war), und bei denen Ritterlichkeit und andere militärische Tugenden alte und feste Überlieferung sind. Die Rajputs, Sikhs und die freien mohammedanischen Stämme des indischen Nordens sind wahrlich keine „Wilden". Asiaten die Gesittung abzusprechen, nur weil sie Asiaten sind, zeugt von einer Unwissenheit, die insofern gefährlich ist, als sie uns leicht die Sympathien entfremden kann, die jene Völker uns schon als den Feinden ihrer Bedrücker entgegenzubringen geneigt sind. Daß die indischen Hilfsvölker gegen uns in den Krieg gezogen sind, entsprach zweifellos nicht ihrem Wunsche. Es wäre falsch, durch unnötige Verunglimpfung der indischen Soldaten die Sympathien zu zerstören, die ihre Volksgenossen in Indien der deutschen Sache vielfach entgegenbringen.

*

Eine nie wiederkehrende Gelegenheit

Bei der Beschlagnahme der Gebrauchsgegenstände von Kupfer, Messing und Nickel hat die Militärbehörde die Kunstgegenstände von vornherein ausgenommen. Es ist dringend zu wünschen, daß überall, wie in München, ein besonderer Ausschuß von Sachverständigen eingesetzt werde, der über diesen Kunstwert zu entscheiden hat. Noch wertvoller wäre es, wenn dieser Ausschuß sich von dem Geist erfüllen ließe, der aus dem Aufruf spricht, den der „Bayerische Kunstgewerbe-Verein", der „Bayerische Verein für Volkskunst und Volkskunde" und der „Münchener Bund" gemeinsam erlassen haben, und dessen Schlußsätze lauten wie folgt:

„Es bietet sich hier eine Gelegenheit, die nicht leicht wiederkehrt: sich vom schlechten Kunstgewerbe zu befreien. In fast allen Familien finden sich solche aufdringliche Metallsachen, mit Schmuck überladene, billige Geschenkartikel, Gewinne aus Glückshäfen, Hochzeitsgeschenke u. dgl., die ein zweifelhaftes Dasein führen. Nehme ein jeder diese kunstlosen Gegenstände und opfere sie in dieser großen Zeit dem Vaterlande, es wäre doppelter Gewinn. Noch ein Gebiet wäre zu nennen, auf dem es zugleich möglich wäre, größere, ausgiebige Metallmassen zu gewinnen, die die Militärbehörde jetzt braucht, und zu gleicher Zeit sich zu befreien von Dingen, deren Beseitigung in einer anderen Zeit nicht leicht denkbar ist. Vielleicht finden sich jetzt da und dort einsichtsvolle Behörden und Vereine, die in Verbindung mit dem sicheren Urteil erfahrener Künstler solche Denkmäler als Opfer auswählen, die ihre Absicht, irgendeinen Großen oder ein großes Ereignis zu ehren, nicht ganz glücklich erreichen und dem Kunstsinn einer Zeit, die nicht weit hinter uns liegt, wenig Ehre machen. Sogar Grabmäler auf Friedhöfen, die als mißglückt erkannt werden, könnten für diesen heiligen Zweck geopfert und durch gediegenere Grabmäler aus anderem Material ersetzt werden."

Jeder Kunstfreund kann hier nur freudig zustimmen. Daß mit diesen Kunstgreueln einer guten Sache gedient werden kann, ist ein Glückszufall, der nicht ungenutzt bleiben sollte. St.

*

Englands Herz für Amerika

Ein etwas kühler Gemütsmensch ist der Kapitän des „Armenian", der im „Daily Telegraph" die Versenkung seines Schiffes schildert. Einige Rettungsboote waren bei dem Widerstand, den er dem deutschen Tauchboot zu leisten suchte, zertrümmert worden, aber die unbeschädigten reichten, da die Bemannung sich durch die Beschießung um 29 „vermindert hatte". Der Führer des Tauchboots behandelte uns, ich muß es sagen, mit aller Rücksicht, er ließ „sogar" mehrere von der Mannschaft auffischen, die in ihren Rettungsgürteln umhertrieben. „Die umgekommenen Matrosen waren meist Amerikaner." Die beruhigende Gleichgültigkeit, die sich dem Engländer mit dem Begriff „foreigner" verbindet, durchklingt in unverminderter Naivität den für landsmännische Leser gedruckten Bericht.

In den Skizzen Jeromes — eines der Engländer übrigens, die von Anfang des Krieges mit der Selbstachtung der Gebildeten

den Deutschen Gerechtigkeit gewahrt haben — kommt einmal eine englische Dame vor, die sich ein Hausboot auf der oberen Themse hält. Sie benutzt es sonst nicht viel, aber es ist bequem, sagt sie, um dort draußen arme Verwandte, Besuch aus Amerika und solche Leute zu empfangen.

Es ist einmal so, der Mensch im allgemeinen, und wenn es der selbstentzückte Yankee ist, richtet seine Liebe dahin, wo er etwas spürbar knapp behandelt wird. Drum kommen wir mit allem Fischen auch nicht weiter, nicht einmal mit dem humansten Auffischen. — Eine Gutheißung der neudeutsch so beliebt gewordenen privaten hochfahrenden Taktlosigkeit braucht dies ja nicht zu sein.

Ed. H.

*

Der gewerbsmäßige Verräter

Vielen, die sich für das deutsche Sommerkönigtum des Prinzen zu Wied in Albanien interessiert haben, sind die nicht aussetzenden inneren Kriege und Aufstände während seiner Herrschaft ein Rätsel geblieben. Man hat die Wirren auf jung-türkische Intrigen zurückgeführt, hat überlieferte albanische Stammesgegensätze dafür verantwortlich gemacht. Die wahre Lösung lag aber, wie Dr. Freiherr von Dungern, Professor an der Universität Czernowitz, im „Tag" mitteilt, viel näher. Der Unruhestifter war niemand anders als **Italien**. Italien, dessen vornehmer, eleganter und schlauer Vertreter in Durrazzo, der Marchese Aliotti, **unterdessen ruhig im Kreise der internationalen Kontrollkommission und mit dem Fürsten beriet, wie diesen Aufständen am besten im Interesse des fürstlichen Herrschers zu begegnen sei.**

„Der mächtigste Anhänger des Fürsten, der ihm die Krone feierlich angeboten und ihm für das ganze Volk Treue geschworen, der geldgierige, gewissenlose **Mörder** Hassan Riza-Paschas in Skutari, war **ein Söldner Italiens** — ein Königsmacher von der schlimmen Art, wie sie Machiavelli in seinem Buch vom Fürsten drastisch schildert. Schon als **Essad** fast gleichzeitig mit dem Prinzen zu Wied kurz vor dessen Regierungsantritt in Rom vorsprach, mußte die italienische Regierung sich öffentlich gegen den Vorwurf verwahren, daß sie Essad ehrenvoller empfangen habe, als den Prinzen selbst. Die Fäden zwischen Essad und Rom sind nie gerissen. Lähmend haben seine Intrigen, hat seine Aufsicht jeden Schritt des neuen Souveräns begleitet, und als er durch einen energischen Griff beseitigt worden war, fand er in Italien Zuflucht, Zuspruch und — Geld, um durch seine Helfershelfer in Durazzo weiter zu schüren.

Aller Existenzmittel bar, mußte der Fürst schließlich im letzten August der eigenen Not weichen und sein Land verlassen. Er übertrug die Regierung der internationalen Kontrollkommission, die, auf drei Mitglieder, zwei europäische und ein albanisches, zusammengeschrumpft, bis zum Ausbruch des Krieges mit Italien fortbestanden hat. Sie legte Siegel an die Türen des Palastes, den Fürst und Fürstin so eilig verlassen hatten, daß sie nicht einmal ihre Kleider hatten mitnehmen können. Aber Essad kehrte zurück, zerbrach die Siegel, ließ zynisch verkünden, er schlafe jetzt im Bett der Fürstin, und fing an, die Möbel aus dem Schloß, wertvolle wiedische Erbstücke, zum Teil aus ehemals niederländischem und preußischem Königbesitz, an seine Gattin nach Italien zu schicken, die sie dort an Antiquare verschleudern sollte. Und langsam zog Essads Geld so viele Albaner, wie er damit gewinnen konnte, in das italienische Garn, während die Kanonen italienischer Kriegsschiffe den raubgierigen Freibeuter schützten gegen die anderen Albaner, die ‚Aufständischen', die den alten nationalen Unabhängigkeitssinn verteidigten, gegen jeden, jetzt gegen Italien ..."

So finden wir, wohin wir auch blicken, überall das „verbündete" Italien am Werk; wie es in zynischer Schamlosigkeit sein „nationales" Handwerk treibt, das kein anderes war und ist, als **gewerbsmäßiger** Verrat. Ekel überkommt einen bei der Erinnerung, so lange Jahre „Freund" eines solchen Burschen gewesen zu sein!

*

Wissenschaft und Internationalität

Zur Frage der Internationalität der Wissenschaft bemerkt Max Dessoir im „Berliner Tageblatt“ klärend und treffend:

„Zu Unrecht wird jetzt in der Wissenschaft Politik getrieben. Ebenso verkehrt war es, daß man früher mit der Wissenschaft Politik treiben wollte. Hier sind auch wir Deutsche von Schuld nicht freizusprechen. Man hat zum Beispiel Herrn Boutroux an mehreren unserer Universitäten über die Ergänzungsfähigkeit des deutschen und französischen Geistes vortragen lassen. Die Erinnerung daran ist peinlich, weil Herr Boutroux wenige Monate später sehr böse Worte gegen Deutschland gebraucht hat; sie wäre minder unangenehm, wenn der französische Philosoph ausausdrücklich zu einem Vortrag über einen Gegenstand seiner Wissenschaft aufgefordert worden wäre. Herr Roosevelt ist deutscher Ehrendoktor. Hat er diese akademische Auszeichnung wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste empfangen? Schwerlich. Die leidige Politik hatte eingegriffen, in derselben Auffassung und Machtherrlichkeit, die zu den Austauschprofessuren den Anlaß gaben.

Wir werden es uns hoffentlich merken, daß eine solche Wissenschaftspolitik ein Irrtum gewesen ist. Wir werden uns vielleicht auch endlich die üble Ausländerei der Vergangenheit abgewöhnen. Allein der Verzicht auf jede Internationalität würde nicht eine Reinigung, sondern eine Verarmung unserer Wissenschaft bedeuten. Es kommt nur darauf an, daß künftig die zwischenstaatlichen Beziehungen der Gelehrten als Angelegenheit des wissenschaftlichen Fortschritts, das heißt eines Menschheitsideals, betrachtet werden und nicht als Hilfe für die politischen Zusammenhänge. Deshalb ist die Handlungsweise jener deutschen Professoren zu billigen, die den unnützen Behang fremder, von feindlichen Regierungen verliehener Orden von sich geworfen, aber nicht ohne weiteres die Fäden zerrissen haben, die sie mit den Arbeitsgenossen des Auslandes verbinden.“

*

Wie lange es vorhält —

das Deutschgefühl gewisser Leute nämlich, zeigt ein trotz seiner Öffentlichkeit bezeichnenderweise nicht vermerkter oder jedenfalls nicht gebührend gekennzeichneter Vorfall. Als nach Kriegsausbruch unser über die gemeine Art, mit der das Ausland über alles Deutsche herfiel, empörtes Volk seinen Zorn gegen die Fremdlinge in unserem Kulturleben kehrte, machte unter vielen anderen auch Jean Gilbert, der Komponist zahlreicher Operettenschlager der letzten Jahre, bekannt, daß er trotz seines fremd klingenden Namens ein guter Deutscher sei. Er heiße ja auch gar nicht Jean Gilbert, sondern — Max Winterfeld.

Das klingt ja nun nicht gerade viel schlechter, als Schan Schilbäär, und es war nicht recht einzusehen, weshalb der Mann sich bis dahin hinter der fremden Maske verkrochen hatte. Aber unser gutmütiges Volk forschte nicht weiter, es war zufrieden, und jene Leute, für die „Puppchen“ nicht nur ihr Augenstern, sondern auch die musikalische Seelenkost ist, waren geradezu beglückt. Man hörte dann wohl auch noch, daß Max Winterfeld des Königs Rock trage. Aber dem „Künstler in ihm“ muß die fremde Jacke doch viel behaglicher sein. Jedenfalls prangt jetzt, als an den Anschlagsäulen ein neues Werk von ihm „Jung muß man sein“ angekündigt wurde, aufs neue als Verfassername „Jean Gilbert“.

Nach einem Kriegsjahre halten es diese Leute offenbar nicht mehr für nötig, ihr Deutschbewußtsein auch öffentlich zu bekennen, und man kann sich danach vorstellen, wie es um diese Herrschaften nach dem Kriege bestellt sein wird. Wie mag übrigens der Herr Direktor „Charlé“, in dessen Komischer Oper das genannte Werk zuerst aufgeführt wurde, in Wirklichkeit heißen? St.

*

Zum Schutze Hindenburgs

Im Briefkasten des Kladderadatsch wird öfters abgewehrt: über Todesanzeigen wolle er sich nicht lustig machen. Den mit

Recht abgewiesenen Einsendern kommt immerhin zugute, daß sich in solchen Traueranzeigen mancherlei Lächerliches findet, Ungewolltes, doch auch gespreizt Gewolltes, das schon eine Geißelung vertrüge.

Es gibt aber auch Leute, die die Lächerlichkeit und Beschränktheit selten wahrnehmen, insbesondere die eigene nicht, die dagegen überzeugt sind, höhnen zu müssen, sobald sie ein naiv natürliches Gefühl bei anderen sich äußern sehen. Sonderbarerweise sind diese Leute, die im gewöhnlichen Leben meistens eins auf den Schnabel bekommen, sogar noch beliebt, wenn sie in literarischer Erscheinung kommen; ein Verleger wittert das glänzende Geschäft, hell wird das Werk von eiligen Federn angepriesen, und die noch eiligere Schere bringt das Plumpste und Dümmste davon in Auszügen.

Diese Bücher gehen ihre genau zu berechnenden Wege, selbst ein Diplomat könnte erkennen, was und wen sie vorhaben. Also ist selbstverständlich Hindenburg der mißbrauchte Titelname einer solchen Neuerscheinung. Anekdoten von unglaublicher Kümmerlichkeit und innerer Unmöglichkeit werden da erzählt, und der prächtige Feldmarschall wäre der bedauernswerteste Mann, wenn es wahr wäre, was am Schlusse der einen behauptet wird, daß er in seinem langen Dienstleben ein einziges Mal, zu der betreffenden Langweilerei, gelacht haben soll.

Und mit der leichtherzigsten Selbstsicherheit wird nun von den „Säcken mit Unsinn" erzählt, womit das bewundernde Deutschland ihn belästigt, dem Wust von Post, durch den er sich selbstverständlich nicht hindurcharbeitet, den Neujahrsgrüßen aus aller Welt, die in Waschkörben entleert werden mußten. Ausgesucht das Wort „entleert". Wahrhaftig, es riecht hier nach gewissen Domestiken, die von des Lebens Höhen und Festlichkeiten in ihre Gedankenwelt nur das Auskehren und Wiederaufräumen fassen. — Gewiß werden manche Kinderbriefe an Hindenburg in der Tat von „eitlen Müttern oder hysterischen Gouvernanten" verfaßt sein, man kann sich ja auch denken, aus welchem Milieu am meisten, werden manche der „ungereimten Reimereien" von den allmählich nun schon etwas verbrauchten „dichtenden Backfischen" stammen. Aber welche rohe Oberflächlichkeit in diesen Verallgemeinerungen! Welche unfähige Wunschlosigkeit, volkspsychologische Vorgänge überhaupt verstehen zu wollen, die aufrauschende Sturmwelle eines ganzen Volksgefühls, worin Tausende unbesinnlicher Atome nur eins sein wollen, in lediglich beleidigender Kälte abzutun. Sozusagen im Namen von „Exzellenz Hindenburg", zu dem man mit hochnäsiger Fürsorge sich betulich desto näher stellt.

Die Herren aus der wirklichen Umgebung sind da ja nicht verantwortlich zu machen. Es handelt sich um zusammengeschrapte und vermittelbarte Wiedererzählung. Immerhin können die ersten Mitteilenden absichtslos zur Stimmgabel derer werden, die ihre Erhaschungen ins Notizbuch kritzeln, um sie dann nachher in der Sauce ihres als unterhaltend vermeinten Spottes darzubieten.

Mit den gelegentlichen Feuilletons aus dem kaiserlichen Kabinett, mit der öffentlichen Preisgabe von privaten, oft rührenden Bittgesuchen an die allerhöchste Stelle, die manches Mal treuherzige, schöne Anerbietungen sind und zum Lohn dann als komisch und zur „Belustigung" durch alle Blätter laufen, ist es dieselbe Geschichte. Die Redaktionen, die diese Dinge aufnehmen oder sie gar veranlassen, denken zu wenig daran, welchen sehr schlechten Dienst sie dem Herzensvertrauen des Volkes zu der Person des Monarchen erweisen, und wie viele ihrer feiner empfindenden Leser derartige Mitteilungen mit Verstimmung aus den Händen legen.

Die Deutschen in ihrer Gesamtheit sind kein taktloses Volk. Aber es unterscheidet uns von den — in Wirklichkeit viel roheren — romanischen Nachbaren, daß gewisse neuere Kulturmittel und Kulturzentren durch ihre tatsächliche Wirkung daran arbeiten, den alten natürlichen Takt aus dem Empfinden unseres Publikums herauszugewöhnen. Auch das hat seinen Anteil daran, nicht erst seit gestern, daß trotz allen Gegengründen die übrigen Völker zugänglich dafür wurden, die Banausie und Barbarei der Deutschen als etwas Glaubwürdiges hinzunehmen. -d-

„Von weiß Gott woher“

In den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation“ beschäftigt sich der Führer der „Pazifisten“, Herr A. H. Fried, auch mit den amerikanischen Munitionslieferungen —: in welchem Sinne, das muß man mit eigenen Augen gelesen haben, um es zu glauben. Eine Dame hat ihm geschrieben, daß ihr Sohn „einem amerikanischen Geschoß zum Opfer fiel“, Herr Fried aber meint dazu:

„So ist es denn unseren Haßaposteln gelungen, den blinden Engländer-Haß auch auf Amerika zu übertragen. Es ist also möglich gewesen, im Volk die Meinung zu verbreiten, daß die Engländer, und wohl auch die Franzosen, den Krieg überhaupt nicht mehr weiterführen könnten, wenn sie nicht Kriegsmaterial von Amerika bekämen. Es ist doch klar, daß ein Reich von der Größe des britischen sich das nötige Material von wo anders beschaffen würde. Es könnte dies im eigenen Lande erzeugen, oder aus Kanada, Skandinavien, Südamerika und von weiß Gott wo noch her beziehen.“

Die „Tägl. Rundschau“ fragt mit Recht, ob denn der Urheber dieser köstlichen Sätze die letzten Monate verschlafen habe: „Ganz England ist in Siedehitze über die Munitionsfrage geraten, ein ‚Munitionsminister‘ wird ernannt, um Munition zu beschaffen, die Zeitungen gestehen offen ein, daß trotz aller Anstrengungen nichts Befriedigendes erreicht sei, sie sagen ebenso offen, daß bei den Russen die Munition knapp geworden — da kommt der Pazifist und meint seelenruhig, daß, wenn Amerika nicht liefern würde, England ja leicht ‚von weiß Gott woher‘ (vom Monde?) sich Munition verschaffen könne. Harmlosigkeit ist eine Tugend, doch kann sie auch mißbraucht werden. Und so möchten wir denn dem weltfremden Pacificus sagen, daß jene Dame völlig recht hatte, und daß es keiner künstlichen Aufreizung bedurfte, wenn ganz Deutschland einmütig klagt und anklagt: ‚Ohne Amerikas Munition wäre der Krieg schon zu Ende!‘“

Manche Pazifisten scheinen die Dinge dieser Welt auch „von Gott weiß woher“ zu betrachten.

*

Das Karnickel

Zu der bekannten Rede des Reichskanzlers wird in der „Tägl. Rundschau“ bemerkt, sie sei zwar eine vernichtende Anklage der verhängnisschweren Einkreisungspolitik Eduards VII., „zugleich aber auch ein höchst lehrreiches Kapitel diplomatischer Psychologie und Kunst der Menschen- und Völkerbehandlung, worüber später noch manch interessanter Beitrag zu schreiben sein wird. Denn daß die deutsche und die britische Psyche dauernd aneinander vorbeigeredet haben und der englische Argwohn um so stärker und mißtrauischer auflebte, je lauter Deutschland seine uneigennützige Friedensliebe beteuerte, das zeigt die Kanzlerrede mit hüllenloser Deutlichkeit. Der britische Schelm, der seit Jahrhunderten gewohnt war, seine Macht zur Vergewaltigung anderer Völker zu mißbrauchen, konnte sich gar nicht vorstellen, daß hinter dem Busch der stark betonten Friedensliebe nicht auch ein Erzschelm saß, der nur England ‚einzuwickeln‘ suchte, um Europa zu überfallen und zu vergewaltigen, sondern ein wirklich harmloser deutscher Michel, der in Ruhe seinem Welthandel nachzugehen gedachte.“

*

Die Moral? Der Löwe soll sich nicht wie ein Karnickel gebärden. Sonst ist er wirklich — ein Karnickel. Und es hilft ihm nichts —: „Das Karnickel hat angefangen.“

*

Schlaglicht

Deutschland alle nicht rein deutschen Gebiete abzujagen, erklären auch die in ihrem Haß maßvolleren ausländischen Sozialdemokraten für das Ziel des Weltkrieges. (Vgl. Türmers Tagebuch, Heft 20, S. 565.) Wenn sie dabei Elsaß-Lothringen für ein französisches Volksgebiet halten, so haben wir das teils der englisch-französischen allgemeinen Unwissenheit, teils aber auch — unseren eigenen Verfehlungen, die wir ja nicht zu verewigen brauchen, zuzuschreiben. Dies nebenbei. Kann sich aber impulsiver als durch diesen nationalistischen Eifer der ausländischen Ge-

nossen aussprechen, daß die „Internationale“, wie sie's von Anfang war, so auch in keiner Zukunft etwas anderes sein würde als die begeisternde Leimrute für deutsche Fremdseligkeit? H.

*

Die Werke haben uns doch nichts getan!

Zum Streite um die fremden Dichter und Künstler, die uns der Reihe nach beschimpft haben, stellt Peter Paul Schmitt in der „Tägl. Rundschau“ eine lehrsame Betrachtung an. Dieser Streit habe etwas Unbehagliches, man wisse manchmal nicht recht, auf welcher Seite man eigentlich steht. „Auf der einen wird man durch den gutgemeinten Dilettantismus der ‚Deutschtümler‘ abgeschreckt, auf der andern fühlt man die kalte oder falsche Überlegenheit der internationalen Allerweltsfreunde, die sich mit der Weltgeschichte, wie sie sich nun einmal um uns herum abspielt, nicht in Einklang bringen läßt. Da bleibt einem zwar noch der bekannte goldene Mittelweg, aber er gerade ist schuld daran, daß man je nach Laune und Gegenstand und den guten Gründen des letzten Diskussionsredners hin und her schwankt. Man beneidet fast die aufrechten Männer, die sich ihre Meinung ein für allemal gebildet haben und sämtliche Gegengründe angehört und ungelesen ablehnen.

Ich gehöre nicht zu diesen aufrechten Männern und verfolge schon eine geraume Weile den Bandwurm von Erörterungen, der sich um diese Fragen gesponnen hat. Da schneiden die ‚Deutschtümler‘ nicht besonders günstig ab, und man bekommt es manchmal mit der berühmten Angst vor seinen guten Freunden. Ihre Sache schien gar verloren, als ein Wort der Ricarda Huch in die Wagschale geworfen wurde: ‚Es gibt doch nur eine Kunst, und nicht seine Herkunft, nur seine Qualität kann ein Werk aus ihrem Bezirk ausschließen. Mögen gegnerische oder neutrale Künstler uns hassen oder beleidigen, ihre Werke haben uns nichts zuleide getan, und wer sie liebt, sollte das Recht haben, sie weiter zu lieben, wer sie besitzt, sich ihrer zu erfreuen.‘ Nun konnte ich also ruhig meinem Jungen zum Geburtstag die Dschungelgeschichten von Kipling schenken, denn wenn uns Kipling auch aufs schmählichste beleidigt und uns die Ehre vor der ganzen Welt abgeschnitten hat, die Dschungelgeschichten haben uns wirklich nichts zuleide getan, wahr und wahrhaftig nicht.

Für einige Tage war meine Ansicht nun glücklich festgelegt, bis ich von den zwei gefangenen Deutschen Hinz und Kunz hörte, die irgendwo im tiefsten Rußland der Willkür eines Polizeibüttels ausgesetzt waren. Dieser Polizeibüttel kam von Zeit zu Zeit in das Loch, in dem die beiden Gefangenen hausten, und dann gab es manchmal Fußtritte, und hin und wieder spuckte er ihnen auch ins Gesicht, breit und fett und klatschend, er hatte darin eine große Übung. Einmal aber, aus Laune oder Besoffenheit, im Rausch kommt ja erst der gutmütige Russe zum Vorschein, gab er jedem eine Zigarre. Hinz nahm sie, aber Kunz wies sie verächtlich zurück. ‚Wie kannst du von diesem Kerl, der dir ins Gesicht gespuckt hat, eine Zigarre annehmen?‘ sagte Kunz entrüstet. ‚Nun, warum nicht,‘ antwortete Hinz, ‚die Zigarre hat mir doch nischt getan!‘ und unbekümmert blies er ihm den Rauch ins Gesicht.

Diese Geschichte braucht keiner zu glauben, sie ist auch gar nicht wahr, wiewohl in Rußland noch ganz andere Dinge passieren — aber um ihre Moral lasse ich mich nicht mehr bringen. Ich drücke Kunz die Hand und werde hinfort auch zu jenen aufrechten Männern gehören, die ganz genau wissen, mit wem sie es zu halten haben.“

*

Gut Vlamisch — gut Platt!

Aus Torhout, einem kleinen vlamischen Landstädtchen, schreibt Viktor von Woikowsky-Biedau an den „Tag“:

Das sieht jeder, der auch nur Wochen hier im Lande war, daß die Bevölkerung von einer kleinen Minderzahl, der „Oberschicht“, mit französischem Wesen übertüncht wurde und daß erstere — ein untrügliches Zeichen für ihre

dem Deutschen verwandte Art — sich dies ohne sonderliche Aufregung gefallen ließ. Zwar gab es eine vlamische Bewegung, die durch J. Fr. Willems schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ins Leben gerufen wurde. Aber die richtete sich in erster Linie gegen die politische Zurückdrängung des vlamischen Volkes. Unterdessen umspann französische Sitte und Sprache mit goldenen Fäden die „Gebildeten". So kam es, daß jeder, der sich für etwas Besseres hält, sich heut ausschließlich in Französisch — übrigens einem meist schauderhaft klingenden — mit seinesgleichen unterhält, während das Volk durchgehends seine heimische Mundart spricht und Französisch gar nicht oder davon nur ein paar Brocken versteht. Unsere Soldaten werden von den Landbewohnern stets gut verstanden, und wenn eine Truppe versetzt wird, da brauchen es gar nicht einmal die prächtigen Burschen der Garde-Kavallerie zu sein, um rote Äuglein und hängende Köpfe zurückzulassen. Es ist ein verwandter Boden, auf dem dies bedächtige Volk wuchs; die „Sommerfrische" hier mutet nicht gar viel anders an als ein Aufenthalt in den niederdeutschen, friesischen oder mecklenburgischen Gauen unseres Vaterlandes, in denen der Landmann auch sein Platt spricht.

*

Poveretto!

Man kann es den Engländern nachfühlen, daß sie von den Leistungen ihrer italienischen Söldner einigermaßen enttäuscht sind. Sie halten sie aber so fest an der Strippe, daß sie ihren Gefühlen, wenn sie gerade in der Laune sind, auch keinerlei Zwang antun. Nachdem das englische Blatt in Kapstadt das Kaufobjekt von allen Seiten sachverständig gemustert hat, gelangt es zu der sorgfältig abgewogenen Schätzung: Die Italiener dürften sich gut einzuschießen verstehen mit den Maschinengewehren, sie seien das Orgeldrehen schon gewöhnt.

Wenn nun die Engländer auch noch der Entlohnung ihres Italiano den Tarif für die früher gewohnte Kunstübung zugrunde legen?

Gr.

*

Die Kathedralen

Die „Guerre mondiale" erzählt aus dem Munde französischer Offiziere von einem trefflichen Richtkanonier, der imstande ist, mit dem ersten Schusse Kirchturmspitzen zu beseitigen und bei der Belobung hierfür sich als Pfarrer im Zivilleben entpuppt. Merkenswert ist dabei der französische Satz: „Auf diesem Glockenturme standen Maschinengewehre, Signaleinrichtungen, alles, was hinaufgehört."

*

Ein guter Rat

Die Furcht vor einer deutschen Invasion läßt in englischen Gemütern tropische Früchte reifen. Selbst ernsthafte Blätter wie die „Times" verlieren das seelische Gleichgewicht, sobald jemand diese Frage anschneidet. Anderenfalls hätten sie, wie die „Berl. Volksztg." nicht mit Unrecht annimmt, doch wohl kaum die Zuschrift eines Herrn Georg Birdwood abgedruckt, der lange in Indien gelebt zu haben scheint, und der sich „über die verschiedentlich aufgeworfene Frage, was im Falle einer ernstlichen Invasion dieses Landes (Englands) durch die Deutschen die Pflicht patriotischer Frauen sei", wie folgt ausläßt:

„Die Frauen der Kschatrigas, also der Kriegerkaste von Indien, pflegten, wenn ihre Männer und Söhne nicht länger imstande waren, sie gegen einen barbarischen Feind zu verteidigen, zusammenzukommen, um einen gewaltigen Scheiterhaufen zu errichten. Diesen bestiegen sie mit ihren Töchtern und jüngeren Söhnen, setzten ihn in Brand und kamen in den Flammen um. Gleichzeitig stürmten alle alten Männer, das Schwert in der Hand und nach rechts und nach links mordend, gegen den Feind, bis sie selbst bis auf den letzten Mann erschlagen waren. In diesem Sinne des Heiligen Krieges der Radschputen sollten die Frauen und die alten Männer des Vereinigten Königreichs (Großbritanniens) handeln, wenn sie sich einer gleichzeitig so schrecklichen und so begeisternden Sachlage gegenübersähen. Die Sünde des Selbstmordes kann

bei einem derart adelnden Opfer zu Ehren unseres Landes nicht in Frage kommen. Daß sich irgend jemand von uns in einem Kohlenkeller verbergen könnte, ist unausdenkbar usw."

Die englischen Damen und „alten Herren" werden Herrn Georg Birdwood für den guten Rat nicht sehr dankbar sein.

*

Gegen die Flaumacherzunft

Einem Aufsatze des Abgeordneten Bassermann in nationalliberalen Blättern über die Kriegslage entnimmt die „Kreuzzeitung" folgende Schlußsätze:

„Gewaltig, wie dieser Krieg ist, ungeheuer, wie die Blutopfer sind, die gebracht werden müssen, so reich müssen auch die Früchte sein, die uns diese blutige Saat bringt. Von einer Politik, die an eine Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege denkt, kann nicht die Rede sein. So gewaltige Erschütterungen, wie sie heute die europäische Welt durchlebt, müssen entsprechende Umwälzungen bringen. Der Sieger, der in Millionen seiner besten Söhne sein Leben einsetzt für das Vaterland, will aus dem Kriege ein größeres und stärkeres Reich heimbringen, die Sicherung der Zukunft gegen neuen frevelhaften Krieg. Man möge sich in die Seele unserer Feinde versetzen, man möge sich erinnern an das, was uns angekündigt war: was würde aus Deutschland geworden sein, wenn es dem feindlichen Ansturm gelungen wäre, uns niederzuwerfen? Das Reich wäre zerschlagen und aufgeteilt worden, und von Schwächlichkeit und Sentimentalität hätten sich dabei unsere Gegner nicht leiten lassen. Glänzend ist die Kriegslage dieses Sommers; die kommenden Monate werden uns neue große Erfolge bringen und heute mehr als je zuvor muß eine energische, zielbewußte, starke Politik die Parole sein. So will es das Volk, das für das gefährliche, die nationalen Interessen schädigende Gebaren der Flaumacherzunft kein Verständnis, sondern entschlossene Ablehnung hat."

*

Der Tod im Dienste des Dreiverbandes

Die seltsame Reihe „politischer" Todesfälle in diesem Kriege erinnert die „Ärztliche Rundschau" an die bakteriellen Morde des berüchtigten Frankfurter Giftmörders Hopf (vgl. Türmer XVI. Jahrg., Heft 6, S. 927 ff.). Wer irgend im feindlichen Auslande oder auch in „neutralen" Ländern als anständiger und charaktervoller Mann im Verdacht stand, nicht ganz einverstanden mit den kriegerischen Absichten des Ministers Grey und seiner russischen Helfershelfer zu sein, den ereilte mit unfehlbarer Sicherheit und stets im rechten Augenblick der Tod. Die Ermordung Jaurès' in Paris wird wohl nie aufgeklärt werden, und die Mordpläne des englischen Gesandten in Norwegen werden schwerlich ihre Sühne finden. Sie waren auch so grobschlächtig, daß sie nur durch brutale und mit reichen Mitteln arbeitende Mörder, die also weiter kein gerichtsärztliches Interesse bieten, ausgeheckt sein können. Feiner und schließlich wohl auch billiger arbeiteten, wie es scheint, die Kreaturen Greys bei dem auffallenden Leiden des Königs von Griechenland, der die Intrigen des durch England bestochenen Ministers Venizelos durchschaut hatte und dann auf einmal an den Erscheinungen einer Blutvergiftung daniederlag, die durch die Berufung zweier deutscher Ärzte noch gerade geheilt wurde. Als im Herbst 1914 der italienische Minister San Giuliani als redlicher Mann auf der Einhaltung des Dreibundvertrages mit Österreich und Deutschland bestand, mußte er sich sofort aufs Krankenlager legen, das bald mit Tod abschloß. Die von den Zeitungen berichteten Krankheitserscheinungen deuten auf eine bakterielle Vergiftung nach Art der Frankfurter. Eine solche wurde auch Giolitti angedroht, der sich als vorsichtiger Mann zunächst nach seiner Heimat zurückzog, wo er die Siege der Zentralmächte abwartet, um sein italienisches Vaterland wenigstens durch einen günstigen Friedensschluß vor dem gänzlichen Ruin zu bewahren. In London wundern sich die Ärzte allgemein über die häufigen und seltsamen Todesfälle älterer und friedlich

gesinnter Männer. Trotzdem in diesem Frühjahr keine Influenza und keine sonstige Epidemie herrschte, sterben ältere Herren dahin wie die Fliegen, und zwar merkwürdigerweise immer solche, die einen großen Freundeskreis haben und als friedliebend bekannt sind. Wahrlich der berüchtigte Richard III. ist ein bescheidener Stümper gegen die derzeitigen Machthaber! Wer aber wird es in England wagen, gegen diese Diplomaten vorzugehen und dabei sein eigenes Leben zu riskieren?

In dieser Aufzählung sind scheint's noch einige der gar plötzlich Gestorbenen vergessen worden. Wie und warum starb jäh König Karol von Rumänien, den sein Volk durchweg liebte und verehrte? Daß der tüchtigste und mit klarstem Weitblick begabte russische Staatsmann Graf Witte, der rechtzeitig an eine vernünftige, sein Vaterland vor neuen, ebenso gräßlichen wie vergeblichen Blutopfern bewahrende Versöhnung mit dem benachbarten, stets freundschaftlich bewährten Deutschen Reich dachte, keines natürlichen Todes, etwa aus Altersschwäche, gestorben ist, weiß jedermann.

Die Anschläge der Engländer, Franzosen und Russen auf maßgebende, dem Dreiverband nicht mündelsicher folgsame hochragende Persönlichkeiten sind doch besonders erwiesen durch die Enthüllungen türkischer Blätter über die Kopfpreise, die der Dreiverband auf Enver Pascha und Talaat Bey und andere patriotische Staatsmänner im Osmanenreich ausgesetzt hat. Die Mörder Mahmud Schewkets flüchteten sofort in das Haus eines Malthesers, und der Dragoman der britischen Botschaft nahm sich ihrer, wenn auch vergeblich, mit echt englischer Frechheit an. Kurz nach seiner Entsendung von Konstantinopel nach London schied der deutsche Botschafter Freiherr v. Marschall-Bieberstein aus dem Leben. Und den jetzigen, von England lange vorbereiteten, von Rußland gewünschten und von Frankreich geierhaft ersehnten Krieg eröffnete der Mord von Serajewo. Ist das alles nun, fragen die „Hamburger Nachr." mit Recht, ohne Zusammenhang? Den Mord von Serajewo, verübt durch Serbien, einerlei welcher Staatsangehörigkeit, angestiftet nachweisbar durch den serbischen Staat, kennen wir aus den Gerichtsverhandlungen ganz genau. Die Meuchlerei des in Sir Edward Greys Diensten stehenden Gesandten M. de C. Findlay wider den Irenführer Sir Roger Casement kennen wir ebenso genau. Daß der König von Griechenland unter schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt ist, wissen wir auch. Und über Wittes Tod schwebt ein deutsames Geheimnis. Der Burenführer Delarey wurde eigentlich nur „aus Versehen" überfallen und ermordet. Sie alle starben — zufällig — „sehr gelegen". König Ferdinand von Bulgarien sollte bekanntlich auch dran glauben, entrann aber noch dem ihm freundlichst „vorgesehenen" Schicksal. Wer wird der nächste sein? —

So ward der Winter britischen Mißvergnügens glorreicher Sommer durch die Sonne Greys. Und weiter hören wir die krächzende Stimme von Shakespeares Richard III.: Ward je in solcher Laun' der Tod gefreit? Ward je in solcher Laun' ein Krieg begonnen?

*

Sie wollen tanzen

Ja, was geht sie der ganze „Rummel", der ganze Weltkrieg an? Sie wollen tanzen; tanzen und tanzen lassen wollen sie! Es muß ihnen erst begründet und bewiesen werden, warum in jetziger Zeit das Tanzen verboten ist, sonst können sie sich das gar nicht erklären. Auch dem Vorstand des Schleswig-Holsteinischen Wirteverbandes, der sich durch die Handelskammer in Altona an das Generalkommando gewandt hatte, mußte von diesem erst ein Talglicht aufgesteckt werden. In der Antwort des kommandierenden Generals heißt es:

„Das Ergebnis der von mir in der Frage des Tanzverbotes veranlaßten Ermittlungen hat mich nicht davon überzeugen können, daß durchgreifende Gründe für eine Aufhebung des Tanzverbotes vorhanden sind. Die Erwägungen ethischer Art, die das Tanzverbot rechtfertigen, sind so weitgreifend, daß ich es mir versagen muß, sie hier erschöpfend zu erörtern. Ich will nur hervorheben, daß vor Er-

laß des Verbotes nicht bloß in großen, ernster gerichteten Kreisen der Bevölkerung an Veranstaltungen von Tanzlustbarkeiten während des Krieges in hohem Grade Anstoß genommen ist, sondern daß auch die Soldaten im Felde in Briefen, die zur Kenntnis des stellvertretenden Generalkommandos gelangt sind, mit Entrüstung und mit Bitterkeit sich darüber äußerten, daß, während sie Leib und Leben für das Heil des geliebten Vaterlandes einsetzten, in der Heimat sich noch Neigung für ausgelassene Tanzlustbarkeiten fände. Ich muß es für durchaus zutreffend erachten, wenn in einer auf meine Rundfrage mir zugegangenen Antwort von einer Seite erwidert wird: ‚Weiten Kreisen unseres Volkes ist es noch immer nicht in vollem Maße aufgegangen, was in diesem Kriege auf dem Spiele steht.' Diese kurzsichtige Selbsttäuschung und träge Sicherheit kann keine bessere Stärkung erhalten, als wenn das Generalkommando das ‚Es hat keine Not mehr' durch Aufhebung seines Verbotes bestätigt. Aber die dadurch geförderte Vertrauensseligkeit würde die Stoß- und Widerstandskraft sowie die Opferwilligkeit unseres Volkes in der verhängnisvollsten Weise schädigen."

Es ist wirklich noch alles Mögliche von dem Herrn kommandierenden General, daß er sich zu einer solchen ausführlichen Antwort herbeigelassen hat. Aber in manchen Köpfen muß erst ein „großes Reinemachen" veranstaltet werden, bevor sie auch das Selbstverständliche als entdecktes Neuland mehr oder weniger freudig in Besitz nehmen können.

*

Sie müssen schlecken

Endlich ist mit Ende August für Berlin ein Schlagsahneverbot erlassen worden. Aber — wie die Berliner Blätter berichten — „die Not (!) hat die Konditoren erfinderisch gemacht. Um ihren Gästen Apfel- und Kirschkuchen, Windbeutel und Torten nicht ganz ohne süße Zugabe darzureichen, geben sie jetzt, wahrscheinlich ‚auf vielfachen Wunsch', Vollmilchcreme oder Vanillecreme oder wie die gelbliche Masse sonst noch heißen mag, dazu. Die Creme ist dicker, aber im Geschmack ähnlich wie Schlagsahne. Sie besteht aus Vollmilch oder süßer Sahne, etwas Butter, Zucker und Vanille. Natürlich wird hierbei auch Sahne gebraucht, wenn auch nicht so viel wie bei Schlagsahne, und die Verwendung dieser Zugabe ist zulässig."

Also die Not hat die Berliner Konditoren „erfinderisch" gemacht. Als „Not" wagt man in dieser Zeit zu bezeichnen, wenn unverbesserliche Schleckmäuler ihren lüsternen Gaumenkitzel nicht voll zu befriedigen vermögen, und als „erfinderisch" umschreibt man eine gewinngierige Gaunerei, die eine vom Volkswohl gebotene Maßregel entwertet. Wir hoffen, daß sich der Oberbefehlshaber in den Marken nicht ungestraft derartiges gefallen läßt. St.

*

Die Geschmacksbildner nach dem Kriege

Herr Siegfried Jacobsohn hat den freigebigen Mann, der ihm die Millionen für die Tageszeitung der Zukunft stiftet, noch nicht gefunden, und so ist er gezwungen, in seinem Wochenblättchen sich auszutoben. Dafür berstet denn auch die „Schaubühne" bis in die letzte Zeile von „Geist". So bringt Nr. 28 ganz am Ende noch in der Form einer Briefkastenantwort eine Verulkung der üblen Geschmacksverirrungen, die in manchen Kriegsandenken jetzt wahre Orgien feiert. Das wäre ganz schön. Aber Meister Siegfried schließt: „Lassen wir der Braut jedes Soldaten, der sich auszeichnet, das Recht zur wildesten Ausschweifung des Geschmacks. Für den guten Geschmack werden schon die Bräute der Untauglichen und wir selbst sorgen." — Herr Siegfried Jacobsohn, der uns schon die Zeitung der Zukunft schenken will, bemüht sich um das deutsche Volk entschieden zuviel. Er so wenig, wie die Bräute anderer Bresthafter scheinen uns die berufenen Geschmacksbildner einer deutschen Zukunftskultur, die wir uns gesund und stark erhoffen. St

*

Wir und die Herren Gefangenen

Der „Kieler Volkszeitung“ wird geschrieben:

Mir ist ein Gefangenenlager bekannt, wo sich vor kurzem „die Herren gefangenen Offiziere“ beschwerten, da sie keine Pellkartoffeln essen wollten. Nun ist uns Bürgern doch empfohlen worden, um möglichst zu sparen, daß wir die Kartoffeln mit der „Pelle“ kochen sollten, um sie nahrhafter zu halten. Auch hat z. B. die Kgl. Eisenbahnbehörde für die Bahnhofswirtschaften eine diesbezügliche Verfügung erlassen. Aber nun höre und staune man: Die Beschwerde hatte „Oben“ den Erfolg, daß diese Herren jetzt sogen. Salzkartoffeln (also ohne Schale gekocht) bekommen. Was die Art des ihnen vorgesetzten Fleisches angeht, so möchte ich wohl dorthin meinen Mittagstisch verlegen, denn eine derartige Qualität steht zurzeit den Bürgern wohl kaum zur Verfügung. Ich verstehe wohl den Sinn der Maßnahmen der Behörden; denn dieser entspricht dem deutschen und dem christlichen Charakter: Glühende Kohlen sammeln und Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen. Aber um auf die französische Regierung einen Druck auszuüben, auch unsere Gefangenen anständig zu behandeln, dürfte es wohl sicher kein Fehler sein, wenn hier eine Änderung getroffen würde, damit vielleicht dadurch die französischen Logenbrüder zur Besinnung kommen.

*

Es geht nicht ohne sie!

Ein Freuen ging durch die Kunstwelt, daß wir nun endlich von der Hochflut des Kitsches, mit dem Paris jährlich gewisse deutsche Kunsthandlungen überschwemmte, befreit sein würden. Aber weit gefehlt! Die wunderschöne französische Kunst blüht munter in unsrer Mitte! Und zwar im — Gefangenenlager zu Holzminden. Wer es genießen will, kann für 1 ℳ Eintritt — derselbe Preis wie bei unsren deutschen Kunstausstellungen! — die Kunst unsrer lieben Gefangenen besehen. Der Internierte Aktuarpus, ein naturalisierter Franzose, schrieb über die Ausstellung einen sechs Spalten langen, von Entzücken triefenden Bericht, natürlich insbesondere über die Leistungen der Franzosen. So zu lesen in einem süddeutschen Blatt unterm 14. August 1915. Wir haben in demselben Blatte seit dem Kriege noch keinen Sechsspaltenbericht über deutsche Kunst gefunden! Aber freilich, die Franzosen! Eine Kußhand den Franzosen! Civis.

*

Der Fluch des Aktuellen

Immer wieder durchgeistert dieselbe Frage die Spalten unserer Presse: Warum haben wir noch keine Kriegskunst? Warum ist das große Drama, das große Gemälde, die große Plastik, kurz das in seinem ganzen Wesen den Völkerkrieg verkörpernde Kunstwerk noch nicht da? Da sind die Kinos, die Lichtbildtheater und unsere einzigen Romanbeilagen der Kunst doch zehnmal voraus!

Ja, es ist wirklich merkwürdig, was die Kunst für eine langweilige Maschine ist! Ist es nicht geradezu lächerlich, daß nicht schon zu Wallensteins Zeiten ein Schiller, zu Egmonts und Berlichingens Zeiten ein Goethe da war, um die Leute sofort literarisch zu verewigen? Und wie erklärt es sich eigentlich, daß nicht schon hinter einem Busch auf dem Ölberg ein Dürer stand, um Christi Todesangst frischweg nach dem Leben zu zeichnen? Wie kommt es überhaupt, daß die gesamte christliche Kunst nicht schon fix und fertig war, als Christus im Grabe lag?

Unbegreiflich!

Der kulturelle Verdauungsapparat arbeitet an nichts langsamer als an den großen Dingen. Es ist wirklich nichts damit getan, wenn unsre Künstler schockweise als Leichenfledderer großer Ereignisse über die Schlachtfelder bummeln. Davon kommt's nicht! Davon kommt's nicht! Wir kriegen lebendige Filme zurück, weiter nichts! Wandelnde lebendige Filme. Und das rasselt nachher in Feuilletons, Kriegsheften, Kriegsflugblättern, Kunstblättern und so weiter ratternd herunter.

Aber halt — Kunstblätter! Da gibt es ja so viel einfachere Lösungen. Haben Sie schon das wundervoll aktuelle Dürer-Blatt

gesehen? Dürers Ritter, Tod und Teufel, nur daß der Ritter ... den Kopf Wilhelms II. aufgesetzt hat. In allem Ernst. Einem bekannten Berliner Verlag ist das passiert. Und dann wieder das Bismarck-Blatt! Bismarck-Roland aus einem Sarge krabbelnd und dabei der Vers aus Heines „Grenadieren" — Sie wissen doch, wo Schumann die Marseillaise dazu schrieb —: dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab . . .

Ach Kunst! Was ist denn da überhaupt dabei! Nichts ist einfacher, als so etwas „herzustellen" . . . Civis.

*

Unverbesserlich

Die große Berliner „neue Opernschule", die unter Leitung des bekannten Kammersängers Hermann Gura steht, hat zur Schlußfeier mit ihren vorgeschrittenen Schülern eine Opernaufführung veranstaltet und dabei „Madame Butterfly" von Giacomo Puccini dargeboten. Es ist allmählich langweilig, diesen Leuten von der öffentlichen Kunstmacherei immer wieder vorzurechnen, wieso ihre Ausländerei dumm und würdelos ist. Da sie selbst nicht fühlen, was eigentlich dazu gehört, von deutschen Jünglingen und Mädchen vor einer deutschen Zuhörerschaft im elften Kriegsmonat das Werk eines Italieners aufzuführen, der sich obendrein persönlich in gröbster Weise gegen uns ausgesprochen hat, muß ihnen der Sinn für völkischen Anstand fehlen, und es ist wenig Aussicht vorhanden, ihnen einen solchen mit Worten einbläuen zu können; dazu bedürfte es anderer Mittel, und man sehnt sich immer mehr nach der Wirkung der deutschen Faust auch im Kunstleben.

Aber hier ist noch anderes zu erwägen. Puccinis „Madame Butterfly" ist von unserer königlichen Hofoper mit Vorliebe aufgeführt worden, und es ist sicher, daß der Bühnenerfolg, den das Werk in Deutschland gehabt hat, mit in erster Linie auf die ausgezeichnete Berliner Aufführung, die von einer wundervollen Ausstattung unterstützt war, zurückzuführen ist. Die Herren Theaterdirektoren und königlichen Intendanten berufen sich, sobald man sie wegen ihrer Ausländerei angreift, auf die hervorstechenden Theatereigenschaften der italienischen Opern. Ich möchte den Besucher der „Madame Butterfly" kennen lernen, der diese wertvollen Theatereigenschaften in dem Werke selbst entdeckt hat. Puccinis Musik ist selbst in seinen besten Werken eine Kunst der kleinen Mittel. Sogar die vielgerühmte Kantilene der „Bohême" ist im Grunde kurzatmig und hat nichts vom Zauber der alten italienischen Melodie. Das Orchester ist sicher „geistreich" gemacht, aber auch hier nur eine Kunst der kleinen Mittel. Bei der „Bohême" zieht der Stoff. Murgers Roman wird auf junge Leute immer einen unverwüstlichen Zauber üben, und auch die älteren Jahrgänge erquicken sich gern an Künstlerleichtsinn und Künstlerelend, erst recht, wenn um das Ganze die Brühe der Sentimentalität und weichlicher Sinnlichkeit gegossen ist.

Wie bei allen jungen Italienern zeigt sich die innere Verlogenheit dieser dickaufgetragenen Gefühlsschwelgerei auch bei Puccini in seinem Hang zu wüster Roheit. Die Brutalität der „Tosca" überbot er noch mit der Kinodramatik des „Mädchens aus dem goldenen Westen". Aber auch für diese beiden Werke gebe ich den skrupellosen Theaterdirektoren zu, daß die Handlung „aufregt" und also dem rohen Theatergeschmack entgegenkommt. „Madame Butterfly" dagegen ist eines der langweiligsten Opernbücher, die je geschrieben worden sind, und das will was heißen. Obendrein eines der verlogensten. Daß eine japanische Geisha mit einer überdeutschen Gretchenhaftigkeit lediglich der Sehnsucht nach ihrem fernen amerikanischen Geliebten lebt und uns einen vollen Akt hindurch nur von ihren reinen Liebesgefühlen unterhalten darf, ist gewiß ein starkes Stück. Was der Held weniger verlogen ist, ist er um so roher. Bringt es doch dieser amerikanische Marineleutnant fertig, mit seiner jungen Gattin den Schauplatz und die Mithelferin seines verflossenen Liebesglückes aufzusuchen.

Es wäre wirklich lehrreich, wenn uns die deutschen Bühnenleiter, die sich ja allesamt um die Aufführung dieser Oper so sehr bemüht haben, einmal die wertvollen Eigen-

schaften mitteilen wollten, um derentwillen sie dieses psychologisch unwahre, im Gefühl rohe, jeder theatralischen Spannung bare und musikalisch mindestens belanglose Werk so sorgsam gehegt haben. Sie werden auf den „Erfolg“ verweisen. Nun, Theatererfolge lassen sich machen. Man verwende die gleiche Sorgfalt und Liebe auf die Einstudierung und Aufführung deutscher Bühnenwerke, behalte sie mit der gleichen Ausdauer auf dem Spielplan, und wir werden eine lange Reihe deutscher Werke erfolgreich sehen, die jetzt entweder gar nicht vor die Rampe kommen oder nach den pflichtmäßigen drei Aufführungen für immer verschwinden. K. St.

*

Man verschone uns

In den Theaternachrichten unserer Zeitungen steht zu lesen, daß zwischen dem göttlichen Gabriele d'Annunzio und dem kaum minder überirdischen Giacomo Puccini ein eifriger Depeschenwechsel geführt wird wegen eines Musikdramas, dessen Stoff aus den gegenwärtigen Zeitläuften geschöpft werden soll.

Es ist ja sicher für unsere patentierten Geschmacksbildner bewundernswert, daß Gabriele neben seinen militärischen Heldentaten, seinen kühnen Flügen, der vielen Stunden beim Uniformschneider, der anstrengenden Tätigkeit zur Anhäufung unbezahlter Hotelrechnungen, dem Dichten patriotischer Oden und dem ausgedehnten persönlichen Reklamedienst noch Zeit für einen Depeschenwechsel und den Plan eines künftigen Musikdramas hat, das jedenfalls für uns Barbaren ganz vernichtend sein wird. Wir Deutsche aber möchten endlich mit derartigen Nachrichten verschont werden. Es ist für uns schmerzlich genug, wenn wir die Werke eines Richard Strauß von ihren embryonalen Zuständen an miterleben müssen; daß unsere Zeitungen sich aber auch dazu hergeben, für unsere grimmigsten Feinde unentwegt die Reklametrommel zu rühren, ist so würdelos und dumm, daß es damit nun endlich genug sein sollte.
St.

*

Blödscher — Dömdöm

Der Erbe des Blücherschen Namens hat sich mit einer Engländerin verheiratet, lebt völlig verengländert in London und macht in Deutschland nur durch Prozesse wegen angeblich zu hoher Besteuerung von sich reden.

Alle fremden Namen werden von den Engländern englisch ausgesprochen. Statt Blücher sagen sie Blödscher.

Dagegen sind die Deutschen bemüht, alle englischen Namen möglichst getreu englisch auszusprechen. Wer in Bremen Sutampton statt Sautämpten sagt, gilt als ungebildet. In einer höheren Töchterschule wurde den Zöglingen eingebläut, nicht etwa von Dumdumkugeln zu sprechen, sondern genau nach der englischen Aussprache Dömdöm zu sagen. Die Engländer, die ersten Schäntelmäns der Welt, könnten sich sonst über die dummen Deutschen lustig machen.

Noch immer wird in Deutschland gegen den heiligen Geist der englischen Aussprache viel gesündigt. Wollt ihr Genaues darüber erfahren, so fragt in den höheren Töchterschulen nach. Noch immer gibt es Deutsche, die sich nicht scheuen, Hamlet zu sagen statt Hämlet, wie die Engländer. Dömdöm!
P. D.

*

Der abgeblendete Heiligenschein

In einer bei Georg Müller in München erschienenen, von Hans Floerke bearbeiteten Sammlung „Das Ausland und wir“ (mit dem etwas verdächtigen Untertitel „Dokumente der Freundschaft und des Verständnisses“) spricht Bernard Shaw über den Krieg von 1870/71 und fährt dann fort:

„Von jener Zeit an hat die britische Propaganda für den Krieg mit Deutschland niemals aufgehört ... Ich verurteile die nicht, deren Agitation ich beschreibe. Aber sie müssen auch bei ihren Kanonen stehen bleiben, nun, da die Kanonen losgehen. Sie dürfen nicht behaupten, sie seien harmlose, radikale Friedensfreunde gewesen, und die Propaganda für den Militarismus und den

unvermeidlichen Krieg zwischen England und Deutschland sei eine preußische Gemeinheit, für die der Kaiser schwer bestraft werden müsse. Das ist nicht billig, nicht wahr, nicht anständig. Wir fingen es an; und wenn die Deutschen uns auf halbem Wege entgegenkamen, was sie freilich taten, so kommt es nicht uns zu, ihnen Vorwürfe zu machen. Darum laßt uns keinen Blödsinn mehr hören über den preußischen Wolf und das britische Lamm, den preußischen Machiavelli und den englischen Evangelisten. Wir können nicht jahrelang brüllen, wir seien ‚Jungens von der Bulldoggenrasse' und uns dann plötzlich für Gazellen ausgeben. Es tut mir leid, das fromme Bild mit dem Heiligenschein verderben zu müssen, das der britische Journalist jetzt sieht, wenn er in den Spiegel blickt; aber es muß getan werden, wenn wir uns an dem bevorstehenden Tag der Ausgleichung vernünftig betragen sollen."

*

Bad Harzburg

Vom herzoglichen Badekommissariat erhalten wir folgende Zuschrift:

„Im Hefte Nr. 18 des Türmers ist in einem ‚An den Pranger' überschriebenen Artikel ausgeführt, daß ein mit dem Eisernen Kreuz geschmückter verwundeter Krieger an dem angeblich einzigen Tage der Woche, wo ihm der Besuch des Kurparkes gestattet wäre, im Kurpark von Bad Harzburg gewesen und dort von einer Dame durch die Bemerkung behelligt wäre: ‚Nein, überall Verwundete; man weiß überhaupt nicht, wo man sich hinsetzen soll.' Im Anschluß daran wird der Harzburger Kurverwaltung und ihren Kurgästen schmachvolles Verhalten den Verwundeten gegenüber zur Last gelegt.

Dazu wird bemerkt:

In Bad Harzburg werden alle kranken Kriegsteilnehmer mit besonderer Liebe, Hochachtung und dem größten Entgegenkommen behandelt. Den Kriegsteilnehmern sind dort die weitgehendsten Vergünstigungen eingeräumt. Alle Angehörigen der Kriegslazarette besuchen alle Veranstaltungen der Badeverwaltung, Vorträge, Feuerwerke, Theateraufführungen und namentlich die täglichen Konzerte unter den Eichen und im Kurhause ohne jede Beschränkung und völlig kostenfrei. Sie haben nicht nur einmal in der Woche, sondern täglich und stündlich das Recht, den Kurpark, die Sonnenwiesen, das Kurhaus, überhaupt all und jede Einrichtung und Veranstaltung des Harzburger Badelebens zu benutzen. Es ist dem Herzoglichen Badekommissariat kein Fall gemeldet oder bekannt geworden, daß das übrige Badepublikum irgendeinem der Verwundeten irgendwie unfreundlich oder abweisend gegenübergetreten wäre. Wohl aber kann jeden Tag beobachtet werden, daß die Verwundeten in Harzburg und seiner Umgebung von den Kurgästen bewirtet, zu privaten Abendunterhaltungen und Wagenfahrten eingeladen, daß Sammlungen für sie veranstaltet werden u. dgl. m.

Die Angriffe des Artikels in Nr. 18 des Türmers und die daran geknüpfte Kritik entbehren also jeder objektiven Grundlage."

Wir bringen die Zuschrift vollständig zum Abdruck, trotzdem sie nach Umfang und Inhalt den Rahmen einer „Berichtigung" unserer in Heft 20 (nicht 18, wie die Zuschrift fälschlich schreibt) gebrachten Notiz hinausgeht. Vor allem kann auch ein herzogliches Badekommissariat nicht beweisen, daß der uns verbürgte verletzende Ausspruch eines Badegastes nicht gefallen ist. Wir haben deshalb auch die Badeverwaltung nicht dafür verantwortlich gemacht, wie auch die betreffende Bemerkung allgemein gehalten ist. Aber unser Zweck ist vollkommen erreicht. Die Badeverwaltungen wissen jetzt alle, daß das deutsche Volk kein Verständnis dafür hat, wenn irgendwo und irgendwie den „exklusiven" Bedürfnissen einzelner zahlungskräftiger Badegäste auf Kosten unserer Verwundeter Rechnung getragen würde. Feldgrau geht jetzt voran — auch an den Badeorten, ja da erst recht.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Kriegsausgabe
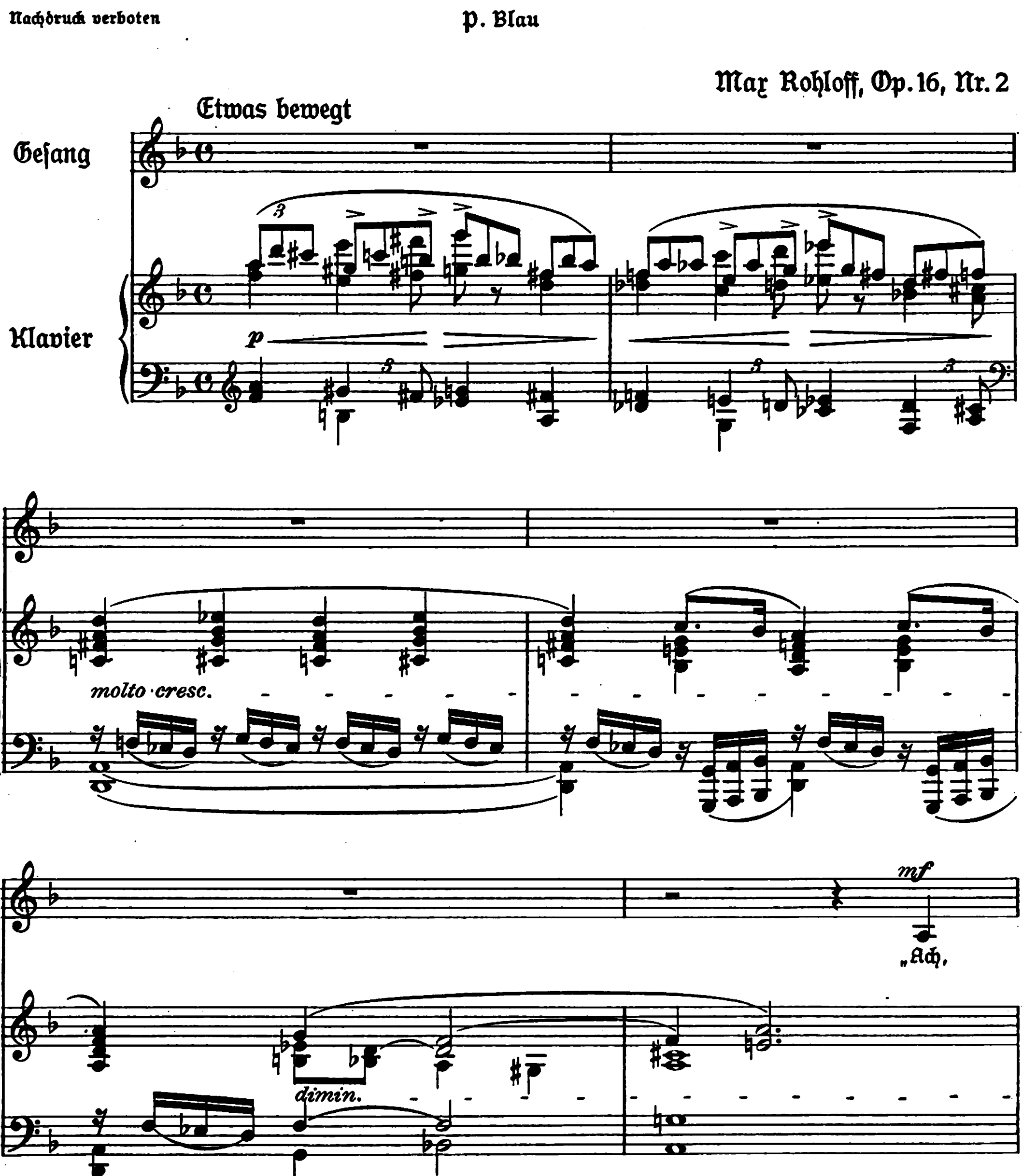
Notenbeilage zu Heft 24 — 2. Septemberheft 1915
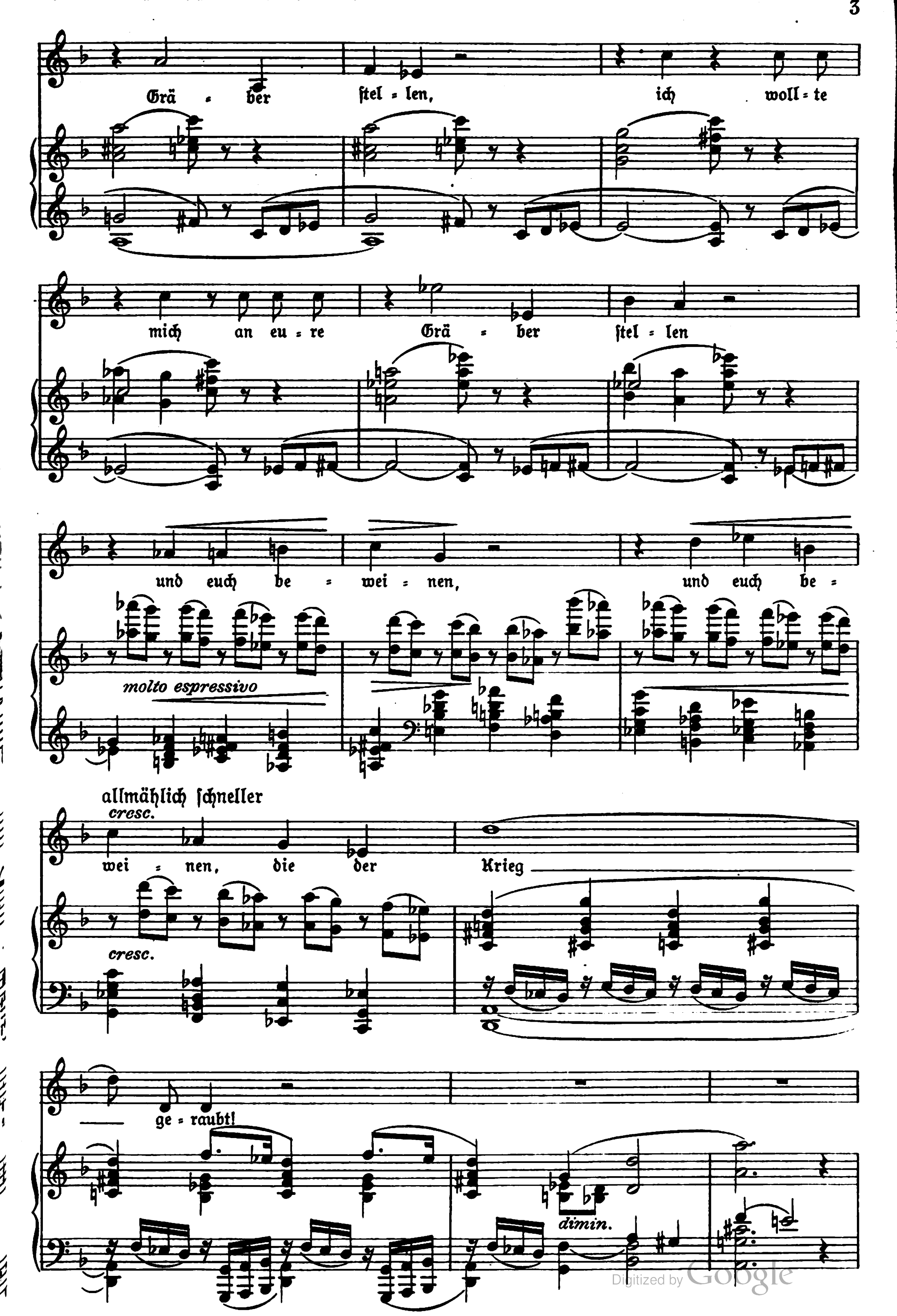
Meinem lieben Kameraden gewidmet

Den Gefallenen
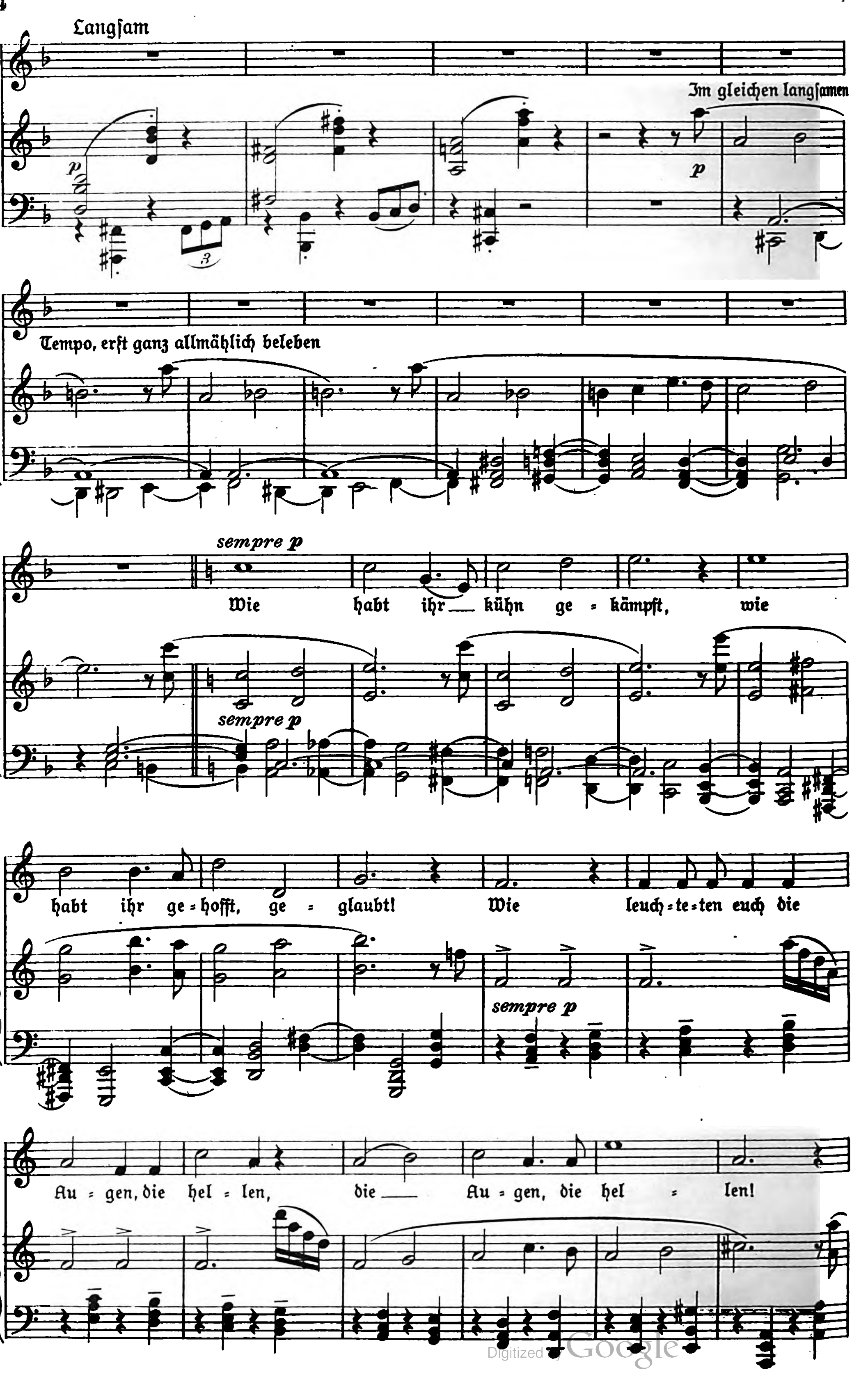
P. Blau

Max Rohloff, Op. 16, Nr. 2
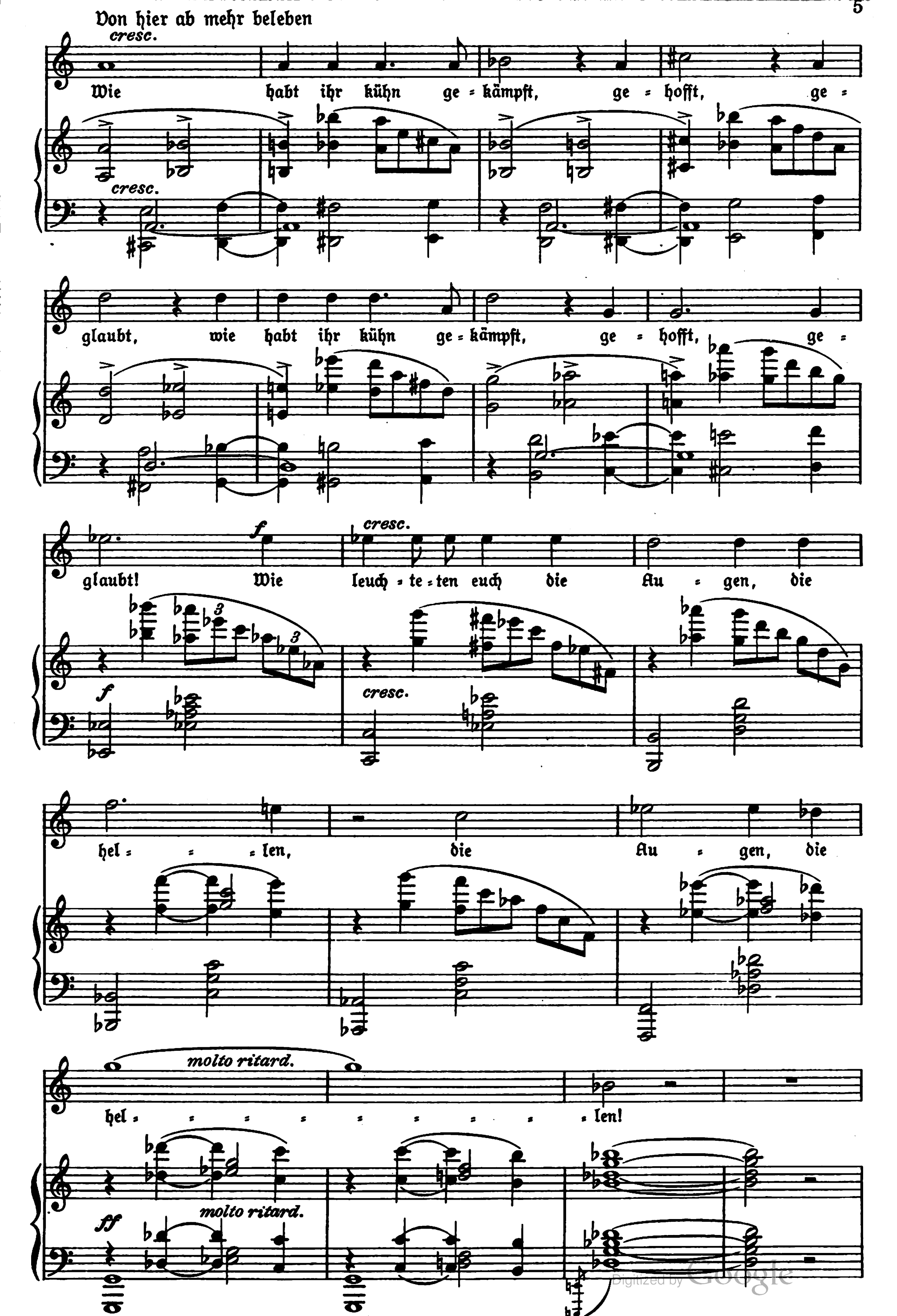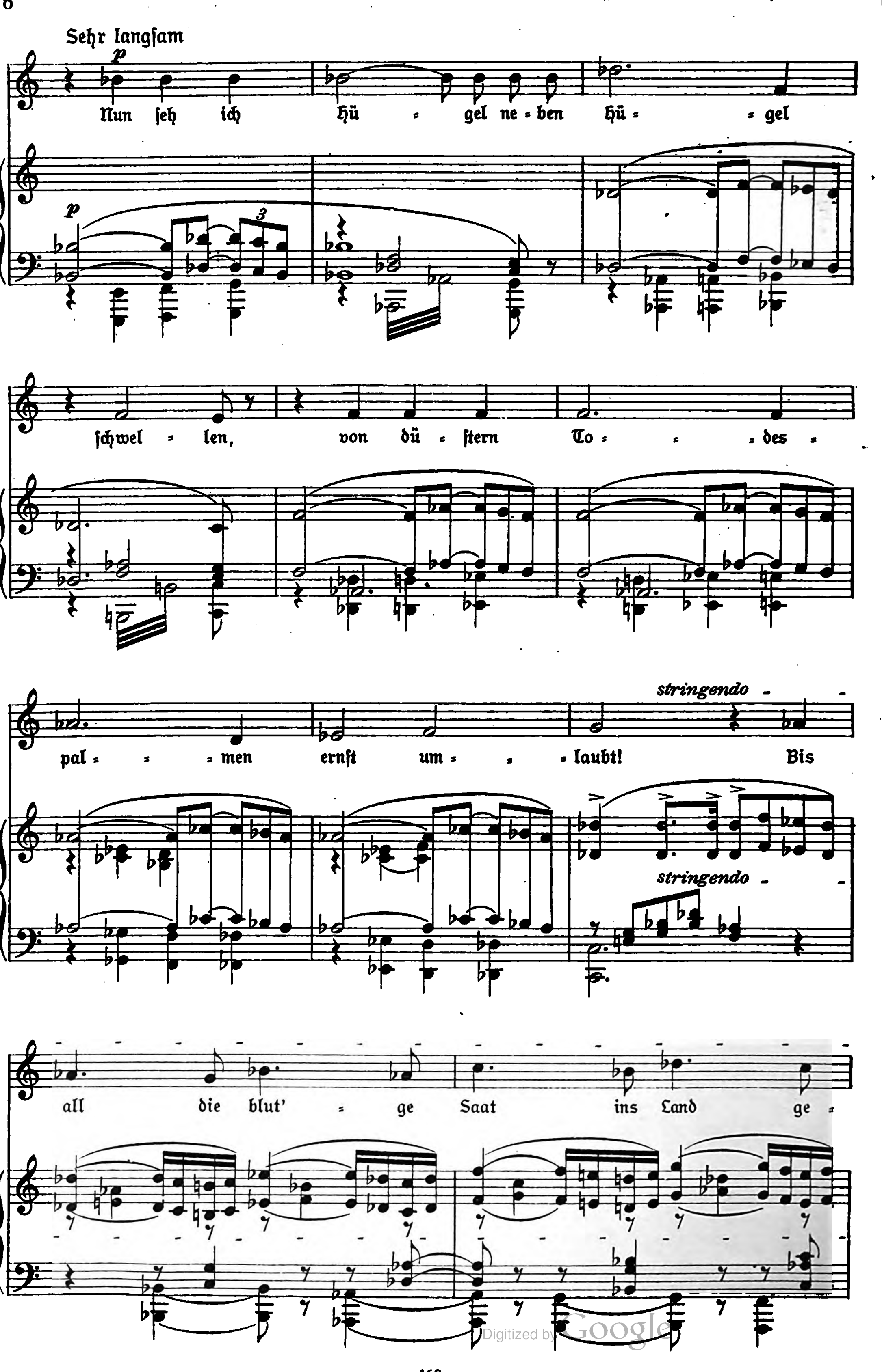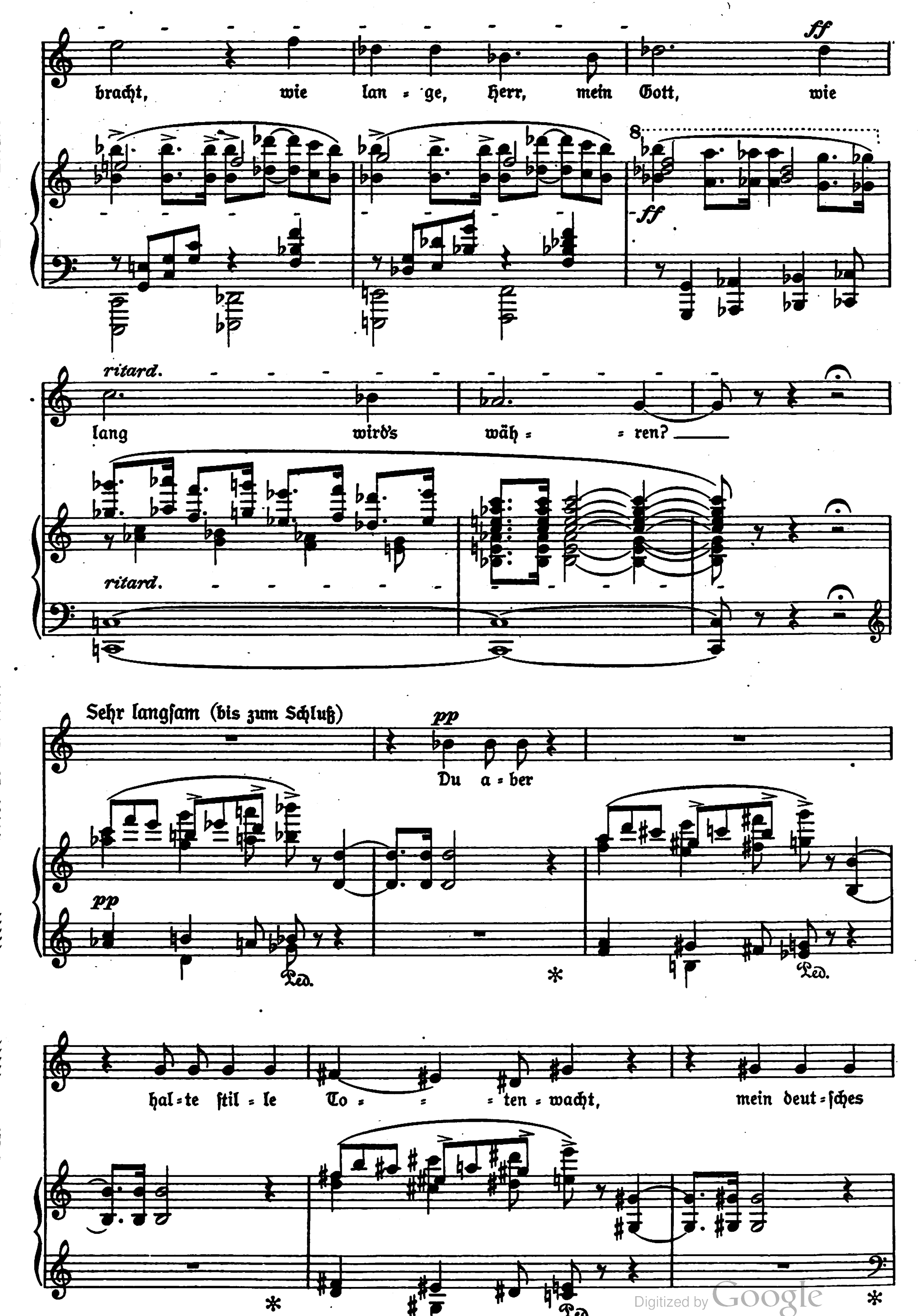




Grä = ber stel = len, ich woll = te
mich an eu = re Grä = ber stel = len
und euch be = wei = nen, und euch be =
molto espressivo
allmählich schneller
cresc.
wei = nen, die der Krieg
cresc.
ge = raubt!
dimin.
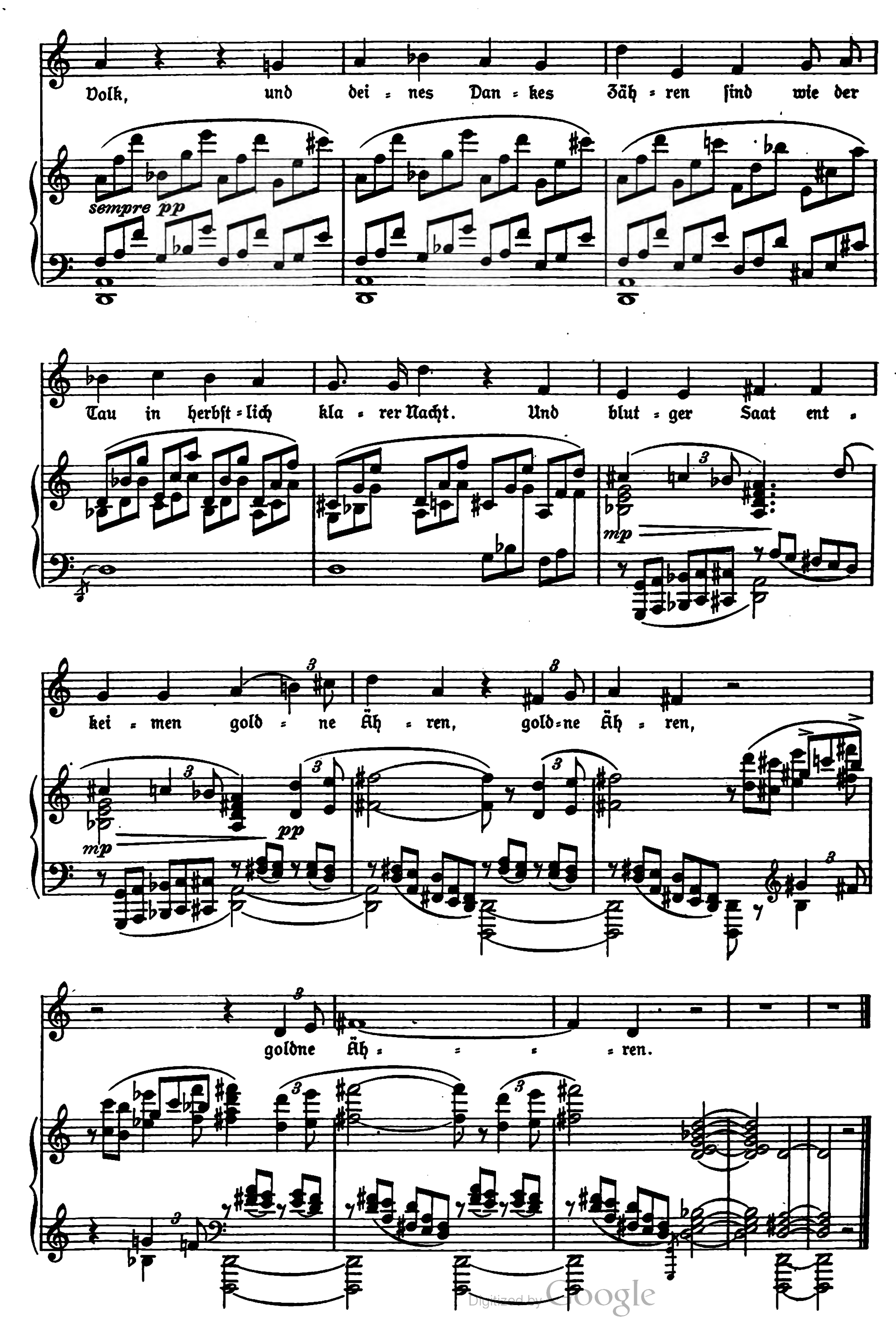


Langsam
Im gleichen langsamen
Tempo, erst ganz allmählich beleben
sempre p
Wie habt ihr kühn ge = kämpft, wie
habt ihr ge = hofft, ge = glaubt! Wie leuch = te = ten euch die
Au = gen, die hel = len, die Au = gen, die hel = len!


Von hier ab mehr beleben
cresc.
Wie habt ihr kühn ge-kämpft, ge-hofft, ge-
cresc.
glaubt, wie habt ihr kühn ge-kämpft, ge-hofft, ge-
glaubt! Wie leuch-te-ten euch die Au-gen, die
f
cresc.
f
cresc.
hel-len, die Au-gen, die
molto ritard.
hel-len!
ff
molto ritard.


Sehr langsam
p
Nun seh ich Hü - gel ne - ben Hü - - gel
p
3
schwel - len, von dü - stern To - - - des -
pal - - - men ernst um - - - laubt!
stringendo
Bis
stringendo
all die blut' - ge Saat ins Land ge -


bracht, wie lan - ge, Herr, mein Gott, wie
ff
ritard.
lang wird's wäh - ren?
ritard.
Sehr langsam (bis zum Schluß)
pp
Du a - ber
hal - te stil - le To - - ten - wacht, mein deut - sches


Volk, und dei - nes Dan - kes Zäh - ren sind wie der
sempre pp
Tau in herbst - lich kla - rer Nacht. Und blut - ger Saat ent -
mp
kei - men gold - ne Äh - ren, gold-ne Äh - ren,
mp
pp
goldne Äh - - - - ren.



